Viktor Cathrein S. J.

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Die Kulturvölker
Die Naturvölker Europas,
Asiens und Afrikas
sowie Israel

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins
der Menschheit

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Eine ethnographische Untersuchung

von **Viktor Cathrein S. J.**

Drei Bände. gr. 8° *M* 36.–; geb. in Leinwand *M* 40.–

I. Band: Die Kulturvölker. Die Naturvölker Europas, Asiens und Afrikas (nördliche Hälfte).

II. Band: Die Naturvölker Afrikas (Südhälfte) und Nordamerikas.

III. Band: Die Naturvölker Südamerikas, Australiens und Ozeaniens.

Die drei Bände können auch für sich bezogen werden (Bd I zu *M* 13.–, geb. *M* 14.40; Bd II zu *M* 12.–, geb. *M* 13.40; Bd III zu *M* 11.–, geb. *M* 12.20), jedoch verbindet die Abnahme eines Bandes auch zum Bezug der übrigen

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

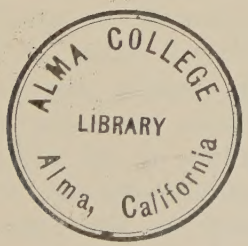
Eine ethnographische Untersuchung

von

Viktor Cathrein S. J.

Erster Band:

Die Kulturvölker. Die Naturvölker Europas, Asiens und Afrikas (nördliche Hälfte)



Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
1914
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

182

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 17 Novembris 1913

‡ **Thomas,** Archiepps

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Vorwort.

Der Hauptzweck des vorliegenden Werkes ist durch den Titel genügend gekennzeichnet. Die Tatsache der Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit ist, wie wir in der Einleitung weiter dargelegt haben, eine Grundvoraussetzung der Moralphilosophie, ohne die es überhaupt keine Moralphilosophie geben kann. Bisher ist aber diese Tatsache noch nie in ausreichender Weise für die ganze Menschheit in Gegenwart und Vergangenheit ethnographisch nachgewiesen worden. Diesen Nachweis zu erbringen, ist der Hauptzweck des vorliegenden Werkes. Dasselbe bildet in gewissem Sinne eine Ergänzung zu des Verfassers „Moralphilosophie" (5. Aufl. 1911, Freiburg, Herder). In den vier ersten Auflagen der „Moralphilosophie" war dem ersten Band als Anhang ein „Überblick über die sittlichen Anschauungen der wichtigsten Kultur- und Naturvölker" beigegeben. Derselbe entsprach aber den heutigen Bedürfnissen nicht genügend, da gegenwärtig in weiten Kreisen die Einheit des sittlichen Bewußtseins aller Menschen geleugnet wird, und zwar mit Berufung auf die Ethnographie. Wir hatten uns deshalb entschlossen, in der 5. Auflage der „Moralphilosophie" den obengenannten Anhang wegzulassen und ihn zu einem größeren selbständigen Werke auszuarbeiten, das wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben. Schon in der 5. Auflage der „Moralphilosophie" (Bd I: Vorwort, S. 143 169 usw.) haben wir auf dasselbe hingewiesen.

Es lag uns aber nicht bloß daran, zu zeigen, daß einige sittliche Ideen ein Gemeingut aller Menschen sind, sondern wir wollten alle wesentlichen sittlichen Ideen, wie sie im Dekalog enthalten sind, bei allen Völkern nachweisen, soweit dies in einem Werke möglich ist, ohne dessen Umfang über die Maßen auszudehnen. Namentlich haben wir uns bemüht, dem Zusammenhang nachzuforschen, in dem bei allen Völkern Religion und Moral stehen. Man hat die Ansicht geäußert, ursprünglich sei die Religion nicht „ethisch bestimmt" gewesen. Erst auf einer höheren Stufe sei die Moral mit der Religion verknüpft und dadurch wesentlich verändert worden. Noch unlängst behauptete der englische Ethnologe A. C. Haddon (Expository Times XXIII [1912] 404), bei den Wilden sei die Moral vollständig von der Religion getrennt, auch wenn man die Religion in der rudimentärsten Form auffasse. Was sagt die Ethnographie dazu? Wir werden allerdings im Verlauf unserer Darlegungen nicht direkt gegen solche Ansichten polemisieren; das würde uns zu weit von unserer ethnographischen

Aufgabe abführen und zu zahlreichen Wiederholungen nötigen; wir geben nur die Tatsachen.

Um den Zusammenhang von Religion und Moral zu erkennen, war es natürlich notwendig, bei den verschiedenen Völkern wenigstens die Grundzüge ihrer Religion darzulegen, ebenso ihre Ansichten über das Fortleben nach dem Tode und den Zustand im Jenseits, wie sie sich namentlich in den Begräbnisgebräuchen offenbaren. Das Nähere darüber wird der Leser in der Einleitung finden.

Obwohl unsere Aufgabe eine wesentlich ethnographische ist, d. h. sich nur mit der kritischen Darlegung der sittlichen und religiösen Anschauungen der Menschheit befaßt, haben wir doch, um das Werk auch für die Ethnologie brauchbarer zu machen, am Ende des dritten Bandes kurz die wichtigsten Resultate angedeutet, die sich aus unsern Untersuchungen als notwendige Schlußfolgerungen ergeben.

Ein besonderes Augenmerk haben wir auf die genaue Angabe der Quellen gerichtet, aus denen wir geschöpft, damit der Leser imstande sei, sich selber ein Urteil über die Zuverlässigkeit unserer Darlegungen zu bilden, dieselben gelegentlich nachzuprüfen oder auch seine Kenntnisse über die behandelten Völker zu erweitern und zu vertiefen. Wo nicht das Gegenteil angedeutet ist, haben wir die angeführten Quellen selbst benutzt und nicht aus zweiter Hand geschöpft. Welche Mühe das bei der großen Zahl der geschilderten Völker kostete, vermag nur der zu würdigen, der sich selbst schon mit ähnlichen Arbeiten befaßt hat. Fast unabsehbar war die Masse der zu bewältigenden Literatur. Dazu kam noch die Schwierigkeit, sich die richtige Literatur zu beschaffen, da viele seltene Werke aufzutreiben waren, die manchmal selbst in den größten Bibliotheken nicht vorhanden sind. Obwohl wir z. B. an der Kgl. Bibliothek zu Berlin, an der Universitätsbibliothek zu Leiden, an der Kgl. Bibliothek zu Brüssel, an der Bibliothek des Ministeriums der Kolonien ebendaselbst usw. stets das freundlichste Entgegenkommen gefunden — wofür wir an dieser Stelle herzlich danken —, so haben wir doch oft genug die gesuchten Werke nicht gefunden, so daß wir gezwungen waren, uns anderwärts umzusehen.

Große Dienste leisteten uns die vielen katholischen und protestantischen Missionszeitschriften, in denen sich oft ganz vorzügliche Monographien über die religiösen und sittlichen Anschauungen vieler Naturvölker finden, und zwar aus der Feder von Männern, die jahrelang in vertrautem Verkehr mit diesen Völkern lebten und ihre Sprache vollkommen beherrschten. In diesen Zeitschriften ist ein großes und kostbares Material aufgeschichtet, das leider bis heute bei den Ethnologen noch viel zu wenig Beachtung gefunden hat. Hier liegen noch ungehobene Schätze. Nur kostete es nicht geringe Mühe, diese Unzahl von Zeitschriften, die meist keine oder nur ganz ungenügende Indizes haben, durchzustöbern.

Wer alle diese Schwierigkeiten berücksichtigt, wird gewiß milde über das hier Geleistete urteilen. Niemand ist sich besser bewußt als der Verfasser selbst, wieviel auf diesem Gebiete noch zu leisten übrig bleibt. Er betrachtet sein Werk nur als einen ersten gründlichen Versuch einer Gesamtdarstellung der sittlichen und religiösen Anschauungen der Menschheit. Andere werden vielleicht folgen und das Angefangene weiterführen und vollenden. Wem das Gebotene gar zu gering erscheinen sollte, den können wir nur einladen, selbst Besseres zu leisten. Wenn uns übrigens jemand auf Unrichtigkeiten, die sich vielleicht trotz der angewandten Sorgfalt eingeschlichen haben sollten, oder auf positive Mängel aufmerksam macht, so werden wir ihm sehr dankbar sein. Wir sind gern bereit, alle uns zugehenden Bemerkungen oder Zusätze allenfalls in einem Ergänzungsband oder, wenn es dazu kommen sollte, in einer neuen Auflage tunlichst zu berücksichtigen. Ein vollständig nach allen Richtungen befriedigendes Werk könnte nur durch jahrelanges Zusammenarbeiten vieler zustande kommen.

Valkenburg (Holland), am Neujahrstage 1914.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Einleitung.

I. Unsere Aufgabe 1
II. Der Streit der Parteien. Theismus und Evolutionismus 1
III. Tragweite der Streitfrage 5
IV. Nähere Bestimmung der Streitfrage 11
V. Methode der Behandlung. Quellen 18
VI. Umfang unserer Darstellung 30

Erster Teil.

Die Kulturvölker.

1. Die alten Ägypter 34
2. Die Babylonier und Assyrier 40
3. Die Phönizier und Kanaaniter 48
4. Die Perser (Parsis) 51
5. Die Inder 56
   I. Der Vedismus 56
   II. Der Brahmanismus und Hinduismus 60
   III. Die Dschains (Jains) 70
   IV. Die Lingayats 72
6. Die Buddhisten 75
7. Die Chinesen 82
   I. Der Konfuzianismus 82
   II. Der Taoismus 94
8. Die Japaner 96
9. Die Mongolen 105
10. Die alten Griechen 111
11. Die Römer 118
12. Die Gallier 124
13. Die germanischen Völker 127
14. Die Finnen 132
15. Die heidnischen Slaven 136
16. Die Anhänger des Islams 140
17. Die heidnischen Einwohner von Kaffa (Ostafrika) 142
18. Die Azteken in Mexiko 145
19. Die Einwohner von Mechoacan, Tepeaca und Tlascala 156
20. Die Mayas in Yukatan 163
21. Die Quiches (Kitsches) von Guatemala 173
22. Die Urbewohner Nicaraguas 180
23. Die alten Peruaner 186

Zweiter Teil.

Die Naturvölker Europas und Asiens.

Erstes Kapitel.

Die Naturvölker Europas.

Seite

1. Die Lappen 197
2. Die Wotjaken 202
3. Die Mordwinen 204
4. Die Tscheremissen an der Wolga 207
5. Die Tschuwaschen 211

Zweites Kapitel.

Die Naturvölker Sibiriens.

1. Die Samojeden 214
2. Die Ostjaken 222
3. Die Wogulen 227
4. Die Bergnomaden des Altai 229
5. Die sibirischen Tataren 233
6. Die Jakuten 237
7. Die Tungusen 241
   I. Die chinesischen Tungusen (Mandschus) 241
   II. Die sibirischen Tungusen 243
8. Die Buräten (Burjäten) 248
9. Die Tschuktschen 253
10. Die Korjaken 258
11. Die Kamtschadalen 261
12. Die Giljaken auf Sachalin 268

Drittes Kapitel.

Die Naturvölker Japans und Chinas.

1. Die Kurilen 272
2. Die Ainos 273
3. Die Lolos 278
4. Die Miao in Kuy-tscheu 282

Viertes Kapitel.

Die Naturvölker des nördlichen Vorderindiens.

1. Die Mischmis in Assam 287
2. Die Tharus 289
3. Die Katschâris 293
4. Die Juangs 300
5. Die Agariyas 302
6. Die Cheros (Tscheros) 305
7. Die Doms 308
8. Die Korwas 311
9. Die Parahiyas 314
10. Die Kols in Mirzapur 317
11. Die Mundas 321
12. Die Hos 326
13. Die Santals 332

Seite
14. Die Malers 335
15. Die Kandhs 337
16. Die Uraons (Oraons) im Lohardaga-Distrikt (Bengalen) 342

Fünftes Kapitel.

Die Naturvölker des mittleren und südlichen Vorderindiens.

1. Die Kois 346
2. Die Kabberas 347
3. Die Kalla-Bantrus 348
4. Die Kapu 352
5. Die Koragas 354
6. Die Koravas 357
7. Die Koorcher 361
8. Die Lambadis 364
9. Die Mala-Arayans 366
10. Die Paniyans 368
11. Die Paliyans auf den Palnihügeln (Südindien) 370
12. Die Parias 374
13. Die Pulayas in Travancore 379
14. Die Todas 381
15. Die Badagas 389

Sechstes Kapitel.

Die Naturvölker Hinterindiens.

1. Die Nagastämme in Manipur 392
2. Die Chins (Tschins) 403
3. Die Karenen 405
4. Die Katchins (Chingpaw) 413
5. Die Moi 420
6. Die Bannars (Ba-Hnars) in Ostcochinchina 423
7. Die Selungs im Mergui-Archipel 427
8. Die Eingebornen der Halbinsel Malakka 429
I. Die Semangs 431
II. Die Sakais 434
III. Die Jakuns 437
9. Die Stiengs 439

Siebtes Kapitel.

Die Naturvölker der ostindischen Inseln.

1. Die Weddas auf Ceylon 442
2. Die Minkopies auf den Andamanen 445
3. Die Nikobarer 454
4. Die Bataks auf Sumatra 460
5. Die Orang-Kubus 469
6. Die Bewohner der Insel Nias 476
7. Die Baduwis auf Java 481
8. Die Landdajaken auf Borneo 485
9. Die Seedajaken in Sarawak 492
10. Die Milanos auf Borneo 503
11. Die Kajans am Mendalam 504
12. Die Eingebornen am Oberlauf des Barito in Borneo 512

Seite
13. Die Ot-Danoms (Holländisch-Borneo) 524
14. Die Bewohner von Timor 528
15. Die Kei-Insulaner 533

Achtes Kapitel.
Die Eingebornen auf den Philippinen.

1. Die Negritos oder Aëtas 537
2. Die heidnischen Malaien auf den Philippinen 540

Dritter Teil.
Die Naturvölker Afrikas.

Vorbemerkung 554

Erster Abschnitt.
Die Naturvölker der Nordhälfte Afrikas.

Erstes Kapitel.
Die Eingebornen Nordwestafrikas.

1. Die Eingebornen der Kanarischen Inseln 555
2. Die Eingebornen Senegambiens mit Ausnahme der Bambaras . . . 560
3. Die Bambaras 566
4. Die Neger an der Sierra-Leone 571
5. Die Neger an der Pfefferküste 574
6. Die Eingebornen an der Goldküste 588
   I. Die Eingebornen im 17. Jahrhundert 588
   II. Die Eingebornen der Goldküste im 19. Jahrhundert . . . 594
7. Die Eweer an der Sklavenküste 599
8. Die Joruba an der Beninküste 608
9. Die Neger des Beninreiches 615
10. Die Neger am unteren Niger 621
11. Die Ekois 629

Zweites Kapitel.
Die Neger Zentralafrikas.

1. Die Gallas 634
2. Die Dinkaneger 643
3. Die Schilluks 648
4. Die Niam-Niam 654
5. Die Nubas 659
6. Die Baris 664
7. Die Alurus und die Aschollis 668
8. Die Bongos, Golos, Dschurs und Pambias 671
9. Die Latukas 676
10. Die Lendus 677
11. Die Kukus 680
12. Die Madis oder Morus 687

Einleitung.

I.

Unsere Aufgabe.

Den Gegenstand der folgenden Untersuchungen bildet die Beantwortung der Frage: Gibt es einen Grundstock von sittlichen Begriffen und Grundsätzen, die von allen Völkern zu allen Zeiten anerkannt waren und die man deshalb als ein unverlierbares Gemeingut aller Menschen bezeichnen kann? Mit andern Worten: gibt es ein einheitliches, gleichartiges sittliches Bewußtsein in der gesamten uns bekannten Menschheit?

Diese Frage soll aber hier nicht a priori durch philosophische Betrachtungen gelöst werden, sondern auf historischem Wege durch Erforschung des Zeugnisses der Völkerkunde. Was sagt uns die Völkerkunde (Ethnographie) von dem sittlichen Bewußtsein der Völker, die zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten diesen Erdball bewohnt haben? Berechtigt uns dieses Zeugnis, an ein einheitliches, in seinen Grundzügen identisches Sittlichkeitsbewußtsein der ganzen Menschheit zu glauben, oder erweist sich dieser Glaube als ein leeres Phantom, das vor den Tatsachen der Ethnographie nicht länger bestehen kann?

II.

Der Streit der Parteien. Theismus und Evolutionismus.

1. Bis in die neuere Zeit wurde die Gleichartigkeit der sittlichen Grundanschauungen aller Völker als etwas Selbstverständliches angenommen oder vorausgesetzt. Die griechischen Philosophen und Dichter reden wiederholt von ewigen, unwandelbaren Sittengesetzen, die nicht erst seit gestern oder heute gelten, sondern von jeher und überall in Geltung waren, die ein Ausfluß der ewigen Satzungen der Götter sind und unveränderlich über allen menschlichen Geboten stehen. Erinnert sei hier z. B. an das schöne Wort der Antigone bei Sophokles, die trotz des Verbotes des Kreon es als ein natürliches Recht bezeichnet, den Polynikes zu begraben; denn dieses Recht gelte nicht erst von heute oder gestern, sondern von ewig, niemand kenne den Anfang dieses Rechts und könne uns von demselben entbinden. Aristoteles unterscheidet zwei Arten von Gesetzen. Die einen ändern sich von Volk zu Volk, die andern sind ungeschrieben, unwandelbar, immer und überall gültig, weil sie das gebieten

oder verbieten, was seiner Natur nach *(κατὰ φύσιν)* recht oder unrecht ist[1]. Welches Volk, sagt Cicero[2], liebte nicht die Menschenfreundlichkeit, die Güte, die Dankbarkeit? und welches verabscheute nicht die Stolzen, die Übeltäter, die Grausamen und die Undankbaren? Es gibt nach ihm ein ewiges, unwandelbares Gesetz, das die Götter den Menschen mitgeteilt haben, von dem uns kein Volks- oder Senatsbeschluß befreien kann und das immer und überall in gleicher Weise gilt[3].

Das Christentum hat immer an dieser Auffassung festgehalten. Allen Menschen, auch denen, die nie etwas von der christlichen Offenbarung gehört, hat Gott das natürliche Sittengesetz ins Herz geschrieben, so daß sie Gut und Bös, Recht und Unrecht unterscheiden und die Stimme des Gewissens in ihrem Innern vernehmen. Dem hl. Paulus zufolge werden auch die Heiden einst nach dem Sittengesetz gerichtet werden, das sich in ihrem Gewissen offenbart[4]. Im Anschluß an die Worte des Apostels lehren die Kirchenväter dasselbe an vielen Stellen. Nach dem hl. Augustinus[5] gibt es „keine des vernünftigen Denkens fähige Seele, in deren Gewissen Gott nicht seine Stimme vernehmen ließe". „Den Diebstahl", sagt er an einer andern Stelle, „bestraft ohne Zweifel dein Gesetz, o Herr, und das in die Herzen der Menschen geschriebene Gesetz, das nicht einmal die Ruchlosigkeit auszutilgen vermag. Denn welcher Dieb erträgt es mit Gleichmut, wenn er bestohlen wird?"[6] Und wiederum: „Welchem Ruchlosen wird es nicht leicht, von Gerechtigkeit zu reden? oder wer wird, wenn man ihn fragt, was Gerechtigkeit sei, nicht leicht antworten, sofern er keinen Grund zum Gegenteil hat? denn die Wahrheit hat durch die Hand unseres Schöpfers in unsere Herzen geschrieben: ‚Was du nicht willst, das man dir tu', das tu auch einem andern nicht.' Es wurde nicht zugelassen, daß jemand dies nicht wisse, damit auch diejenigen, denen kein (geschriebenes) Gesetz gegeben wurde, zur Rechenschaft gezogen werden könnten."[7] Der hl. Hieronymus[8] schreibt: „Daß das natürliche Gesetz in unsere Herzen geschrieben sei, lehrt der Apostel. So umfaßt ein Gesetz, welches in das Herz geschrieben ist, alle Nationen, und es gibt keinen Menschen, der dieses Gesetz nicht kennte."

So hat man bis heute fast allgemein gedacht und geglaubt. Selbst Kant und seine Anhänger huldigten der Überzeugung, daß die Sittengesetze kategorisch, unwandelbar seien und für alle Vernunftwesen in gleicher Weise feststehen. Gerade weil diese Überzeugung allgemein war und als selbstverständlich angesehen wurde, gab man sich kaum je die Mühe, ihre Richtigkeit eingehender nachzuweisen. Vom Standpunkt des Christentums, ja selbst des bloßen philosophischen Theismus ist sie wirklich fast selbstverständlich. Auch die bloße Vernunft vermag mit Sicherheit zu beweisen, daß der Mensch eine vernünftige, geistige Seele hat, daß er mithin ganz wesentlich vom Tiere verschieden ist und sich nicht durch allmähliche Umbildung aus einer Tierart entwickelt haben kann.

---

[1] Rhetor. 1, 13, 1373 b; Ethic. ad Nicom. 5, 10, 1134 b 18.
[2] De leg. 1, 11.
[3] De republ., bei Lactant., Divin. instit. 6, 8, 7; De leg. 1, 15; 2, 4.
[4] Röm 2, 14 ff. [5] De sermone Dom. in monte l. 2.
[6] Enarr. in Ps. 118, sermo 26. [7] Enarr. in Ps. 57, n. 1.
[8] Epist. 21 (Migne, Patr. lat. XXII 1029).

Er muß sein Dasein der schöpferischen Tat eines überirdischen, intelligenten Wesens verdanken, das von Ewigkeit her existiert, diese ganze sichtbare Welt ins Dasein gerufen hat und nach den Gesetzen lenkt, die es in sie hineingelegt. Dieses Wesen — Gott — mußte, wie alles andere, so auch den Menschen zu einem seiner würdigen Zweck hinordnen und durch entsprechende Gesetze zu diesem Ziel leiten. Das geschieht vor allem durch das natürliche, allen Menschen ins Herz geschriebene Sittengesetz.

Die Menschen sind ferner gleichartig und nehmen deshalb auch Anteil an demselben Gesetz. Die Arteinheit des Menschengeschlechtes, die das Christentum lehrt, ist auch durch die moderne Forschung bestätigt worden. Schon A. de Quatrefages[1] hat in verschiedenen Werken die Arteinheit der Menschen wissenschaftlich festgestellt. So sagt er: „Es existiert also nur eine einzige menschliche Art (Spezies), wenn man dieses Wort in dem Sinne gebraucht, in dem wir es auf Tiere und Pflanzen angewendet haben." Er beweist diese Behauptung eingehend und kommt zur Überzeugung: wer immer seiner Beweisführung folge, werde „mit Männern wie Linné, Lamarck, Cuvier, Geoffroy, Humboldt, Müller bekennen, daß alle Menschen zu einer Art gehören, daß nur eine menschliche Art existiert". Fr. Ratzel[2] schreibt: „Soweit die Erde für den Menschen bewohnbar ist, finden wir also Völker, die Glieder einer und derselben Menschheit sind. Die Einheit des Menschengeschlechtes ist das tellurische oder planetarische Merkmal, das der höchsten Stufe der Schöpfung aufgeprägt ist. Es gibt nur eine einzige Menschenart, deren Abwandlungen zahlreich sind, aber nicht tief gehen."

Die Annahme der Arteinheit führt fast notwendig zur Annahme der gemeinsamen Abstammung des Menschengeschlechtes. Nach Th. Achelis[3] entscheiden sich die berufensten Vertreter der Anthropologie und Ethnologie für die Arteinheit des Menschengeschlechtes vor allem aus dem Grunde, weil „alle Völkerschaften, von den schwärzesten bis zu den weißesten, von den wildesten bis zu den zivilisiertesten, eine solche Übereinstimmung in ihrem Körperbau und in ihrer Geistestätigkeit zeigen, daß dieselbe nicht einfacher und besser erklärt werden kann als durch die Annahme gemeinsamer Abstammung, wenn auch noch so entfernter Vorfahren". Auch nach Ratzel[4] wird der „einheitliche Ursprung des Menschen von einem Elternpaare von der großen Mehrzahl der heutigen Anthropologen" angenommen.

Aus der dreifachen Grundlage des Theismus: der Erschaffung der Menschen durch Gott, ihrer Abstammung von einem Elternpaar und ihrer wesentlichen Gleichartigkeit in Anlagen und Neigungen, ergibt sich die wesentliche Einheit des sittlichen Bewußtseins des Menschengeschlechtes von selbst, und man begreift deshalb, warum von theistischer Seite diese Einheit als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, so daß ihre Begründung als überflüssig erschien.

---

[1] L'espèce humaine[6] (1882) 64. [2] Völkerkunde I (1894) 8.

[3] Völkerkunde, Stuttgart 1896, 308.

[4] A. a. O. I 9. Auch Weule (Leitfaden der Völkerkunde, Leipzig und Wien 1912, 2) schreibt: „Nach den bisher geltenden Anschauungen ist die Menschheit einheitlich, d. h. von einer einzigen Stammform ausgegangen."

2. Heute aber hat sich die Sachlage ganz geändert. Die herrschende Denkrichtung unserer Zeit huldigt dem extremen Evolutionismus. Die Idee der allesumfassenden Entwicklung hat man Schelling und Hegel entlehnt, aber ihren Idealismus hat man in die Rumpelkammer geworfen. Evolutionismus auf positivistischer Grundlage heißt die heutige Grundrichtung. Nicht aus den Begriffen wird das Sein, sondern aus dem Sein werden die Begriffe abgeleitet. Mit andern Worten, nicht das Denken und Wollen liegt allem Werden zu Grunde, sondern das Denken und Wollen ist die letzte unabsichtlich hervorgebrachte Frucht eines umfassenden Entwicklungsprozesses, die sich mit diesem beständig umgestaltet und verändert. Es gibt deshalb, so sagen die Anhänger des Relativismus oder Pragmatismus, keine objektive, ein für allemal feststehende Wahrheit, sondern nur eine relative Wahrheit, die bloß für die Erkennenden zu einer bestimmten Zeit und an bestimmten Orten gilt, aber keineswegs beanspruchen darf, die Wahrheit schlechthin zu sein.

Unsere Zeit, sagt Fr. Paulsen[1], hat den starren Rationalismus des Kantischen Systems mit seinen absoluten und ewigen Wahrheiten aufgegeben und neigt der „historisch-genetischen und damit relativistischen Denkweise" zu. „Es gibt, abgesehen von der Logik und Mathematik, nur relative, nicht ewige Wahrheiten. Die Wirklichkeit ist in beständigem Fluß, ihr folgt die Erkenntnis." Es ist sehr inkonsequent, wenn Paulsen die Logik und Mathematik allein vom Fluche der Relativität ausnehmen will. Beide setzen notwendig allgemeine Begriffe und Grundsätze voraus, die allen Wissenschaften gemeinsam sind, so z. B. die Begriffe von Sein und Nichtsein, von Wahrheit und Irrtum, Notwendigkeit und Wandelbarkeit, Gleichheit und Verschiedenheit, Möglichkeit und Unmöglichkeit u. dgl. und ebenso die Grundsätze, daß nichts zugleich und unter derselben Rücksicht wahr oder falsch sein kann, daß jedes Werden seine Ursache haben muß usw. Entweder muß man also die unwandelbaren Wahrheiten auf allen Gebieten leugnen oder sie in allen Wissenschaften gelten lassen. Es ist deshalb viel folgerichtiger, wenn Spitta[2] auch in der Mathematik alle unwandelbaren Grundsätze leugnet: „Absolute Geltung kommt ihnen (den mathematischen Sätzen) ebensowenig zu wie irgend einer andern wissenschaftlichen Erkenntnis." Wenn wir sagen $2 \times 2 = 4$ sei immer und überall wahr, so behaupten wir nach Spitta etwas, was wir gar nicht wissen können.

Gibt es überhaupt keine unbedingten Wahrheiten, so auch nicht auf dem Gebiete der Ethik, und es darf uns deshalb nicht befremden, daß heute weite Kreise von Gebildeten alle unwandelbaren Begriffe und Grundsätze leugnen. Nach Herbert Spencer[3] kann die heutige Forschung die Einheit und Allgemeinheit des menschlichen Gewissens, welche von Kant vorausgesetzt wird, nicht anerkennen. Fr. Jodl[4] meint: „Kein Völkerpsycholog wird heute die alte Schulmeinung von den angeborenen, unveränderlichen, ewigen Normen der Sittlichkeit noch aufrecht erhalten wollen." Fr. v. Hellwald[5] hält die Begriffe von Gut und Bös für völlig schwankend und subjektiv. Diese Begriffe

[1] Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre, Stuttgart 1899, 401.
[2] Mein Recht auf Leben, Tübingen 1900, 67.
[3] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik XCV 58.
[4] Religion, Moral und Schule (1892) 9. [5] Kulturgeschichte (1875) 22.

„sind nichts anderes als verschiedenartige Zustände der menschlichen Gesellschaft, von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet“ [1]. Des Menschen höhere intellektuelle und moralische Anlagen sind Kraftentfaltungen, die er seiner sozialen Entwicklung zu danken hat. Diese Entwicklung hat „das Tier allmählich durch schwere Kämpfe und Prüfungen zum Menschen erhoben“ [2]. „Solange man einen persönlichen Schöpfer und damit zusammenhängend eine sittliche Weltanschauung und die Unsterblichkeit der Seele verficht und nicht entbehren zu können vermeint, solange man nicht zur Einsicht emporsteigt, daß es eine Seele überhaupt nicht gibt, so lange ist man nicht fortgeschritten.“ [3] In der ersten Auflage [4] hatte Hellwald behauptet, daß für die Menschheit „Recht, Sittlichkeit und Moral leerer Schall sind und auch sein müssen“. In der vierten Auflage hat man diesen anstößigen Ausdruck weggelassen, aber die Auffassung ist dieselbe geblieben.

Erinnert sei hier noch an die sog. „materialistische Geschichtsauffassung“, die heute nicht nur unter den Schülern von K. Marx, sondern auch außerhalb der sozialistischen Kreise zahlreiche Anhänger zählt. Nach dieser Geschichtstheorie sind alle sittlichen, rechtlichen, religiösen, philosophischen Ideen nur die Widerspiegelung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den Köpfen der Menschen oder die Art und Weise, wie sich diese Verhältnisse im Bewußtsein der Menschen ausnehmen. Da sich nun die Wirtschaftsverhältnisse beständig ändern, so wälzt sich auch der ideologische Überbau der sittlichen, rechtlichen und religiösen Begriffe um. „Die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft bildet die reale Basis, aus der der gesamte Überbau der rechtlichen und politischen sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines geschichtlichen Zeitalters in letzter Instanz zu erklären sind.“ [5]

Wir könnten noch viele andere Zeugnisse aus neuer und neuester Zeit über die völlige Wandelbarkeit und Relativität aller sittlichen und religiösen Begriffe anführen. Aber da es sich um eine allgemein bekannte Sache handelt, ist dies ganz unnötig.

III.

Tragweite der Streitfrage.

So stehen sich in der Frage nach der Einheit des sittlichen Bewußtseins zwei Richtungen oder Parteien schroff gegenüber. Welche von beiden hat recht? Die Entscheidung dieser Frage ist von weittragender und tiefgehender Bedeutung.

1. Von ihr hängt vor allem nichts weniger ab als Sein oder Nichtsein der Moralphilosophie oder Ethik. Der Moralphilosoph ist kein bloßer Redner, der die Menschen durch die Kunst seiner Rhetorik für seine Ideen gewinnen und begeistern will. Er ist auch kein bloßer Geschichtschreiber, der nur registriert, was man zu verschiedenen Zeiten und Gegenden für gut und bös gehalten habe. Er sucht vielmehr durch seine Forschung zu ermitteln, was seiner Natur nach gut und bös, lobens- und tadelnswert und deshalb immer und überall

[1] Ebd. [4] (1896) 58. [2] Ebd. 59. [3] Ebd. 793—794. [4] S. 795.
[5] Fr. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft (1891) 25.

von allen urteilsfähigen Menschen als solches anzuerkennen sei. Er beansprucht für die Ergebnisse seiner Forschung Allgemeingültigkeit. Wenn er z. B. den Satz aufstellt: Mord, Ehebruch, Vaterlandsverrat, Meineid sind schlecht, so will er nicht bloß behaupten, das gelte in Deutschland oder Frankreich oder bloß für die heutige Zeit und die zivilisierten Völker, sondern diese Handlungen seien an sich und deshalb immer und überall schlecht und verwerflich. Gibt es aber nichts seiner Natur nach Gutes und Böses, ist jede derartige Unterscheidung das Produkt zufälliger Entwicklung, können einmal in späterer Zeit Vaterlandsverrat, falsches Zeugnis, Ehebruch usw. gut und lobenswert werden, dann hat die Ethik ausgewirtschaftet, sie ist brotlos geworden. Mit Recht sagt Th. Lipps[1]: „Es gebe, so versichert man, kein für alle Zeiten und Menschen gültiges Sittliche. Angenommen, es wäre so, dann gibt es auch keine Ethik."

Diese Konsequenz wird dann auch von vielen Evolutionisten offen anerkannt. So sagt Ed. Westermarck[2]: „Wenn es keine allgemeinen sittlichen Wahrheiten gibt, so kann es auch nicht das Ziel wissenschaftlicher Ethik sein, Regeln für das Betragen der Menschen aufzustellen. Wenn das Wort Ethik als die Benennung einer Wissenschaft gebraucht werden soll, so kann deren Gegenstand nur sein, das sittliche Bewußtsein als eine Tatsache zu studieren."

Westermarck will also die Ethik zu einer bloßen geschichtlichen Disziplin degradieren, zu einem Teil der Kulturgeschichte, die konstatiert, was man zu verschiedenen Zeiten für gut und bös gehalten habe. Aber gibt es nichts Unwandelbares und Allgemeingültiges auf sittlichem Gebiet, so kann es selbst keine Geschichte der Moral mehr geben. Um festzustellen, was die verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiten über die sittliche Ordnung gedacht haben, müssen wir schon zum voraus wissen, was sittlich gut oder sittlich bös sei, oder welche Anschauungen zur sittlichen Ordnung gehören und welche nicht. Es gilt hier dasselbe, was schon oft von der vergleichenden Rechtswissenschaft gesagt wurde. Will man die Rechtsinstitutionen verschiedener Völker miteinander vergleichen, so muß man schon zum voraus wissen, was Recht sei und was zu einer Rechtsinstitution gehöre. Sonst könnte man Institutionen zum Vergleich heranziehen, die ganz außerhalb der Rechtsordnung liegen. Dasselbe läßt sich von der sittlichen Ordnung überhaupt sagen, von der das Recht nur einen Teil bildet. Wer nicht schon einen klaren allgemeingültigen Begriff von sittlich und sittlicher Ordnung mit sich bringt, kann keinen Vergleich zwischen den sittlichen Anschauungen verschiedener Völker anstellen. Er vergleicht vielleicht Dinge miteinander, die gar nicht zur sittlichen Ordnung gehören.

Sehr eingehend hat sich über die neueren Tendenzen in der Ethik Th. Achelis[3] ausgesprochen. „Gegenüber der spekulativen Ethik Kants ist", so schreibt er, „in unsern Tagen unter dem Einfluß der Natur eine andere Richtung aufgetreten, welche auf die vergleichende Völkerkunde gestützt den psychogenetischen Weg zur Erklärung der ethischen Probleme einschlägt. Nachdem

[1] Die ethischen Grundfragen (1899) 2.

[2] Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe. Deutsch von L. Katscher, 2 Bde, Leipzig 1907—1909, I 14.

[3] Ethnologie und Ethik, in der Zeitschrift für Ethnologie XXIII (1891) 66 ff.

durch Darwin die Biologie zur Fundamentalwissenschaft geworden, glaubt man auch für die Philosophie die Zeit der Reform gekommen. Wie alles im Wege der künstlichen und natürlichen Züchtung von den kompliziertesten Erscheinungen rückwärts bis zu den einfachsten Formen des organischen Lebens erklärt wurde, so hoffte man auch unter derselben Perspektive das menschliche Handeln auffassen und deuten zu können. Anstatt wie bislang von bestimmten Voraussetzungen über eine unveränderliche Höhe der sittlichen Wertschätzung auszugehen und nach diesem Maßstab die einzelnen ethischen Erscheinungen zu beurteilen, fing man jetzt an, der Entstehung der sittlichen Ideale nachzuspüren und induktiv zu erweisen, daß das Gute nichts absolut Gültiges und Konstantes bedeute, sondern je nach der Entwicklungshöhe des bezüglichen Organismus einen ganz verschiedenen, ja mitunter sich widersprechenden Inhalt in sich schließe. Es genügte nicht mehr, von einem kategorischen Imperativ zu reden, der an alle die gleiche Forderung sittlichen Strebens richte, von einem immanenten Sittengesetz, das der Mensch in seiner Brust trage und allerorten zu befolgen verpflichtet sei. Man besann sich, daß die Kultur, aus der bis dahin der entscheidende Wertmesser der Moral entlehnt war, ein spätes Produkt eines unendlich langen Prozesses sei, dessen einzelne Phasen erst eine genaue Untersuchung erforderten, ehe man zu einem abschließenden, allgemeingültigen Urteil gelangen könne. Unter diesen Umständen bildete sich eine neue Wissenschaft, die Ethnologie, welche es sich zur Aufgabe machte, auf Grund einer möglichst ausgedehnten Vergleichung eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Rasse zu schreiben."

Auch Achelis übersieht, daß man, um die ethischen Erscheinungen der verschiedensten Völker miteinander vergleichen zu können, schon im allgemeinen wissen muß, was ethisch sei, was zur sittlichen Ordnung gehöre, was gut und bös, Tugend und Laster überhaupt seien; sonst wird man Dinge miteinander vergleichen, die vielleicht gar nicht der sittlichen Ordnung angehören; und dieser Begriff des Ethischen im allgemeinen muß als ein für alle Zeiten gültiger angesehen werden.

Nach Achelis lehnt es die moderne Ethnologie ab, in Rousseauscher Weise das soziale Leben der Menschheit aus individuellen Entschließungen, Verträgen usw. zusammenzusetzen, sie betrachtet den Menschen vielmehr als soziales Wesen, als Glied der Organisationsform, die ihn geboren und erzogen, die ihm erst das ethische Verhalten ermöglicht. Da ist man aber gleich versucht, zu fragen: Wie sind denn die sozialen Gebilde entstanden? Die sind doch nicht vom Himmel geschneit worden. Wenn man einen Schwarm Vögel oder ein Rudel Hunde oder Wölfe sieht, so fragt man nicht: Wie ist das Individuum aus dem Schwarm entstanden? sondern umgekehrt. Die Individuen haben sich zu einem Schwarm zusammengeschart. Das Individuum ist das prius. So ist es auch in Bezug auf die sozialen Gebilde des Menschen. Nur dann kann man das Handeln einer Gesellschaft ethisch bewerten, wenn die einzelnen Individuen, die ja allein Willensfreiheit besitzen, ethisch handeln können. Wie wenig positiv und voraussetzungslos diese moderne Ethnologie ist, zeigt die Behauptung Achelis': Der Naturzustand kennt nur ethnische Institute, welche die Bedeutung des einzelnen nicht aufkommen lassen, „nur Kollektiveigentum, Kollektivehen, nur Kollektiv-

pflichten", „nie spontane Taten individueller Willkür". Woher weiß das Achelis? Wo sind die Beweise dafür? Das sind nur Folgerungen aus der willkürlich vorausgesetzten Entwicklung der Menschen aus völlig tierischen Anfängen.

Auf denselben Grundanschauungen beruht die Behauptung: „Es gibt schlechterdings kein absolutes, an sich seiendes (!), für alle Zeiten und Völker von vornherein geltendes Sittengesetz ...; es gibt keine derartigen, dem Menschen immanenten Grundsätze, die mit mathematischer Evidenz jedem Zweifel und Irrtum entrückt sind." „Alle Versuche mithin (!), aus a priori gegebenen angebornen (?) Vermögen oder Gefühlen des Rechts, der Billigkeit usw. eine wissenschaftlich haltbare Ethik herzuleiten, sind geradeso verfehlt wie die religiös gefärbten Anschauungen, welche diese Elemente als Geschenke göttlicher Offenbarung ansehen."[1]

2. Die in den eben angeführten Worten enthaltene deutliche Absage an die christliche Offenbarung läßt uns erkennen, daß die Frage, ob es allgemeingültige, von Zeit und Ort unabhängige und unwandelbare Begriffe und Grundsätze des Sittlichen gebe, von entscheidender Bedeutung für die gesamte Weltanschauung ist. Theismus und extremer Evolutionismus scheiden sich an ihr.

Bisher hat man allgemein angenommen, die Wahrheit sei etwas objektiv Gegebenes, in seinen Grundlagen Unwandelbares, ein geistiges Reich, in das der menschliche Geist immer tiefer eingedrungen, das er sich immer mehr zu erobern und anzueignen vermag. Ein solches für alle Zeiten und Orte feststehendes, unwandelbares Reich der Wahrheit kann aber nicht in der Luft hängen, es setzt in letzter Linie ein ewiges, unwandelbares geistiges Sein voraus. Dieses objektive Reich der Wahrheit bietet nun für den Theismus keinerlei Schwierigkeit, ja wird von ihm notwendig gefordert. Denn der menschliche Verstand ist nur ein Ebenbild der göttlichen Vernunft und deshalb von Haus aus veranlagt, die von Gott in die geschaffenen Dinge hineingelegten ewigen Ideen herauszulesen und so immer mehr sich dem Urquell aller Wahrheit zu nähern.

Auch die Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins bietet von diesem theistischen Standpunkt keine Schwierigkeit, ja sie wird von ihm notwendig gefordert, wie sich aus dem früher Gesagten von selbst ergibt. Sind alle Menschen nach Gottes Ebenbild geschaffen, stammen sie alle von einem Elternpaare ab, so sind sie auch alle einander in Bezug auf Natur und Anlagen im wesentlichen gleich, und alle bilden sich spontan einen Grundstock von gleichen Begriffen und Grundsätzen der theoretischen und praktischen Ordnung.

Ganz anders verhält sich die Sachlage für den Evolutionismus. Mit der Beseitigung des Gottschöpfers beseitigt er jedes ewige unwandelbare Sein, das der Ideenwelt mit ihren unwandelbaren Begriffen und Grundsätzen als Grundlage dienen könnte. Ihm fehlt jeder ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Er kennt nur ewiges Entstehen und Vergehen, und in diesen unaufhörlichen Umwandlungsprozeß ist auch der Mensch mit seinem Denken und Wollen hineingestellt. Von diesem Standpunkt ist die Einheit des sittlichen Bewußtseins der

[1] Zeitschrift für Ethnologie I 67—69.

Menschheit zu allen Zeiten und Orten nicht mehr festzuhalten, sie wäre ein völlig unerklärliches Rätsel, und hier haben wir den wahren Grund, warum so viele diese Einheit in Abrede stellen. Ein konsequenter Evolutionist hat dies offen eingestanden. „Wenn das Gewissen", schreibt Paul Rée[1], „von jeher dieselben Handlungen befohlen und verboten hätte, so würde die Erklärung eines so allgemein auftretenden inneren Gesetzes kaum möglich sein oder, was dasselbe bedeutet (!), sie würde übernatürlich ausfallen. Denn fragt man: Wie kommt nur das Herz aller Menschen zu diesem nämlichen seltsamen Bewohner? Wer hat ihn da einquartiert? so wird man auf Gott geführt." Also um nicht auf Gott geführt zu werden, leugnet man die Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins!

Aber man kann doch nicht leugnen, daß wenigstens die heute lebende Menschheit allgemein eine Moral anerkennt, und zwar eine Moral, die sehr viele übereinstimmende Züge zeigt. Wie ist sie entstanden? Wenn der Mensch nur ein weiterentwickeltes Säugetier ist, in dem keine wesentlich höheren Kräfte und Fähigkeiten tätig sind als im Tiere und in der ganzen übrigen Natur, wie kam er zu den sittlichen Ideen und Grundsätzen, die wenigstens bei der heutigen Menschheit so viel Ähnlichkeit aufweisen? Hier muß natürlich der allmächtige Entwicklungsprozeß die Lösung bringen. Von jedem, der nicht als wissenschaftlich minderwertig gelten will, fordert man, daß er den Entwicklungsprozeß seinen Forschungen zu Grunde lege und von diesem Standpunkte aus die sittlichen und religiösen Phänomene erkläre. Joh. Warneck[2] erzählt, er sei von vielen Seiten aufgefordert worden, „anzuerkennen, daß der zurzeit die wissenschaftliche Welt beherrschende Entwicklungsgedanke auch der Religionsforschung die Wege zu weisen habe". Also die problematische Entwicklungshypothese in ihrer Ausdehnung auf den Menschen soll zur Grundlage und zum Wegweiser der Religionsforschung genommen werden! Ist das „voraussetzungslose" Wissenschaft?

Auf doppeltem Wege hat man nun versucht, mit Hilfe des Entwicklungsprozesses die „Entstehung der Moral" zu erklären. Früher sprach man den wilden Naturvölkern jede Moral und jede Religion ab. Bei den Kulturvölkern war es dann leichter, eine „Religion und Moral" entstehen zu lassen. John Lubbock[3] (Lord Avebury) behauptete, daß einige Stämme kaum als zurechnungsfähige Wesen betrachtet werden können und nicht etwa irrige oder unklare, sondern überhaupt gar keine Sittlichkeitsbegriffe besitzen. Mit Berufung auf einige Reisende und Missionäre erklärt er[4], „daß es Rassen gibt, die aller religiösen Anschauung entbehren", „denen fast jede Spur von Sittlichkeitsgefühl fehlt"[5], die „keine eheliche Verbindung kennen"[6], ja in einem „alles ehelichen Lebens baren Hetärismus leben"[7]. Ähnlich sagt Fr. v. Hellwald[8]: „Was wir Moral nennen, was wir als den Grund- und Eckpfeiler

[1] Die Entstehung des Gewissens (1885) 31.
[2] Die Lebenskräfte des Evangeliums, Berlin 1908, Vorrede VI.
[3] Die vorgeschichtliche Zeit. Deutsch von Passow, Jena 1874, 261.
[4] Die Entstehung der Zivilisation, übersetzt von Passow, Jena 1875, 174.
[5] Ebd. 330. [6] Ebd. 59. [7] Ebd. 79.
[8] Naturgeschichte des Menschen I 72.

unserer gesellschaftlichen Ordnung zu betrachten gewohnt sind, das ist ihnen (den primitiven Völkern) fremd, ja oft kaum verständlich, und so geschieht es, daß Handlungen, deren bloßer Gedanke schon unsern Abscheu erregt, von ihnen in aller Unschuld des Geistes und Gemütes begangen werden. Unsere eigene Gesittung ist eben nichts anderes als die Zähmung des Säugetieres Mensch." Wer mag es wohl sein, der in uns das Säugetier zähmt? Nach Hellwald offenbar das Säugetier selbst, denn etwas anderes gibt es im Menschen nicht.

So bemüht man sich, den Menschen zum Tier herabzudrücken. Auch H. Spencer[1] sagt an mehreren Stellen, daß die primitiven Menschen keine sozialen Gesetze kannten, daß das Verhältnis der Geschlechter durch den Willen des Stärkeren bestimmt wurde, „uneingeschränkt durch staatliche Gebote, ungeläutert durch moralische Gefühle". Dagegen schreibt er an sehr vielen Stellen den Tieren, z. B. den Hunden, Pferden und Affen, hochentwickelte sittliche Gefühle zu und hat damit den Weg eingeschlagen, den heute sehr viele Evolutionisten wandeln, um leichter den Ursprung der Sittlichkeit erklären zu können. Und Konsequenz läßt sich dieser Auffassung nicht absprechen. Ist der Mensch nicht wesentlich vom Tier verschieden, so bleiben auch alle seine Fähigkeiten und Triebe wesentlich im Tierischen haften, und seine religiösen und sittlichen Neigungen können nur weiterentwickelte tierische Triebe und Instinkte sein. Es ist ganz konsequent, wenn Spencer[2] von einer „Tierethik", von „vormenschlicher Gerechtigkeit", von „Gewissen bei Tieren" redet. Bei einem Hunde entdeckte er ein ausnehmend starkes Gefühl des „Sollens". Derselbe unterschied sogar „zwischen größeren und kleineren Abweichungen von seinem Maßstabe des ‚Sollens'", also zwischen schweren und läßlichen Fehlern, ja derselbe zeigte bei verschiedenen Gelegenheiten nicht nur Treue, Gerechtigkeit und Selbstbeherrschung, sondern auch „ein buchstäblich christliches Gefühl, das kaum ein Christ unter tausend gezeigt haben würde" [3].

Aus solchen Erscheinungen glaubt sich Spencer[4] zum Schluß berechtigt: „Wenn bei Tieren das Bewußtsein der Pflicht durch die Zucht des Lebens hervorgerufen werden kann, so kann es sicherlich beim Menschengeschlecht noch eher auf gleiche Weise entstehen."

Im Geleise Spencerscher Ideen bewegt sich E. Haeckel[5]. Die wilden Naturvölker, schreibt er, „die auf der tiefsten Stufe noch keine Religion besitzen, verhalten sich in Bezug auf ihre Sitten nicht verschieden von den höheren sozialen Tieren". Die ersten Anfänge der Moral sind nach ihm schon bei den Protisten zu suchen, d. h. bei jenen einzelligen kleinen Wesen, von denen man noch nicht weiß, ob sie Tiere oder Pflanzen sind. „Die Anpassung der vereinigten Zellenindividuen aneinander und an die gemeinsamen Existenzbedingungen der Außenwelt ist die physiologische Grundlage der primitivsten Anfänge der Moral bei den Protisten. Alle Einzelligen, die ihr isoliertes Eremitenleben aufgeben und sich zu Cönobien oder Zellvereinen ver-

[1] Prinzipien der Soziologie II, Stuttgart 1887, § 291.
[2] Prinzipien der Ethik II, Stuttgart 1895, § 1 und daselbst Anhang D 318 ff.
[3] Ebd. 336. [4] Ebd.
[5] Die Lebenswunder, Volksausgabe Kap. 18, S. 178.

binden, sind ebendadurch schon gezwungen, ihren natürlichen Egoismus einzuschränken und wegen der Gemeinsamkeit der sozialen Interessen dem Altruismus Zugeständnisse zu machen."[1] Aus den Sitten bildet sich schon bei den Tieren das Recht. „Wenn eine Sitte von allen Mitgliedern einer Gemeinschaft als wichtig und gültig anerkannt, ihre Befolgung gefordert, ihre Verletzung bestraft wird, so erhebt sie sich zum Recht. Das gilt schon von den Herden der sozialen Säugetiere (Affen, gesellige Raubtiere, Huftiere) und den Scharen der sozialen Vögel (Hühner, Gänse, Webervögel). Die Rechtsordnung, die sich hier durch höhere Entwicklung von sozialen Instinkten gebildet hat, ist besonders dann auffällig und derjenigen der Naturvölker gleichwertig, wenn einzelne hervorragende Personen (alte und starke Männchen) als Leiter der Herde (Leithammel) eine Art Herrschergewalt erworben haben und erfolgreich für Aufrechterhaltung der guten Sitte und des Rechtes sorgen. Manche von diesen organisierten Herden stehen in vielen Beziehungen sogar höher als die niedersten Stufen jener Wilden, deren Familien vereinzelt leben und nur mit wenigen andern Familien zu lockern Stammesgemeinden zeitweilig verbunden sind."[2]

IV.

Nähere Bestimmung der Streitfrage.

Um die Streitfrage zwischen den Anhängern und Gegnern der Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit lösen zu können, müssen wir ein weitverbreitetes Mißverständnis beseitigen, das von vornherein eine Einigung unmöglich macht.

Daß tatsächlich in vielen sittlichen Fragen eine große Verschiedenheit der Ansichten unter den Völkern vorhanden ist, läßt sich nicht bestreiten. In den Worten Pascals: „Wahrheit diesseits, Irrtum jenseits der Pyrenäen" steckt gewiß ein Kern von Wahrheit, besonders auf sittlichem Gebiet. Es gibt kaum ein Laster, das nicht schon bei irgend einem Volke als Tugend gegolten hat. Viele Völker hielten den Kindsmord, die Tötung alter Eltern für zulässig, andere betrachteten die größte Unzucht, selbst Blutschande im Dienste der Gottheit für erlaubt. Menschenopfer, Kannibalismus waren bei vielen Völkern in allgemeiner Übung und galten oft als strenge Pflicht. Die Vielweiberei herrscht fast allgemein bei den nichtchristlichen Nationen, zuweilen begegnet uns sogar die Vielmännerei. Wo bleibt da das gemeinsame Sittlichkeitsbewußtsein?

Diese Einwendung gibt der Einheit des sittlichen Bewußtseins eine Deutung, die sie nicht haben kann und die notwendig zur Verwirrung führt.

In allen praktischen Dingen pflegt der Mensch von allgemeinen Grundsätzen auszugehen. Das lehrt die tägliche Erfahrung. Der Bauer pflügt und besät den Boden nicht zu jeder Zeit, sondern nur zu bestimmten Zeiten. Er wählt auch für jeden Samen den richtigen Boden und die ihm angepaßte Behandlungsweise. Fragt man ihn warum, so antwortet er mit einem allgemeinen Grundsatz. Er hat schon gewisse aus der Erfahrung oder fremder Belehrung

[1] Ebd. 166. [2] Ebd. 169.

geschöpfte allgemeine Kenntnisse, die ihn bei seinem Verhalten leiten. Ebenso verfährt der Gärtner, der Mechaniker, der Architekt, der Künstler usw., dasselbe gilt auch von der sittlichen Ordnung. Jeder weiß, daß er mäßig sein soll. Er soll den sinnlichen Genüssen nur so weit huldigen, als es zur Erhaltung seiner Gesundheit und seiner Kraft nützlich und förderlich ist. Geht er darüber hinaus, so daß er seine Gesundheit schädigt und zum Sklaven seiner sinnlichen Triebe wird, so anerkennt er selbst, daß sein Betragen unvernünftig und schlecht ist. Die allgemeine Pflicht der Mäßigkeit kennt er sehr wohl. Was aber dieser Pflicht *in jedem einzelnen Falle* entspricht, ist nicht ein für allemal bestimmt, sondern hängt von den Umständen ab und ändert sich oft von Fall zu Fall. Die Bedürfnisse der einzelnen Menschen sind sehr verschieden, ja sie ändern sich selbst in Bezug auf denselben Menschen je nach dem körperlichen Zustand, nach der Verschiedenheit der Jahreszeit, des Klimas, der Beschäftigung usw. Trotzdem bleibt der allgemeine Grundsatz, man solle die Mäßigkeit beobachten, immer derselbe. Deshalb wird auch jeder normale Mensch einen gewohnheitsmäßigen Trunkenbold verurteilen und verabscheuen, mag derselbe ein Deutscher oder ein Franzose, ein zivilisierter Europäer oder ein unkultivierter Naturmensch sein.

Wenn nun die Vertreter der überlieferten Anschauung von Allgemeingültigkeit und Unwandelbarkeit der sittlichen Ordnung reden, so verstehen sie darunter nicht die konkreten Anwendungen und Schlüsse, zu denen man aus den allgemeinen Grundsätzen gelangt. Diese können sehr verschieden sein je nach Ort und Zeit, selbst wenn man keinen Irrtum voraussetzt, um so mehr aber, wenn verkehrte Neigungen, Vorurteil u. dgl. das Urteil trüben, was sehr oft der Fall ist. Die allgemeinen Grundsätze belästigen an sich niemand; erst wenn es sich um konkrete Forderungen handelt, die der einzelne an sich stellen muß, fühlt er das Lästige derselben und sucht sich durch Sophismen und Vorspiegelungen an ihnen vorbeizudrücken. Aber es handelt sich in der Frage nach der Allgemeingültigkeit der sittlichen Forderungen nicht um diese konkreten Anwendungen und Schlußfolgerungen, sondern um die *allgemeinen sittlichen Begriffe und Grundsätze* und die von selbst einleuchtenden allgemeinen Schlußfolgerungen aus denselben.

Jeder normale, zum vollen Vernunftgebrauch gelangte Mensch bildet sich den Begriff von Gut und Bös, von Recht und Unrecht und den allgemeinen Grundsatz, daß man das Gute tun, das Böse verabscheuen und meiden solle. Ebenso erkennt er, daß er vernünftig handeln, daß er keinem andern zufügen solle, was er selbst nicht dulden mag, daß er kein Unrecht tun solle u. dgl. Diese allgemeinen Grundsätze nun und die einleuchtenden Schlußfolgerungen daraus — so behaupten die Anhänger der althergebrachten Auffassung — sind allgemeingültig und waren auch stets, wenigstens praktisch, allen Menschen bekannt.

Wir sagen *wenigstens praktisch*. Auch der ungebildete Europäer, z. B. ein gewöhnlicher Feldarbeiter oder Stallknecht, kann sich keine Rechenschaft von den allgemeinen sittlichen Begriffen und Grundsätzen geben und er würde in große Verlegenheit geraten, wenn man von ihm eine theoretische Auseinandersetzung darüber verlangen wollte. Trotzdem kennt er praktisch diese Grundsätze

und handelt auch meistens danach. Auch ihn klagt das Gewissen an, wenn er gestohlen oder betrogen, verleumdet oder sogar einen Mord begangen hat. Darwin erzählt, als er an Bord des Beagle einem feuerländischen Knaben vorgeworfen, er habe gelogen, sei dieser sehr entrüstet gewesen. Der kleine Feuerländer erkannte also praktisch, daß Lügen schimpflich und verwerflich sei. Zu einer theoretischen Auseinandersetzung über die Lüge wäre er natürlich unfähig gewesen.

Wenn also die Anhänger der neuen Auffassung bloß in Bezug auf die konkreten Anwendungen und Schlüsse die Allgemeingültigkeit der sittlichen Anschauungen leugnen würden, so müßte man ihnen in vielen Punkten recht geben. Aber sie gehen weiter und leugnen auch in Bezug auf die allgemeinen Begriffe und Grundsätze jede Allgemeingültigkeit und Unwandelbarkeit. Wie in der Religion, so gibt es nach ihnen auch in der Moral absolut nichts ein für allemal Feststehendes und Endgültiges. Und diese Ansicht kann unseres Erachtens vor dem Zeugnis der Völkerkunde nicht standhalten.

Mit Recht schreibt Paul Deussen[1]: „Die Begriffe über das, was ‚gut' und ‚bös' sei, sind je nach Ort und Zeit sehr verschieden gewesen und zeigen die mannigfaltigsten Abstufungen, von den brutalen Kannibalen und den wilden Fanatikern an, welche Gewissensbisse darüber empfinden, daß sie ihren Gegner nicht verspeist oder verbrannt haben, bis hinauf zu dem christlich Gesinnten, der Gewissensbisse darüber empfindet, daß er sich darauf betrifft, seinen Feind nicht zu lieben und das Übelwollen gegen ihn nicht los werden zu können. Merkwürdig aber ist, daß dessenungeachtet alle, vom Wilden bis zum Heiligen, darin übereinstimmen, irgend welche Handlungen für gut, d. h. unbedingt löblich, und irgend welche andern für böse, d. h. unbedingt tadelnswert, bei sich und andern anzusehen. Man hat sich viele Mühe gegeben, den Ursprung solcher imperativer Vorstellungen zu erforschen, und hat gemeint, daß die Begriffe gut und bös (bzw. schlecht) ursprünglich soviel bedeuteten wie nützlich und schädlich, oder allgemein nützlich und allgemein schädlich, oder stark und schwach, oder aristokratisch und gemein, oder von Gott geboten und von Gott verboten usw., und dies alles mag auch historisch seine Richtigkeit haben; die Frage ist nur, wie man dazu gekommen ist, diese Begriffe so zu modifizieren, daß nach Abstreifung der Nebenbestimmungen des Nutzens, der Abstammung oder des Gottgebotenseins die reinen Vorstellungen eines unbedingt zu Tuenden und unbedingt zu Meidenden übrig blieben. Ohne Zweifel haben sich diese Begriffe erst nach und nach entwickelt, wie die Pflanze aus dem Samenkorn; sie würden sich aber nicht in dieser Richtung entwickelt haben, wenn sie nicht als Samenkorn, als ursprüngliche Anlage in der menschlichen Natur gelegen hätten."

Man darf aber diese Entwicklung der Naturanlage nicht so auffassen, als ob die ersten Menschen selbst noch zu keinen allgemeinen Begriffen und Grundsätzen gelangt wären. Gesteht doch Deussen selbst: Daß der Einbruch des Egoisten „in die Rechte und Interessen eines andern von jeher Mißbilligung

[1] Allgemeine Geschichte der Philosophie I 1, Leipzig 1894, 80.

erregte, nicht nur bei dem Betroffenen, sondern auch bei dem Unbeteiligten, daß der Habgierige, der Grausame, der Feigling, der Hinterlistige von jeher von der menschlichen Gesellschaft (wie Kain von Jehovah) gezeichnet waren, ist völlig gewiß. Weiter aber wird zugegeben, daß es immer und überall auch Menschen gegeben hat, welche es über sich vermochten, den Egoismus, den wir als die eigentliche ‚Natur' bei jedem voraussetzen, einzuschränken und zu bezwingen. Solche Menschen nannte man gut und solche gute Menschen hat es zu jeder Zeit gegeben. Der Unterschied zwischen guten und bösen, zwischen selbstsüchtigen und selbstloseren Menschen ist somit uralt, ja so alt wie die Menschheit selbst"[1].

Wie haben wir uns also die sittliche Naturanlage des Menschen zu denken? Schon früher wurde gesagt, nach theistischer Lehre habe Gott allen Menschen das natürliche Sittengesetz eingepflanzt. Das ist nicht so zu verstehen, als ob der Mensch angeborne Ideen mit sich auf die Welt brächte. Wie die Erfahrung lehrt, gibt es keine angebornen Ideen. Wir schöpfen all unsere Begriffe mittelbar oder unmittelbar aus der Erfahrung, durch die Sinne. Daher der alte Spruch: Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu.

In der ersten Zeit nach der Geburt hat das Kind nur sinnliches Erkennen und Begehren, ähnlich wie das Tier. Erst wenn der Organismus genügend entwickelt ist, treten die höheren geistigen Fähigkeiten, Verstand und Wille, in Tätigkeit. Unwillkürlich und kraft natürlicher Veranlagung bildet sich das Kind durch Abstraktion aus der Erfahrung allgemeine Begriffe zuerst der theoretischen, dann der praktischen Ordnung. Der erste Begriff der praktischen Ordnung ist der Begriff von Gut und Bös oder Schlecht. Diesen bildet sich das Kind, sobald es in die Jahre der Unterscheidung kommt, d. h. sobald es wenigstens praktisch erkennt, daß es mehr ist als ein bloßes Tier und daß ihm mithin auch ein anderes Verhalten begehrenswert, d. h. gut, oder aber verabscheuungswert, d. h. schlecht oder bös, ist. Denn wie jedes Wesen, so hat auch der Mensch von Natur aus den Trieb, sich zu erhalten und zu vervollkommnen und deshalb alles zu erstreben, was dazu dient, dagegen alles zu fliehen, was dasselbe hindert oder beeinträchtigt. Was dem Menschen als Vernunftwesen förderlich und begehrenswert, ist gut, was ihm schädlich und verabscheuungswert, ist schlecht oder böse. Hat das Kind einmal die Begriffe von Gut und Bös, so leuchtet ihm auch sofort ein, daß es das Gute erstreben, das Böse meiden solle.

Daß in der Tat das Kind schon frühzeitig zur Erkenntnis der allgemeinen sittlichen Grundsätze gelangt, zeigt die Erfahrung. Man braucht ihm nur die Überzeugung beizubringen, irgend ein Tun sei schlecht, unvernünftig oder unrecht, und sofort wird es dasselbe selbst verurteilen. Es kennt also schon die Grundsätze, daß man nichts Böses oder Unrechtes tun, daß man sich vernünftig benehmen solle usw., wenn es auch im einzelnen noch nicht weiß, was gut und bös ist. Diese Grundsätze bildet es sich von selbst oder spontan, und durch eigene Tätigkeit oder fremde Belehrung kommt es leicht zur Erkenntnis der naheliegenden Schlußfolgerungen aus denselben, z. B. daß man nicht töten,

[1] Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie I 1, 81.

ehebrechen, stehlen, falsches Zeugnis ablegen solle. Diese unmittelbaren Schlußfolgerungen aus den allgemeinsten sittlichen Grundsätzen sind im sog. Dekalog (10 Gebote Gottes) enthalten, den jeder normale Mensch von selbst zur Beurteilung seiner einzelnen Handlungen verwendet und der im wesentlichen ein Gemeingut aller normalen, denkfähigen Menschen ist. Daß, von besondern Umständen abgesehen, Mord, Diebstahl, Meineid, Verleumdung, Vaterlandsverrat, rohe Beschimpfung der Eltern, Verunehrung Gottes und göttlicher Dinge verabscheuungswert und strafwürdig seien, sieht jeder normale Mensch ein.

Wir haben absichtlich gesagt: „von besondern Umständen abgesehen". Auch der Wilde sieht ein, daß die mutwillige Tötung eines unschuldigen Freundes oder Stammesgenossen verwerflich ist. Aber ist es verwerflich, den Angehörigen eines feindlichen Stammes, mit dem er und die Seinigen auf beständigem Kriegsfuß leben, gelegentlich zu überfallen und mit der Keule oder dem Bogen niederzustrecken? Im geordneten Krieg halten auch wir Europäer es für recht, die feindlichen Soldaten niederzuknallen. Das ist Kriegsrecht. Nun, zwischen wilden Völkerschaften herrscht beständiger Krieg und deshalb ewiges Kriegsrecht. Berücksichtigt man dazu noch die Art und Weise ihrer Kriegsführung, die meist nicht in offenen Schlachten, sondern in listigen Hinterhalten und Überfällen besteht, so begreift man leicht, wie die Wilden trotz des ihnen bekannten Gebotes: „Du sollst nicht töten!" zur Überzeugung kommen können, daß das Töten und Skalpieren eines Feindes erlaubt, ja eine ihrem Volke nützliche und tapfere Tat sei.

Ähnliches läßt sich von der Sitte der Tötung betagter Eltern sagen, wie sie bei einigen wilden Völkern vorkommt. Sie besteht fast ausschließlich bei nomadischen Jägerstämmen und ist sehr oft die Folge der harten Lebensbedingungen und des Unvermögens der altersschwachen Leute, den jüngeren auf der Wanderung zu folgen. L. Morgan bemerkt, daß, während „bei den streifenden Stämmen der Wildnis die hilflosen Alten oft zurückgelassen und in einigen Fällen sogar getötet wurden (eine Tat, die für milder galt als das Aussetzen)", diese Sitte bei den Irokesen unbekannt war, da „sie beständig in Dörfern wohnten, die eine Zuflucht für die Alten boten". „Von gewissen Stämmen West-Viktorias erzählt Dawson, daß die Alten dort eine Last für den Stamm und daß sie bei einem plötzlichen feindlichen Angriff dem Gefangenwerden am ehesten ausgesetzt sind, welchen Falles sie am ehesten gemartert und einem langsamen Tode unterworfen werden. Außerdem ist es in Zeiten, da der Nahrungsvorrat nicht für alle Stammesglieder ausreicht, vernünftiger, wenn die alten nutzlosen Leute umkommen als die jungen kräftigen Glieder des Stammes. Hahn hörte, daß bei den Hottentotten die betagten Eltern zuweilen von sehr armen Leuten, die nicht genug Nahrung haben, um sie zu unterhalten, ausgesetzt werden. Was den meisten von uns ein grausamer Gebrauch scheint, kann in Wirklichkeit eine Tat der Barmherzigkeit sein, die von den Alten selbst gelobt und sogar gefordert wird. Kolben berichtet über die alte Sitte der Hottentotten, ihre betagten Eltern dem Hungertode auszusetzen: ‚Wenn du den Hottentotten, wie ich es oft getan habe, die Grausamkeit dieser Sitte vorwirfst, so sind sie darüber erstaunt, da ihrer Meinung nach dieser Vorwurf vielmehr deine eigene Grausamkeit beweist. Der Brauch hat nach

ihren Anschauungen in durchaus kindlichen und pietätvollen Gefühlen seine Berechtigung. Ist es nicht grausam, fragen sie dich, zuzulassen, daß Mann oder Frau lange Zeit unter einem beschwerlichen, bewegungslosen Alter schmachten? Kannst du deine Eltern oder Verwandten zittern und frieren sehen in kaltem, ödem, beschwerlichem, nutzlosem Alter, ohne auf den Gedanken zu kommen, aus Mitleid mit ihnen ihrem Unglück ein Ende zu machen?' Als Hooper hörte, daß eine alte Tschuktschenfrau von ihrem Sohne erstochen worden war, und er einige Bemerkungen über diese schmachvolle Tat machte, antworteten ihm seine eingebornen Begleiter: ‚Warum sollte die alte Frau nicht sterben? Betagt und schwach, des Lebens überdrüssig, sich selbst und andern eine Last, wünschte sie nicht länger auf Erden zu weilen und bat jenen, der ihr am nächsten verwandt war, um den Gnadenstoß, der ihr klägliches Dasein beenden sollte.' Catlin erzählt uns, daß bei den nordamerikanischen Prärieстämmen die altersschwachen Leute selbst stets darauf bestanden, zurückgelassen zu werden, indem sie sagten, daß sie alt und nutzlos seien, daß sie ihre Väter ebenso zurückließen, daß sie zu sterben wünschten und daß ihre Kinder nicht um sie trauern sollten. Wenn in Melanesien, sagt Codrington, kranke, alte Leute lebendig begraben wurden, so war sicher dabei eine barmherzige Absicht maßgebend; sie pflegten selbst ihre Verwandten zu bitten, sie von ihrem Unglück zu befreien, und es wurde sogar als eine Schande für die Familie angesehen, wenn ein betagter Häuptling nicht lebend begraben wurde." [1]

Bei vielen Völkern hatte die Sitte, die alten Leute zu töten, im Aberglauben ihre Wurzel. Sie meinten nämlich, daß die Menschen in die Freuden des jenseitigen Lebens mit denselben geistigen und körperlichen Eigenschaften eintreten, die sie zur Stunde ihres Todes besitzen, und daß das geistige Leben dort beginnt, wo die körperliche Existenz aufhört. „Unter diesem Gesichtspunkt", sagt Hale, „ist es natürlich, daß sie diesen Wechsel durchmachen wollen, ehe ihre geistigen und körperlichen Kräfte durch das Alter so weit geschwächt sind, daß sie der Möglichkeit, die jenseitigen Freuden zu genießen, beraubt werden." [2] Bei den Chepewyans und den Indianern der Hudsonsbai bitten aus diesem Grunde die Greise selbst ihre Kinder, „ihnen das Klima zu verändern". Weit entfernt, in der Tötung der altersschwachen Eltern eine Unmenschlichkeit zu erblicken, halten sie dieselbe für einen Akt kindlicher Pietät [3].

Mehr Schwierigkeiten bietet scheinbar das Gebot der Gottesverehrung, das auch im Dekalog enthalten ist. In diesem Punkte scheint von einer Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins gar nicht die Rede sein zu können. Der Christ hält es für seine Pflicht, an Christus, den Welterlöser, zu glauben, seine Gebote zu halten, sich taufen zu lassen usw. Der Mohammedaner glaubt an seine großen Propheten und an den Koran mit seinen Geboten; der orthodoxe Jude läßt sich beschneiden, feiert den Sabbat und erwartet den kommenden Messias; der Buddhist hält sich an Buddha und seine Gebote; der Polytheist verehrt eine größere oder kleinere Zahl von Gottheiten und Götzen und bringt

[1] Westermarck, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe I 326.
[2] Ebd. 327.
[3] W. Schneider, Die Naturvölker I 213. Peschel, Völkerkunde[6] 359.

ihnen vielleicht Menschenopfer; der Schlangenanbeter erweist den niedrigsten Tieren göttliche Verehrung. Was ist hier Einheitliches und Gemeinsames? Kann man vom Fetischanbeter noch sagen, er kenne die Pflicht der Gottesverehrung?

Da wir in den folgenden Ausführungen auch die Religion der Völker, wenigstens in ihren wesentlichen Zügen, in den Kreis unserer Untersuchung ziehen werden, so müssen wir uns vor allem über den Begriff der Religion verständigen. Ich zweifle nicht, daß viele Reisende und selbst einige Missionäre manchen Völkern deshalb jede Religion abgesprochen haben, weil sie von einem viel zu engen Begriff der Religion ausgingen. Nach dem heute allgemein angenommenen Sprachgebrauch versteht man unter Religion den Glauben an geistige, außer und über der sichtbaren Welt waltende persönliche Wesen, von denen man sich abhängig fühlt und die man irgendwie durch Gebete, Opfer, Feste oder andere Zeremonien günstig zu stimmen oder zu verehren sucht[1]. In diesem weiten Sinne haben, wie wir sehen werden, alle Völker der Erde eine Religion.

Aber wo bleibt da das Gebot der Gottesverehrung, das sich doch nur auf den einen wahren Gott beziehen kann? Darauf ist zu erwidern, daß das Gebot der Gottesverehrung in seiner allgemeinsten Form überall bekannt war. Nun gibt es freilich nur einen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, das Endziel aller Dinge, dem allein alle Anbetung gebührt; und alle Menschen sind auch im stande, aus den Geschöpfen den einen wahren Gott zu erkennen, wenn sie dem Lichte der natürlichen Vernunft folgen. Aber diese Einheit Gottes ist doch nicht unmittelbar einleuchtend. Verkehrte Leidenschaften und Neigungen, Vorurteile, schlechte Erziehung u. dgl. können die Erkenntnis Gottes trüben und zur Vielgötterei treiben. Wir sehen das klar am israelitischen Volke, das eine klare Idee von der Einheit Gottes hatte und doch wiederholt durch das Beispiel der umwohnenden Völker und verkehrte Neigungen der Abgötterei verfiel. Der Irrtum der Polytheisten besteht nicht darin, daß sie allgemein die Pflicht der Gottesverehrung leugnen, sondern darin, daß sie sich falsche Vorstellungen von Gott machen und infolgedessen auch zu falschen Anwendungen des Gebotes der Gottesverehrung gelangen.

Noch ein anderer Umstand ist nicht zu übersehen, um das Verhalten der Völker in religiösen Dingen richtig zu beurteilen. Alle Menschen können in dem offenen Buche der Natur lesen und durch die Betrachtung der Geschöpfe zur Erkenntnis Gottes und der Pflicht der Gottesverehrung gelangen. Außer dieser natürlichen Offenbarung Gottes an die Menschen gibt es aber nach christlicher Lehre noch eine übernatürliche, christliche Offenbarung. Durch die Propheten des Alten Bundes und zuletzt durch seinen eingebornen Sohn hat Gott zu den Menschen gesprochen, ihnen vieles geoffenbart, was die natürliche Vernunft aus sich allein nicht zu erkennen vermag, und die Art und Weise näher bestimmt, wie er von den Menschen verehrt sein will. Diese übernatürliche, christliche Offenbarung zerstört selbstverständlich die natürliche Offenbarung und das natürliche, allen Menschen ins Herz geschriebene Sitten-

[1] Vgl. hierüber unsere „Moralphilosophie" II[5] (1911) 4.

gesetz nicht, nimmt sie vielmehr in sich auf, baut darauf weiter und fügt den natürlichen Vernunfterkenntnissen neue Wahrheiten und neue Gebote hinzu. Um zum Glauben an diese übernatürlich geoffenbarten Wahrheiten und zur Beobachtung der spezifisch christlichen Gebote verpflichtet zu sein, muß man selbstredend die Kenntnis der christlichen Offenbarung haben.

Wenn wir nun untersuchen, ob es eine Summe von sittlichen Geboten gebe, die ein Gemeingut aller Menschen sind, so verstehen wir darunter nicht die spezifisch christlichen Einrichtungen und Gebote, denn tatsächlich lebt ein großer Teil der Menschheit außerhalb des Christentums. Unsere Untersuchung beschränkt sich auf die Pflichten, die im *natürlichen Sittengesetz*, im *Dekalog*, enthalten sind, und auch in Bezug auf diese behaupten wir nur, die allgemeineren Grundsätze seien allen Menschen irgendwie bekannt. In den einzelnen Schlußfolgerungen und Anwendungen kommen viele Irrtümer vor, besonders in religiösen Dingen, die übersinnlicher Natur sind und den Menschen viele und schwere Pflichten auferlegen. Wer der natürlichen Vernunft nicht folgt und unter dem Einfluß der Leidenschaften die Kenntnis des einen wahren Gottes in sich verdunkelt, der hat keinen sichern Halt mehr, sondern wird sich Götter schaffen, wie sie seinen eigenen Gelüsten und seiner ausschweifenden Einbildungskraft entsprechen, und sich danach seinen religiösen Kult zurechtrichten. Aber gerade die Tatsache, daß alle Völker zu allen Zeiten an eine Welt unsichtbarer, höherer persönlicher Wesen und an ein Fortleben nach dem Tode glaubten — wie wir eingehend darlegen werden —, beweist, daß wir es hier mit einer Erscheinung zu tun haben, die in der menschlichen Natur selbst ihre unzerstörbare Wurzel und Grundlage hat, und daß das Gebot der Gottesverehrung in seiner allgemeinen Fassung nirgends unbekannt war.

V.

Methode der Behandlung. Quellen.

1. Man kann die Untersuchung, ob es allgemeine sittliche und religiöse Begriffe und Grundsätze gebe, die ein Gemeingut aller Völker sind, auf spekulativem oder aprioristischem Wege an der Hand allgemeiner philosophischer Betrachtungen anstellen. Einige Andeutungen darüber sind schon in unsern bisherigen Ausführungen enthalten. Aber mit aprioristischen Erwägungen würden wir uns auf einen Standpunkt stellen, den heute sehr viele Philosophen, Naturforscher und Ethnologen nicht als richtig anerkennen wollen. Wir stellen uns deshalb auf den Boden, der allen gemeinsam ist, nämlich auf den der *Tatsachen*. Wir fragen: *Was sagt die ehrlich und redlich befragte Ethnographie über die Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit?* Läßt sich durch das Zeugnis der Ethnographie dartun, daß die Grundsätze des Dekalogs im wesentlichen ein Gemeingut aller uns bekannten Völker alter und neuer Zeit sind?

Wir sagen: durch das Zeugnis der *Ethnographie*. Die Ethnographie beschränkt sich darauf, aus den Quellen möglichst genau und zuverlässig zu ermitteln, welches der tatsächliche Kulturzustand eines Volkes zu einer bestimmten

Zeit gewesen sei, und zwar in materieller und geistiger Beziehung. Die Ethnologie geht weiter. Sie ist, um mich so auszudrücken, die Philosophie der Ethnographie. Sie sucht aus dem durch die Ethnographie ermittelten Material wissenschaftliche Schlüsse zu ziehen und dieses Material zu einer Kulturgeschichte der Menschheit im großen zu verarbeiten, uns die Zusammenhänge der Völker untereinander, die Entstehung und Entwicklung der verschiedenen Institutionen darzulegen[1]. Trotz der vielen gelehrten Werke, welche die Ethnologie schon zu Tage gefördert hat[2], ist diese Wissenschaft noch heute erst in ihren Anfängen; die bisher sicher festgestellten Ergebnisse sind sehr spärlich, doch wird in allen Kulturländern mit Eifer daran gearbeitet, und es steht sicher zu erwarten, daß diese Studien noch überraschende Resultate bringen werden. Zu bedauern ist nur, daß so viele heutige Ethnologen völlig im Banne der extremsten Entwicklungslehre stehen und leider zu oft von vornherein ablehnen, was nicht zu ihren vorgefaßten Ideen über den Ursprung der Menschheit paßt.

Doch wir beschäftigen uns im vorliegenden Werke nicht mit Ethnologie. Unsere Aufgabe ist eine viel bescheidenere. Wir wollen nur die tatsächlichen Kulturverhältnisse an der Hand der zuverlässigsten Quellen feststellen, und zwar bloß in sittlich-religiöser Beziehung. Wir haben uns deshalb nicht einzulassen auf die Untersuchung der Stammverwandtschaft oder der gemeinsamen Abstammung und Herkunft und der Geschichte der verschiedenen Völker u. dgl. In dieser Beziehung ist — namentlich soweit es sich um die Naturvölker handelt — das allermeiste sehr ungewiß und problematisch. Ein Eingehen auf diese Frage hätte zu endlosen Untersuchungen geführt, die außerhalb des Zweckes dieses Buches liegen.

Obwohl wir aber kein ethnologisches Werk schreiben wollten, so hoffen wir doch, durch unsere Arbeit auch den Ethnologen einen Dienst zu leisten. Die Ethnologie (z. B. die vergleichende Religionswissenschaft) arbeitet noch zu viel a priori oder begnügt sich wenigstens mit einem völlig ungenügenden ethnographischen Material. Will man zu ganz sichern Schlußfolgerungen gelangen, so darf man sich nicht damit begnügen, einige Völker nach Auswahl zum Vergleiche heranzuziehen, sondern man muß auf einem ausreichenden, nach Möglichkeit alle Völker umfassenden Tatsachenmaterial aufbauen, und das ist bisher noch viel zu wenig geschehen. Wir haben zwar eine Unzahl von ethnographischen Einzeldarstellungen in eigenen Werken oder in Zeitschriftenartikeln, aber das weitschichtige Material ist noch nirgends genügend und zuverlässig zusammengestellt worden. Sehr viel Material hat Fr. v. Hellwald in seiner „Naturgeschichte des Menschen" zusammengetragen, aber meistens gibt er seine Quelle nicht an, so daß eine Kontrolle unmöglich ist; außerdem ist das, was er über die religiösen und sittlichen Anschauungen der Völker sagt, völlig ungenügend und oft auch unzuverlässig, weil er ganz in vorgefaßten evolutioni-

[1] Weule nennt in seinem „Leitfaden der Völkerkunde" (Leipzig und Wien 1912) die Ethnologie auch „vergleichende Völkerkunde", doch scheint uns dieser Ausdruck die Aufgaben der Ethnologie nicht zu erschöpfen.

[2] Ein treffliches ethnologisches Werk, ein Muster in seiner Art, ist „Der Ursprung der Gottesidee. Eine historisch-kritische und positive Studie" von P. W. Schmidt S. V. D., Münster i. W. 1912. Wir werden auf das Werk noch öfters hinweisen.

stischen Ideen befangen ist. Gerade unsere Studien haben uns von der [illegible]zuverlässigkeit Hellwalds in dieser Beziehung überzeugt; endlich ist seit dem Erscheinen dieses Werkes eine ungeheure Masse Material zu Tage gefördert worden, das noch der Berücksichtigung harrt. Soweit es sich um die Religion und Moral handelt, hoffe ich den Ethnologen wenigstens in etwa ein reicheres Material zur Vergleichung zu bieten, als ihnen bisher zur Verfügung stand. Freilich fühlt niemand mehr als der Verfasser selbst, wie viel noch auf dem Gebiete der Ethnographie zu leisten übrig bleibt.

2. Auf doppeltem Wege läßt sich die Frage nach der Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit ethnographisch lösen. Man kann der Reihe nach die wichtigsten sittlichen Begriffe und Gebote durchgehen und bei jedem untersuchen, wie sich die verschiedenen Völker dazu verhalten, etwa in der Weise, wie Westermarck in seinem schon erwähnten Werke „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe" vorangeht. Doch hat dieses Verfahren manche Nachteile. Wenn man nicht bei jedem einzelnen Gebot den Induktionsbeweis mit ziemlicher Vollständigkeit führt, so kann man leicht ein Zerrbild des wahren Sachverhaltes bekommen. Denn es ist nicht schwer, für jede Behauptung Zeugnisse aus den verschiedensten Weltteilen zusammenzutragen. Wird aber der Induktionsbeweis vollständig erbracht, so sind zahlreiche unmittelbar aufeinanderfolgende und ermüdende Wiederholungen unvermeidlich. Außerdem hat es sein mißliches, für irgend eine Behauptung einen Zug oder eine Ansicht eines Volkes anzuführen, die vielleicht nur im Zusammenhang mit seinen übrigen Anschauungen verständlich wird. Jedenfalls ist man der Gefahr ausgesetzt, eine Erscheinung ganz unrichtig zu beurteilen, indem man sie isoliert für sich betrachtet und aus dem Zusammenhang mit den andern Gebräuchen desselben Volkes herausreißt.

Wir ziehen deshalb einen andern Weg vor, der zwar länger und mühsamer ist, dafür aber um so sicherer zum Ziele führt. Wir werden der Reihe nach die einzelnen Völker alter und neuer Zeit — wenigstens die wichtigsten — durchgehen und ihre sittlichen und religiösen Anschauungen im Zusammenhang darstellen, so daß der Leser einen vollen Einblick in die Sittenlehre dieser Völker erhält. Selbstverständlich sind auch bei diesem Verfahren manche Wiederholungen unvermeidlich, aber sie wirken doch lange nicht so ermüdend, weil jedes Volk wieder ein eigentümliches, von den andern verschiedenes Ganze bildet und dieselbe Erscheinung oft in anderer Beleuchtung auftritt.

Wir sagten: die einzelnen Völker. Will man nämlich ein ganz zuverlässiges Bild von den sittlichen Anschauungen der Menschheit erlangen, so darf man nicht ganze Völkergruppen, beispielsweise die Australneger, als Einheit zusammenfassen. Australien beherbergt sehr viele weit voneinander entfernt wohnende Stämme, die trotz gewisser Ähnlichkeiten im einzelnen oft sehr voneinander in Sitten und Gebräuchen abweichen, so daß eine allgemeine Schilderung notwendig ein schiefes und falsches Bild geben muß. Was von einem Stamme wahr, ist von einem andern nur halb wahr oder geradezu falsch. Deshalb sind auch die Sittenschilderungen, z. B. der afrikanischen Neger oder der Melanesier, denen man in manchen Völkerkunden begegnet, so z. B. bei dem sonst trefflichen und gründlichen Th. Waitz, „Anthropologie der Natur-

völker", keineswegs allgemein wahr, wenigstens wenn sie in konkretere Einzelheiten eingehen.

Was die Quellen betrifft, die wir für unsere Darstellung benutzen, so müssen wir zunächst die Kultur- und die Naturvölker unterscheiden. Unter Naturvölkern im Unterschied zu Kulturvölkern verstehen wir nicht Völker ohne jede Kultur und Gesittung — solche gibt es nicht —, sondern kulturarme Völker. Fr. Ratzel[1] sagt, er würde es nicht wagen, die Naturvölker kulturlos zu nennen, „da die primitiven Mittel zum Aufschwung auf höhere Kulturstufen: Sprache, Religion, Feuer, Waffen und Geräte, keinem fehlen". Wir nennen die Naturvölker kulturarm, weil bei ihnen die höheren und edleren Fertigkeiten in Künsten, Wissenschaften und Literatur entweder gar nicht oder nur höchst dürftig entwickelt sind. Der Unterschied zwischen Kultur- und Naturvölkern ist also nur ein Unterschied dem Grade, nicht dem Wesen nach.

Man hat die verschiedensten Merkmale zur Unterscheidung der Natur- und Kulturvölker aufgestellt. Das einzig durchschlagende Merkmal scheint uns die Kenntnis und der Gebrauch der Schrift zu sein. Solange einem Volke die Schrift fehlt, lebt es sozusagen ohne Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft. Es hat keine Geschichte, weil die bloße Erinnerung und die mündliche Überlieferung nicht im stande sind, die Vergangenheit genügend festzuhalten. Es fehlt ihm deshalb auch das Mittel, um seine Erfindung oder Entdeckung der Nachwelt zu vermachen. Das ändert sich, sobald ein Volk die Kunst des Schreibens erwirbt. Jetzt erst fängt es an, eine Geschichte zu besitzen, jetzt erst leben die vergangenen Geschlechter mit ihrem Denken und Wollen, ihren Erfolgen und Mißerfolgen in der Gegenwart sozusagen fort, wird die Geschichte die Lehrmeisterin der Menschheit, jetzt erst ist ein namhafter Fortschritt in den feineren Künsten und Wissenschaften möglich.

Man könnte uns vielleicht die Dichtungen Homers und anderer entgegenhalten, die nach der Meinung einiger Gelehrten lange Zeit nicht geschrieben waren, sondern nur mündlich überliefert wurden. Allein die Ansicht, daß große, zusammenhängende Dichtungen, wie Homers Ilias und Odyssee, ohne Schrift entstehen konnten, ist doch sehr unwahrscheinlich; ebenso unwahrscheinlich ist die bloß mündliche Überlieferung solcher Werke während längerer Zeit. Endlich konnten solche Dichtungen nur bei einem Volke entstehen, das durch die Kenntnis der Schrift schon auf eine höhere Kulturstufe gehoben war.

Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß die Kultur sich nicht nach allen Richtungen gleichmäßig entfaltet. Ein Volk kann unter manchen Rücksichten in der Kultur weit fortgeschritten, unter anderen sehr rückständig sein. So standen die alten Azteken in Mexiko in vielen Dingen auf einer sehr hohen Kulturstufe, in andern dagegen auf einer sehr niedern. Man kann deshalb einige Völker zu den Kultur- oder Naturvölkern rechnen, je nachdem man mehr die eine als die andere Seite berücksichtigt. Doch werden wir das genannte Merkmal der Schrift als Unterscheidungszeichen zwischen beiden Arten von Völkern möglichst festhalten[2].

---

[1] Völkerkunde I[2] 21.

[2] Der hl. Thomas von Aquin (In 1 Polit. l. 1) sagt von der Unkultur: Barbaries convenienter hoc signo declaratur, quod homines vel non utuntur legibus vel irra-

Für die sittlichen Anschauungen der Kulturvölker sind die Hauptquellen die heiligen oder kanonischen Bücher, die sie selbst als Quelle und Norm ihrer sittlichen oder religiösen Anschauungen ansahen; weitere Quellen sind die Gesetzbücher, die Werke der Geschichtschreiber, Dichter, Philosophen usw.; endlich Denkmäler, Inschriften usw. An der Hand dieser Quellen ist es leicht, ein — wenigstens in den Hauptzügen — sicheres Bild von den sittlichen und religiösen Anschauungen eines Kulturvolkes zu erlangen.

Für die Naturvölker fehlen diese Quellen, abgesehen von Gräbern, rohen Schnitzwerken, Waffen u. dgl. Man ist deshalb fast ausschließlich auf das Zeugnis der Reisenden und Missionäre angewiesen, die aus persönlichen Beobachtungen oder aus mündlichen Angaben der Eingebornen schöpfen.

Die Berichte der Reisenden sind aber mit großer Vorsicht zu gebrauchen, besonders wenn sie nur vorübergehend bei einem Volke sich aufhielten und dessen Sprache gar nicht oder nur unvollkommen kannten. Soweit es sich um äußerlich wahrnehmbare Dinge handelt, um anthropologische Eigenschaften, um Wohnung, Kleidung, Werkzeuge, Feste, Tänze u. dgl., kann man ihren Angaben volles Vertrauen schenken, um so mehr, da oft verschiedene Reisende einander kontrollieren. Das gilt aber viel weniger in Bezug auf die Darlegungen der geistigen Zustände eines Naturvolkes. Oft fehlt den Reisenden schon die genügende philosophische und theologische Vorbildung zur richtigen Beurteilung der religiösen und sittlichen Anschauungen eines Volkes, auch abgesehen davon, daß sie nicht selten mit vorgefaßten Theorien an das Studium dieser Anschauungen gehen und überall Bestätigungen für ihre Privatmeinungen finden. Ein Naturforscher, Arzt oder Geograph mag in seinem Fache gründliche Kenntnisse und eine feine Beobachtungsgabe haben, das befähigt ihn aber noch lange nicht zur richtigen Beurteilung der Religion und Sittlichkeit eines Volkes.

Wie wahr das ist, kann man daraus entnehmen, daß sich manche Reisende in ihren Darlegungen in offene Widersprüche verwickeln. So behauptet z. B. Sengstake[1] von den Papuainsulanern der Torresstraße, „der Glaube an das Dasein einer Seele sei bei ihnen nicht ausgesprochen". Hinterher aber schildert er eingehend (nach Haddon), daß nach dem Tode der „Mari" (Geist, Schatten) den Körper verlasse und nach einer fernen Insel auswandere. Schon Tylor[2] hat auf diese Widersprüche in den Berichten mancher Reisenden hingewiesen. Er schreibt: „Es ist gar nicht so ungewöhnlich, daß ein Schriftsteller, der in allgemeinen Ausdrücken erklärt, bei dem und dem wilden Volke fänden sich durchaus keine religiösen Erscheinungen, selbst den Beweis liefert, daß seine Äußerungen irreführen. So behauptet Dr Lang[3] nicht nur, daß die Ureinwohner von Australien keine Vorstellung von einer höchsten Gottheit, einem Schöpfer und Richter, keinen Gegenstand der Anbetung, kein Idol, keinen Tempel, kein Opfer

---

tionalibus, et similiter quod apud aliquas gentes non sunt exercitia literarum. Unter leges sind hier die geschriebenen Gesetze zu verstehen. Die Unkultur ist also der Zustand eines Volkes, das keine Schrift und infolgedessen auch keine geschriebenen Gesetze und keine Literatur besitzt.

[1] Globus LXI (1892) 248.

[2] Die Anfänge der Kultur I, Leipzig 1873, 412—413.

[3] J. D. Lang, nicht zu verwechseln mit dem bekannten Ethnologen Andrew Lang.

haben, kurz, ‚sie haben nichts, was irgendwie den Charakter der Religion oder religiöser Gebräuche hätte, wodurch sie sich von den Tieren unterscheiden'. Mehr als ein Schriftsteller hat sich seither auf diese Aussage berufen, ohne jedoch eine Reihe von Details zu beachten, denen man in demselben Buche begegnet. Aus diesen geht hervor, daß eine den Blattern ähnliche Krankheit, von der die Eingebornen bisweilen befallen werden, ‚dem Einflusse Budyahs, eines bösen Geistes, der seine Freude am Unglück hat', zugeschrieben wird; daß die Eingebornen, wenn sie einen wilden Bienenstock ausnehmen, in der Regel ein bißchen Honig für Buddai zurücklassen; daß bei gewissen, alle zwei Jahre stattfindenden Versammlungen der Stämme von Queensland junge Mädchen geopfert werden, um eine böse Gottheit auszusöhnen; und daß schließlich nach der Aussage des Rev. W. Ridley ‚er, so oft er mit den Einwohnern verkehrte, fand, daß sie bestimmte Traditionen von übernatürlichen Wesen hatten, von Baiame, dessen Stimme sie im Donner hören und der alle Dinge gemacht hat, von Turramullum, dem Dämonenführer, welcher der Urheber der Krankheiten, des Unglücks und der Weisheit ist und in Gestalt einer Schlange bei ihren großen Versammlungen erscheint usw.' Aus dem übereinstimmenden Zeugnis einer großen Zahl von Beobachtern wissen wir jetzt, daß die Eingebornen von Australien schon zur Zeit der Entdeckung von einem höchst lebhaften Glauben an Seelen, Dämonen und Gottheiten erfüllt gewesen und es immer geblieben sind. Kaum weniger überraschend ist Moffats Behauptung rücksichtlich der Betschuanen, daß man ‚von Unsterblichkeit des Menschen bei diesem Volke nie sprechen höre', nachdem er in dem vorhergehenden Satze bemerkt hat, das Wort für die Schatten oder Manen der Toten sei ‚liriti'. In Südamerika ferner erklärt Don Felix de Azara die Behauptung der Geistlichen, daß die einzelnen Stämme eine Religion hätten, für durchaus falsch. Er behauptet einfach, sie hätten keine; trotzdem erzählt er im Laufe seines Werkes Tatsachen, wie, daß die Payaguas mit ihren Toten Waffen und Kleider vergraben und einige Vorstellungen von einem künftigen Leben haben, und daß die Guanas an ein Wesen glauben, das die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Gewiß rechtfertigt die Unvorsichtigkeit, mit der dieser Autor den niedern Rassen dieser Gegend alle Religion und Gesetze abspricht, d'Orbignys scharfe Kritik: ‚Dies sagt er in der Tat von allen Völkern, die er beschreibt, während er durch die Tatsachen, auf die er seine Behauptungen stützt, gerade das Gegenteil beweist.'"

Schon Lafitau[1], der sich lange als Missionär bei den wilden Kanadiern aufgehalten, schreibt: „Ich habe mit großer Betrübnis in den meisten Berichten gelesen, daß diejenigen, welche über die Sitten wilder Völker geschrieben, sie uns geschildert haben als Menschen, welche kein religiöses Gefühl besitzen, keine Kenntnis einer Gottheit, keinen Gegenstand, dem sie irgendwelchen Kultus widmen, als Menschen, welche weder Gesetz noch Obrigkeit, noch irgend eine Regierung haben, mit einem Worte, als Menschen, welche von Menschen ungefähr nichts als die Gestalt haben. Das ist ein Fehler, den selbst Missionäre und wohlmeinende Leute begangen haben, welche einerseits mit großer Über-

[1] Mœurs des Sauvages américains comparées aux mœurs des premiers temps I, Paris 1724, 5.

stürzung über Sachen geschrieben haben, welche sie noch nicht genügend kannten, und welche anderseits nicht die verhängnisvollen Folgen voraussahen, die man aus einer der Religion so ungünstigen Ansicht ziehen konnte."

Diese Klage ist heute noch viel berechtigter, wo so viele Reisende, in den extremen Entwicklungsideen befangen, überall Bestätigungen für ihre Ansicht vom tierischen Ursprung des Menschen und seiner allmählichen „Menschwerdung" suchen und finden, ja oft den Tatsachen Gewalt antun oder sie wenigstens drehen und deuten, bis sie in ihr Entwicklungsschema hineinpassen. Wer sich in der neueren Reiseliteratur umgesehen hat, weiß, wie wahr das ist. Wir erinnern nur an Darwin selbst, an Fr. v. Hellwald[1], Post und andere.

Die genannten Schwierigkeiten in der richtigen Erfassung und Darstellung des geistigen Lebens der Wilden liegen auf seiten der Reisenden. Andere Hindernisse kommen von seiten der Wilden. Es hält sehr schwer, von ihnen zuverlässige Aufschlüsse über ihre religiösen und sittlichen Anschauungen zu erlangen. Fremden gegenüber sind sie in dieser Beziehung äußerst zurückhaltend und verschlossen. Sie fürchten durch Mitteilung des Heiligen dieses zu profanieren. Außerdem fürchten sie von den Fremden wegen ihrer Religion verspottet oder verachtet zu werden. Deshalb wenden sie oft die größte List an, um ihre Gebräuche zu verbergen. Man höre, was z. B. P. Thomé C. S. Sp., Missionär am Kilimandscharo, erlebte. Er schreibt: „Seit mehr denn 20 Jahren ist das Gebiet des Kilimandscharo von Europäern bereist und bewohnt. Viele haben Sitten und Gebräuche der Wadschagga, des tapfern, kräftigen Volksstammes am Berge, eingehend beschrieben, und jeder Forscher hat die Frage, ob die Wadschagga Götzen haben und denselben Opfer darbringen, so viel ich weiß, entweder verneint oder sie gar nicht erwähnt. Bekannt ist, daß die Wadschagga geweihte Bäume haben, unter denen sie mit Vorliebe ihre Opfer darbringen. Bekannt ist ferner, daß die Wadschagga eine große Furcht vor den Warumu (bösen Geistern) haben, denen sie Opfer darbringen; aber keinem Forscher ist es gelungen, zu beweisen, daß das Gebirgsvolk Götzenbilder hat. Mit meisterhafter Geschicklichkeit haben es die Schwarzen verstanden, ihre Götzen vor den Europäern zu verbergen und von ihnen zu schweigen. Dies ist um so mehr zu verwundern, wenn man in Betracht zieht, daß der Kilimandscharo von vielen Häuptlingen beherrscht ward und wird, die voneinander unabhängig sind und die in beständiger Fehde lebten."[2] Der Missionär berichtet dann, wie es ihm fast zufällig gelungen sei, die Götzen zu entdecken. Das beweist, welche Schwierigkeiten es hat, einen klaren Einblick in das geistige Leben der Eingebornen zu gewinnen.

Zu dieser Schwierigkeit gesellt sich noch eine andere. Der Naturmensch gibt sich wenig mit Spekulieren und Reflektieren ab. Er hat seine Anschauungen und Ideen, die sich in seinem Leben und seinen Gebräuchen verkörpern, aber darüber nachzudenken, das überläßt er andern. Deshalb ist er oft kaum im stande, dem Reisenden klare Auskunft über seine Begriffswelt zu geben. Kommt sogar ein wenig gebildeter Europäer in Verlegenheit, wenn er Rechenschaft von

[1] Kulturgeschichte und Naturgeschichte der Menschheit.
[2] Globus LXXXIII (1903) 231.

seiner Religion geben soll, so gilt das noch viel mehr von den Wilden, denen reflektierendes Nachdenken so ferne liegt.

Man kann von der Religion und Sittlichkeit der Eingebornen dasselbe sagen was von ihrer Sprache. Wenn der Missionär sich unter ihnen niederläßt, vernimmt er anfänglich nur unverständliche, unzusammenhängende Laute. Hat er nach Monaten oder Jahren ihre Sprache erlernt, dann findet er, daß diese Sprache wohlgebaut und gegliedert ist, daß sie ihre genauen Regeln, ihre Philosophie, ihre Schönheit hat. „Nur sind", wie Bischof Le Roy[1] schreibt, „die Eingebornen, die sie mit erstaunlicher Korrektheit sprechen, nicht im stande, den Bau und das Gefüge ihrer Sprache zu erklären. Diese Erklärung wird der Missionär ihnen geben." Ähnliches gilt von der Religion. Diese durchdringt nach allen Richtungen das Leben der meisten Wilden, sie ist verwachsen mit ihren Gesetzen und Festen, ihrer Freude und Trauer, ihren Geschäften und Unglücksfällen, aber von einem eigentlichen, logisch konsequenten Religionssystem kann keine Rede sein. Dasselbe gilt von der Sittlichkeit, die nach ihnen nur einen Teil ihrer Religion bildet. Sie fassen alles zusammen unter dem Namen von Gewohnheiten oder Gebräuchen, die sie von ihren Vorfahren ererbt, die sie heilighalten und wegen deren Übertretung sie Gewissensbisse empfinden und den Unwillen der Götter fürchten.

Aus dieser Unfähigkeit, ihre Gedanken theoretisch zu entwickeln, erklärt es sich, warum ein Wilder im stande ist, zwei Fremden auf dieselbe Frage ganz verschiedene Antworten zu geben, ohne daß man dabei an absichtliche Irreführung zu denken braucht. Gewiß, der Wilde redet dem fremden Weißen, dessen geistige Überlegenheit er anerkennt, gern nach dem Munde, aber häufig ist er sich der Tragweite oder des wahren Sinnes der ihm gestellten abstrakten Frage gar nicht bewußt, oder er hat sie mißverstanden oder sucht sich endlich durch ausweichende und nichtssagende Antworten des lästigen Fragers zu entledigen. Was würde ein Europäer wohl sagen, wenn ein Fremder daherkäme, der seine Sprache kaum kennte, und ihn nun über seine religiösen oder sittlichen Anschauungen ausfragen wollte? Würde er ihn verstehen? Würde er ihn nicht mit ausweichenden Antworten oder vielleicht gar mit scherzhaften Märchen abweisen? Bezeichnend ist, was der Missionär Petitot[2] berichtet. Nachdem er bemerkt, alle Indianer Nordamerikas hätten eine unvollkommene Idee von Gott, vom Teufel, von der Unsterblichkeit der Seele und einige Reste des Naturgesetzes, fährt er fort: „Ich habe gesagt, die Indianer hätten eine dunkle Kenntnis (connaissance implicite) dieser Wahrheiten, weil sie tatsächlich, wenn man sie darüber fragt, immer verneinend antworten, und zwar deshalb, weil sie nie nachdenken. Erst wenn sich die Gelegenheit darbietet, besonders aber wenn man sie auf das Kapitel ihrer Überlieferungen bringt, zeigt sich allmählich eine jede von diesen Wahrheiten ihrem Geiste, und sie selbst sind erstaunt bei der Wahrnehmung, wie sehr ihre Ideen mit denen übereinstimmen, die wir ihnen verkünden."

---

[1] La Religion des Primitifs[2], Paris 1911, 57. A. Le Roy, früher Missionär in Afrika, ist jetzt Generaloberer der Väter vom Heiligen Geist und Professor der Religionsgeschichte am Katholischen Institut zu Paris.

[2] Missions catholiques I (1868) 168.

Gewiß mit Recht sagt angesichts dieser Schwierigkeit der bedeutende Ethnologe Sproat: „Ein Reisender muß jahrelang unter den Wilden wie einer der Ihrigen gelebt haben, ehe seine Ansicht über ihre geistigen Zustände irgend einen Wert beanspruchen kann.“[1] Ähnlich urteilt A. Vierkandt[2]: „Das ganze Seelenleben der Eingebornen und alle die kulturellen Zustände und Vorgänge, die einen mehr innerlichen Charakter besitzen, erschließen sich bekanntlich erst bei einem dauernden Aufenthalt; Missionäre, Ärzte, Beamte und Kaufleute, die dauernd draußen sind, sind hierfür mehr noch als die Forschungsreisenden selbst geeignet — Personen, die mit den Eingebornen vertraut sind, diesen Vorgängen fortgesetzt ihre Aufmerksamkeit schenken, also gleichsam ihnen gegenüber dauernd auf der Lauer liegen.“ Ganz zutreffend sagt auch der Missionär Brincker[3]: „Wer nur vorübergehend zwischen den Stämmen wilder Völker umherirrt, wird wenig oder gar nichts sehen oder merken von ihrem eigentlichen inneren Leben, ihrer Art und Weise zu denken, ihren religiösen Gefühlen, ihren Gesinnungen und Bedürfnissen. Er wird vielleicht nach einigen sich ihm gerade darbietenden Zeichen und Äußerungen den Charakter des betreffenden Stammes oder Volkes beurteilen und feststellen; und wenn er darüber schreibt, wird er im großen und ganzen ein wenig zutreffendes Bild von dem Volke geben. Nur wer recht lange unter einem wilden Stamme leben, mit demselben Leid und Freude tragen, mit jung und alt Not und Tod durchkämpfen muß, kann ein richtiges Bild von der natürlichen Beschaffenheit derselben geben.“

Ein drastisches Beispiel dafür, wie mangelhafte und flüchtige Beobachtung einen Reisenden irreführen kann, erzählt der schon erwähnte Bischof Le Roy, der 18 Jahre lang als Missionär in Afrika gewirkt hat. Eines Tages traf er auf dem Ogowe (Gabun) mit einem jungen französischen Reisenden zusammen. Dieser äußerte: „Was mir am meisten bei diesen Eingebornen (es handelt sich um die Adumas) auffällt, ist das gänzliche Fehlen jeder Religion. Ich beobachte sie genau, ich habe sie aber nie einen religiösen Akt setzen sehen.“ — „Ich aber“, entgegnete der Missionär, „sehe sie täglich und sogar mehrmals solche Akte setzen.“ Der junge Reisende lachte und glaubte einen neuen Beweis dafür zu haben, daß die Missionäre in ihrem Vorurteil überall Religion erblicken. Da fragte ihn Le Roy: „Haben Sie denn nicht bemerkt, daß unsere Ruderer jedesmal, wenn sie einen Likör, Palmwein oder Alkohol trinken, zuvor einige Tropfen auf die Erde gießen? Das ist eine Libation.“ — „Richtig, daran habe ich nicht gedacht.“ — „Haben Sie nicht bemerkt, daß sie jedesmal, wenn sie einen Fisch fangen, das Herz und die Leber desselben herausziehen und sofort dem Fluß zurückgeben? Das ist ein Opfer.“ — „Sie haben vielleicht recht.“ — „Und haben Sie endlich nicht bemerkt, daß jedesmal, wenn unsere

---

[1] Vgl. Peschel, Völkerkunde[6] 272.

[2] Globus XCIV (1908) 79. Vgl. auch Anthropos, internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachkunde IV (1909) 257.

[3] Globus LVIII (1890) 321. Auch Dr Ten Kate (Ausland 1886, 186) meint: „Was durchziehende Reisende wie ich, gleichviel in welchem Stück der Erde, über die Religion und den Gottesdienst eines Volkes, dessen Sprache sie nicht kennen, auftischen mögen, verdient nach meiner vollsten Überzeugung nur wenig Vertrauen.“

Piroge abfährt, der Steuermann am Morgen ein Huhn nimmt, es am Vorderteil tötet und genau darauf achtet, daß ein wenig Blut auf die Spitze des Fahrzeuges falle? Das ist ein Opfer." — „Das ist wieder richtig", meinte der Reisende, „von alledem hatte ich nichts gesehen." [1]

Gegenüber dieser Voreiligkeit im Urteil bei oberflächlicher Kenntnis sticht die vorsichtige Zurückhaltung, mit der sich Missionäre oft nach jahrelanger Beobachtung ausdrücken, vorteilhaft ab. Aus Neukaledonien schrieb der Missionär Rougeyron[2] im Jahre 1845 nach zwanzigmonatigem Aufenthalt auf der Insel: „Obwohl ich jetzt ziemlich lange in der Mitte dieser Insulaner wohne, so bin ich doch über ihre Gebräuche und Sitten noch nicht genügend unterrichtet, um sie zu beschreiben. Sehr bewundere ich die gelehrten Reisenden, die, nachdem sie einigen Wilden auf einem einsamen Gestade begegnet sind und mit ihnen einige Worte gewechselt oder auch vielleicht einem oder zwei Festen beigewohnt haben, bei ihrer Rückkehr in die Heimat die interessantesten Berichte über die Sitten, die Religion und die Sprache der von ihnen besuchten fernen Völker veröffentlichen. Ich kann sie nicht nachahmen, denn mir scheint, daß man etwas tiefer und eingehender forschen muß, um in all diesen Dingen die Wahrheit zu entdecken."

Wir werden uns deshalb nach Möglichkeit nur auf solche Reisende oder Beamte berufen, die entweder selbst jahrelang bei den Wilden gelebt haben oder die sich wenigstens auf die Angaben von Leuten stützen, bei denen dies der Fall war. Ganz besonders kommen für uns die Schilderungen der Missionäre in Betracht, die jahrelang in dem intimsten Verkehr mit den Wilden gestanden, sie in den verschiedensten Lagen und Umständen beobachtet haben, ihre Sprache vollkommen verstanden und mit ihren Gewohnheiten und Gebräuchen genau bekannt waren. Wenn die Missionäre einmal durch Wohltaten und Belehrung und durch ihren reinen Wandel das Vertrauen der Eingebornen gewonnen, erschließen ihnen diese häufig mit kindlicher Offenheit das Innerste ihrer Seele, und besonders die Neubekehrten gestehen gern, was sie als Wilde gedacht und getan haben.

Manche Ethnologen sprechen verächtlich und spöttisch von den Berichten der Missionäre, aber das hat seinen Grund nur in ihren vorgefaßten evolutionistischen Theorien, zu denen die Zeugnisse der Missionäre oft nicht passen. Frazer z. B. hat in seinem Buche Totemism and Exogamy bei Behandlung des Totemismus der Aranda, der ihm als Grundlage seiner Deduktionen dient, die zahlreichen und wertvollen Zeugnisse des Missionärs Rev. Strehlow einfach übergangen, und zwar bloß deshalb, weil dieser ein seeleneifriger Missionär und in manchen Punkten anderer Meinung war. Mit seinem Spott verurteilt A. Lang ein solches Verfahren, das um so auffallender ist, als Frazer bei andern Gelegenheiten, vielleicht ohne es zu wissen, zahlreiche Missionäre als Gewährsmänner gebraucht. P. Wilh. Schmidt S. V. D. hat im „Anthropos" [3] nachgewiesen, daß Frazer wenigstens 40 Missionäre als Zeugen für seine Ausführungen benutzt hat. Die Missionäre stehen doch gewiß an Wahrheitsliebe

[1] Anthropos I (1906) 8. [2] Annales de la propagation de la foi XVIII 398.
[3] VI (1911) 431.

den Forschungsreisenden nicht nach, und durch ihre philosophische und theologische Vorbildung sind sie viel befähigter zur Erforschung der religiösen und sittlichen Ideen eines Volkes als die allermeisten Reisenden, die vielleicht sonst ausgezeichnete Kenntnisse haben, aber in religiösen und sittlichen Fragen oft nur mangelhaft theoretisch gebildet sind.

Sehr gut sagt P. Lejeune C. S. Sp., der viele Jahre am Gabun unter den Negern lebte und ein Wörterbuch der Fan-Sprache[1] veröffentlicht hat: „Hat der Neger religiöse Begriffe? Wer dies bezweifeln wollte, kennt offenbar den Neger nicht. Dahingehörige Berichte von Forschern und Reisenden, die selbst nur sehr verwirrte religiöse und philosophische Ideen haben, dürfen nur mit Vorsicht aufgenommen werden. Ohne die Missionäre zu viel herausstreichen zu wollen, da ich selbst einer bin, glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß sie viel berufener sind, über diesen Punkt Aufschlüsse zu geben, als irgend sonst jemand. Wir kennen die Sprache und sprechen sie oft, wie das z. B. bei dem früheren Apostol. Vikar Msgr Berre († 1891) der Fall war, ebenso rein als die Eingebornen selbst. Ist es also überraschend, wenn letztere uns williger ihre Geheimnisse anvertrauen und uns jeden Augenblick um Rat und Aufschluß fragen? Gerade bei solchen Gelegenheiten ist es uns vergönnt, einen Blick in die Tiefen ihrer Herzen zu tun. Da wir dasselbe kennen, sind wir auch im stande, darüber zu urteilen, seine Fähigkeiten, seine Sympathien und Regungen zu erkennen. Daher kommt es auch, daß der Missionär den Neger notwendig liebgewinnen muß und sich mit voller Hingebung der Veredlung seines Herzens hingibt."

Übrigens geben wir gern zu, daß man auch bei den Missionären unterscheiden muß. Nicht alle haben dieselbe feine und scharfe Beobachtungsgabe, nicht alle dieselbe liebevolle Hingabe und dieselbe Ausdauer in Erforschung der oft verworrenen und unzusammenhängenden Ideen und Anschauungen der Naturmenschen, nicht allen erschließen die Wilden mit demselben Vertrauen die geheimsten Falten ihres Herzens. Außerdem übersehe man noch eines nicht. Man muß das, was die Missionäre gleich nach ihrer ersten Ankunft bei einem wilden Volke schreiben, sehr unterscheiden von ihren späteren Berichten. Die ersten Nachrichten sind gewöhnlich viel ungünstiger als die späteren. Das ist ganz natürlich. Der erste Eindruck, den diese Wilden auf den Ankömmling machen, ist meist sehr abstoßend. Er sieht vor sich fast nackte, schmutzige, rohe Gestalten mit durchbohrten Nasen, Lippen und Ohren, mit sonderbaren Tätowierungen, barockem Kopfputz, in drohenden Gebärden, durch die sie sich ein wildes, entsetzenerregendes Aussehen zu geben suchen. Fast unwillkürlich urteilt er, er habe halbvertierte Wesen vor sich, die vom Menschen kaum etwas an sich haben als die Gestalt. Je länger er aber bei ihnen weilt, je vertrauter er mit ihnen umgeht, um so mehr Gutes und Edles entdeckt er unter dieser rohen Hülle. Gewiß sind es Heiden, rohe, verwahrloste Heiden, aber im Grunde Menschen wie wir, mit denselben wesentlichen Anlagen und Neigungen, guten und bösen Eigenschaften. Der Missionär kann das täglich beobachten, und je länger je mehr entdeckt er, daß es auch unter diesen Heiden der Wildnis neben

[1] Dictionnaire Français-Fang.

schlechten gute und edle Menschen gibt. Wie oft lesen wir in den Berichten der Glaubensboten, daß sie nach einigen Jahren mühsamer geduldiger Arbeit selbst voll Bewunderung sind über die Sittenreinheit, Frömmigkeit und Lenksamkeit mancher von diesen Naturkindern, die noch vor wenigen Jahren als nackte Wilde die Urwälder durchstreiften!

Man muß sich sodann mit der Sprache der Missionäre vertraut machen; das gilt namentlich von den Missionären der früheren Jahrhunderte. Nicht selten bezeichnen sie die Wilden, bei denen sie arbeiten, als Atheisten, als Menschen ohne Religion, ohne Staat, ohne Gesetz. Wer diese Worte in unserem heutigen Sinne nimmt, wird die Missionäre ganz mißverstehen. Unter Atheisten verstehen sie alle Menschen, die die Kenntnis des wahren Gottes nicht haben oder, wenn sie dieselbe haben, ihm keinen Kult erweisen, nur allerlei Geister und Dämonen verehren und durch Zauber und Opfer zu versöhnen suchen. Das Wort Religion nehmen sie oft in einem viel engeren Sinne. Unter Religion verstehen wir heute, wie schon früher bemerkt wurde, die *Verehrung höherer, außer und über der sichtbaren Welt stehender persönlicher Wesen, von denen man sich abhängig glaubt und die man irgendwie günstig zu stimmen sucht*[1]. Die älteren Schriftsteller nehmen aber das Wort gewöhnlich in einer engeren Bedeutung. Entweder verstehen sie darunter nur die Verehrung des *einen* wahren Gottes oder wenigstens schließen sie die bloße Teufels- und Dämonenverehrung von der Religion aus. Man braucht nur die Berichte der Missionäre durchzugehen, um zu finden, daß sie in diesem Sinne von Religion und religionslosen Völkern reden. Denn sie schildern oft selbst den Teufels- oder Dämonenkult dieser Völker, die Zauberpriester, die ihrem Kult gewidmet sind, die Feste, Gebete und Opfer, mit denen man die bösen Geister abwehren und den Schutz der guten erlangen will. In unserem heutigen Sinne haben also diese Völker eine — allerdings falsche und verkehrte — Religion. Endlich verstehen die Missionäre unter gesetzlosen Völkern bloß jene Völker, die keine geschriebenen oder sonst formell erlassenen Gesetze haben. Denn daß die vermeintlich gesetzlosen Völker ihre bestimmten Gebräuche und Gewohnheiten haben, die sie als verpflichtende Norm ihres Handelns ansehen, sagen die Missionäre selbst ausdrücklich an vielen Orten. Man muß sich also mit der Sprache der Missionäre vertraut machen, wenn man sie nicht mißverstehen will.

Wir fügen noch einige Bemerkungen bei über die Sprache der Eingebornen als Erkenntnisquelle ihrer geistigen Anschauungen. Einige Reisende schließen aus dem Fehlen eines Wortes sofort auf das Fehlen des entsprechenden Begriffes. Das ist ein ganz voreiliger, unberechtigter Schluß. Manche haben z. B. vielen Wilden deshalb sittliche Begriffe abgesprochen, weil sie keine eigenen Ausdrücke für sittlich gut oder sittlich bös, sondern nur die allgemeinen Wörter gut und schlecht haben, die sie auch auf die verschiedenen nichtsittlichen Dinge anwenden. Mit diesem Argument könnte man ebenso beweisen, daß die europäischen Völker keine sittlichen Begriffe haben. Reden nicht auch wir wie von einer guten oder schlechten Tat, einem guten oder schlechten Menschen, so auch

[1] Vgl. oben S. 17.

von einem guten oder schlechten Pferd oder Apfel, von gutem und schlechtem Wetter, ja sogar von einem guten Geschäft, bei dem man einen andern ungerecht übervorteilt hat? Folgt etwa daraus, daß wir uns nicht klar des großen Unterschiedes bewußt sind, der in den verschiedenen Anwendungen desselben Ausdruckes obwaltet? Das sittlich Gute ist eine Art des Guten und kann deshalb mit dem allgemeinen Gattungsnamen des Guten bezeichnet werden.

Unsere Begriffswelt ist eben reicher als unsere Sprache, und deshalb ist ein Schluß aus dem Fehlen eines Wortes auf das Fehlen eines Begriffes unzulässig. Mit Recht schreibt Westermarck[1]: „Wie Wilhelm Wundt in seiner ‚Ethik' bemerkt, gestatten die Erscheinungen der Sprache keine direkte Rückübersetzung in ethische Vorgänge. Die Begriffe selbst sind verschieden von dem Mittel ihres Ausdruckes, und hier wie anderswo ist das äußere Zeichen späteren Datums als der innerliche Vorgang, den es ausdrückt. Die Sprache ist ein flüchtiger Verallgemeiner; selbst oberflächliche Ähnlichkeit zwischen verschiedenen Erscheinungen genügt oft, um sprachliche Identität zwischen ihnen herzustellen. Man vergleiche die ‚Gradheit' einer Linie mit der ‚Gradheit' des Charakters; die ‚Verkehrtheit' einer Meinung mit der ‚Verkehrtheit' einer Handlung."

Im Deutschen sagt man: er soll gelogen haben, er soll nicht lügen, man redet von „Soll und Haben". Wir reden von einem falschen Freund und falschem Geld u. dgl. Sind wir uns nicht bewußt, daß es sich hier um ganz verschiedene Bedeutungen handelt? Der Franzose hat keinen eigenen Ausdruck für den Mann als Geschlechtswesen im Unterschied zur Frau, er gebraucht dafür das Wort homme, das auch Mensch bedeutet. Er hat keinen eigenen Ausdruck für Eltern, er gebraucht dafür den Ausdruck parents, der auch die Verwandten bezeichnet. Fehlt ihm deshalb der entsprechende Begriff? Die Griechen hatten keinen Namen für „Ehe", sie gebrauchen dafür den Gattungsnamen *συζύγιον*, der auch von der Geschlechtsvereinigung der Tiere gilt. Fehlte ihnen deshalb der Begriff der Ehe? Es darf uns daher gewiß nicht wundernehmen, daß bei den Wilden ähnliche Erscheinungen vorkommen, namentlich in Bezug auf abstrakte Dinge, über die sie selten nachdenken und noch seltener reden. Wo das Bedürfnis vorliegt, haben sie sehr detaillierte Bezeichnungen für die verschiedenen Dinge, oft mehr als wir Europäer. Wir bezeichnen mit dem Namen Onkel sowohl den Bruder des Vaters als der Mutter, der Australneger hat dafür verschiedene Bezeichnungen, ebenso für den Großvater väterlicher und mütterlicher Seite u. dgl.

VI.

Umfang unserer Darstellung.

Es handelt sich für uns in den folgenden Ausführungen nicht um eine allseitige erschöpfende Darstellung aller sittlichen Begriffe und Erscheinungen der verschiedenen Völker. Eine solche Darstellung würde ein großes, vielbändiges Werk erfordern und wäre nach dem jetzigen Stande der Ethnographie ein unmögliches Unternehmen, da in Bezug auf viele Völker die Quellen, aus denen

[1] Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe I 112.

wir schöpfen, zu spärlich fließen. Unsere Absicht ist bloß, eine gedrängte Übersicht über die sittlichen Anschauungen der Völker zu bieten, aus der sich von selbst ihre Übereinstimmung in den allgemeinen Begriffen von Gut und Bös, Recht und Unrecht, Schuld und Strafe, Tugend und Laster usw. und in den damit zusammenhängenden sittlichen Grundsätzen des Dekalogs ergibt.

Diesem Zweck entsprechend werden wir uns nicht ausführlich bei der Schilderung der sittlichen Verkommenheit mancher wilden Völker aufhalten. Keinem Vernünftigen wird es einfallen, die Wilden als Tugendbolde hinzustellen. Nur zu wahr ist das Wort des hl. Augustinus: Regnat carnalis cupiditas, ubi non est Dei caritas. Die Wilden sind wie unerzogene Kinder, die es nie gelernt haben, ihre Neigungen zu beherrschen, und die sich frei den Launen ihrer Begierden überlassen. Daher auch die überraschenden Gegensätze in ihrem Betragen, der plötzliche Übergang von Gutmütigkeit und Anhänglichkeit zu bestialischer Grausamkeit und heimtückischer Hinterlist. Es fehlt ihnen eben meist jede Zucht und Selbstbeherrschung. Wenn man aber behauptet hat, die sexuellen Ausschweifungen erreichten bei den Wilden eine Höhe und ein Raffinement, welches alles hinter sich lasse, was man in der Cloaca maxima einer berüchtigten Großstadt unserer Tage finde[1], so halten wir das für eine Übertreibung. So ausschweifend die Wilden auch vielfach sind, selten fanden die Missionäre die widernatürliche Unzucht in dem Maße entwickelt, wie das leider bei vielen Kulturvölkern der Fall ist. Doch wie dem auch immer sei, wenn wir uns nicht lange bei der Schilderung ihrer sittlichen Verwahrlosung, ihrer sprichwörtlichen Trägheit, ihrer Trunksucht, Grausamkeit usw., aufhalten, so geschieht es nicht, um sie in Abrede zu stellen, sondern weil sie bekannt sind und nicht zum Zweck unserer Darstellung gehören. Soweit es übrigens notwendig ist, um nicht ein falsches Bild von den sittlichen Anschauungen der Naturvölker zu erhalten, werden wir sie darlegen.

Hierbei darf man aber eines nicht übersehen. *Aus der häufigen Übertretung eines Sittengesetzes darf man nicht sofort auf gänzliche Unkenntnis desselben schließen.* Was würden wir sagen, wenn ein Reisender aus einem unbekannten Weltteile unsere Großstädte besuchte und nach mehrwöchiger Beobachtung unserer Zustände aus dem Vorhandensein der unzähligen Prostituierten, die aus der Schande ein Handwerk machen, aus der Zahl der unehelichen Geburten und ähnlichen Tatsachen den Schluß zöge, die Europäer hätten sehr mangelhafte Begriffe von Keuschheit, ja hielten die größten Vergehen nicht für sündhaft? Eine solche Schlußfolgerung wäre ganz unrichtig, und zwar einfach deshalb, weil man aus Leidenschaft sehr häufig gegen seine bessere Überzeugung handelt, namentlich wenn man zum Sklaven seiner Leidenschaft geworden. Die Menschen tun vieles, nicht weil sie es für gut, sondern obgleich sie es für schlecht halten. Von den Römern und Griechen haben wir eine ziemlich genaue Kenntnis bezüglich ihrer sittlichen Anschauungen, und wie oft steht ihr tatsächliches Verhalten damit im Widerspruch! Es ist nur zu oft wahr, was Ovid sagt: Video meliora proboque, deteriora sequor. Gilt dies bei den Kulturmenschen, so noch viel mehr bei den Kindern der Wildnis,

[1] Achelis, Völkerkunde 324.

die es nie gelernt, sich zu überwinden, und durch äußere soziale Schranken in ihrem Verhalten weniger gehindert werden als wir Zivilisierten. Es ist deshalb nichts weniger als wissenschaftlich, wenn Reisende zwei oder drei Wochen oder Monate einen wilden Stamm in seinem Treiben beobachten und dann der Welt als Resultat ihrer Forschungen den Satz verkünden, diesen Wilden fehle jeder sittliche Begriff.

Wir werden ferner nicht alle Naturvölker schildern; das wäre ein unmögliches Unterfangen, da uns von manchen derselben die genügenden Nachrichten fehlen. Nicht wenige wilde Stämme sind bald nach ihrer ersten Berührung mit der Zivilisation verschwunden oder mit andern Stämmen verschmolzen. Eine Schilderung aller Völker würde auch ein vielbändiges Werk erfordern, das nur durch das Zusammenarbeiten vieler Gelehrten zu stande kommen könnte. Eine vollständige Aufzählung aller Völker ist übrigens für unsern Zweck gar nicht nötig. Wir werden aus allen Teilen der Welt dem Leser so viele Völker vorführen, daß der Induktionsbeweis als vollständig erbracht angesehen werden darf.

Außerdem wird es unser Bemühen sein, möglichst den ältesten Nachrichten über die besprochenen Völker nachzuspüren. Seitdem sie mit den Zivilisierten in Berührung kamen, haben sie ihre Sitten und Anschauungen nicht selten verändert und modifiziert. Manche Gebräuche haben sie aufgegeben, andere von den Ausländern angenommen. Uns liegt aber daran, die Naturvölker tunlichst in ihrem primitiven Zustand vor der Berührung mit andern Völkern kennen zu lernen. Für spätere Zeiten könnte man uns einwenden, die dargelegten Anschauungen seien von den Europäern entlehnt. Wir haben aber hinzugefügt „möglichst". Für viele Völker, namentlich in Afrika, ist es eben nicht mehr möglich, vollständig sichere und zuverlässige Nachrichten aus der Zeit der ersten Entdeckung zu erlangen. Doch wird es immer unser Bestreben sein, möglichst die ältesten Quellen zu benutzen, soweit sie uns zugänglich waren. Viele Quellen sind bis heute in den Bibliotheken und Archiven Portugals und Spaniens enthalten, die noch der Veröffentlichung harren.

Weil tatsächlich die sittlichen Anschauungen mit der Religion aufs innigste verknüpft sind, so haben wir auch diese in den wesentlichsten Zügen darstellen müssen. Die religiösen Pflichten sind die höchsten sittlichen Pflichten und bilden einen wesentlichen Teil der sittlichen Ordnung. Außerdem kommen die tiefsten sittlichen Begriffe: Gebot und Verbot, Verpflichtung, Gewissen, Sünde, Vergeltung, Sühne, Opfer, Gebet, Reue, Eidschwur usw., gerade in der Religion zur praktischen Betätigung. Um so weniger durften wir die Religion aus unserer Betrachtung ausschließen, als heute vielfach behauptet wird, ursprünglich seien Religion und Sittlichkeit getrennt, die Religion nicht „ethisch bestimmt" gewesen. Das sind aprioristische Behauptungen, die in den Tatsachen keine Stütze finden. Die sittlichen Begriffe der Sünde und der Sühne oder Versöhnung der ob der Missetat der Menschen erzürnten Gottheit sind eine der tiefsten Quellen der Religion nicht nur der Kultur-, sondern auch der Naturvölker.

Mit der sittlichen Ordnung hängt innig zusammen der Glaube an das Fortleben nach dem Tode und die Vergeltung von Gut und Bös

nicht nur in diesem Leben, sondern auch über das Grab hinaus. Wir werden deshalb auch in Kürze darzulegen haben, was die Völker über das Jenseits und die jenseitige Vergeltung gedacht haben. Weil diese Jenseitsanschauungen sich am leichtesten aus den Begräbnisgebräuchen erkennen lassen und hierbei manche sittliche Anschauungen zu Tage treten, so werden wir auch diesen unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Der Leser wird finden, daß der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode sich bei allen Völkern findet, wenn auch die Jenseitsvorstellungen vielfach sehr unklar und verworren sind.

Selbstverständlich gehört zu unserem Gegenstand auch die Schilderung der Ehegebräuche, der Familie, der Eigentumsordnung, des Erbrechts, der politischen Verfassung oder des Verhältnisses zwischen Untergebenen und Obrigkeit, des Strafrechts gegenüber schweren Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Ehebruch, Meineid usw.; doch werden wir uns bei den Kulturvölkern in dieser Beziehung kurz fassen, da es sich meist um bekannte Dinge handelt. Schließlich mußten wir auch einige Andeutungen über den allgemeinen Kulturzustand der besprochenen Völker machen, ohne die ein richtiges Verständnis ihrer sittlichen Anschauungen oft nicht möglich wäre. An ein bestimmtes Schema haben wir uns bei unserer Darstellung nicht gehalten, weil sie sonst zu monoton und ermüdend würde.

Wir übergehen die Religion und Moral der israelitischen Völker und des Christentums, weil wir sie wohl als bekannt voraussetzen dürfen.

Erster Teil.

Die Kulturvölker.

1. Die alten Ägypter.

Schon Herodot[1] rühmt die Ägypter als „überaus gottesfürchtig", mehr denn irgendwelche andere Menschen. Sie waren ursprünglich wahrscheinlich Monotheisten und hatten einen reinen und erhabenen Gottesbegriff. Einer der kundigsten Erforscher der ägyptischen Altertümer[2] schreibt darüber: „Das Studium der alten religiösen ägyptischen Schriften wird den Leser überzeugen, daß die Ägypter an einen Gott glaubten, der durch sich selbst existiert, unsterblich, unsichtbar, ewig, allwissend, allmächtig und unerforschlich ist; der Himmel, Erde und Unterwelt geschaffen, die Wolken und das Meer, Männer und Frauen, Landtiere, Vögel und die kriechenden Wesen, Bäume und Pflanzen und die unkörperlichen Wesen, die als seine Sendboten seinen Wunsch und Befehl ausführen. Die ganze Theologie und Religion des Ägypters ruhte auf dieser Idee."

Ein anderer Ägyptologe[3] schreibt: „Daß die ägyptischen Texte, auch die ältesten, manche Äußerungen enthalten, die monotheistisch klingen, ist unleugbar. De Rougé und von den jetzt lebenden Pierret haben daraus, daß Gott oft der Einzige, der Unendliche, der Ewige usw. genannt wird, den Schluß ziehen wollen, daß die ägyptische Religion ursprünglich monotheistisch war." Dieser Auffassung widersprechen zwar andere Ägyptologen, auch Lange selbst, aber keineswegs mit durchschlagenden Gründen. Sicher ist, daß in der fünften Dynastie (um 2600—2540 v. Chr.) in Heliopolis die Idee von der Einheit Gottes völlig ausgesprochen war. „Es gibt nur einen einzigen Gott, er ist der Schöpfer und Erwecker alles Lebens, er gestaltet und regiert die Welt. Alle andern Götter erscheinen als bloße Namen oder Gehilfen und Diener des ‚Einen'."[4] Nun ist es aber höchst unwahrscheinlich und wäre einzig in der Geschichte, daß sich das ägyptische Volk durch eigene Kraft aus dem Polytheismus zum Monotheismus durchgerungen hätte, namentlich da uns später wieder der Polytheismus in sehr entwickelter Form entgegentritt[5].

---

[1] Hist. 2, 37.

[2] Wallis Budge, Egyptian Ideas of the future life I² 1, London 1900, 1.

[3] O. Lange im Lehrbuch der Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaye I³ (1905) 190.

[4] Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I² 2 (1900) 224—225.

[5] K. v. Orelli (Allgemeine Religionsgeschichte I² [1911] 165) gibt zu, daß die Gottheit ursprünglich einheitlich gefaßt wurde und erst allmählich sich zersplitterte, will aber nicht, daß man von Monotheismus, sondern nur von Henotheismus rede.

Doch wie dem immer sei, jedenfalls hat sich in späterer Zeit der ägyptische Olymp so stark bevölkert, daß eine systematische Darstellung der vielen Gottheiten sehr schwer, ja fast unmöglich ist[1]. Überall scheint der Bewohner des Niltales Götter erblickt zu haben, die vielfach unter dem Symbol von Tieren verehrt werden. Bekannt ist der berühmte Apisstier in Memphis und der heilige Stier des Râ, Mnevis, in Heliopolis. Auch Katzen, Krokodilen, Schwalben, Schlangen usw. wurde religiöse Verehrung zu teil.

Aber über allen andern Göttern thront der Sonnengott Râ (Rê), der überall in Ägypten verehrt wurde. In ihm kommt wohl die ursprünglich monotheistische Idee noch zum Vorschein. Er ist der Spender alles Lebens, der große Wohltäter der ganzen Natur, an den sich die Menschen dankend und lobpreisend wenden. Neben ihm und in inniger Verbindung mit ihm erscheint Horus, ferner Ptah, Osiris, der Gott der Toten usw.[2]

Der Mensch besteht nach der Anschauung der Ägypter nicht nur aus dem Leib und der Seele (Ba), sondern auch aus dem Ka, was vielleicht am besten mit „unsichtbares Ebenbild" wiedergegeben wird. Der Ka wird mit dem Menschen geboren, folgt ihm im Leben als unzertrennlicher Teil, stirbt aber nicht notwendig mit dem Menschen, sondern kann im Grabe fortleben, wenn der Körper erhalten bleibt. Auf dieser Überzeugung beruhen die ägyptischen Totengebräuche, und ihretwegen suchte man den Leichnam zu mumifizieren und sorgfältig in der Grabkammer zu bergen. Die Seele (Ba) war nicht ans Grab gebunden, sie konnte sich auf Flügeln zum Himmel aufschwingen und unter den Göttern wohnen. Die Schicksale der Seele werden weitläufig ausgemalt, und die alten Totentexte sollten dazu dienen, sie in allen Vorkommnissen zu schützen, damit sie nicht auf ihrer Reise ihr Ziel verfehlen oder unterwegs den Feinden unterliegen möge[3].

Die Seele mußte, um zu Râ zu gelangen, ein Gericht vor Osiris bestehen. Wir ersehen das besonders klar aus dem berühmten 125. Kapitel des sog. „Totenbuches", das zu den ältesten bekannten Gesetzbüchern mit sittlichen Vorschriften für das öffentliche und Privatleben gehört und uns einen klaren und tiefen Einblick in die sittlichen Anschauungen der alten Ägypter gewährt. Dem Totenbuche zufolge konnte niemand in die seligen Wohnungen der Toten eingehen, der nicht vor Osiris im Gericht bestanden hatte. Der Verstorbene mußte vor

---

[1] Einer der neuesten Bearbeiter der ägyptischen Religion, Adolf Erman, schreibt in seinem Buche „Die ägyptische Religion" (Berlin 1905, Vorrede), unser Verständnis der alten ägyptischen Schrift sei noch sehr unvollkommen. „Aller Scharfsinn und alle Mühe, die Brugsch, Budge, Lange, Lefébure, Lepage Renouf, Lepsius, Maspero, Moret, Naville, Turajeff, Wiedemann und so viele andere auf die Erfassung und Darstellung der ägyptischen Religion verwendet haben, hat bisher nicht viel mehr erreicht als die erste Orientierung auf dem verworrenen Gebiet, und es wird noch manches Jahrzehnt schwerer Arbeit bedürfen, ehe wir hier wirklich klar sehen. Wer doch schon heute ein Bild der ägyptischen Religion geben will, muß daher dieses Bild noch an allen Ecken und Enden ergänzen und muß dabei seine Phantasie öfter zu Hilfe rufen, als recht ist."

[2] Vgl. darüber Wiedemann, Die Religion der alten Ägypter, Münster i. W. 1890, 6 ff.

[3] Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte I 220. Wiedemann a. a. O. 123 ff.

die Göttin Maât[1] hintreten, welche in der einen Hand das Zepter hielt, in der andern das Symbol des Lebens. Das Herz wird vor dem als Totenrichter auf dem Throne sitzenden Osiris gewogen; auf der einen Schale liegt das Herz und auf der andern das Bildnis der Maât. Horus beobachtet die Zunge der Wage, und Tehuti, der Gott der Schrift, zeichnet das Resultat auf. Über der Wage sind in einer Reihe 42 Gottheiten, welche ebensoviele Arten von Sünden zu bestrafen haben. Das Verhör des Toten bezieht sich hauptsächlich auf diese Sünden und die entgegengesetzten Tugenden. Das ganze Kapitel zerfällt in vier Teile: 1. Anrede des Verstorbenen an Osiris beim Eintritt in die Halle der Gerechtigkeit; 2. das Bekenntnis des Verstorbenen vor den einzelnen der 42 Totenrichter; 3. die Wägung des Herzens zur Prüfung seiner Aussagen; 4. Reden und Unterhandlungen mit den Türhütern beim Verlassen der Halle.

Aus der Anrede zitieren wir folgende Stellen: „Gepriesen sei der große Gott, der Herr der Wahrheit und Gerechtigkeit! Ich bin gekommen zu dir, meinem Herrn, . . . ich kenne dich, ich kenne die Namen der 42 Götter, die da sind mit dir in der Halle der Wahrheit und Gerechtigkeit, die da leben in Obwacht der Sünder und trinken von ihrem Blute an diesem Tage der Abwägung des Wandels vor dem guten Wesen (Osiris). . . . Nicht tat ich Arges an den Menschen. Nicht tötete oder quälte ich jemand. Nicht tat ich Schandbares im Sitze der Gerechtigkeit. Nicht kannte ich Lügen. Nicht tat ich Schlechtigkeit. Nicht ließ ich als Vorgesetzter die Dienstleute arbeiten den ganzen Tag für mich. Nicht kam mein Name zu der Barke des Allerhöchsten. Nicht kürzte ich einen Gott (bei den schuldigen Leistungen). Nicht verkleinerte ich. Nicht setzte ich herab. Nicht tat ich, was die Götter verabscheuen. Nicht ließ ich mißhandeln einen Sklaven von seinen Vorgesetzten. Nicht ließ ich hungern. Nicht machte ich weinen. Nicht tötete ich. Nicht tat ich Unkeusches. Nicht unterschlug ich. Nicht gebot ich zu töten. Nicht brach ich die Ehe. Nicht verringerte ich am Getreide. Nicht verringerte ich an dem Maß. Nicht verrückte ich die Ackergrenzen. Nicht verkleinerte ich das Zünglein der Wage. . . . Nicht fing ich weg die reinen Vögel der Götter. . . . Nicht zerstörte ich den Damm der Wasserleitungen. . . . Rein bin ich, rein bin ich. . . . Nicht gibt es Schlimmes für mich in diesem Lande und in der Halle der zwiefachen Gerechtigkeit, dieweil ich kenne die Namen der Götter, die in ihr sind.“[2]

In dem eigentlichen Gericht fängt der Angeklagte an zu zagen und sucht sich durch eine Anrede an sein Herz zu ermutigen. Bald schöpft er neuen Mut und beteuert nun den einzelnen Totenrichtern seine Unschuld, er habe nicht un-

---

[1] „Maât ist Gesetz, nicht im gerichtlichen Sinne einer Verordnung . . ., sondern im Sinne jener unfehlbaren Ordnung, die das Weltall, mag man es nun vom physischen oder auch vom moralischen Standpunkt betrachten, regiert. Dies ist sicher eine große und edle Vorstellung“ (Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Ägypter, Leipzig 1882, 114. Dem Maât entspricht das altindische Rita.

[2] V. v. Strauß und Torney, Die altägyptischen Götter und Götterſagen (1889) 478—479. Über das Totenbuch vgl. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur I 86 ff; Wiedemann, Die Religion der alten Ägypter 132.

recht getan, nicht entwendet, nicht getötet, nicht vergewaltigt, nicht gelogen, nicht beschimpft, sich nicht am Eigentum der Götter vergriffen usw. Das eingehende Sündenverzeichnis beweist, daß die Ägypter einen hohen Grad sittlicher Erkenntnis hatten. Da werden nicht nur Gewalttätigkeiten, Betrug und Diebstahl, sondern auch Ehebruch und verschiedene Versündigungen gegen die Keuschheit, nicht nur Verleumdung und Lüge, sondern auch Prahlen und eitles Geschwätz verdammt. Wer seinen König, seinen Vater oder seinen Gott lästert, wer Bösem sein Ohr leiht und taub bleibt gegen die Worte der Wahrheit, wer Leid zufügt seinem Nächsten oder die Götter geringschätzt in seinem Herzen, der kann nicht eingehen in die Wohnungen der seligen Toten[1].

Auch in andern Kapiteln des Totenbuches wird auf das Gericht des Osiris hingewiesen, so z. B. im 30. Kapitel, das oft auf einen steinernen Skarabäus geschrieben war, der an den Platz des Herzens gelegt wurde und verhindern sollte, daß „das Herz vor Gericht Zeugnis gegen den Toten ablege". Trotzdem behauptet der schon erwähnte O. Lange, der diese Tatsachen selbst anführt, der Gedanke an die Möglichkeit einer Wiedervergeltung stehe ganz im Hintergrunde, ja er meint, im Totenbuche stehe nirgends ein Wort von der Möglichkeit des Verlustes der Seele[2]. Das ist doch sehr merkwürdig. Nach Lange wäre das ganze Gericht eine völlig zwecklose Komödie gewesen. Wozu das Bangen vor Gericht und das Bemühen, das Herz und Gewissen am Zeugnis gegen den Toten zu verhindern, wenn die Ägypter nicht an die Möglichkeit des Verlustes der Seele glaubten? Nur wer die Prüfung vor Gericht bestanden, ging ein in die Seligkeit des Osiris, wo ein Leben voller Wonne seiner harrte. Die verurteilten Seelen der Bösen wurden, wie wir aus vielen andern Zeugnissen wissen, auf die Erde zurückgejagt, um in einem Tierleib ein niedriges Dasein zu beginnen, oder in die Qualen der Hölle versetzt oder in die Luft getrieben, um dort gepeinigt zu werden, bis ihnen eine neue Probezeit auf Erden bewilligt wurde[3].

Wie lebhaft man von dem Zusammenhang des sittlichen Lebens mit dem Jenseits und der einst abzulegenden Rechenschaft durchdrungen war, zeigen z. B. noch folgende Worte, die ein Harfner in einem Liede ausspricht: „Sei eingedenk des Tages, an dem du die Reise antreten wirst nach dem Lande, in das man geht, von dem man aber nicht zurückkehrt. Dann wird es dir frommen, ein gutes Leben geführt zu haben; sei deshalb gerecht und hasse das Unrecht; denn wer die Tugend liebt, wird triumphieren."[4] Wer also statt der Tugend das Laster liebt, wird nicht triumphieren.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich, wie bereits bemerkt, daß die alten Ägypter einen hohen Grad sittlicher Erkenntnis hatten. Unter den Sittenlehren der alten Kulturvölker ist mit Ausnahme des israelitischen Volkes wohl keine

---

[1] Le Page Renouf a. a. O. 184. Stimmen aus Maria-Laach XLIV 482 ff u. 597.

[2] Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte I 224.

[3] J. Knabenbauer, Das Zeugnis des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele, Freiburg 1878, 12 13.

[4] Le Page Renouf a. a. O. 66. Kayser-Roloff, Ägypten einst und jetzt[3], Freiburg 1908, 44.

reiner und edler als die der Ägypter. Unter den anerkannten Ägyptologen herrscht darüber nur eine Stimme[1]. So sagt Le Page Renouf[2] von der Sammlung von Unterweisungen des Ptahhotep, des „ältesten Buches der Welt", daß sie den Sprüchen Salomons sehr ähnlich seien. „Sie ermahnen zum Studium der Weisheit, zur Pflichterfüllung gegen Eltern und Vorgesetzte und zur Achtung des Eigentums. Sie schärfen die Vorzüge der Barmherzigkeit, Friedfertigkeit und Genügsamkeit ein, ermahnen zur Freigebigkeit, Demut, Keuschheit, Nüchternheit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit und legen die Schlechtigkeit und Torheit des Ungehorsams, der Streitsucht, der Anmaßung, Faulheit, Unmäßigkeit, Unkeuschheit und anderer Laster dar."

Ein anderer Ägyptologe sagt, vielleicht nicht ohne Übertreibung, über die Sittenlehre der alten Ägypter: „Keine der christlichen Tugenden wird in diesem Sittengesetze vergessen. Frömmigkeit, Milde, Nächstenliebe, Selbstbeherrschung in Wort und Tat, Ehrerbietung gegen Vorgesetzte, Achtung vor dem Gut des Nächsten bis auf die unbedeutendsten Dinge, alles das wird in ihm in erhabener Sprache erwähnt."[3] „Trotz aller die Sprache und den Text betreffenden Schwierigkeiten", schreibt Wallis Budge[4], „ist von der ägyptischen Religion genug bekannt, um mit Sicherheit zu beweisen, daß die Ägypter vor mehr als 6000 Jahren eine Religion und eine Moral besaßen, welche, von allen verkehrten Zutaten befreit, hinter keiner von denen zurücksteht, welche die größten Nationen der Welt hervorgebracht haben."

Die Richtigkeit dieser Behauptungen ergibt sich schon aus den obigen Zitaten aus dem Totenbuch. Sie läßt sich aber auch leicht durch viele andere Texte erhärten. So beschreibt z. B. eine Inschrift einen Verstorbenen: „Ich war gerecht und aufrichtig ohne Hinterhalt, trug Gott in meinem Herzen, stets bereit, seinen Willen zu erkennen. Ich bin in die Stadt derer gekommen, die in der Ewigkeit wohnen; ich tat Gutes auf Erden; ich beging kein Übel, kein Verbrechen; ich billigte nichts Niedriges und Böses; meine Freude war es, die Wahrheit zu reden. . . . Ich bin ein Sahu, mit Freude am Rechttun, meine Richtschnur war übereinstimmend mit den Gesetzen des Tribunals der doppelten Gerechtigkeit. Ich habe nie jemand niedern Standes unterdrückt; denen, welche die Götter ehrten, habe ich kein Leid zugefügt. Die Güte und Wahrhaftigkeit, die in den Herzen meiner Eltern waltete, hat meine Liebe ihnen zurückgegeben. Nie habe ich sie (diese Güte) durch meine Handlungsweise gegen Vater oder Mutter von meiner frühesten Jugend an verletzt. Obwohl ich einer der Hochgestellten war, handelte ich doch stets, als ob ich einer der Niedern gewesen wäre. Ich drängte keinen zurück, der würdiger war als ich. Mein Mund war stets offen, um Wahrheit zu sprechen, nie, um Streit zu erheben. Was ich hörte, wiederholte ich gerade so, wie es gesagt ward."[5]

---

[1] Vgl. Kayser-Roloff, Ägypten einst und jetzt[3] 44; Lenormant, Manuel d'histoire ancienne de l'Orient; Maspero, Wiedemann usw.

[2] Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Ägypter 71.

[3] Chabas bei Le Page Renouf a. a. O. 67. Vgl. Brugsch, Geschichte Ägyptens 25.

[4] Egyptian Ideas of the future life, preface.

[5] Le Page Renouf a. a. O. 69.

Besonders häufig werden die Werke der Barmherzigkeit gerühmt. „Indem ich", sagt eine Inschrift, „das Rechte tat und das Böse haßte, war ich für den Hungrigen Brot, für den Dürstenden Wasser, für den Nackten Kleidung, für den, der in Not war, eine Zuflucht, und das, was ich ihm tat, das hat mir der große Gott vergolten."

Der Engländer Flinders Petrie[1] hat in einem eigenen Buche aus zahlreichen altägyptischen Texten die ganze Sittenlehre der alten Niltalbewohner zusammengestellt. Es fehlt kein einziges Gebot des natürlichen Sittengesetzes. Er unterscheidet sieben Klassen von Geboten oder moralischen Regeln, die in den Texten vorkommen. Sie beziehen sich 1. auf das persönliche Verhalten, 2. die materiellen Interessen, 3. die Familie, 4. das Verhalten zu seinesgleichen, 5. die Pflichten gegen die Obern, 6. gegen die Untergebenen und endlich 7. die Pflichten gegen die Götter.

Wir fügen noch das Zeugnis O. Langes bei: „Gehorsam gegen Eltern und Lehrer, Ehrerbietung gegen die Alten und Weisen beherrschte stets den Ägypter. Fleiß und Treue in Erfüllung der Dienstpflichten waren große Tugenden. Gedanken wie diese: Gott ist der Urheber alles Gedeihens, sein Gefallen muß man suchen und seinen Willen nicht übertreten, finden wir auch in der moralischen Literatur vertreten. Der Verstorbene rühmt sich oft an seiner Stele, daß er der Gatte der Witwen, der Vater der Vaterlosen, die Stütze der Geringen gewesen sei, und daß er den Schiffslosen befördert habe. Die Stellung des Weibes war in Ägypten eine sehr hohe. Polygamie war nicht allgemein verboten, aber gewiß nicht gewöhnlich[2]; von Harem war nur bei Königen die Rede. Die Frau scheint zu allen Zeiten eine geehrte und ziemlich selbständige Stellung eingenommen zu haben; ihr Ehrenname war ‚Herrin des Hauses'. Kinder wurden als Gottes Segen angesehen, eine kinderlose Ehe dagegen als ein großes Unglück, denn wer sollte dann für den Totenkultus sorgen?"[3]

Man darf nun freilich nicht übersehen, daß Erkenntnis der sittlichen Pflichten und praktische Befolgung derselben nicht immer gleichen Schritt halten. Wie bei andern Völkern mag auch bei den Ägyptern die letztere oft weit hinter der ersteren zurückgeblieben sein. So scheint z. B. die Ehescheidung, wenigstens in späterer Zeit, an der Tagesordnung gewesen zu sein. Ja neuestens wurde ein Text veröffentlicht — allerdings erst aus dem Anfang der römischen Kaiserzeit —, der darzutun scheint, daß man auch Ehen auf Probe einging. Im Text erklärt der Mann: „Ich nehme dich als Ehefrau in mein Haus, aber nur für die Dauer von fünf Monaten. Dafür deponiere ich für dich in dem bezeichneten Tempel in die Hand der Verwalter zwei Silber-d°b°n, welche dir zufallen, falls ich dich vor Ablauf der fünf Monate verstoße."[4]

---

[1] Religion and Conscience in ancient Egypt, London 1898, 110 ff.

[2] Nach Herodot (Hist. 2, 92) bestand bei einem Teil des ägyptischen Volkes Monogamie wie bei den Griechen.

[3] Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte I 240. Ähnlich Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte I[2] 139.

[4] Vgl. Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde XLVI, Leipzig 1910, 112 ff.

2. Die Babylonier und Assyrier.

Vom Niltal wenden wir uns zu den Völkern Vorderasiens, zunächst zu den großen Kulturvölkern am Euphrat und Tigris: den Babyloniern und Assyriern. Beide Völker sind in Bezug auf ihre Kultur so innig miteinander verbunden, daß man sie in dieser Beziehung nahezu als ein Volk betrachten kann.

Als die Babylonier im Zweistromgebiet von Norden her erobernd einzogen und dort ihre Herrschaft begründeten, fanden sie schon zwei ältere Kulturvölker vor: im Norden die Akkadier und im Süden die Sumerer. Besonders die letzteren scheinen schon auf einer ziemlich hohen Kulturstufe gestanden zu haben. Von ihnen haben die Babylonier die Keilschrift und wahrscheinlich ihre Religion und Kultur angenommen, die sie später den Assyriern übermittelten[1]. Die zahlreichen Götter der Babylonier unterscheiden sich teils als Regenten der einzelnen Teile des Kosmos, teils als Träger der mannigfachen Naturkräfte. Die lokale Unterscheidung tritt besonders bei der obersten Trias: Anu, En-lil (Bel), En-ki (E-a), hervor. Anu erscheint hier als Gott des Fixsternhimmels und zugleich als summus deus (so gerade in der ältesten Zeit). En-lil (Ellil) ist kraft seines Namens der Herr der Luftregion, dessen Waffe der Sturm und dessen Sohn der Mondgott Sin (Nannar) ist, der durch die Luftregion dahinschwebt. Von der Höhe seines Wohnsitzes überschaut er wie von einem himmlischen Berg die ganze Erde und beherrscht sie durch die von ihm ausgehenden Gewalten; daher „Herr der Länder" und sein berühmtes Heiligtum zu Nippur „Berghaus" genannt. En-ki ist der „Herr der Tiefe". Sein ursprünglicher Sitz ist das Erdinnere, wo die Quellen sind; daher Gott des Süßwassers. Er schaut dort das Verborgene (was andern Göttern verborgen), daher auch Gott der Weisheit, Orakelgott (seit den ältesten historischen Zeiten). Sein Hauptheiligtum war in Eridu an der Mündung der Ströme (Euphrat und Tigris). Der Kult des Anu trat in späterer Zeit praktisch ganz zurück, wenn er auch theoretisch an der Spitze des Pantheons bleibt. Erech (Uruk) und Dēr werden übrigens als seine speziellen Kultstätten, doch selten erwähnt. Das Zentrum des altbabylonischen Kultes war Nippur mit seinem Heiligtum des En-lil; erst der Besitz dieser Stadt verlieh dem Herrscher die oberste geistliche Suprematie und den Gottestitel (als Statthalter der Gottheit)[2]. Im praktischen Kult höchst bedeutsam war schon früh die Trias: Sin (Nannar) — Schamasch — Ischtar = Mondgott — Sonnengott — Venusgöttin, deren Symbole sich stets am Kopfe der babylonischen Grenzsteine befinden[3]. Relativ spät, doch schon zur Zeit Hammurapis, erscheint Adad (Rammān) als besonderer Wettergott. Im Verein mit Schamasch vollzieht er bei Krankheitsbeschwörungen das Gericht.

Von alles überragender Bedeutung ist die Gestalt Marduks. Ursprünglich der Sohn Eas von Eridu, der im Auftrag des Vaters mit heiligem Wasser

---

[1] Über die Religion der Babylonier handeln eingehend Morris Jastrow jr., Die Religion Babyloniens und Assyriens, 2 Bde, Gießen 1905—1912; K. v. Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte I² 182 ff.

[2] Fr. X. Kugler S. J., Sternkunde II 134 ff.

[3] Näheres bei Kugler, Im Bannkreis Babels 57 ff.

den von Dämonen mit Krankheit geschlagenen Menschen heilt, dann Stadtgott von Babel. Durch die Machtstellung des babylonischen Reiches avanciert er zum summus deus, der alle göttliche Gewalt an sich reißt. Das alte Pantheon wird sein Hofstaat, er ist nicht nur Helfer der Menschheit, sondern auch Schöpfer der Welt, der Lichtgott einfachhin (vgl. besonders das Schöpfungsepos Enuma elisch). Neben diesen Hauptgottheiten treten viele untergeordnete Götter auf; außerdem hat jeder Mensch seinen besondern Schutzgott.

Der Werdegang der babylonischen Mythologie ist äußerst verwickelt. Differenzierung und Synkretismus haben im Laufe der Geschichte große Veränderungen hervorgerufen, die bis jetzt nur zum Teil aufgeklärt sind. Am merkwürdigsten ist in dieser Beziehung die Gestalt der Ischtar. Während sonst die Göttinnen als Gemahlinnen der Götter nur bedeutungsschwache Nebenfiguren sind, repräsentiert sie die Fülle der Weiblichkeit: Mutterwürde und geschlechtliche Liebe. In ältester Zeit war sie wohl nur Göttin der Schlacht, repräsentiert im Venusgestirn, das am Abend dem Sternenheer vorauszieht. Aber durch Synkretismus gingen die weiblichen Vorzüge und Laster der alten selbständigen Göttinnen auf sie über. So wird sie in der späteren Zeit bald als Schlachtengöttin, bald als Mutter der Götter und Menschen, bald als ausschweifende Dirne der Himmlischen gefeiert. Es gab sogar eine männliche (bärtige) Ischtar (Venus als Morgenstern).

Ein merkwürdiges Beispiel von Synkretismus ist auch ein neubabylonischer Text, in dem die verschiedenen Götter als ebensoviele Erscheinungsformen des einen Marduk dargestellt werden[1]. So z. B.:

Sin ist Marduk als Erleuchter der Nacht,
Schamasch ist Marduk in Bezug auf Recht,
Adad ist Marduk in Bezug auf Regen usw.

Eine verwandte Auffassung offenbart sich auch in einem schönen Mondhymnus, in dem Nannar (Sin) als Inhaber der gesamten göttlichen Macht gepriesen wird[2]. Er wird mit Anu geradezu identifiziert, und verherrlicht als „Herr der Götter und Menschen", der die Opfer einsetzte, der zum Königtum beruft, dessen Inneres kein Gott durchschaut, als barmherziger, gnädiger Vater, der die Entscheidung für Himmel und Erde fällt, dessen Befehl niemand abändert, der allein groß ist, der Recht und Gerechtigkeit erstehen läßt, so daß die Menschen Rechtes sprechen.

Anderswo werden dem Sonnengott dieselben hohen Epitheta beigelegt, so in dem Beschwörungshymnus bei Craig[3]:

Schamasch, König des Himmels und der Erde, der da lenket, was oben und unten ist,
Schamasch, den Toten zu beleben, den Gefesselten zu lösen, steht in deiner Hand!
Richter, unbestechlicher, der die Menschheit leitet,

[1] Cuneiform Texts of the Brit. Mus. XXIV, Taf. 50 u. S. 9.

[2] Veröffentlicht im vierten Bande des großen Inschriftenwerkes von Rawlinson, Tafel 9; es ist eine assyrische Kopie eines älteren babylonischen Textes. Eine Übersetzung findet sich bei Zimmern, Die Keilinschriften und das Alte Testament, von Schrader[3] (1903) 608 f.

[3] Assyrian and Babylonian Religious Texts II 2, 3, Z. 4 ff.

Erlauchter Sproß des Herrn des glänzenden Aufgangs,
Starker, glanzvoller Sohn, Licht der Länder,
Schöpfer des Alls insgesamt im Himmel, auf Erden bist du, o Schamasch!

Die Babylonier glaubten an ein Totenreich, den Aufenthaltsort der Totengeister, einen finstern Ort, voll von Staub, der auch die Speise der in ihm wohnenden Toten bildet. In diesem Totenreich thront inmitten eines Palastes seine Beherrscherin Ereskigal. Der Zugang führt durch sieben Tore. Hat der Tote diese durchschritten, so wird er vor die versammelten Anunnaki geführt, die in Gemeinschaft mit der Göttin Mammetu über Tod oder Leben entscheiden. Das kann nur das Totengericht sein. Sicher ist, daß die in der Schlacht Gefallenen mit einem guten Lose, so z. B. dem Trinken von klarem Wasser, beschenkt werden, während der Geist desjenigen, der kein Begräbnis erlangt, unstät umherirren und der von seinen überlebenden Angehörigen nicht genügend mit Speisen Versorgte in der Unterwelt darben muß[1]. Auch zwischen Frommen und Nichtfrommen scheint eine Scheidung stattgefunden zu haben. Da die einen zu ekelhaften Speisen verurteilt, die andern mit klarem Wasser erfrischt werden, kann an dem Glauben der Babylonier an die jenseitige Vergeltung von Gut und Bös kaum gezweifelt werden. Doch sind die darauf bezüglichen Texte noch alle sehr unklar.

Schon in der ältesten Zeit finden wir, daß Könige bei Lebzeiten und besonders nach ihrem Tode als Götter betrachtet wurden, daß man ihren Statuen opferte, ja daß sie geradezu mit Sterngöttern identifiziert wurden[2]. Totenkult, Versorgung der Manen mit Speise und Trank spielte auch bei den Babyloniern eine bedeutende Rolle.

Für die Qualifikation zum Priestertum gab es genaue Vorschriften. Das Amt der Wahrsagepriester pflanzte sich in einer abgeschlossenen Kaste vom Vater auf den Sohn fort. Auch bei den andern Priesterkategorien scheint sich das Priestertum innerhalb bestimmter Klassen vererbt zu haben. Die Opfer waren zahlreich. Die Idee der Stellvertretung eines menschlichen Opfers durch ein Tieropfer kommt auch in der Keilschriftliteratur deutlich zum Ausdruck[3]. Der Opfernde mußte seine Hand auf das Opfertier legen, dieses mußte ohne Fehler sein usw. Von Menschenopfern lassen sich keine Spuren nachweisen. Zum unblutigen Opfer wurden Honig, Butter, Milch, Datteln usw. gebraucht. Außer den Opfern begegnen wir zahlreichen Riten, die Sühnung oder Reinigung bezwecken; Waschungen, Salbungen, Anwenden von Trauer- und Bußgewändern. Überaus zahlreich sind die uns erhaltenen Hymnen und Gebete an die Götter, die teilweise hohen poetischen Schwung und tiefen religiösen Ernst verraten und oft an die Psalmen erinnern. Besonders gilt dies von den Bußliedern, in denen um Befreiung von Schuld und Sünde gefleht wird[4]. Man setzte also voraus, daß die sittlichen Verfehlungen die Götter erzürnen.

Über die Moral der Babylonier gibt uns eine Art Exorzismus Aufschluß, den ein Priester an einer Person vornimmt. Mitten in der Beschwörung fragt

[1] Vgl. Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament, ebd. 635 ff.
[2] Ebd. 639. [3] Ebd. 596 ff. [4] Ebd. 610—611.

er den Gott, warum diese Person gestraft worden sei, und zählt nun die Sünden auf, welche die Ursache sein könnten, warum sie von dem Gott mit Übel heimgesucht wurde. Es ist ein förmlicher Beichtspiegel. Er fragt z. B.:

Hat er Vater und Sohn entzweit? Mutter und Sohn entzweit?
Schwieger und Söhne entzweit? Bruder und Bruder entzweit?
Hat er gesündigt gegen Gott?
Ist seine Schuld gegen eine Göttin?
Oder ist es eine Missetat gegen seinen Meister?
Haß gegen seinen älteren Bruder?
Hat er Vater oder Mutter verachtet?
Seine ältere Schwester beschimpft?
Hat er zuwenig gegeben?
Hat er zuviel zurückbehalten?
Für „nein" „ja" gesagt?
Für „ja" „nein" gesagt?
Unlauteres gesprochen, Frevelhaftes?
Hat er falsche Gewichte gebraucht?
Hat er einen unrichtigen Betrag genommen?
Nicht genommen die richtige Summe?
Hat er eine falsche Grenze festgesetzt?
Hat er die Grenze entfernt oder ...?
Hat er das Haus seines Nachbarn in Besitz genommen?
Hat er mit der Frau seines Nächsten Umgang gehabt?
Hat er das Blut seines Nächsten vergossen?
Hat er des Nächsten Kleid gestohlen?
War er offen und frei im Sprechen?
Aber falsch im Herzen?
Hieß es „ja" auf seinen Lippen?
Aber „nein" in seinem Herzen?
Ist's wegen aller Ungerechtigkeit, auf die er sann,
Um Gerechte zu verfolgen, zu verstoßen,
Zu vernichten, zu vertreiben, zu Grunde zu richten,
Gewalt aufzurichten, aufzuhetzen ...,
Zu freveln, zu rauben, rauben zu lassen,
Mit Bösem sich zu befassen?
Ist lose, unflätig sein Mund?
Trügerisch, widerspenstig seine Lippen?
Hat er Unlauteres gelehrt, Ungeziemendes unterwiesen?
Folgte er Bösem auf der Spur?
Überschritt er die Grenze des Rechts?
Hat er Unlauteres begangen?
Mit Zauberei, Hexerei sich befaßt?
Ist's wegen allem, womit er seinen Gott und seine Göttin verachtet?
Hat er mit Herz und Mund versprochen, aber nicht gehalten?
Durch ein Geschenk den Namen seines Gottes mißachtet?
Etwas geweiht, gelobt, aber es zurückbehalten? ...
Gelöst werde, wodurch er auch immer gebannt ist[1].

[1] H. Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Religion. Die Beschwörungstafeln, Leipzig 1901, 3 ff.

„Dieser in seiner Art dem des Totenbuches oder Hiob 31 vergleichbare Beichtspiegel gibt eine getreue Vorstellung von der babylonischen Ethik, welche demnach keine geringen Anforderungen stellte.“ [1]

In einem von Greßmann[2] mitgeteilten Lehrgedicht heißt es:

„Verleumde nicht, rede freundlich, Böses sprich nicht aus, sage Gutes! . . . Mache deinen Mund nicht weit auf, bewahre deine Lippen! . . . Täglich bringe dar deinem Gott Opfer und Gebet, zum Räucherwerk gehörig. Deinem Gotte gegenüber mögest du ein frommes Herz (?) haben. Das ist es, was der Gottheit zukommt. Beten, Flehen und demütiges Niederwerfen sollst du ihm (Gott) allmorgendlich geben, dann wird er dir reiche Fülle geben. Gottesfurcht gebiert Gnade, Opfer macht das Leben überlang, und Gebet löst Sündenschuld“ usw.

Ein Schandfleck im Kult der Babylonier ist die Prostitution im Dienste der Liebesgöttin (Ischtar). Sie ist die Göttin der Prostitution, ihr dienen männliche und weibliche Hierodulen. „Die Prostitution verherrlicht kultisch, wie der Phallusdienst, die geheimnisvolle Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und des Lebens überhaupt durch Zeugung, und so ist sie eine Form der opfernden Selbsthingabe an die Göttin der Fruchtbarkeit. Der Kodex Hammurapi (von dem gleich die Rede sein wird) setzt zum Schutze der nicht heiratsfähigen Geweihten und Buhldirnen, Tempeldirnen und Tempeljungfrauen besondere vermögensrechtliche Bestimmungen fest. Im Gilgameschepos ist Ischtar die unvermählte Liebesgöttin, die sich nach eigenem Begehren den Gemahl sucht. Die wollüstige Ischtar ist auch die grausame und todbringende.“ [3]

Den meisten Aufschluß über die sittlichen und rechtlichen Anschauungen der Babylonier und Assyrier geben uns die „Gesetze Hammurapis“, die bei den Ausgrabungen bei Susa (1897—1899) von P. V. Scheil O. P. entdeckt und veröffentlicht wurden. Sie sind wohl das „älteste bekannte Gesetzbuch der Welt“ [4].

In der Einleitung zu diesen Gesetzen wird der König als der oberste Schirmherr von Gesetz und Recht hingestellt und das Recht als etwas über der Willkür des Königs Stehendes aufgefaßt, über dessen Beobachtung die Götter wachen und auch die Könige zur Rechenschaft ziehen. Die Stelle, welche die Inschrift enthält, zeigt über derselben das Bild Hammurapis, wie er vom Sonnengott seine Gesetze empfängt. Am Anfang der Inschrift heißt es unter anderem [5]: „Zur Zeit, als der erhabene Anu, der König der Anunaki, und Ellil, der Herr des Himmels und der Erde, der da bestimmt die Geschicke des Landes, dem Marduk, dem ersten Sohne Eas, die Herrschaft über die Gesamtheit der Leute bestimmt . . ., zur selbigen Zeit gaben mir, Hammurapi, dem

---

[1] Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte I² 227.

[2] Altorientalische Texte und Bilder zum Alten Testament I (1909) 98—99. Man vergleiche noch daselbst den „Unschuldspsalm“.

[3] Vgl. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte I² 291.

[4] Dem hervorragenden Assyriologen Fr. X. Kugler S. J. (Sternkunde und Sterndienst in Babel II 257 ff) ist es vor kurzem gelungen, auf Grund von zeitgenössischen und juridischen Dokumenten die Zeit der elf Könige der ersten Dynastie von Babel genau festzustellen. Sie regierten von 2225 bis 1926 v. Chr. (ebd. 307). Der sechste König der Dynastie ist Hammurapi (2123—2081).

[5] Vgl. Greßmann a. a. O. 141.

erhabenen Fürsten, der die Götter fürchtet, auf daß ich Gerechtigkeit im Lande erstrahlen ließe, daß ich Böse und Übeltäter dem Verderben übergäbe, daß der Starke dem Schwachen nicht Gewalt antue . . ." Es kommt eine lange Litanei von orientalischen Lobpreisungen, und dann schließt die Einleitung mit den Worten: „Zur Zeit, als Marduk, die Untertanen recht zu leiten und dem Lande Heil zu erwirken, mich beauftragte, gab ich Recht und Gesetz in der Landessprache und schuf dem Volk Gedeihen."

Es folgen dann 282 Gesetzesparagraphen, von denen jedoch einige fehlen. Aus andern Inschriften wissen wir, daß von den Richtern täglich ein neuer Eid gefordert wurde, um sie zu gesetzmäßigem Verhalten zu verpflichten. Das Gesetzbuch ahndet besonders Frevel gegen die Götter, ungerechte Schädigung anderer am Leben und Eigentum und Verbrechen innerhalb des Familienlebens. Es unterscheidet an sozialen Ständen den „Hof" (die Regierung), die „Freigelassenen", welche Freigelassene des Hofes zu sein scheinen und die Stelle des Adels einnehmen, die „Freien" und die „Sklaven". Zauberei, Bestechung der Zeugen und falsche Anklagen vor Gericht werden streng bestraft, unter Umständen mit dem Tod (§ 1—4 und § 11), ebenso ungerechte Urteile der Richter (§ 3—5). „Wenn jemand den Tempel oder den Hof bestiehlt, soll er und ebenso der Hehler getötet werden" (§ 6). „Wenn jemand den unerwachsenen Sohn eines andern stiehlt, so wird er getötet" (§ 14). „Wenn jemand Raub begeht und ergriffen wird, so wird er getötet" (§ 22). Die Eigentums-, Erbschafts- und Schuldverhältnisse sind überhaupt in den Gesetzen sehr eingehend geregelt, ebenso die Familienverhältnisse. „Wenn jemand eine Ehefrau nimmt, aber keinen Vertrag (vor den Richtern) abschließt, so ist dieses Weib nicht Ehefrau" (§ 128). Zur Strafe für den Ehebruch soll die Frau ins Wasser geworfen werden (§ 129). „Wenn jemand die Ehefrau eines andern, welche einen Mann noch nicht erkannt hat und noch im Hause des Vaters lebt, schändet und bei ihr schläft und man ihn ertappt, so soll dieser Mensch getötet werden, das Weib aber schuldlos sein" (§ 130). Der Mann konnte in vielen Fällen die Frau entlassen, doch mit mancherlei Einschränkungen (§ 137 ff). Blutschande wurde mit Tod oder Verbannung geahndet (§ 154 ff). Die Pflichten gegen die Eltern werden eingeschärft. „Wenn ein Sohn seinen Vater schlägt, so soll man ihm die Hand abhauen" (§ 195).

Am Schlusse der Gesetze spricht Hammurapi unter anderem: „Die großen Götter haben mich berufen, ich bin der heilbringende Hirt, dessen Zepter gerade (gerecht) ist, der gute Schatten (Schirm), der über meine Stadt gebreitet ist; an meiner Brust hege ich die Einwohner des Landes Sumer und Akkad, in meiner Weisheit sind sie geborgen. Daß der Starke dem Schwachen nicht schade, um Waisen und Witwen zu sichern, habe ich in Babylon . . . das Recht des Landes zu sprechen, die Streitfragen zu entscheiden, die Schäden zu heilen, die kostbaren Worte auf meinen Denkstein geschrieben, vor meinem Bildnisse als des Königs der Gerechtigkeit aufgestellt. Auf Geheiß Damas, des großen Richters von Himmel und Erde, möge meine Gesetzgebung im Lande erstrahlen. In Sagil (Tempel des Marduk in Babylon) . . . soll mein Name auf ewig genannt werden, der Bedrückte, der eine (Rechts-) Sache hat, soll vor mein Bildnis als König der Gerechtigkeit kommen . . ., die Inschrift soll ihm seine Sache zeigen (aufklären), sein Recht soll er sehen (finden), sein Herz froh werden (so daß er sagt): ‚Hammurapi ist ein Herr, der wie ein Vater für die Untertanen ist, dem Worte Marduks hat er Ehrfurcht verschafft . . . und Wohlbefinden den Untertanen für immer geschaffen, und das Land hat er in Ordnung versetzt.' Wenn er die Urkunde gelesen, soll er vor Marduk, meinem Herrn, und Zarpanit, meiner Herrin, mit vollem Herzen beten usw." [1]

[1] Ebd. 143—171.

Die bei einem Rechtsfall ergangenen Entscheidungen wurden für die Folge als Gesetzesbestimmungen angesehen und mußten darum von den Rechtskundigen auswendig gelernt werden.

Auf einem Tontäfelchen, das eine Art Sittenspiegel enthält, lautet der Schluß: „Wenn der König nicht dem Gesetze gemäß Recht übt, so geht das Volk zu Grunde, und das Land wird entvölkert. Wenn er nicht nach dem Gesetze des Landes Recht handhabt, so ändert der Gott Ea, der König aller Verhängnisse, sein Geschick und ersetzt ihn durch einen andern. . . . Wenn er nach dem Gesetzbuch das Recht handhabt, so sieht er sein Land in Gehorsam. Wenn er gemäß der Schrift des Gottes Ea Recht übt, so verleihen die großen Götter ihm dauernde Regierung und den Ruhm der Gerechtigkeit. Wenn er einen Bürger der Stadt Sippara schlagen läßt und als Sklaven verschenkt, so wird der Sonnengott, der Himmel und Erde richtet, einen andern Richter in seinem Lande bestellen und einen gerechten Fürsten und einen gerechten Richter statt des ungerechten berufen. Wenn die Bürger der Stadt Nippur sich ihm zu Gerichte stellen und er Geschenke annimmt und sie schlagen läßt, so führt der Gott Bel, der Herr der Welt, einen fremden Feind gegen ihn." Dann folgen noch weitere Drohungen für den Fall, daß etwa die Bürger von Babylon Silber bringen und Bestechung üben und der Richter ihnen willfährig ist, oder daß die Bürger ihre Kinder den Schlachtrossen vorwerfen und von ihnen zerreißen lassen, oder daß Heere und Feldherr, des Königs rechte Hand, ihre Dienstpflicht treulos verlassen. „Fürst oder Priester oder Feldherr, wer immer zu Sippara, Nippur und Babylon als Tempelhüter bestellt ist, soll die Ehrfurcht vor den großen Tempeln der Götter verbreiten. Sind die großen Götter erzürnt und verlassen die Gottheiten ihre Heiligtümer, so soll er nicht in ihre Schreine eindringen." [1] In einem kurzen Spruche heißt es: „Wer nicht fürchtet seinen Gott, wird dem Rohre gleich abgeschnitten."

Aus der Hammurapidynastie (2225—1926) sind sehr viele Urkunden aufgefunden worden. Eine beträchtliche Zahl davon haben J. Kohler und A. Ungnad herausgegeben und erläutert [2]. Aus den Rechtserläuterungen teilen wir im folgenden einiges mit: Das sakrale Element im Recht ist sehr stark entwickelt. Die wichtigsten Geschäfte werden bei den Göttern und beim König beschworen. So Verträge des Personen- und Familienrechts: Ehe, Ankindung, auch vermögensrechtliche Geschäfte, namentlich Teilungen, Gesellschaftsverträge, Schenkungen, Erbverträge, Tausch und Verkauf sowohl von Grundstücken als Sklaven und Tieren. Dagegen werden weniger tiefgreifende Verträge (z. B. Miet-, Pacht- und Darlehensverträge) nicht beeidigt. Der Eid ist ursprünglich stets ein sog. iuramentum exsecratorium, d. h. Gott wird nicht nur zum Zeugen der Wahrheit angerufen, sondern es wird auch seine Rache auf den Eidbrüchigen herabgefleht [3].

---

[1] Kaulen, Assyrien und Babylonien; ferner Meißner, Beiträge zum altbabylonischen Privatrecht, Leipzig 1893. Meißner teilt viele Verträge über Kauf und Verkauf von Häusern, Feldern und Sklaven mit. Man vergleiche auch Beiträge zur Assyriologie V 279 ff u. 559 ff.

[2] Hammurapis Gesetz Bd III—V. Übersetzte Urkunden und Erläuterungen, Leipzig 1909—1911. [3] Ebd. III 223.

Frauen haben volle Rechts- und Geschäftsfähigkeit. Wiederholt ist die Rede von Frauen, besonders Priesterinnen, die kaufen und verkaufen, mieten oder vermieten. Sklaven werden wie Sachen gekauft und verkauft. Doch leben die Sklavinnen in einer rechtlich anerkannten Ehe[1]. Das Eherecht in den Verträgen scheint dasselbe zu sein wie im Gesetz Hammurapis.

Die Familie wohnte öfters nach dem Tode des Familienoberhauptes in Gemeinschaft weiter; doch war die Auseinandersetzung des Gemeingutes und die Teilung häufig, schon in der ältesten Zeit der Dynastie. Wurde geteilt, so bekam jeder Genosse seinen Teilzettel, d. h. die schriftliche Aufstellung dessen, was ihm als Sondergut zugewiesen wurde. Daher ist es begreiflich, daß die Grundstücke von Brüdern häufig aneinander stoßen als Teile eines ehemaligen Ganzen. Waren die zugewiesenen Stücke zu groß oder zu klein, so wurde durch eine Ausgleichssumme geholfen. Die Teilungen fanden oft im Tempel statt; dabei wurde ein Inventar aufgestellt, und der älteste Bruder, der die Verwaltung geführt hatte, mußte sich bei dem Gotte reinigen, d. h. den Offenbarungseid leisten.

Schenkungen an Töchter für die Ehe oder als Priesterinnen sind häufig. Unter den Schenkungen finden sich auch Gottesschenkungen, also Weihegaben an die Gottheit, z. B. für die Rettung des Lebens oder eine Gabe für den Wahrsagepriester oder sonstige Opferspenden[2].

Grund und Boden war — jedenfalls größtenteils — im Einzeleigentum und stand daher der privaten Verfügung frei. Das beweist die Fülle von Kaufurkunden aus Samula-els (2211—2176) und Immerums (um 2210) Zeiten. Die Herausgeber der Urkunden glauben allerdings, Grund und Boden sei noch vielfach gemein gewesen, es sei sicher, daß noch „Überreste des Gemeinschaftsgedankens" bestanden haben, aber sie bringen keinerlei Beweise dafür[3]. Beim Kauf von Grundstücken, sowohl von Wohnungen als Feldern, auch beim Verkauf von Sklaven findet sich ein Gebrauch, der der germanischen und indischen Übertragungsform durch Übergabe eines Stabes oder Halmes entspricht. Der Veräußerer überreicht dem Erwerber den Bukannu. Die ständige Formel lautet: „Den Bukannu hat er weitergegeben."[4] Dieser Gebrauch war uralt. In Hammurapis Gesetz steht nichts mehr vom Bukannu, und dies mag dazu beigetragen haben, diesen Gebrauch zu verdrängen.

In Bezug auf das Schuldrecht finden sich in den Urkunden viele Quittungen und Anweisungen, Bürgschaften, Schuldübernahme, Mahnungen zur Zahlung usw.; ferner begegnen uns von altersher Darlehen mit und ohne Zinsen. Der Zinsfuß ist schon zu Zeiten Immerums wie im späteren babylonischen Recht 12 Sekel von einer Mine, also 20 %[5]. Ebenso stoßen wir auf Hinterlegungsgeschäfte, Verwahrungsverträge. Bei Käufen ist die Regel, daß der Preis sofort bezahlt wird. Zur Übertragung des Grundeigentums scheint die vorherige Zahlung des Kaufpreises erforderlich gewesen zu sein.

Das Prozeßverfahren ist schon eingehend geregelt. Beweismittel sind Zeugen, Urkunden, Augenschein und vor allem Eid der Parteien. Solche Eide

---

[1] Ebd. III 226. [2] Ebd. III 232—233. [3] Ebd. III 234.
[4] Ebd. III 235. [5] Ebd. III 237—238; IV 19—92; V 120 ff.

werden unter religiösen Feierlichkeiten geleistet. Regelmäßig fungiert eine Mehrheit von Richtern, vielfach auch Richter mit Ältesten oder Geschworenen[1]. Neben den Richtern kommen Schiedsleute vor, die zugleich die Rolle des Eidesstabes hatten, also die Eide abnahmen. Der Beklagte konnte mit Gewalt vor Gericht gebracht werden. Wer schikanös oder leichtfertig klagte, wurde bestraft. Von Verhaftung der Verbrecher ist in den Privatbriefen mehrfach die Rede.

Der Staatsangehörige hatte Abgaben zu entrichten an den Staat und an den Tempel. Er hatte ferner öffentliche Fron zu leisten, denn es galt als Ausnahme, daß gewisse Grundbesitzer davon befreit waren. Er mußte weiterhin Militärdienst leisten, und war er Beamter, so hatte er mit dem Amt seine Pflichten, aber auch seine Lehensrechte, denn das Amtsverhältnis ist ein Lehensverhältnis[2].

Die Abgabe kann in Getreide oder in Feld bestehen oder auch in andern Dingen. Im Fall der Verzögerung der Leistung tritt Buße ein. Das Militär bezahlte der Staat in Getreide. Zu dem Zwecke hatte er große Lagerhäuser, in denen das Getreide des Staates aufgehäuft war. Wir erfahren auch von Staats- und Domänenwaldungen.

Die öffentlichen Register geben an, was an den Staat geleistet und was von ihm für Lohn, Besoldung usw. verausgabt wurde. Register und Buchführung in der öffentlichen und privaten Verwaltung hat es in Babylon schon in den frühesten Zeiten gegeben[3].

Kurz, das ganze Rechtswesen tritt uns schon in der ersten babylonischen Dynastie nach allen Richtungen so durchgebildet entgegen, daß man sich fast in die römische Kaiserzeit versetzt glaubt. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die meisten Rechtsinstitutionen nicht erst mit der genannten Dynastie aufkamen, sondern weit darüber hinaus in die ältesten Zeiten zurückweisen.

3. Die Phönizier und Kanaaniter.

Die Phönizier bildeten einen Teil der Kanaaniter, d. h. jenes Volkes, das zur Zeit Abrahams das Westjordanland und die westlichen Abhänge des Libanon am Mittelmeer bewohnte. Die Kanaaniter waren wahrscheinlich Chamiten, die um 3000 v. Chr. von Norden her in das Jordanland einzogen, sich mit den dort ansässigen semitischen Stämmen vermischten und deren Sprache annahmen. Während die Stämme des Binnenlandes Ackerbau und Viehzucht trieben und teilweise ein Nomadenleben führten, wandten sich die Bewohner des Küstenstriches, die Phönizier, früh dem Handel zu und wurden das Handelsvolk der alten Welt κατ' ἐξοχήν. Sie beherrschten mit ihrem Handel bald das ganze Mittelmeer und errichteten an seinen Küsten zahlreiche Handelsstationen und Kolonien, wie z. B. Utica (Karthago), die später selbständig wurden und zu hoher Bedeutung gelangten.

In der Religion hielten die Phönizier an den altüberlieferten Anschauungen aller Kanaaniter fest. Ihr oberster Gott war Baal, der Herrscher des

---

[1] Hammurapis Gesetz III 256; V 123. [2] Ebd. III 259. [3] Ebd. III 260.

Himmels, der Erde und des Ozeans, dessen Verehrung uralt ist. Er ist der Gott schlechthin, wird auch El, Bel, Adon, Hadad usw. genannt. Ihm steht zur Seite eine weibliche Gottheit: Astarte (die babylonische Ischtar). Baal bedeutet soviel wie Herr, d. h. Eigentümer, Besitzer einer Sache, in dem Sinne, wie der Knecht oder Sklave seinen Herrn hat. Nach seinen verschiedenen Beziehungen wird er unterschieden als Himmel-Baal, Sonnen-Baal, Fliegen-Baal, Bundes-Baal; besonders nach den Orten, wo er verehrt wird, heißt er z. B. Baal-Peor, Baal-Hermon usw. Die Griechen und Römer fanden im Baal wie im babylonischen Bel überall den höchsten Gott und bezeichneten ihn deshalb mit dem Namen Jupiter Belus, Zeus Belus; so schon Herodot[1].

Baal gilt als die männliche Naturgottheit, als die zeugende, erhaltende und zerstörende Kraft. Er ist der Sonnengott. Adonis scheint nur Baal als Frühlingssonne gewesen zu sein. In Baal tritt uns „die Idee eines höchsten Wesens, des Königs der Götter und Vaters der Menschen, anfangslos und ewig derselbe, weltschaffend und weltgebietend, waltend über die Schicksale aller Wesen nach ewig gleichem Plane und über der sichtbaren Welt thronend in unnahbarem Licht", entgegen. Movers[2] glaubt mit Recht, die späteren Anschauungen der Phönizier, die allmählich die Idee dieses einen Gottes verdunkelten, wiesen auf einen ursprünglichen Monotheismus zurück. Die älteste Gottesidee der Phönizier steht dem mosaischen Gottesbegriff sehr nahe. Daß die monotheistische Idee bei einzelnen kanaanitischen Stämmen in der ältesten Zeit herrschte, beweist das Beispiel Melchisedechs. Dieser König von Salem „brachte Brot und Wein, denn er war ein Priester Gottes, des Allerhöchsten, und er segnete ihn und sprach: Gesegnet sei Abram dem höchsten Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, und gepriesen sei der höchste Gott, durch dessen Schutz die Feinde in deinen Händen sind"[3]. Da Melchisedech König und Priester war, so wird er gewiß im Bereich seiner Macht den Monotheismus, dem er selbst huldigte, zur Herrschaft gebracht haben. Und es ist kaum Grund zur Annahme, er habe mit seinem Gottesglauben eine vollständige Ausnahme von allen Kanaanitern gemacht.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, zu untersuchen, wie diese ursprünglich reinere Gottesauffassung allmählich verdunkelt wurde und schließlich der eine Gott sich in ein ganzes Gewimmel von Göttern und Göttinnen verwandelte. Die ältere Auffassung spiegelt sich noch in Belitan wider, der nicht nur der Weltbaumeister, sondern auch der Welterhalter ist, der die Welt nach unveränderlichem Gesetz regiert. Dieses Gesetz heißt Thuro (Doto), und die Chusarthis (Harmonie) wacht über seine Vollstreckung[4]. Belitan ist ein heiliges und gerechtes Wesen; leider wurde diese Vorstellung sehr getrübt; nicht ein reines Herz versöhnt ihn, sondern die Hingabe des Liebsten und Teuersten. Ihm, dem Bel-Moloch, werden deshalb Menschenopfer gebracht, und von diesem

[1] Hist. 1, 181 183 usw. Vgl. Movers, Die Phönizier I (1841) 175 ff.

[2] A. a. O. I 312. Orelli (Allgemeine Religionsgeschichte I² 250 ff) vermeidet zwar den Ausdruck Monotheismus, gibt aber doch zu, daß Baal ursprünglich der Gott aller Kanaaniter, und zwar der Gott schlechthin, der höchste Gott war, von dem allmählich alle andern Götter ihren Ursprung nahmen.

[3] Gn 14, 19 ff. [4] Movers a. a. O. I 286.

Standpunkt aus sind die Kinderopfer der Phönizier und Karthager zu beurteilen. „Die Menschen- und namentlich die Kinderopfer sind als Sünd- und Reinigungsopfer anzusehen, entrichtet für wirkliche oder nur eingebildete Sünden, wodurch man die Strafe der Gottheit sich zugezogen hatte und die man durch das Opfer abzuwenden suchte.“ [1] Auch bei bevorstehenden großen Unternehmungen, z. B. einem Feldzuge, Gründung einer Stadt, soll häufig eine reine Jungfrau geopfert worden sein. Auf dem Glauben, daß der Gottheit das Heiligste und Teuerste geopfert werden müsse, beruht auch die Preisgebung der Jungfräulichkeit zu Ehren der phönizischen Venus Mylitta (der personifizierten Zeugung). Der Preis für die Hingabe war für den Tempelschatz bestimmt. Merkwürdig ist, daß, während man der Göttin Aschera durch unzüchtige Symbole und unzüchtige Orgien huldigte, die Astarte als jungfräuliche Gottheit verehrt wurde. Ihre Priesterinnen mußten ehelos bleiben [2], keine Frau durfte ihren Tempel betreten.

Von den Opfern der Phönizier sagt Fr. Jeremias: „Ein Abhängigkeitsgefühl von den mächtigen und schrecklichen Göttern, das keiner Steigerung mehr fähig ist, einerseits, die äußerste, grenzenlose Hingabe an die Gottheit anderseits: das ist doch im Sinne der Opfernden der Trieb zum Menschenopfer gewesen.“ [3] Trotzdem, fügt er hinzu, haben sie nichts als Lohn erwartet, was über den Genuß des irdischen Lebens und irdischer Güter hinausgeht. Ja er scheint selbst den Glauben der Phönizier an ein Fortleben nach dem Tode zu bezweifeln, weil uns dieser Glaube auf den Denkmälern nicht klar entgegentritt. Da wir aber nur wenige solcher Denkmäler besitzen, ist dieses Argument sehr schwach. Er selbst schreibt: „Es könnte scheinen, als ob die Begräbnissitten auf ein höheres Leben nach dem Tode hinwiesen. Auf die Herstellung der Grabkammern und Grabschächte, der Sarkophage und Holzsärge wird große Sorgfalt verwendet. Allerhand Gerät, das zum täglichen Gebrauch dient, auch Bilder schützender Gottheiten, werden mit ins Grab hineingegeben, in das bêt olâm, ‚das Haus der Ewigkeit‘. Sarkophaginschriften bedrohen den mit den schwersten Flüchen und der Strafe der Götter, der frevelnd die Ruhe der Toten stört. Aber darin liegt auch der ganze Inhalt der Anschauungen vom Leben nach dem Tode. Das Grab ist das Ruhelager, das niemand stören soll, um nicht den Schatten des Toten aus seiner Ruhe aufzuscheuchen.“ [4] Daraus geht doch klar hervor, daß sie an ein Fortleben nach dem Tode glaubten [5]. Ohne diesen Glauben wären die geschilderten Begräbnissitten vollständig sinnlos. Auch aus dem Umstand, daß die Phönizier seit den ältesten Zeiten unter dem Einflusse der Babylonier, Assyrier und Ägypter standen, die sich um den Besitz des Landes stritten und alle einen lebhaften Glauben an die Unsterblichkeit hatten, dürfen wir wohl schließen, daß der Unsterblichkeitsglaube auch den Phöniziern und den andern Kanaanitern nicht fremd war. Jeremias meint denn auch selbst: „Daß in der Naturmythologie vom Sterben und Auferstehen der Schöpfung, wie sie der Adoniskult versinnbildlicht, Ansätze zu höher

[1] Movers, Die Phönizier I 301. [2] Ebd. I 609.
[3] Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religion I 382. [4] Ebd.
[5] Nach Orelli (Allgem. Religionsgeschichte I² 264) wurden den Leichen neugeborner Kinder Teller und kleine Krüge „zum Gebrauch in der Totenwelt“ beigegeben.

zielenden Vorstellungen vom Leben nach dem Tode verborgen sind, zeigt die spätere Ausgestaltung der Mysterien des kleinasiatischen Attiskults."

In Bezug auf die sozialen Einrichtungen finden wir in den phönizischen Städten, die in den ältesten Zeiten voneinander unabhängig gewesen zu sein scheinen, herrschende Geschlechter und unterwürfige Stände. Die Urkolonisten stehen in Rang und Rechten weit über den später aufgenommenen Neubürgern, diese wieder weit über den Bewohnern der eroberten Gebiete, welche als Hörige behandelt wurden. Die Aristokratie zerfiel in drei Tribus, jede Tribus in zehn Genossenschaften und jede Genossenschaft in zehn Geschlechter. Der Stamm hieß Schebeth, das Geschlecht Mischpachah, die Familie Beth-Aboth (Vaterhaus). An der Spitze des Adels stand der Hohepriester, dem zur Unterstützung in seiner königlichen Amtsführung ein Richter beistand. Das Königtum scheint sich erst später ausgebildet zu haben. Außer den freien Bürgern und den hörigen Landbewohnern gab es in den Städten eine große Zahl Sklaven, die keinerlei Rechte besaßen.

In Sidon, Tyrus und einigen andern Städten entstand bald das erbliche Königtum, das jedoch nie absolut war. Der König befehligte Armee und Flotte und war oberster Richter; die eigentliche Macht aber lag in den Händen des Senats. In Tyrus finden wir früh zwei Könige oder Richter (Suffeten) an der Spitze der Regierung, wie später in Karthago. Die Ländereien waren entweder Krongüter oder Tempelgüter oder — und zwar zum größten Teil — erbliches Besitztum der herrschenden Geschlechter[1]. Die Bauern waren nur Pächter und konnten von ihren Herren nach Belieben von einem Pachtgut auf ein anderes versetzt werden.

Durch Handel und Schiffahrt kamen die phönizischen Städte schon in alter Zeit zu hoher Blüte. Auch alle Arten von Gewerben wurden in denselben betrieben. Die Phönizier haben zuerst Schiffe gebaut. Vom Propheten Ezechiel (27, 3 ff) besitzen wir eine Schilderung der Schiffe und des Handels von Tyrus: „O Tyrus, du sprachst: Ich bin der Schönheit Vollendung und liege im Herzen des Meeres. Deine Nachbarn, die dich erbauten, machten dich voll der Zierden. Von Tannen aus Sanir erbauten sie dich und alles Getäfel des Meeres. Zedern vom Libanon nahmen sie, um Mastbäume für dich zu machen. Von Eichen aus Basan fertigten sie deine Ruder; deine Schiffsbänke bereiteten sie dir aus indischem Elfenbein und die Gemächer aus Holz von Inseln Italiens. Feine gestickte Leinwand aus Ägypten machte man dir zu Segeln und hing sie auf an deine Masten; himmelblauer und roter Purpur aus den Inseln Elisas war bei deinen Decken. Die Einwohner von Sidon und aus Arad waren deine Ruderknechte; deine Einsichtsvollen, o Tyrus, wurden deine Steuermänner" usw.

4. Die Perser (Parsis).

Es wird heute allgemein anerkannt, daß die Religion der Perser und die der Inder auf einen gemeinsamen Ursprung (Indokelten) zurückweisen; doch nähert sich die persische Religion mehr als die indische dem Monotheismus. Das

[1] Movers, Die Phönizier I 524—525.

heilige Religionsbuch der Parsis ist das Avesta, als dessen Verfasser Zarathustra (Zoroaster), der Religionsstifter der Iranier, gilt. Zarathustra hat wahrscheinlich im 8. oder 7. Jahrhundert vor Christus, nach andern noch früher gelebt. Zur Zeit der Achämeniden (606—330) war der Parsismus die Religion aller Perser, und so blieb es auch später, bis er durch den Islam verdrängt wurde. Heute hat der Parsismus in Persien fast keine, in Indien nur noch wenige (gegen 100 000) Anhänger.

Der höchste Gott der Parsis ist Ahuramazda (der allwissende Herr), der Inbegriff alles Wahren, Guten und Reinen, der Schöpfer Himmels und der Erde und aller Dinge, die darin sind. Er ist auch der Urheber und Hüter der ganzen Weltordnung, sowohl der physischen als der moralischen. Außerdem verehren die Parsis noch andere Gottheiten und Geister, so den Mithra, den Gott des Lichtes, Anahita, die Göttin der Fruchtbarkeit usw. Mithra dürfte ursprünglich wohl identisch gewesen sein mit Ahuramazda. Er wird auch Ahura-Mithra genannt. Es werden ihm Eigenschaften zugeschrieben, die nur auf den höchsten Gott passen. Nach den ältesten Denkmälern hat er, wie F. Spiegel[1] schreibt, folgende Eigenschaften: „Mithra ist wachsam und schlaflos, er besitzt, wie an vielen Stellen gesagt wird, 1000 Ohren und 1000 Augen. Er weiß daher, was geschieht, braucht sich nicht auf fremde Berichte zu verlassen und kann nicht betrogen werden. Vermöge dieser seiner Stellung kennt er alle Verbrechen und die Verträge, die auf der Welt abgeschlossen werden, und so wenig er selbst betrügt, will er auch, daß andere betrogen werden; darum verlangt er die Heilighaltung der Verträge, und in dieser Hinsicht kann man von ihm sagen, daß er ebenso für den Schlechten wie für den Guten vorhanden sei, denn sein Licht leuchtet sowohl über Gerechte als Ungerechte. Auch Versprechungen, selbst wenn sie Andersgläubigen gemacht worden sind, müssen ebenso gehalten werden wie die unter den Gläubigen selbst. Mithra erscheint als der Beauftragte und König der ganzen Welt, aber er ist doch kein stolzer König, der in unnahbarer Ferne thront, er ist vielmehr ein freundlicher Gott, an den sich auch der Geringe in seinen Anliegen wenden darf. Den Kriegern ist er hilfreich und unterstützt sie in den Schlachten, denn er ist selbst ein gewaltiger Krieger, der nicht rastet, bis der Gegner zu Boden geworfen ist. Ackerbauer und Hirten vermögen den Mithra anzurufen, denn er macht, daß die Wasser laufen, verirrtes Vieh bringt er seinen Besitzern wieder zurück, er vermehrt auch Vieh und Menschen. Echt arisch ist auch der Zug, daß Mithra zornig wird, wenn man ihn beleidigt, und diejenigen tatsächlich straft, welche sich gegen ihn vergehen."[2]

Dem Reiche des Lichtes mit seinen Göttern steht das Reich der Finsternis gegenüber mit den bösen Geistern, an deren Spitze sich Ahriman (Angramainju) befindet. Zwischen diesen beiden Reichen herrscht ewiger Streit und Kampf. Nach dem Avesta ist das irdische Leben des Menschen ein steter Kampf gegen das Böse. Jeder gute Mensch kämpft mit Ahuramazda gegen den bösen

[1] Die arische Periode und ihre Zustände, Leipzig 1867, 184. Über das Leben Zarathustras vgl. Jackson, Zoroaster the prophet of ancien Iran, New York 1899.

[2] Das Zornigwerden Gottes ist nur ein bildlicher Ausdruck, der besagt, daß ihm manche Handlungen mißfallen und er sie deshalb straft.

Geist und seinen Anhang. Schon in dieser Welt erhält Gutes und Böses zum Teil seinen Lohn, aber erst im Jenseits folgt die vollkommene Ausgleichung. Nach der Trennung vom Leibe muß die Seele drei Tage und drei Nächte noch auf Erden weilen, „Heil für sich erbittend". Nach Ablauf dieser Zeit erhebt sich von Süden ein wohlriechender Wind, und von ihm getragen, kommen der Seele des Gerechten ihre guten Werke entgegen in Gestalt einer lichten und reizenden Jungfrau. An diese richtet die Seele die Frage: „Was für eine Jungfrau bist du, die schönste, die ich je geschaut?" Und die Antwort lautet: „Ich bin, o Jüngling, dein gutes Denken, Sprechen und Handeln; ich bin das Gesetz, das du in deinem Körper befolgt. Durch die Werke, die du getan, bin ich so groß, so schön, so duftend, so siegreich, so leidlos." Ebenso erscheint der Seele des schlechten Mannes ein böses Wesen, um ihm seine Sünden vorzuhalten[1].

Die Scheidung zwischen Guten und Bösen findet bei der Brücke Chiuvat statt, über welche die guten Seelen und Genien ins Paradies geführt, während die Bösen von den Dävas in die Hölle hinabgestürzt werden. Doch damit ist der Kampf zwischen Gut und Bös noch nicht beendet. Dreitausend Jahre nach dem Auftreten Zoroasters findet der große Kampf und die Auferstehung der Toten statt. Ahriman wird für immer besiegt. Die Guten ziehen kämpfend in den Himmel, die Gottlosen werden mit Schmach in die Hölle gestürzt. Doch werden schließlich auch die letzteren durch Feuer gereinigt und in den Himmel eingelassen[2]. Die Perser haben auch eine Sage vom Sündenfall des ersten Menschenpaares und von der Sündflut.

Das Priestertum war bei den Iraniern ähnlich wie bei den Israeliten erblich. Die Priester mußten das heilige Feuer unterhalten, die Zeremonien, Reinigungen und Opfer vollziehen und das Gesetz studieren und lehren. Zuvor mußten sie aber die Initiation erhalten und mit dem heiligen Gürtel bekleidet werden.

Tempel besaßen die Iranier ursprünglich keine. Die freie Natur mit ihren heiligen Elementen war ihr Tempel; auch Bilder hatten sie keine. Das Feuer allein symbolisierte die Gottheit und wurde zu ihrer Ehre unterhalten. Die Feuertempel bestehen noch heute bei den Parsen. Gebete und Hymnen waren namentlich an den Festen zahlreich. Die Opfer der alten Iranier waren blutige. Zoroaster hat sie beseitigt, später wurden sie aber in manchen Orten wieder eingeführt[3]. Die unblutigen Opfer bestanden in Brot, Körnern, Blumen, Früchten, Haomazweigen usw. Das Hauptopfer war das Haoma, welches sowohl öffentlich als zu Haus dargebracht wurde.

Bußen und Reinigungen dienten zur Herstellung der körperlichen und sittlichen Reinheit. Reinheit ist für den Menschen die wertvollste Sache. Zu den Abwaschungen wurde vielfach der Kuhurin verwendet. Die Sünden, die in absichtliche und unabsichtliche, in Gedanken-, Wort- oder Tatsünden unterschieden

[1] So im letzten Teil des Avesta, genannt Khorda-Avesta, bei Spiegel, Avesta, die heiligen Schriften der Parsen III (1852—1863) 187 ff. S. ebd. Einleitung LXXIV.

[2] Vgl. Chr. Pesch, Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Altertums, Freiburg 1886, 29.

[3] Schanz, Der Parsismus, im Philos. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1895, 394.

werden, fanden ihre Sühne in guten Werken, in Reue und Beicht vor dem Priester oder auch vor einem Laien, der bestimmte Genugtuungswerke folgen mußten[1].

Die Religion regelte das ganze Privatleben von der Geburt bis zum Tode. Mit den Neugebornen mußte die Mutter eine religiöse Zeremonie zur Reinigung vornehmen. Der Unterricht und die religiösen Übungen vermehrten sich, je weiter sich das Kind entwickelte, bis es, wie bei den Israeliten als „Sohn des Gesetzes", ganz in die religiöse Gemeinschaft eingeführt war. Den Gläubigen war das Morgen-, Tisch- und Abendgebet samt der Gewissenserforschung vorgeschrieben; auch vor den einzelnen Handlungen sollte ein Gebet verrichtet werden.

Die Ehe war für die Gläubigen Pflicht, weil sie zur Vermehrung der Anhänger von Ormuzd (Ahuramazda) diente und weil die Gläubigen wünschten, daß die Kinder nach ihrem Tode für sie beten und opfern könnten. Eine schändliche Sitte waren die inzestuosen Ehen zwischen Eltern und Kindern und Geschwistern, die in dem Avesta als verdienstliches Werk gepriesen werden. Die heutigen Parsen kennen diese Sitte nicht mehr. Wenn die erste Frau keine Kinder hat, darf der Mann eine zweite nehmen, aber die erste nicht verstoßen[2]. Zur Zeit Herodots war bei den Persern die Vielweiberei allgemein und neben den legitimen Frauen hatte jeder mehrere Konkubinen[3].

Die Leichen dürfen nach dem Avesta nicht verbrannt werden, sie werden meist den Raubtieren oder Vögeln ausgesetzt. Die Hinterbliebenen bringen für die Verstorbenen am dritten, siebten und zehnten und am Jahrestage Opfer und Gebete dar.

Was die einzelnen Pflichten angeht, nennt das Avesta als todeswürdige Verbrechen unter anderem den Mord eines reinen Mannes, Ehebruch, Knabenliebe[4], Straßenräuberei und Selbstmord[5]. Sonstige Verbrechen waren Unzucht, Onanie, Zorn, Neid, Diebstahl, Raub, Betrug, Hochmut, Lästerung Verstorbener, Unzufriedenheit mit den Anordnungen Gottes[6]. Als eines der schrecklichsten Verbrechen galt der Meineid.

Unter den positiven Pflichten steht obenan die Pflicht der Wahrhaftigkeit[7] und der Treue in Einhaltung eingegangener Verträge; ferner die Pflicht der Gottesverehrung. Den Parsis sind unzählige Reinigungen und Gebete zu den überirdischen Wesen, besonders zu Ormuzd, vorgeschrieben, welch letzterer als der Allherrscher und Allwissende gilt, „der da immer war, ist und immer sein wird", als der Schöpfer, Erhalter und Beaufsichtiger[8]. Durch wahre, werktätige Reue und reuiges Bekenntnis konnte man Verzeihung seiner Sünden erlangen. Eigentlich soll abends niemand einschlafen, ohne die große Reueformel („Patet") hergesagt zu haben. Wir teilen einige Stellen daraus mit.

---

[1] Schanz, Der Parsismus 395. [2] Ebd. 396. [3] Hist. 1, 135.

[4] Nach Herodot (Hist. 1, 335) war aber tatsächlich die Päderastie sehr verbreitet; er behauptet, die Perser hätten dieses Laster von den Griechen gelernt.

[5] Spiegel, Avesta II LX. [6] Ebd. III 224 ff.

[7] Ebd. II LV. Schon Herodot (Hist. 1, 138) sagt: „Für das Schändlichste gilt den Persern die Lüge."

[8] Spiegel a. a. O. III 19.

„Ich preise die guten Gedanken, Worte und Werke mit Gedanken, Worten und Werken. Ich verfluche die schlechten Gedanken, Worte und Handlungen. . . . Alle Arten von Sünde, alles schlechte Denken, alles schlechte Sprechen, alles schlechte Handeln, alle Margerzâns, namentlich alles böse Zurückbleiben (von Schuld, wenn sie nicht völlig gesühnt ist), . . . wodurch die Menschen zu Sündern werden und in die Hölle kommen können; wenn ich dadurch Sünder geworden bin, auf welche Art ich auch gesündigt habe, so bereue ich es mit Gedanken, Worten und Werken; verzeihe!" Dann folgt ein langes Register von Sünden durch Unterlassung der religiösen Vorschriften, durch Berührung von unreinen Dingen u. dgl. „Betrug, Mißachtung, Götzenverehrung, Lüge bereue ich. Ich bereue Päderastie, Umgang mit menstruierenden Frauen, Hurerei, widernatürlichen Umgang mit Tieren. Hochmut, Verachtung, Spott, Rachsucht und Begierde bereue ich. Alles, was ich hätte denken sollen und nicht gedacht habe, was ich hätte sprechen sollen und nicht gesprochen habe, was ich hätte tun sollen und nicht getan habe, verzeihe, ich bereue es mit Patet. . . .

„Ich glaube an das Dasein, die Reinheit und die Unzweifelhaftigkeit des guten mazdayaçnischen Glaubens und an den Schöpfer Ormuzd und die Amschaspands, die Forderung der Rechenschaft und an die Auferstehung und den neuen Leib." [1]

In einem andern Patet bereut der Parsi „Diebstahl, Lüge, falsches Zeugnis, gewaltsames Richten, Stolz, Undankbarkeit, Unersättlichkeit, Unverschämtheit, Selbstüberhebung, Ungehorsam gegen das Gesetz, Streitsucht, Hartherzigkeit, Zornmütigkeit, Rachsucht, Neid, übermäßige Trauer, Billigung der Sünde, Mißbilligung einer guten Tat, Freundschaft mit Sündern, Feindschaft mit den Guten, Eigensinn, Zauberei, Ehebruch, Unzucht" usw. [2]

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß neben diesen vernünftigen sittlichen Vorschriften das Avesta unsäglich viel Albernes und Abergläubisches enthält.

Wir lassen noch eine Stelle aus Xenophons „Kyropädie" (1, 2) folgen, die uns einen interessanten Einblick in die sittlichen Zustände Persiens zur Zeit des Darius gewährt: „Die Knaben wurden öffentlich und gemeinsam erzogen. Ihre Hauptbeschäftigung war die Erlernung der Gerechtigkeit, die ihnen als Zweck des Schulbesuches gilt, wie bei uns das Lesen und Schreiben. Ihre Vorsteher sprechen ihnen den größten Teil des Tages Recht. Denn auch unter Knaben wie unter Männern kommen Beschuldigungen wegen Diebstahls, Raubs, Gewalttätigkeit, Betrugs, Schmähung usw. vor, wie zu erwarten ist. Wer in einem dieser Punkte schuldig erfunden wird, den strafen sie. Sie bestrafen aber auch die, deren Klagen als unbegründet erscheinen. Ihre Gerichtsbarkeit dehnen sie auch auf ein Verbrechen aus, das zwar den bittersten Haß unter Menschen erzeugt, aber am wenigsten vor Gericht gezogen wird; ich meine den Undank. Von wem nur bekannt wird, daß er im stande war, Dank zu erstatten, es aber unterlassen hat, der wird nachdrücklich bestraft. Sie gehen hierbei von der Meinung aus, daß der Undankbare auch die Pflichten gegen Götter, Eltern, Vaterland

---

[1] Ebd. III 215—218. Eine kurze und treffliche Übersicht der Religion und Moral des Parsismus mit Benutzung der neuesten Quellen gibt P. Schanz, Der Parsismus, im Philos. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1895, 393 ff. Schanz meint, die Moral des Zoroaster sei „die reinste und vernünftigste, die man im Heidentum findet" (ebd. 397). Man vergleiche noch Orelli, Allgem. Religionsgeschichte II² 140 ff.

[2] Spiegel a. a. O. III 224.

und Freunde vernachlässige. Auch ist im Gefolge der Undankbarkeit stets die Schamlosigkeit: und diese ist die gefährliche Führerin zu allem Schändlichen. Sie lehren die Knaben auch ein geordnetes, besonnenes Benehmen, und dazu trägt das Beispiel der Älteren, die sie den ganzen Tag über in Ordnung sehen, viel bei. Auch zum Gehorsam gegen die Obrigkeit . . ., zur Mäßigkeit im Essen und Trinken werden sie angehalten" usw.

5. Die Inder.

In der religiösen Entwicklung der Inder lassen sich drei Phasen unterscheiden: der Vedismus, der Brahmanismus und der Hinduismus[1].

I. Der Vedismus.

Der Vedismus ist die Religion Altindiens, wie sie in dem älteren Veda, dem ältesten Religionsbuch der Inder, enthalten ist. Veda heißt Wissen, und der Veda enthält nach der Anschauung Altindiens das göttlich geoffenbarte Wissen und beansprucht die höchste unfehlbare Autorität für Glauben und Leben. Der älteste Teil dieses Veda ist der Rig-Veda, das Buch der religiösen Hymnen, ferner der Yajur-Veda, die Opferformeln, der Sama-Veda, rituelle Gesänge und Texte, und endlich der Athar-Veda, eine Sammlung magischer Lieder und Sprüche.

Schon in diesem älteren Veda, der vielleicht um 1500—1000 v. Chr. verfaßt wurde, begegnet uns eine Vielheit von Göttern, die in religiösen Liedern und Gebeten (mantras) als Könige, Väter, Schirmer und Wohltäter angerufen werden. Drei Götter stehen im Vordergrund: der Feuergott (Agni), der Regengott (Indra) und der Sonnengott (Surya oder Savitri). Das Reich Agnis ist das Feuer und die Erde, das Reich Indras die Luft und das Suryas der Himmel. Der Sonnengott tritt auch auf als Varuna, Mithra und Vischnu. Alle diese Götter erscheinen wie eine Familie als Kinder des vorvedischen himmlischen Vaters (Dyo oder Dyaus) und der Erde (Prittivi). Doch wird noch in den Veden der Himmelsgott (Varuna, *οὐρανός*) gelegentlich als das eine höchste Wesen hingestellt. Ein Hymnus des Athar-Veda (IV, 16) beschreibt ihn als den Lenker der Welt, den Erforscher aller Herzensgeheimnisse, der alle Anschläge der Bösen entdeckt und zahllose Boten aussendet, die immer die Erde durchstreifen, ihre Bewohner erforschen und prüfen, jedes Augenblinzeln der Menschen zählen und die ganze Welt handhaben, wie ein Spieler die Würfel[2].

Mithra, der neben Varuna, dem Schöpfer Himmels und der Erde, auftritt und uns schon bei den Persern begegnet, scheint nur Varuna selbst als Gott des Lichtes zu sein. Vischnu ist das Auge Varunas. In Varuna lassen sich leicht die Spuren eines ursprünglichen Monotheismus erkennen. Freilich volle Klarheit wird man über diese Frage wohl nie erlangen; die Quellen sind zu spärlich und zu verworren. Aber, wie P. Häusler O. S. B.[3] richtig bemerkt,

---

[1] Vgl. Monier-Williams, Brahmanism and Hinduism or religious thought and life in India[4], London 1891, 2 u. 7 ff.

[2] Ebd. 9.

[3] Streiflichter über die Urreligion der arischen Inder, in der Zeitschrift Anthropos VI (1911) 185.

je weiter wir den Fluß der ältesten indischen Überlieferung verfolgen, eine um so reinere Gotteserkenntnis tritt uns entgegen, was gewiß mit der absoluten Entwicklungstheorie sich schwer vereinigen läßt. Häusler tritt deshalb mit vielen Forschern für die Ansicht ein, daß Varuna ursprünglich der eine wahre Gott gewesen, dessen verschiedene Erscheinungen und Tätigkeiten allmählich zu verschiedenen Gottheiten wurden. „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Varuna als Person gedacht wurde; er ist der Schöpfer der Welt, er erhält und regiert die Welt, er ist der Ausfluß der physischen und sittlichen Ordnung, der oberste Wächter des Rechts und Ahnder jeglicher Gesetzesübertretung. Er ist ewig, allwissend, allgegenwärtig, allweise, allmächtig, heilig, gerecht, gütig, barmherzig, treu." Häusler weist dann noch nach, daß ihm auch die Einheit zukommt[1].

Ein anderer Sanskritforscher, R. Roth[2], sagt von Varuna: „Im Naturleben ist er der Urheber der ewigen Gesetze, nach welchen die Welt lebt und welche kein Gott und kein Sterblicher anzutasten wagt. . . . Die Bewunderung der nie wankenden, unverletzlichen Ordnung im Leben der Natur wie des Geistes hat die alten Frommen zur Verherrlichung des Gottes geführt, dessen Weisheit sie diese Gesetze zuschreiben, und sie können nicht satt werden, diese Unantastbarkeit, Ewigkeit und innere Wahrheit seiner Satzungen, die unerschütterlich sind, als wären sie auf einem Gebirge gegründet, zu preisen."

Wie wir schon vernommen, ist Varuna allwissend und allgegenwärtig, heilig und gerecht; er belohnt das Gute und bestraft das Böse, doch verzeiht er dem Reuigen die Sünden. „Wie eine Kette löse von mir die Sünden. Hinweg von mir, Varuna, schaffe die Furcht, nimm mich gnädig auf, o heiliger König. Anbetung wollen wir dir aussprechen, wie ehemals so jetzt, o gewaltig Geborner, und künftig; auf dich sind wie auf einen Berg gestellt deine unerschütterlichen Gesetze, o Unbetörbarer. Die Verschuldungen, die ich mir zugezogen, sende weithin; nicht möge ich büßen, was ein anderer getan hat."[3]

In einem andern Loblied auf Varuna, den Allherrscher, der alles ordnet und leitet, heißt es: „Was dem Verschwägerten wir, dem Befreundeten, o Varuna, oder jemals dem Bruder oder dem, der fortwährend Hausgenosse, oder dem Fremden an Bösem getan, das löse; was wir Spieler beim Spiele Schlechtes getan haben, sei es erhärtet, oder daß wir es nicht wissen, all das wie lockere (Bande) löse, o Gott; so mögen wir dir, Varuna, lieb sein."[4] Und wiederum: „Ich frage um diese meine Sünde, o Varuna, bei denen, die sehen, an; die Kundigen geh' ich an zu fragen; ein und dasselbe sagten mir auch die Weisen: Dieser Varuna ist dir gram. Was war denn das Vergehen, o Varuna, daß den vorzüglichen, befreundeten Sänger du töten willst? Sprich es mir aus, Unbetörbarer, Göttlicher; sündenlos, stark möchte ich zu dir mit Anbetung kommen. Laß uns nach, was unsere Väter Untreues getan und was wir selber in eigener Person. . . . Das ist eigene Neigung nicht, o Varuna, das ist Betörung, Berauschung, Zorn, der Würfel, die Torheit; ein Höherer ist (auch manchmal)

[1] Ebd. VI 194. [2] Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft VI 70.
[3] So in einem Hymnus an Varuna VII 86 bei Ludwig, Der Rigveda I 100.
[4] Ebd. I 102.

bei des Kleineren Fehltritt, aber auch Schlaf (Trägheit) ist der Schlechtigkeit Urheber. Wie ein Sklave will ich dienen dem Schenkenden, sündlos ich, dem zornigen Gott." [1]

Über die Stellung Varunas zu den Menschen sagt mit Recht ein Vedaforscher: „Zweierlei ist im Menschen vereint, Physisches und Ethisches, und somit tragen die Gesetze des Allherrschers (Varuna) auch diesen zwiefachen Charakter: er ist Herr über Leben und Tod, Kranksein und Wohlsein; aber er ordnet auch das sittliche Leben der Menschen, und wie deren Gedanken, Worte und Taten gut oder schlecht sind, so fordern seine Gebote das Gute, verbieten und bestrafen das Böse.... Wie Varuna des Tages sich freundlich zu den Menschen wendet, abends aber zürnend über ihre Fehler sie verläßt ..., so liegt in seiner Lichtnatur seine Freundschaft für alles dem Lichte Nachlebende begründet und seine Feindschaft gegen die Werke der Finsternis; somit bestehen auch die Vorschriften des Aditisohnes in dem Fernhalten von schlechten Gedanken, Worten und Taten und in dem Gebot vom rechten Wandel auf den Wegen des Lichtes. Und stößt er jene aus dem Reiche des Glanzes und straft sie mit schwerer Fessel, mit Tod, Krankheit und Ungemach aller Art, überläßt er sie den bösen Geistern der Finsternis, so schirmt er die andern, gibt ihnen volles Lebensalter" usw. [2]

Der Glaube an die Unsterblichkeit und die Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen findet sich im zehnten Teil des Rig-Veda sehr deutlich ausgesprochen. Zum Belege mögen folgende Stellen dienen. In einem Hymnus heißt es:

„Wo nicht schwindendes Licht, in die Welt, wo Svar hingesetzt, dahin bring mich, Pavamâna, in die unsterbliche, unvergängliche Welt.... Wo des Königs Vivisvân Sohn, wo des Himmels Verschluß, wo jene jugendlichen Wasser, dort mache mich unsterblich. Wo nach Wunsch der Wandel ist, auf des dreifachen Himmels dreifachem Gewölbe, wo die lichtreichen Welten, dort mache unsterblich mich.... Wo die Wünsche, wo die Sehnsucht, wo des Rotstrahlenden Ort, wo Svadha und Befriedigung ..., wo Entzücken, Freude und Lust, wo Ergötzungen vereint sind, wo des Verlangens Wunsch erfüllt, dort mache unsterblich mich." [3]

Yama, der Stammvater der Menschen, wird im Jenseits König seiner Nachkommen. In dem schön belaubten Baume zusammen mit den Göttern trinkt er [4]. Dort hält er mit den Ahnen Gastmahl und ist mit Varuna vereint. „Vorwärts, vorwärts geh auf den Pfaden von ehedem, auf denen hinweggegangen unsere Väter vor alters; beide Könige, die an der Svadha sich freuen, wirst du sehen, Yama und Varuna, den Gott. Vereine dich mit den Pitar (Ahnen) und mit Yama, mit dem, was an Gutem du vollbracht, als Gebotenes und Freiwilliges, am höchsten Himmel, den Tadel zurücklassend kehre in deine Wohnung ein; strahlend vereinige dich mit deinem neuen Leibe. Geht hinweg, geht auseinander, trennt euch hinweg,

[1] Ludwig, Der Rigveda I 102.
[2] Hillebrandt, Varuna und Mitra, Breslau 1877, 74.
[3] IX 113 bei Ludwig a. a. O. II, Nr 945. [4] X ebd. II, Nr 1000.

von hier haben Raum diesem die Pitar gemacht, eine mit Tageshelle, mit Wassern, mit Strahlen verherrlichte Einkehr gibt Yama diesem." [1]

Als König des Totenreichs besitzt Yama zwei Hunde, die den Eingang zur Wohnung der Seligen bewachen. „Entlauf den beiden Hunden der Saramâ, den vieräugigen, fleckigen, auf glücklichem Pfade und nahe den Pitar, den eng verwandten, die mit Yama zusammen ihre Gelage halten. Die beiden Hunde, die dein, die Wächter, die vieräugigen Hüter des Pfades, die auf die Menschen achten, vor diesen schütze ihn, o König; Heil und Gesundheit verleih ihm." [2]

Während die Guten in den Lichthimmel des Yama kommen, fallen die Seelen der Bösen in tiefe Finsternis [3] und werden vom Feuer aufgezehrt [4].

Ihrem Charakter entsprechend berühren die Lieder des Rig-Veda die einzelnen sittlichen Pflichten des Menschen fast nur im Vorbeigehen und wie zufällig. Wir dürfen deshalb hier nicht eingehende Auseinandersetzungen über die einzelnen sittlichen Pflichten erwarten, wie sie in einem Gesetzbuche vorkommen. Doch läßt sich aus dem wenigen, das uns geboten wird, die völlige Übereinstimmung der Inder mit den schon erwähnten Völkern entnehmen. Treue, Freigebigkeit und Milde werden hochgepriesen, ebenso der Gehorsam gegen die Satzungen der Götter. Den Freunden der Götter werden Reichtum, Ehre, zahlreiche Nachkommenschaft versprochen. Die Diebe, Räuber, Treulosen und Lügner werden unter den Gottlosen aufgeführt, ebenso die Männer, die ihren Frauen feind sind, und die Frauen, die ihre Gatten hassen, von schlechtem Wandel, sündhaft, ungesetzlich, untreu sind [5]. Durch reumütiges Bekenntnis kann der Mensch Verzeihung seiner Sünden und Nachlaß der göttlichen Strafen erlangen.

Die Familie wurde durch die Religion fest und sittlich geregelt. Die Ehe geht auf göttliche Einrichtung zurück. Ehebruch wird gerügt und muß nach freiwilligem Eingeständnis der schuldigen Frau gesühnt werden. Die Keuschheit des Mädchens wurde geschützt und blieb von Kultgebräuchen unversehrt. Hatte die Jungfrau keine Verwandten, so wurde ihr Schutz von der Gemeinde übernommen, und ihre Verletzung wurde als schweres Verbrechen angesehen. Das tragische Los vieler indischen Frauen, die Witwenverbrennung, war nicht allgemein Sitte und wurde durch ein symbolisches Zeichen ersetzt [6]. Leider verhinderte die Religion nicht, daß alte Leute und schwache Kinder ausgesetzt wurden und daß auch Menschenopfer vorkamen. „Das berühmte Rechtswesen Indiens wurzelt in dem religiösen Boden der vedischen Zeit; hören wir von vielerlei Verbrechen, so wird auch von festem Strafverfahren geredet, und wo die Hand des Rechtes den Frevler nicht zu ergreifen vermag, da wacht die göttliche Gerechtigkeit, so daß er sicherlich getroffen wird. Die Heiligkeit und der Zorn der Götter sind nicht selten ethisch bestimmt und leisten den moralischen Satzungen auf Erden Bürgschaft und Beistand. Das sehen wir an Varuna, dem nichts entgeht und der alle Gerechtigkeit übt [7]. Die ‚Wahrheit' oder das

[1] X 14 ebd. II, Nr 940. [2] Ebd.
[3] Vgl. Muir, Sanskrit V 308 309. [4] IV bei Ludwig a. a. O. I, Nr 358.
[5] Ebd.
[6] Lehmann bei Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religion II 42.
[7] Ebd. II 43.

‚Wahrreden' gilt immer als heilig und wird in mehreren Opfergebräuchen als höchster Zustand symbolisiert." [1]

Den Mittelpunkt des vedischen Kultus bilden das Feuer und das Opfer, besonders das Somaopfer, die Darbringung des Tranks der Unsterblichkeit für Götter und Menschen.

II. Der Brahmanismus und Hinduismus.

Aus dem Vedismus ging der Brahmanismus hervor. Dieser lehrt die Identität aller Kräfte und Erscheinungen der Natur mit einem geistigen Wesen, dem einzig wirklichen Sein. Als nicht geoffenbart und unpersönlich gedacht, heißt dieses Wesen Brahmā (neutr.); als geoffenbart und als Schöpfer heißt es Brahmā (maskul.); als Auflöser und Zerstörer Siva; als Erhalter Vischnu; und als geoffenbart in der höchsten Ordnung der Menschen heißt es Brāhmana. Der Brahmanismus ist eher eine Philosophie als eine Religion; seine Grundlage ist ein geistiger Pantheismus. Deshalb ist Brahma nur in dem Sinne Schöpfer, als er die erste Evolution aus dem einen Geiste ist, aus der alle andern Evolutionen hervorgehen. Der einzige Schöpfer oder genauer Entfalter, die Quelle aller geschaffenen Dinge ist das unpersönliche Sein, das Brahmā genannt wird [2].

Die Quelle für unsere Kenntnis des Brahmanismus ist besonders der jüngere Veda. Dieser besteht aus den sog. Brahmanas, die sich mit dem Opferwesen befassen und schon viel theologische Spekulation enthalten, und aus den Upanischads, den Unterweisungen, welche die älteste Philosophie der Inder repräsentieren. Hierzu kommt noch die nachvedische Literatur. Dazu rechnet man die Sutras, eine Art Lehrbücher zum Schulunterricht, und vor allem das berühmte Gesetzbuch Manus [3].

Der Hinduismus ist eine Weiterentwicklung des Brahmanismus. Er ist, wie Monier-Williams sich ausdrückt, der ins Kraut geschossene Brahmanismus, der sich in eine konfuse Masse von göttlichen Persönlichkeiten und Inkarnationen ausbreitet. Der Hinduismus enthält den Brahmanismus, erklärt und entfaltet ihn aber in barockster Weise. Er unterscheidet sich vom Brahmanismus hauptsächlich dadurch, daß bei ihm die erste ursprüngliche und unpersönliche Wesenheit Brahmā und ebenso deren erste persönliche Offenbarung Brahmā fast ganz in den Hintergrund treten, und daß er an ihrer Stelle die beiden persönlichen Gottheiten Siva und Vischnu verehrt. Der Hinduismus ist der Brahmanismus modifiziert durch Lehre und Aberglauben der Buddhisten und anderer nicht arischer Rassen verschiedener Art, der Dravida und der Kolarier. Selbst Einflüsse des Mohammedanismus und Christentums sind

---

[1] Lehmann bei Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religion II 43. Lehmanns Auffassungen von der Religion sind oft recht schief und widersprechen sich nicht selten. So sagt er: „Die Sünde ist wohl Übertretung göttlicher Gebote, ist aber selten als Verletzung des Willens eines starken Gottes anzusehen." Als ob ein göttliches Gebot nicht der Willensausdruck eines Gottes wäre!

[2] Monier-Williams, Brahmanism and Hinduism 2—3.

[3] Vgl. Lehmann a. a. O. II[3] 8 ff. Laouenan, Du Brahmanisme et de ses rapports avec le Judaisme et le Christianisme, 2 Bde, Pondichéry 1884—1885.

bemerkbar. Der Brahmanismus mit seinen pantheistischen Spekulationen ist übrigens in die großen Massen des Volkes kaum eingedrungen. Die allgemeinen Volksanschauungen wurden davon wenig berührt, und auf dem sittlichen Gebiet ist ein Unterschied zwischen Brahmanismus und Hinduismus kaum vorhanden.

Wir haben oben die Meinung ausgesprochen, die ursprüngliche Religion der Inder sei wahrscheinlich der Monotheismus gewesen. Eine mächtige Stütze findet diese Ansicht in der Tatsache, daß zu allen Zeiten ein großer Teil der gebildeten Hindus an einen persönlichen Gott, den Schöpfer aller Dinge, geglaubt hat. In dem um das Jahr 1030 n. Chr. geschriebenen Werke des Arabers Alberuni: „Indien“ [1] heißt es von den gebildeten Hindus: „Die Hindus glauben in Bezug auf Gott, daß er ist einer, ewig, ohne Anfang und Ende, mit freiem Willen tätig, allmächtig und allweise, lebendig, Leben spendend, leitend, erhaltend; einer, der in seiner Souveränität einzig ist, über alle Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit und daß er keinem Dinge und kein Ding ihm ähnlich ist.“ Alberuni beweist dann diese Behauptung aus zahlreichen altindischen Schriften und bemerkt, während Gott als absolute Einheit aufgefaßt wurde, würden die Dinge außer ihm als eine Vielheit angesehen. Er fügt aber hinzu, daß die ungebildeten Hindus nur konfuse und vielfach verkehrte Ideen von Gott haben.

Auch heute noch glauben die meisten Hindus an ein einziges, höchstes, ewiges und persönliches Wesen, von dem alle andern Dinge hervorgebracht sind und abhängen. Das hat die indische Volkszählung von 1901 überzeugend dargetan. Die englische Regierung hatte die Leiter und Aufseher der Volkszählung (Census Superintendents) angewiesen, besonders darauf zu achten, was der praktische Glaube des gewöhnlichen Mannes, welches seine Grundanschauung von Gut und Bös sei und welches seine Ideen über das Los seien, das ihn betreffe, wenn er diese Anschauung mißachte. Das Ergebnis der Untersuchung faßt der Census Report [2] in die Worte zusammen: „In ihrem Glauben, wenn auch vielleicht selten in der Praxis, sind die meisten Hindus Henotheisten und anerkennen das Dasein eines höchsten Gottes (Parameśvar). Die andern Gottheiten zerfallen in zwei Kategorien, die höheren und die niederen, und die letzteren werden als diejenigen betrachtet, welche vom persönlichen Standpunkt von der höchsten Wichtigkeit sind. Sie haben einen dunkeln (implicit) Glauben an die Lehre vom Karma, d. h. von der Theorie, daß das zukünftige Leben des Menschen von seinen Handlungen in dem gegenwärtigen Zustand abhängt. Der Glaube an die Seelenwanderung ist, obwohl sehr verbreitet, weniger allgemein, und einige von den unteren Kasten sind der Ansicht, daß sie nach dem Tode direkt in den Himmel (Svarga) oder die Hölle (Narak) gehen, ohne durch das Netz von endlosen

---

[1] Alberuni's „India“. An account of the Religion, Philosophy, Literature, Geography, Chronology, Astronomy, Customs, Laws and Astrology of India about A. D. 1030. An english edition with notes and indices by Dr Edward C. Sachau, 2 Bde, London 1888, I 27.

[2] Census of India 1901, 1. XI: Report, Calcutta 1903, 362—363.

Wiedergeburten hindurchwandern zu müssen, an welche die orthodoxeren Volksteile glauben."

Einer von den Census Superintendents, Mr. Burns, drückt sich folgendermaßen aus: „Das allgemeine Ergebnis meiner Nachforschungen ist: Die große Mehrheit der Hindus hat einen festen Glauben an einen höchsten Gott, genannt Bhagwan, Parameshwar, Ishwar oder Narain. Mr. Baillie stellte einige Untersuchungen an, die zeigten, daß darin eine klare Idee von einem einzigen persönlichen Gott enthalten war, ich aber neige zur Ansicht, daß sich dieser Glaube nicht auf die intelligenteren Leute beschränkt, sondern ein charakteristischer Zug der Hindus im allgemeinen ist. Die nächste Frage ist, bis zu welchem Grade dieser Glaube an ein höchstes Wesen von dem Glauben an andere Gottheiten berührt wird und auch, welches die Natur der letzteren ist." Er erwähnt dann die gewöhnliche Einteilung dieser andern Gottheiten in Schutzgottheiten und Dämonen, die wieder in verschiedene Kategorien zerfallen und alle Devata (Götzen) und nicht Deva oder Götter genannt werden. Dann fährt er fort: „Einer meiner gewöhnlichen Angestellten (an orderly), den ich ausfragte, beschrieb mir das Verhältnis zwischen Parameshwar und den Devata als ein solches, wie es zwischen einem höheren Beamten und seinen Angestellten besteht; ein anderer oft gebrauchter Vergleich ist der zwischen dem Sirkar (Gouverneur) und den Bezirksbeamten. Es wird so ein klarer Unterschied gemacht zwischen dem einen höchsten Gott Parameshwar und den unzähligen Götzen. Der erstere ist verantwortlich für das Dasein jeder Person und jedes Dinges, aber er ist zu erhaben, um sich um die gewöhnlichen täglichen Vorkommnisse zu bekümmern. Anderseits sollen die Schutzgötter . . . um Hilfe in irdischen Angelegenheiten angerufen, die Dämonen versöhnt werden, damit dieselben nicht schief gehen. Diese Erwägungen führen zur Frage, welche Andacht der Durchschnittshindu verrichtet. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die einzige, regelmäßige tägliche Verehrung darin besteht, daß er am Morgen beim Aufstehen etwas Wasser zu Ehren der Sonne ausgießt und vielleicht den Namen des Parameshwar oder einer Inkarnation des Vischnu (besonders Rama) am Morgen und am Abend wiederholt. Abgesehen davon besteht die Hauptverehrung für Parameshwar darin, daß man einen Brahmanen dingt, um den Sat Narain Katha herzusagen, einen Bericht der Offenbarungen Gottes an gewisse Personen, die durch seine Verehrung geistige Wohlfahrt erlangten."

Nach Abbé Dubois[1] heißt es in einer Art Katechismus, den die Kinder in der Schule auswendig lernen und der allerlei Weisheits- und Moralsprüche enthält, dem sog. Niti-Slokas: „Bevor Erde, Wasser, Luft, Wind, Feuer, Brahma, Vischnu, Siva, Sonne, Sterne und andere Dinge da waren, existierte Gott, der Eine und Ewige." Hier wird Gott auch dem Brahma, Vischnu und Siva gegenübergestellt. Er war, als sie noch nicht waren. Während die gebildeten Brahmanen, so berichtet Dubois weiter, oft selbst über ihre vielen und

[1] Hindu Manners, Customs and Ceremonies[3], Oxford 1906, 478. Nach allgemeinem Urteil nicht nur der Ausländer, sondern auch der indischen Gelehrten ist Dubois, der über 30 Jahre in Indien lebte, einer der gründlichsten Kenner des Glaubens und der Sitten der Inder.

unzüchtigen Gottheiten spotten, anerkennen sie: „Gott, der Urheber und Schöpfer aller Dinge, ist ewig, immateriell, allgegenwärtig, unabhängig, in allen Dingen gesegnet, frei von Schmerz und Sorge, der Geist der Wahrheit, die Quelle aller Gerechtigkeit, Lenker, Verwalter und Ordner aller Dinge, vollkommen in Weisheit und Erkenntnis, ohne Gestalt oder Gesicht, ohne Grenzen, ohne Natur, ohne Namen, ohne Kaste, ohne Verwandtschaft, von absoluter Reinheit, die jede Leidenschaft, jede Verkehrtheit, jeden Kompromiß (mit den Bösen) ausschließt.“ [1] Diesen Gott nennen die Inder Parabrahma oder Paramatma [2].

Übrigens war es schon den älteren Missionären bekannt, daß wenigstens die gebildeten Brahmanen nur an ein höchstes Wesen glaubten. Am 15. Januar 1544 schrieb der hl. Franz Xaver aus Indien, daß ihm die Brahmanen versicherten, sie glaubten an einen einzigen Gott, aber aus Eigennutz und Furcht suchten sie das vor dem gewöhnlichen Volk zu verbergen [3]. In einer handschriftlichen, lateinischen Geschichte des indischen Heidentums, die spätestens um das Jahr 1650 von einem Jesuitenmissionär verfaßt wurde, wird berichtet: „Alle angesehenen Leute (satrapae) dieses Volkes sagen, es gebe nur einen Gott (unum tantum esse Deum), den sie Deu und die Gottheit Deuapâna nennen und von dem sie behaupten, er sei höchst gerecht, heilig, unermeßlich und allmächtig.“ [4] Das stimmt ganz mit dem überein, was die Missionäre im 17. und 18. Jahrhundert berichten. P. Bouchet [5] schrieb im Jahre 1710 aus Carnate an den Bischof Huet: Es ist gewiß, daß die gewöhnlichen Hindus „einen unendlich vollkommenen Gott anerkennen, der von Ewigkeit her existiert und die herrlichsten Eigenschaften besitzt. . . . Dieser große Gott aber, sagen sie, ist unendlich erhaben über alle Wesen, und dieser unendliche Abstand verhinderte ihn, mit den schwachen Geschöpfen in Verkehr zu treten. Gerade deshalb hat Parabaravastu, d. h. der höchste Gott, drei untere Götter geschaffen: Bruma (Brama), Vischnu, Rutru (Siva). Dem ersten hat er die Macht zu erschaffen gegeben, dem zweiten die Macht zu erhalten und dem dritten die Macht zu zerstören.“ Ähnlich schrieb J. Bertrand [6] S. J. im vorigen Jahrhundert: „Die Schriftsteller, die über Indien geschrieben, kommen darin überein, daß die Brahmanen und die Weisen Indiens einen einzigen Gott anerkennen und daß sie über dessen Natur Ideen haben, die dem Lichte der Vernunft und des Glaubens entsprechen.“

Wir erwähnen noch, daß es zwei ziemlich verbreitete Hindu-Sekten gibt, welche die Einheit Gottes als ihr Hauptdogma hochhalten. Es sind dies erstens die Sadhs im nördlichen Indien, deren erstes Glaubensgebot lautet: „Verehre

---

[1] Ebd. 297.

[2] Ebd. Vgl. auch Migne, Dictionnaire des Religions s. v. Brahma.

[3] Vgl. Monumenta historica Soc. Iesu. Monumenta Xaveriana I, Matriti 1899 bis 1900, 289.

[4] Das Manuskript befindet sich in einem Privatarchiv und trägt den Titel Historiae Gentilichae. Auf dem Titelblatt schreibt ein Ungenannter, dieses Buch sei ihm vom Erzbischof von Cranganore, Franz Garcia, gegeben worden, und er habe es am 8. Dezember 1660 dem P. Dan. Bartoli S. J. geschenkt.

[5] Vgl. Lettres édifiantes et curieuses. Recueil IX, Paris 1711, 6—7.

[6] La mission du Maduré d'après des documents inédits I, Paris 1842, 119.

einen einzigen Gott, welcher der Schöpfer von allem ist und Gewalt hat zu vernichten. Niemand ist höher und erhabener, und der Mensch sollte nicht im Übermut Steine, Metall, Holz, Bäume oder sonst eine Kreatur anbeten. Nein, alle Ehre und aller Ruhm gehört ihm. Er ist der einzige Gott und sein ist die einzige Welt. Wer immer seine Augen auf etwas neben ihm heftet, irrt und sündigt, und wer sündigt, geht zur Hölle." [1]

Die andere Sekte, die an der Einheit Gottes festhält, ist die der Sikhs, die über drei Millionen Anhänger zählt. Ihr Credo ist nicht leicht festzustellen. Nach dem Census Report von 1901 [2] enthält dasselbe: den Glauben an einen Gott, die Verurteilung der Verehrung anderer Gottheiten; es verbietet ferner Abgötterei, Wallfahrten zu den großen Schreinen der Hindus, Glauben an Vorzeichen und Zauberei; auch von der zeremoniellen Unreinheit bei Geburten und Todesfällen will es nichts wissen. In sozialer Beziehung schafft es alle Kastenunterschiede ab und verwirft konsequent jeden Vorrang der Brahmanen und ihre Gebräuche bei Begräbnissen, Heiraten, Todesfällen usw. Nur wenige aber scheinen sich in der Praxis nach diesem Credo zu richten.

Wie es nun gekommen ist, daß trotz der erkannten Einheit und Einzigkeit Gottes das indische Pantheon sich mit einer solchen Anzahl höherer und niederer Götter bevölkern konnte, ist schwer zu sagen. In einem alten Leben des hl. Franz Xaver, das ein Zeitgenosse und Mitarbeiter des Heiligen verfaßt hat und das erst in neuester Zeit durch den Druck veröffentlicht wurde [3], wird dieser Ursprung so erklärt: Nach der Religion der Inder gibt es einen Herrn, den sie „Parabrama" nennen und dem sie andere Beinamen geben, durch die sie ausdrücken, daß er das erste und vollkommene Wesen ist, das sein Dasein durch sich selbst besitzt und allen andern Dingen das Dasein gibt. Von diesem sagen sie, daß es unsichtbar war, aber sich sichtbar machte, indem es menschliche Gestalt annahm, und daß es aus Verlangen nach einem Sohn diesen mit seinem Wunsche empfing, durch den Mund gebar und Maeso (Masso) [4] nannte; später wünschte er einen zweiten Sohn, gebar ihn durch die Brust und nannte ihn Visnu (Vischnu). Noch nicht zufrieden damit, gebar er einen dritten Sohn durch den Nabel und nannte ihn Brahma. Nun verlangte er auch eine Tochter und diese nannte er Satin und gab sie dem ersten Sohn zur Frau.

Hier haben wir die Ansätze zum Pantheismus: Parabrama wurde Mensch — ohne aufzuhören Gott zu sein — und erzeugte als Mensch Siva, Vischnu und Brahma. Nach der gewöhnlichen Auffassung der Hindus ist Brahma der erste in dieser aus Parabrama hervorgegangenen Dreiheit. Er ist der Schöpfer, Vischnu der Erhalter und Siva das zerstörende Prinzip. Die drei Götter werden oft einzeln dargestellt mit ihren besondern Emblemen, zuweilen aber vereint in einem einzigen Körper mit drei Köpfen. In dieser letzteren Form wird die Göttertrias Trimurti genannt und von allen Hindus anerkannt

[1] Vgl. W. Croothe, The Tribes and Castes of the North-Western Provinces and Oudh IV, Calcutta 1896, 248.

[2] Census of India I 367. Ausführlicheres bei Bhattacharya, Hindu Castes and Sects, Calcutta 1896, 510.

[3] Monumenta historica Soc. Iesu. Monumenta Xaveriana I 26—27.

[4] D. h. Siva; vgl. Migne, Dictionnaire des Religions.

und verehrt. Doch verehren die einen mehr den Vischnu, andere mehr den Siva. Dementsprechend werden die Hindus in Vischnuviten und Sivaiten eingeteilt. Nach den (obszönen) Kennzeichen, die sie tragen, namam und lingam, werden die ersteren auch Namadaris, die letzteren Lingadaris genannt. Sowohl die Vischnuviten als die Sivaiten scheiden sich wieder in zahlreiche Sekten[1].

Sehr verbreitet ist, wie schon erwähnt wurde[2], der Glaube der Hindus an die Seelenwanderung. Diese hat die Läuterung der Seelen zum Zweck. Zuerst vor allen andern Dingen wurden die Seelen geschaffen, die ursprünglich Leiber von phantastischen Gestalten beseelten. In diesem Zustand führten sie entweder ein sündhaftes oder ein tugendhaftes Leben. Nach einiger Zeit wurden alle Seelen vor den Richterstuhl Yamas, des Totenrichters, gebracht. Dieser ließ diejenigen Seelen, welche ein tugendhaftes Leben geführt hatten, in das Paradies (Svarga) ein; diejenigen, welche lasterhaft gelebt, schloß er in die Hölle (Naraka) ein. Diejenigen endlich, welche teils gut, teils schlecht gelebt hatten, wurden auf die Erde zurückgeschickt, um andere Leiber zu beseelen und dann die ihren Tugenden entsprechende Belohnung und die ihren Sünden gebührende Strafe zu empfangen. So ist jede neue Geburt das Ergebnis der in einer früheren Generation begangenen Taten und ihr Lohn oder ihre Strafe. Nach dem Tode gehen die Seelen wieder in andere Leiber ein, in den eines Insektes, eines Reptils oder eines Vierfüßlers, zuweilen auch in den eines andern Menschen. Diejenigen aber, die ganz vollkommen gelebt haben, werden in das Paradies aufgenommen, und diejenigen, die ganz lasterhaft gewesen sind, werden in die Hölle geschleudert. Die guten und bösen Taten sind es also, die das Los bei den Seelenwanderungen bestimmen und bewirken, daß die einen reich, die andern arm, die einen kränklich, die andern gesund usw. geboren werden. Da die Menschen die höchsten Geschöpfe auf Erden sind, so ist es immer der Lohn eines bestimmten Grades von Tugend, wenn einer als Mensch wiedergeboren wird, in welcher Kaste es auch sei. Unter den Menschen nehmen die Brahmanen den ersten Rang ein, und die Ehre, als Brahmane geboren zu werden, setzt schon einen hohen Grad von Verdiensten in vielen früheren Generationen voraus[3].

Die Tugend zu üben aus Hoffnung auf Lohn ist gut, aber sie zu üben vollständig selbstlos, ohne Rücksicht auf Vergeltung, ist das Vollkommenste, und wer in dieser Gesinnung das Gute tut, wird sicher in die Glückseligkeit der Svarga aufgenommen und unterliegt keinen Veränderungen mehr. Die Missetäter kommen nach dem Tode in die Hölle, wo Yama, der vergötterte Stammvater der Menschen, König und Richter ist. Dieser hat seine Boten, die auf der Welt umherspähen und beim Tode die Seelen ergreifen, um sie in die Unterwelt zu bringen. Yama hat viele Schreiber, die unter seiner Obhut genau aufzeichnen, was ein jeder im Leben Gutes und Böses tut. Nach diesen Akten entscheidet Yama über das Los eines

[1] Vgl. Dubois, Hindu Manners 111 299 und besonders Bhattacharya, Hindu Castes and Sects 299 319.

[2] S. oben S. 61. [3] Dubois a. a. O. 556—557.

jeden. Die Qualen, welche die Bösen in der Hölle erdulden, werden in den schrecklichsten Bildern geschildert. Doch dauert die Höllenqual nicht ewig. Einst, nach vielen Perioden, wird die Welt aufhören, und die Seelen werden in die göttliche Wesenheit zurückkehren, von der sie ausgegangen sind[1]. Auch der Himmel mit seinen sinnlichen Genüssen wird eingehend geschildert. Er besteht aus vier Abteilungen: die erste ist die Svarga, wo Indra herrscht und alle tugendhaften Seelen ohne Unterschied der Kaste und des Geschlechtes hineinkommen, die zweite ist Vaikuntha, das Paradies des Vischnu, die dritte Kailasa, das Paradies Sivas, und endlich die vierte Sattya-loka (der Ort der Wahrheit), das Paradies Brahmas, wohin nur die tugendhaften Brahmanen gehen dürfen. Schließlich aber, wenn alle Seelen vollkommen geläutert sind wie reines Gold, vereinigen sie sich wieder mit Parabrahma, mit Gott, wie ein Tropfen mit dem Meere. Dies ist die höchste Glückseligkeit, welche die Hindus mit dem Namen Mokscham (Befreiung) und Mukti (letztes Ende) bezeichnen.

Das eigentliche Gesetzbuch des Brahmanismus und Hinduismus ist das „Gesetz Manus", das zwar viele ungereimte Vorschriften enthält, aber die allgemeinen sittlichen Begriffe und Grundsätze auf jeder Seite kundgibt. Als böse, strafwürdige Menschen, die der Brahmane meiden soll, und die der Teilnahme an den Opfern für die Götter und verstorbenen Ahnen unwürdig sind, nennt Manu die Diebe, die Atheisten, diejenigen, welche Vater und Mutter oder Lehrer ohne Grund verlassen haben, die Asketen, die das Gelübde der Keuschheit verletzt, die Trunkenbolde, die, welche über den Veda spotten, die, welche den Wasserleitungen eine andere Richtung geben, die Brandstifter, die Giftmischer, die Heuchler, die Verführer junger Mädchen, diejenigen, welche ihre Pflichten nachlässig verrichten[2]. Daneben kommen allerdings lächerliche und absurde Gebote vor. So soll man bei den Opfern für die Götter und Ahnen die Ärzte, die Tempelpriester vermeiden, fliehen soll der Brahmane den Schwindsüchtigen, denjenigen, der vom Viehhüten lebt usw. An einer andern Stelle heißt es: „Weder der unehrliche Mensch, noch derjenige, der Reichtum durch falsche Zeugnisse erworben, noch derjenige, der sich darin gefällt, Unrecht zuzufügen, wird je in dieser Welt glücklich werden."[3] „Auch wenn jemand infolge seiner Rechtschaffenheit leidet, nie möge er seinen Sinn auf die Ruchlosigkeit richten, denn er wird bald den Sturz der ungerechten, bösen Menschen sehen" (IV 171). „Möge er sich vielmehr freuen an der Wahrhaftigkeit, am Gehorsam (gegen die heiligen Gesetze), an einer eines Aryans würdigen Aufführung und Reinheit; möge er seine Zöglinge entsprechend den heiligen Gesetzen strafen und seine Rede, seine Arme und seinen Magen im Zaume halten" (IV 175). Der, welche eine Gabe achtungsvoll anbietet, und der, welcher sie ehrfürchtig annimmt, kommen beide in den Himmel (Svarga); die, welche nicht so handeln, kommen in die Hölle (Naraka; IV 235). Vater, Mutter,

[1] Dubois, Hindu Manners 565.

[2] Vgl. G. Bühler, The Laws of Manu, translated with extracts from seven Commentaries III, Oxford 1886, n. 150 157 158 ff.

[3] Ebd. IV, n. 170.

Sohn, Frau und Verwandte werden den Menschen nicht beim Übergang in die andere Welt begleiten, die Tugend allein wird ihm bleiben (IV 239). Bedenke stets, o Sohn, wie du Vater, Mutter und Lehrer gefallen mögest, gehorche ihnen. Durch tiefe Unterwürfigkeit suche die Schuld (gegen sie) zu bezahlen. Selbst wenn sie unrecht tun, behandle sie nie mit Geringschätzung (II 226 228). Verletze niemand, auch wenn du herausgefordert bist. Tue niemand unrecht weder in Gedanken noch in der Tat. Sage nichts, was deinem Nebenmenschen wehe tut (II 161). Sage was wahr ist, sprich nicht angenehme Falschheit, behandle niemand mit Verachtung, ertrage mit Geduld die Spottreden, sei nie zornig mit einem Zornigen, für Flüche spende Segen (VI 47). Rühme dich nicht deiner religiösen Werke; gib den Armen, aber rede nicht von deinen Gaben. Das Verdienst religiöser Handlungen zerschmilzt durch den Stolz und das Verdienst des Almosens durch Prahlerei (IV 236 237). Niemand sieht uns, sprechen die Sünder in ihren Herzen, und doch die Götter sehen sie und der allwissende Geist in ihrer Brust. Du denkst: guter Freund, ich bin allein! Doch es wohnt in deiner Brust ein Wesen, das jede deiner Taten sieht, das all deine Gutheit und all deine Bosheit kennt (VIII 85 91). „Genügsamkeit, Nachsicht, Selbstbeherrschung, Inschrankenhalten aller Sinnesorgane, Ehrlichkeit, Reinheit, Weisheit, Erkenntnis der Gottheit, Enthaltung von Zorn, Wahrhaftigkeit, diese bilden das zehnfache Gesetz" (VI 92). Auch die Pflichten der einzelnen Stände: der Könige, der Richter, der Untertanen, der verschiedenen Kasten, der Eltern und Kinder werden an mehreren Stellen aufgezählt und betont. Das Eherecht, das Eigentums- und Erbrecht werden genau geregelt.

Oft wird in den Gesetzen Manus auf die Belohnung und Strafe sowohl im Diesseits als im Jenseits als Grund zur Beobachtung der gegebenen Vorschriften hingewiesen. „Wer den in den geoffenbarten Schriften und der heiligen Überlieferung aufgestellten Gesetzen gehorcht, erlangt Ehre in dieser Welt und unübertreffliche Seligkeit nach dem Tode" (II 9). Die Verbrecher kommen in den fürchterlichen Ort der Hölle (VI 81 88 90 197; XII 16 22). Jede Versündigung bringt den Menschen auf seinem Lebenswege zurück, doch kann sie durch Reue und Buße gesühnt werden (XI 228 230—232). Ob die Höllenstrafe ewig dauert, ist aus dem Buche nicht klar ersichtlich, doch wird gesagt, daß leichtfertiges Schwören in geringfügigen Dingen zu ewigem Verderben führt (VIII 3).

Wir haben schon angedeutet, daß in Bezug auf die Sittengesetze zwischen Brahmanismus und Hinduismus kaum ein Unterschied ist, und diese Gesetze sind sich bis in die neueste Zeit im wesentlichen gleich geblieben. Die Ehe gilt im allgemeinen den Hindus auch heute noch als Pflicht, doch werden solche, die aus frommen Beweggründen ehelos bleiben, hoch geachtet. Nur Männer, die der Welt entsagen und ein Leben der Betrachtung und Buße führen, dürfen das Gelübde der Keuschheit ablegen, aber nicht wenige von diesen indischen Asketen haben unter verschiedenen Vorwänden Konkubinen oder ergeben sich, wie gute Kenner der indischen Verhältnisse berichten, unnatürlichen Lastern[1]. Frauen dürfen das Gelübde der Keuschheit nicht ablegen.

[1] Dubois a. a. O. 205.

Polygamie wird unter Personen von hohem Rang, wie Radschas u. dgl., geduldet; doch wird auch bei diesen die Mehrheit der Weiber als ein Verstoß gegen das Gesetz und ein Mißbrauch angesehen. Wenn heutigestags eine Person von niederem Rang mit mehreren Weibern zusammenlebt, so hat nur eine den Titel Frau, die übrigen sind bloße Konkubinen. In manchen Kasten werden die Kinder der letzteren als illegitim angesehen, und wenn der Vater stirbt, ohne ihnen vorher etwas von seinem Vermögen vermacht zu haben, so erhalten sie bei der Teilung nichts. Nur in einem Falle kann ein gewöhnlicher Mann legitim eine zweite Frau nehmen, wenn nämlich durch langes Zusammenleben feststeht, daß die Frau unfruchtbar ist, oder wenn sie nur ein Mädchen geboren hat, denn im letzteren Falle hat er seine Pflicht gegen seine Ahnen, ihnen einen Sohn zu zeugen, nur unvollkommen erfüllt. Die Unauflöslichkeit der Ehe wird von den Hindus im allgemeinen anerkannt. Nur im Fall des Ehebruches kann der Mann die Frau entlassen. Doch selbst in einem solchen Falle wird der Brahmane die Frau nicht entlassen, sofern ihre Schuld nicht notorisch ist. Eine Frau kann auch oder muß vielmehr entlassen werden, wenn sich herausstellt, daß die Ehe innerhalb der verbotenen Grade abgeschlossen war.

Die Mädchen werden gewöhnlich in frühester Jugend verheiratet; stirbt der Mann, der meist viel älter ist, so ist das kleine Kind schon Witwe, und da der Gebrauch die Wiederverheiratung der Witwe verbietet, so gerät es auf den Weg des Lasters, besonders da es in der Familie als Aschenbrödel behandelt wird. Bei der Heirat haben die Kinder keine Wahl; sie wird von den Eltern vereinbart, die auf die Reinheit der Kaste und auf das Vermögen des Bräutigams schauen. Sehr umständlich und kostspielig sind sowohl die Vorbereitungen auf die Ehe als der Abschluß derselben. Dabei spielt der Aberglaube eine große Rolle. Auch Waschungen, Salbungen, Anrufungen der verschiedenen Götzen, besonders der Ehegöttin Vigneschwara, Opfer u. dgl. fehlen nicht. Wir übergehen all die endlosen Zeremonien, die dabei üblich sind[1].

Ebenso lang, kompliziert und vielfach lächerlich sind die Zeremonien beim Tode und Begräbnis eines Hindus, besonders eines Brahmanen. An das Sterbelager eines Brahmanen wird eine festlich geschmückte Kuh gebracht. Der Sterbende ergreift ihren Schwanz, und der fungierende Priester (purohita) rezitiert eine Gebetsformel, durch die er die Kuh bittet, den scheidenden Brahmanen auf einer glücklichen Straße in die andere Welt zu führen. Die Leichen werden verbrannt. Der Hauptleidtragende geht dreimal um den Scheiterhaufen, gießt darauf etwas Wasser aus einem irdenen Gefäß, das er am Schluß über dem Kopf der Leiche zerbricht. Durch diese Zeremonie sowie das Anzünden des Scheiterhaufens wird der Hauptleidtragende formell zum Erben des Verstorbenen eingesetzt[2]. Bis in das vorige Jahrhundert hinein mußten sich viele Witwen mit ihrem verstorbenen Mann verbrennen lassen.

Wir führen zum Schluß noch einige Weisheitssprüche an, die O. Böthlingk aus indischen Schriften zusammengestellt und herausgegeben hat[3]: 38. Bevor

[1] Vgl. darüber Dubois, Hindu Manners 215 ff. [2] Ebd. 482 ff.

[3] Indische Sprüche. Sanskrit und deutsch hrsg. von O. Böthlingk², 3 Tle (1870—1873). Wir zitieren die Sprüche nach der Reihenfolge der Nummern, die sie bei Böthlingk haben.

unsere Arbeit vollbracht ist, reißt uns der Tod hinweg; schon als Jüngling befleißige man sich der Tugend, da die Lebensdauer sich nicht bestimmen läßt. 49. Durch Sanftmut besiege man den Zornigen, durch Güte den Bösen, durch Spenden den Geizhals, durch Wahrheit den Lügner. 247. Nichtbegehren nach fremdem Eigentum, Wohlwollen gegen alle Wesen und Glauben an die Vergeltung der Werke, diese drei Dinge übe man mit dem Geiste. 252. Wer nicht unnützerweise außerhalb seiner Heimat weilt, nicht mit Bösen verkehrt, nicht fremde Weiber berührt, nicht dem Betrug, dem Diebstahl, der Zuträgerei und dem Trunke ergeben ist, der ist stets froh. 292. Die Leiber sind nicht von Bestand, Reichtümer währen nicht ewig, der Tod ist beständig in der Nähe, darum sammle man Verdienst ein. 481. Denjenigen, die aus Unwissenheit fehlen, muß verziehen werden: Weisheit in allen Dingen ist ja nicht leicht zu erreichen für den Menschen. Wenn aber solche, die etwas mit Wissen tun, erklären, sie hätten es ohne Wissen getan, dann soll man diese Schlechten und Falschen auch für die allergeringste Beleidigung mit dem Tode bestrafen. 486. Wer voller Mitleid allen Geschöpfen Sicherheit verleiht, für den gibt es, wenn er vom Körper erlöst worden ist, keinen Untergang. 558. Eine Tat, durch die man Unehre einerntet, durch die man zur Hölle fährt und durch die man des Himmels verlustig geht, soll man nicht tun. 573. Sogar einem Feinde muß angemessene Gastfreundschaft erwiesen werden, wenn er ins Haus kommt; ein Baum enthält seinen Schatten sogar demjenigen nicht vor, der ihn zu fällen kommt. 601. Die Reichtümer bleiben im Hause, und die Angehörigen kehren auf der Leichenstätte um; die guten und bösen Werke aber folgen dir nach auf deinem Wege zum Jenseits. 669. Notwendig empfängt der Täter den furchtbaren Lohn der bösen Tat nach Ablauf einer bestimmten Zeit, wie der Baum die der Jahreszeit entsprechende Blüte. 697. Wer seinem Worte treu bleibt, tätig, dankbar, klug und redlich ist, der findet Anhang, wäre sein Schatz auch erschöpft. 732. Tausend Roßopfer und die Wahrheit wurden gegeneinander abgewogen, und da ich sie gewogen, sehe ich, daß die Wahrheit schwerer wiegt. 822. Schonung aller Wesen, Wahrhaftigkeit, das Nichtstehlen, Reinheit, Zügelung der Sinne, Freigebigkeit, Selbstbeherrschung, Mitleid und Nachsicht schaffen jedermann Verdienst. 1380. Wenn dadurch, daß ein Missetäter zum Tode befördert wird, für viele Sicherheit erwächst, dann ist die Tötung verdienstlich. 1439. Wenn du, mein Bester, meinst, du seiest allein, so wisse, daß jener Weise, der Gutes und Böses schaut, stets in deinem Herzen weilt. 1677. Man kann Gutes und Böses, Recht und Unrecht vollbringen lassen oder selbst vollbringen; doch sei man nur dann unbesorgt, wenn man Gutes vollbracht, und gebe sich nicht der Ruhe hin, wenn man Böses vollbracht hat. 3025. Männer, die sogar ihrer Feinde Fehler niemals rügen, kommen in den Himmel. 3097. Wer beständig die Pflicht vor Augen hat, ruhigen Gemütes ist und stets auf die Förderung seiner Obliegenheiten bedacht ist, der richtet den Sinn nicht auf Unrecht und gibt sich nicht Bösem hin. 5311. Yama, Vivasvans Sohn, nimmt von dem die Sünde, mit dem das im Herzen wohnende Gewissen, der Taten Zeuge, zufrieden ist. 5312. Wenn aber dieses Gewissen mit den bösen Menschen nicht zufrieden ist, dann peinigt Yama den Übeltäter, den Frevler. 5496. Einen Schuldlosen zu bestrafen und einen Schuldigen laufen zu lassen, gilt für ein gleiches Unrecht bei einem Fürsten; seine Pflicht ist es aber, (die Untertanen) im Zaume zu halten.

Neben schönen und wahren Sprüchen kommen aber auch solche vor, die der raffiniertesten Selbstsucht das Wort reden. So lautet ein Spruch 5527: Durch jedes beliebige Mittel, es sei gut oder schlecht, rette man sich, wenn man in schlimmer Lage ist; Gutes übe man aber, wenn man es vermag. 5179: Wenn ein Widder zurücktritt, so tut er dies, um zuzustoßen; selbst der Tiere

Fürst duckt sich im Zorn, bevor er seinen Sprung ausführt: Kluge Menschen, die etwas im Sinne haben, verbergen ihre Absicht im Herzen, gehen im geheimen zu Rate und lassen sich dieses und jenes gefallen.

Freilich darf man bei Beurteilung dieser Sprüche nicht übersehen, daß sie sehr verschiedenartigen und ungleichmäßigen Quellen entlehnt sind.

Wundt[1] behauptet, der Inder lasse das Gute mit dem Wahren, das Böse mit dem Falschen zusammenfließen. Das ist nicht richtig. Aus vielen Sprüchen geht hervor, daß er zwischen Wissenschaft und Tugend sehr wohl unterscheidet. So lautet ein Spruch 94: Der Verständige sinne über Wissenschaft und Erwerb nach, als wenn er nicht alterte und stürbe; die Tugend aber übe er, als wenn der Tod ihn schon bei den Haaren gepackt hätte. In einem andern Spruch heißt es 142: Gilt es etwas Gemeines zu vollbringen, so erweist sich der Bösen Verstand als überaus geschickt, im Finstern erfaßt ja der Eulen Auge die Gestalt.

III. Die Dschains (Jains).

Es bleiben noch zwei indische Religionsgemeinschaften zu charakterisieren, die deshalb besonderes Interesse beanspruchen, weil beide behaupten, ihre Religion sei älter und reiner als der Brahmanismus, und dieser bezeichne einen Abfall von der ursprünglichen Religion der Inder. Die Dschains glauben, die ursprüngliche Religion der Inder rein erhalten zu haben. Ihre Zahl beläuft sich heute noch nach dem Zensus von 1911 auf 1 248 000[2]. Sie haben manches mit den Hindus und Buddhisten gemein, unterscheiden sich aber in wesentlichen Punkten von beiden. Nach der Etymologie bedeutet Dschain (Jina, Dschina) einen, der die menschlichen Schwächen überwunden hat. Ein wahrer Dschain soll jedem Gedanken an Selbstsucht vollständig entsagen, sich über jeden Spott und Widerspruch hinwegsetzen, die man ihm seiner Religion wegen entgegenstellen mag, und deren Grundsätze bis zum Tode unverändert beschützen und bewahren in der Überzeugung, daß es nur eine wahre Religion auf Erden gibt, nämlich die ursprüngliche Religion, die dem ganzen Menschengeschlecht gegeben wurde[3].

Im Laufe der Zeit, sagen die Dschains, wurde die ursprüngliche Religion in manchen wesentlichen Punkten entstellt und durch den Aberglauben und die abscheulichen Sophistereien des Brahmanismus überwuchert. Die alten Dogmen wurden vergessen oder beiseite geschoben, und ein neues Religionssystem wurde erfunden, das dem ursprünglichen Hinduglauben ganz unähnlich war. Die Brahmanen erfanden die vier Vedas und die achtzehn Puranas, die Trimurti und die damit verbundenen Fabeln über die Inkarnationen Vischnus usw. Die Dschains verwerfen mit Abscheu all diese brahmanischen Zutaten. Ursprünglich waren sie mit den Brahmanen in derselben Religionsgemeinschaft, obwohl sie sich deren Neuerungen widersetzten; schließlich aber sahen sie sich genötigt, sich

[1] Ethik I³ (1903) 24.

[2] Sie sind also in der Abnahme begriffen. Vgl. Dubois, Hindu Manners 299 689; ferner Globus LVIII (1890) 163; Bhattacharya, Hindu Castes and Sects 299 648; Hunter, Statistical Account of Bengal XVI 207 ff.

[3] Dubois a. a. O. 686.

loszutrennen, namentlich wegen der sog. Yagnamopfer, bei denen lebende Wesen getötet wurden, was gegen die unverletzlichen Grundsätze der Hindureligion verstößt, die jede Zerstörung eines lebenden Wesens für alle Fälle und Umstände verbietet. Seit dieser Zeit, die sich nicht genau bestimmen läßt, verfolgen die Anhänger des Brahmanismus die Dschains. Da von allen vier Kasten (Brahmanen, Kshatriyas, Vaisyas und Sudras) sich manche den Neuerungen der Brahmanen widersetzten, so sind auch alle vier Kasten bei den Dschains vertreten, doch die Brahmanen in verhältnismäßig geringer Zahl.

Die Dschains anerkennen ein höchstes Wesen, dem sie verschiedene Namen geben, um die Unendlichkeit seiner Natur auszudrücken. Nur an dieses höchste Wesen allein richten sie ihre Gebete und Opfer. Alle Zeichen der Ehrfurcht, welche sie ihren heiligen Personen und andern heiligen Dingen in einer menschlichen Gestalt erweisen, gelten ihm, denn diese sind dadurch, daß sie nach dem Tode zur höchsten Glückseligkeit gelangten, mit dem höchsten Wesen vereint und ihm inkorporiert worden. Das höchste Wesen ist nach den Dschains eins und unteilbar, ein Geist ohne Körper und Grenzen. Es hat folgende Attribute: unendliche Weisheit, Allwissenheit und Allgegenwart, Allmacht und unendliche Seligkeit. Dieses höchste Wesen ist ganz vertieft in die Betrachtung seiner unendlichen Vollkommenheiten und darin unendlich glücklich. Es kümmert sich nicht um die Leitung dieser weiten Welt. Tugend und Laster, Gut und Bös sind ihm gleichgültig[1].

„Da die Tugend wesentlich gut und recht ist, so werden diejenigen, welche sie in diesem Leben üben, ihren Lohn im andern Leben erhalten, indem sie einer glücklichen Reinkarnation teilhaftig oder unmittelbar zu der Wonne der Svarga zugelassen werden. Da das Laster wesentlich schlecht und verkehrt ist, so werden diejenigen, die sich ihm ergeben, im andern Leben durch eine unglückliche Reinkarnation gestraft. Die schlimmsten Missetäter kommen nach dem Tode unmittelbar in die Naraka (Hölle), um dort für ihre Verbrechen zu büßen. Aber in keinem Falle kümmert sich Gott um die Austeilung der Strafen und Belohnungen oder kümmert er sich um das Gute und Böse, das die Menschen hienieden tun.“[2] Die Materie ist ewig und von der Gottheit unabhängig. Ja selbst die Ordnung und Harmonie, welche im Universum herrscht, ist ewig. Die Bewegungen der Sterne, der Wechsel von Licht und Finsternis, der Wechsel der Jahreszeiten usw. sind ewig und sie werden ewig so bleiben.

In der Lehre der Seelenwanderung stimmen die Dschains mit den Hindus überein. Sie glauben an drei Welten: die obere, die mittlere und die untere Welt. Die obere Welt heißt Svarga, und Devenda ist ihr Herrscher. Es gibt in ihr sechzehn verschiedene Wohnungen, in deren jeder den dort zugelassenen Seelen eine Glückseligkeit zu teil wird, wie sie ihren Tugenden entspricht. Wenn die Seelen der Seligen nach Ablauf der ihnen bestimmten Periode die obere Welt verlassen, werden sie auf Erden wiedergeboren und

[1] Ebd. 689. Im Globus LVIII (1890) 163 werden die Dschains Atheisten genannt. Das ist nicht richtig; denn wenn sie auch die Schöpfung nicht anerkennen, so halten sie doch das höchste Wesen für verschieden von dieser Welt und beten zu ihm, bringen ihm Opfer usw.

[2] Dubois a. a. O. 689—690.

beginnen wieder ihre Wanderung. Die untere Welt (Naraka) ist die Wohnung der Sünder, d. h. derjenigen, deren Verbrechen so gehässig und mannigfach sind, daß sie selbst durch die niedrigste Form der Reinkarnation nicht entsprechend gesühnt werden können. Die mittlere Welt ist die, in der die Sterblichen leben, und in der es sowohl Tugend als Laster gibt[1].

Die Dschains haben zwei Klassen: Priester und Laien. Die ersteren betrachten sich als zur Kaste der Brahmanen gehörig. Die Priester speisen mit den Laien, heiraten aber nur Frauen aus der eigenen Kaste. In der Erbschaft folgen bei den Priestern die Söhne, bei den Laien dagegen die Neffen[2]. Die Dschains haben auch Mönche und Nonnen, die beide sich durch ein Gelübde zur Keuschheit verpflichten müssen. Die Heirat findet zuweilen schon vor der Pubertät statt. Witwen dürfen sich nicht wiederverheiraten. Die Toten werden verbrannt. Die legale Unreinheit durch Berührung mit der Leiche dauert zwölf Tage, nach welcher Zeit die Beteiligten zum Tempel gehen. Die häuslichen Gebräuche der Dschains bei der Geburt eines Kindes, bei Heiraten und Begräbnissen gleichen denen der Brahmanen[3]. Auch den Laien sind, wenngleich nicht in dem Maße wie den Priestern, Almosen, Gebete und Opfergaben vorgeschrieben. Es besteht auch eine Art Beicht. Infolge ihrer Zärtlichkeit für Tiere besitzen die Dschains auch Spitäler für kranke Tiere[4].

IV. Die Lingayats.

Die Lingayats (Lingavants) können passend eine friedliche Rasse hinduistischer Puritaner genannt werden. Ihre Religion ist sehr einfach. Sie anerkennen nur einen Gott, Siva, und verwerfen die beiden andern Personen der Hindutrias. Sie halten die Vedas hoch, verachten aber die späteren Kommentare, auf die sich die Brahmanen stützen. Sie behaupten, die ursprüngliche Hindureligion zu besitzen, gereinigt vom priesterlichen Mystizismus. Ferner leugnen sie den Supremat der Brahmanen und behaupten, frei zu sein von Kastenunterschieden, obwohl heute tatsächlich die Kaste bei ihnen besteht. Endlich bestreiten sie auch die Notwendigkeit der Opfer, Bußübungen, Fasten und Wallfahrten. Der Kardinalpunkt ihres Glaubens ist ein unerschütterliches Vertrauen auf die Wirksamkeit des Lingam, d. h. des Bildes, das man immer als ein Symbol Sivas angesehen hat. Dieses Lingam, das Jangama Lingam oder bewegliches Lingam genannt wird, um es von dem Sthavara oder befestigten Lingam der Hindutempel zu unterscheiden, wird stets auf dem Leibe getragen und in die linke Hand des Verstorbenen gelegt, wenn dieser ins Grab gesenkt wird. Arm und reich, Männer und Frauen, jung und alt tragen dieses Symbol ihres Glaubens, und sein Verlust wird wie ein geistiger Tod betrachtet; doch kann das verlorene Bild nach einigen Zeremonien durch ein neues ersetzt werden[5].

Die Lingayats haben sehr strenge Speisegesetze; kein echter Lingayat darf Fleisch anrühren oder irgend eine Art Likör trinken. Diese puritanische Ein-

[1] Dubois, Hindu Manners 690—691.
[2] Edgar Thurston and K. Rangachari, Castes and Tribes of Southern India II, Madras (Gouvernement Press) 1909, 426.
[3] Ebd. II 433. [4] Globus LVIII (1890) 164.
[5] Thurston and Rangachari a. a. O. IV 236.

fachheit hat sie in der sozialen Stufenleiter hoch emporgehoben und aus ihnen eine feste, gesetzliebende Rasse gemacht, die zäh an den Sitten ihrer Väter festhält. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß ausländische Ideen und auch die Bildung bei ihnen wenig Fortschritte gemacht haben; anderseits hat er dazu beigetragen, ihre schöne, hochentwickelte und kraftvolle Kanarasprache zu erhalten.

Ob die Religion der Lingayats eine Neuerung oder eine Neubelebung des alten savaitischen Glaubens ist, darüber wird gestritten. Sicher ist, daß im 12. Jahrhundert n. Chr. eine Neubelebung des Savaitismus stattgefunden hat, die sich an den Namen Basavas, eines mächtigen Lingayatherrschers, knüpft. Das Leben dieses Herrschers wird in den heiligen Büchern der Lingayats erzählt, von denen die bedeutendsten unter den Namen Basava Purana und Channabasava Purana bekannt sind. Die beiden Puranas enthalten zum größten Teil Belehrungen, Mythologien, Lobpreisungen früherer Sivaheiliger und Berichte über die Wunder Basavas. Die Freiheit vom Kastenwesen scheint mächtig zur Verbreitung der Lingayatreligion beigetragen zu haben. Nach Basavas Lehre sind alle Menschen in dem Maße heilig, als sie Tempel des großen Geistes sind; von Geburt sind alle gleich; die Männer stehen nicht über den Frauen, das schwächere Geschlecht soll mit Ehrfurcht und zarter Rücksicht behandelt werden; die Verehelichung der Kinder ist unrecht, und den kontrahierenden Teilen muß in Sachen ihrer Verbindung eine entscheidende Stimme gewährt werden. Witwen sollen sich wieder verheiraten dürfen.

Allmählich machte sich aber wieder der Einfluß des Brahmanismus geltend, das Kastenwesen und ein verwickeltes religiöses Zeremoniell drangen immer mehr in die Kreise der Lingayats ein. Heute wird, wenn ein Kind geboren ist, von den Eltern der Guru oder geistliche Berater geholt, der dem Kinde das Lingam an den Hals bindet. Dann muß das Kind durch einen Jangam (Lingayatpriester) dem Gott Siva dargestellt werden. Die Ehen werden sowohl unter Kindern als unter Erwachsenen abgeschlossen. Praktisch haben die Beteiligten keine Wahl. Witwen dürfen zwar wieder heiraten, aber solche Ehen werden von den strengen Lingayats nicht gern gesehen. Ein Paria oder ein Mala darf das Lingam nicht erhalten, und wenn er als Lingayat gelten will, wird er von dem Jangam nicht anerkannt. Die strengen Speiseverbote werden von den Lingayats beobachtet, doch sind sie weniger durch religiöse Zeremonien gebunden als die eigentlichen Hindus. Theoretisch anerkennen sie den Vorrang der Brahmanen nicht, wohl aber praktisch, indem sie viele brahmanische Gebräuche nachahmen. Die Jangams besitzen meist etwas Schulbildung, die gewöhnlichen Lingayats nicht.

Der geschlechtliche Verkehr vor der Heirat ist bei den Lingayats streng verboten und wird nicht geduldet. Auch offene Prostitution wird als eine Sünde angesehen und mit Ausstoßung aus der Kaste gestraft[1], doch gibt es Basavis (geweihte Prostituierte). Polygamie ist gestattet, aber Polyandrie nicht. Ehen zwischen Geschwisterkindern sind verboten, doch kann ein Mann die Tochter seiner Schwester heiraten. Die Ehen werden von den Eltern vereinbart, die den Preis bestimmen, der der Familie der Braut bezahlt werden muß. Die Verlobung

[1] Ebd. IV 274.

findet oft mehrere Jahre vor der Heirat unter bestimmten Zeremonien statt. Die Hochzeitsfeier dauert häufig vier Tage. Der erste Tag wird der Verehrung der Ahnen gewidmet. Die wesentliche Heiratszeremonie besteht darin, daß ein Guru die Hände der Verlobten zusammenbindet, dann den Tali (ein Halsband, das unserem Hochzeitsring entspricht) segnet und ihn dem Bräutigam gibt, der ihn um den Nacken der Braut bindet. Ehescheidung im Fall schlechter Aufführung ist gestattet. Der Mann kann sich von seinem Weibe trennen, wenn er vor einem Panchayet (leitender Rat der Kaste) die behauptete schlechte Aufführung desselben beweisen kann; das Weib kann aber nur dann Ehescheidung verlangen, wenn der Mann aus der Kaste ausgestoßen wurde. Witwen dürfen nach der Ehescheidung nicht mehr heiraten. In Bezug auf das Erbrecht folgen die Lingayats den allgemeinen Hindugesetzen[1].

In der Regel verehren die Lingayats Basaveswara und Virabhadra, den ersteren als Gründer ihrer Sekte, den letzteren als Sohn Sivas. Außerdem verehren sie auch die andern Söhne Sivas, Shanmukha, und Vinayaka und Parvati, das Weib Sivas. Eine ihrer Eigentümlichkeiten ist, daß sie den Jangam (Priester) fast höher schätzen als selbst die Gottheit. Sie huldigen zuerst dem Jangam und dann erst dem Siva, denn der Jangam wird als eine Inkarnation der Gottheit angesehen. Sie erlauben ihm, sein Lingam in dem Wasser zu baden, mit dem er seine Füße gewaschen hat und das deshalb als heiliges Wasser gilt. Mit demselben Wasser reinigen auch die andern Lingayats ihr Lingam. Dieser Gebrauch, das Lingam in heiligem Wasser zu reinigen, ist allgemein und findet vor jeder Mahlzeit statt[2].

Die Toten werden in sitzender Stellung mit dem Angesicht gegen Norden begraben, mit Ausnahme der Unverheirateten, die man in liegender Stellung beerdigt. Bevor der Kranke stirbt, wird er in dem Wasser gebadet, in dem der Jangam seine Füße gewaschen hat, und muß davon trinken. Dann muß er dem Jangam ein Geschenk machen. Nach dem Tode verehren alle Anwesenden die Leiche, und es werden Münzen und Betel unter die Jangams verteilt. Im Grabe wird der Leiche das Lingam, das der Verstorbene getragen, in die linke Hand gegeben und Asche zu beiden Seiten der Leiche hingelegt. Nachdem das Grab aufgefüllt, stellt sich der Jangam auf dasselbe, ruft den Namen des Verstorbenen und sagt, er sei nach Kailasa (Himmel) gegangen[3].

Von den Lingayats redend, sagt Dubois[4]: „Der bemerkenswerteste Punkt im Glauben der Sivaiten scheint mir die völlige Verwerfung des Grundprinzips der Hindureligion, des Marujanma, der Seelenwanderung, zu sein. Konsequent zu dieser Anschauung haben sie auch keine Titis oder Jahresfeste, um das Andenken an die Toten zu feiern und ihnen die Wohltat der Gebete, Opfer und Fürbitten der Lebenden zuzuwenden."

Trotzdem glauben sie an Gespenster und meinen, daß böse Geister zuweilen in Weiber fahren, und einmal im Jahre opfern sie den Ahnen im allgemeinen Kleider und Nahrung[5]. Ein besonderer Gegenstand der Verehrung für die

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India IV 279 bis 280. [2] Ebd. IV 280. [3] Ebd. IV 286. [4] Hindu Manners 116.
[5] Thurston and Rangachari a. a. O. IV 286—287.

Lingayats ist das dem Siva heilige Tier, der Stier. Man glaubt, daß Siva einen Stier zum Reiten gebrauche. Der Stier wird auch auf die Fahne Sivas gemalt[1].

Unter den Lingayats gibt es auch eine ungeheure Zahl von religiösen Bettlern, die Pandarans, Voderus, Jangamas usw. heißen. Manche von diesen sivaitischen Büßern leben ausschließlich vom Bettel. Sie betreiben ihr Handwerk systematisch und in ganzen Trupps (Gangs). Einige jedoch bleiben in der Einsamkeit in Mutts (Klöstern) oder Tempeln, die gewöhnlich Land besitzen, und leben von dessen Ertrag sowie den Almosen der Gläubigen[2]. Die Priester der Lingayats leben meist im Zölibat. Wenn ein Priester in seinem Distrikt herumreist, so wohnt er bei einem Mitglied seiner Sekte, und diese streiten um die Ehre, ihn zu beherbergen. Hat er ein Haus gewählt, so müssen es alle männlichen Glieder aus Achtung vor ihm verlassen. Er bleibt dann mit den Frauen allein, die ihn bedienen, ihm kochen usw., ohne die Eifersucht der Männer zu erregen. Doch sollen bei diesen Gelegenheiten grobe Ausschweifungen vorkommen[3].

6. Die Buddhisten.

Über 120 Millionen, vielleicht ein Zehntel der Menschheit, bekennen sich zum Buddhismus. Doch darf man unter diesem Namen nicht ein einziges, einheitliches Religionssystem verstehen. Der Buddhismus ist vielmehr ein Kollektivname für alle Anhänger Buddhas, wie verschieden im übrigen ihre religiösen Ansichten sein mögen. Immerhin macht es diese imposante äußere Erscheinung begreiflich, warum neuere Gegner des Christentums auf die Idee verfallen konnten, den Buddhismus dem Christentum gegenüberzusetzen — und als vorzüglicher hinzustellen. Namentlich lobpries man die buddhistische Sittenlehre als der christlichen ebenbürtig. Das ist nun allerdings in Anbetracht der vielen Albernheiten, die sie enthält, ein vergebliches Bemühen[4].

Aber so viel ist gewiß, und damit allein haben wir es hier zu tun, daß die allgemeinen sittlichen Begriffe und Grundsätze, die nun einmal ein dauerndes Erbe der Menschheit sind, im Buddhismus nicht fehlen.

Buddha, von dem die uns beschäftigende Form des Aberglaubens den Namen hat, bedeutet der Weise oder Erkennende und ist eigentlich nicht ein Eigenname, sondern ein Amtsname oder eine allgemeine Bezeichnung für die vollkommenen Wesen, von denen man annimmt, daß sie in langen Zwischenräumen auf Erden erscheinen, um die verirrten Menschen wieder auf dem Weg zu ihrem Ziele voranzubringen. Ein Buddha ist ein Befreier, ein Wesen, welches in unzähligen, aufeinanderfolgenden Existenzen alle Tugenden, besonders die Selbstverachtung und vollständige Selbstverleugnung, geübt hat und dadurch zur intellektuellen Vollkommenheit, zur vollkommenen Erkenntnis aller Dinge gelangt ist. Dieses weise Wesen kann nun alles Elend und alle Bedürfnisse der Menschen erkennen und die Mittel finden, um ihnen abzuhelfen. Wenn es für diese Aufgabe reif ist, reinkarniert es sich aus Liebe zu den Menschen zum

---

[1] Ebd. IV 287. [2] Dubois, Hindu Manners 117. [3] Ebd. 117.
[4] Vgl. Chr. Pesch in den Stimmen aus Maria-Laach XXXIII 17 ff.

letzten Male. Das Gesetz, das es predigt, ist ein allkräftiger Balsam, der alle moralischen Schwächen heilt. Nach dieser letzten Existenz geht der Buddha in das Nirvana ein[1].

Buddha ist Mensch, der Natur nach den andern Menschen gleich, aber ein vollkommener Mensch, der sich durch seine früheren Verdienste die hohe Würde eines Lehrers aller Wesen erworben hat. Nach den meisten Buddhisten gibt es unzählige Buddhas und hat deren schon längst vor Beginn des Buddhismus gegeben. Weil aber Siddharta, ein Prinz von Kapilavastu im Nepalesischen, aus dem Stamme Gotama und aus dem Geschlechte der Shakya (Çakya, 623 bis 543 v. Chr.) zuerst die Menschen den rechten Weg in das Nirvana gelehrt hat, wird er mit Auszeichnung Buddha oder auch Gotama Buddha genannt. Aber auch alle seine Anhänger sollen Buddhas werden oder zur Buddhaschaft (Buddhawürde) gelangen. Von einem höchsten Wesen scheint Gotama nie gesprochen zu haben.

Die Grundlage und Voraussetzung des buddhistischen Systems ist der Glaube an die Seelenwanderung und das Elend des Daseins in dieser Welt. Schon bevor der Mensch sein gegenwärtiges Leben begann, hat er gelebt und viele Umwandlungen als Mensch oder Tier durchgemacht. Auch nach dem Tode wird er ähnliche Umwandlungen durchzumachen haben. Das ganze Dasein in diesen Umwandlungen ist aber voll Elend, Qual und Jammer, und der Mensch kann nur glücklich werden durch Vernichtung dieses Daseins und Eintreten in das Nirvana.

Das höchste Ziel irdischen Strebens ist also Erlangung des Nirvana oder Befreiung vom Elende des Daseins. Dazu ist aber notwendig, daß der Mensch sich in die Betrachtung der Wahrheit vertiefe und die Begierde, die Grundwurzel alles Übels, in sich ertöte. Das Mittel hierzu ist die Askese oder die Selbstbeherrschung und Losschälung von allem Irdischen.

Die Gebote, in denen Buddha die Pflichten seiner Anhänger zusammenfaßt, sind nichts als eine Anleitung über die Art und Weise, wie der Mensch dem Irdischen entsagen und sich zum Empfang des Nirvana geeignet machen soll. Buddha darf aber nicht als Gesetzgeber aufgefaßt werden; er verkündet bloß das Gesetz; dieses ist ewig und ohne Anfang und ohne Urheber. Gotama und die andern Buddhas vor und nach ihm haben dank ihres ungeheuren Wissens dieses Gesetz allseitig erkannt und verkünden es den Menschen. Durch dieses Gesetz erlangen die Menschen die Kenntnis ihrer Erniedrigung und die Mittel, um der Herrschaft der Leidenschaften zu entgehen und zum Nirvana zu kommen. Das Gesetz zerfällt in drei Teile: der erste enthält die philosophische Theorie des Buddhismus, der zweite die sittlichen Unterweisungen, der dritte die Disziplinarregeln. Für uns kommt besonders der zweite Teil in Betracht.

Es gibt drei Arten von Sünden in Bezug auf den Leib: 1. das Töten eines lebenden Wesens, wofern es absichtlich und mit Bewußtsein geschieht; 2. Diebstahl; 3. Ehebruch und überhaupt jeder geschlechtliche Umgang mit einer Frauensperson, die unter dem Schutz eines andern steht.

[1] L. Wieger, Rudiments de Parler Chinois, Bd 4: Morale et usages populaires (de la Chine), Paris 1894, 494. Vgl. auch Aufsen, Älteste Sprüche des Buddha (1871) 379 ff.

Es gibt ferner vier Arten von Zungensünden: 1. Lüge, 2. Ehrabschneidung, 3. Beschimpfung, 4. unnützes Reden [1].

Weiterhin gibt es drei Arten von Sünden des Geistes (innere Sünden): 1. die Begierde nach fremdem Gut, 2. Böswilligkeit, 3. Unglaube (Skeptizismus).

Außerdem sind noch folgende Übel zu vermeiden: 1. Genuß berauschender Getränke, 2. Spielen, 3. Trägheit, 4. Umgang mit schlechten Menschen, 5. der Besuch von Vergnügungsplätzen zum Tanzen, Singen u. dgl.

Dies sind die allgemeinen Pflichten der Buddhisten. Außerdem gibt es noch besondere Standespflichten: 1. Die Kinder sollen ihre Eltern mit Ehrfurcht behandeln und ihnen beistehen. Die Eltern sollen ihre Kinder anhalten zur Beobachtung der Gebote und zum Rechttun, ihnen die nötigen Kenntnisse verschaffen und einen Teil vom Familienvermögen zukommen lassen. 2. Die Schüler sollen den Lehrern in allem gehorchen und sie ehren. Die Lehrer dagegen sollen für das Wohl ihrer Schüler sorgen, sie unterstützen, nicht über ungehörige Dinge mit ihnen reden usw. 3. Dem Hausvater wird Ehrfurcht vor dem Priester eingeschärft und diesem die Pflicht, die andern in der Religion zu unterweisen und zur Übung derselben anzuleiten. 4. Auch den Ehegatten werden die gegenseitigen Pflichten vorgehalten [2].

Für die Priester im besondern gelten folgende zehn Verbote: 1. nicht zu töten; 2. nichts zu nehmen, was ihnen nicht gegeben wird; 3. keinen geschlechtlichen Umgang zu pflegen; 4. nicht zu lügen; 5. keine berauschenden Getränke zu genießen; 6. nach Mittag keine feste Nahrung zu sich zu nehmen; 7. den Tanz-, Musik- und ähnlichen Vergnügungen nicht beizuwohnen; 8. den Leib nicht mit Blumen zu schmücken und keine wohlriechenden Salben zu gebrauchen; 9. keine Stühle oder Betten zu haben, welche die vorgeschriebene Höhe überschreiten; 10. kein Gold und Silber anzunehmen.

Die positiven Pflichten gegen andere wurzeln nicht in eigentlicher Nächstenliebe, sondern im Mitleid. Da Elend und Qual wie eine große Kette alles Lebende umschlingen, so muß es das Bestreben des Buddhagläubigen sein, der Menschen Elend zu lindern. Deshalb werden Barmherzigkeit, Milde und Freigebigkeit gegen alle empfohlen.

Die Gebote für Priester können nach Belieben auch von Laien zeitweilig oder für die Dauer übernommen werden. Die Beobachtung der Gebote reinigt, wenn sie freiwillig ist und aus guter Absicht hervorgeht, von den Sünden. Doch muß sie mit Beschämung und der Furcht, unrecht zu tun, verbunden sein, sonst nützt sie nichts [3].

Aber wie steht es mit der Sanktion des Sittengesetzes? Nach buddhistischer Anschauung wirken Verdienst und Mißverdienst eines früheren Daseins auf das spätere fort. Wenn der Mensch in einem niedrigen Stande geboren wird,

---

[1] Vgl. Spence Hardy, A Manual of Buddhism, London 1880, 477; ferner Ed. Hardy, Der Buddhismus nach älteren Pali-Werken, Münster i. W. 1890; Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde [5], Stuttgart und Berlin 1906; L. de la Vallée-Poussin, Bouddhisme, Paris 1909.

[2] Eine ausführliche Erklärung dieser Pflichten nach buddhistischen Quellen geben Spence Hardy a. a. O. 494 ff; Oldenberg a. a. O. 341 ff.

[3] Hardy a. a. O. 510.

so ist das die Folge des Mißverdienstes in einem früheren Leben. Wer im gegenwärtigen Leben Böses tut, wird schon hienieden gestraft, kommt dann in die Hölle, wo er langwierige und schreckliche Qualen auszustehen hat, und wird endlich als niedriges Geschöpf wiedergeboren, bis er geläutert von Stufe zu Stufe die Daseinsweisen durchlaufen hat und endlich im vierten und höchsten Himmel die oberste Stufe der Wiedergeburt erreicht, wo alle Schuld getilgt und das Verdienst so angehäuft ist, daß die Begierde, die Wurzel alles Übels, aufgehoben erscheint.

Was ist aber das Nirvana, welches das Ziel alles sittlichen Strebens bildet? Darüber sind schon endlose Kontroversen geführt worden. E. v. Schlagintweit erkundigte sich bei unterrichteten Buddhisten angelegentlich über die Bedeutung des Nirvana und erfuhr, daß bei den Gebildeten noch immer die absolute Zerstörung (das Nichts) als das höchste Ideal betrachtet werde, daß aber für den Laien und selbst für den weniger gebildeten Lama die niedern Stufen der Vollkommenheit in der Form der Aufnahme in die ewige Seligkeit, in die ewige Freude, wo man keiner Wiedergeburt mehr bedürfe, den einzigen Gegenstand der Hoffnungen ausmachen[1].

Oldenberg ist der Ansicht, Buddha habe sich über diese Frage absichtlich nicht klar ausgedrückt. Die eigentliche Konsequenz aus seiner Lehre, die kein ewiges, unwandelbares Sein kennt, wäre das Nirvana, das Aufhören jedes persönlichen bewußten Daseins. Diese Konsequenz scheute er sich klar auszusprechen und überließ es seinen Schülern, die Lehre auszubilden. So würde es sich erklären, daß die Philosophen des Buddhismus das Nirvana als die Vernichtung des persönlichen Ichs auffaßten, die große Masse der Buddhisten aber im Nirvana die vollendete Glückseligkeit erblickte. Damit stimmt, was schon die ersten Glaubensboten von dem Buddhismus in Japan berichten. Dort unterschieden die Gelehrten eine doppelte buddhistische Lehre: eine innere oder Geheimlehre für die Gebildeten und eine äußere für die große Masse des Volkes. Nach der Angabe der Missionäre war die erstere selbst nicht einmal allen Bonzen bekannt. Nach ihr ist das Nichts das Ende aller Dinge. Dem Volke dagegen wurde gepredigt, es gebe einen Himmel für die Guten und eine Hölle für die Bösen, weil es nur durch solche Wahrheiten im Zaume gehalten werden könne[2]. Auch in China leugnen nicht nur die gewöhnlichen Leute, sondern selbst die praktischen und philosophisch nicht gebildeten Bonzen, daß das Nirvana die Vernichtung sei; sie nennen das Nirvana das Eingehen des Individuums in Buddha, das höchste, ewige, unendliche Wesen. Was es aber eigentlich sei, wissen sie nicht genau zu sagen. Das gewöhnliche Volk denkt sich unter dem Nirvana einen sehr materiellen, sinnlichen Himmel, wo alle Leiden verschwunden sind[3].

Diese Auffassung scheint auch in Siam und Ceylon die herrschende zu sein. Das Nirvana wird die „Stadt des Friedens“[4] genannt. Buddha selbst

[1] Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft XVIII (1864) 357.

[2] Vgl. Charlevoix, Histoire du Japon I (1754) 220.

[3] Vgl. Wieger, Rudiments de Parler Chinois, Bd IV: Morale et usages Chinois 518 A.; ferner Arf. Völling O. F. M., Die ewigen Wahrheiten im Lichte des Buddhismus, in der „Germania“ 1912, Nr. 58, 2. Beil. zum 2. Blatt.

[4] Hardy, A Manuel of Buddhism[2] 355.

wurde, nachdem er das Nirvana erlangt hatte, als lebend gedacht; sonst wäre es ja sinnlos, daß man seinen Reliquien die größten Wunder zuschrieb und ihn selbst nach dem Tode zu ehren suchte[1]. Viele bringen seinen Statuen, Tempeln und heiligen Bäumen Opfer dar[2]; die buddhistischen Mönche wünschen denen, von welchen sie Almosen erhalten, den Segen Buddhas[3].

Bei den Siamesen wird das Nirvana genannt „ein Ort des Wohlergehens, wo keine Sorge ist". „Lieblich ist das herrliche Reich des Nirvana", es ist „ein mit Juwelen geschmücktes Reich", es wird geradezu das „unsterbliche Nirvana" genannt[4].

Nach den neueren Forschungen J. Dahlmanns[5] ist die Idee des Nirvana aus brahmanischen Quellen in den Buddhismus übergegangen und bedeutet nach diesen Quellen die ewige, vollkommene Glückseligkeit. „Nirvana erreichen" und „Brahma werden" sind gleichbedeutend.

Noch ein dunkler Punkt in der buddhistischen Sittenlehre bleibt uns zu erörtern. Sind die Gebote Buddhas wirklich als von ihm erlassene, durch seinen Willen verpflichtende Gesetze aufzufassen, oder sind es nur Anweisungen, wie man das Nirvana erreichen könne? Nach der ursprünglichen Lehre Buddhas scheint das letztere der Fall zu sein. Denn jedes lebende Wesen kann Buddha werden. Buddha ist also nicht ein Gott. Aber wie kommt es denn, daß die Beobachtung der Anweisungen Buddhas das einzige Mittel zur Erlangung des Nirvana ist? Wer knüpft denn das Nirvana an diese Bedingung? Eine Art objektiven Verhängnisses, das im Grunde nur auf einem mehr oder weniger bewußten Pantheismus beruhen kann. Hierin verleugnet der Buddhismus seinen Ursprung aus dem Brahmanismus nicht, aus dem er, wie die Lehre von der Seelenwanderung, so auch pantheistische Anschauungen herübergenommen.

Hält man an dieser ursprünglichen Bedeutung des Buddhismus fest, die auch heute noch in den Kreisen der Gebildeten weit verbreitet zu sein scheint, so stellt er sich als ein wahrhaft trostloses, düster pessimistisches System dar. Das Dasein ist nur Elend, und aus diesem Elend gibt es nur einen Ausweg: die völlige Vernichtung der Persönlichkeit. Von Gebet kann selbstverständlich in diesem System keine Rede sein, und in den ältesten buddhistischen Quellen geschieht auch des Gebetes keine Erwähnung. Ebensowenig kann von Liebe zu Gott, Gottvertrauen, Erhebung des Herzens zur ewigen Wahrheit und Liebe die Rede sein. Wenn der Buddhagläubige selbst bis zum Heroismus duldet, sich verleugnet und abquält, so kann es immer nur aus dem Beweggrund der

---

[1] Ebd. 365. Die Übertragung der Asche Buddhas vom Orte seines Todes nach einer entfernten Stadt geschah so langsam und ehrfurchtsvoll, daß sie buddhistischen Berichten zufolge 7 Jahre, 7 Monate und 7 Tage in Anspruch nahm (ebd.).

[2] Ebd. 52. Auch Burnouf (in der Revue des deux Mondes LXXXVIII [1889] 343) sieht das Nirvana als die ewige Ruhe an in demselben Sinne, wie wir Christen davon reden.

[3] Kathol. Missionen 1894, 270.

[4] Alabaster, The wheel of the Law. Buddhism illustrated from Siamese sources, London 1871, 165. Die Ansicht Buddhas über das Nirvana untersucht eingehend Edkins, Chinese Buddhism, London 1880, 46 ff.

[5] Nirvana. Eine Studie zur Vorgeschichte des Buddhismus, Berlin 1896.

Selbsterlösung, der Erlangung des Nirvana geschehen. Dies selbstsüchtige Motiv ist das einzige nach der Lehre Buddhas zulässige sittliche Motiv.

Die große Masse des Volkes konnte sich natürlich mit einer solchen Anschauung nie befreunden. Sie ist bloß gut für hochmütige, skeptische, mit Ekel an der Welt erfüllte Philosophen und „starke Geister". Das buddhistische Volk behandelt tatsächlich den Buddha als Gott, zu dem es betet, wie andere Völker zu ihren Götzen beten[1].

Von Vorderindien aus verbreitete sich der Buddhismus bald über den größten Teil von Asien: über Ceylon, Siam, Annam, Tibet, China und Japan, und veränderte fast überall seine Gestalt, indem er sich vielfach mit den schon vorhandenen religiösen Anschauungen verquickte[2]. Seine Sittenlehre, mit der wir es hier allein zu tun haben, ist wesentlich dieselbe geblieben[3].

Wir lassen noch einige Auszüge aus einem buddhistischen Katechismus folgen, der in China seit langem die weiteste Verbreitung gefunden und den der Jesuitenmissionär Wieger chinesisch und französisch herausgegeben hat[4].

„Der Himmel und die Erde behandeln die Menschen gerecht und unparteiisch. Jedes Gute und jedes Böse, auch wenn nur in Gedanken geschehen, wurde von den Schenn (Geistern) gesehen. Nicht deshalb, weil du ihnen Opfer dargebracht hast, gewähren sie dir Glück, und nicht deshalb, weil du ihnen keine dargebracht hast, werden sie dich mit Unglück schlagen.... Wisset es, daß in der Übung des Guten das Glück und in der Übung des Bösen das Unglück verborgen ist; der Faden hängt vom Himmel herab auf den Kopf der Bösen in der ganzen Welt, ohne daß sie es sehen; niemand wird der Vergeltung entgehen."

[1] Wie wahr das ist, zeigt z. B. der Eid, der bei den Buddhisten in Laos (Hinterindien) seit vielen Jahrhunderten in Gebrauch ist und den man auch nach der französischen Okkupation beibehalten hat; nur wurde an Stelle des Namens des Königs von Siam der des Präsidenten der französischen Republik gesetzt. Darin heißt es u. a.: „Ich verspreche Treue und opfere mein Leben dem Präsidenten der französischen Republik. Ich leiste den Eid vor Gott und vor den Engeln, die im Himmel gegenwärtig sind.... Wenn ich undankbar und treulos sein sollte, so sollen Gott und seine Engel, die in der Luft und im Himmel zugegen sind, mich strafen, der Blitz soll mich töten usw. Wenn ich nach tausend Jahren wiedergeboren werde, in welchem Teile der Welt es auch sei, so möge ich keinen Augenblick glücklich werden und weder Gott noch seine Engel sehen, die mich nie von dem begangenen Fehler werden reinigen können" usw. Dann muß der Eidleistende das von den Bonzen bereitete und gesegnete Wasser trinken. Vgl. Lucien de Reinach, ancien commissaire du gouvernement au Laos, Le Laos, Paris (ohne Jahreszahl [1908?]), 149.

[2] In Bezug auf den siamesischen Buddhismus verweisen wir auf das schon genannte Werk von Alabaster: The wheel of the Law; in Bezug auf China vgl. man das ebenfalls schon angeführte Werk von Edkins: Chinese Buddhism c. 9: The Buddhist Moral System 188 ff; de Harlez, Les Religions de la Chine, Leipzig 1891, 206 ff; Beal, Buddhism in China, London 1884. Wie in Indien zerfällt der Buddhismus auch in China in zahlreiche Sekten und Schulen. Über den tibetanischen Buddhismus (Lamaismus) handelt ausführlich Waddell, The Buddhism of Tibet or Lamaisme, New York 1895, und Hodgson, Essays on the Languages, Literature and Religion of Nepal and Tibet, London 1874.

[3] In Birma z. B., in Siam und Cambodja sind die Gesetzbücher nur eine sehr minutiöse Durchbildung der Gesetze Manus. Einen Auszug aus diesen Gesetzen gibt A. Bastian, Reise durch Kambodja nach Kochinchina, Jena 1868, 196 ff. Man findet in demselben fast alles, was man in den europäischen Gesetzbüchern liest.

[4] Vgl. Wieger, Rudiments de Parler Chinois IV 494—565.

„Dieses sind die zehn buddhistischen Gebote: Das erste: Die Ungläubigen und Gottlosen, die Unmenschlichen und Ungerechten sollen sich bekehren und gläubig, fromm und liebevoll gegen die Menschen und alle Wesen werden. Das zweite: Stiehl nicht im geheimen und suche nicht dein Interesse auf Kosten des Nächsten; bemühe dich, Verdienste zu sammeln, und komme den Unglücklichen zu Hilfe. Das dritte: Töte kein lebendes Wesen, um deine Gaumenlust zu befriedigen; sei barmherzig gegen die Tiere. Das vierte: Mißbrauche nicht aus Sinnlichkeit die Frau oder die Tochter eines andern, indem du dadurch ihr Leben und ihre Reinheit zu Grunde richtest und die Geister beleidigst. Das fünfte: Zerreiße nicht die guten Beziehungen und Verbindungen des Nächsten; suche vielmehr die Herzen deiner Mitbürger im Dorfe durch gute Worte zu vereinigen. Das sechste: Rede nicht schlecht von braven Leuten und rühme dich nicht selbst. Das siebte: Betrinke dich nicht; übersättige dich nicht; gib deiner Natur und deinem Leibe, was geziemend ist. Das achte: Sei im Begehren nicht schrankenlos und häufe nicht Güter auf, ohne dich der Armen zu erbarmen. Das neunte: Gehe nicht um mit schlechten Menschen, sondern mit Freunden, die besser sind als du und von denen du lernen kannst. Das zehnte: Rede nicht viel, schreie nicht und lache nicht zu laut; sei gesetzt, einfach und übe dich in der Tugend. — Diese zehn Gebote soll man immer im Gedächtnis bewahren.“ [1]

Besonders eindringlich wird vor der Wollust gewarnt. „Es existiert ein schöner Text, der die Menschen ermahnt, sich der Wollust zu enthalten, nämlich: Von allen Lastern ist die Wollust das schlimmste. Wenn sich die ausschweifenden Neigungen im Herzen eines Menschen heftig regen, wird er närrisch; er wird unfähig zu allem Guten; das ist eine Tatsache. In unsern Tagen sind diese Instinkte schlimmer als zuvor. . . . Es gibt Leute, die, um ihre Triebe zu befriedigen, kein Alter schonen, die jungen Mädchen mißbrauchen und die Witwen schänden. Es gibt Leute, die selbst ihr Leben auf das Spiel setzen, ihre Güter verkaufen und ihr Haus zu Grunde richten. Wenn du nicht dieses Hauptlaster meidest, wirst du in dieser Welt gestraft werden und in der andern unendlich leiden. Hast du also gesündigt, so komme zurück von deinen Verirrungen; wenn nicht, so wache über dich. Ermahne deine Söhne und Kinder, sich vor allem dieses Lasters zu enthalten. Jeder sollte diese Mahnung abschreiben, sie an die Mauer kleben und als einen Schatz betrachten nicht nur für sich selbst, sondern auch für Verwandte und Freunde, die sich bei ihrem Anblick vielleicht bekehren werden.“ [2]

Wenn ein Mensch in diesem Leben mehr Gutes als Böses oder wenigstens ebensoviel Gutes wie Böses getan hat, so wird er in der Hölle nicht gestraft werden, sondern als Mann wiedergeboren, wenn er eine Frau, und als Glücklicher und Reicher, wenn er ein Mann war. Die, welche mehr Böses als Gutes in diesem Leben getan haben, werden der Reihe nach in allen Abteilungen der Hölle gequält; danach werden sie in Menschen umgewandelt und erdulden Armut, Verkürzung des Lebens, Krankheiten und Unglück nach dem Maße des Guten und Bösen, das sie früher (im Leben) getan haben. Alles das geschieht, um sie zu prüfen und zu sehen, wie sie sich aufführen werden. Tun sie diesmal mehr Gutes als Böses, so werden sie bei der nächsten Wiedergeburt Männer und glücklich. Die zehn Abteilungen der Hölle werden im Katechismus eingehend geschildert. Jedes Verbrechen wird dort gerichtet und bestraft: der Selbstmord, Mangel an kindlicher Liebe, Unkeuschheit, Ungerechtigkeit jeder Art, Betrügerei, Urkundenfälschung, Rachsucht. Auch rein innere Sünden: Begierlichkeit nach fremden Sachen, Neid und

[1] Wieger, Rudiments de Parler Chinois IV 499 501.

[2] Ebd. IV 503—509.

Haß werden gestraft; ferner Prostitution, Abortus, das Malen obszöner Bilder, das Lesen schlechter Bücher, Fluchen gegen Himmel und Erde. Die Gerechtigkeit wirkt dort unfehlbar.

7. Die Chinesen.

Ein besonderes Interesse für die Frage nach der Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit beanspruchen die Bewohner des „großen Reiches der Mitte", und zwar nicht bloß deshalb, weil sie einen so großen Bruchteil der Menschheit bilden, sondern auch wegen der eigenartigen, von den Ereignissen der andern Völker verhältnismäßig wenig berührten Entwicklung des „himmlischen Reiches".

Drei Religionen teilen sich seit bald 2000 Jahren in dieses Riesenreich: die alte chinesische Reichsreligion (Konfuzianismus), der Taoismus und der Buddhismus. Der Dienst Buddhas, in China Fo genannt, breitete sich dort seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. aus. Da wir die Sittenlehre des Buddhismus schon dargelegt haben, brauchen wir sie hier nicht weiter zu berücksichtigen.

I. Der Konfuzianismus.

1. Die alte offizielle Reichsreligion Chinas, besonders der Gelehrten, wird sehr oft die Religion des Konfuzius genannt, aber genau ist dieser Name nicht. Der Philosoph Konfuzius (Kong-fu-tse oder Kong-tse), der zwischen 552 bis 477 v. Chr. als Reformator auftrat, hat nicht eine neue Religion gestiftet; er hat die alte Religion gelassen, wie er sie vorfand, und besonders die Moral zu heben gesucht. Die Hauptquellen für unsere Kenntnis der chinesischen Staatsreligion sind die sog. heiligen Bücher (king), besonders die beiden ältesten: der Ji-king und der Schu-king[1]. Das Studium dieser Bücher und anderer klassischer Schriften bildete seit uralter Zeit die Grundlage der höheren chinesischen Bildung.

Man hat in Zweifel gezogen, ob die Chinesen an einen persönlichen, außer- und überweltlichen Gott glaubten. Nach Daniel[2] ist das System des Konfuzius eine pantheistische Moralphilosophie. Daß diese Auffassung nicht haltbar ist, haben schon die alten Jesuitenmissionäre, diese gründlichen Kenner der chinesischen Sprache, Literatur und Geschichte, in vielen Werken nachgewiesen[3]. Nach Du Halde[4] war der erste Gegenstand des chinesischen Kultus seit den ältesten Zeiten ein höchstes Wesen, der Herr und das oberste Prinzip aller Dinge, das sie unter dem Namen Chang-ti (Schang-ti), d. h. höchster Kaiser, oder unter dem Namen Tien (Himmel), der nach den chinesischen Gelehrten

[1] Eingehend und mit zahlreichen Auszügen berichtet über diese Bücher J. B. Du Halde S. J., Description géographique, historique etc. de la Chine, 4 Bde, A la Haye 1736. Das Werk Du Haldes ist, soweit die Sitten der alten Chinesen in Betracht kommen, noch heute von keinem andern übertroffen.

[2] Illustriertes kleines Handbuch der Geographie I (1882) 231.

[3] Man vgl. z. B. das gelehrte Werk: Confucius, Sinarum Philosophus sive scientia Sinensis. Studio et opera Prosp. Intorcetta, Christ. Herdtrich, Franc. Rougemont et Phil. Couplet Patrum S. J., Parisiis 1687, Prooemialis Declaratio LIV.

[4] A. a. O. III 3.

dasselbe bezeichnet, verehrten. Tien, sagen die Erklärer, ist der Geist, der im Himmel herrscht, weil der Himmel das herrlichste Werk ist, das dieses erste Prinzip hervorgebracht hat. Nach dem Schu-king ist das höchste Wesen das Prinzip aller Dinge, der Vater der Völker, der einzig Unabhängige, der alles kann, vor dem nichts verborgen ist, nicht einmal die Geheimnisse des Herzens. Er wacht über die Regierung des Universums, auf sein Geheiß treten die verschiedenen Ereignisse ein. Er ist heilig, unparteiisch, läßt sich nur durch die Tugend der Menschen rühren; er ist höchst gerecht und straft in auffallender Weise das Verbrechen selbst auf dem Throne, den er umstürzt und nach seinem Gefallen durch einen andern ersetzt. Die öffentlichen Unglücksfälle sind seine Schickungen, durch die er die Besserung der Sitten bezweckt; das Ende dieser Übel sind Züge einer barmherzigen Gerechtigkeit; so z. B. stillt er einen verheerenden Orkan, sobald ein hochstehender Unschuldiger, ein Prinz Tscheu-kong aus der Verbannung zurückgerufen, von der Verleumdung gerechtfertigt und wieder in seine Stelle eingesetzt wird[1]. Nach den heiligen Büchern werden dem höchsten Herrn Opfer dargebracht, um von ihm Regen oder die Gesundheit eines würdigen Kaisers zu erlangen, und diese Gelübde sollen erhört worden sein. Fast auf jeder Seite dieser Bücher wird die gerechte Furcht vor dem Herrn des Himmels als das beste Mittel gegen die Laster hingestellt. Man sieht darin, welch hohe Idee von der Gerechtigkeit, Heiligkeit und Güte des höchsten Herrn diese Fürsten hatten. Zu Zeiten öffentlicher Kalamitäten brachten sie nicht nur Gelübde und Opfer dar, sondern sie erforschten sich auch, ob sie etwa durch geheime Fehler, durch übertriebenen Luxus, durch allzu große Weichlichkeit diese Strafe verdient hätten, und suchten sich zu bessern[2].

---

[1] Ebd. III 4. Man vgl. noch C. de Harlez, Les Religions de la Chine 31. Orelli (Allgemeine Religionsgeschichte I 45) schreibt: „Der Chinese kennt von uraltersher nur einen eigentlichen Gott. Derselbe heißt: Ti = Herr, Schang-ti = höchster Herr oder auch unbestimmter und unpersönlicher Thiam, Ti-en = Himmel. Diese Namen sind keine Appellativa für Gottheiten, sondern ausschließlich Benennungen für das höchste Wesen. Der allumspannende, allbestimmende, allgütige Himmel ist bei diesem wie bei so manchen Völkern in frühester Zeit schon die Erscheinung gewesen, an welcher die Vorstellung eines höchsten, beseelten, bewußten Wesens einen sinnlichen Anhaltspunkt fand. Dieser überirdische Geist sieht, hört und wirkt alles und ist an sich ohne Laut und Geruch, unkörperlich und unabbildbar. Er umfaßt alle Menschen mit gleicher Liebe, vergilt das Gute mit Segen und straft das Böse, waltet also nicht willkürlich oder parteiisch, sondern nach sittlicher Norm als eine persönlich lebendige, moralische Weltordnung." Auch Dvořák (Chinas Religionen, 1. Teil: Confucius und seine Lehre, Münster i. W. 1895, 218 ff) beweist, daß Confucius keineswegs Atheist war: „Der Himmel ist auch für Confucius das höchste Wesen, wie wir L. J. [Lün-iü, eine Sammlung von Aussprüchen des Confucius] VIII 19 lesen: Nur der Himmel ist groß, nur (der Kaiser) Yao entsprach ihm (als seinem Muster), nahm ihn zum Vorbilde." Er beweist dann diese Behauptung durch viele Texte. J. Legge schreibt in der Vorrede zu seinem Werke The Sacred books of China; the texts of Confucianism translated, 1. Tl, Oxford 1879, xxiv: „Der Ausdruck Himmel (Tien) wird überall in den chinesischen Klassikern gebraucht zur Bezeichnung der höchsten Macht, die alle Angelegenheiten der Menschen mit allmächtiger und allwissender Gerechtigkeit und Güte lenkt und leitet, und dieser Ausdruck wechselt oft im selben Paragraph, ja in demselben Satz mit den persönlichen Namen Ti und Schang Ti usw."

[2] Du Halde a. a. O. 5.

Merkwürdig ist die Reinheit der Gottesidee, die uns in den heiligen chinesischen Büchern entgegentritt. Dem Chang-ti wird nichts Unwürdiges zugeschrieben, sondern nur, was sich für den höchsten Herrn der Welt ziemt: die Macht, die Vorsehung, die Wissenschaft, die Gerechtigkeit, die Güte, die Milde; sie nennen ihn Vater, Herrn; es tritt uns auch nirgends in den ältesten Büchern irgendwelche Abgötterei entgegen[1]. Gewiß mit Recht konnte der P. Amiot als Resultat seiner langjährigen und mühsamen Forschungen den Satz hinstellen, daß die älteste chinesische Religion mit der Religion des auserwählten Volkes in der vormosaischen Zeit ganz übereinstimme[2].

Mit den ältesten Forschern stimmen die bedeutendsten neueren Sinologen überein. „Immer haben", so schreibt Viktor v. Strauß, „die Chinesen nur eine weltbeherrschende höchste Macht verehrt, immer waren sie Monotheisten, und der Polytheismus war ihnen bis in die ältesten Zeiten hinauf gänzlich unbekannt."[3] Ebenso sagt ein anderer Chinaforscher[4]: „Es ist somit endgültig festgestellt, daß China ursprünglich dem Monotheismus huldigte und daß das chinesische Volk, ohne tiefer dem Ursprunge aller Dinge nachzuforschen, an einen höchsten Herrn der Welt glaubte, der im Himmel wohnt, die Welt regiert, den Völkern und Fürsten seine Gesetze gibt, die Tugend belohnt, das Laster bestraft."

Wenn wir im folgenden die chinesische Sittenlehre darstellen, so verstehen wir darunter die vom chinesischen Volke öffentlich anerkannte, welche von den Kaisern in ihrer Regierung befolgt und den Untertanen eingeschärft wurde.

Nach chinesischer Anschauung ist der Kaiser der Vater seines Volkes, der ebenso unumschränkt über seine Untertanen wie der Vater über seine Familie herrscht. Aber die Gewalt ist ihm nur zum Guten verliehen, sie ist ein Geschenk des Himmels, für dessen Gebrauch er dem höchsten Herrn aller Dinge verantwortlich ist. Tut er das Gute, so gedeiht sein Reich; unterdrückt er aber seine Untertanen und verleitet sie zum Bösen, so entzieht ihm der Himmel seine

---

[1] Du Halde, Description géographique, historique etc. 6.

[2] Vgl. Grosier, De la Chine ou Description générale de cet empire IV, Paris 1819, 366.

[3] Lao-tses „Tao-te-king", aus dem Chinesischen übersetzt und kommentiert (1870) LX; ferner dess. „Schi-king", das kanonische Liederbuch der Chinesen (1880) 6.

[4] De Harlez, La religion primitive des Chinois, in der Zeitschrift Controverse I (1884) 574. In seinem Buche Les religions de la Chine, Leipzig 1891, 86 faßt derselbe Gelehrte das Ergebnis seiner eingehenden Untersuchungen in die Worte zusammen: „Die ersten Chinesen beteten weder den materiellen Himmel an, noch Gegenstände des Schreckens, noch die Berge, die Flüsse oder die Bäume. Sie glaubten an einen persönlichen Gott, den höchsten Herrn des Himmels und der Menschen, den Herrscher über die Königreiche, die er nach seinem Belieben den Fürsten, je nach ihren Verdiensten, gibt oder nimmt, die Vorsehung, die über die Guten wacht, um sie mit Gütern zu überhäufen, und die Bösen auf dieser Erde bestraft." Ob die Chinesen Gott als Schöpfer betrachteten, ist nach demselben Gelehrten zweifelhaft. Dieser Gott, den sie „den höchsten Kaiser" (Schang-ti) nannten, war für sie die einzige göttliche Person, obwohl sie nicht daran dachten, ihn unendlich zu machen, und auch seine Stellung zur Natur und Macht des Geistes und selbst zu den materiellen Dingen in einer Weise auffaßten, die seine Prärogative als höchstes Wesen beeinträchtigten. „Nichtsdestoweniger ist ihre Religion monotheistisch, obwohl dieser Monotheismus unvollkommen und mit Dämonolatrie gemischt war."

Gewalt. Seine Hauptpflicht ist es, den Untergebenen die Grundsätze der Tugend einzuschärfen und sie zu ihrer Übung anzuhalten [1].

Die Grundlage aller sittlichen Pflichten ist der Wille des Himmels, der die Natur bestimmt. Die Natur ist die Satzung des Himmels. Das Abhängigkeitsverhältnis des Menschen vom Himmel ist die Grundlage jeder Autorität. Der Mensch soll in seinem Verhalten vor allem den Himmel nachahmen. „Die Sittenlehre der Chinesen anerkennt diese Prinzipien der Gerechtigkeit, die uns nach dem Ausdrucke Ciceros angeboren sind, und erklärt das Verhalten Gottes im Lichte derselben. Der Herr haßt die Ruchlosigkeit und straft sie früh oder spät; er liebt die Tugend, befiehlt, ermutigt und belohnt sie." [2]

Unter Gott stehen die Schutz- und Ahnengeister, deren Zahl groß ist und die hohe Verehrung genießen. Der Kultus ist bei den Chinesen Sache des Staates und wird von den Staatsbeamten geleitet. Eigentliche Priester kennt die Staatsreligion nicht, in jeder Familie ist der Vater der geborne Priester.

Die Pflichten gegen Gott bestehen nach der chinesischen Moral in der Anbetung, dem Opfer, dem Gehorsam und der Nachahmung in der Übung der Tugenden. Dem Himmel selbst kann ausschließlich nur der Kaiser opfern, den untergeordneten Geistern dagegen jeder Chinese, und diese Opfer sind zahlreich [3].

Unter den Pflichten gegen die Mitmenschen steht in der Sittenlehre Chinas obenan die Pflicht der Kinder gegen die Eltern. Diese bildet die Grundlage und das Musterbild aller übrigen sittlichen und bürgerlichen Pflichten. Zuerst werden dem Kinde die Pflichten gegen die Eltern, dann die Pflichten gegen den Stellvertreter Gottes und den Vater des ganzen Reiches beigebracht. Außerdem werden die Pflichten der jüngeren Geschwister gegen die älteren, der Schüler gegen die Lehrer, der Untergebenen gegen die Vorgesetzten, der Jugend gegen das Alter, der Ehegatten gegeneinander eingeschärft. Ebenso werden aber auch die Pflichten, welche den Eltern, dem Fürsten, den Vorgesetzten ihre Stellung auferlegt, nachdrücklich betont. Die Pflicht der Treue unter den Ehegatten ist von seiten der Frau unbeschränkt, dem Manne dagegen war es gestattet, neben der Hausfrau mehrere Mägde als Nebenfrauen zu halten. Wenn auch die Stellung des Weibes nach den alten Gesetzesbüchern der Chinesen sehr untergeordnet ist, so bleibt sie doch immer noch eine würdigere als bei den meisten andern orientalischen Völkern. Namentlich werden auch dem Manne Liebe, Achtung und Vertrauen gegen seine

---

[1] De Harlez, La morale dans la Chine antique, in Controverse I (1884) 575. Im folgenden halten wir uns im wesentlichen an die Darstellung dieses berühmten Sinologen. Man vgl. auch Faber, Der Lehrbegriff des Konfuzius, Hongkong 1872.

[2] De Harlez a. a. O. 576.

[3] Mit Recht bemerkt V. v. Strauß (Schi-king usw. 11): „Man hat gemeint, Häufigkeit der Opfer, eine feste Opferordnung und ein reich ausgebildetes Opferzeremoniell müsse stets Erfindung einer Priesterschaft sein, die damit auch allerlei eigennützige Zwecke verfolgt habe. Dies wird durch die alten Chinesen widerlegt. Denn während sie jene Dinge im vollsten Maße besaßen, hat es bei ihnen nie einen Priesterstand oder auch nur einzelne Priester gegeben. Alles priesterliche Tun war Sache des Hausvaters."

Frau anbefohlen. Die Eifersucht wird als eine der schlimmsten Quellen von Übeln gebrandmarkt.

Die Pflichten gegen sich selbst lassen sich in die Worte Selbstbeobachtung und Selbstbeherrschung zusammenfassen. Das Kind soll frühzeitig die Tugenden kennen lernen und sie durch Übung zu erwerben suchen. Da das Herz das Prinzip der guten und bösen Neigungen ist, so muß dieses vor allem geordnet werden. Der Wille soll angeleitet werden, die Neigungen des Herzens zu beherrschen. Deshalb muß man dem Herzen Liebe zur Bescheidenheit, Mäßigkeit, Eintracht, Hingabe, Gerechtigkeit und Wohlwollen einpflanzen, ebenso wie die Furcht, andere durch Worte und ungünstige Urteile zu verletzen. Dazu ist Kampf gegen die Selbstliebe, den Stolz, den Neid und alles, was uns zur Schädigung anderer oder zur Pflichtverletzung verleiten kann, nötig. Die Wahrhaftigkeit in Wort und Tat gilt als eine wesentliche Pflicht, nicht minder die Geduld, Nachsicht und Höflichkeit im Umgang mit andern.

Nur eine große Lücke scheint die Moral der Chinesen aufzuweisen. Während nämlich die Belohnung der Guten in diesem und im jenseitigen ewigen Leben außer Frage steht, bleibt es sehr zweifelhaft, welches Los den Bösen im Jenseits zu teil wird. Die den Bösen angedrohten Strafen beziehen sich alle auf dieses irdische Leben. Über das Los der Gottlosen im Jenseits herrscht sowohl im Schu-king, der „chinesischen Bibel", als den klassischen Büchern Stillschweigen. Vielleicht verhinderte der abergläubische Ahnenkult den Glauben an die jenseitigen Strafen oder gebot wenigstens Stillschweigen über diesen Punkt[1].

Der protestantische Missionär Faber, der lange in China tätig und mit der chinesischen Literatur wohl vertraut war, bemerkt am Schlusse seiner Ausführungen über den „Lehrbegriff des Konfuzius"[2]: „Jeder Leser wird einstimmen, daß die Stellung des Konfuzius als Lehrers eine sehr hohe ist. Wir wollen dem volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und noch besonders als beachtenswert hervorheben, daß Konfuzius zur Selbstprüfung auffordert, zur Menschenkenntnis, zur Selbstverleugnung. Er ist gegen bloßen Formeldienst, Talente ohne sittlichen Gehalt sind der Beachtung nicht wert. Die Richtung, der Wille aufs Gute bewahrt vor Bösem. Die goldene Regel der Gegenseitigkeit ist negativ und positiv (sich in die Lage des andern versetzen und ihn danach behandeln). Alle Menschen innerhalb der vier Meere sind Brüder. Wärme fürs Alte und Wissen des Neuen macht den Lehrer. Die Sünden der Väter sollen nicht an den Kindern gestraft werden. Kommt natürliche Pflicht mit Staatsgesetzen in Konflikt, so ist ersterer zu folgen. . . . Ungerechtes Gut ist zu verschmähen" usw.

---

[1] De Harlez, La morale dans la Chine antique, in Controverse I (1884) 589. „Unangezweifelt", schreibt V. v. Strauß (Schi-king usw. 8), „bestand der Glaube an die persönliche Fortdauer der menschlichen Geister nach dem Tode. Von ihnen heißt es: Sie sind aufgestiegen, sie sind droben, sie sind im Himmel, wobei dann der Himmel nur die überirdischen Räume und nicht etwa den höchsten Herrn bezeichnet. Aber sie sind mit diesem in unmittelbarer Verbindung. . . . Ein Näheres über den jenseitigen Zustand der Abgeschiedenen erfahren wir nicht, wie denn auch von einer Unseligkeit oder Bestrafung der Bösen im Jenseits nirgends geredet wird. Belohnung und Bestrafung wurden so sehr in das Diesseits verlegt, daß man wohl die Strafen der Bösen bei ihrem Tode schon für abgebüßt ansah. Vielleicht verhielt man sich auch solchen Fragen gegenüber aus Pietät naiv ablehnend."

[2] Vgl. Flad, Konfuzius, in Zeitfragen des christl. Volkslebens XXIX, Hft 8, S. 86.

Doch macht derselbe Missionär auch auf manche Mängel im Konfuzianismus aufmerksam [1].

Wir lassen jetzt noch einige Auszüge aus dem Schu-king folgen, welche die obige Darstellung bestätigen und ergänzen sollen. Wir folgen der französischen Übersetzung, die P. Gaubil S. J.[2] zuerst veranstaltet und G. Pauthier neu durchgesehen und herausgegeben hat [3].

Von dem ältesten Beherrscher Chinas, Yao (2357 v. Chr.), mit dem die Chinesen ihre historische Zeit beginnen, erzählt der Schu-king, er sei tugendhaft und klug gewesen und habe durch das Beispiel seiner Tugenden den Frieden in seiner Familie, die Ordnung unter seinen Beamten und die Eintracht unter seinen Untertanen hergestellt. „Diejenigen, welche bis dahin schlecht gelebt, besserten sich, und der Friede herrschte überall." Als man ihm auf sein Begehren der Reihe nach mehrere Mitregenten vorschlug, wies er den ersten zurück, weil er unredlich und zänkisch sei; den zweiten, weil er viel Unnützes rede und unter dem Schein von Bescheidenheit viel Stolz verberge; den dritten, weil er den Widerspruch liebe, nicht zu gehorchen wisse und andere mißhandle. Endlich wählte er zu seinem Mitregenten und Nachfolger den tugendhaften Schun, dem die kaiserlichen Räte kindlichen Gehorsam gegen seine Eltern nachrühmten, obwohl sein Vater blind und beschränkt, seine Mutter aber böse sei und ihn mißhandle. Schun wollte anfänglich die ihm zugedachte Würde aus Bescheidenheit ablehnen, weil er sich nicht für tugendhaft genug hielt [4].

Nach seiner Thronbesteigung erließ Schun weise Gesetze. Er verordnete, daß man gewöhnliche Vergehen nur mit der Peitsche oder dem Bambusrohr ahnde, Fehler, die aus Zufall und nicht aus Bosheit begangen seien, verzeihe, dagegen die Unverbesserlichen, die ihre Gewalt mißbrauchen, unerbittlich strafe. Einem seiner Beamten empfiehlt er Milde und Nachsicht, einem andern die strenge Bestrafung der Mörder, Diebe und sittenlosen Menschen; wieder einem andern legt er ans Herz, die Kinder der Fürsten und Großen durch weise Erziehung zu aufrichtigen, liebevollen, nachsichtigen, dienstfertigen und ernsten Männern heranzubilden. „Lehre sie Festigkeit ohne Härte und Grausamkeit, Klugheit ohne Stolz." [5] Schun haßte die Menschen mit böser Zunge, welche Zwietracht säen und die Taten der Guten hindern.

Seinem Nachfolger Yu erklärt Schun, die Tugend sei die Grundlage einer guten Regierung. Der Regent soll über sich selbst wachen, sich unaufhörlich bessern, die Gesetze und Gewohnheiten des Landes aufrecht erhalten, die Ergötzungen fliehen, sich nicht der sinnlichen Lust überlassen, die schlechten Leute von sich fernhalten, sich nicht mit den Vorschriften der Vernunft in Widerspruch setzen, um die Volksgunst zu erwerben. Der Fürst soll nicht bloß für die leiblichen Bedürfnisse der Untertanen sorgen,

---

[1] Vgl. ebd. XXIX, Hft 8, S. 88—89.

[2] P. Gaubil war volle 36 Jahre als Missionär in China tätig und nach dem Zeugnisse der übrigen Missionäre der vollkommenste Kenner der chinesischen Sprache und Literatur.

[3] Pauthier-Brunet, Les livres sacrés de toutes les religions I (éd. Migne, Paris 1858) 46 ff. Wir haben übrigens die Übersetzung Gaubils mit der neueren englischen Übersetzung von J. Legge (The sacred books of the east translated by various oriental scholars and edited by M. Müller; Bd III: The sacred books of China translated by James Legge, Oxford 1879) verglichen. Wenn auch im einzelnen die Übersetzungen voneinander abweichen, so führen uns doch in unserer Frage beide Übersetzungen im wesentlichen zum selben Ergebnis.

[4] Chou-king p. I, ch. 1 bei Pauthier-Brunet a. a. O. 46—48.

[5] Ebd. 52, § 24.

sondern auch bestrebt sein, sie tugendhaft zu machen. „Das Herz des Menschen ist voll von Klippen, das Herz des Tao (der höchsten Vernunft) ist einfach und unerforscht. Sei rein, sei einfach und halte immer die rechte Mitte ein."

Von Tsching-tang (1766 v. Chr.) berichtet der Schu-king folgende schöne Worte: „Der erhabene Schang-ti (oberster Herr, Name Gottes) hat dem Menschen die natürliche Vernunft gegeben; wenn der Mensch derselben folgt, so wird sein Wesen bestehen bleiben; wenn er derselben nicht folgt, so ist es der Fürst allein, der ihn dazu anhalten soll. Die ewige Vernunft des Himmels macht die tugendhaften Menschen glücklich, die lasterhaften und sittenlosen unglücklich. Deshalb hat der Himmel, um die Verbrechen Hias zu offenbaren, alle Arten von Mißgeschick über die Familie Hia kommen lassen. Darum habe ich, trotz meiner Unwürdigkeit, geglaubt, mich den offenkundigen und furchtbaren Anordnungen des Himmels unterwerfen zu sollen. . . . Der höchste Himmel liebt aufrichtig und beschützt die Völker. Deshalb hat der große Verbrecher die Flucht ergriffen und sich unterworfen. Die Anordnung des Himmels kann sich nicht ändern." [1]

Zu dem Könige Kao-tsang (1324 v. Chr.) spricht ein weiser Ratgeber die schönen Worte, die auch einem Christen Ehre machen würden: „Der Himmel [2] beobachtet die Menschen hienieden und will, daß sie nur das tun, was der Vernunft und der Gerechtigkeit entspricht. . . . Nicht der Himmel verdirbt die Menschen, sondern die Menschen verderben sich selbst durch Übertretung seiner ewigen Gesetze. Wenn die Menschen nicht nach Tugend streben und nicht ihre Fehler bekennen, tut ihnen der Himmel seinen Willen kund, um sie zu bessern." [3]

Von Vu-vang ist uns das schöne Wort aufgezeichnet, das auch heute noch Beachtung verdient: „Des Volkes wegen gibt es einen König, Fürsten und Statthalter. Diese sollen es nicht mißhandeln oder schädigen. Sie sollen auf die Armen acht haben, die Waisen, die Witwen und die schutzlosen Mädchen unterstützen. In einem Reiche sollen alle sich nach den Grundsätzen der Vernunft richten und alle das zu ihrem Stande Notwendige haben [4].

Doch wir würden kein Ende finden, wollten wir all die schönen und erhebenden Stellen aus dem Schu-king hier zusammentragen, die uns fast vergessen lassen, daß wir nicht ein christliches Werk, sondern das Grundgesetzbuch eines heute tief im Aberglauben versunkenen Volkes vor uns haben [5]. Wir fügen noch einige Stellen aus dem Ta-hio (Großes Studium), einem der klassischen Bücher Chinas, bei, welches Konfuzius und dessen Schüler Tscheng-seu zu Verfassern hat. Der Ta-hio ist nicht ein Geschichtswerk oder eine Sammlung weiser Sittensprüche, sondern eine Art Lehrbuch, das den Schüler in die

---

[1] Chou-king p. III, ch. 3, § 2—6 bei Pauthier-Brunet, Les livres sacrés etc. 71.

[2] Himmel ist die Bezeichnung für Gott, den höchsten Herrn der Welt (vgl. Legge, The three religions of China, in den Transactions of the IX. intern. Congress of Orientalists II, London 1893, 567).

[3] Chou-king p. III, ch. 9, § 2—3 bei Pauthier-Brunet a. a. O.

[4] Chou-king p. IV, ch. 11 ebd.

[5] Schon die alten Jesuitenmissionäre P. Ricci und andere sind voll des Lobes der reinen Moral des Konfuzius und teilen große Auszüge daraus mit, die eng mit der christlichen Sittenlehre verwandt sind. Man vgl. Juvencius, Historia Societatis Iesu V 527 ff.

[6] Es ist mit andern philosophischen Schriften des Konfuzius und seiner Schüler lateinisch herausgegeben in dem schon erwähnten Werk Confucius, Sinarum Philosophus 1 ff.

Wissenschaft der Moral und Politik einführen soll[6]. Seinem philosophischen Charakter entsprechend beginnt der Ta-hio gleich mit einer Begriffsbestimmung:

„Das Gesetz des großen Studiums oder der praktischen Lebensweisheit (Philosophie) besteht in der Entwicklung und Klarlegung des lichtvollen Prinzips der Vernunft, die wir vom Himmel empfangen haben, sowie in der Erneuerung des Menschen und darin, daß man seine endgültige Bestimmung in die Vollkommenheit oder das höchste Gut verlegt." [1]

„Vom Höchstgestellten bis zum niedrigsten und unbekanntesten Menschen ist es gleiche Pflicht für alle, seine eigene Person zu verbessern, und sich selbst zu vervollkommnen ist die Grundlage jedes Fortschrittes und jeder sittlichen Entwicklung." [2] Um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, soll man über seine geheimsten Absichten wachen, sie läutern und seine Leidenschaften bemeistern.

Noch ein Spruch des chinesischen „Philosophen" möge diese Übersicht schließen, weil sie uns über seine Ansicht in Betreff der Norm des Sittlichen Aufschluß gibt. „Der Philosoph hat gesprochen: Der rechte Weg oder die Richtschnur des Verhaltens, die man befolgen soll, ist nicht fern von den Menschen. Wenn die Menschen eine Richtschnur bilden, die fern von ihnen ist, d. h. die ihrer eigenen Natur nicht entspricht, so darf dieselbe nicht als Richtschnur des Handelns angesehen werden. . . . Derjenige, dessen Herz gerade ist und der gegen andere dieselben Gesinnungen hegt wie gegen sich selbst, der entfernt sich nicht vom Sittengesetz der Pflicht, das den Menschen durch ihre vernünftige Natur vorgeschrieben ist. Er tut andern nie etwas, was er selbst von andern nicht zu erdulden wünscht." [3]

2. Es ist kein Zweifel, daß die chinesische Reichsreligion im Laufe der Zeit viel von ihrer ursprünglichen Reinheit verloren hat und heutzutage im Volk mit vielen abergläubischen Bestandteilen vermengt erscheint. Trotzdem bleibt sie auch heute noch als Staatsreligion offiziell anerkannt. In Wirklichkeit aber hat sich aus den in China herrschenden Religionen allmählich eine neue Religion gebildet. „Die eigentliche Volksreligion unserer Tage", schreibt ein guter Kenner der chinesischen Verhältnisse[4], „ist das Produkt der Verschmelzung aller drei Religionssysteme, des Konfuzianismus mit dem Buddhismus und dem Taoismus." Die Vereinigung der drei Religionen ist in der Praxis so durchgeführt, „daß man vielfach Tempel der drei vereinten Religionen findet".

Vom heutigen chinesischen Volke schreibt der durch seine Arbeiten über die chinesische Literatur bekannte Missionär Leo Wieger S. J., der schon seit mehr als zwanzig Jahren im Reiche der Mitte tätig ist[5]: „Praktisch ist das chinesische Volk nicht atheistisch. Es ist religiös und sehr abergläubisch. Es hat — allerdings sehr unklar — das Bewußtsein vom Dasein eines höchsten Herrn und Richters, den es Laot'ienye oder sonstwie nennt. Keine Sekte spricht davon. Er hat weder Bilder noch Tempel. Das Volk denkt sich ihn sicher nicht als einen Geist; dieser Begriff ist ihm unbekannt. Es glaubt allgemein an ein Fortleben nach dem Tode, in einem körperlichen Zustand mit Bedürfnissen, die denen des jetzigen Lebens analog

---

[1] Pauthier-Brunet a. a. O. 155. [2] Ebd.
[3] Tschung-thung ebd. 116.
[4] V. Volpert S. V. D. im Anthropos V (1910) 1018.
[5] Rudiments de Parler chinois IV 965.

sind. Die ungeheure Mehrheit glaubt mit dem Buddhismus an eine Sühneperiode in diesem Zustand, der eine neue Inkarnation folgt. Sie glauben an die guten Werke, an den Einfluß der Verdienste auf das gegenwärtige Leben und besonders auf die zukünftigen Lebensarten, an eine gewisse Rechtfertigung durch die Werke der Nächstenliebe und den Vorsatz, sich zu bessern. Alle glauben, daß Laot'ienye über sie wohl unterrichtet ist durch seinen Gesandten Tsaowang. Unter den Worten ‚sie glauben' darf man aber nicht einen festen Glauben verstehen, sondern einen Zweifel, der sich mehr nach der bejahenden Seite neigt. Mehr verlangen sie nicht, ja sie scheinen genauere Begriffe zu scheuen. Sie besitzen endlich unter ihren schönsten moralischen Sprüchen, die ein Gemeingut der drei Sekten sind, etwas den erhabensten Maximen des Christentums Gleichwertiges oder Analoges oder wenigstens scheinbar Ähnliches. Daher die Gefahr, daß man sie unter christlichem Äußern Heiden bleiben läßt, wenn man ihnen nicht genau erklärt, was das Wesentliche der christlichen Tugenden ist und sie von den heidnischen Tugenden unterscheidet."

Unter den sittlichen Pflichten der Chinesen stand bis heute obenan die Pflicht der Pietät gegen die Eltern, die sich in gewissem Sinne auch auf den Kaiser als den Vater aller erstreckte[1]. Ehrfurcht, Gehorsam, zarte und liebevolle Behandlung der Eltern in gesunden und kranken Tagen werden den Kindern in tausend Wendungen eingeschärft[2]. Auch die Geschwister sollen einander lieben und die Bewohner eines Dorfes in Eintracht untereinander leben[3]. Die Pflicht der Arbeit und Sparsamkeit wird betont[4]. Die Eltern sollen ihre Kinder und die älteren Kinder die jüngeren unterrichten. Interessant ist, wie im Buche eines chinesischen Gelehrten die Pflicht des Studiums empfohlen wird[5]. „Jeder Mensch hat von Geburt seine Natur. Diese Natur ist ihm vom Himmel verliehen.... Obwohl diese Natur in allen Menschen dieselbe ist, unterscheiden sich doch die Menschen sehr voneinander. So gibt es vollkommene, weise, gute und böse; nicht als ob der Himmel den einen gut, den andern böse gemacht hätte; beim Bösen ist es das Herz, das durch die Leidenschaften verdorben wurde, und da er das Li (Gesetz), das er vom Himmel empfangen, verloren hat, ist seine Natur verwirrt und kann sich nur vom Guten entfernen, derart, daß dieser Mensch in allen seinen Handlungen den vom Himmel erhaltenen Neigungen zuwiderhandelt. Was die Weisen zu Weisen macht, ist, daß sie das himmlische Li nicht verloren haben und deshalb ihre Natur die Reinheit und den Zug zum Guten bewahrt hat, woraus folgt, daß sie in ihren Handlungen mit den vom Himmel erhaltenen Neigungen mitwirken. In diesem Sinne sagt man: beim Ursprung des Menschen ist seine Natur gut; die Naturen gleichen sich, aber die Handlungen machen sie verschieden." Die Chinesen wissen also, daß der Mensch selbst durch sein Herz (seinen Willen) und die daraus hervorgehenden Taten sich böse macht.

---

[1] Die neueste chinesische Revolution hat allerdings gezeigt, daß diese Anschauungen, soweit sie den Kaiser betreffen, schon in weiten Kreisen geschwunden sind; doch wir geben hier die traditionelle Anschauung, die sicher noch viele Anhänger hat.

[2] Vgl. Wieger, Rudiments de Parler Chinois 3 ff. [3] Ebd. 21 ff.

[4] Ebd. 43 ff. [5] Ebd. 105 ff.

In einem andern Schriftstück über die rechten Gebräuche heißt es: „Die große Regel des Lebens ist die Liebe und das gegenseitige gute Einvernehmen.“ [1] „Der Himmel hat dem Menschen über das, was die Tiere haben, ein wenig Gewissen gegeben, was ihn ein wenig besser macht als die andern Wesen. Deshalb sagt das Sprichwort: Unter den Wesen ist der Mensch allein das verständige. Aber dieser Umstand, worin glaubt ihr, daß er bestehe? Einfach darin, zu verstehen, was die menschliche Natur fordert, eine Erkenntnis, welche die Tiere nicht haben. . . . So sollen z. B. die Mandarine ihrem Fürsten treu sein, die Söhne ehrfurchtsvoll gegen ihre Väter, die Ehegatten sollen in guter Eintracht leben, die Brüder sollen sich nicht zanken, die Freunde sollen aufrichtig sein.“ [2]

In vielen Schriften wird die Wachsamkeit über das eigene Herz empfohlen. „Vor allem muß man das Herz gut bewahren. Des Menschen Herz ist beweglich. Wenn man es gut macht, wird es gut, wenn man es schlecht macht, wird es schlecht. In der Kindheit muß man seinem Herzen die Liebe zum Studium bewahren; groß geworden muß man den Eifer für das Gute erhalten, unter dem Schutz der Eltern muß man die Gesinnungen kindlicher Pietät bewahren, im Amte seine Treue, beim Anblick eines Armen seine wohltätigen Gesinnungen, beim Anblick fremden Unglücks sein Mitleid; beim Anblick fremden Gutes haltet eure Begierden nieder, beim Anblick der Frau oder Tochter eines andern lasse er keine unlautern Begierden in sich aufkommen, . . . beim Anblick fremder Talente werdet nicht eifersüchtig; wenn der Nachbar höhere Grade erlangt, so fasset keine Abneigung. In den Gedanken jedes Tages bewahret eure rechtliche Gesinnung, in den Handlungen eures ganzen Lebens eure Ehrlichkeit. Wenn ihr in allem eurer Natur folget, so werdet ihr, wenn auch nicht jetzt, so doch später euren Nutzen davon haben. Das Sprichwort sagt: Der erhabene Himmel läßt die Menschen nicht ohne Lohn, deren Herz gut ist. Die Chenn und die Koei werden euch unsichtbar beschützen, und alle eure Übel sollen verschwinden.“ [3]

Wir haben eben das Sprichwort über den Lohn des Himmels für die Guten erwähnt. Weil sich nirgends die Volksseele so offenbart wie in den Sprichwörtern, dieser traditionellen Weisheit eines Volkes, so seien deren noch einige angeführt. Die Missionäre haben zahlreiche solcher Sprichwörter gesammelt, die zum Teil uralt sind und vielleicht noch in die Zeit vor Konfutse hinaufreichen. Sehr klar ist in ihnen der Glaube an eine göttliche Vorsehung ausgesprochen. „Sich eine Sache vornehmen ist des Menschen, sie vollbringen des Himmels Werk.“ „Leben und Tod hängt vom Geschick, Reichtum und Größe vom Himmel ab.“ „Tust du Gutes, der Himmel schreibt es auf, tust du Böses, der Himmel vergißt es nicht.“ „Die Gutes tun, steigen zum Himmel auf, die Böses tun, kommen in die Hölle.“ [4] „Die den Menschen verborgenen Worte ertönen im Himmel wie Donnerschläge“, d. h. obwohl die Menschen deine bösen Reden nicht vernehmen, im Himmel werden sie laut gehört [5].

---

[1] Ebd. 119. [2] Ebd. 136—137. [3] Ebd. 188—189.
[4] Vgl. Kathol. Missionen, 35. Jahrg. (Freiburg 1906—1907), 215.
[5] Vgl. Wieger, Morale et usages populaires 577 u. 581.

„Der Himmel erlaubt nicht, daß ein Mensch einen Menschen töte; wenn der Himmel einen Menschen töten will, so ist keine Schwierigkeit", d. h. nicht der Mensch, sondern der Himmel hat das Recht über Leben und Tod[1].

Aus diesen und ähnlichen Sprichwörtern ergibt sich klar und deutlich die Bedeutung des Wortes Tien = Himmel. Es werden dem Himmel Eigenschaften und Vollkommenheiten zugeschrieben, die nur einem persönlichen, erkennenden und wollenden Wesen, dem höchsten Herrn aller Dinge zukommen können. L. Wieger teilt in seinem Werke auch einen taoistischen und einen buddhistischen Katechismus mit, die einen hohen Grad sittlicher Erkenntnis verraten. Die darin enthaltene Moral ist, wie er versichert, heute ein Gemeingut aller Chinesen[2]. Es wird die Pflicht eingeschärft, der Vernunft und dem Gewissen zu folgen. („Folge der Vernunft in deinen Geschäften und handle nicht schlecht gegen das Gewissen.") Ferner die Pflicht, seine Leidenschaften zu beherrschen, in der Armut geduldig, im Reichtum nicht übermütig zu sein; es wird vor dem Wein, der Ausschweifung, dem Spiel, der Geschwätzigkeit, vor übeln Nachreden u. dgl. gewarnt; die Fehler des Nächsten soll man nicht offenbaren, Freuden und Leiden des Nächsten soll man, als ob es die eigenen wären, ansehen[3].

Wie wir schon gesagt, gilt den Chinesen als Grundlage der sozialen Organisation die Familie. Die Ehe wird hochgehalten. Jünglinge und Mädchen sehen sich gewöhnlich vor der Heirat nicht. Sendet der Jüngling der Braut Geschenke, so treten die Eltern zusammen und lassen auf Grund der Geburtszeugnisse die Horoskope des Paares stellen, um nach günstigem Ausfall zur Verbindung zu schreiten. Tritt kein Hindernis ein, so sendet der Vater des Bräutigams dem der Braut Geschenke. Gans und Gänserich symbolisieren dabei die eheliche Treue. Dann werden zwei mit roter Seide umwundene Karten ausgetauscht, worauf der Bräutigam alle Einzelheiten der Verbindung verzeichnet hat; er sendet die letzten Geschenke an die Braut; mit astrologischer Hilfe wird der Tag bestimmt, an dem man sie unter Musik in das Haus des Bräutigams führt, an dessen Schwelle sie über ein Feuer weggehoben wird. Sie findet ihren Bräutigam im Innern des Hauses auf einem Schemel sitzen und läßt sich zu seinen Füßen nieder. Er hebt sie auf, entschleiert sie, setzt sie neben sich, und dann opfern beide auf dem Hausaltar. Beim gemeinsamen Mahle, von dem die Braut nichts genießt, werden die Gelöbnisse ausgetauscht. Damit ist die Ehe geschlossen[4].

Nur Reiche und Vornehme gestatten sich die Vielweiberei. Infolge des Kindermordes überwiegt das männliche Geschlecht derart, daß vielen Männern das Heiraten unmöglich ist. Die Vielweiberei nimmt in China die Gestalt des gesetzlich gestatteten Konkubinates an, wobei die Konkubinen in der Regel Sklavinnen und deren Kinder Eigentum der rechtmäßigen Frau sind. Die Herrschaft des Mannes über die Frau ist fast absolut. Er darf sie wegen Ungehorsams gegen seine Eltern, wegen Unfruchtbarkeit, Ehebruchs, Eifersucht,

---

[1] Wieger, Rudiments de Parler Chinois 621.
[2] Ebd. 331 ff u. 497 ff; vgl. ebd. 1.
[3] Ebd. 619 631 633 usw.
[4] Vgl. Ratzel, Völkerkunde II² 692.

Geschwätzigkeit und Diebstahls entlassen. Die Erbschaft geht in der Regel zu gleichen Teilen auf die Söhne über. Für die Töchter muß die Heirat sorgen.

Auffallend ist die bei den Chinesen bis heute trotz ihrer Liebe und Sorgfalt für die Kinder herrschende Sitte des Kindermordes und der Kinderaussetzung, eine Sitte, der hauptsächlich die Mädchen zum Opfer fallen, und gegen welche die Regierung schon seit alter Zeit anzukämpfen versucht, aber bis heute mit geringem Erfolg. Noch in unsern Tagen war in Fukien und in Kiangsi der Kindermord so sehr Sitte, daß an einem öffentlichen Kanal (nach Douglas) ein Stein mit der Inschrift stand: Hier dürfen keine Mädchen ertränkt werden[1].

Der Wert der Elternliebe ist das Lieblingsthema der chinesischen Weisheitslehrer. Kein Kind tritt ohne Einladung des Vaters ins Zimmer, es zieht sich nicht ohne Erlaubnis zurück und spricht nie, ohne angesprochen zu sein. Der Gehorsam der Kinder ist absolut. Der Vater ist Herr über den Besitz seines Sohnes; dieser darf sich auch im reifsten Mannesalter noch höchstens nach einem erreichbaren Orte entfernen.

In Bezug auf Grund und Boden scheint eine Art Lehenssystem geherrscht zu haben. Der Kaiser galt als der einzige eigentliche Grundbesitzer, und es fehlt nicht an Beispielen, daß er zurücknahm, was ihm gehörte, um es besser zu verteilen. Doch hat sich allmählich, besonders in den westlichen Provinzen, ein Stand von Großgrundbesitzern ausgebildet, aus denen viele Mandarinen hervorgehen sollen.

Der Zusammenhang der Familien übt einen mächtigen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben des Volkes aus. Wo es nur möglich ist, bilden Eltern und Kinder einen wirtschaftlichen Organismus, dem aller Besitz gemeinsam ist. Man kann die chinesische Familie als eine Hausgemeinschaft mit unverwüstlichem Grundbesitz bezeichnen. Die Ausdauer, womit die ausgewanderten Söhne ihre Angehörigen daheim mit Unterstützungen versehen, ist ein Zug, der selbst in Amerika so manchen Feind der „gelben Einwanderung" gerührt und fast versöhnt hat.

Die Bettler sind zahlreich und in ihrer Existenz vollkommen anerkannt. Obwohl das Almosen in der Regel sehr gering ist, so gilt doch seine Einsammlung als ein legitimer, erblicher Erwerb, dessen Recht nicht allen zukommt. Oft kennt man die Bettler an ihrer Tracht, die nicht zerlumpt zu sein braucht. Zu ihnen gehören nicht bloß die am Besitz, sondern auch die geistig Armen, die Wahnsinnigen und Blödsinnigen, die Aussätzigen und Krüppel und Kranke jeder Art.

„Allen Arbeitskräften zieht man die Sklaven vor, besonders bei häuslichen Arbeiten. Sie gelten nicht als Sklaven außer dem Hause, ihre Kinder können alle Grade des Staatsdienstes erwerben; sie sind durch Gesetz geschützt, schon insofern den Eltern der Verkauf ihrer Kinder gegen deren Willen untersagt ist, sie müssen verheiratet werden, und die weiblichen Hausklaven sind nur bis zu ihrer Verheiratung unfrei. Außer den Hausklaven gibt es in China

[1] Ebd. 695.

auch Sklaven öffentlichen Charakters, sozusagen öffentlichen Ursprungs. Unglückliche, die sich selbst nicht zu erhalten vermögen, verkaufen ihre Freiheit oder die ihrer Kinder um Brot und Unterstand." [1]

II. Der Taoismus.

Als Gründer der Religion des Taoismus gilt der Philosoph und Zeitgenosse des Konfuzius Lao-tse (geb. ca 604 v. Chr.); doch beruft sich dieser auf ältere Lehrer seines Glaubens, und wahrscheinlich hat die Taogenossenschaft schon lange vorher bestanden. Lao-tse hat seine Anschauungen niedergelegt in dem Werke Tao-te-king [2].

Unter Tao versteht Lao-tse den absoluten Urgrund und das Prinzip alles Seins, die Gottheit. In seiner Absolutheit ist Tao noch nicht bestimmtes Sein, daher namenlos. Aus diesem Übersein tritt er in das Sein, ohne aufzuhören, der Erste, ewig Überseiende zu sein. Er ist nun eine Zweiheit. „Der Erste in dieser Zweiheit ist Urheber der Welt (Himmels und der Erde), der Zweite Bildner und Hervorbringer aller gestalteten Wesen, und wie in ihnen der ewig untrügliche Geist als der Dritte ist, so sind sie in ihrer unergründlichen Tiefe doch alles Geistigen Ausgang (Pforte). Dergestalt gehen in Tao Einheit, Zweiheit und Dreiheit hervor, welch letztere alle Wesen hervorbringt." [3]

Alle Wesen sind, ehe sie ins Dasein treten, in Tao. Er bringt sie hervor, und zwar nicht durch Emanation, sondern durch Schöpfung [4]. „Tao bringt sie hervor", so heißt es im 51. Kapitel des Tao-te-king, „seine Güte erhält sie, sein Wesen gestaltet, seine Kraft vollendet sie; daher von allen Wesen keines, das nicht huldige Tao und verehre seine Güte." Die von Tao ausgehende Bewegung besteht in der „Zurückführung der Geschöpfe" zu ihrem Ursprung. Das ist für den Menschen nicht so zu verstehen, als ob er etwa in einer allgemeinen Weltseele aufgehe, sondern „in dem Maße, als er mit Tao eins geworden und bereits das Ewige angezogen, teilt er in persönlicher Fortdauer auch dann das ewige Leben Taos und verliert es nicht bei der Leibeszerstörung" [5].

Die Sittenlehre Lao-tses nennt V. v. Strauß geradezu bewundernswürdig. Sein sittliches Ideal ist der „heilige Mensch". Heilig ist aber der Mensch durch Teilnahme an Tao, Vereinigung mit ihm und Wandel mit ihm. Die gewöhnlichen Menschen verlieren sich in der Sinnenwelt, den heiligen Menschen aber beschäftigt sein Inneres. Das Ewige kennen heißt erleuchtet sein. Das Ewige nicht kennen macht unglücklich. Wer das Ewige kennt, ist umfassend, daher gerecht. Er kommt zur inneren Einheit und Geradheit und lautern Selbstlosigkeit. Sein Verhalten wird durch Tao bestimmt, den er daher nachahmt, auch ohne es zu wollen. „Wie Tao unermüdlich alle Wesen hervor-

[1] Ratzel, Völkerkunde II² 697.

[2] Über den Taoismus vgl. Legge in den Transactions of the IX. intern. Congress of Orientalists II 563; ferner V. v. Strauß u. Torney, Essays zur allgemeinen Religionswissenschaft (1879) 75 ff, und dess. Lao-tses Tao-te-king, übersetzt und kommentiert (1870); De Harlez, Les religions de la Chine 170 ff; Dvořák, Chinas Religionen, 2. Tl: Lao-tsi und seine Lehre, Münster i. W. 1903.

[3] V. v. Strauß u. Torney a. a. O. 111. Léon Wieger S. J., Le canon taoiste, Sienhsiu (Hokienfu) 1912.

[4] V. v. Strauß u. Torney a. a. O. 87—88. [5] Ebd. 111.

bringt, versorgt, ernährt, ausbildet, vollendet, beschützt und mit Wohltaten segnet, so muß der heilige Mensch ihm darin ähnlich sein; weshalb denn auch er sich aller liebevoll annimmt, allen hilft, allen wohltut, keinen Menschen, ja kein Geschöpf verläßt." Selbst durch sein bloßes Dasein wirkt der heilige Mensch veredelnd, weil das Häßliche und Böse den Menschen zum Bewußtsein kommen, wenn sie das Schöne und Gute am heiligen Menschen sehen. Der heilige Mensch ist nach Lao-tse bescheiden, begierdelos, behutsam, genügsam, unscheinbar vor der Welt, aufrichtig, „vergilt Feindschaft mit Wohltun".

V. v. Strauß meint: Da Lao-tse dieselben Tugenden kennt, die auch wir preisen, und zwar als Ausflüsse der Einigung der Seele mit Gott, so wird man fast an die evangelische Ethik erinnert. Doch scheint uns der „heilige Mensch" Lao-tses ein bißchen an den stoischen Weisen zu erinnern, der in Selbstgenügsamkeit sich schließlich nur mehr durch die Zeit von Gott unterscheidet. Auch tritt im Tao-te-king eine gewisse Verachtung der gewöhnlichen Verrichtungen des Alltagsmenschen hervor.

Von den Verhaltungsregeln Lao-tses für die Regierenden heben wir folgende heraus. Die Regierenden sollen frei sein von Herrschsucht, sich nicht überheben, denn „Adel macht das Geringe zu seiner Wurzel, Hoheit macht das Niedrige zu seiner Grundlage. Daher nennen sich die Fürsten und Könige nach altem Brauch Wenigkeiten, Unwerte. Von solchen Regierenden fühlt sich das Volk nicht bedrückt, ihnen gehorcht es gern. Liebt der Herrscher das Volk, sorgt er für dessen Leben, Wohlsein, Unterhalt, ohne nach Besitz, Ehre, Gewalt zu streben, entsagt er großen Taten und aller Vielregiererei, so ist er ohne Tun, und doch fehlt es nicht an gutem Regiment. Milde und Nachgiebigkeit vermögen mehr als Härte und Stärke. Nur mit Redlichkeit regiert man ein Land. Je mehr Verbote und Beschränkungen das Reich hat, desto mehr verarmt das Volk; je mehr Gesetze und Verordnungen verkündigt werden, desto mehr Diebe und Räuber gibt es. Ist der Regierende nicht redlich, so werden die Redlichen zu Schelmen, die Guten zu Heuchlern". Der heilige Mensch ist „gerecht und nicht verletzend, bieder und nicht beleidigend, ehrlich und nicht willkürlich, leuchtend und nicht blendend" [1].

Auch über die Todesstrafe spricht sich Lao-tse aus. Beides, meint er, verlange Mut, sowohl den Verbrecher zu töten, als ihn leben zu lassen, und beides sei bald nützlich, bald schädlich. Dem heiligen Mann werde es schwer, „sich im gegebenen Fall für eines von beiden zu entscheiden, zumal der Himmel bei aller Langmut doch den Verbrecher zu finden wisse und nicht entkommen lasse. Grundsätzlich tastet er aber die Todesstrafe nicht an. Denn fürchtet das Volk nicht das Furchtbare, dann kommt das Furchtbarste" [2]. Allein das Todesurteil soll der zuständigen Behörde überlassen bleiben.

Im Hinblick auf die Eroberungssucht vieler Fürsten der Lehnsstaaten, aus denen das chinesische Reich bestand, sagt Lao-tse [3]:

„Kein größerer Frevel als Gelüst erlaubt zu nennen,
Kein größeres Unheil als Genügen nicht zu kennen,
Kein größeres Laster als auf Mehrbesitz zu brennen."

---

[1] Essays 104. [2] Ebd. 105. [3] V. v. Strauß, Lao-tses Tao-te-king Kap. 46.

Obwohl die Lehre des Taoismus in ihrer ursprünglichen Fassung, namentlich die Lehre von Gott, weit über der des Konfuzius steht, ist sie doch nie recht in die großen Massen des chinesischen Volkes eingedrungen. Sie hat sich auch im Laufe der Zeit vielfach verändert, besonders viele buddhistische Elemente in sich aufgenommen. Vom Buddhismus bekam der Taoismus seine Tempel und Klöster — jedoch ohne den Zölibat — und seine Kategorien der Götter (Götter, große Götter, höchste Götter) sowie seinen Gottesdienst[1].

8. Die Japaner.

Wie mit einem Schlag ist Japan, „das Reich der aufgehenden Sonne", innerhalb eines halben Jahrhunderts nicht nur in den Kreis der europäischen Zivilisation, sondern auch in den Vordergrund der großen Kulturmächte getreten. Die Erfolge seiner wohlorganisierten, mit den neuesten Erfindungen ausgerüsteten Armee und Flotte im letzten russisch-japanischen Kriege erregten allgemeines Erstaunen. Seine Schulen werden nach europäischen Vorbildern eingerichtet, eine große Zahl japanischer Studenten besucht die ausländischen Universitäten und bringt europäische Bildung nach Hause, ein Netz von Eisenbahnen, Telegraphen und Telephonen durchzieht das Land, Industrie und Handel sind schnell zu hoher Blüte gelangt und bedrohen Europa im fernen Osten mit einer gefährlichen Konkurrenz.

Die neue Verfassung ist ganz nach europäischem Muster eingerichtet; der Staat überläßt die Religion dem einzelnen und fragt nicht nach dem Bekenntnis seiner Angestellten. In den Schulen wird kein Religionsunterricht, sondern nur eine Unterweisung in der Moral erteilt. Die Geburten und Ehen werden von dem Zivilbeamten ohne Rücksicht auf Religion registriert.

Es darf uns deshalb nicht befremden, daß immer mehr europäische Anschauungen und Gebräuche aufkommen und die alten Sitten verdrängen. Die Gebildeten huldigen vielfach dem flachsten Indifferentismus. Es ist zwar bei einem Teil der Bevölkerung eine Bewegung zur Wiederbelebung der alten Nationalreligion entstanden, aber sie hat nur ganz geringen Erfolg gehabt.

Unserem Zwecke entsprechend liegt uns weniger daran, das heutige halbeuropäische Japan kennen zu lernen, als vielmehr die Sitten und Anschauungen Alt-Japans, so wie es vor dem Eindringen der europäischen Kultur bestand. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts sperrte es sich fast vollständig gegen das Ausland ab mit Ausnahme Chinas, dessen Einfluß bei seinem östlichen Nachbar seit den ältesten Zeiten sehr groß war. Aus chinesischen Quellen hat man auch die ältesten Nachrichten über das Land der aufgehenden Sonne.

Beim Beginn der christlichen Zeitrechnung bestanden in Japan wenigstens zwei, möglicherweise mehrere unabhängige Staaten. Der Hauptpotentat hatte sein Gebiet in Yamato, rings um den Biwasee. In diesem Gebiet gab es kleine erbliche Fürsten, die alle dem Kaiser in Ito unterstanden. Aus den ältesten Nachrichten ersehen wir, daß schon damals große Rangunterschiede in der japa-

[1] Vgl. Dvořák, Chinas Religionen, 2. Tl, S. 146.

nischen Gesellschaft bestanden, daß die einen Vasallen der andern waren, daß Abgaben erhoben wurden, daß es zum Austausch der überflüssigen Waren in den verschiedensten Provinzen Marktplätze gab, die unter der Aufsicht der Zentralgewalt standen[1].

Merkwürdig ist, daß sich damals alle Japaner, hohe und niedere, Männer und Frauen, tätowierten und bemalten. Die ältesten chinesischen Reisenden schildern die japanischen Frauen als „treu und nicht eifersüchtig". Die Frauen waren viel zahlreicher als die Männer. „Alle Männer von höherem Rang haben vier oder fünf Frauen, andere zwei oder drei." Diebstahl kam nicht vor, und Streit war selten. „Die Weiber und Kinder derjenigen, welche die Gesetze übertreten, wurden konfisziert (eine Quelle der Sklaverei), und bei schweren Verbrechen wurde des Verbrechers Familie vertilgt."

Die Trauer beim Tode dauert etwa zehn Tage, während welcher Zeit die Glieder der Familie weinen und klagen, ihre Freunde aber singend, tanzend und musizierend ankommen. Sie üben Wahrsagerei, indem sie Knochen verbrennen, und bestimmen so guten oder bösen Erfolg, und ob sie eine Reise unternehmen sollen oder nicht. Sie bestimmen auch einen Mann, den sie „Trauerhalter" nennen. Er darf sich nicht kämmen, waschen, kein Fleisch essen, mit Frauen keinen Umgang haben. Wenn sie Glück haben, machen sie ihm wertvolle Geschenke; trifft sie aber eine Krankheit oder Unfall, so schreiben sie das dem Umstand zu, daß der Trauerhalter sein Gelübde nicht gehalten hat, und töten ihn. Die Schrift wurde erst um das Jahr 400 n. Chr. von China oder Korea aus in Japan eingeführt. Aus Legenden und Fabeln der Japaner der ältesten Zeit kann man entnehmen, daß sich die Herrscher göttlichen Ursprung zuschrieben (Söhne des Himmels), daß bei ihrem Tode auch mehrere ihrer Angehörigen und Diener mitbegraben wurden, um ihnen ins Jenseits zu folgen. Schon aus dem Anfang der christlichen Zeitrechnung liegt ein kaiserliches Verbot vor, das sich gegen diesen Gebrauch richtet und dafür die Verwendung von Lehmfiguren anordnet[2]. Um sich zu versichern, daß man sich nicht falsche Namen und Familienregister beigelegt habe, ließ der Kaiser im Jahre 415 n. Chr. ein Ordal, eine Wasserprobe, vornehmen. Es sollte ein Kessel mit siedendem Wasser an einem Platze aufgestellt werden und jeder verpflichtet sein, dorthin zu gehen

[1] Vgl. James Murdoch, A History of Japan. Published by the Asiatic Society in Japan I, Yokohama 1910, 38 ff.

[2] Murdoch a. a. O. I 69. In dem Aufsatze „Vor- und Urgeschichte Japans" in der Zeitschrift für Ethnologie XXXIX (1907) 307 schreibt E. Bälz: „Wie bei fast allen halbbarbarischen Völkern des Altertums wurden auch in Japan früher beim Tode eines Fürsten seine Diener, Sklaven oder Kriegsgefangene mitgetötet, damit sie ihm im Jenseits weiterdienten. In Japan hatten solche Menschenopfer die schrecklichste Form des bis zur Brust in die Erde Begrabenwerdens, also eines langsamen, qualvollen Hunger- oder Erstickungstodes. Ein Kaiser soll einmal über das mehrere Tage und Nächte fortdauernde Jammern und Ächzen solcher Unglücklichen entsetzt gewesen sein und soll dann ... beschlossen haben, künftig die Menschenopfer durch Tonfiguren zu ersetzen. Wahrscheinlich handelt es sich hier wie bei vielen andern um die Nachahmung eines chinesischen Brauches. Denn ein Ersatz von Menschenopfern durch Steinfiguren wird dort früh erwähnt." Wir bemerken aber, daß es sich bei der Tötung von Menschen beim Begräbnis, damit sie den Verstorbenen in der andern Welt dienen, nicht um eigentliche Opfer handelt.

und dabei zu sagen: „Wer die Wahrheit sagt, wird unversehrt bleiben, wer aber falsch ist, wird Schaden leiden." Dann solle jeder die Hand in das siedende Wasser tauchen. Die, welche die Wahrheit sagten, blieben unverletzt, die andern wurden verbrannt. Deshalb schlichen die, welche falsche Titel hatten, aus Furcht heimlich davon[1].

Aus dem Jahre 645 n. Chr. besitzen wir ein großes Reformdekret, das zahlreiche Mißstände in der Verwaltung und Rechtspflege beseitigt und diese neu ordnet. Da heißt es z. B.: Je 50 Häuser sollen eine Gemeinde bilden, und in jeder Gemeinde soll ein Vorsteher sein, der die Aufsicht hat über das Volk, und dem die Leitung der Aussaat und die Kultur der Maulbeerbäume, die Verhinderung und Prüfung der Vergehen und das Eintreiben der Leistungen an Abgaben und Zwangsarbeiten zustehen. Es werden dann die Steuern und Fronden neu geregelt und die alten abgeschafft; besonderes Augenmerk wird auf die Grundsteuern gerichtet[2]. Im Jahre 702 wurde schon ein ganzes Strafgesetzbuch veröffentlicht. Man besitzt es allerdings nur in der Ausgabe von 833, die mancherlei Zusätze und Erklärungen brachte. Dieses Gesetzbuch umfaßt das gesamte öffentliche und Privatrecht, die Organisation der Reichs- und Lokalbehörden und regelt selbst das Markt- und Begräbniswesen usw. Interessant ist die folgende Bestimmung: „Ein Stück Land soll jeder Person in dem Distrikt, in dem sie lebt, gegeben werden. Selbst wenn die Grenzen eines Distrikts geändert werden, behält jeder das Recht auf Land, welches nun zu seinem Distrikt gehört. Alle sechs Jahre soll eine Untersuchung angestellt und die Zahl der inzwischen verstorbenen Personen festgestellt werden. Ihr Land soll denen gegeben werden, die das erforderliche Alter erreicht haben oder seit der letzten Landverteilung zugewandert sind. Jede männliche Person von fünf Jahren und darüber soll zwei tan (etwa einen halben englischen Acre) erhalten, und jede weibliche vom selben Alter ein Drittel davon; doch kann die Größe je nach der Ausdehnung des Distrikts verschieden sein. Sklaven, die der öffentlichen Gewalt gehören, sollen zwei tan und die Sklaven der Privatleute ein Drittel davon erhalten."[3] Damit war eine Latifundienwirtschaft von vornherein unmöglich gemacht. Das erwähnte Strafgesetzbuch nennt folgende als besonders strafbare Handlungen: Verbrechen gegen Kaiser und Reich, Landesverrat, Mord an Eltern und Geschwistern, sonstigen Mord und schwere Körperverletzung, Unehrerbietigkeit gegen Kaiser und Religion, Unehrerbietigkeit gegen Eltern usw. Die übrigen strafbaren Handlungen werden eingeteilt in Verbrechen gegen die Religion, gegen Gesundheit und Leben, gegen das Eigentum (Diebstahl und Raub), Brandstiftung, Verbrechen gegen die Sittlichkeit, Verleumdung usw. Schon aus der Zeit der Abfassung dieses Gesetzbuches werden Todesstrafe, Verbannung, Entziehung des Grundeigentums, ja Konfiskation aller Güter erwähnt[4].

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als die ersten christlichen Missionäre nach Japan kamen, war das Inselreich in mehr als 60 kleine Fürstentümer

---

[1] Murdoch, A History of Japan I 55. [2] Ebd. I 156 ff.
[3] Ebd. II (1903) 3 A.
[4] Vgl. Globus LXV (1894) 75 ff: Strafrechtspflege in Japan.

oder Königreiche gespalten. Zwar galt der Daimio (Mikado) in Miako (Kioto) dem Namen nach als der Herrscher Japans, aber er war vollständig machtlos. Die einzelnen Fürsten waren in ihren Besitzungen unabhängig und lagen in fast beständiger Fehde miteinander. Die Folge dieser ewigen Kriege war eine große Verarmung des Volkes, auch der Adeligen. Übrigens war auch die Macht dieser Fürsten in ihrem Bereich nicht groß. Das Haupt jeder Familie war auf seinem Boden und in seinem Hause fast absolut und konnte nach Belieben seine Kinder und Diener töten[1].

Man unterschied vier Volksklassen: 1. die Herren (tonos), die Grundbesitzer und Adeligen, die aber dem Range nach untereinander sehr verschieden waren, wie bei uns die Herzöge, Grafen und Barone; 2. die sehr zahlreichen und mächtigen Bonzen (Mönche); 3. die Soldaten oder Krieger, eine Art Ritterstand; 4. die Kaufleute, Gewerbetreibende, Handwerker usw. Außerdem gab es noch eine zahlreiche Klasse dienender Leute, denen die Besorgung der niedern Dienstleistungen im Hause und auf dem Felde oblag.

Gefängnisse gab es keine. Die einzigen Strafen waren Tötung, Verbannung oder Konfiskation der Güter. In einigen Teilen bei Miako wurden die Räuber und andere Verbrecher gekreuzigt[2]. Wenn jemand getötet werden soll, wird das Haus umzingelt und dem Schuldigen mitgeteilt, daß er sterben muß. Nun steht es in seiner Wahl, sich selbst zu töten oder sich bis aufs äußerste zu verteidigen. Im letzteren Falle werden aber mit ihm alle seine Angehörigen umgebracht. Wählt er aber die Selbsttötung, was meist geschieht, so ruft er einen Freund oder Diener und bittet diesen, ihm den Kopf abzuschlagen, nachdem er sich selbst verwundet habe. Dann nimmt er den Dolch und durchschneidet sich die Eingeweide, und sobald diese aus der Wunde heraustreten, schneidet ihm der Freund oder Diener den Kopf ab. Sie pflegen sich bei dieser Prozedur so unerschrocken zu benehmen, als ob sie gar nichts fühlten. Wer so stirbt, gilt als Held und wird sehr geehrt. Nicht selten töten sich mit ihm seine Diener, um ihre Treue und Anhänglichkeit an ihren Herrn zu beweisen. Diese Todesart des Bauchaufschlitzens (Harakiri) war damals in Japan etwas sehr Gewöhnliches, so daß selbst Kinder vor ihren Eltern wegen eines Ärgers sich auf diese Weise umbrachten. Der eigentliche Grund dieses sonderbaren Gebrauches ist das hochentwickelte Ehrgefühl des Japaners, dem nichts für schimpflicher gilt, als durch Henkerhand umzukommen, und der Umstand, daß er nur auf diese Weise das Leben und Vermögen seiner Angehörigen retten kann.

Die Folge der unaufhörlichen Kriege war nicht nur die politische und soziale Zerrüttung des Inselreiches, sondern auch ein unschreiblicher religiöser Wirrwarr, so daß die meisten Leute selbst kaum wußten, was für eine Religion sie eigent-

[1] Wir entnehmen diese und manche von den folgenden Angaben einer unvollendet gebliebenen Geschichte der Mission in Japan, die P. Alexander Valignani S. J. in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts verfaßt hat. Valignani war lange Jahre Oberer der Missionäre in Japan und erhielt das Material zu seiner Geschichte von den Missionären, von denen mehrere schon über 30 Jahre in Japan tätig waren. Das Manuskript ist erst in neuester Zeit veröffentlicht worden in den Monumenta historica Societatis Iesu, Monumenta Xaveriana, Matriti 1899—1900, I 1—198.

[2] Ebd. I 95.

lich hatten. Unzählige Sekten tauchten überall auf, doch gab es hauptsächlich drei Religionen, denen die meisten anhingen: den Konfuzianismus, der früh von China nach Japan verpflanzt wurde, den Buddhismus, der in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in Japan eindrang, und endlich den Sintoismus (Schintoismus) oder die Sintoreligion, die ursprüngliche Religion der Japaner. Diese wird auch die Religion der Kamis genannt, denn Sinto und Kami bedeutet dasselbe (Geister oder Himmelsbewohner).

Kamis heißen zunächst die sieben himmlischen Geister, aus denen die erste Dynastie Japans besteht, ferner die fünf Halbgötter der zweiten Dynastie und alle diejenigen Herrscher und Großen, die vom regierenden Kaiser in die Reihe der Kamis aufgenommen wurden. Der erste der sieben himmlischen Geister entstand aus dem Chaos, und ihm folgten der Reihe nach die andern. Der letzte derselben, Isanagi, zeugte mit seiner Frau Isanami mehrere Söhne, aber diese gehörten wegen ihres fleischlichen Ursprungs einer tieferen Stufe der Gottheit an. Der Gründer der zweiten Dynastie heißt Tensio-Daidsin, d. h. der große, die Himmel erleuchtende Geist (die Sonne). Von ihm wollen alle Japaner abstammen. Er wird am meisten verehrt, da man die übrigen für zu erhaben hält, als daß sie sich um die Erde kümmerten[1]. Nach Charlevoix scheinen die Japaner noch an eine höhere Gottheit geglaubt zu haben. Er schreibt: „Die Japaner drücken sich zuweilen so aus, daß man annehmen muß, sie anerkennten noch ein erstes Wesen, ein höchstes Wesen; aber wenn man in sie dringt, zu sagen, was sie darüber denken, so antworten sie nichts Zusammenhängendes, und es ist sicher, daß sie ihm keine bestimmte Verehrung erzeigen. Es scheint sogar, daß sie ihn mit dem ersten Mikotto[2] identifizieren, der zuweilen genannt wird: der reinste Teil und die unsichtbare Substanz des Chaos, die aus diesem durch die Bewegung und die tätige Kraft des Himmels und der Elemente hervorgegangen."[3] Es ist schwer glaublich, daß die intelligenten Japaner gemeint haben sollten, das Chaos und die Elemente hätten die höchsten Kamis erzeugt.

Der Buddhismus scheint in Japan seine Gestalt vollständig geändert zu haben. Das heilige Buch des japanischen Buddhisten ist der Fokekio, der aber von verschiedenen Sekten verschiedentlich ausgelegt wird. Die meisten Japaner sind Buddhisten und Sintoisten zugleich, verehren die Götter beider Religionen. Als der höchste Gott der Buddhisten gilt Amida, der in einem Paradiese im Westen thront. Die Freuden dieses Paradieses werden in den lebhaftesten Farben geschildert, und viele Buddhisten glauben durch häufiges Nennen des Namens des Amida (Namu Amida but) ohne weitere Reue und Buße oder gute Werke von ihren Sünden gereinigt zu werden und in das Paradies zu kommen, besonders wenn sie den Bonzen Almosen geben.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an die jenseitige Vergeltung ist unter der großen Masse des Volkes seit den ältesten Zeiten

---

[1] Charlevoix, Histoire et Description générale du Japon I, Paris 1736, 89—90.

[2] Mikotto ist der allgemeine Name der ersten sieben Kamis.

[3] Charlevoix a. a. O. I 90.

allgemein[1]. Alle Menschen müssen himmlischen Richtern Rechenschaft ablegen über ihr Leben. Der Lohn der Tugendhaften ist das Paradies, die Strafe der Bösen die Hölle (Neno-Buni)[2]. Schon die alten Missionäre bezeugen diesen Glauben des Volkes an Paradies und Hölle. Auch die Mehrzahl der Großen teilte diesen Glauben. Doch gab es schon damals Aufgeklärte, die ihn verwarfen. Nach ihnen gibt es weder Paradies noch Hölle. Vergnügen und Leiden gebe es nur in diesem Leben. Diejenigen, die zur wahren Erkenntnis gelangt sind, haben darin ihren Ruhm und ihre vollendete Ehre als Fotoken (Buddhas?). Diejenigen aber, welche zu dieser Erkenntnis nicht gelangen und darin gesättigt sind, wandern von einer Hölle zur andern, indem sie in verschiedene Körper von Menschen oder Tieren eingehen, bis sie zu ihrem Prinzip, dem Gott Amida, zurückkehren. Vor dem gewöhnlichen Volke reden sie aber nicht so, sondern wie alle andern Bonzen[3].

Die Berichte der alten Missionäre sind voll des Lobes für den aufrichtigen Eifer, mit dem sich viele heidnische Japaner um das ewige Leben im Jenseits bemühten. „Diese guten Leute achten das gegenwärtige Leben für nichts und haben keine größere Sorge, als sich ein echtes und dauerndes Glück in der andern Welt zu verschaffen, d. h. zu verdienen, in das Paradies des Gottes aufgenommen zu werden, dem sie sich auf besondere Weise geweiht haben; denn jede Gottheit hat ihr eigenes Paradies. Es gibt eines in der Luft, eines auf dem Meeresgrund, eines in der Sonne, im Mond und in allen Lichtkörpern, welche die Erde beleuchten. Jeder wählt sich seinen Gott je nach dem Paradies, das ihm am besten gefällt, und spart dann nichts, ihm seine Anhänglichkeit zu beweisen.“ [4]

Eine Hauptpflicht der Sintoisten ist das Streben nach Reinheit von jeder körperlichen und geistigen Befleckung. Deshalb ist vor jedem Tempel Wasser zur Reinigung. Mit Ehrfurcht und gesenkten Augen soll man dem Tempel nahen. Im Tempel selbst ist ein Metallspiegel aufgestellt, und zwar so, daß man sich beim Eintreten in den Tempel darin erblickt. Dadurch soll der Eintretende gemahnt werden, zu bedenken, daß, wie man alle seine Züge und Flecken im Spiegel sehen kann, so auch die Unsterblichen alle Flecken und geheimsten Gesinnungen seines Herzens wahrnehmen[5].

Zweimal im Jahre werden Papierfiguren in den Fluß geworfen zum Zeichen, daß das Volk von den Sünden der letzten sechs Monate reingewaschen

[1] Murdoch (A History of Japan I 178) behauptet, die alte Schintoreligion sei deshalb leicht vom Buddhismus verdrängt worden, „weil er keine besondere Priesterkaste, kein Sittengesetzbuch besaß und nichts über ein zukünftiges Leben, einen Himmel und, was vielleicht noch wichtiger ist, eine Hölle zu sagen hatte“. Er bringt keinerlei Beweise für diese Behauptung, und doch erzählt er selbst, daß man in der vorbuddhistischen Zeit beim Tode eines Fürsten dessen Diener und Angehörige getötet habe, damit sie ihn ins Jenseits begleiteten. Das hätte keinen Sinn gehabt, wenn sie nicht an ein jenseitiges Leben glaubten. Auch nahmen die Kaiser diejenigen, die sich durch Heldentaten und Heiligkeit ausgezeichnet hatten, nach dem Tode in die Reihen der Kamis auf. Das wäre ebenfalls sinnlos ohne den Glauben an das Fortleben nach dem Tode.

[2] Vgl. Mohnike, Die Japaner, Münster 1872, 52.

[3] Vgl. Monumenta historica Societatis Iesu I 115—116.

[4] Charlevoix a. a. O. I 90. [5] Ebd. I 175.

sei. Zuweilen vollzieht der Priester an seiner Person für das ganze Volk den sinnbildlichen Akt der Abwaschung[1]. Die Akte der äußeren Gottesverehrung bestehen besonders in Opfern, Gebeten und der Feier der vorgeschriebenen Feste.

Da uns kaum etwas einen tieferen Einblick in die sittlichen Anschauungen eines Volkes gewährt als seine Art zu beten, so lassen wir einige japanische Gebetsformeln folgen. Eigentlich betet der Mikado für das ganze Volk, ähnlich wie früher der Kaiser von China für sein Reich betete. Denn sein Gebet hat einen viel höheren Wert als das der gewöhnlichen Menschen, weil er ein Sohn der Götter ist. Ein solches Gebet des Mikado lautet: „O Gott, der du in der hohen Ebene des Himmels wohnst, der du göttlich bist deinem Wesen und Verstand nach und mächtig, Schutz zu verleihen gegen Schuld und Strafe, die Unreinheit zu verbannen und uns von Befleckung zu reinigen, ihr Scharen der Götter, neiget euer Ohr und höret unsere Bitten."

Daß aber auch die gewöhnlichen Japaner ihre Pflicht, zu beten, erfüllen, geht daraus hervor, daß es genaue Anweisungen gibt, wie man seine täglichen Andachtsübungen verrichten solle. Das erste Gebet am Morgen lautet: „Aus der Ferne verehre ich in Demut und Unterwürfigkeit Ame-no-Mi-haschira und Kumi-no-Mi-haschira (den Gott und die Göttin des Windes). . . . Ich sage voll Ehrfurcht: Würdigt euch, mich zu segnen, indem ihr die unfreiwilligen Vergehen gut macht, in welche ich, gesehen und gehört von euch, gefallen bin, und indem ihr wegblaset und beseitigt das Übel, welches die bösen Götter mir antun könnten, und indem ihr mir helfet, lange zu leben, wie der harte und dauernde Fels, und indem ihr den Göttern himmlischen Ursprungs und den Göttern irdischen Ursprungs die Bitten wiederholt, die ich jeden Tag vortrage, mit eurem Atem, auf daß sie dieselben vernehmen mögen mit der Scharfhörigkeit des schnell rennenden Füllens."[2]

„Bekümmere dich nie", heißt es in einem andern Gebet, „um Lob und Tadel deiner Mitmenschen, sondern handle so, daß du dich nicht zu schämen brauchst vor den Göttern des Unsichtbaren. Wenn du wahre Tugend zu üben wünschest, dann lerne die Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren; das wird dich abhalten, Böses zu tun. Mache ein Gelübde zu dem Gott, der das Unsichtbare regiert, und pflege dein Gewissen, das dir eingepflanzt ist. Du kannst höchstens hoffen, hundert Jahre zu leben; da du aber nach dem Tode in das unsichtbare Reich des Oho-kuni-nuschi eingehen und seiner Herrschaft untertan sein wirst, so lerne beizeiten, vor ihm dich zu beugen."

Unter den sittlichen Eigenschaften der Japaner ragen besonders Vaterlandsliebe und Tapferkeit hervor, die sich nicht selten zu heldenmütiger Todesverachtung steigern. Der Heroismus, den die Japaner in der großen Christenverfolgung bewiesen, hat kaum seinesgleichen in der Geschichte. Selbst zarte Frauen und Kinder aus den edelsten Familien gingen mit der größten Standhaftigkeit in den qualvollsten Tod. Außerdem werden dem Japaner Geduld und Sanftmut, Gastfreundschaft, Mildtätigkeit gegen die Armen, Dankbarkeit für empfangene Wohltaten, Treue und Freundschaft nach-

[1] Chr. Pesch, Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen der Neuzeit 51.
[2] Ebd. 52 nach Redd, Japan I 44.

gerühmt[1]. Grobe Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Ehebruch, kommen selten vor. Dies ist die Folge der schonungslosen und unparteiischen Strenge, mit der die Rechtspflege gehandhabt wird[2].

Die Ehen werden gewöhnlich von den Eltern ohne Einwilligung der Brautleute geschlossen. Indessen können sich die Ehegatten unter Umständen wieder trennen; die Frauen machen allerdings selten Gebrauch von diesem Recht. Der Mann kann neben der Frau so viele Konkubinen haben, als er will. Der Ehebruch von seiten der Frau wird mit dem Tode bestraft; selbst durch allzugroße Freiheit kann sie diesem Lose anheimfallen. „Nichts kommt dem Zwang und der Einschränkung gleich, in der die Frauen leben, als ihre Bescheidenheit und ihre Treue. Die Japaner sind vielleicht die einzigen Männer auf Erden, die das Geheimnis gefunden haben, sich die Zuneigung ihrer Frauen zu bewahren, indem sie sie in einer Art Gefangenschaft halten.“[3]

Die Geschichte Japans ist voll von Beispielen einer aufrichtigen Anhänglichkeit der Frauen an ihre Männer; manche wählten den Tod durch Hunger, um ihren Männern in das Grab zu folgen, da sie sich auf andere Weise nicht töten konnten. Die Treue der Bedienten ist nicht geringer als die der Frauen. Es stirbt kein Mann von Rang, ohne daß eine bestimmte Zahl von seinen Dienern sich den Bauch aufschlitzt, um ihm in die andere Welt zu folgen; es gibt sogar solche, die sich beim Eintritt in den Dienst eines Herrn dazu verpflichten.

Auffallend bei einem so zivilisierten und hochstehenden Volke ist der Brauch, die Kinder zu ersticken oder auszusetzen, die man nicht ernähren kann; ja die Japaner sehen das für einen Akt der Menschlichkeit an, indem sie die Kinder von einem elenden Leben befreien, das ihnen zur Last würde. Reiche kinderlose Eheleute adoptieren Kinder ihrer Verwandten oder Freunde, die deren zu viel haben. Bei Eingehung der Ehe gilt bloß die Blutsverwandtschaft im ersten Grade als unübersteigliches Hindernis.

Wenn der Erstgeborne der Familie in das Mannesalter tritt, so zieht sich der Vater zurück und überläßt ihm alle seine Güter. Er behält sich nur so viel, als für seinen eigenen Unterhalt und den der übrigen Kinder nötig ist. Der Anteil der Nachgebornen ist sehr gering. Die Töchter nehmen, wenn sie sich verheiraten, nur das mit, was sie am Leibe tragen.

Wir geben noch die Schilderung des Begräbnisses eines Reichen, wie es nach dem Zeugnis der Missionäre in Miako oder Kioto stattzufinden pflegte. In der Residenz des Mikado werden sich wohl die alten Gebräuche am reinsten erhalten haben. Eine Stunde vor dem Begräbnis begeben sich die Freunde des Verstorbenen in feierlichem Aufzug zur Begräbnisstätte, wie um davon Besitz

---

[1] Vgl. Charlevoix, Histoire du Japon I 76 ff; Mohnike, Die Japaner 38 ff.

[2] Über die sittlichen Anschauungen der heutigen Japaner handelt sehr ausführlich Professor Inazo Nitobe in dem Werk Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern, hrsg. von A. Stead, 2. Neudruck, Leipzig 1904, 237 ff. Über die Religion der heutigen Japaner vgl. Dahlmann S. J., Missionary at Tokio: The Religion of Japan, London, Catholic Truth Society.

[3] Charlevoix a. a. O. I 160. Unsere Schilderungen gelten hauptsächlich vom 16. und 17. Jahrhundert.

zu ergreifen. An der Spitze des Leichenzuges schreiten die Frauen in weißen Kleidern; hinter ihnen mehrere Hauptpersonen der Stadt, die dem Verstorbenen ihre Freundschaft bezeigen wollen. Dann kommt in einer Sänfte der Hauptbonze der Sekte, zu der der Verstorbene gehörte, ganz mit Gold und Silber bedeckt und umgeben von einer Schar von Bonzen in schwarzen Mänteln. Es folgen weitere 200 Bonzen, die das Lob ihres Gottes singen, dann mehrere Männer, die an langen Stangen große mit Rosen und andern künstlichen Blumen gefüllte Körbe tragen. Durch Schütteln der Körbe entsteht eine Art Blumenregen, und als ob diese Blumen vom Himmel kämen, ruft das Volk, der Verstorbene sei in das Paradies eingegangen. Junge Bonzen tragen unter dem Arme kleine Fahnen, auf denen der Name des Gottes der Sekte steht, zu der der Verstorbene gehörte. Die Leiche, die von vier Männern in einer Sänfte getragen wird, ist weiß gekleidet und in betender Stellung, je nach dem Gebrauch der Sekte. Über den Kleidern hat er einen Papierrock mit geheimnisvollen Zeichen, die ihm den Zugang zum Elysium öffnen sollen. Den Toten begleiten seine Kinder in festlichen Gewändern. Das jüngste trägt eine brennende Fackel, mit der der Scheiterhaufen angezündet werden soll. Sobald die Leiche auf dem Scheiterhaufen liegt, nimmt der Oberbonze die brennende Fackel des Kindes und geht damit dreimal laut betend um den Scheiterhaufen herum und zündet ihn an. Es werden Öl und wohlriechende Stoffe auf den brennenden Scheiterhaufen geworfen. Sobald die Leiche verbrannt ist, wirft sich die Familie auf die Knie, um den Toten zu verehren, von dem sie annimmt, daß seine Seele in das Paradies seines Gottes aufgenommen sei[1].

Am folgenden Tage wird die Asche des Toten in einer Urne gesammelt, mit einem kostbaren Tuche bedeckt und an die Stelle gelegt, wo der Scheiterhaufen stand. Dort bleibt sie sieben Tage, während welcher die Bonzen täglich bei derselben Gebete verrichten. Nach sieben Tagen wird sie an dem für sie bestimmten Ort auf einen Sockel gestellt, auf dem der Name des Verstorbenen und der des Gottes seiner Sekte angebracht ist. Nach sieben Monaten und wiederum nach sieben Jahren werden fast dieselben Feierlichkeiten wiederholt. Die gewöhnliche Trauerzeit dauert zwei Jahre, und während dieser Zeit müssen die Verwandten Trauerkleider tragen und sich aller Vergnügen enthalten.

Außerordentlich entwickelt ist bei den Japanern der Familiensinn. Die zarte Anhänglichkeit zwischen Eltern und Kindern und den Geschwistern untereinander ist oft rührend, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Charlevoix erzählt folgenden charakteristischen Zug:

Eine Frau war Witwe geworden und konnte sich mit ihren drei Knaben nur mühsam durch Arbeit ernähren. Da die drei Brüder nicht im stande waren, so viel zu erwerben, um ihrer Mutter ein erträgliches Los zu verschaffen, faßten sie folgenden sonderbaren Entschluß. Es war von der Regierung jedem, der dem Richter einen Dieb ausliefern würde, eine beträchtliche Geldsumme versprochen worden. Die drei Brüder kamen nun überein, einer von ihnen solle als Dieb gelten und die beiden andern ihn dem Richter ausliefern. Sie warfen das Los, welcher von ihnen das Opfer der kindlichen Liebe sein sollte, und das Los traf den jüngsten, der sich nun

[1] Charlevoix, Histoire du Japon I 240—243.

binden und von seinen Brüdern als Verbrecher zum Richter führen ließ. Vom Richter gefragt, antwortet er, er habe gestohlen, und wird ins Gefängnis geworfen, während seine Brüder die versprochene Summe erhalten. Diesen ging aber die Gefahr ihres Bruders doch sehr zu Herzen. Es gelang ihnen, in das Gefängnis zu dringen, und da sie glaubten, unbemerkt zu sein, fielen sie dem Bruder laut schluchzend um den Hals. Der Gefängnisbeamte hatte sie aber zufällig bemerkt und beauftragte nun einen seiner Leute, den beiden Anklägern zu folgen und alle ihre Schritte genau zu beobachten. Dieser berichtete bald darauf, er habe die beiden in ein Haus eintreten sehen, und als er näher gekommen, habe er gehört, wie sie der Mutter das Vorgefallene erzählten. Diese sei in lautes Wehklagen ausgebrochen und habe den beiden Brüdern befohlen, das Geld zurückzutragen; sie wolle lieber Hungers sterben als um den Preis des Lebens ihres Kindes weiterleben. Der Gefängnisaufseher war darüber sehr erstaunt, ließ den Gefangenen zu sich führen und fragte ihn über den angeblichen Diebstahl aus. Er konnte aber trotz allen Fragens nichts aus ihm herausbringen, bis er ihm erklärte, er wisse alles. Dann umarmte er ihn zärtlich und ging zum Kubo-Sama, um ihm darüber Bericht zu erstatten. Dieser war entzückt über dieses heldenmütige Betragen der drei Brüder. Er ließ sie herbeirufen, überhäufte sie mit Beweisen der Liebe und ließ ihnen eine jährliche Rente auszahlen, dem jüngsten eine von 1500 Talern (Yen), den beiden andern eine von 500.

9. Die Mongolen.

Die Mongolen zerfallen in die eigentlichen Mongolen (Ostmongolen) und die Kalmücken, Buräten usw. Sie bekennen sich seit langem fast allgemein zum Buddhismus. Doch besitzen wir noch einige Nachrichten aus ihrer vorbuddhistischen Zeit. Vor dem 13. Jahrhundert bewohnten sie die weiten Gebiete im Süden des Baikalsees und waren in viele unabhängige Stämme geteilt. Im Anfang des genannten Jahrhunderts vereinigte sie Temudschin, der sich seit 1206 Dschingis-Khan nannte, unter seinem Zepter und gründete wohl das größte Weltreich, das die Erde je gesehen hat. Beim Beginn der Herrschaft dieses gewaltigen Eroberers waren die Mongolen nomadisierende Völker[1]. Ihre Hütten bestanden aus Pfählen, die oben durch einen Holzring zusammengehalten wurden. Dieses Gerüst wurde mit zusammengebundenen Filzstücken bedeckt. Die Türe schaute gegen Süden und war stets offen. Der obere Kreis der Hütte blieb offen, um die Luft herein- und den Rauch hinauszulassen. Der Herd befand sich immer in der Mitte dieser engen Hütte, die eine ganze Familie beherbergte.

Ihre Herden (Kamele, Rinder, Ziegen und besonders Pferde) lieferten ihnen die Nahrung und Kleidung und bildeten ihren Reichtum. Pferdefleisch war ihre Lieblingsspeise. Der Unterhalt ihrer Herden zwang sie zu beständiger Wanderschaft. Jeder Stamm hatte sein besonderes Kennzeichen, das den Tieren aufgedrückt war, jeder auch sein genau umgrenztes Gebiet, dessen Teile er je nach der Jahreszeit besuchte.

Polygamie war allgemein, jeder Mann hielt sich so viele Frauen, als er ernähren konnte. Um ein Mädchen zur Frau zu erlangen, gab man seinen

---

[1] Die folgenden Angaben entnehmen wir hauptsächlich dem Werke: Histoire des Mongols depuis Tschinguiz-Khan jusqu'à Timour Bei ou Tamerlan. Par le baron C. D'Ohsson, 4 Bde, La Haye et Amsterdam 1834—1835.

Eltern eine vereinbarte Zahl Stück Vieh. Jede Frau hatte ihre eigene Hütte und Haushaltung. Der Sohn hatte die Pflicht, für den Unterhalt der Witwen seines Vaters zu sorgen; oft heiratete er sie mit Ausnahme der eigenen Mutter. Wenn der Verstorbene keinen Sohn hinterließ, mußte sein Bruder die Witwen heiraten; nötigenfalls wurde er dazu gezwungen. Heiraten unter Verwandten waren zulässig, nur durfte der Mann seine Mutter, seine Schwestern und Tanten nicht heiraten. Die Frauen waren sehr tätig, sie teilten mit ihren Männern die Sorge für die Herden, machten Kleider und Filztücher, lenkten die Wagen, beluden die Kamele und waren im Reiten ebenso kühn wie die Männer. Diese brachten, wenn sie nicht auf der Jagd oder im Kriege waren, die meiste Zeit müßig zu. Sie galten als listige Betrüger und Räuber, waren sehr schmutzig und über die Maßen dem Trunke ergeben. Die Trunksucht galt kaum als Laster[1]. Um sie in etwa einzudämmen, soll Dschingis-Khan verboten haben, sich mehr als dreimal im Monat zu betrinken. Dieser gewaltige Eroberer suchte überhaupt die Sitten seines Volkes zu heben. So verbot er den Ehebruch unter Todesstrafe[2]. Vielleicht ist es dieser Strenge zuzuschreiben, daß Marco Polo um die Mitte des 13. Jahrhunderts der Keuschheit der Mongolinnen ein so ehrendes Zeugnis ausstellen konnte. Er schreibt von den Mongolen: „Ihre Frauen sind die keuschesten und ehrbarsten in der Welt und lieben und ehren ihre Männer gar sehr. Und auf der andern Seite ist es bewunderungswürdig, der Männer Freundlichkeit im Umgang mit ihren Weibern zu sehen, unter denen, wenn ihrer auch zehn oder zwanzig sind, die preiswürdigste Ruhe und Einigkeit herrscht. Nie hört man eine beleidigende Sprache unter ihnen, und ihre Aufmerksamkeit ist ganz vom Handel (der von den Frauen betrieben wird) und von ihren verschiedenen häuslichen Geschäften, wie von der Besorgung des Lebensbedarfs der Familie, der Aufsicht über die Diener und der Sorge für die Kinder, um welche sie sich gemeinschaftlich kümmern, in Anspruch genommen. Und um so preiswürdiger sind die Tugenden der Bescheidenheit und Keuschheit bei den Frauen, als es den Männern gestattet ist, so viel Frauen zu nehmen, als sie wollen. Der Aufwand, den der Mann für sie zu machen hat, ist nicht groß, und auf der andern Seite ist der Nutzen, den er aus ihrem Handel und ihren Beschäftigungen . . . gewinnt, beträchtlich. Der Frau, welche zuerst geheiratet wird, erweist man die größte Achtung; sie wird als die rechtmäßigste betrachtet, was sich auch auf die von ihr gebornen Kinder erstreckt.“[3]

Wenn jemand krank war, stellte man vor seiner Hütte eine Lanze auf, und niemand durfte eintreten mit Ausnahme dessen, der den Kranken verpflegte. Starb der Kranke, so brachen seine Verwandte und Freunde in lautes Wehklagen aus. Sie beeilten sich, den Toten zu begraben, weil sie meinten, er

[1] C. D'Ohsson, Histoire des Mongols 14—15. [2] Ebd. 15—16.

[3] Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Deutsch mit einem Kommentar von Aug. Bürck, Leipzig 1855, 213—214. Über die Zustände bei den Mongolen im 13. Jahrhundert berichtet auch ziemlich ausführlich der Franziskaner Plano Carpini, welcher von Papst Innozenz IV. im Jahre 1245 zum Heere der Tartaren abgesandt wurde. Der Bericht ist abgedruckt bei Vincent. Bellovacensis, Speculum historicum l. 31.

befinde sich schon in der Gewalt der bösen Geister. Man legte Fleisch und Milch neben ihn. Diejenigen, die ihn geliebt hatten, opferten ihm Speise. Am Grabe opferte man sein vollständig gesatteltes Lieblingspferd, das man dort niederlegte zugleich mit verschiedenen Hausgeräten, einem Bogen und Pfeilen, damit alles das dem Toten in der andern Welt diene. Die Teilnehmer am Begräbnis mußten nach demselben zwischen zwei Feuern durchgehen, um sich zu reinigen. Man reinigte auch die Hütte und alles, was dem Verstorbenen gehört hatte, und hielt endlich zu seinem Andenken ein Totenmahl. Die Fürsten wurden nach dem Tode auf einen Stuhl in der Mitte der Hütte gesetzt; vor sie wurde ein Tisch mit einer Platte Fleisch und einer Tasse Milch gestellt. Man begrub diese Hütte und mit ihr eine Stute samt ihrem Fohlen, ein gesatteltes Pferd und verschiedene Wertsachen. Dieses Grab wurde sorgfältig verborgen; man stellte Wachen daneben, damit niemand nahe komme. Das Haus des Verstorbenen wurde niedergerissen, und bis zur dritten Generation durfte niemand seinen Namen aussprechen[1].

Über die Religion der alten Mongolen vor dem Eindringen des Buddhismus herrschten bei den Gelehrten die verschiedensten Ansichten. De Harlez, der berühmte und gelehrte Sinologe, hat diese Ansichten zusammengestellt und aus alten chinesischen, persischen und armenischen Quellen nachgewiesen, daß sich die meisten weit von der Wahrheit entfernen, was leicht zu begreifen ist, da sich der Reihe nach brahmanistische, buddhistische, lamaistische und chinesische Einflüsse geltend machten.

An der Hand der ältesten uns zugänglichen Quellen entwirft de Harlez folgendes Bild von der altmongolischen Nationalreligion, besonders zur Zeit Dschingis-Khans. Diese Religion war sehr einfach, noch einfacher als die der Mandschus, mit der sie übrigens viel Ähnlichkeit hat. Die Mongolen glaubten an ein höchstes, intelligentes und persönliches Wesen, das eine eigene von der Vernunft geleitete Tätigkeit hat und das die Mongolen in ihrer Sprache oft „Himmel" nannten, aber eigentlich Tegri hieß. Tegri ist der einzige und höchste Herr aller Dinge[2]. Die Gesetzessammlung Dschingis-Khans beginnt mit den Worten: „Man soll einen einzigen Gott anbeten, den Schöpfer und höchsten Herrn des Himmels und der Erde, der Leben und Tod und alle Güter gibt und über alles eine unbeschränkte Macht hat."[3] Auf dem Siegel des Khans standen die Worte: „Gott allein im Himmel und der Khan auf Erden."[4] Dem Papst schrieb der mongolische General Baiju-noyan: „Wenn du dem Gebote Gottes nicht gehorchest und dem, der auf Erden herrscht, wissen wir nicht, was geschehen wird. Gott allein weiß es."[5] Auch in ihren Eides-

[1] D'Ohsson a. a. O. 15—16.

[2] Nach Marco Polo war der Name der Mongolen für Gott „Nagatai", nach andern „Hormusda"; vgl. Hammer-Purgstall, Geschichte der Il-Chane I, Darmstadt 1843, 46. Von Nagatai wird gleich die Rede sein.

[3] De Harlez, La religion nationale des Tartares orientaux, Mandschous et Mongols, Bruxelles 1887, 180. Dieses Gesetz wäre ganz unerklärlich, wenn man nicht voraussetzte, schon vor Dschingis-Khan sei der Glaube an einen Gott weit verbreitet gewesen.

[4] Ebd. Vgl. D'Ohsson a. a. O. I 418; II 230—236.

[5] De Harlez a. a. O. 181.

formeln beriefen sich die Mongolen auf Gott. Der armenische Geschichtschreiber Guiragos (geb. ca 1200) sagt: „Die Mongolen hatten keinen Gottesdienst und verrichteten keine Zeremonien. Doch führten sie bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes im Munde und wiederholten oft, Gott habe sich den Himmel zum Besitz erwählt, die Erde aber dem Chan überlassen. Auch in der Gegenwart noch wird Kaira-Khan, der Himmelsgott, oft angerufen, z. B. um schönes Wetter zu erlangen.“ [1]

Außer an Gott glaubten sie an untergeordnete, dem Höchsten untergebene Geister, gute und böse, die sie aber nur insofern verehrten, als sie von ihnen die Abwendung eines Übels oder die Erlangung eines Gutes erhofften; der Kult der Geister bestand fast nur in Zaubereien und Gebeten. Im übrigen waren sie sehr abergläubisch, Götzenbilder hatten sie aber keine, ebensowenig als die alten Mandschus; erst später kamen durch den Einfluß des Buddhismus solche Götzenbilder auf.

Nach dem schon erwähnten Guiragos waren auch die Weiber Zauberinnen, die ihre Entscheidungen nach den Orakeln der Schamanen gaben. Die Mongolen glauben, daß ein Dämon in den Leib der Verstorbenen eingeht und sie tausend unsinnige Dinge hören läßt. Sie schinden das Pferd des Verstorbenen, den sie ehren wollen, und nähen die Haut wieder zusammen, als ob es ganz wäre; dann hängen sie die Haut an einem Baum oder einem erhöhten Ort auf. Sie haben keine Idee von einer Vergeltung im andern Leben; sie glauben, daß die Menschen nach dem Tode in eine andere Welt ziehen, wo sie zahlreiche Herden und Speise und Trank im Überfluß haben werden. Sie beugen das Knie vor der Sonne und vor dem Monde; sie reinigen sich, indem sie unter einer Schnur oder zwischen zwei Feuern durchgehen.

Einen tieferen Einblick in die sittlichen und rechtlichen Anschauungen gewähren uns die sog. „Gesetze Dschingis-Khans“, eine Art Grundgesetzbuch für das große Mongolenreich. Der gewaltige Eroberer war viel zu weise, um zu glauben, er könne ein Gesetzbuch dauernd durchführen, das den sittlichen Anschauungen seiner Völker schroff widersprach, und deshalb gestatten uns die „Gesetze“ einen Rückschluß auf die allgemeinen oder wenigstens weitverbreiteten Ansichten jener Zeit. Wir geben einen Auszug aus diesen Gesetzen [2].

1. Das erste Gesetz, das vorschreibt, nur an einen einzigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde und den absoluten Herrn aller Dinge, zu glauben, haben wir schon erwähnt. Marco Polo, der etwas nach der Mitte des 13. Jahrhunderts das Mongolenreich besuchte, fand diesen Glauben allgemein vor. „Sie sagen“, so schreibt er, „es sei ein Gott, groß, erhaben und himmlisch, dem sie täglich Weihrauch in Gefäßen und Gebete zur Erhaltung geistiger und leiblicher Gesundheit darbringen.“ [3] Er redet dann noch von einem andern Gott: Nagai, den sie in irdischen Angelegenheiten verehren und dessen Götzenbild sie bei ihren Mahlzeiten mit Fleisch den Mund einschmierten. Dasselbe taten sie bei den Bildern seiner Frau und Kinder. Dann gossen sie etwas Fleischbrühe zur Tür hinaus als Opfer für die andern Geister. Aus der Ge-

[1] Zitiert bei de Harlez, La religion nationale des Tartares 54.

[2] Vgl. Pétis de la Croix, Histoire du grand Genghizcan, premier empereur des anciens Mongols et Tartares, Paris 1710, 99 ff. [3] Die Reisen usw. 214.

schichte des israelitischen Volkes wissen wir, wie leicht ein Volk trotz der Erkenntnis des einen wahren Gottes durch das Beispiel anderer Völker verführt wird, sich daneben allerlei Götzen zu machen. Nach Pétis de la Croix verbot übrigens Dschingis-Khan, jemand wegen seiner Religion zu belästigen, vorausgesetzt, daß er an einen Gott glaube. Von seinen Kindern und Angehörigen waren einige Christen, andere Mohammedaner oder Juden und wieder andere Deisten, wie er selber. 2. Das zweite Gesetz befreit die Religionsdiener, die Ärzte und die, welche die Leichen waschen, von allen öffentlichen Lasten. 3. Er verbot unter Todesstrafe, daß sich jemand zum Groß-Khan oder Kaiser proklamieren lasse, ohne von den Prinzen, Khans und den andern mongolischen Großen in der rechtmäßigen Generalversammlung gewählt worden zu sein. 4. Die Häupter der Nationen wurden der Ehrentitel beraubt, die sie wie die Mohammedaner sich beilegten. Den Kaiser, seinen Nachfolger, sollte man nur Groß-Khan und ihn selbst einfach Khan nennen. 5. Er bestimmte, daß man mit Königen, Fürsten und Völkern keinen Frieden schließen solle, bis sie sich vollständig unterworfen hätten. 6. Die Truppen wurden nach Gruppen von 10, 100, 1000 und 10 000 eingeteilt, um die Einberufung einer Armee und ihre Anordnung zu erleichtern. 7. Beim Beginn des Feldzuges sollten die Soldaten ihre Waffen von dem zu ihrer Aufbewahrung bestimmten Beamten abholen, sie gut im stande halten und den Anführern vorzeigen, wenn es zur Schlacht ginge. 8. Unter Todesstrafe wurde verboten, ohne Erlaubnis der Generäle die Feinde zu plündern; zugleich wurde aber bestimmt, daß nach erhaltener Erlaubnis der geringste Soldat dasselbe Recht habe wie der Offizier, und Eigentümer der erbeuteten Sachen werde, vorausgesetzt, daß er dem Steuereinnehmer des Khans die vorgeschriebenen Abgaben bezahle. 9. Da Dschingis-Khan wußte, daß den Kriegsleuten eine beständige Übung nötig sei, um sie in Atem zu halten, und die Jagd ihm als eine nützliche Übung der Truppen erschien, befahl er, daß man jeden Winter Jagd auf die wilden Tiere mache. Das 10. und 11. Gesetz bestimmten die Schonzeiten, um im Winter Jagdwild zu haben, ferner die Art und Weise, wie man die Tiere töten solle. 12. Die Verordnung, das Blut und die Eingeweide der Tiere zu essen, was früher bei den Mongolen als verboten galt, wurde zum Gesetz erhoben. 13. Das dreizehnte Gesetz regelte die Immunitäten und Vorrechte der Terkans[1]. 14. Um den Müßiggang fernzuhalten, machte er den Mannschaften zur Pflicht, der Gesamtheit in irgend einer Sache zu dienen. Wer nicht in den Krieg zog, mußte zu gewissen Zeiten öffentliche Arbeiten unentgeltlich übernehmen und einen Tag der Woche war er ganz im Dienste der Fürsten beschäftigt. 15. Größere Diebstähle, wie z. B. der Diebstahl eines Pferdes, wurden mit dem Tode bestraft; mit einem Messer wurde der Leichnam des Diebes in der Mitte durchgeschnitten. Kleinere Diebstähle wurden mit Stockschlägen bestraft, je nach dem Wert des Gestohlenen; doch konnte man sich dieser Strafe dadurch entziehen, daß man den neunfachen Wert des Gestohlenen bezahlte. 16. Den Untertanen des Reiches war es verboten, Leute aus der eigenen Nation als Knechte

[1] Die Terkans waren zwei Sklaven, die dem Dschingis-Khan das Leben gerettet hatten und denen er aus Dankbarkeit den Titel Terkan und viele Privilegien verlieh.

(Sklaven) zu haben, damit alle dem Kriegshandwerk sich widmen könnten. Um die fremden Sklaven sicher zu halten, wurde jedem Mongolen bei Todesstrafe verboten, einem solchen Sklaven ohne Erlaubnis seines Herrn zu essen oder zu trinken zu geben oder ihn zu kleiden. Wer einen flüchtigen Sklaven traf, war unter derselben Strafe verpflichtet, ihn zu seinem Herrn zurückzuführen. 17. Bezüglich der Ehe wurde vorgeschrieben, der Mann müsse seine Frau kaufen, er dürfe keine Verwandte im ersten und zweiten Grad heiraten; sonst bestand kein Ehehindernis; ein Mann konnte zwei Schwestern heiraten. Die Polygamie war gestattet und ebenso das Halten von Sklavinnen als Konkubinen. Die Verwaltung des Vermögens ist Sache der Frauen; diese kaufen oder verkaufen, ohne daß sich die Männer einmischen, die sich bloß mit dem Krieg oder der Jagd beschäftigen. Die Kinder der Sklavinnen sind ebenso legitim wie die der andern Frauen; doch werden die Kinder der ersten Frau vom Vater am meisten berücksichtigt und zuerst befördert. Da aber dieses Vorrecht genau geregelt ist, stört es den Frieden der Familie nicht, die für gewöhnlich in vollkommener Eintracht lebt. 18. Ein anderes Gesetz verhängt Todesstrafe über die Ehebrecher und gestattet den Beleidigten, sie zu töten, wenn sie in flagranti ertappt werden. Die Bewohner der Provinz Kaindu murrten gegen dieses Gesetz, weil sie die Gewohnheit hatten, ihre Frauen aus Gastfreundschaft den Freunden anzubieten, von denen sie besucht wurden. Sie wandten sich mehrmals an den Khan mit dem Gesuche, ihnen ihren Gebrauch zu lassen, und der Fürst gab endlich nach, erklärte aber dieses Volk für ehrlos, damit nicht seine andern Untertanen durch diesen schmählichen und unvernünftigen Gebrauch geschädigt würden. 19. Um die Freundschaft unter seinen Untertanen zu erhalten, erlaubte er auch zwei Familien, eine Ehe abzuschließen, selbst wenn sie keine lebenden Kinder hatten. Es genügte, daß die eine Familie einen Sohn, die andere eine Tochter gehabt hatte; obwohl beide tot waren, brauchte man nur einen Ehevertrag abzuschließen und die Ehezeremonien vorzunehmen; dann galten die Verstorbenen als Eheleute und die beiden Familien als nahe verwandt. Dieser Gebrauch erhielt sich auch später, nur wurden abergläubische Zeremonien beigefügt. Man warf den Vertrag, nachdem man einige Figuren darauf gezeichnet hatte, welche die angeblichen Brautleute und einige Tiere darstellten, ins Feuer in der Überzeugung, daß das alles durch den aufsteigenden Rauch zu den beiden Kindern getragen werde, die sich nun in der andern Welt verheiraten würden. 20. Weil die alten Mongolen ungeheuren Schrecken vor dem Donner hatten und sich infolgedessen oft in einen Fluß oder See warfen und ertranken, verbot Dschingis-Khan streng das Baden und alle Arten von Waschungen an den Flüssen und Seen. 21. Die Spione, die falschen Zeugen und die, welche sich der Sodomie und der Zauberei schuldig machten, wurden zum Tode verurteilt. 22. Strenge Gesetze erließ der Groß-Khan gegen alle Befehlshaber, die ihren Pflichten untreu wurden. Wo immer sie sich befanden, sollte man sie töten, wenn ihre Aufführung tadelnswert sei. Bei geringeren Fehlern mußten sie sich beim Khan persönlich rechtfertigen, und dieser war ein strenger Richter[1].

[1] Pétis de la Croix, Histoire du grand Genghizcan 109.

Auf dem Totenbette empfahl Dschingis-Khan seinen Söhnen und Erben die Einigkeit. „Ich hinterlasse euch das mächtigste Reich der Welt. Wollt ihr es erhalten, so bleibt einig. Wenn Zwiespalt unter euch aufkommt, so werdet ihr euch zu Grunde richten. Seid nur ein Herz und eine Zunge, dann wird euch kein Fluch schaden; beobachtet auch genau die Gesetze, die ich euch gegeben." Beim Begräbnis Dschingis-Khans sollen nach einigen Schriftstellern alle diejenigen, die dem Leichenzug begegneten, getötet worden sein. Pétis de la Croix leugnet dies, da die ältesten Schriftsteller nichts davon wissen; wohl aber soll, wie Marco Polo[1] berichtet, beim Begräbnis der späteren Khans dieser grausame Gebrauch aufgekommen sein.

10. Die alten Griechen.

Nachdem wir, von Ägypten ausgehend, die wichtigsten Kulturvölker Asiens durchwandert, kehren wir nach Europa zurück, zu jenem merkwürdigen kleinen Volke der Hellenen, das wie kein anderes bestimmend in die Kulturentwicklung der Menschheit eingegriffen hat.

Schon seit den allerältesten Zeiten finden wir bei den Griechen die Religion mit dem ganzen individuellen und sozialen Leben, besonders mit der Familie, eng verknüpft. „Seit den ältesten Zeiten", schreibt Gruppe[2], „in welche der historische Blick zurückreicht, bringen alle nacheinander auf die Bühne der griechischen Geschichte tretenden Stämme und Geschlechter nicht allein ausgebildete religiöse Vorstellungen mit, sondern diese umfassen und erfüllen bereits das gesamte Leben. Soweit wir in die griechische Kultur zurückzublicken vermögen, folgt die Religion dem Menschen in alle Tätigkeiten hinein: in Lust und Schmerz, in Frieden und Krieg, im Schlafen und Wachen, im Leben und nach dem Tode ist er von den Gestalten der religiösen Illusionen umgeben."

Der Glaube an das Fortleben nach dem Tode war schon seit den ältesten Zeiten allgemein; gerade auf diesem Glauben beruht nach Gruppe in der Hauptsache die Religion der alten Griechen. Zwar waren die eigentlichen Geister, welche die Griechen verehrten, nicht die Seelen der Verstorbenen, sondern göttliche Wesen, die im Dienste der Unterwelt standen[3]. Trotzdem war die Sorge um die verstorbenen Ahnen eine Hauptwurzel ihres Kultus, und zwar in doppelter Beziehung.

Die überwiegende Vorstellung der alten Griechen war, daß der Tote nach der Bestattung in die Unterwelt komme und von jeder Rückkehr auf die Welt abgeschnitten sei. Aber man nahm an, daß die Unbestatteten und ebenso die gewaltsam oder vor der Zeit Gestorbenen auf der Erde umherschweiften und selbst erlittenes Unrecht ahndeten. Außerdem glaubte man, daß an gewissen Tagen des Jahres die Unterwelt offen stehe und die Toten in die Oberwelt heraufkommen könnten. Die auf der Erde herumschweifenden Seelen suchte man zu besänftigen und zu versöhnen. Das war der eine Teil des Kultus.

[1] Die Reisen usw. 210.

[2] Griechische Mythologie und Religionsgeschichte, im Handbuch der klassischen Altertümer, hrsg. von Iwan v. Müller II (1906) 738.

[3] Ebd. 762.

Der andere bezog sich auf die in der Unterwelt weilenden Seelen. Man dachte sich den Zustand dieser Seelen als leidend, und dieser Leidenszustand sollte „eingeschränkt oder gar in einen Glückseligkeitszustand verwandelt werden“ [1]. Dieser zweite Teil der antiken Religion ist, wie Gruppe als merkwürdig hervorhebt, der ältere [2].

Der Olymp, den sich das phantasiereiche Hellenenvolk im Laufe der Zeit zusammengedichtet hat, ist zwar wenig geeignet, uns Achtung und Ehrfurcht einzuflößen. Aber es ist schon mehrfach mit Recht hervorgehoben worden, man dürfe diese dichterischen Gestalten nicht ohne weiteres für die Götter des Volksglaubens nehmen. Anders erscheint Gott im religiösen Bewußtsein der Hellenen und anders in der Mythe. „Der Zeus, zu dem der Athener oder Spartaner in der Not des Lebens die Hände erhob, unterschied sich wesentlich von dem Liebhaber der Jo und der Semele, und wer in einen Tempel des Hephästos oder der Aphrodite eintrat, dachte sich diese Gottheiten anders, als das achte Buch der Odyssee sie schildert. Aber noch fühlbarer als die Differenz zwischen den Göttern der Dichtermythologie und denen, die man im Gebete anrief, ist die zwischen jenen und den Hütern der sittlichen Gesetze in den Schicksalen der Menschheit. Bereits in den Homerischen Gedichten ist dieselbe unverkennbar. Hier sind die Götter als einzelne nicht bloß mit manchen Schwächen und Leidenschaften behaftet, sondern auch mit ihren persönlichen Interessen vielfach in das Treiben der sich bekämpfenden menschlichen Parteien verwickelt; aber als Gesamtheit stehen sie als erhabene Rächer und Richter über dem Tun der Sterblichen, und diese Doppelseitigkeit wird besonders in dem fühlbar, der ihr Wollen in seinen gewaltigen Willen zusammenfaßt, in Zeus.“ [3]

Diese Unterscheidung muß man beständig vor Augen haben, wenn man die scheinbaren oder wirklichen Widersprüche lösen will, die der Gottesbegriff in den Schriften der Dichter aufweist. Wir haben es hier nur mit dem Verhältnisse zu tun, in dem nach der allgemeinen Volksanschauung der Hellenen die Gottheit zur sittlichen Ordnung unter den Menschen steht. Hierüber läßt sich behaupten: „Zu den festesten Voraussetzungen, von denen der Glaube der alten Griechen nicht lassen mochte, gehörte, daß in den Schicksalen der Menschen eine strenge Gerechtigkeit waltet, welche das Gute belohnt und das Böse bestraft. So verschieden man auch über die Entstehung der Homerischen Gedichte denken mag, so ist doch so viel gewiß, daß ihr wesentlicher Inhalt ganz von diesem Gedanken durchzogen ist. Die Troer sind der Strafe der Götter verfallen, weil einer von ihnen freventlich das Gastrecht verletzt hat, und steigern ihre Schuld durch den Bruch eines feierlich beschworenen Vertrages; Achilleus büßt das Übermaß seiner Rachsucht; noch deutlicher zeigt die Odyssee, wie das Laster seiner Sühne nicht entgeht und die Tugend zuletzt ihren Lohn findet. In dem

---

[1] Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte 862. [2] Ebd.

[3] L. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen I (1882) 48. Vgl. Nägelsbach, Homerische Theologie (1861) 38; Pesch, Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Altertums 41 ff.

Geschichtswerk des Herodot wird durchweg das Walten der göttlichen Gerechtigkeit über den Schicksalen der Völker und der Königsgeschlechter zur Darstellung gebracht; nicht minder läßt die Tragödie, die ohne dasselbe dem Zwecke poetischer Befriedigung kaum genügen könnte, es auf das mannigfaltigste hervortreten. Und überaus zahlreich sind die einzelnen Stellen der Dichter wie der prosaischen Schriftsteller, die auf dieses Walten entweder hinweisen oder von ihm als einem Selbstverständlichen und durchgängig Angenommenen ausgehen." [1]

Über allen Menschensatzungen stehen die ungeschriebenen, ewigen Gesetze, welche das Gewissen verkündet. Kein Mensch hat sie erdacht und keiner kann sie aufheben, sie sind göttlichen Ursprungs. Dem König Kreon, der ihr die Bestattung der Leiche ihres Bruders verboten hatte, antwortet Antigone bei Sophokles[2]: „Nicht so gewaltig deuchte mir dein Machtgebot, daß weichen müßte seinem flüchtigen Menschenlaut der Götter ungeschriebenes, unumstößliches Recht.... Das ist in Kraft nicht heut und gestern; ewig lebt's und keiner weiß, von wannen es der Welt erschien. Das sollte nicht, weil Menschensatzung euch geschreckt, mich einst verdammen vor der Götter Angesicht.... Ich will nicht eine Pflichtvergessene sein."

Nach griechischer Anschauung werden alle Geschicke der Menschen von den unsterblichen Göttern geleitet. Diese sehen und wissen alles, demgemäß wird auch das Schicksal als eine Göttin *(Τύχη)* aufgefaßt, welche die Menschen leitet und regiert. Es war die Göttin des Gelingens, gewissermaßen die Repräsentantin des himmlischen Segens, der die menschlichen Handlungen begleiten muß. Ewig und unwandelbar sind die Gesetze, nach denen die Götter die Menschen leiten.

Die Götter schützen das Recht und belohnen das Gute. Dieser Gedanke liegt der Odyssee zu Grunde. Hesiod[3] entwickelt in seinen „Werken und Tagen" wiederholt dieselben Gedanken. So sagt er an einer Stelle, Zeus bescheere dem Glück, der gerecht richte, und eine bessere Nachkommenschaft sei dem eidestreuen Manne beschieden als dem, der es nicht sei[4]. Häufig wird der Tugendhafte *θεοφιλής*, der von den Göttern Geliebte, genannt, der Frevler gegen die sittliche Ordnung dagegen ist *ἄθεος*[5].

Ganz besonders tritt uns Zeus überall entgegen als der oberste Hüter der moralischen Ordnung in Familie, Staat und Gesellschaft, wie aus den zahl-

---

[1] Schmidt a. a. O. I 47. Gruppe a. a. O. 865 ff.

[2] Antigone V. 450 ff. Ähnliche Ansichten äußert Thukydides 2, 37; Aristoteles, Rhetor. 1, 13, 1373 b 2.

[3] Opera et dies 256—262 und besonders 225—239.

[4] Andere Stellen bei Schmidt a. a. O. I 61 und in Bezug auf Homer bei Nägelsbach a. a. O. 63 und neuestens Gruppe a. a. O. 1000.

[5] Nach Gruppe (a. a. O. 1001) galt es schon in den ältesten Zeiten als eine der wichtigsten ethischen Aufgaben des Menschen, „sich den Göttern unterzuordnen. Die Götter erscheinen als die Schützer und Verwalter nicht nur der physischen, sondern auch der sittlichen Ordnung. Wie mit der Moira, so fließt ihr Wille auch mit der sittlichen Ordnung zusammen. Der Frevler ist, gegen wen er sich auch vergangen haben möge, zugleich *ἄθεος* oder *δύσθεος*. Wie die Götter die Moira schützen, indem sie das *ὑπέρμορον* verhindern, so beseitigen sie die Übertretung der sittlichen Schranken, die *ὕβρις*".

reichen Beinamen erhellt, die man ihm zu geben pflegte. Als Herkeios schützt er den Hausfrieden, als Homognios wahrscheinlich auch die entfernten Verwandten, als Phratrios, Epikoinios die höheren Ordnungen der Gesellschaft, als Polieus und Poliarches den Staat. Er hütet Treue und Eid als Pistios und Hetairios, Liebe und Freundschaft als Philios und Hetaireios, er schützt das Gastrecht als Xenios. Als Patroos schirmt er die alten Gebräuche. Er sorgt für Eintracht im Innern als Homonoos, in der Sitzung des Rates als Bulaios; in der Volksversammlung als Agoraios ist er der unsichtbare Lenker, der Geber des guten Entschlusses[1]. Es werden überhaupt dem Zeus eine Macht, Weisheit und Güte zugeschrieben, und seine Herrschaft über die andern Götter wird so stark betont, daß man ohne Schwierigkeit in ihm die Spuren des ursprünglichen wahren Gottes wiedererkennen kann.

Viel schärfer als die belohnende Gerechtigkeit wird die Strafgerechtigkeit der Götter bezeichnet. Die Homerischen Heldengedichte sind voll von Beweisen der göttlichen Strafgerichte. Agamemnon wird von Zeus wegen seines stolzen Benehmens gegen Achilles mit Schlachtenunglück und furchtbarer Gefahr des Schiffslagers bedroht. Die Troer werden gezüchtigt, weil sie den beschworenen Vertrag gebrochen. Im neunten Buch bekennt Odysseus, Zeus und die übrigen Götter hätten ihn bestraft, weil er sich an seinen Gästen vergangen habe[2]. An ihren Kindern wird Niobe bestraft, weil sie der Leto gegenüber mit denselben geprahlt. Phineus wird durch die Harpyien gequält, welche die ihm vorgesetzten Speisen verunreinigen, weil er die ihm verliehene Sehergabe mißbrauchte; Lykurgos, der sich der Verehrung des Dionysos widersetzte, sieht dafür seine Lebensdauer verkürzt. Diejenigen, welche sich gegen die Majestät vergingen, traf der Blitzstrahl, ebenso diejenigen, welche sich des Meineids schuldig machten. Eine Gesellschaft frivoler Spötter wählte mit absichtlicher Verhöhnung der väterlichen Religion gerade die letzten Tage des Monats, welche als unheilig und verwünscht galten, zu ihren Schmausereien und legte sich deshalb den Namen Kakodämonisten bei; dafür wurde der Tonangeber von einer langwierigen Krankheit heimgesucht, so daß er an jedem Tage von neuem zu sterben schien[3].

Sophokles[4] verleiht nur der allgemeinen Anschauung der Hellenen Ausdruck, wenn er singt: „Wenn ihr dort die Götter ehret, mißachtet hier auch nicht die Macht der Götter und vergesset nie: Sie sehen, wo sich fromm bewährt ein Sterblicher; sie sehen das Tun der Bösen, und für Frevel gab's ja auf der weiten Welt kein Entrinnen noch." Und von den Meineidigen sagt Xenophon[5]: „Wenn einer mit den Göttern in Streit gerät, so weiß ich nicht, wie er schnell genug fliehen oder an welch verborgenen Ort er entrinnen oder an welch festen Platz er entweichen könnte; denn überall ist er den Göttern untertan und überall beherrschen dieselben gleichmäßig alles."

---

[1] Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte 1115—1118.

[2] Nägelsbach, Homerische Theologie 349, und Schmidt, Die Ethik der alten Griechen I 49 63.

[3] Viele ähnliche Beispiele stellt Schmidt zusammen a. a. O. I 63 ff.

[4] Oed. Col. 272. [5] Annab. 2, 5, 7.

Nicht unmittelbar folgt die Strafe dem Vergehen, oft kommt sie spät, aber sie kommt immer. Agamemnon sagt bei Gelegenheit der Treulosigkeit des Pandaros: wenn Zeus die Gerechtigkeit nicht sofort vollziehe, werde es doch später geschehen, und die Troer würden mit ihren Häuptern, Weibern und Kindern den Frevel büßen[1]. Solon sagt, die Dike wisse schweigend um das Geschehende und das schon Geschehene, aber mit der Zeit trete gewiß die Strafe verhängend ein. Ein oft erwähnter Vers eines unbekannten Dichters lautet:

„Spät zwar mahlen die Mühlen der Götter, doch mahlen sie scharf auch";

und ein anderer ebenfalls sprichwörtlich gewordener:

„Erst spät sieht Zeus der Menschenschuld Register ein."[2]

Lohn und Strafe der Götter sind aber nicht auf das irdische Leben beschränkt, sondern reichen über das Grab hinaus. Mögen die Anschauungen der Hellenen in Bezug auf den Charakter des jenseitigen Lebens noch so schwankend sein, so viel ist gewiß, daß das Volk als Ganzes an die Unsterblichkeit glaubte. Ein strenges Gericht wartet aller Menschen nach dem Tode. Die Guten gehen in die Freuden des Elysiums, die Gottlosen werden im Schattenreiche gestraft. Schon der Vater der epischen Dichtung setzt den Glauben an die jenseitige Vergeltung als etwas Selbstverständliches voraus. Wir erinnern nur an die Schilderung der Gestalten aus dem Hades im elften Buch der Odyssee, besonders an Tityos, Tantalus und Sisyphus[3]. Dem Menelaos verheißt Proteus die Aufnahme ins Elysium, wo mühelos und glücklich die Menschen leben und der linde Zephyr ewig weht[4]. Nach Agamemnon wird der Meineid auch nach dem Tode noch gebüßt[5].

Hesiod[6] preist in seinen „Werken und Tagen" die Inseln der Seligen, wo Saturnus herrscht. Wir erinnern ferner an die Sage von Ixion, der in der Unterwelt an ein feuriges Rad gefesselt ist zur Strafe für seine Frevel; an die Danaiden, die unablässig in ein durchlöchertes Faß schöpfen müssen, weil sie ihre Gatten in der Brautnacht ermordet. „Ein rechtschaffener, tugendhafter Mann", singt Pindar[7], „kann über sein dereinstiges Los beruhigt sein. Die Seelen der Gottlosen aber erleiden, wenn sie aus dem Leben scheiden, Strafe. Drunten unter der Erde spricht einer, dem das Gericht durch Notwendigkeit auferlegt ist, das Urteil über alle Übertretung und Schuld, die im Reiche des Zeus begangen worden ist. Die Guten führen dort ein Leben ohne Tränen . . ., die andern aber haben ein Dasein, zu schrecklich, als daß man es sehen könnte."[8]

Man könnte hier noch fragen, wie es komme, daß die Götter die sittlichen Frevel bestrafen, da sie doch zuweilen als Anstifter und Urheber dieser Frevel hingestellt werden. Die Betörung durch die Götter (ἄτη) soll die Schuld am

---

[1] Il. 4, 160. [2] Schmidt a. a. O. I 69. [3] Od. 11, 576 ff.
[4] Ebd. 4, 561. [5] Il. 3, 279. [6] Opera et dies 169 ff.
[7] Olymp. 2.
[8] Gruppe a. a. O. 863 ff. Spieß, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode, Jena 1877, 297. Knabenbauer, Das Zeugnis des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit 21. Kaufmann, Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer nach den Sepulkralinschriften (1897).

Frevel tragen. Ja einige Schriftsteller scheinen zu meinen, nach den Griechen sei jede Schuld auf eine Betörung durch die Götter zurückzuführen. Diese Ansicht ist sicher nicht richtig. In den allermeisten Fällen wird ja ausdrücklich die Freveltat als eine Auflehnung gegen die Götter bezeichnet, als eine Tat, die ihren Unwillen erregt. Nur ganz außergewöhnliche Verbrechen, die eine unbegreifliche Verblendung voraussetzen und scheinbar ganz im Gegensatz zu seinem sonstigen Tun stehen, werden auf Betörung der Götter zurückgeführt, und dann ist diese Betörung die gerechte Strafe für früher begangene Sünden[1].

Doch wenden wir uns jetzt zu den sittlichen Geboten, deren Beobachtung nach dem Glauben Altgriechenlands die Gottheit von den Sterblichen fordert.

1. Pflichten gegen die Götter. Da die Götter als Wächter und Schirmer der sittlichen Ordnung gedacht werden, so ergibt sich daraus, daß es indirekte Pflicht gegen die Götter ist, diese Ordnung einzuhalten. Man kann die sittlichen Gebote nicht verachten, ohne sich gegen die Götter zu vergehen. Außer dieser indirekten Pflicht ist es aber nach dem Glauben der Hellenen direkte Pflicht der Menschen, den Göttern ehrfurchtsvolle Hingabe (εὐσέβεια) zu erweisen durch dankbare Gesinnung, Opfer, Gebet, Chortänze und Prozessionen. Die Teilnahme am öffentlichen Kult galt als unverbrüchliche Pflicht[2].

Dieser positiven Pflicht des Frommsinns gegen die Götter entspricht die negative Pflicht, Tempelraub, Verhöhnung der Tempel, der Kultgegenstände und -handlungen zu unterlassen. Die Vergehungen gegen die Götter werden als die größten aller Frevel angesehen und mit den härtesten Strafen bedroht. In Athen wurde ein Bürger hingerichtet, weil er einen heiligen Vogel des Asklepios getötet hatte.

Mit dieser Scheu vor jedem Frevel gegen die Gottheit hängt es innig zusammen, daß der Meineid und der Eidbruch als die schrecklichsten Frevel galten, welche die Götter in diesem und im jenseitigen Leben ahnden. Daher auch die heilige Scheu vor dem Eide und die uns wiederholt begegnenden Warnungen vor leichtfertigen Eiden.

2. Der Vater war verpflichtet, die Kinder zu erziehen, nichts Schlechtes an ihnen zu dulden und besonders seinen Söhnen kein schlechtes Beispiel zu geben. Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern werden analog behandelt, wie die Pflichten der Menschen gegen die Götter. Auf dieser Voraussetzung beruht auch die aristotelische Zusammenstellung der Pietät gegen die Götter und gegen die Eltern. In der Rede gegen Leokrates behauptet Lykurgos, daß die Fürsorge der Götter unter allen Dingen am meisten die Pietät gegen die Eltern, gegen die Verstorbenen und gegen sie selbst im Auge habe, weil es der größte Frevel sei, sich denen nicht zu widmen oder sich gegen die zu vergehen, denen man den Ursprung des Lebens und so viele andere Wohltaten verdanke. In Athen mußten die angehenden Beamten den Beweis erbringen, daß sie gegen ihre Eltern die Kindespflichten erfüllten, und nach Äschines verlor derjenige das Recht, in der Volksversammlung zu reden, der seinen Vater oder seine Mutter schlug und ihnen nicht Nahrung und Wohnung gewährte[3].

[1] Vgl. Gruppe, Griechische Mythologie 1005 A. 2.
[2] Schmidt, Die Ethik der alten Griechen II 16 ff. [3] Ebd. II 144 ff.

Das Verhältnis der Ehegatten zueinander wurde als ein heiliges, inniges angesehen. Die Göttin Here bewahrt nach dem Ausdruck des Aristophanes die Schlüssel der Hochzeit, und ihre Verbindung mit Zeus gilt als Vorbild jeder menschlichen Ehe. Die Frau soll dem Manne untertan sein, der Mann die Frau achten[1]. Scharf wird die Untreue unter den Ehegatten verurteilt, besonders die der Frau; aber die Ehescheidung war ziemlich leicht zu erreichen.

Den Mitmenschen gegenüber anerkennt der Hellene vor allem die Pflicht der Gerechtigkeit. Hesiod[2] hebt unter den Tugenden in erster Linie die Gerechtigkeit hervor. „Achte auf das Recht und begünstige nicht übermütige Gewalt." „Die Fremden und Bürgern ihr gebührendes Recht gewähren und kein Unrecht tun, denen blüht die Stadt."[3] Dann empfiehlt er, nicht fremdes Eigentum zu rauben, sei es mit der Hand oder mit der Zunge (durch Lüge und Betrug). Demjenigen zürnt Zeus, der den Flehenden oder den Gast schlecht behandelt, der sich mit der Frau seines Bruders frevelnd vergeht oder die greisen Eltern mit rauhen Worten anfährt oder die Waisen beraubt[4]. „Suche nicht schlechten Gewinn, denn schlechter Gewinn kommt dem Schaden gleich."

Theognis klagt in seinen Elegien bitter darüber, daß er Zweideutigkeit, Hinterlist, Untreue, Freundschaftsbruch, Lüge und Betrug selbst von seiten derer gefunden, von denen er Besseres erwarten durfte. Chilon, einer der sieben Weisen, gebot unter anderem: Lästere den Nächsten nicht, drohe niemand, verlache nicht den Unglücklichen, sei mild, wenn du stark bist, damit man dich ehre, nicht fürchte.

Schon aus mehreren der angeführten Stellen geht hervor, daß die Pflichten der Gerechtigkeit die Pflichten gegen den Nächsten nicht erschöpfen. Auch Wohlwollen sollte ihm entgegengebracht werden. Unter dem Nächsten wurde aber nicht nur das Glied derselben Familie und desselben Stammes, sondern jeder hilfsbedürftige Fremde verstanden. Buzyges soll zuerst die einfachsten Pflichten, die jeder Mensch dem andern schuldet, zusammengestellt und deren Übertreter mit Flüchen bedroht haben, weshalb sie die Flüche des Buzyges genannt werden[5]. Diese Pflichten sind: den unbestatteten Leichnam mit Erde zu bedecken, dem Bittenden Feuer und Wasser zu gewähren, dem Verirrten den rechten Weg zu zeigen und niemand etwas zu raten, was man selbst für nachteilig hält. Nach Aristoteles[6] verknüpft von Natur aus ein Band gegenseitiger Zuneigung alle Menschen, und deshalb loben wir die Menschenfreunde *(φιλανθρώπους)*.

Doch wir würden die Grenzen unseres Überblicks weit überschreiten, wenn wir auch nur einen geringen Teil der Stellen anführen wollten, in denen uns die Wortführer des reichbegabten Volkes die Pflichten der Gerechtigkeit und des Wohlwollens gegen die Mitmenschen vor die Seele führen. Vielleicht kein anderes heidnisches Volk ist sich der Pflicht der allgemeinen Menschenliebe so bewußt geworden als das hellenische. Allerdings bis zu der christlichen Anschauung, die im Nebenmenschen das Ebenbild Gottes, das Glied derselben

[1] Ebd. II 179. [2] Opera et dies 211. [3] Ebd. 220.
[4] Ebd. 225. [5] Schmidt a. a. O. II 279. [6] Ethic. Nic. 1, 1155 a.

großen Gottesfamilie erkennt und den Nächsten um Gottes willen zu lieben befiehlt wie sich selbst, hat sich das Hellenentum auch in Tagen seiner höchsten Blüte nie emporzuschwingen vermocht, und die Praxis blieb unendlich weit hinter der Theorie zurück.

Als oberster Grundsatz, nach dem der Mensch sein Verhalten gegen sich selbst regeln soll, gilt dem alten Griechen der Grundsatz der Selbstbeherrschung und Mäßigung. Der Mensch soll Harmonie und Ebenmaß in seinem ganzen Auftreten und Verhalten zur Schau tragen. Daher der Solonische Grundsatz: *μηδὲν ἄγαν*. Das ist der Grundton der Lehren Hesiods und Theognis', der bei allen späteren Dichtern und Rednern wiederkehrt und im Grunde nur eine sozusagen instinktartige Erkenntnis der richtigen Norm des sittlich Guten enthält. Nicht umsonst verband man mit dem Gebot des rechten Maßhaltens das Gebot der Selbsterkenntnis *(γνῶθι σαυτόν)*. Denn die Erkenntnis seiner selbst oder dessen, was sich für uns nach unserer Natur geziemt, ist die Voraussetzung des richtigen Maßhaltens im Begehren und Genießen, in Freude und Trauer, im Handeln und Leiden.

11. Die Römer.

Die Grundlage des römischen Gemeinwesens und der römischen Politik war die Furcht vor den Göttern und die Achtung vor der Religion. Das war so allgemein bekannt, daß Cicero[1] sich rühmen konnte, an Frömmigkeit, Religiosität und Glauben an das Walten der Götter über die Geschicke der Menschen übertreffe das römische Volk alle andern Völker und Nationen. Die Religion galt als das Fundament und Bollwerk jedes Staates[2]. Auch Valerius Maximus[3] sagt: „Immer war es Grundsatz unserer Stadt, der Religion vor allen andern, auch den höchsten und ruhmreichsten Gütern den Vorzug zu geben."

Fast unzählig sind die Götter, denen die Römer huldigten; über allen steht der Herrscher der Götter, Jupiter, der „allmächtige Vater der Götter und Menschen", in dem der ursprüngliche Monotheismus noch seine Spur hinterlassen; außer Jupiter wurden besonders Mars und Quirinus (Romulus) verehrt. Daneben gab es Gottheiten für alle wichtigeren Angelegenheiten und Ereignisse im öffentlichen und privaten Leben. Schon aus der ältesten römischen Zeit liegt ein Verzeichnis der öffentlichen und benannten Festtage vor. Dem Jupiter waren alle Vollmondstage (idus) heilig, außerdem die Weinfeste usw.; dem Mars das Neujahr des 1. März, an dem die Kriege unternommen wurden. Nach Beendigung der Feldzüge folgte im Herbste, am 19. Oktober, wieder ein Marsfest: die Waffenweihe (armilustrium). Dem Quirinus galten die Quirinalia am 17. Februar. Auch die nährende Erde (Tellus) und die Göttin des

[1] De Harusp. resp. n. 29: Nec numero Hispanos, nec robore Gallos, nec calliditate Poenos, nec artibus Graecos . . ., sed pietate ac religione atque una sapientia, quod Deorum immortalium numine omnia regi gubernarique perspeximus, omnes gentes nationesque superavimus.

[2] Cicero, De nat. deorum 1, 2, 4: Pietate adversus deos sublata, fides etiam et societas generis humani et una excellentissima virtus iustitia tollitur.

[3] L. 1, c. 1.

Wachstums (Ceres) hatten ihre Feste und Opfer. Nach vollendeter Arbeit und eingebrachten Feldfrüchten wurden Dankfeste zu Ehren des Consus und der Ops gefeiert. Die Hirten, Ackerbauer, Handwerker usw. hatten ihre eigenen Gottheiten, die sie durch Feste und Opfer verehrten.

Auch die Seelen der Verstorbenen, an deren Unsterblichkeit man allgemein glaubte, waren Gegenstand des Kultes. Die Seelen der Guten wurden als Gottheiten (dii manes, lares) verehrt, die der Bösen irrten unstet als Nachtgeister oder Gespenster (larvae, lemures) umher; um sie zu versöhnen und fernzuhalten, feierte man am 9. Mai das Fest der Lemuria[1].

Wie die meisten Gottheiten ihre eigenen Feste hatten, so besaßen sie auch vielfach ihre eigenen Tempel, Opfer und Priester. Von letzteren seien erwähnt der Opferpriester des Mars (flamen Martialis) und der Opferpriester des Jupiter (flamen Dialis). Zu Ehren der Vesta mußten Jungfrauen das heilige Feuer unterhalten. Dieselben mußten 30 Jahre jungfräulich bleiben. Auf der Verletzung der Keuschheit während dieser Zeit stand der Tod: die schuldige Vestalin wurde lebendig begraben. Die Auguren sollten aus dem Fluge der Vögel den Willen der Götter erforschen. Die Pontifices hatten die allgemeine Aufsicht über den römischen Gottesdienst, sie hatten den Kalender (fasti) festzusetzen und zu entscheiden, ob eine Ehe, ein Testament, ein Vertrag dem göttlichen Rechte widerspreche oder nicht.

Daß die Götter von den Römern als Hüter der sittlichen Ordnung aufgefaßt wurden, geht aus unzähligen Tatsachen hervor. Wir haben schon die herrlichen Zeugnisse erwähnt, in denen der größte römische Redner und Philosoph von dem unwandelbaren Sittengesetze spricht, das Jupiter selbst allen Menschen in die Seele geschrieben und von dem uns keine irdische Macht, weder der Senat noch das ganze Volk, entbinden kann[2]. Wer dieses Gesetz nicht beobachtet, verfällt der Strafe des bösen Gewissens, auch wenn kein menschlicher Richter den Frevler ereilt[3]. Die Furien sind nach Cicero die strafende Gerechtigkeit der Götter, sie strafen besonders die Eltern- und Verwandtenmörder. Die Opfer sollten hauptsächlich die Götter versöhnen. „Wohl liegt der tief sittliche Zug des Menschen, irdische Schuld und irdische Strafe auf die Götterwelt zu beziehen und jene als ein Verbrechen gegen die Gottheit, diese als deren Sühnung aufzufassen, im innersten Wesen der latinischen Religion. Die Hinrichtung des zum Tode verurteilten Verbrechers ist ebenso ein der Gottheit dargebrachtes Sühnopfer wie die im gerechten Kriege vollzogene Tötung des Feindes; der nächtliche Dieb der Feldfrüchte büßt der Ceres am Galgen wie der böse Feind der Mutter Erde und den guten Geistern auf dem Schlachtfeld. Auch der tiefe und furchtbare Gedanke der Stellvertretung begegnet uns hierbei: Wenn die Götter der Gemeinde zürnen, ohne daß auf einen bestimmten Schuldigen gegriffen werden kann, so mag sie versöhnen, wer

---

[1] Übrigens bemerkt Mommsen (Römische Geschichte I[7] [1881] 172): „Von Gespensterglauben, Zauberfurcht und Mysterienwesen finden sich bei den Römern verhältnismäßig sehr geringe Spuren."

[2] Cicero, De republ., bei Lactantius, Divin. instit. 6, 87; Philipp. 9, 12, 28; De leg. 1, 6, 18 19; 2, 4, 10. S. oben S. 2.

[3] De leg. 1, 14. Vgl. unsere „Moralphilosophie" I 173 ff 386.

sich freiwillig hingibt (devovere se), wie wenn giftige Erdspalten sich schließen, halbverlorene Schlachten sich in Sieg verwandeln, wenn ein braver Bürger sich als Sühnopfer in den Schlund oder in die Feinde stürzt." [1]

Die Verletzung der sittlichen Ordnung war ein Frevel gegen die Götter, der den Fluch derselben auf den Frevler herabzog. „Wenn der Mann die Ehefrau, der Vater den verheirateten Sohn verkaufte, wenn das Kind oder die Schnur den Vater oder den Schwiegervater schlug, wenn der Schutzvater gegen den Gast oder den zugewandten Mann die Treupflicht verletzte, wenn der ungerechte Nachbar den Grenzstein verrückte oder der Dieb sich bei nächtlicher Weile an der dem Gemeindefrieden anvertrauten Halmfrucht vergriff, so lastete fortan der göttliche Fluch auf dem Haupte des Frevlers. Nicht als wäre der also Verwünschte (sacer) vogelfrei gewesen.... Nicht dem einzelnen Bürger oder gar dem völlig machtlosen Priester kommt die Vollstreckung solchen göttlichen Fluches zu. Zunächst ist also der Gebannte dem göttlichen Strafgericht anheimgefallen, nicht der menschlichen Willkür, und schon der fromme Volksglaube, auf dem dieser Bannfluch fußt, wird selbst über leichtsinnig bösartige Naturen Macht gehabt haben. Aber die Bannung beschränkt sich nicht darauf; vielmehr ist der König befugt und verpflichtet, den Bann zu vollstrecken und, nachdem die Tatsache, auf welche das Recht die Bannung setzt, nach seiner gewissenhaften Überzeugung festgestellt worden ist, den Gebannten der verletzten Gottheit gleichwie ein Opfertier zu schlachten (supplicium) und also die Gemeinde von dem Verbrechen des einzelnen zu reinigen. Ist das Vergehen geringerer Art, so tritt an die Stelle der Tötung des Schuldigen die Lösung durch Darbringung eines Opfertieres oder ähnlicher Gaben. So ruht das ganze Kriminalrecht in seinem letzten Grunde auf der religiösen Idee der Sühnung." [2]

Daß die Sanktion der sittlichen Ordnung nach dem Glauben der Römer über dieses Leben hinausreicht, beweist der Tartarus, die Unterwelt, in der die Gottlosen nach diesem Leben ewig gestraft werden. Virgil schildert uns im sechsten Buche der Äneis diese Unterwelt, in der die Selbstmörder, die Frevler gegen die Gottheit, die Verräter des Vaterlandes und die Blutschänder ewig gepeinigt werden [3].

Mit den Opfern hängt innig zusammen das Gebet. Sowohl bei den Griechen als bei den Römern nahm das Gebet eine hohe Stelle ein. Nicht nur

---

[1] Mommsen, Römische Geschichte I 172—173. Man vgl. auch Ernst v. Lasaulx in Studien des klassischen Altertums (1854) 233: Die Sühnopfer der Griechen und Römer. Lasaulx zeigt eingehend, wie das öffentliche und private Leben der Griechen und Römer durch zahlreiche Opfer geweiht und geheiligt wurde.

[2] Mommsen a. a. O. 175. Mommsens „Römische Geschichte" ruht ohne Zweifel auf umfassenden Quellenstudien, aber seine Methode halten wir für verkehrt. Er trägt ganz moderne Anschauungen in die alte Geschichte hinein, und zwar Anschauungen, die oft höchst problematischer Natur sind. So hat er z. B. seine Ideen über den Ursprung der Religion, und diese müssen sich in der römischen Geschichte wieder finden und werden dem Leser sozusagen bei jeder Gelegenheit aufgedrängt.

[3] Vgl. hierüber Kaufmann, Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer 70: „Unzertrennbar blieb mit diesen Vorstellungen der Gedanke an eine Vergeltung nach dem Tode und an einen Lohn für den Gerechten verbunden."

mit den religiösen, sondern mit allen wichtigen Handlungen des Lebens waren Gebete verbunden. Der fromme Römer betete beim Anbruch und beim Schlusse des Tages, bei den Mahlzeiten, bei sonstigen wichtigen Ereignissen. Bevor er in den Krieg zog und nach vollendetem Feldzug verrichtete er öffentliche Gebete. Die Gebete bestanden meist in kurzen Formeln. Die Römer pflegten in ihren öffentlichen Gebeten alle Götter Vater, alle Göttinnen Mutter zu nennen. Die Priesterkollegien hatten besondere Ritualbücher, in denen die für gewisse Feierlichkeiten bestimmten Gebete verzeichnet waren[1].

Unrichtig ist die Behauptung, die Heiden hätten ihre Götter niemals um Tugend, sondern nur um Gesundheit und irdisches Glück gebeten.... Schon Bias von Priene sagt: Wenn du etwas Gutes getan hast, so schreibe es nicht dir, sondern den Göttern zu; Pindar spricht wiederholt: Von Gott nur kommt dem Menschen Weisheit, von den Göttern jede Tüchtigkeit, von dir, o Zeus, jede große Tugend; Kallimachus betet: Heil dir, Vater, nochmals Heil, gib Tugend und Segen, gib Tugend und Glück[2]. Juvenal lehrt, „daß der Mensch den Göttern teurer sei als sich selbst (carior est illis homo quam sibi), und daß sie eben darum seine törichten Bitten nicht erfüllten; beten solle jeder um eine gesunde Seele in gesundem Körper, um Stärke in den Leiden, um ein von Zorn und Begierde freies Gemüt; denn nur auf dem Wege der Tugend werde wahre Seelenruhe gefunden. Seneca schreibt: Roga bonam mentem, bonam valetudinem animi, deinde corporis; Kaiser Marc Aurel will, daß der Mensch zu allem, was er tue, den Beistand der Götter erflehe. Bei dem Sophisten Maximus von Tyrus heißt es: jeder solle wie Sokrates, dessen Leben ein fortwährendes Gebet gewesen, nichts anderes von den Göttern erbitten als Tugend der Seele, ein tadelloses Leben und einen Tod mit frohen Hoffnungen[3].

Einen sichern Anhaltspunkt für die Beurteilung des Verhältnisses eines Volkes zur Religion bietet die Handhabung des Eides. Wie stand es in dieser Beziehung in Rom? Hören wir darüber einen der besten Kenner des klassischen Altertums. „Der religiöse Glaube", sagt Lasaulx[4], „welcher dem Eide bei den Römern zu Grunde liegt, ist im wesentlichen derselbe wie bei den Griechen: Ehrfurcht vor Göttern über uns, die alles schauen, alles hören, alles mit ihrer Gegenwart erfüllen, heilige Scheu auch vor ihrem geweihten Bilde in der eigenen Brust. Der Eid ist ihnen wie den Griechen nach Form und Inhalt ein mit einem Fluche verbundenes Gebet an die Götter, daß sie dem Schwörenden Wahrhaftigkeit und Treue bezeugen, Lüge und Treubruch rächen wollen; jeder Schwörende erklärte ausdrücklich, daß er sich verpflichte, nach bestem Wissen und Gewissen zu reden, und verflucht sein wolle, wenn er wissentlich betrüge. Wer gegen den Eid sündige, sagten sie, der sündige gegen die Treue, deren Tempel auf dem Kapitol neben dem des Jupiter gegründet war."

Man schwur bei den verschiedensten Göttern und den verschiedensten Anlässen. Die feierlichsten Eide galten dem Jupiter und wurden namentlich bei

---

[1] Vgl. Lasaulx, Die Gebete der Griechen und Römer, in Studien des klassischen Altertums 144 ff.

[2] Ebd. 146. [3] Nach Lasaulx a. a. O. 147.

[4] Der Eid bei den Römern, in Studien des klassischen Altertums 208 ff.

Kriegserklärungen, Friedensverträgen und Bündnissen abgelegt. Der Eid diente als ausdrückliches Bekenntnis des Glaubens an die Macht der göttlichen Gerechtigkeit und als Unterpfand der Wahrheit und Treue in allen bürgerlichen Verhältnissen. Die allgemeinen Gesetze wurden von allen Bürgern, von Senat und Volk beschworen. Jeder Bürger mußte außerdem jeden Hauptakt seines staatsbürgerlichen Lebens durch einen Eid bekräftigen[1], namentlich aber vor Gericht war der Eid häufig in Gebrauch. Auch die Beamten und Soldaten mußten beim Eintritt in ihren Beruf den Eid ablegen. Trotzdem darf man nicht glauben, daß die Römer der alten Zeiten leichtfertig geschworen. Ohne Not schwören, galt immer als des Mannes unwürdig. Der abgelegte Eidschwur wurde treu gehalten. Unsern Vorfahren, sagt Cicero[2], war der Eid die sicherste Bürgschaft für das gegebene Wort. Als glorreiches Beispiel ist Regulus bekannt.

Wie bei den Ägyptern, stand auch bei den Römern auf Meineid und Eidbruch ursprünglich die Todesstrafe. Einen charakteristischen Zug erzählt Polybius[3]. Als Hannibal nach der Schlacht von Cannä 8000 Römer gefangen genommen, erlaubte er ihnen, wegen des Lösegeldes zehn Abgeordnete nach Rom zu schicken, nachdem diese vorher geschworen, zurückkehren zu wollen. Einer derselben kehrte, als er das Lager verlassen, unter dem Vorwande, er habe etwas vergessen, dahin zurück, holte das Vergessene und ging dann wieder weg, wähnend, auf diese Weise seines Eides ledig zu sein. Der Senat verweigerte die Auslösung. Daraufhin kehrten neun, ihrem Eide treu, freiwillig in die Gefangenschaft zurück; den zehnten aber, der sich durch List dem Eide entziehen wollte, ließ der Senat, „damals noch in Wahrheit ein Tempel der Heiligkeit und Treue", ergreifen und gefesselt dem Feinde ausliefern; „denn in wessen Adern römisches Blut fließt, dem geziemt es unter allen Umständen, Wort zu halten".

Neben der Gottesfurcht war ein hervorstechender Zug des römischen Volkes die Vaterlandsliebe oder besser der Gemeinsinn. „All das Unsrige", sagt Cicero[4], „gehört dem Vaterland." „Teuer", so spricht er an einer andern Stelle[5], „sind uns die Eltern, teuer die Kinder, teuer die Verwandten und Angehörigen der Familie, aber über allem Teueren und der Inbegriff alles Teueren ist uns das Vaterland." Gerade dieser Gemeinsinn, die Unterordnung der Sonderinteressen unter die Interessen der Gesamtheit hat im Bunde mit der dem Römer eigenen Ausdauer und Tapferkeit Rom zur Weltbeherrscherin erhoben.

Den Mittelpunkt des Privatlebens bildet die Familie. Der Familienvater hatte in der älteren Zeit die volle Verfügung über seine Kinder: er konnte sie aussetzen, verkaufen und töten; ebenso hatte er die uneingeschränkte

[1] Die Belege bei Lafaulx, Der Eid bei den Römern 218.

[2] De offic. 3, 31.

[3] 6, 56, 13. Vgl. Cicero a. a. O. 1, 13, 30; Livius 22.

[4] De leg. l. 2, 5: Pro qua (patria) mori et cui nos totos dedere, et in qua nostra omnia ponere et quasi consecrare debemus.

[5] De offic. 1, 57: Cari sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares: sed omnes omnium caritates patria una complexa est.

Verfügung über die Frau und die Sklaven. Die Eheschließung fand immer unter religiösen Zeremonien statt[1]. Die feierlichste Art der Eheschließung bestand in der confarreatio, d. h. in einer „religiösen Handlung, welche unter Anstellung von Auspizien und Darbringung eines Opfers von dem Pontifex maximus und dem Flamen dialis in Gegenwart von zehn Zeugen vollzogen wurde und ihren Namen hat von dem Speltkuchen (farreum libum), welcher dabei in Anwendung kam“[2]. Die Hochzeitsfeier begann mit einem blutigen Opfer der Auspizien; dann kam der feierliche Ehevertrag und die Handreichung und endlich das unblutige Opfer aus Früchten und einem Speltbrote. Das Opfer galt dem Jupiter, ein Priester sprach die Formel des Gebetes vor, in welchem auch die Götter der Ehe, insbesondere Juno, angerufen wurden. Es folgten die feierlichen Glückwünsche, das Hochzeitsmahl und endlich bei einbrechender Nacht die deductio. Die Braut wird aus den Armen ihrer Mutter „entführt“ und in festlichem Zuge in die Wohnung des Bräutigams geleitet. Die Ehe war ursprünglich in Rom unauflöslich[3], die Stellung der Frau geachtet. Große Sittenreinheit zeichnete die alten römischen Matronen aus. In den älteren Zeiten war der Ehebruch nahezu unbekannt. Der Mann hatte das Recht, wenn er seine Frau im Ehebruch betraf, sowohl sie als ihren Mitschuldigen zu töten. Wie sehr überhaupt auf die Keuschheit gehalten wurde, geht daraus hervor, daß Seneca noch die Zeit des ersten Punischen Krieges ein saeculum nennt, quo impudicitia monstrum erat, non vitium. Später, namentlich in der Kaiserzeit, trat mit dem Verfall der Religion auch eine schreckliche Sittenverderbnis ein, die Ehen wurden leichtfertig gelöst und viele zogen es vor, keine Familie zu gründen, um desto zügelloser sich allen Ausschweifungen hingeben zu können.

Einen tieferen Einblick in die sittlichen Anschauungen des römischen Volkes gewährt uns das Gerichtsverfahren. Wir wollen deshalb dieses noch in einigen kurzen Zügen schildern, und zwar so, wie es schon in den ältesten Zeiten Roms bestanden hat. Das Gerichtsverfahren ist öffentlicher und Privatprozeß. Der öffentliche Prozeß wird auf Antrag des Königs gegen öffentliche Verbrechen unternommen. Zu diesen Verbrechen gehören der Landesverrat (proditio) und die gewaltsame Auflehnung gegen die Obrigkeit (perduellio). Den Landesverrätern werden gleich geachtet der verruchte Mörder (parricida), der Knabenschänder, der Verletzer der jungfräulichen oder Frauenehre, der Brandstifter, der falsche Zeuge, ferner wer die Ernte durch bösen Zauber bespricht oder wer zur Nachtzeit auf dem der Hut der Götter und des Volkes überlassenen Acker unbefugt das Korn schneidet[4]. Die Folter zur Erzwingung des Geständnisses kam nur gegen Sklaven zur Anwendung. Die Todesstrafen sind verschiedenartig: „So wird der falsche Zeuge vom Burgfelsen gestürzt, der Erntedieb aufgeknüpft, der Brandstifter verbrannt.“ Begnadigen kann nur die Gemeinde. Das Recht kennt auch eine Begnadigung durch die Götter; wer vor dem Priester des Jupiter einen Kniefall tut, darf an demselben Tage nicht mit Ruten gestrichen werden, wer gefesselt sein Haus

[1] Marquardt, Das Privatleben der Römer 1. Tl (1886), S. 34.
[2] Ebd. 33. [3] Ebd. 69. [4] Mommsen, Römische Geschichte I 148.

betritt, muß der Bande entledigt werden; das Leben wird dem Verbrecher geschenkt, wenn er zufällig auf dem Gange zum Tode einer Vestalin begegnet [1].

In allen übrigen Fällen, wo nicht der gemeine Friede verletzt war, schreitet der Staat nur auf Anrufen des Verletzten ein. Als die regelmäßige Form der Sühne eines Unrechts galt der Vergleich zwischen Klägern und Angeklagten. „Der Staat trat nur ergänzend ein, wenn der Dieb den Bestohlenen, der Schädiger den Geschädigten nicht durch eine ausreichende Sühne (poena) zufriedenstellte, wenn jemand sein Eigentum vorenthalten oder seine gerechte Forderung nicht erfüllt ward." [2] Ging bei Verletzungen ein Glied verloren, so konnte der Verstümmelte Auge um Auge, Zahn um Zahn fordern.

Unglaublich hart waren die Schuldgesetze im alten Rom. Erfüllte ein Schuldner dem Staate gegenüber seine Verbindlichkeit nicht, so wurde er ohne weiteres mit Hab und Gut verkauft. Bei Schuldklagen von Privaten untereinander mußte zuerst die Schuld bewiesen werden. Stand dieselbe fest und konnte der Schuldner nicht bezahlen oder fand er keine Vertretung, so sprach ihn der König dem Gläubiger zu, so daß dieser ihn gleich einem Sklaven halten konnte. Während der nächsten 60 Tage mußte der Gläubiger den Schuldner dreimal auf dem Markte ausstellen und ausrufen lassen, ob sich jemand seiner erbarme. Meldete sich niemand, so hatten die Gläubiger das Recht, ihn zu töten und sich in seine Leiche zu teilen oder auch ihn mit seinen Kindern und seiner Habe als Sklaven in die Fremde zu verkaufen. Erst später traten in diesen unmenschlichen Gesetzen einige Milderungen ein.

12. Die Gallier.

Die alten Bewohner Galliens, welche die Römer im heutigen Frankreich vorfanden, gehörten zu den Kelten. Cäsar [3] hat uns ihre Sitten und Anschauungen ziemlich eingehend geschildert.

In ganz Gallien, sagt er, gibt es zwei Menschenklassen, die in Ehren und Ansehen stehen. Denn die gewöhnlichen Leute sind fast wie Sklaven gehalten, die aus sich nichts unternehmen und auch nie um Rat gefragt werden. Die meisten begeben sich unter dem Druck der Schulden, der hohen Abgaben und der Gewalttätigkeit der Mächtigen in die Sklaverei der Adeligen (wohl um dadurch einen gewissen Schutz zu erlangen), welche auf dieselben alle Rechte haben, die einem Herrn über seine Sklaven zustehen.

Von den zwei genannten Menschenklassen sind die einen die Druiden, die andern die Ritter. Die Druiden befassen sich mit dem Gottesdienst, besorgen die öffentlichen und privaten Opfer und geben über religiöse Dinge Auskunft. Zu ihnen kommen sehr viele junge Leute, um sich unterweisen zu lassen, und sie sind sehr geehrt. Denn sie entscheiden über fast alle öffentlichen und privaten Streitigkeiten, und ist ein Verbrechen vorgekommen, z. B. ein Mord, oder entstehen Erbschafts- oder Grenzstreitigkeiten, so entscheiden sie und verhängen Lohn oder Strafe; unterwirft sich ein Privatmann oder das Volk ihrer Entscheidung nicht, so schließen sie dieselben von den Opfern aus. Das gilt bei ihnen als

[1] Mommsen, Römische Geschichte I 149. [2] Ebd.
[3] De bello gall. l. 6, c. 12 ff.

die größte Strafe. Die davon Betroffenen werden als gottlose Verbrecher angesehen; alle weichen ihnen aus, um nicht durch Ansteckung einen Schaden zu erleiden. Sie können nicht vor Gericht klagen und sind von allen Ehren ausgeschlossen. Allen Druiden steht einer vor, der die höchste Autorität unter ihnen besitzt; stirbt er, so folgt ihm im Amt derjenige, der sich durch Würde vor den andern auszeichnet, oder wenn mehrere einander gleichstehen, derjenige, der von den Druiden gewählt wird. Zuweilen kämpft man auch mit den Waffen um die Würde. Die Druiden versammeln sich zu einer bestimmten Zeit des Jahres an einer geheiligten Stätte im Gebiet der Carnuter (Orleans), das ungefähr in der Mitte von ganz Gallien liegt. Hierbei kommen alle zusammen, die Streitigkeiten haben, und unterwerfen sich ihren Beschlüssen und Urteilen. Man glaubt, daß die Wissenschaft der Druiden in Britannien begründet und von dort nach Gallien verpflanzt wurde; auch jetzt noch gehen diejenigen, welche dieselbe gründlich erforschen wollen, nach Britannien.

Die Druiden beteiligen sich nicht am Krieg und bezahlen auch keine Abgaben. Von solchen Vorteilen angelockt gehen sehr viele freiwillig bei ihnen in die Schule oder werden von den Eltern oder Verwandten dahin geschickt. Dort sollen sie, wie behauptet wird, eine große Anzahl Verse auswendig lernen. Deshalb bleiben einige an die 20 Jahre in der Schule. Es gilt als verboten, die Dinge niederzuschreiben, obwohl sie sonst in öffentlichen und privaten Angelegenheiten sich der griechischen Buchstaben bedienen. Der Grund ist, wie Cäsar meint, damit die Wissenschaft nicht in das Volk dringe und auch damit die Schüler fleißiger lernen, weil sie sich nicht auf geschriebene Bücher verlassen können. Ein Hauptpunkt ihrer Lehre ist dieser, daß die Seele beim Tode nicht untergehe, sondern von dem einen auf die andern übergehe[1]; sie glauben, daß diese Lehre am meisten zur Tugend und Verachtung der Todesfurcht antreibe. Sie handeln auch viel von den Sternen und ihrer Bewegung, von der Größe der Welt und der Erde, von der Natur der Dinge, von der Macht und Gewalt der unsterblichen Götter und teilen dies ihren Schülern mit.

Die andere Klasse der angesehenen Leute sind die Ritter. Diese befassen sich mit dem Krieg, wenn ein solcher stattfindet, was vor der Ankunft Cäsars fast jährlich der Fall war und den Zweck hatte, andern Unrecht zuzufügen oder das erlittene Unrecht abzuwehren. Je vornehmer und reicher jemand ist, um so mehr Dienstleute und Hörige hat er.

Die ganze Nation der Gallier ist ihren religiösen Gebräuchen sehr ergeben. Deshalb bringen diejenigen, welche von schwereren Krankheiten betroffen werden oder sich im Krieg oder in Gefahren befinden, Menschenopfer dar oder verpflichten sich durch ein Gelübde, solche Opfer darzubringen. Sie bedienen sich zu diesen Opfern des Dienstes der Druiden. Grund dieser Opfer ist die Überzeugung, die Majestät der unsterblichen Götter könne für das Leben eines Menschen nur dadurch versöhnt werden, daß man ihnen ein Menschenleben opfere. Sie haben auch festgesetzte öffentliche derartige Opfer. Andere haben

[1] Auch Diodorus von Sizilien (Biblioth. hist. l. 5, c. 28) bezeugt den Glauben der Gallier und Germanen an die Seelenwanderung. Nach demselben Diodorus (l. 5, c. 38) und Valerius Maximus (2, 6) stellte man den Verstorbenen Schuldverschreibungen oder Anweisungen für das Jenseits aus.

Götzenbilder von ungeheurer Größe, deren Glieder aus Flechtwerk sie mit lebendigen Menschen ausfüllen. Das Flechtwerk wird dann angezündet und so die Unglücklichen durch die Flamme getötet. Sie glauben, die Tötung von solchen, die beim Diebstahl oder Raub oder sonst einer schädlichen Tat ergriffen werden, sei den unsterblichen Göttern angenehmer; wenn aber solche Menschen nicht vorhanden sind, greift man auch zum Opfer von Unschuldigen[1].

Unter den Göttern verehren sie am meisten den Merkur, der sehr viele Götzenbilder hat und den sie als Erfinder aller Künste, als Führer auf der Reise und Patron der Märkte und Geldgeschäfte verehren; außerdem Apollo, Mars und Jupiter, über die sie ungefähr dieselben Ansichten haben wie die andern Völker. Zeus gilt als Beherrscher des Himmels, Mars als Kriegsgott. Diesem wird, wenn man eine Schlacht unternimmt, die ganze Beute geweiht; siegen sie, so werden ihm die gefangenen Tiere geopfert, die übrigen Dinge an einen Ort zusammengetragen. In vielen Orten kann man an geweihten Stätten solche Haufen sehen; selten sei, sagt Cäsar, jemand so gewissenlos, daß er das Erbeutete für sich zu behalten oder das schon Hingelegte wegzunehmen wagte. Es steht eine qualvolle Todesstrafe auf diesem Verbrechen.

Die Gallier behaupten alle von Dis, dem Vater (Gott der Nacht), abzustammen. Deshalb werden die Zeiten nicht nach der Zahl der Tage, sondern nach der der Nächte bestimmt. Die Geburstage und der Anfang der Monate und Jahre werden nach der Nacht bestimmt, der man stets den Tag folgen läßt. Zu dem Gold, das die Männer als Mitgift von der Frau empfangen, fügen die Männer aus dem Ihrigen eine gleich große Menge hinzu. Dieses ganze Kapital behandelt man als eine Einheit und seine Früchte werden aufbewahrt. Wer von den beiden Ehegatten den andern überlebt, erhält das ganze Kapital nebst den Früchten. Die Männer haben für Weiber und Kinder das Recht über Leben und Tod; wenn ein vornehmer Familienvater stirbt, so versammeln sich seine Verwandten, und erscheint der Tod verdächtig, so werden die Frauen und die Sklavinnen ausgefragt, und kommt ihre Schuld ans Tageslicht, so werden sie gefoltert und verbrannt. Die Begräbnisse der Gallier sind in Anbetracht ihres Kulturzustandes großartig und kostspielig. Alles, was den Verstorbenen, wie man meint, besonders wert war, wird ins Feuer geworfen, und noch vor nicht langer Zeit (d. h. vor Cäsars Zeit) wurden die Sklaven und Hörigen, die der Verstorbene besonders lieb hatte, nach herrschendem Recht getötet und verbrannt.

Der schon erwähnte Spieß[2] faßt den Jenseitsglauben der Druiden und Kelten in die Worte zusammen: „Jedenfalls glaubten sie an eine persönliche oder doch individuelle Fortdauer der Seele und ein derselben bevorstehendes, nach ihrem Wert sich richtendes und änderndes Schicksal. In die Vorstellung eines

[1] Plinius der Ältere (Hist. nat. 31) erzählt, daß erst im Jahre der Stadt 657, also 97 v. Chr., ein Senatsbeschluß die Menschenopfer in Italien verboten habe. „Auch bei den alten Germanen waren Menschenopfer gebräuchlich, was manche Germanisten zwar abgeleugnet und als Erfindung römischer Schriftsteller bezeichnet haben; allein dieselben werden zu häufig unabsichtlich erwähnt, als daß man dazu berechtigt wäre, das Vorkommen solcher hostiae humanae bei unsern Altvordern in Abrede zu stellen" (Spieß, Entwicklungsgeschichte vom Zustande nach dem Tode 357 A.).

[2] A. a. O. 363—364. Vgl. noch Mone, Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa 2. Tl (1823), S. 399.

Durchlaufens höherer und niederer Daseinsstufen hat sich auch bei ihnen die Idee einer gerechten Vergeltung gekleidet. Alle wesentlichen Momente des Glaubens an eine bessere Welt und eine höhere Berufung des Menschen lassen sich, wenn auch zum Teil nur rudimentär entwickelt, in der Eschatologie der Druiden resp. Kelten nachweisen.

Cicero[1] scheint den Galliern jedes Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit abzusprechen. Aber seine rednerischen Ergüsse zu Gunsten eines Klienten dürfen nicht zu streng genommen werden, da sie dem widersprechen, was er selbst anderswo über das allen Sterblichen ins Herz gegrabene Gesetz der Gerechtigkeit sagt. Cäsar[2] lobt ausdrücklich den Gerechtigkeitssinn mehrerer gallischer Stämme, und Livius[3] erzählt, daß sich die Gallier einst bei den Römern über Verletzung des Völkerrechts durch deren Gesandten beklagten. Cäsar lobt auch ihre Gastfreundschaft. Nach Diodorus von Sizilien[4] standen ihre Wohnungen stets den Fremden offen. Ein Hauptlaster des Volkes scheint die Trunksucht gewesen zu sein, die fast unfehlbar Ausschweifung im Gefolge hat[5].

13. Die germanischen Völker.

Wie das Volk, so seine Götter. Das bewahrheitet so recht ein Vergleich des griechischen Olymp mit der deutschen Götterwelt. In seliger Heiterkeit, bei Spiel, Nektar und Ambrosia fließt den olympischen Göttern des lebensfrohen Hellas das zephirleichte Leben dahin. Aus der deutschen Götterwelt dagegen tönt uns Kriegslärm und Schwerterklang entgegen. Da ist ewiger Kampf zwischen den Walhallagöttern, den Asen und den Riesen. Jene sind dem Menschen wohlgesinnt und wohltätig, diese dagegen schädlich und widrig. Sittliche Pflicht des Menschen ist es, in diesem Kampfe den Göttern beizustehen, und von der Erfüllung dieser Pflicht ist des Menschen eigenes Wohl wesentlich bedingt[6].

Indessen machen sich diese Götter mancher sittlichen Vergehungen schuldig. Einer ihrer Gegner (Loki)[7] wirft ihnen Meineid, Vertrags-, Ehe-, Treubruch, Unzucht, Blutschande, Habsucht, Ungerechtigkeit, Bestechlichkeit, Betrug, Neid, Eifersucht, Mord und Totschlag vor. Diese Vorwürfe zeigen, was als schimpflich und verwerflich galt. Loki will den Asen „Schimpf und Schande" schaffen. Mit der zunehmenden Verschuldung verlieren die Asen immer mehr und mehr ihre Macht im Kampfe gegen die Riesen, und endlich wird der große Tag des allgemeinen Weltbrandes herannahen. Dieser Tag wird sicher eintreten, und zwar dann, wenn schreckliche Zeiten hereinbrechen und alle sittlichen Bande sich lösen, so daß sogar Brüder aus Habgier sich morden, Geschwisterte die Sippe brechen, Ehebruch überhandnimmt und einer des andern nicht mehr schont. Durch den Weltbrand

---

[1] Pro Fonteio 12—14. [2] De bello gall. l. 6, c. 24.
[3] Biblioth. l. 5, c. 36. [4] Ebd. l. 5, c. 28. [5] Ebd. l. 5, c. 26.
[6] Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie (1878) 120.
[7] In der Oegisdrecka bei Simrock, Die Edda (1882) 71 ff. Wir können uns auch auf nordische Quellen berufen, da die Ansichten der Germanen im Norden und Süden im wesentlichen gleich waren.

wird das Böse vernichtet, und eine neue Welt mit neuen Göttern entsteht, in der nie endende Wonne herrscht.

Als der oberste der Götter erscheint Wodan oder Wuotan (Odhin), der „Geber alles Guten", der Hüter und Schirmer der sittlichen Ordnung. In seiner Wohnung Walhalla thronend überschaut er den Gang der Welt und das Treiben der Menschen. Zwei Raben, Symbole seiner Allwissenheit, sitzen auf seinen Schultern und flüstern ihm ins Ohr; denn jeden Tag sendet er sie aus, die Zeit zu erforschen. Zu ihm kommen die in der Schlacht Gefallenen und erfreuen sich mit ihm an süßem Met, köstlicher Speise und Waffenspiel. Der Glaube an dieses unsterbliche Freudenleben in Walhalla war für die Germanen ein mächtiger Antrieb zu todesmutigem Kampf. Alle nicht in der Schlacht Gefallenen kommen zu Hel in die Unterwelt. „Hel lohnt und straft jeden nach seinem Verdienst; den Guten erscheint sie freundlich, den Bösen als eine grausame Rächerin." [1]

Nach der Verjüngung der Welt durch den großen Brand kommen alle guten und gerechten Menschen für ewig in die himmlischen Wohnungen, deren es viele gibt. Am besten ist's im goldbedeckten Saal auf Gimils Höhen:

„Da werden bewährte Leute wohnen
Und ohne Ende der Ehren genießen.
Da reitet der Mächtige zum Rat der Götter,
Der Starke von oben, der alles steuert,
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an."

Ob es nach der Welterneuerung noch im germanischen Glauben einen Ort der Qual und Strafe gebe, wird von manchen bezweifelt und ist aus den Quellen nicht recht ersichtlich.

Schon aus dem wenigen Angeführten erhellt klar, nicht nur, daß auch die heidnischen Germanen wie alle übrigen Kulturvölker die sittliche Ordnung als dem menschlichen Belieben entzogen und unter dem Schutze der Götter stehend auffaßten, sondern daß ihre allgemeinen sittlichen Urteile mit den unserigen im wesentlichen übereinstimmten. Wie wir, verurteilten sie Meineid, Lüge, Mord, Ehebruch, Vertragsbruch, Untreue, Diebstahl[2], Lieblosigkeit zwischen Eltern und Kindern und Geschwistern, Neid, Habsucht usw. „Im ganzen führen die heidnischen Eddalieder sechs Arten von Sünden auf, welche im Jenseits, mit Ausnahme der Lügner, alle auch mit derselben Strafe gezüchtigt werden: die Feinde der Götter, die Meineidigen, die Mörder, die Ehebrecher, die Treubrüchigen und Lügner." [3] Wegen ihrer Unreinheit und

[1] Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie 144. Daß man an ein höheres Fortleben der Tapfern glaubte, ergibt sich aus den Begräbnisgebräuchen. Das Holz, womit die Leichen berühmter Männer verbrannt wurden, mußte von heiligen Bäumen sein; außerdem werden auch die Waffen und manchmal das Roß des Toten mitverbrannt. Vgl. Mone, Geschichte des Heidentums 832; ferner Phillips, Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte (1859) 52.

[2] Im Harbardslied spricht der Fährmann Harbard zu Tor, es sei ihm widerraten, „Strolche und Roßdiebe" zu fahren; nur ehrliche Leute solle er über den Sund setzen (s. Die Edda, übersetzt von Simrock, 60).

[3] A. Baumgartner S. J., Island und die Färöer, Freiburg 1902, 282 A. 6.

sittlichen Verderbtheit wird die Welt zu Grunde gehen, um dann verjüngt und makellos sich aus der Asche zu erheben. In der neuen Welt wird weder Schuld noch Leidenschaft herrschen.

Nach allen Denkmälern waren die Germanen ein sehr religiöses Volk. Die Religion durchdrang das ganze Leben des einzelnen wie der Sippe. In Ehrfurcht beteten sie zu ihren Göttern, aber meist im Freien, in heiligen Hainen. Dort opferten sie, allerdings auch Menschen (Gefangene, Verbrecher, Unfreie)[1].

Die Stellung der Priester war geachtet. Niemand durfte töten, binden, schlagen als nur der Priester im Auftrage der Gottheit.

Der Sittenstrenge der alten Germanen haben Cäsar[2] und besonders Tacitus ein ehrendes Denkmal gesetzt. Sie leben, berichtet letzterer, unter der Obhut reiner Sitten, nicht durch verführerische Schauspiele noch durch wollustreizende Gastmähler verdorben. Äußerst selten bei einer so zahlreichen Nation ist der Ehebruch, seine Bestrafung schnell und dem Ehemann anheimgegeben[3]. Auch die preisgegebene Jungfräulichkeit findet keine Schonung; nicht Schönheit, nicht Jugend noch Reichtum gewinnt ihr einen Mann. Denn dort lacht niemand des Lasters. Verführen und verführt werden heißt nicht Zeitgeist. Besser noch ist es bei jenen Völkern, wo nur Jungfrauen heiraten und Hoffnung und Gelübde der Gattin nur einmal stattfindet. Die Kinderzahl beschränken oder eines der Nachgeborenen töten, ist ihnen Greuel; mehr gelten dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze[4].

Wie bei vielen Völkern finden wir auch bei den Germanen die Blutrache, die man nicht nur für erlaubt, sondern für heilige Pflicht hielt. Diese Erscheinung läßt sich aber teils aus der Sippentreue und teils aus dem Mangel an einer genügenden Strafgewalt erklären, die zur Selbsthilfe und dadurch zur Blutrache trieb[5].

Die Grundlage der sozialen Organisation bildete die Familie, und diese wurzelt in der Ehe. Die Ehe der Germanen ist streng monogamisch[6] und

---

[1] Die Menschenopfer scheinen bei den alten Germanen sogar sehr zahlreich und grausam gewesen zu sein (vgl. Mone a. a. O. 20—21). Das Zeugnis von Spieß haben wir schon oben angeführt. Auch Menschenjagd scheint Gebrauch gewesen zu sein. Die jungen Leute ließen Haare und Bart wachsen, bis sie einen Feind erschlagen hatten.

[2] De bello gall. l. 6, c. 21.

[3] Interessant ist, was der hl. Bonifatius und einige andere Bischöfe im Jahre 745 in einem Briefe an König Ethibald von Mercia schreiben. Sie tadeln ihn freimütig wegen seiner Ausschweifungen und suchen ihn durch das Beispiel der Heiden zu beschämen. „Wenn im alten Sachsen", schreiben sie, „eine Jungfrau ihr väterliches Haus durch Ehebruch besudelt oder wenn eine verheiratete Frau mit Verachtung des Ehebundes einen Ehebruch begangen hat, so wird sie zuweilen gezwungen, sich selbst an einem Strick zu erhängen, dann wird ihre Leiche verbrannt und über der Brandstätte der Verführer erhängt. Zuweilen versammelt sich auch ein ganzes Heer von Frauen, geißeln die Schuldige, reißen ihr die Kleider bis auf den Gürtel herunter, zerschneiden und zerstechen ihren ganzen Leib mit Messern und führen sie so, ganz mit kleinen Wunden bedeckt, von einem Weiler zum andern, und es kommen immer neue Frauen dazu, die aus Eifer für die Keuschheit sich an dieser Züchtigung beteiligen, bis sie die Schuldige ganz oder halb tot liegen lassen, um so den übrigen Frauen Schrecken vor dem Ehebruch und der Ausschweifung einzuflößen" (vgl. Migne, Patr. lat. LXXXIX 760).

[4] Tacit., Germ. c. 19. [5] Vgl. unsere „Moralphilosophie" II[5] 112 f.

[6] Tacit. a. a. O. c. 19.

sie wird sehr in Ehren gehalten. Es war Sitte, erst in reiferem Alter zu heiraten; rein und unverdorben trat man in die Ehe. Die Gattin trat in des Mannes unbedingte Genossenschaft; das deuten die Geschenke an, die man sich gegenseitig machte. Geschlossen wurde die Ehe durch den Kauf der Frau aus dem Mundium ihrer Verwandten. Voraus ging dieser eine Verlobung, zuerst bestehend in Verabredungen zwischen den Verwandten über den Kaufpreis und das Wittum, sodann öffentlich in der Gemeindeversammlung erklärt und bekräftigt[1]. Ist die Frau ordnungsmäßig nach dem vorangegangenen Kauf dem Manne von ihrem Muntporo, d. h. demjenigen väterlichen Verwandten, in dessen Gewalt sie stand, übergeben worden, so tritt sogleich das Mundium (die eheherrliche Gewalt) des Mannes über sie ein. Damit tritt sie in die Familie des Mannes, worin sie selbst nach dem Tode desselben bleibt, wenn nicht ihre Verwandten das Mundium von den Erben des Mannes zurückkaufen. Gleiche Gewalt wie über die Frau übt der Mann über alle, welche zur Familie gehören, nicht nur die Kinder, sondern auch die Knechte. Über die letzteren stand ihm auch das Recht der Tötung zu, dessen Ausübung jedoch die Sitte verbot[2].

Das Volk bestand aus den freien, waffenfähigen Männern, die ihren Höfen als Herren und Eigentümer vorstanden. Die Gesamtheit dieser freien Männer wählte in der Landgemeinde ihre Obrigkeit. Wer kein Grundeigentum hatte, konnte zwar im natürlichen Sinne frei heißen, aber er hatte keine Stimme in der Volksversammlung. Unter den Freien ragten einzelne edle Geschlechter hervor; sie bildeten einen von den gemeinen Freien im Eherecht und in Bezug auf das höhere Wehrgeld verschiedenen, erblichen Stand; meistens waren sie auch reicher. Wo Könige waren, wurden sie aus einem dieser Adelsgeschlechter gewählt. Neben den Freien gab es Unfreie, die ihrem Herrn als unbeschränktem Gebieter und Eigentümer unterstanden. In Bezug auf das Erbrecht gab es nur Verwandtenerbfolge. Zuerst erben die Söhne und Enkel, dann die Vorfahren und endlich die Seitenverwandten.

Zur Bestätigung und Ergänzung obiger Darstellung bringen wir jetzt noch einige Auszüge aus der älteren Edda. Das sechste der Lieder, aus denen die ältere Edda besteht, heißt Hâvamâl und bildet eine Sammlung von Sittensprüchen und Lebensregeln, die freilich weit entfernt sind, sich zur Höhe christlicher Lebensanschauung zu erheben, sondern eine recht hausbackene Moral enthalten. Ihr Inhalt läßt sich in die Sätze zusammenfassen: Sei klug, vorsichtig und mäßig in allem und bedenke, wie du andere behandelst, so wirst du hinwiederum von andern behandelt werden. Verlaß dich nicht zuviel auf andere, baue nicht auf Glück und Reichtum, sondern sorge vor allem für einen unbescholtenen Namen, der auch nach dem Tode bleibt.

3. Wärme wünscht, der vom Wege kommt
Mit erkaltetem Knie;
Mit Kost und Kleidern erquicke den Wanderer,
Der über Felsen fuhr.

---

[1] Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer 430; Schulte, Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte (1873) 28 ff.

[2] Grimm a. a. O. 455.

4. Wasser bedarf, der Bewirtung sucht,
Ein Handtuch und holde Nötigung.
Mit guter Begegnung erlangt man vom Gaste
Wort und Wiedervergeltung.

6. Doch steife sich niemand auf seinen Verstand,
Acht hab' er immer.
Wer klug und wortkarg zum Wirte kommt,
Schadet sich selten;
Denn festeren Freund als kluge Vorsicht
Mag der Mann nicht haben.

8. Selig ist, der sich erwirbt
Lob und guten Leumund.
Unser Eigentum ist doch ungewiß
In des andern Brust.

14. Schweigsam und vorsichtig sei des Fürsten Sohn
Und kühn im Kampf.
Heiter und wohlgemut erweise sich jeder
Bis zum Todestag.

18. Lange zum Becher nur, doch leer' ihn mit Maß,
Sprich gut oder schweig.
Niemand wird es ein Laster nennen,
Wenn du früh zur Ruhe fährst.

21. Der Armselige, Übelgesinnte
Hohnlacht über alles
Und weiß doch selbst nicht, was er wissen sollte,
Daß er nicht fehlerfrei ist.

28. Der schwatzt zu viel, der nimmer geschweigt
Eitel unnützer Worte.
Die zappelnde Zung', die kein Zaum verhält,
Ergellt sich selten Gutes.

29. Macht nicht zum Spott der Augen den Mann,
Der vertrauend Schutz will suchen.
Klug dünkt sich leicht, der von keinem befragt wird
Und mit heiler Haut daheimsitzt.

35. Eigen Haus, ob eng, geht vor,
Daheim bist du Herr;
Zwei Ziegen nur und dazu ein Strohdach
Ist besser als betteln.

41. Der Freund soll dem Freunde Freundschaft bewähren
Und Gabe gelten mit Gabe.
Hohn mit Hohn soll der Held erwidern
Und Losheit mit Lüge.

67. Feuer ist das Beste dem Erdgeborenen
Und der Sonne Schein;
Nur sei Gesundheit ihm nicht versagt
Und lasterlos zu leben.

Etwas höher als die Klugheitslehren des Hâvamâl erheben sich die sittlichen Anschauungen, welche Sigurdrifa in dem nach ihm benannten Heldenlied der Edda den Sigur lehrt[1].

[1] Simrock, Die Edda 186.

„Das rat' ich zuvörderst, gegen Freunde stets
Ledig zu leben aller Schuld.
Sei zur Rache nicht rasch, wenn sie Unrecht tun;
Das, sagt man, taugt im Tode.
Das rat' ich zum andern, keinen Eid zu schwören,
Der sich als wahr nicht bewährt.
Grimme Fesseln folgen dem Meineid,
Unselig ist der Schwurbrecher. . . .
Das rat' ich dir fünftens: Wo du schöne Frauen
Sitzen siehst auf den Bänken,
Laß Weiberschönheit dir den Schlaf nicht rauben,
Noch hoffe sie heimlich zu küssen.
Das rat' ich dir sechstens: Wo Männer gesellig
Worte wechseln hin und her,
Trunken table nicht tapfere Männer:
Manchem raubt der Wein den Witz.
Tobende Trunkenheit hat Betrübnis schon
Manchem Manne gebracht,
Einigen Unheil, andern den Tod,
Vielfältig ist das Leiden. . . .
Das rat' ich dir achtens: Unrecht zu meiden
Und List und lose Tücke,
Keine Maid verführe, noch des andern Gemahl,
Verleite sie nicht zur Lüsternheit.
Das rat' ich dir neuntens: Nimm dich des Toten an,
Wo du im Feld ihn findest,
Sei er siechtot oder seetot
Oder am Stahl gestorben.
Ein Hügel hebe sich dem Hingegangenen,
Gewaschen seien Haupt und Hand.
Zur Kiste komm' er gekämmt und trocken,
Und bitte, daß er selig schlafe."

14. Die Finnen.

Unter dem Namen Finnen im weiteren Sinne begreift man vier sprachverwandte Völkergruppen: 1. die ugrische (Ostjaken, Wogulen, Magyaren), 2. die wolga-bulgarische (Tscheremissen, Mordwinen usw.), 3. die permische (Permier, Syrjänen, Wotjaken), 4. die eigentliche finnische Gruppe (die ursprünglichen Bewohner Finnlands, die Esthen, Liven, Lappen usw.)[1]. Für uns kommt hier nur die vierte Gruppe in Betracht, und zwar besonders die eigentlichen Finnländer, die seit uralter Zeit eine reiche Literatur besitzen und den Kulturvölkern beizuzählen sind.

Der älteste finnische Name für den Hauptgott und das höchste Wesen ist Jumala; er ist sicher der älteste Name, den die finnische Mythologie aufzuweisen hat, „denn er ist nicht nur den Lappen, Esthen, Syrjänen, Tschere-

[1] Vgl. Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker, hrsg. von Schiefner, St Petersburg 1857, 91. Die Finnen werden mit den Türken, Samojeden, Mongolen, Tungusen usw. zur mongolischen Rasse gerechnet. Castrén faßt alle die genannten Nationen unter dem Namen der altaischen Völker zusammen, weil sie alle in grauer Vorzeit den Teil Asiens bewohnt zu haben scheinen, der an die altaische Bergkette grenzt (vgl. ebd. 14).

missen, sondern auch den Samojeden Sibiriens bekannt“[1]. Das finnische Wort Jumala ist mit dem esthnischen jummal, dem lappischen jubmel und dem syrjänischen jen, dem tscheremissischen juma und dem samojedischen num verwandt[2]. Zwar erscheint schon in den ältesten finnischen Denkmälern, besonders in der Kalewala, der finnische Gottesbegriff von christlichen Ideen beeinflußt; Jumala wird allmächtig, selig, heilig, gnädig, der Schöpfer der Welt genannt; aber nach Castrén ist es unzweifelhaft, daß die Finnen schon in der vorchristlichen Zeit Jumala in der Eigenschaft eines Gottes des Himmels verehrt haben. Das Wort bedeutete bei den alten Finnen: 1. den Himmel, 2. den Gott des Himmels, 3. eine Gottheit im allgemeinen. Die beiden ersteren Bezeichnungen findet man auch in vielen andern Sprachen in einem und demselben Worte vereinigt. So bezeichnet im Chinesischen tien zugleich den Himmel und den Gott des Himmels, dasselbe gilt vom Worte tengri in einigen türkischen Dialekten usw. Wenn aber Castrén meint, unter den angeführten Bedeutungen müsse man, „natürlicherweise in jeder Sprache die sinnliche, die materielle als die erste und ursprüngliche auffassen“, so stützt er sich dafür nur auf fragwürdige aprioristische Deduktionen aus dem „Wesen des menschlichen Geistes“.

Neben Jumala kommt frühzeitig als Bezeichnung für den persönlichen Gott des Himmels das Wort Ukko vor. Nach dem schwedischen Forscher Lencqvist war Ukko „der älteste Gott der Finnen“. Castrén will das nicht gelten lassen; denn, meint er, Ukko setze durch seine Grundbedeutung die Vorstellung von einem persönlichen Gott voraus, eine solche Vorstellung von der Gottheit könne aber kaum bei einem heidnischen Volke die älteste sein[3]. Mit solchen Argumenten a priori läßt sich alles beweisen. Sicher ist, daß man sich Ukko als den Beherrscher des Himmels vorstellte und daß er Gott des Himmels, Vater des Himmels, König der Luft usw. genannt wird. Wahrscheinlich ist Ukko nur ein anderer Name für Jumala. Merkwürdig ist, daß Ukko nicht wie die meisten andern finnischen Götter mit einer bestimmten Wohnung versehen gewesen ist und daß die Runen nichts Bestimmtes über seine Familie erwähnen. Man dachte sich ihn als den mächtigen Gott des Himmels, über alle Geschöpfe hoch erhaben. Eine seiner Hauptaufgaben war, die Wolken zu beherrschen und aus ihnen Schnee, Hagel, Regen, Sturmwinde herabzusenden und Wachstum und Fruchtbarkeit zu verleihen; er wird auch der Donnerer oder Donnergott genannt; der Blitz war sein Schwert, der Regenbogen sein Bogen. Aus Furcht vor ihm wagte man es nicht, beim Donnern zu fluchen, ein unschickliches Wort über die Lippen kommen zu lassen oder gar ihn durch eine ungebührliche Handlung zu beleidigen. An ihn wenden sich die Lieder um Hilfe und Schutz in den Nöten des Lebens.

Obwohl Ukko von den alten Finnen eigentlich als Himmelsgott verehrt wurde, so erstreckte sich seine unmittelbare Herrschaft nicht auf alles; vieles untersteht der Leitung geringerer und untergeordneter Gottheiten, die jedoch in ihrer Sphäre selbständig walten. Nun bezeichnete den Mond und den Mond-

---

[1] Castrén, Vorlesungen über die finnische Mythologie, deutsch von A. Schiefner, St Petersburg 1853, 11.

[2] Ebd. 13. [3] Ebd. 27.

gott, Päivä die Sonne und den Sonnengott, Otawa den großen Bären und dessen Gottheit usw. Alle die genannten Götter wurden als wohltuende Wesen verehrt und angerufen. Daneben gab es verschiedene Wasser- und Erdgottheiten. Besonders wichtig für uns sind die finnischen Gottheiten der Unterwelt.

„Die meisten der finnischen und andern mit ihnen verwandten Völker hegen den Glauben, daß der Tod . . . nicht ganz und gar das Dasein des individuellen Lebens endet und vernichtet, sondern daß es für den Menschen noch ein Leben jenseits des Grabes gibt. Dieser Glaube lebt wenigstens bei den Weisen des Volkes fort, und wenn es auch Individuen, ja sogar einzelne Stämme gibt, die der Ansicht sind, daß das Leben des Menschen wie des Tieres mit dem Tode ein Ende nimmt, so beobachten sie dennoch in ihrem Verhältnis zu den verstorbenen Personen gewisse Zeremonien, die deutlich beweisen, daß sie dennoch mehr oder minder bewußt eine Art Unsterblichkeit anerkennen[1]. Eine dieser Zeremonien besteht darin, daß man teils in, teils auf das Grab Nahrung und Kleidung, Äxte, Messer, Feuerzeug, Kessel, Schlitten, Speere und im allgemeinen solche Gegenstände niederlegt, welche der Verstorbene bei Lebzeiten gebrauchte. Diese Sitte rührt, wie selbst die wilden Völker zugeben, von der Vorstellung her, daß die Toten dieselben Bedürfnisse wie die Lebenden haben und daß sie, um dieselben zu befriedigen, jagen, fischen und überhaupt solche Verrichtungen vornehmen, wie während ihrer Lebenszeit.“[2] Auch die alten Finnen glaubten an eine Existenz nach dem Tode und sie ehrten die Toten nicht allein mit Opfern, sondern riefen sie auch um Hilfe und Beistand an. Es ist ferner bekannt, daß die Toten beunruhigende Besuche bei ihren noch lebenden Verwandten zu machen schienen und hauptsächlich aus diesem Grunde wurden sie mit Opfern bedacht. Ob es nach der Darstellung der Finnen einen Rangunterschied unter den Toten gab, davon hat man keine Kunde. Zwar werden die Toten mit verschiedenen Namen bezeichnet; aber ob diese verschiedene Arten von Geistern ausdrücken oder nicht, ist aus den Quellen nicht zu entscheiden.

Obwohl die Toten oft auf der Erde weilten und den Menschen Schaden zufügten, war doch ihr eigentlicher Wohnsitz unter der Erde. Wurde der Tote nicht begraben, so irrte er auf der Erde umher, vorzugsweise an der Stelle, wo sein Staub aufbewahrt wurde. Schließlich wurden aber alle Toten an einem bestimmten Orte unter der Erde versammelt, der Tuonela oder Manala hieß und dem Orkus der Römer entspricht. Die Geister der Verstorbenen waren von gewissen Gottheiten abhängig. Kalma herrschte über die Gräber und deren Bewohner, Tuoni war der Beherrscher der Unterwelt (Tuonela). Um zur Unterwelt zu gelangen, mußte man nach der Kalewala weite Meere durchfahren![3] Die Unterwelt war ungefähr so beschaffen wie die Erde. Dort schien die Sonne, dort gab es Land oder Wasser, Feld oder Wald, dort gab es Bären, Wölfe, Schlangen. Tuoni, der Hausvater der Unterwelt, ist streng und unbeugsam; er überwacht streng jeden, der in seine Gewalt kommt. Er

[1] Der Satz enthält einen Widerspruch. Wenn sie wenigstens dunkel eine Art Unsterblichkeit anerkennen, so können sie nicht im Ernst der Ansicht sein, daß das Leben des Menschen wie des Tieres mit dem Tode ein Ende nimmt.

[2] Castrén, Vorlesungen über die finnische Mythologie 119. [3] Ebd. 129.

ist nicht der Urheber des Todes, aber führt die Seelen in sein Reich ein und beherrscht sie daselbst. Die Jugend wird ermahnt, keinen Unschuldigen zu beeinträchtigen, da die Frevler in Tuonela hart bestraft werden; Castrén meint, dieser Zusatz sei christlichen Ursprungs.

Wie es scheint, bildeten die Finnen vor der schwedischen Eroberung im 12. Jahrhundert keinen eigentlichen geschlossenen Staat; sie lebten in unabhängigen Gemeinden und Dörfern. Nur von solchen Dörfern ist in der Kalewala die Rede. Obwohl dieses Nationalepos der Finnen erst in christlicher Zeit verfaßt zu sein scheint, enthält es doch die alten finnischen Traditionen, und auch der Inhalt und sein Zauberwesen weist auf die heidnische Zeit hin. Wir geben einige Zitate daraus[1]. Als einziger Gott erscheint Ukko, der Schöpfer und Lenker aller Dinge, zu dem man in allen Nöten betet. Wäinämöinen, der Held des Epos, betet:

„Ukko, du, o Gott, dort oben,
Du, o Vater, in dem Himmel,
Der du in den Wolken walteſt
Und die Wölklein alle lenkeſt!
Halte Rat du in der Wolke. ...
Sende Regen von dem Himmel,
Laß die Wolken Honig träufeln,
Daß die Ähren ſich erheben,
Daß die Saaten munter rauſchen." [2]

Wäinämöinen wird erhört, und bald gedeihen und blühen die Felder. Nach einer erlangten Heilung blickt er dankend zum Himmel empor und spricht:

„Dorther kommet ſtets die Gnade,
Dorther die bewährte Hilfe,
Dorther von dem Himmel droben,
Von dem machterfüllten Schöpfer.
Sei geprieſen nun, o Höchſter,
Hochgelobet du, o Schöpfer,
Daß du Hilfe mir gewähret,
Deinen Schutz mir zugewendet."

Die Familie tritt uns im ganzen Epos als wohlgeordnet entgegen. Aus einer Stelle[3] ersehen wir, daß Vielweiberei verabscheut wurde. Die Ehe galt als Bund für das Leben. Wäinämöinen freit um eine Jungfrau und gibt den Zweck des Freiens oder die Aufgabe der Hausfrau an: „Daß du Honigbrot mir backeſt, Daß das Bier du mir bereiteſt, An dem Tiſche munter ſingeſt, An dem Fenſter dich erfreueſt, In den Räumen von Wäinölä, Auf den Höfen Kalawalas." Die Jungfrau antwortet auf die Werbung, sie habe auf dem Blumenfelde eine Droſſel gefragt: Wie es beſſer ſei zu leben „Als ein Mädchen bei dem Vater, Oder bei dem Mann als Gattin?" Die Droſſel zwitſcherte darauf: „Hell und warm ſind Sommertage, Wärmer doch noch Mädchenfreiheit, Kalt wohl iſt im Froſt das Eiſen, Kälter noch der Frauen Freude, Gleicht das Mädchen, das zu Hauſe, Einer Beer auf gutem Boden, Ach! ſo iſt die

[1] Vgl. Kalewala, Das Nationalepos der Finnen. Ins Deutſche übertragen von A. Schiefner, Helſingfors 1852.
[2] Rune 2, Vers 317 ff. [3] Rune 12, Vers 121—122.

Frau beim Manne, Wie ein Hund nur an der Kette. Selten wird dem Knechte Gnade, Nimmermehr der Frau gewähret." Wäinämöinen antwortet der Jungfrau: „Albern ist des Vogels Singen, Kind bleibt stets zu Haus das Mädchen, Wird als Frau erst recht geehret."[1] Der „muntere Bursche" Ahti, Lempis Sohn, der Gutgelaunte, wuchs im hochgebauten Hause, an der lieben Mutter Seite. „Blühte auf mit rotem Blute, War am Haupte gar vortrefflich, Und von Wuchs wohl ausgezeichnet, War jedoch nicht ohne Fehler, Frevelhaft in seinen Sitten: Stets bei Weibern war sein Leben usw." Die 23. und 24. Rune bringen auch einen Unterricht für die Brautleute. Die Braut soll beim Antritt des neuen Standes die Träume zu Hause lassen und die Trägheit, und soll neue Sitte lernen, statt Vater und Mutter nun Schwiegervater und -mutter lieben, nie sittenlos dem Hause nahen, tugendlos der Männer Wohnung. „Ehrlichkeit (wird) erst dann vermisset, wenn der Mann von schlechten Sitten." Sie soll sich tiefer bücken als früher, stets fleißig sein und nach des Gatten Herzen leben. Wenn der Schwager, der Schwiegervater und der Mann von der Arbeit heimkehren: „Bringe rasch das Wasserfäßlein, Trage du herbei das Handtuch, Bücke dich zur Erde tiefer, Rede Worte, die recht freundlich."

Das Eigentumsrecht an liegenden und beweglichen Gütern wird an vielen Stellen vorausgesetzt[2]. An vielen Orten wird der Ausdruck Lügner als Beschimpfung gebraucht[3]. Ein Mädchen, das außerehelich geboren hat, wird als schlecht geschmäht.

Für die Ideen von Vergeltung in einem jenseitigen Leben sind die Worte bedeutsam, die Wäinämöinen warnend sprach, als er aus dem Reich Tuonis, des Beherrschers der Unterwelt, wiederkehrte[4]:

„Handelt nie, o Menschenkinder,
Nie im Laufe dieser Zeiten
Unrecht an den Schuldentblößten!
Schadet nie den Unschuldvollen,
Daß man nicht den Lohn bezahle
In den Häusern von Tuoni!
Dorten ist der Schuld'gen Stelle,
Dort das Bett der Lasterhaften;
Unter Steinen voller Hitze,
Unter flammenreichen Blöcken
Eine Decke wird aus Schlangen,
Wird von Nattern dort bereitet."

15. Die heidnischen Slaven.

Die Slaven gehören zum indogermanischen Stamme und umfassen unter anderem: die Russen, Polen, Serben, Tschechen und Bulgaren. Es ist nicht leicht, ein klares Bild von der Religion der alten heidnischen Slaven zu erlangen. So viel ist sicher, daß sie eine Vielheit von Göttern (Volks-, Geschlechts- und Hausgöttern) verehrten, denen sie kleine Tempel bauten, Bilder machten, Priester

[1] Rune 8, Vers 66—86. [2] Rune 3, Vers 360 ff.
[3] Rune 3, Vers 236; Rune 16, Vers 188 239. [4] Rune 16, Vers 401—412.

anordneten und Opfer darbrachten. Die Opfer wurden meist in heiligen Hainen dargebracht und bestanden in Vieh, zuweilen auch in gefangenen Menschen. Über allen Göttern ragte aber einer hervor, der als der oberste und höchste Gott, der Schöpfer und Herr aller Dinge anerkannt wurde. Prokopius[1], der Geschichtschreiber des Kaisers Justinian, sagt von den Slaven und Anten: „Sie werden nicht von einem Manne regiert, sondern leben seit alter Zeit in demokratischer Verfassung, und alle nützlichen und vielleicht schwierigen Sachen werden in einer allgemeinen Ratsversammlung beschlossen. Auch haben beide Völker seit alter Zeit fast gleiche Einrichtungen: sie verehren einen Gott, welcher den Blitzstrahl schleudert, als einzigen Herrn aller Dinge und opfern ihm Ochsen und Opfer aller Art.“[2] Nach diesen Worten ist man geneigt, mit Mone[3] auf einen ursprünglichen Monotheismus zu schließen. Auch der alte deutsche Chronist Helmolt im 12. Jahrhundert berichtet von den polakischen Slaven in gleicher Weise, daß er bei ihnen die Lehre von dem einen Gott angetroffen. Er schreibt: „Außer den vielfach gestalteten Gottheiten, denen sie Felder und Wälder, Trauer und Freude zuteilen, glauben sie an einen Gott, der im Himmel über andere gebietet und der, während er als der Allmächtige nur die himmlischen Dinge besorgt, alle andern Geschäfte den ihm untergeordneten Göttern zuweist, die, von seinem Blut entsprossen, jeder um so ansehnlicher ist, je näher er dem Gott der Götter ist.“[4]

Von den Polen behauptet Mone, Auxtheias Vissagist, der allmächtige Gott, solle schon im Heidentum vorhanden und der Höchste von allen gewesen sein[5]. Gewöhnlich wird als der oberste Gott der Slaven der Sonnengott Perkunos oder Perkuns (Perkun) bezeichnet, der auch als Gott des Donners und Blitzes verehrt wurde. Von der Verehrung des höchsten Gottes schreibt Prokopius im unmittelbaren Anschluß an die eben mitgeteilten Worte: „Das Schicksal kennen sie nicht und glauben nicht, daß es über die Menschen irgend eine Gewalt hat, sondern wenn ihnen der Tod schon unter den Füßen ist oder sie an einer Krankheit daniederliegen oder in die Schlacht ziehen, so geloben sie dem Gott ein Opfer für ihr Leben, falls sie der Gefahr entgehen, und sind sie gerettet, so halten sie ihr Gelübde und meinen, sie hätten mit diesem Opfer ihr Leben erkauft. Auch Fluß- und Quellgeister verehren sie und andere göttliche Wesen und bringen ihnen allen Opfer dar und suchen Orakel bei diesen Opfern. Sie wohnen in niedern Hütten eng beieinander und wechseln häufig ihren Wohnort. Die Masse zieht zu Fuß in den Kampf und hat Schild und Speer in den Händen; einen Panzer ziehen sie nicht an, viele haben nicht einmal einen Rock und Mantel, sondern gehen in den bloßen Hosen in den Kampf. ... Ihre Lebensweise ist einfach; wie die Massageten sind auch sie mit vielem Schmutz und Unrat bedeckt und unmäßig im Essen; bösartig und betrügerisch sind sie nicht und haben im Verwüsten und Rauben hunnische Sitten.“

---

[1] De bello gothico l. 3, c. 14.

[2] ... *θεὸν μὲν γὰρ ἕνα τὸν τῆς ἀστραπῆς δημιουργὸν, ἁπάντων κύριον μόνον αὐτὸν νομίζουσιν εἶναι, καὶ θύουσιν αὐτῷ βόας τε καὶ ἱερεῖα πάντα.*

[3] Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa I 146.

[4] Vgl. Spieß, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen von dem Zustande nach dem Tode 397.

[5] A. a. O. I 151.

Neben Perkun wird in den ältesten Quellen Swiatowit und Redegast als oberster Gott bezeichnet; ob es sich um verschiedene Götter oder um denselben Gott unter verschiedener Rücksicht handelt, ist nicht zu entscheiden. Außerdem hatten die Slaven einen Gott der Gerechtigkeit, einen Gott des Krieges, der Witterung usw. Die Polen hatten auch einen Gott des Todes oder den Seelenherrn (Nija oder Vielona), der die Seelen nach dem Tode aufbewahrte und in ein besseres Land einführte. Ihm opferte man, wenn die Toten gespeist wurden[1].

Die Gelehrten sind uneinig darüber, ob die Slaven ihre Toten verbrannten oder begruben. Wahrscheinlich bestanden beide Sitten nebeneinander. Es scheint, daß die Reichen, welche die Kosten der Scheiterhaufen und der darauf zu legenden Spezereien und Wohlgerüche bestreiten konnten, ihre Toten verbrannten, die große Mehrzahl der weniger Bemittelten sie begrub. In einem Briefe des hl. Bonifatius vom Jahre 745 an König Ettibald von Mercia[2] heißt es: Laudabilis mulier inter illas (Winedorum mulieres) esse iudicatur, quae propria manu sibi mortem intulit, ut in una strue pariter ardeat cum viro suo. Zeugnisse für die Leichenverbrennung bei Böhmen und Polen hat Grimm[3] angeführt. Über die Sitten der alten Russen besitzen wir eine anschauliche Schilderung des Arabers Ibn Foßlan, der sich im Jahre 921 oder 922 auf einer Gesandtschaftsreise von Bagdad zum König der Slaven (Sclabenen) über die Gebräuche der heidnischen Russen erkundigte. Foßlan war Zeuge der Verbrennung eines gestorbenen Vornehmen am Itel (Wolga). Die Bestattung fand statt durch Anzünden eines Schiffes, in welches man den Toten mit allerlei Kostbarkeiten und ihm zu Ehren geschlachteten Tieren gelegt hatte. Freiwillig bestieg auch ein dem Tode sich weihendes Mädchen das Schiff und sprach in Verzückung folgende Worte, welche ein Dolmetscher dem Araber übersetzte: „Siehe, ich sehe meinen Vater und meine Mutter." „Siehe, dort sehe ich alle meine verstorbenen Anverwandten sitzen", und zum dritten Male: „Dort ist mein Herr, er sitzt im Paradiese; das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sitzen die Männer und Diener; er ruft mich, so bringt mich denn zu ihm." Ein Russe sagte zu dem Dolmetscher: „Ihr Araber seid doch ein dummes Volk. Ihr nehmt den, der euch unter den Menschen der gebildetste und geehrteste ist, und werft ihn in die Erde, wo ihn die kriechenden Tiere und Würmer fressen. Wir dagegen verbrennen ihn in einem Nu, so daß er ohne Aufenthalt zum Paradiese eingeht."[4]

Nach andern Nachrichten verbrannte man mit der Leiche der Vornehmen auch Frauen und Knechte und gab den Toten Geld mit auf die Reise in die andere Welt. Sehr viele aufgefundene Grabstätten beweisen aber, daß die Leichen unverbrannt mit allerlei Schmucksachen und Ärzten, Messern usw. begraben wurden. Aus allem Angeführten geht hervor, „daß man annahm, die Toten lebten in einem nachirdischen Sein fort und genössen dort die Gesellschaft ihrer mitverbrannten Frauen, die Dienstleistungen der für sie geschlachteten

[1] Mone, Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa I 151—155.
[2] Vgl. Migne, Patr. lat. LXXXIX 760.
[3] Über das Verbrennen der Leichen 287 ff.
[4] Vgl. Spieß, Entwicklungsgeschichte 400—401.

Sklaven, die ihnen mitgegebenen Speisen und Waffen usw. Aber es wird uns auch von allen Seiten ausdrücklich bestätigt, daß die Slaven eine Auferstehung und eine gerechte Vergeltung nach dem Tode angenommen haben, solange es sich geschichtlich verfolgen läßt und darum selbstverständlich auch in früheren Zeiten, von welchen wir noch keine Kunde aus schriftlichen oder monumentalen oder sonstigen archäologischen Reliquien besitzen." [1]

Zur Zeit, als die deutschen Chronisten Helmolt, Adam von Bremen und andere über die Slaven schrieben, waren diese schon ein Kulturvolk. Sie trieben Fischfang, daneben Ackerbau und Viehzucht, hatten große Herden von Rindern, Pferden und Schafen, kannten den Webstuhl und bereiteten vortreffliche Leinwand, auch Wollzeug, Gerätschaften und Waffen der verschiedensten Art. Sie bauten stattliche Holzhäuser, zimmerten geräumige Schiffe, auf denen sie ihren Handel bis an die Ostsee und das Schwarze Meer ausdehnten. Die Deutschen schildern die Slaven als lügenhafte und grausame Feinde, rühmen aber ihre außerordentliche Gastfreundschaft. Viele sollen gestohlen und geraubt haben, um gastfreundlich sein zu können. Indessen sind diese Berichte aus Feindesmund mit Vorsicht aufzunehmen. In Behandlung der Frauen standen die Slaven hinter den Germanen zurück. Die Ehe war polygamisch, der Mann konnte so viele Frauen nehmen, als er wollte. Doch war eine Frau die Herrin des Hauses. Die Jungfrau wählte nicht frei, sondern wurde wahrscheinlich mit Einwilligung der Eltern vom Jüngling geraubt. Bei den Polen pflegte der Vater dem Sohne eine Braut zu wählen. Die Ehe wurde ohne religiöse Zeremonie geschlossen. Wir hören auch, daß die Kinder für die Eltern eine treue Sorgfalt zeigten. Mehrere Töchter galten als eine Last und deshalb sollen die Mütter oft die neugeborenen Mädchen getötet haben. Im Kriege zeigten sich die Slaven abgehärtet; ihre Freiheit ging ihnen über alles, und kein Opfer scheuten sie, um dieselbe zu erhalten. Sie sollen im Kampfe vergiftete Pfeile gebraucht haben, die gefangenen Feinde aber behandelten sie milde und edel. Allgemein gelobt wird der Frohsinn der Slaven und ihre Liebe zum Lied und zur Tonkunst [2].

Die altslavische Verfassung hat viel Ähnliches mit der altgermanischen. Sie war ursprünglich demokratisch; die Familie gehorchte patriarchalisch dem Familienoberhaupte, die Familienhäupter dem freigewählten Stammeshäuptling; die Volksversammlung (Wieca) entschied über alle öffentlichen Angelegenheiten. Jeder waffenfähige Mann nimmt an der Wieca teil. Auch die Streitigkeiten unter den einzelnen wurden auf diesen Versammlungen geschlichtet. Bald aber erlag die Demokratie der Macht der Verhältnisse. In den Zeiten des Krieges, schreibt Macieiowski [3], gab man die höchste Gewalt einem einzigen, daher kam es, daß die Demokratie sich in eine Aristokratie verwandelte und den Weg zur Monarchie bahnte. Jedes Familienhaupt wollte Heerführer sein und keines dem andern gehorchen. Deshalb kam man allmählich dazu, die Regierungsgewalt einem einzigen zu übertragen. Dem Fürsten (Woiwoden, Großfürsten usw.) lag die Führung des Heeres, das Richteramt und die eigentliche Regierung

[1] Ebd. 403. [2] Vgl. Weiß, Weltgeschichte IV³ (1891) 135.
[3] Slavische Rechtsgeschichte, deutsch von Buß, Stuttgart 1835, I 74.

ob. Dem König folgte der älteste Sohn. Ursprünglich waren alle Slaven gleich, aber nicht gleich reich; allmählich bildete sich ein höherer und niederer Adel aus und später kam auch die Leibeigenschaft auf. Der Priesterstand bildete keine besondere Klasse, dieselben Personen leiteten die weltlichen und geistlichen Geschäfte. Wir hören von Oberpriestern, die königlichen Rang hatten, und wieder von Königen, die den Titel Priester besaßen.

16. Die Anhänger des Islams.

Obwohl die Anhänger Mohammeds in zahlreiche Sekten gespalten sind, so erkennen sie doch alle den Koran als das religiöse Grundgesetzbuch an. Wir brauchen also nur die Offenbarungen des Propheten aufzuschlagen, um die gemeinsamen sittlichen Anschauungen der Moslemin kennen zu lernen.

Bekannt ist, daß der Koran viele Widersprüche enthält und daß manche seiner Satzungen mit christlichen Anschauungen, ja sogar mit den Forderungen des Naturgesetzes im Widerspruch stehen. Wir erinnern nur an das Zugeständnis der Vielweiberei und des ehelichen Zusammenlebens mit Sklavinnen[1]; ferner an das Gebot, den Islam mit dem Schwerte zu verbreiten und an den Feinden Rache zu nehmen[2]; endlich an den sinnlichen Himmel, der dem Muselmann verheißen ist.

Das ganze Lehrgebäude der Moslemin zerfällt in einen dogmatischen und einen praktischen Teil; jener heißt Imân (Glaubenslehre), dieser Dîn (praktische Religion, Sittenlehre). Die Grundlehren des Imân sind: die unbedingte Anerkennung des Koran als letzter und einzig wahrer und vollkommener göttlicher Offenbarung mit untergeordneter Schätzung der alten Propheten und der älteren schriftlichen Offenbarungen der Juden und Christen; der Glaube an einen einzigen Gott und die ausschließliche Verehrung desselben mit Verwerfung nicht nur der Vielgötterei, sondern auch der christlichen Dreifaltigkeitslehre, gegen welche der Koran an vielen Stellen Schmähungen enthält; der Glaube, daß Mohammed der Gesandte Gottes und der letzte und größte Prophet ist; der Glaube an die göttliche Vorsehung und Weltregierung und die ewige Vorherbestimmung sowohl des Guten als des Bösen. Auch an Engel und Teufel und eine Art Mittelding zwischen beiden (Genien) muß der Moslem glauben, ebenso an den Sündenfall, die Auferstehung von den Toten und das Weltgericht.

Mit den oben gemachten Vorbehalten läßt sich sagen, daß sich die Sittenlehre Mohammeds weit über die der meisten heidnischen Völker erhebt. Eine große Anzahl von Vorschriften hat der Koran der christlichen Bibel entlehnt, ja er gibt an einigen Stellen sogar vor, nur eine — allerdings sonderbare — Bestätigung und Erklärung der Schriften des Moses und der Propheten zu sein[3].

Am reinsten ist im Koran die Lehre von Gott vorgetragen. Nicht nur wird die Einheit und Einzigkeit Allahs betont, sondern auch seine Allwissenheit, Weisheit, Allmacht, Ewigkeit und unendliche Vollkommenheit. Allah schaut in die Tiefen des menschlichen Herzens, erkennt die Guten und Bösen, beschützt

[1] Der Koran, das Gesetz der Moslemin, übersetzt von Wahl, Halle 1828' Sure 4, 164.

[2] Ebd. Sure 2, 490. [3] Ebd. Sure 2, 9 und Sure 5, 91.

die einen, haßt die andern. Nach diesem irdischen Leben steht ein allgemeines Gericht bevor, zu dem Gute und Böse durch Posaunenschall gerufen werden und auf dem die Scheidung zwischen Guten und Bösen stattfindet[1].

„Dann wollen wir ihnen ihre Taten im hellsten Lichte zeigen, denn wir waren nicht abwesend. Richtig sollen an diesem Tage die Handlungen der Menschen gewogen werden. Glückselig sollen die sein, deren gute Werke die Wagschale beschweren; die hingegen, deren Wagschalen zu leicht erfunden werden, die werden beweisen, daß sie durch ungerechtes Betragen gegen unsere Offenbarungen ihre Seelen verderbt haben.“ [2] Die Guten gelangen in das Paradies, die Gottlosen in die höllische Qual[3].

Schon aus dem Gesagten erhellt, daß die Sittenvorschriften des Korans als Gebote Gottes gelten, deren Beobachtung vom Menschen unbedingt gefordert wird und über sein ewiges Los entscheidet.

Der „koranische Sprachgebrauch“, sagt Grimme[4], „unterscheidet als zwei verschiedene Begriffe: von Gott recht geleitet und selig werden. Das erstere gilt zwar als Vorbedingung des andern, und wer nicht zum Glauben geleitet ist, kann nichts tun, um der Verdammnis zu entgehen; aber den Gläubigen ist keineswegs die Erlangung der Seligkeit von Gott gewährleistet. Mag der Mensch durch sich selbst oder durch Gottes Gnadenwahl auf den rechten Weg (sabil, hudâ) geleitet sein, in jedem Falle muß er seine Kraft und Willensenergie einsetzen, um die gerade Richtung bis ans Ende einzuhalten.“

Die Forderungen Gottes an die Menschen lassen sich auf zwei zurückführen: Glaube und Verrichtung guter Werke. Dazu kommt noch die Forderung der Buße, d. h. der Reue und der Umkehr zum Guten. In Bezug auf die einzelnen Pflichten genüge die Bemerkung, daß dem Propheten bei Festsetzung derselben „als Vorbild die zehn Gebote Gottes vor Augen standen“ [5]. Mohammed gebietet: Machet nicht einen Gott neben Allah, ihm allein sollt ihr dienen; behandelt die Eltern auch im Alter mit Güte und Freundlichkeit[6]. Gebet den Verwandten, Bettlern und Wanderern den Anteil, der ihnen zukommt. Tötet nicht eure Kinder aus Sorge vor Verarmung, denn Gott ernährt sie und euch. Begehet nicht Unzucht, sie ist Schändlichkeit und Sünde. Tötet nicht die von Gott für unverletzlich erklärte Seele, es sei denn nach dem Rechte. Rühret nicht das Gut der Waisen an, außer zu ihrem Besten. Haltet den Vertrag, denn er wird eingefordert. Gebt volles Maß, wo ihr messet, und wägt mit rechter Wage. Verdächtiget nicht, wenn ihr nichts Sicheres wisset, denn von Ohr, Aug' und Herz wird einst Rechenschaft gefordert. Schreitet nicht übermütig auf Erden. Die Übertretung alles dieses ist dem Herrn ein Greuel[7].

Besonders eingeschärft wird das Gebet, bei dem großer Nachdruck auf manche Äußerlichkeiten gelegt wird in Bezug auf die Tonstärke, körperliche Haltung usw. Reinen Herzens und reinen Leibes soll der Moslem beten,

[1] Ebd. Sure 37, 437 und Sure 42, 488. Über den Gottesbegriff des Korans vgl. Grimme, Mohammed, 2. TI, Münster i. W. 1895, 35 ff.
[2] Der Koran, Sure 7, 117. [3] Ebd. Sure 37, 438 ff.
[4] Mohammed a. a. O. 110. [5] Ebd. 115. [6] Der Koran, Sure 17, 23 40.
[7] Grimme a. a. O. 115—116.

deshalb soll er sich vor dem Gebet waschen und reinigen. Dreimal täglich soll jeder Moslem beten: beim Aufgang und Niedergang der Sonne und während der Nacht. Außerdem werden Wallfahrten, Opfer, Beobachtung der heiligen Monate (besonders des Ramadan) und des Fastens und der Glaubenskrieg vorgeschrieben.

Die Zugeständnisse, die der Koran der Sinnlichkeit der Muselmänner macht in Bezug auf Vielweiberei und Umgang mit Sklavinnen haben wir schon erwähnt. Die Ehe gilt als Kontrakt, den der Ehemann mit dem Vater oder Vormund seines Weibes abschließt, wodurch letzterer das Weib in den Besitz des Mannes übergehen läßt, wenn an sie als Aussteuer eine bestimmte Zahlung entrichtet worden ist. Heiraten mit heidnischen Frauen sind verboten, nicht aber mit Jüdinnen und Christinnen; verboten sind auch Ehen mit zu nahen Verwandten (Müttern, Töchtern, Schwestern, Vaters- und Muttersschwestern, Nichten, Nährmüttern usw.). Eine religiöse Weihe fehlt der muselmännischen Ehe.

Auch die Gebote der Wahrhaftigkeit, des Gehorsams gegen die Vorgesetzten, der Gastfreiheit, der Eintracht und Geduld werden eingeschärft. Zorn, Neid und ähnliche Laster unter Androhung ewiger Strafen verboten. Doch scheint die Hölle bloß für die Ungläubigen ewig zu sein. Der sündige Moslem wird endlich aus den Qualen befreit, sobald er genügend von seinen Sünden gereinigt ist und sich durch vollgültige Reue und Sinnesänderung gebessert hat[1].

17. Die heidnischen Einwohner von Kaffa (Ostafrika).

Bis in die neueste Zeit hatte sich das Kaiserreich Kaffa im Süden von Abessinien gegen das Ausland fast vollständig abgeschlossen. Erst Kaiser Menelik hat seine Tore gesprengt und es der abessinischen Herrschaft unterworfen. Es interessiert uns hier besonders wegen seiner eigenartigen sittlich-religiösen Verhältnisse.

Kaffa wird als fruchtbar und stark bevölkert geschildert[2]. Die Familien sind sehr zahlreich. Ihrer äußeren Erscheinung nach stehen die Kaffitschen (Kaffitscho) von allen Bewohnern Afrikas den Europäern am nächsten; sie sind große, hagere Gestalten. Ihre Hauptgewandung besteht in kurzen Beinkleidern und einer langen Toga. Sehr ausgebildet ist ihr Nationalgefühl. Unter den zahlreichen Stämmen Kaffas verdienen besonders drei hervorgehoben zu werden. Die Mandscho oder Wato sind als Ratten-, Affen- und Pferdeesser eine verachtete Kaste. Sie waren rechtlich die Sklaven des Königs, der sich ihrer zu Polizei-, Henker- und dergleichen verachteten Dienstleistungen bediente. Wer einen Mandscho berührt, gilt als unrein. Die Mandscho gehören wahrscheinlich zu den ältesten Bewohnern des Landes. Der Stamm der Idscho ist zahlreich und mächtig. Aus ihm werden die ersten Beamten genommen. Der Mindschostamm endlich ist der herrschende Stamm; wahrscheinlich ist er aus Ägypten

[1] Vgl. Wahl, Der Koran Einl. x ff.

[2] Vgl. über das Folgende Kardinal Massaja, In Abissinia e fra i Galla, Firenze 1895, 206 ff; Kathol. Missionen 1909/10, 29 56 ff; Martial de Salviac, Un peuple antique au pays de Ménélik: Les Galla (1901) 311 ff.

eingewandert. Das ursprüngliche Herrschergeschlecht der Matto wird von den Mindscho hoch in Ehren gehalten.

Der gesellschaftlichen Abstufung nach gibt es Freie, ferner eine Art Parias und endlich Sklaven. Der Freie arbeitet nicht; Arbeit hält er für die Sache der verachteten Kasten. Seine Beschäftigung ist die Antilopenjagd. Die freien Kaffitschen neigen zu Schikanen und Prozessen, vermeiden aber religiöse Erörterungen, die bei den Schismatikern an der Tagesordnung sind. Einmal christlich geworden, zeichnen sie sich durch festen Glauben und Seeleneifer aus.

Die reichen Kaffitschen verdanken ihre großen Vermögen hauptsächlich dem Sklavenhandel, der jedoch heute verboten ist. Die Menge der Sklaven erklärt sich aus der Strafgesetzgebung des alten Kaffareiches. Todesstrafe und Gefängnis wurden selten verhängt, dagegen wurden für Gesetzesübertretungen gewöhnlich einzelne Personen oder ganze Familien der Sklaverei überliefert. Besonders wegen Zauberei und Hexerei konnten ganze Familien zur Sklaverei verurteilt werden. Zuweilen wurden aus Habsucht ganze Distrikte der Zauberei beschuldigt. Zur Verhütung einer Empörung war den überaus zahlreichen Sklaven das Tragen von Waffen und die Teilnahme an Kriegszügen verboten. Sie wurden nur zu Feldarbeiten und andern niedern Beschäftigungen verwendet. Dank dem energischen Vorgehen Menelik's ist der Sklavenhandel — wenigstens in der Öffentlichkeit — zum großen Teil verschwunden. Eine eigene Kaste bilden die Asmaro, die als Dichter und Musiker das Land durchziehen und Lieder auf die Mutter Gottes, die hll. Michael und Georg, den König, die Großen und ihre Wohltäter singen.

Eine merkwürdige Sitte in Kaffa ist, daß niemand allein essen oder trinken darf. Will ein Kaffitscho trinken, so ruft er einen Genossen herbei und trinkt mit ihm gleichzeitig aus einem gemeinsamen Gefäß. Nur der König aß und trank allein.

Groß ist der Aberglaube der Kaffitschen. Ihm ist die katholische Mission zum Opfer gefallen, wie Massaja[1] erzählt. Er hatte nämlich ein Maisfeld eingerichtet und einen Wächter aufgestellt gegen die Hunde, welche das Feld verwüsteten. Dieser tötete einen der Hunde und verscharrte ihn ohne Wissen der Missionäre. Das benutzten die Feinde der Mission. Es besteht nämlich der Wahn, durch das Verscharren eines Hundes werde das Land verhext. Sofort wurde der Bischof ergriffen und an die Grenze gebracht. Zwei Sklaven trugen ihm auf dem ganzen Weg den ausgegrabenen Hundekadaver nach. An der Landesgrenze wurde der Hund ins Wasser versenkt, nachdem ihn ein Priester mit Blut bespritzt hatte. Als Massaja infolge der Erschöpfung und des ekelhaften Geruchs in Ohnmacht fiel, geriet seine Begleitung in große Bestürzung. Man fürchtete, sein Tod möchte über das ganze Land Unheil bringen. Ein Zauberer besprengte die Wege, welche der Bischof beschritt, mit Blut, um so die Schuld wegen der Gefangennahme eines christlichen Oberpriesters zu sühnen.

Hinsichtlich der Religion teilen sich die Kaffitschen in zwei streng geschiedene Klassen: die Heiden und die Abkömmlinge der Christen, die früher eingewandert sind. Nach einem neueren Forscher sollen die heidnischen Kaffitschen als höchstes, unsichtbares Wesen Hekko verehren, in dem sich das Böse dar-

[1] A. a. O. 261 ff. Vgl. das große Werk des Kardinals Gugl. Massaja: I miei trentacinque anni di Missione nell' alta Etiopia (12 Bde, Roma 1885—1895) V 189.

stellt, und daneben ein anderes gutes Wesen, das Jero heißt. In der Person des Königs erblickt man die Verkörperung des Hekko. Diese Auffassung klingt aber nicht sehr wahrscheinlich. Massaja[1] schreibt von der heidnischen Urbevölkerung Kaffas: „Sie betet einen Geist an, der Deotsche genannt wird, dem sie Verehrung erzeigt, Opfer darbringt und den sie in jeder Not des Lebens anruft. Außer diesem Deotsche wird in Kaffa von der heidnischen Kaste keine andere Gottheit angebetet. Damit ist nicht geleugnet, daß sie auch an böse Geister glauben. Sie können, wie sie meinen, nur durch Vermittlung der Diener des Deotsche, der Magier oder Zauberpriester, mit diesem in Verbindung treten. Nur zu den Zauberpriestern spricht Gott unmittelbar."

Über den Glauben der Kaffitschokaste schreibt Martial de Salviac[2]: „Sie betet die Gottheit unter dem Namen Deotsche, der ‚Gute', an, dessen höchste Macht sich nach ihrer Meinung bald im König bald in dem großen Nationalzauberer zu inkarnieren scheint. Sie verehrt mit abergläubischer Furcht die Diener ihres Kultes, gefürchtete skrupellose Zauberer, die die Leichtgläubigkeit des Volkes ausbeuten und es ihrer Habgier und ihren Launen unterwerfen. Das Ansehen des ersten Zauberers hielt dem des Königs das Gleichgewicht, und von seinen Orakeln gab es keine Berufung an eine höhere Autorität."

Merkwürdigerweise muß der König von christlicher Herkunft sein, sobald er aber zur höchsten Würde erwählt ist, wird er Heide, während seine Familie christlich bleibt. Übrigens sind, wie Massaja bemerkt, die Christen nur dem Namen nach Christen, in der Tat sind sie kaum verschieden von den Heiden, die auch mancherlei christliche Gebräuche angenommen haben. Nach Martial de Salviac kennen sie nicht einmal den Namen Jesu Christi und empfangen auch die Taufe nicht. Sie begnügen sich mit der Beschneidung und dem symbolischen Bade, das die Abessinier gewöhnlich am Feste der Epiphanie gemeinschaftlich in den Flüssen nehmen, deren Wasser von einem Priester gesegnet werden. Wie von den Heiden wird auch von den Christen weder die Einheit noch die Unauflöslichkeit der Ehe respektiert.

Schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts besaß Kaffa eine sehr ausgebildete Verfassung. Das Land war in Provinzen und diese in Grafschaften eingeteilt. Als höchster Beamter galt der Katame-Rascha, der Reichskanzler. Alle Geschäfte gingen durch seine Hand. Der Gutschi-Rascha war Oberhofmarschall und Kultusminister für die Christen. Der Awatschi-Rascha war oberster Richter und verkündete als Herold alle Urteile und Gesetze. Beim Tode des Kaisers wurden früher nicht nur zahlreiche Tieropfer dargebracht, sondern am Schluß der Feier wurde auch ein Sklave getötet, damit er seinem Herrn im Jenseits diene. Doch ist dies seit 1870 nicht mehr geschehen. In die über dem Grabe errichtete Hütte stellte man Tonkrüge mit Honigwein. Ein hohles Bambusrohr führt durch das Erdreich zum Leichnam hinunter. Sklaven und Kämmerer besuchten nun während eines Jahres täglich das Grab ihres Herrn, opferten Speisen und Honigwein und erkundigten sich wie zu dessen Lebzeiten nach dem Befinden ihres Herrn.

---

[1] In Abissinia e fra i Galla 207.
[2] Un peuple antique au pays de Ménélik 312.

Das Rechtswesen des Kaffitschen hat neuestens Friedrich Bieler[1] eingehend dargelegt. Das Recht der Kaffitschen war ein durch mündliche Überlieferung vererbtes Gewohnheitsrecht. Als oberste Rechtsquelle galt der Kaiser, in dessen Namen alle Urteile gesprochen wurden. Der Ortsvorsteher schlichtete als Friedensrichter die Streitigkeiten unter seinen Leuten. Die Richter und Steuereinnehmer bildeten als eigentliches Gericht die erste Instanz in kleineren Rechtssachen, eine Art Vögte bildeten die zweite und die Grafen die dritte Instanz. Als oberstes Gericht fungierte mit Hilfe eines Oberrichters der Kaiser. Seiner Entscheidung unterlagen alle wichtigen Rechtsstreite sowie alle Strafsachen, die mit der Strafe des Handabhauens oder mit der Todesstrafe geahndet wurden. Die Gerichte wurden an bestimmten Tagen im Freien öffentlich abgehalten. Die Beweise und Gegenbeweise wurden von den streitenden Parteien in freier Rede vorgebracht. Ordale gab es keine, auch die Blutrache war unbekannt. Als Verbrechen wurden geahndet: Körperverletzung, Mißhandlung, Diebstahl, Zauberei, Landesverrat, Aufruhr, Landstreicherei, Mord und Totschlag, Notzucht, Ehebruch, Feigheit im Kriege, Aufnahme fremder, entlaufener Sklaven. Seit der Eroberung durch Menelik im Jahre 1897 galten für Kaffa die Grundsätze des äthiopischen Rechts, soweit nicht das altherkömmliche Kaffarecht in Geltung geblieben.

Grund und Boden war nominell Eigentum des Kaisers, und die Untertanen waren Lehensleute, tatsächlich konnten aber die Besitzer ihren Boden nach Belieben verteilen, vererben oder verkaufen. Der Kaiser hatte jedoch das Recht, Änderungen im Ausmaß der Erblehen vorzunehmen. Eine Beschlagnahme des unbeweglichen Besitzes konnte nur aus strafrechtlichen Gründen stattfinden. Der bewegliche Besitz an Vieh, Sklaven usw. war vor der Wegnahme sicher. — Nach dem Tode des Vaters erbt der älteste Sohn das Gehöft und den sonstigen Besitz. Nach dem Tode des Gatten erben die Frauen, die bei der Eheschließung Jungfrauen waren, die Hälfte des Vermögens, die andern nichts. Nach dem Tode der Mutter erben die Kinder deren persönlichen Besitz, wie Sklaven, Vieh usw.

Die Heirat ist bei den Kaffitschen mit dem ersten Beischlaf und der Feststellung der vorhanden gewesenen Jungfräulichkeit der Frau rechtsgültig; ebenso wenn die nicht jungfräulich befundene Frau nicht sofort durch den Brautzeugen ihrem Vater zurückgesendet wird. Die Frau hat ihren eigenen Besitz, wie Sklaven, Vieh usw., den sie selbständig verwaltet; sie hat das Recht, auf ihre eigene Rechnung Handel zu treiben. Bei der Ehescheidung muß dem Vater der Frau die Hälfte des Heiratsgutes zurückgegeben werden. Bei Armen ist diese Rückgabe nicht üblich.

18. Die Azteken in Mexiko[2].

Die Geschichte weniger Völker ist so voll von noch ungelösten Rätseln wie die der Kulturvölker, welche die Spanier bei der Entdeckung in Zentralamerika antrafen. Sie zeigen ein so seltsames Gemisch von hoher Kultur und roher

[1] Globus XCII (1907) 365 ff.

[2] Für die folgenden Darlegungen benutzten wir außer den Cartas de Relación de Fernando Cortez (abgedruckt in den Historiadores primitivos de Indias I, Madrid

Barbarei, daß man oft kaum begreift, wie sich beides bei ein und demselben Volk gleichzeitig vorfinden konnte. Der Grund dieser Erscheinung ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß nacheinander Völker auf sehr verschiedenen Kulturstufen in das heutige Mexiko, das die Eroberer Neuspanien nannten, eindrangen. Das älteste Einwandervolk waren nach Gomara unter andern die wilden und kriegerischen Chichimeken (Tschitschimeken), dann kamen die Colhuas, von denen die Chichimeken die Landwirtschaft erlernt haben sollen; ihnen folgten zuletzt die Nahuas oder Tolteken, die eine neue Religion und Kultur in das eroberte Land brachten. Aus den Tolteken gingen durch verschiedene Stammväter die mexikanischen Kulturvölker hervor, welche die spanischen Entdecker vorfanden[1].

Politisch bildete Neuspanien zur Zeit der spanischen Eroberung kein streng einheitliches Reich. Auch abgesehen von den vielen wilden und unabhängigen Bergvölkern war es in eine Reihe von Königreichen gespalten, die zum Teil von Montezuma II., dem Beherrscher Mexikos, ganz unabhängig waren, wie das Königreich Mechoacan, zum Teil ihm tributpflichtig oder untertan waren.

Von den Tolteken scheint sicher zu sein, daß sie einen einzigen Gott, den Schöpfer, anbeteten. Sie nannten ihn Floque Nahuaque und opferten ihm Kopale, Gaben von Vögeln und Blumen[2]. Die Azteken der Entdeckungszeit waren zwar der Vielgötterei ergeben, aber sie hatten eine wenn auch unklare Idee von dem Dasein des Schöpfers und höchsten Herrn aller Dinge. Darin kommen fast alle Geschichtschreiber Mexikos aus alter und neuer Zeit überein. Der berühmte Franziskaner Fray Bernardino de Sahagun, einer der ältesten Missionäre, der sich lange in Mexiko aufgehalten und deren Sitten ein-

---

1877, 1—153) besonders Oviedo, Historia general y natural de las Indias I 33 ff (neu hrsg. zu Madrid 1851—1855, 4 Bde); ferner Franz López de Gomara, Conquista de Méjico; segunda parte de la Crónica general de las Indias (in den Historiadores primitivos I, Madrid 1877, 295); Bernal Díaz del Castillo, Verdadera Historia de los sucesos de la conquista de la Nueva-España (in den Historiadores primitivos II, Madrid 1906, 1); Al. de Zorita, Historia de la Nueva-España. Dieses Werk stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der Verfasser war selbst längere Zeit königlicher Beamter in Mexiko; es wurde neu herausgegeben zu Madrid 1909. Vor allem aber haben wir Jos. de Acosta, Historia natural y moral de las Indias (2 Bde) benutzt. Acosta kam im Jahre 1571 als Provinzial nach Peru und arbeitete dort mehrere Jahre mit Erfolg. Später kam er auch nach Mexiko. Sein ebenerwähntes Werk erschien zuerst in Sevilla 1590 und fand allgemein so großen Beifall, daß es wiederholt neu aufgelegt und in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurde. Eine Neuauflage des Werkes erschien zu Madrid 1894; nach dieser zitieren wir. Als Quellen für Mexiko dienten dem P. Acosta außer den älteren Schriftstellern besonders die Angaben des P. Juan de Tovar S. J. Dieser war schon früh nach Mexiko gekommen und hatte sich auf Befehl des Vizekönigs Don Martin Enriquez sehr eingehend mit der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der alten Mexikaner befaßt (vgl. Acosta a. a. O. II 143). Außerdem haben wir noch benutzt: Ant. Solis, Historia de la Conquista de México, die schon im 17. Jahrhundert veröffentlicht, aber im Jahre 1874 zu Madrid neu herausgegeben wurde; Fr. X. Clavigero, Storia antica del Messico, Cesena (1780, 4 Bde); Prescott, History of the Conquest of Mexico, London 1843; Waitz, Anthropologie der Naturvölker, 4. Tl (1864).

[1] Gomara a. a. O. 661. Brasseur de Bourbourg, Popol-Vuh, le livre sacré et les Mythes de l'antiquité américaine, Paris 1861, Einl. XXIX.

[2] Vgl. Missions catholiques 1887, 236.

gehend geschildert hat, schreibt: „Antisthenes behauptete, es gebe viele Volksgötter, aber nur einen allmächtigen Schöpfer und Lenker aller Dinge. Dieses ist auch die Ansicht und der Glaube, den man allgemein in Neuspanien gefunden hat. Sie glauben, daß es einen Gott gebe, der ein reiner allmächtiger Geist, Schöpfer und Leiter aller Dinge ist und den sie Tezcatlibuca oder Titlacavan nennen. Diesem schenken sie ihr Vertrauen und diesem schreiben sie Schönheit und Glück zu, obgleich sie ihm auch viele andere Dinge zuschreiben, die mehr zu der Natur der Teufel als Gottes gehören." [1]

Diesen höchsten Gott und Schöpfer scheinen die Mexikaner nicht in Bildern dargestellt zu haben, eben weil sie ihn für unkörperlich und unsichtbar hielten. Während Sahagun den Namen dieses Gottes angibt (Tezcatlibuca oder Titlacavan), behaupten andere Schriftsteller, z. B. Acosta[2], er habe keinen eigenen Namen gehabt; andere sagen, er sei mit dem allgemeinen Namen Teotl, der allen Göttern gemeinsam war, bezeichnet worden. Eigene Tempel besaß dieser höchste Gott nicht, und seine Verehrung trat hinter der der untergeordneten Götter, von denen jeder seine bestimmte Machtsphäre hatte, sehr zurück.

Auch nach Anton Herrera[3] glaubten die Mexikaner „an einen höchsten Gott, den Herrn und Schöpfer aller Dinge, und dieser Gott war der Hauptgott, den sie verehrten; zum Himmel aufblickend, nannten sie ihn Schöpfer des Himmels und der Erde, den Wunderbaren und gaben ihm andere auszeichnende Namen", und trotzdem, fügt Herrera hinzu, hatten die Missionäre große Mühe, sie davon zu überzeugen, daß es daneben keine andern Götter geben könne.

Wie die Genannten bezeugen fast alle andern hervorragenden Geschichtschreiber den Glauben der Mexikaner an ein einziges höchstes Wesen, den Schöpfer und Herrn aller Dinge, so z. B. Anton de Solis[4], Torquemeda[5], Clavigero[6], Prescott[7] und andere[8].

---

[1] Un breve compendio de los ritos ydolatricos que los yndios desta nueva España usavan en el tiempo de su infidelidad. Dieses Werk wurde neuestens nach einem Manuskript in der Vatikanischen Bibliothek veröffentlicht von P. W. Schmidt S.V.D. im Anthropos I (1906) 302 ff. Die von uns angeführten Worte Sahaguns finden sich auf S. 310. — In dem großen Werke Sahaguns: Histoire générale des choses de la Nouvelle-Espagne, das Jourdanet und Siméon ins Französische übersetzt und im Jahre 1880 zu Paris herausgegeben haben, hat er diese Idee von dem einen höchsten Gott nicht ausdrücklich hervorgehoben, aber sie ergibt sich, wie die Herausgeber richtig bemerken (Einleitung LXIV), klar aus den Anrufungen, die im Buche angeführt werden und die sich an den Unfaßbaren, Unsichtbaren, Unkörperlichen, Einzigen (S. 342), Allgegenwärtigen, der allen Menschen das Leben gibt, den Allmächtigen, der alles beherrscht usw., richten und oft voll inniger Andacht sind. Man vgl. auch, was Sahagun von dem Gott Tezcatlibuca oder Titlacavan sagt (ebd. 14 und besonders 206), der als allmächtiger und unsichtbarer Schöpfer des Himmels und der Erde galt und die Welt nach seinem Willen regierte.

[2] Historia natural y moral II 8.

[3] Historia general de los hechos de los Castilleros en las Islas y terre firme del Mar océano, Madrid 1601, decada III, l. 2, c. 15.

[4] A. a. O. Bd I. [5] Monarquía Indiana III (1723) 30.

[6] Gloria antica del México II 3 ff. [7] A. a. O. I 31.

[8] Einige Zeugnisse findet man auch bei Bancroft, The native races of the pacific states of Northern America III (1875) 184 ff.

Neben diesem höchsten Wesen verehrten die Mexikaner besonders die Sonne; ferner den Kriegsgott Vitziputzli, den „Allgewaltigen", dem der vornehmste Tempel in der Stadt Mexiko gewidmet war. Dieser war mit den dazu gehörigen Priesterwohnungen so groß und prächtig, daß Cortez meint, keine menschliche Zunge sei im stande, seine Herrlichkeit zu schildern. Eine große Statue des Gottes stand auf dem Altare des Tempels. In inniger Verbindung mit ihm wurde sein Gefährte, der Gott Flacott, verehrt. Außerdem beteten sie den Mond, die Sterne und eine große Zahl anderer Götzen an. Es gab einen Gott des Wassers, des Weines, der Unterwelt, der Buße und Sündenvergebung. Der Gott der Buße hatte vier Pfeile in der Hand, die Symbole der Strafen, die er über die Bösen wegen ihrer Sünden verhängte. Am Feste dieses Götzen, das alle vier Jahre gefeiert wurde, erlangte man durch Opfer Vergebung der Sünden. Auch eine Anzahl Göttinnen gab es. Zu Ehren einiger Gottheiten wurden die Menschen, die man ihnen opferte, geschunden und deren Haut als Zeichen der Verehrung für die Götter angelegt. Sogar lebende Menschen genossen göttliche Verehrung. Man nahm einen Gefangenen, gab ihm den Namen des Götzen, dem er später geopfert werden sollte, kleidete ihn in dessen Tracht und betete ihn an wie den Götzen, den er darstellte. Bis zur Zeit des Opfers, mehrere Monate, zuweilen ein ganzes Jahr wurde dieser Repräsentant der Gottheit wohl gehalten und geehrt. Wenn er durch die Straßen ging, kamen die Leute aus den Häusern, um ihn anzubeten und ihm reiche Almosen zu spenden. Man brachte Kinder und Kranke, damit er sie segne und heile. Er durfte während dieser Zeit tun, was er wollte, nur nicht entfliehen, und deshalb begleitete ihn beständig eine Wache von zehn bis zwölf Männern. War die bestimmte Zeit gekommen, so wurde er der Gottheit geopfert und sein Fleisch verzehrt.

Große Verehrung genossen auch die Verstorbenen. Die Begräbnisse waren außerordentlich feierlich und wurden von den Priestern vorgenommen. Die gewöhnlichen Leute wurden begraben, die Könige und die hohen Herren aber verbrannt, und ihre Asche wurde in dem Tempel eines Gottes beigesetzt. Die Verstorbenen wurden mit den herrlichsten Kleidern und vielen Kostbarkeiten geschmückt, die man mit ihnen begrub oder verbrannte. War der Verstorbene ein König oder ein hoher und mächtiger Herr, so wurden viele Sklaven getötet, um ihn in die andere Welt zu begleiten. Man tötete auch dessen Priester oder Kaplan. Denn alle Vornehmen hatten in ihrem Hause einen Priester für die religiösen Zeremonien. Desgleichen wurden sein Haushofmeister, sein Mundschenk und überhaupt alle seine unmittelbaren Hausgenossen getötet, damit er in der andern Welt ein großes Haus halten könne[1].

Groß war die Zahl der Priester und ihre Stellung sehr geachtet. Sie waren in verschiedene Grade eingeteilt, und der oberste Priester hatte schon in der heidnischen Zeit den Namen Papa. Die Würde eines Priesters des Vitziputzli war in einigen Familien erblich, die Priester der andern Götter wurden gewählt und schon als Kinder in den Tempel gebracht und dem Gotte geweiht.

---

[1] Acosta, Historia natural y moral l. 5, c. 8.

Außer den Opfern hatten die Priester viermal am Tage: am Morgen, am Mittag, bei Sonnenuntergang und um Mitternacht, den Göttern Weihrauch darzubringen. Um Mitternacht standen alle Tempelbeamten auf und spielten mit Hörnern, Muscheln und Flöten eine Art Trauermusik. Dann trat der mit dem Wochendienst Betraute, mit einer Art Dalmatika angetan, hervor, füllte ein Weihrauchfaß mit glühenden Kohlen von dem Feuer, das beständig auf dem Altar brannte; in der andern Hand hatte er einen Beutel, aus dem er Weihrauchkörner in das Weihrauchfaß warf. Dann inzensierte er mit großer Ehrfurcht den Götzen, nahm ein Tuch und reinigte damit den Altar und die Vorhänge. Schließlich kamen alle Priester an einem Orte zusammen, wo sie blutige Bußübungen vornahmen[1].

Außer Priestern gab es in Mexiko auch Nonnen und Mönche. Die Nonnen wurden aber nur für ein Jahr zu ihrer Würde und Heiligkeit verpflichtet. Innerhalb der weiten Umfassungsmauer des großen Tempels waren zwei abgeschlossene Häuser, eines für Männer und eines für Frauen. In dem Hause der Frauen wohnten nur Jungfrauen von 12 bis 13 Jahren, die man „Mädchen der Buße" nannte; außerdem noch andere in gleicher Zahl wie die Männer. Sie lebten keusch und in strenger Klausur als zum Dienste ihres Gottes bestimmte Mädchen. Sie mußten den Tempel fegen und mit den Almosen, welche die Mönche sammelten, dem Gotte und seinen Dienern das Essen bereiten. Sie erhoben sich immer um Mitternacht zum Lob der Götter, ähnlich wie die Mönche, sie hatten ihre Oberinnen, die sie in der Verfertigung feiner Leinwand zum Schmuck der Götzen und Tempel beschäftigten. Die Tracht dieser Nonnen war ganz weiß. Um Mitternacht verrichteten sie ihre blutigen Bußen wie die Mönche. Hatte sich eine gegen die Keuschheit verfehlt, so mußte sie ohne Erbarmen sterben, da sie das Haus Gottes verletzt habe. In dieses Hauptkloster wurden nur Mädchen von etwa sechs Geschlechtern zugelassen, und zwar in genau bestimmter Zahl. War das Jahr herum, für das sie sich oder ihre Väter sie dem Dienste der Götter gewidmet hatten, so kehrten sie nach Hause zurück, um sich zu verheiraten.

Im Kloster der Mönche wohnten Jünglinge von 18 bis 20 Jahren. Sie dienten dem Tempel, lebten in Armut, Keuschheit und Gehorsam und verrichteten die Dienste der Leviten, indem sie den Priestern und Würdenträgern des Tempels das Weihrauchfaß, das Licht und die Kleider brachten, die heiligen Stätten reinigten, Holz für das ewig an dem Altar brennende Feuer herbeischafften usw. Sie hatten ihre Vorsteher und lebten in solcher Ehrbarkeit, daß sie, wenn sie öffentlich an Orten erschienen, wo Frauen waren, das Haupt senkten, auf den Boden blickten und es nicht wagten, ihre Augen zu erheben. Sie sammelten Almosen, übten Buße, standen um Mitternacht auf wie die Priester. Auch für diese jungen Mönche dauerte der Tempeldienst nur ein Jahr[2]. Priester und Mönche mußten fünf oder sechs Tage vor den Hauptfesten fasten; sie tranken keinen Wein, schliefen wenig und suchten sich impotent zu machen, um nicht die Götter durch Unkeuschheit zu beleidigen.

---

[1] Ebd. l. 5, c. 14. [2] Ebd. l. 5, c. 16.

Kinder wurden in Mexiko den Göttern während des ersten Monats, der am 2. Februar begann, in großer Zahl geopfert, wie Sahagun[1] berichtet, Erwachsene während des ganzen Jahres, jedoch nur Gefangene. Auf die Frage, warum er die Provinz Tlascala nahe bei Mexiko nicht seiner Herrschaft unterworfen habe, antwortete Montezuma, es wäre ihm das ein leichtes gewesen, aber aus zwei Gründen habe er es nicht gewollt. Einmal um die mexikanische Jugend im Kriege üben zu können und so vor Müßiggang und Wohlleben zu bewahren; sodann um immer Gefangene zu machen, die man den Göttern opfern könne. Grausam und scheußlich war die Art und Weise, wie diese Menschen zu Ehren der Götter abgeschlachtet wurden, und groß ist die Zahl der Menschen, die in Mexiko so geopfert wurden. Es soll vorgekommen sein, daß mehr als 5000 Menschen bei einem einzigen Fest geopfert wurden[2]. Kein Wunder, daß die Mexikaner selbst ihrer Zustände überdrüssig waren. Ein Missionär erzählte dem P. Acosta, er habe einst in Mexiko einen alten und angesehenen Indio gefragt, wie es gekommen sei, daß sie so leicht und ohne viel zu untersuchen und zu disputieren das Christentum angenommen hätten. Der Alte antwortete ihm: Glaube nicht, daß wir das Christentum unüberlegt angenommen haben; in Wirklichkeit waren wir unserer Götzen und ihrer Grausamkeiten längst überdrüssig. Und da das christliche Gesetz, welches ihr gepredigt, uns so gerecht und gut und milde erschien, so haben wir seine Wahrheit erkannt und es angenommen[3].

Auffallend ist, daß die Mexikaner ähnlich wie die Peruaner in ihren Gebräuchen so viele Analogien zu den jüdischen und christlichen Zeremonien aufweisen. Von den Klöstern war schon die Rede. Sie hatten auch eine Art Priesterweihe, eine Art Kommunion geweihten Brotes, eine Art Taufe und Beschneidung und verschiedene religiöse Waschungen. Die Beschneidung hatte Ähnlichkeit mit der der Juden und wurde besonders an den Knaben der Könige und Herren vollzogen. Sobald die Knaben geboren waren, wurden sie von den Priestern gewaschen, dann wurde ihnen in die rechte Hand ein kleiner Degen und in die linke ein kleiner Schild gelegt. Den Knaben des gewöhnlichen Volkes übergab man die Abzeichen ihrer Handwerke und den Mädchen einen Besen oder die Werkzeuge zum Spinnen, Weben, und das taten die Priester vor dem Bilde eines Götzen[4]. Die Ehegatten wurden durch einen Priester miteinander verheiratet. Bräutigam und Braut stellten sich vor ihn hin, er ergriff ihre Hände und fragte sie, ob sie sich heiraten wollten. Antworteten beide ja, so nahm er einen Zipfel des Schleiers, mit dem die Braut den Kopf bedeckt hielt, und einen Zipfel des Kleides des Bräutigams und band sie in einen Knoten zusammen. So gebunden führte er sie in das Haus der Braut, wo ein Feuer angezündet war, um das die Braut siebenmal herumgehen mußte. Dann setzten sich Braut und Bräutigam zusammen, und die Ehe war geschlossen[5].

Die Mexikaner waren äußerst eifersüchtig auf die Unversehrtheit ihrer Bräute. Erkannte der Mann, daß die Braut nicht mehr Jungfrau sei, so warf er dies

[1] Histoire générale des choses de la Nouvelle Espagne 57.
[2] Acosta, Historia natural y moral l. 5, c. 21. [3] Ebd. c. 22.
[4] Ebd. Vgl. Gomara, Conquista de Méjico a. a. O. 436.
[5] Acosta a. a. O. l. 5, c. 27.

durch beschimpfende Worte und Zeichen den Vätern und Verwandten vor, um sie zu beschämen, daß sie nicht besser über sie gewacht hätten. Wurde aber die Braut als Jungfrau befunden, so veranstaltete man ein großes Fest. Man gab dem Vater Geschenke und brachte den Göttern Opfer dar. Beim Beginn der Ehe wurde genau angemerkt, was die beiden Gatten an Vorräten, Ländereien, Edelsteinen usw. mitgebracht hatten. Die Väter mußten das Andenken daran bewahren, damit man im Fall einer Ehescheidung, die häufig vorkam, jedem das zurückgeben könne, was er mitgebracht. Beide konnten dann heiraten, wen sie wollten; er erhielt die Söhne und sie die Töchter. Man befahl ihnen aber streng und unter Todesstrafe, daß sie sich nicht mehr miteinander vereinigten, und das wurde genau beobachtet. Hier macht Acosta eine sehr weise Bemerkung. Obwohl viele Zeremonien der Mexikaner mit den unserigen manche Ähnlichkeit haben, sind sie im Grunde doch sehr verschieden, weil sie meist grausame, schmutzige oder unnütze Dinge damit verbanden. Die bekehrten Mexikaner lachten oft später selbst über die Lächerlichkeiten und unsinnigen Gebräuche ihres Götterkultus.

Was die politische Verfassung angeht, so scheint die Königswürde nicht erblich gewesen zu sein. Denn vom ersten Herrscher der Mexikaner, Acamapich mit Namen, bis zum letzten, Montezuma II., erhielt keiner die Würde durch Erbschaft, sondern durch Ernennung und Wahl. Die Wahl war ursprünglich allgemein, obwohl die Vornehmen sie leiteten. Später aber wurden vier Wähler ernannt. Diese zusammen mit zwei dem mexikanischen Herrscher unterstehenden Königen hatten die Wahl vorzunehmen. Gewöhnlich wählte man kriegstüchtige junge Männer zu Königen, weil diese immer im Kriege waren und man gerade deshalb hauptsächlich der Könige bedurfte[1]. Nach der Wahl wurden zwei Feste veranstaltet. Durch das eine nahm der König Besitz von seinem Lande. Zu dem Zwecke zog man zum Tempel und brachte auf dem heiligen Herd, wo immer das Feuer brannte, Opfer dar mit vielen Gebeten und rhetorischen Ansprachen. Noch feierlicher war das Fest der Krönung. Um diese feiern zu können, mußte man zuvor eine siegreiche Schlacht liefern und eine bestimmte Anzahl Gefangene machen, deren man zu den Opfern bedurfte. In feierlichem Triumph kehrte dann der König aus dem Kriege heim, und die Priester und Mönche und Hofleute zogen ihm in festlichem Zuge entgegen. Der tributpflichtige König von Tezcuco hatte das Recht, den König von Mexiko zu krönen. Die Mexikaner waren ihrem Könige sehr treu und gehorsam; von Verrat erfuhr man nichts. Nur vom fünften König, der Tizolik hieß, berichtet die Geschichte, er sei vergiftet worden, weil er ein Feigling war. Früher, solange die Mexikaner arm waren, blieben die Könige in ihrem Unterhalt und Hofstaat sehr mäßig; als sie aber an Macht zunahmen, wuchs auch ihr Reichtum und ihre Prachtliebe. Montezuma z. B. besaß einen Tiergarten, in dem alle Arten Fische, Vögel und Landtiere ihre Wohnung hatten. Die Meerfische hatten Teiche mit Salzwasser, die Flußfische solche mit Süßwasser; alle Vögel und Tiere hatten ihre entsprechende Nahrung, und eine große Zahl Menschen war mit der Pflege und Aufzucht dieser Tiere beschäftigt[2].

[1] Ebd. c. 24. [2] Ebd. l. 6, c. 24, p. 214.

Große Sorge verwendeten die Mexikaner auf die Erziehung der Jugend. Für diese Aufgabe bestanden in den Tempelräumen besondere Erziehungs- und Schulhäuser für die Knaben, und zwar getrennt von den Wohnungen der dem Tempeldienst geweihten Jünglinge und Jungfrauen. In diesen Schulhäusern war eine große Zahl Knaben, welche ihre Väter freiwillig dahin brachten. Sie hatten dort ihre Erzieher und Lehrer, die sie in den verschiedensten Verrichtungen unterwiesen und sie anleiteten, den Vorgesetzten zu dienen und zu gehorchen. Damit sie ihrem Herrn angenehm seien, wurden sie im Singen und Tanzen unterrichtet und im Kriegshandwerk geübt, wie z. B. im Pfeilschießen, Speerwerfen, Handhaben des Schildes und Schwertes. Man ließ sie schlecht schlafen und schlecht essen, um sie von Kindheit an abzuhärten und an Arbeit zu gewöhnen. Außer den genannten waren in den Tempelwohnungen noch andere Knaben von großen Herren und Adeligen, denen man eine besondere Erziehung gab. Diese erhielten das Essen aus ihren eigenen Häusern. Sie wurden älteren Männern anvertraut, welche sie beständig beaufsichtigen und ermahnen sollten, tugendhaft zu sein, keusch zu leben, mäßig zu sein in Speise und Trank, zu fasten, allzeit ruhig und gemessen einherzugehen usw. Sie pflegten sie auch in einigen schweren Arbeiten und Verrichtungen zu prüfen. Waren diese Knaben schon größer, so beobachtete man ihre Neigungen. Denjenigen, bei denen man Neigung zum Krieg wahrnahm, gab man Gelegenheit, sich zu erproben. Unter dem Vorwande, den Soldaten Nahrung und Provisionen zu bringen, schickte man sie auf den Kriegsschauplatz, damit sie sähen, was dort vorgehe, welche Beschwerden man dort erleide, und auf diese Weise die Furcht verlören. Man verschaffte ihnen auch Gelegenheit, sich im Kriege auszuzeichnen. Andere, die Neigung zum Tempeldienst zeigten, wurden, sobald sie das nötige Alter hatten, aus der Schule genommen und in die Gemächer der gottgeweihten Tempeldiener gebracht, erhielten die entsprechenden Kleider und wurden von geistlichen Vorstehern in ihrem Amt unterrichtet; in dem Dienste, dem sie sich widmeten, mußten sie fortan bleiben.

Von dem Unsterblichkeitsglauben der Mexikaner sagt Gomara[1]: „Die Mexikaner glaubten, daß die Seelen unsterblich seien, und je nachdem sie gelebt, Strafen oder Freuden erlangten, und ihre ganze Religion erhielt durch diesen Glauben ihre Richtung. Am klarsten zeigte sich das bei ihren Begräbnissen. Sie meinten, es gebe neun Orte, wo die Seelen nach dem Tode weilten; der eine sei bei der Sonne, und die guten Menschen, die in der Schlacht Gefallenen und die Geopferten gingen in das Haus der Sonne. Die Bösen blieben hier auf der Erde und verteilten sich in folgender Weise: An einen Ort kamen die kleinen Kinder und die Mißgebornen; die, welche an Alter und Krankheit starben, an einen andern; an einen dritten kamen die, welche plötzlich oder gewaltsam endeten; an einen vierten die, welche an Wunden oder einer ansteckenden Krankheit starben; an einen fünften die Ertrunkenen; die, welche wegen Verbrechen, wie Diebstahl oder Ehebruch, hingerichtet wurden, an einen sechsten. Wieder an einen andern Ort kamen die, welche ihre Väter, Söhne oder Frauen getötet, und endlich die,

[1] Conquista de Méjico 436.

welche ihren Herrn oder einen Priester umgebracht hatten." Die Leute aus dem gewöhnlichen Volk wurden nach dem Tode begraben, die Herren und reichen Leute verbrannt, und ihre Asche wurde bestattet. Die Toten wurden in sehr verschiedener Weise bekleidet und besser als in ihrem Leben; die Weiber verschieden von den Männern und die Kinder wieder in anderer Weise. Die, welche wegen Ehebruchs getötet worden, wurden in der Tracht des Gottes der Wollust, Flagolteutl, begraben, die Ertrunkenen in der Tracht des Wassergottes Flaloc, die Trunkenbolde in der Tracht des Weingottes Ometochtli, die Soldaten in der Tracht Vitzliputzlis und alle Beamten in der Tracht des Gottes ihres Amtes [1].

Bei den Reichen herrschte Polygamie; manche Herren hatten fünf, andere dreißig, einige sogar über hundert Frauen, einige Könige noch viel mehr. Kein Wunder, meint Gomara [2], daß es so viele Brüder gab, die vom selben Vater, aber nicht von derselben Mutter abstammten. Es gab Herren, die bis hundert Söhne oder Töchter hatten. Einige mexikanische Völkerschaften wie die Mazateken, Otomies und Pinoles hielten aber nur eine Frau, und zwar keine Verwandte; in einigen Distrikten wurden die Frauen gekauft, in andern geraubt; gewöhnlich aber hielt man beim Vater um seine Tochter an, um sie als Frau oder als Freundin (Nebenfrau) zu erhalten. Nach Gomara gaben die Mexikaner vier Gründe für die Vielweiberei an: der erste war die Befriedigung der Wollust, der sie sehr ergeben sind, der zweite das Verlangen nach vielen Söhnen, der dritte das Streben nach Ansehen und Bedienung und endlich der vierte der Erwerb. Besonders die Krieger und Höflinge gebrauchten die Frauen zum letztgenannten Zweck; diese mußten wie Sklavinnen arbeiten, spinnen, Decken weben, die verkauft wurden. Die Jünglinge wurden mit zwanzig Jahren oder noch früher verheiratet, die Mädchen mit zehn Jahren. Niemand heiratet Mutter, Tochter oder Schwester; die übrigen Verwandtschaftsgrade werden nicht beachtet; doch kam es zuweilen vor, daß ein Mann Schwestern heiratete; auch Schwägerinnen wurden geheiratet, ja sogar Stiefmütter, von denen ihre Väter keine Kinder besaßen; doch sagten die Mexikaner selbst, das sei unerlaubt. Unter den vielen Frauen galt immer nur eine als die rechtmäßige Frau [3].

Das Erbrecht war in Mexiko sehr verschieden nach dem Stand. Bei den gewöhnlichen Bürgern war es an manchen Orten Sitte, daß der älteste Sohn das ganze Vermögen, liegende Güter und Möbel, erbte; er war aber verpflichtet, die Geschwister und Neffen zu unterhalten, unter der Bedingung, daß sie sich seiner Leitung unterwarfen. Das ist der Grund, warum in jedem Hause so viele Leute beisammenwohnen. Die Ursache, warum sie das Vermögen nicht teilen, ist, um es durch die Verteilung nicht zu verringern. Das hat nun sein Gutes, aber auch große Nachteile. Der Erbe bezahlt seinem Herrn die Abgaben und Steuern, die sein Haus und sein Grundstück zu bezahlen verpflichtet ist, und nicht mehr, und wenn er an einem Orte lebt, wo man dem Herrn pro Kopf Steuern bezahlt, dann gibt der älteste Sohn so viele Kakaolieferungen, als er Brüder und Neffen im Hause hat, und ebenso

[1] Ebd. [2] Ebd. 439. [3] Ebd.

viele Federn, Decken oder Maisbündel und was er sonst zu besteuern pflegt, und so bezahlt er übergroße Steuern. Oft kann er diese Steuern nicht aufbringen, und dann wird er verkauft oder zum Sklaven gemacht. Sind keine Brüder oder Neffen vorhanden, die notwendige Erben sind, so fällt das Vermögen an den Herrn oder an das Dorf (die Gemeinde), und diese geben dasselbe wem sie wollen, jedoch mit der daran haftenden Steuerlast; doch wird es gewöhnlich den Verwandten gegeben. Obwohl aber die Gemeinde so ihre Mitbürger beerbt, gehören die Einkünfte nicht ihr, sondern dem Herrn, von dem sie das Land in Erbpacht haben[1]. An andern Orten erben alle Söhne eines Vaters und teilen unter sich die Erbschaft, wie es ihnen gerecht und gut erscheint. Es gibt auch Herrschaftsgebiete, wo der älteste Sohn zwar Erbe ist, aber die Erbschaft nicht antreten kann ohne Beschluß der Gemeinde und Erlaubnis des Königs, dessen Vasall er wird. Wohl aus diesem Grunde bezeichnen in manchen Distrikten die Väter den Sohn, der Erbe sein soll. Bei den Königen und den großen Herren Mexikos bestand allgemein die Sitte, daß die Brüder des Erblassers vor den Söhnen erbten und nach den Brüdern die Söhne des ältesten Bruders und nach ihnen die Söhne des ersten Erben; hatte der Erblasser keine Söhne und Neffen, so erbten die nächsten Verwandten[2].

Es gab zwölf Richter im Lande, alles alte und adelige Männer mit eigenen Einkünften und Ländereien, die die Prozesse mit Ruhe erledigten. Man konnte von ihrem Urteil an zwei Oberrichter appellieren, die immer Verwandte des Herrn waren und sich bei ihm aufhielten. Diese berieten mit ihrem Herrn jeden Monat alle Geschäfte, und nach je achtzig Tagen kamen alle Richter des Landes mit dem der Stadt zusammen, um mit den Oberrichtern und dem Könige die schwierigsten Fälle zu besprechen. Es gab auch Maler, die als Schreiber dienten und die Punkte und Grenzen des Streites genau notierten; doch dauerte kein Prozeß über achtzig Tage[3]. Die Zahl der Häscher war ebenfalls zwölf. Zu ihrem Amte gehörte es, die Leute vor das Gericht zu bringen. Sie hatten als Tracht farbig gemalte Decken, so daß man sie schon von fern erkannte. Die Gefängnisse waren niedrig, feucht und dunkel, damit man sich vor ihnen fürchte. Die Zeugen schworen, indem sie mit dem Finger zuerst die Erde und dann die Zunge berührten. Damit sollte angedeutet werden, sie würden bei der Erde, die sie ernähre, die Wahrheit sagen, oder wie andere es erklärten, wollten sie damit sagen: „Wenn wir nicht die Wahrheit sagen, soll es uns so schlecht ergehen, daß wir Erde essen müssen." Zuweilen nennen die Zeugen beim Schwören den Gott des Verbrechens oder der Angelegenheit, um die es sich im Prozeß handelt. Dem Richter, der sich bestechen ließ oder Geschenke annahm, wurden die Haare geschoren, was als große Schande galt. Der Mörder wurde ausnahmslos getötet; die Strafe des Ehebruchs war der Tod; der Dieb wurde nach dem ersten Diebstahl Sklave, nach dem zweiten wurde er gehenkt. Der Verräter des Königs und des Vaterlandes wurde unter schweren Qualen hingerichtet. Mit dem Tode bestraft wird eine Frau, die sich wie ein Mann, und ein Mann, der sich wie eine Frau kleidet.

[1] Gomara, Conquista de Méjico 434. [2] Ebd. [3] Ebd. 442.

Ebenso wird mit dem Tode bestraft, wer außerhalb des Krieges einen andern zum Kampf herausfordert. Wie einige behaupten, wurden in Tezcuco die Knaben, die man zur Unzucht mißbrauchte, getötet. In andern Gegenden dagegen wurde die Päderastie öffentlich und straflos geübt[1]. Nach Prescott[2] galt es als todeswürdiges Verbrechen, die Grenzen des Grundstücks eines andern zu verschieben; „ebenso die Veränderung der festgesetzten Maße und für einen Vormund die Unfähigkeit, vom Eigentum seines Mündels Rechenschaft zu geben. Diese Vorschriften verraten eine Berücksichtigung der Billigkeit im Verkehr und der Privatrechte, welche einen bedeutenden Fortschritt in der Zivilisation voraussetzt. Verschwender, welche ihr väterliches Erbe verschleudern, wurden in derselben Weise bestraft". Auch die Unmäßigkeit wurde strenge gezüchtigt, ebenso Lüge und Verleumdung. Dem Lügner (vor Gericht) wurde die Lippe durchstochen oder ein Stück derselben abgeschnitten[3].

Zum Schluß führen wir einige Stellen aus einer der Reden an, welche Sahagun[4] als ein Vermächtnis der Weisheit der Vorzeit für die Nachkommen bezeichnet hat. Dieselben wurden wohl erst in spanischer Zeit aufgeschrieben; Waitz[5] verteidigt jedoch ihre Echtheit. Daß dieselben christlichen Einfluß verraten, läßt sich freilich kaum leugnen. Immerhin aber sind sie zum Teil vorspanischen Ursprungs und beweisen jedenfalls, welch hohe Meinung die ersten Missionäre von der Sittenlehre der Azteken hatten. In der Rede eines Vaters aus den höheren Ständen an seine Tochter heißt es: „Meine Tochter, unser Gott, der überall und der Schöpfer aller ist, hat dir Vernunft gegeben, um zu denken, und im Besitze derselben vermagst du jetzt die Dinge dieser Welt zu verstehen und zu erkennen, daß in ihnen keine wahre Freude und Ruhe zu finden ist, sondern nur Mühe, Trauer und Last, Elend und Armut in Menge.... Merke wohl auf, meine Tochter, diese Welt ist schlimm und voll Plage, es gibt in ihr keine Freude ohne Leid.... Es ist der Lauf der Welt, daß einige Freuden mit viel Mühen und Plagen gemischt sind im Leben; doch denkt niemand an den Tod, man achtet nur auf das Gegenwärtige, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, Häuser zu bauen, sich zu verheiraten....

„Bis jetzt, meine Tochter, hast du das Leben durchträumt; nun bist du erwacht.... Ich bitte Gott, daß du viele Tage leben mögest. Du mußt aber wissen, wie du leben, welchen Weg du gehen sollst." Dann wird die Tochter erinnert, daß sie aus edlem Geschlecht sei und deshalb ihren Wandel rein bewahren solle, damit sie weder sich selbst noch ihr Geschlecht entehre. Tag und Nacht soll sie von Herzen zu dem unsichtbaren Gott beten. Gott werde sie erhören und ihr geben, was ihr gut sei und was sie verdiene. Weiterhin wird sie ermahnt, früh aufzustehen, fleißig bei der Arbeit zu sein, alle weiblichen Arbeiten zu lernen jetzt noch in der Jugend, da ihr Verstand noch offen und ihr Herz noch rein sei von jeder Sünde. Sie soll sich vor Ausschweifungen hüten, nicht stolz sich wegen ihres Geschlechtes erheben; „denn du beleidigst damit Gott, und er wird zulassen, daß du in Schmach und Schande verfällst

---

[1] Ebd. [2] History of the Conquest of Mexico 19.
[3] Waitz, Anthropologie IV 84. [4] Histoire générale 385 ff.
[5] In Sybels Histor. Zeitschrift VI 79.

durch schlechten Lebenswandel, und man wird deiner spotten". In der Wahl ihres Mannes soll sie sich nicht durch Leidenschaften leiten lassen, sie soll den besseren wählen, sich außerdem aber an keinen Mann hingeben und beim Erwählten ausharren bis zum Tode, wer er immer sei. „Auch wenn er nichts zu leben hat, verlasse und verachte ihn nicht; denn Gott der Herr ist mächtig, für euch zu sorgen; er weiß alle Dinge und ist gnädig, wem er will. Dies, meine Tochter, ist meine Lehre. Ich habe vor Gott hiermit meine Pflicht erfüllt, und wenn du sie vergissest, ist es deine Schuld."

Die Mutter legt in einer ähnlichen Rede ihrer Tochter ans Herz, sich nicht zu sehr zu putzen, aber auch nicht zu sehr zu vernachlässigen; sie solle in ihrem ganzen Betragen Anstand, Bescheidenheit und gefälliges Entgegenkommen an den Tag legen. Mit dringenden Worten wird ihr die Keuschheit empfohlen, weil die Unkeuschheit ins Unglück stürze, das Glück der Ehe untergrabe und Schande über die ganze Familie bringe. „Wenn auch niemand dich sieht und dein Gatte es auch nicht erfährt, so sieht es doch Gott, der überall gegenwärtig ist und dich strafen wird." [1]

19. Die Einwohner von Mechoacan, Tepeaca und Tlascala.

Wir haben schon bemerkt, daß das heutige Mexiko zur Zeit der Entdeckung Amerikas in verschiedene, zum Teil voneinander unabhängige Königreiche zerfiel, die zwar in vielen Dingen miteinander übereinstimmten. Wir geben eine kurze Schilderung der Taraske r, der Hauptbewohner des Königreichs Mechoacan, das von Mexiko unabhängig und oft im Kriege mit ihm verwickelt war, ferner der Einwohner der von Mexiko abhängigen Staaten Tepeaca und Tlascala.

1. Die Taraske r erkannten nach Herrera[2] einen höchsten Gott Tucapacha, den sie für den Schöpfer aller Dinge hielten. Nach den Jahresbriefen der Jesuitenmissionäre aus Pazquaro, der Hauptstadt Mechoacans, vom Jahre 1583[3] glaubte das Volk, die Welt sei von Gott geschaffen, der Mensch aus Lehm gebildet und die ganze Erde einst von einer Regenflut überschwemmt worden[4]. Sie glauben auch an die Unsterblichkeit und nehmen an, daß die Seele nach dem Tode in ein anderes Land zieht. Der Himmel ist nach ihnen der Wohnort der Guten, die Unterwelt der der Bösen; aber das Leben an diesen Orten ist ungefähr dem irdischen Leben gleich; deshalb verschaffen sich alle mancherlei

---

[1] Waitz, Anthropologie IV 128.

[2] Historia general de los hechos decada III, l. 3, c. 10. Vgl. auch Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées de Mexique et de l'Amérique centrale III 80. Über die Regierung, Geschichte und Religion von Mechoacan handelt ausführlich die Relación de las ceremonias y ritos, población y gobierno de los Indios de la provincia de Mechoacán, Madrid 1868; bildet den Band 53 der Colección de Documentos inéditos para la historia de España. Der Verfasser ist ein ungenannter Ordensmann, wahrscheinlich ein Franziskaner.

[3] Vgl. Litterae annuae Societatis Iesu: anni 1583, Romae 1585, 307 ff.

[4] Nach Herrera (a. a. O. c. 10) hat sich ein Indier mit Namen Tezpi, der Priester war, mit Frau und Söhnen und verschiedenen Tieren in einer Arche von Holz aus der Sündflut gerettet. Als die Wasser nachließen, sandte er einen Vogel aus, der mit einem Zweige wiederkehrte.

Dinge, die ihnen im andern Leben nicht nur zum Unterhalt, sondern auch zur Beschäftigung dienen können. Die angesehensten Männer ließen auch bei ihrem Tode viele töten, um nicht ohne Begleitung in die andere Welt einziehen zu müssen.

Den Hauptgott Tucapacha hielten die Tarasker nicht nur für den Schöpfer aller Dinge, sondern auch für den Urheber von Leben und Tod und den Austeiler von Wohltaten und Übeln; deshalb riefen sie zu ihm in ihren Nöten, indem sie dabei zum Himmel aufblickten, weil sie meinten, daß er dort wohne. Nach Herrera glaubten sie auch an ein Gericht, und das ist ganz natürlich, da sie eine Scheidung von Guten und Bösen im Jenseits annahmen. Außer dem höchsten Gott verehrten sie noch viele andere Götter und brachten ihnen Opfer dar; vielleicht waren diese Götter, wie die erwähnten Litterae annuae meinen, nur vergötterte Helden des Volkes, die sich durch Großtaten und Tapferkeit ausgezeichnet hatten und die nun vermittelst eines Betruges des Teufels in verschiedenen Gestalten den Menschen erschienen und von diesen unter die Götter aufgenommen wurden. Fast jedes Amt hatte seinen Gott und jeder Gott seine Opfer. Die einzelnen Götter hatten ihre Wohnsitze auf den Bergen, wo man sie durch Opfer zu versöhnen suchte. Zur Zeit der ersten Missionäre waren noch viele Spuren dieser Opferstätten vorhanden.

Bei festlichen Gelegenheiten wurden Menschenopfer dargebracht, und zu diesem Zweck bewahrte man die Kriegsgefangenen oder auch die zum Tode verurteilten Verbrecher auf. Nach dem Opfer wurde Menschenfleisch und Menschenblut genossen, im Übermaß getrunken und getanzt und dann das Lob des Gottes gesungen. Sie hatten Priester, die in den Tempeln mit großer Kraft predigten, den Zuhörern nicht geringen Schrecken einflößten und sie dadurch bewogen, vieles zu tun, was sie nicht wollten; deshalb verabscheuten sie die Prediger, mußten sie aber doch anhören, weil der König sie begünstigte. Im Krieg zogen sie vor der Armee her und trugen die Bogen des Gottes Curicaweri und der Göttin Xaratanga und Fahnen, die mit Vogelfedern geschmückt waren.

Die Königswürde war in Mechoacan erblich: der älteste Sohn folgte gewöhnlich dem verstorbenen Fürsten; doch kam es auch vor, daß der König größerer Sicherheit halber denjenigen seiner Söhne bezeichnete, der nach ihm die Krone erhalten sollte. War der König unheilbar erkrankt, so sandte der Thronerbe Boten an alle Großen des Reiches mit dem Befehl, in die Hauptstadt zu kommen. Jeder mußte sich einfinden; wer ohne genügende Entschuldigung wegblieb, wurde als Majestätsverbrecher angesehen. Sie traten der Reihe nach in das Gemach des sterbenden Königs, zeigten ihm den Schmerz darüber, daß sie ihn verlieren sollten, und legten dann beim Weggehen als Abschiedszeichen die mitgebrachten Geschenke in den Thronsaal. Nach erfolgtem Tode gab der Thronfolger selbst dem Hofe die Kunde davon, und alles brach in Klagen und Tränen aus. Dann wurde der Leichnam gewaschen und mit einem besonders feinen Hemde bekleidet. An die Füße legte man ihm mit Gold geschmückte Ledersandalen, die ganze Leiche wurde, mit Kostbarkeiten aller Art buchstäblich bedeckt, auf ein Paradebett gelegt. Jetzt kamen seine Frauen heran, um lange zu weinen und zu klagen.

Nach einer alten Gewohnheit mußten viele Personen den Monarchen in das Grab begleiten; der Nachfolger wählte sie aus. Zuerst kamen die Frauen an die Reihe, und gewöhnlich fiel die Wahl auf die hervorragendsten Frauen, die zu den verschiedensten Diensten für den König bestimmt waren; auch männliche Kammerdiener, ein Friseur, ein Blumendiener, ein Diener zum Tragen des Sonnenschirms, ein Maler, ein Jäger, ein Anekdotenerzähler, ein Hofnarr usw. mußten ihm ins andere Leben folgen. Waren die Vorbereitungen zum Begräbnis vollendet, so mußten die Genannten alle ein Bad nehmen und sich mit Blumen schmücken. Um Mitternacht setzte sich der Leichenzug in der Richtung des Tempels in Bewegung. Die Musik zog voran. Die Leiche des Königs wurde von seinen Söhnen und nächsten Verwandten unter einem Baldachin auf den Schultern getragen. Im Hofe des Tempels war ein großer Scheiterhaufen errichtet, auf den man die Leiche legte und der dann angezündet wurde. Während der Scheiterhaufen brannte, berauschte man die dem Tode Geweihten mit starken Getränken, und sobald die Leiche zu Asche verbrannt war, wurden sie mit einer Keule erschlagen. Zu je vieren wurden sie in einem tiefen Graben hinter dem Tempel des Curicaweri beerdigt zugleich mit den zu ihrem Amt gehörigen Gegenständen. Bei Tagesanbruch wurden die Asche und die Gebeine des Monarchen in ein großes Tuch eingewickelt, aus dem man eine Art Puppe mit einer Goldmarke bildete, und die man in sitzender Stellung am Fuße der Tempelstiege begrub. Neben die Überreste legte man einen Schild, Bogen und Pfeile, einen mit Likör gefüllten Krug und Körbchen mit den Geschenken der Großen. Nach dem Begräbnis mußten sich alle, die irgendwie die Leiche berührt hatten, durch ein Bad reinigen. Dann folgte ein großes Mahl, bei dem aber tiefes Schweigen herrschte[1].

Der König hatte nach Herrera an jedem Orte einen Gouverneur oder Statthalter, dem es oblag, jeden, der stahl, tötete oder sonst ein Verbrechen beging, ergreifen zu lassen, ihn mündlich zu verhören, den Tatbestand festzustellen und dann den Schuldigen zur Bestrafung zum König zu senden. Hatte jemand eine Frau vergewaltigt, so wurde ihm der Mund fast bis zu den Ohren mit einem Messer aufgeschlitzt und er dann aufgespießt. Der erste Diebstahl wurde verziehen, nur erhielt der Dieb eine scharfe Rüge; beim zweiten Diebstahl wurde der Schuldige von einer Höhe heruntergestürzt und den Vögeln zum Fraß überlassen. Für den Mörder gab es keine bestimmte Strafe, weil infolge der Furcht ein Mord nicht vorkam[2].

Wir erwähnen noch nach Herrera[3] die Schilderung einer interessanten Zeremonie, die in Mechoacan bei der Thronbesteigung eines neuen Königs stattfand. War der Nachfolger des verstorbenen Monarchen bestimmt, so wurde er, von einer großen und schweigenden Volksmenge begleitet, vor der Thronbesteigung in den Tempel getragen. Zwei Minister bekleideten ihn mit den königlichen Insignien, begrüßten ihn mit einer kurzen Ansprache, bedeckten ihn dann mit zwei baumwollenen Matten, einer blauen und einer schwarzen, die mit Toten-

[1] Vgl. Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées de Mexique 84—85.

[2] Herrera, Historia general de los hechos decada III, l. 3, c. 10.

[3] A. a. O. decada III, l. 4, c. 15.

köpfen und Totengebeinen bemalt waren, damit er sich erinnere, daß er sterben müsse wie alle andern. Danach hielten sie wieder eine längere Ansprache, in der sie ihn zum Dienste Gottes, zur Gerechtigkeit und Milde, zur Sorge für das Reich und seine Untertanen ermahnten. In seiner Antwort versprach der neue König alles das, dankte ihnen für diese Ratschläge und ließ sich dann an dem Orte nieder, wo er die Huldigung des ganzen Adels entgegennahm. Dieselbe Zeremonie scheint auch in Tlascala und andern Provinzen üblich gewesen zu sein. In diesen Orten war es Brauch, den neugewählten König vor der Krönung durch Worte zu beschimpfen, um seine Geduld zu erproben und zu sehen, ob er alles das schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, ertragen könne. Dann brachte man ihn in den Tempel, wo er ein Jahr sich aufhalten und Buße tun und zu bestimmten Zeiten Opfer darbringen mußte. Schlief er, wenn er wachen sollte, so stach man ihn und rief ihm zu: Erinnere dich, daß du wachen und für deine Untertanen sorgen sollst.

Das Gesagte gilt von den Taraskern.

2. Von den Einwohnern der Provinz Tepeaca versichert Herrera[1], sie seien in Sitten und Gebräuchen den Mexikanern sehr ähnlich gewesen. Eigentümlich war ihnen die Verehrung eines Idols in Menschengestalt, das einen Schild und Pfeile in den Händen hielt. Der Götze hieß Canaztleque und trug den Beinamen „Sansculotte", weil er keine Beinkleider hatte. Die Tepeacaner verehrten ihn sehr, und wenn sie als Sieger aus einem Kriege heimkehrten, dankten sie ihm und brachten ihm Menschenopfer dar. Andere Götter, die sie anbeteten, waren die Sonne, der Mond und die Sterne. Sie glaubten immer, fügt Herrera bei, daß es einen höchsten Gott, den Schöpfer aller Dinge, gebe; sie meinten auch Donner, Blitz und Wetterleuchten seien lebende Wesen, die vom Himmel herabkämen. Wenn der Blitz einen Menschen erschlug, sagten sie, die Götter seien erzürnt.

Wie in den andern mexikanischen Staaten gab es auch in Tepeaca einen mächtigen und zahlreichen Adel. Die Adeligen trugen besondere Sorge, ihre Söhne im Kriegshandwerk und andern Fertigkeiten zu tüchtigen Männern zu erziehen. Die Regierung vertrauten sie vier Richtern an, die in einem Saale ihre Sitzungen abhielten und die Schuldforderungen und andere Streitigkeiten unter den Leuten regelten; starb einer davon, so ernannte der Herr einen andern, der immer ein Adeliger sein mußte. Die Richter hörten zuerst die Parteien an, vernahmen dann die Zeugen, um den Tatbestand zu ermitteln, und alles das mündlich, da sie keine Buchstaben (eigentliche Schrift), sondern bloß gemalte Zeichen (pintura) hatten. Die Zeugen und die Angeklagten wurden einander gegenübergestellt. Bei leichteren Fällen entschieden die Richter sofort; bei schwereren Fällen aber brachten sie die Angelegenheit vor den Herrn (König), beratschlagten mit ihm und fällten dann das Urteil. Der Ehebrecher, der Fälscher, der Dieb und der Lügner wurden zum Tode verurteilt. Wer im Palaste des Herrn etwas gestohlen hatte, wurde unfehlbar gehängt. Sie hatten auch Gerichtsdiener, welche die Verbrecher ergriffen und die Urteile vollzogen, ferner Gefängnisse aus Holzstangen wie Käfige mit dazu

[1] A. a. O. decada II, l. 10, c. 21.

bestimmten Wächtern. Sie hatten keine Gewichte und Maße, sondern tauschten einfach die Waren gegeneinander aus.

Kriege mit Tlascala, Chululu und andern Staaten führten sie nicht aus Habsucht, sondern um des Ruhmes willen und um Krieger zu erlangen. Sie hatten auch Hauptleute, welche Truppen aus ihren Bezirken aushoben und im Kriege eine Art Trompete bei sich trugen usw.

3. Von den Tlascalteken, durch deren Reich Cortez nach Mexiko zog, entwirft Herrera[1] folgendes Bild: Sie hatten in ihrem Heidentum eine dunkle Ahnung davon, daß es einen einzigen Gott gebe, der über allen andern Göttern stehe und dessen Attribut die Ewigkeit sei. Sie glaubten auch, es gebe eine Bestrafung, es gebe Engel und neun Himmel. Sonne und Mond hielten sie für Mann und Frau, denen die Sterne gehorchten. Wenn Sonne und Mond untergingen, meinten sie, dieselben legten sich schlafen. Das Feuer nannten sie den Gott des Greisenalters. Die Welt war nach ihrer Ansicht nicht erschaffen, sondern durch Zufall entstanden; der Himmel aber hatte keinen Anfang, d. h. er war ewig. Sie erzählen von zwei großen Katastrophen, durch die die Welt zu Grunde ging, von einer großen Sündflut und einem gewaltigen Orkan. Einige Leute retteten sich, indem sie sich in den Bergen verbargen. Sie verwandelten sich in Affen, vergaßen den Gebrauch der Vernunft und verloren so die Sprache. Die Welt wird einst, so sagten sie, durch Feuer zu Grunde gehen; die Erde wird sich öffnen, die Menschen verschlingen, und dann wird alles durch einen Brand vernichtet werden. Sie sagten, in allen Dingen müsse man die Götter und Göttinnen anrufen, da nichts ohne ihren Willen geschehe. Groß war die Zahl dieser Götter und Göttinnen; die hauptsächlichste Gottheit unter ihnen war die Göttin der Verliebten, die oberhalb der Lüfte und der Himmel wohnte in einem sehr angenehmen Ort, wo ihr andere Frauen als Göttinnen dienten. Zweimal im Jahr feierten sie zu ihrer Ehre ein Fest; sie hatte einen kostbaren und vielbesuchten Tempel. Es gab auch eine Göttin der Zauberer und Wahrsager. Wenn es an Regen mangelte, veranstalteten sie große Fasten, Bußen und Prozessionen. Große Verehrung genoß ferner Holok, der Gott des Wassers, des Donners und Blitzes; die Gebete zu ihm galten als besonders wirksam. Im übrigen, bemerkt Herrera, war ihre Religion wenig von der der Mexikaner verschieden.

In Tlascala stand eine Quelle in großer Verehrung, in der die Eingebornen nach Art einer Taufe die neugebornen Kinder badeten, weil sie meinten, dieselben würden so von allem Unglück gereinigt. Hier opferte man Blumen und wohlriechende Gegenstände und auch Menschen. Von denen, welche in den Tempeln dienten, weihten sich manche für ihr ganzes Leben dem Tempeldienst. Sie wurden von den Erstlingsfrüchten unterhalten und auch von den geopferten Früchten. Das größte Opfer bestand im Opfer von Menschen und Hunden. Die Kriegsgefangenen wurden geschlachtet und geopfert. Die Menschenopfer waren grausam und blutig. Manche entnahmen ihrem eigenen Leibe Blut als Sühnopfer für die Götter, und zwar Blut aus der Zunge und den Augenlidern wegen der Reden und Blicke, aus den Armen wegen der

[1] Historia general de los hechos decada II, l. 6, c. 15.

Sünden der Trägheit, aus den Muskeln, Beinen, Ohren und Nasen je nach der Schuld, in die sie gefallen waren, und dies diente ihnen statt der mündlichen Beicht. Sie verkauften auch neugeborne Kinder, um ihre Gelöbnisse zu erfüllen, sie im Tempel aufzuopfern und darzustellen zum Dank für die erhörten Gebete.

Sie hielten es für keine Schmach, sich selbst Lügen zu strafen. Von Natur aus sind sie eitel, eifersüchtig, feig, wenn sie allein sind, und grausam. In Gemeinschaft mit den Spaniern jedoch sind sie unternehmend und mutig, betrügerisch und lügnerisch; aber der, welcher auf einer Lüge ertappt wurde, mußte schwer büßen. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß sie von Spaniern oft hintergangen und ungerecht bedrückt wurden. Herrera fügt selbst einschränkend hinzu: Die Kaufleute waren wahrheitsliebend und hielten ihre Versprechungen. Die Tlascalteken ehrten die alten Leute, bestraften die Ehebrecher und Diebe. Die Söhne der Herren, die sich schlecht gegen ihre Eltern betrugen, ließen sie heimlich erdrosseln oder schickten sie an die Grenzen, wo sie in der Schlacht an die gefährlichsten Posten gestellt wurden, damit sie stürben. Auch solche, die wegen Verbrechen verurteilt worden waren, schickte man an die Grenzen. Die Landesverräter und alle ihre Verwandten bis zum siebten Grade wurden getötet, und die Feiglinge wurden niedergehauen. Dieselbe Strafe traf diejenigen, die sich der Sodomie schuldig machten, obwohl dieses Laster in andern Provinzen in Übung war. Sich zu betrinken, war verboten, aber das Verbot half wenig. Der Genuß des Weines war nur den alten Leuten und an großen Festtagen oder bei einer Siegesfeier gestattet. Sie aßen kein Salz, trugen keine Baumwollkleider, tranken keinen Kakao, waren aber große Liebhaber von Musik, Gesang und Tanz.

Man war stolz darauf, viele Weiber zu haben, und ein König soll einen Harem von 500 Weibern gehabt haben. Die Ärmeren heirateten aber nur eine oder zwei Frauen. Bei den Hochzeiten machten sie großen Aufwand, indem sie sich nicht nur gegenseitig teure Geschenke an Kleidern, Perlen, Sklaven und Sklavinnen gaben, sondern auch große Schmausereien und Tänze veranstalteten. Ähnliche Gebräuche fanden bei den Geburten statt. Kind und Mutter mußten ein Bad erhalten. Obwohl die Männer so viele Weiber hatten, schätzten sie es hoch, daß sie ehrbar lebten. Herrera erzählt, wie ein Königssohn, der sich widernatürlicher Unzucht schuldig gemacht, schrecklich bestraft wurde.

Die Bewohner von Tlascala hatten ein öffentliches Gefängnis, in dem die Verbrecher gefangen lagen; sie hatten Richter, welche über die Vergehen nach ihren Gebräuchen und Gewohnheiten aburteilten. Als ein Indio einen Spanier bestohlen hatte, ließ der Richter strenge Nachforschungen anstellen, und als man den Dieb ergriffen und vor ihn gebracht hatte, wurde er öffentlich hingerichtet.

Von den Tempeln gab man am Morgen, Mittag, bei Anbruch der Dämmerung und um Mitternacht und auch zu andern Stunden ein Zeichen mit Muscheln und Trompeten. Wenn ein Haus fertig gebaut war, veranstalteten die Eigentümer ein Fest, damit ihnen der Hausgott günstig sei; auch wenn sie den Wein versuchten, taten sie dasselbe, damit ihnen kein Unglück zustoße. Es gab überhaupt kaum ein Ereignis, bei dem sie nicht ihre Götter anriefen.

Als Kleidung trugen sie eine Art langes, ärmelloses Hemd, das nicht ganz bis zu den Knien reichte, und darüber einen Mantel. Sie machten aus einer Pflanze (Maguey) eine Art Papier, auf dem sie schreiben und zeichnen konnten.

Die Herren oder Kaziken, deren Namen nach Herrera von der Insel Espagnola (Haiti) herübergenommen wurde, waren von ihren Untertanen sehr geachtet. Diese sprachen nur in der größten Demut mit ihnen und wagten es nicht, die Augen zu ihnen zu erheben. Sie bezahlten Abgaben von ihren Landprodukten. Wer sehr arm war und sonst nichts geben konnte, brachte Läuse (pioyos, andere sagen gusanillos, Würmer) als Steuern. Seit jeher ließen sie sich als Lasttiere behandeln und dienten ihren Herren ohne anderes Interesse, als daß sie ihren Schutz genossen. Der Adel stand in hohen Ehren, und es gab unter ihm festgegründete Majorate. In der Stadt lebten 600 Herren, die Vasallen besaßen, in schönen Palästen, und keiner von ihnen übte ein Handwerk aus, wie arm er auch war. Das Vermögen erbten die Brüder und nicht die Söhne des Verstorbenen. Sie heirateten auch Frauen, die mit dem Manne verschwägert waren. Manche erhielten im Tempel unter bestimmten Zeremonien den Ritterschlag. Durch Fasten bereiteten sie sich darauf vor und machten am Feste großen Aufwand. Diejenigen Herren erhielten diese Auszeichnung, die im Kriege einen Vorteil errungen oder eine Heldentat vollbracht oder dem Staat einen guten Rat erteilt hatten; aber auch die sehr reichen Kaufleute, die durch ihre Reichtümer zum Adel gelangten. Diese Ritter dienten dem Staat und waren sehr geachtet und geschätzt. Wenn sie in den Krieg zogen, ernannten sie ihren Obergeneral. Sie trugen die Fahne des Staates in der Nachhut. War die Schlacht beendet, so pflanzten sie die Fahne an einem Platze auf, wo sie von allen gesehen werden konnte, und sie straften den, der sich nicht zurückzog. Sie trugen auch im Kriege zwei Pfeile mit sich als Reliquien der ersten Gründer der Stadt. Der eine davon wurde auf den Feind abgeschossen; tötete oder verwundete er einen, so galt das als Vorzeichen des Sieges, wenn nicht, so galt das als Zeichen der Niederlage. Auf alle Fälle aber mußte der abgeschleuderte Pfeil wiedergewonnen werden.

Mit den Mexikanern lagen die Tlascalteken oft im Kriege. Sie liebten es, ihre Großtaten durch Lieder zu verherrlichen; bei einem Todesfalle sangen sie Trauerlieder und weinten in den Totenhäusern. Sie aßen und tranken im Hause des Verstorbenen, und darin bestand die Totenfeier. Starb ein Herr, so wurde die Leiche geschmückt, bemalt und in sitzender Stellung auf eine Tragbahre gebracht. War er König gewesen, so setzte man ihm eine Art Mitra auf den Kopf, und die angesehensten Männer im Staat trugen ihn, begleitet von seinen Söhnen und Frauen, die wehklagten, während andere Personen die Heldentaten des Hingeschiedenen priesen. Wenn sie den Toten verbrannten, so warfen sich die Frauen, die er am meisten geliebt hatte, lebendig auf den brennenden Scheiterhaufen und mit ihnen einige Sklaven und Sklavinnen, von denen sie sagten, daß sie ins andere Leben gingen, auch Zwerge und Krüppel. Man warf reichliche Nahrung und viel Gold, Kleider und Federschmuck darauf für den Weg, den sie einschlagen mußten, um zum herrlichen Aufenthaltsort der Götter zu gelangen. Denn sie glaubten, daß es eine Glorie und einen Lohn für die Guten und eine Strafe für die Bösen gebe.

Wenn man die Leiche zur Erde bestattete, und zwar in Gewölben, wie dies der Brauch war, so wurden die oben genannten Personen lebendig mit dem Verstorbenen begraben.

20. Die Mayas in Yukatan.

1. Die Mayas von Yukatan waren die ersten kultivierten Eingebornen, denen Kolumbus auf seinen Entdeckungsfahrten in Amerika begegnete. Als er in der Nähe der Küste von Honduras die Anker auswarf, kam von Westen her ein ziemlich großes, mit Segeln und Rudern versehenes Handelsschiff. In der Mitte des Schiffes war aus Matten eine große Hütte errichtet, in der sich die Frauen und Kinder der Schiffer und die Waren befanden, die auf diese Weise gegen den Regen geschützt wurden. Die Waren bestanden aus verschiedenartigen farbigen Stoffen, Kleidern, Waffen, Möbeln und Kakao. Die Mannschaft bestand aus 25 Mann. Männer und Frauen waren vollständig bekleidet. Man lud sie auf das Admiralschiff ein. Als die Männer über die Leiter auf das Schiff stiegen, zogen sie die Gürtel enger an, die ihnen als Beinkleider dienten, und die Frauen bedeckten, als sie an Bord kamen, Gesicht und Hals. Kolumbus war über diese zarte Zurückhaltung ganz entzückt und erkannte sofort, daß sie auf einer höheren Kulturstufe standen als alle andern Stämme, die er bisher angetroffen hatte. Er behandelte sie sehr freundlich, tauschte einige Waren mit ihnen aus und ließ sie dann auf ihr Schiff zurückkehren. Dies war im Jahre 1502. Erst etwa 20 Jahre später ergriffen die Spanier Besitz von Yukatan. Unter den ersten Franziskanern, die dieses Land missionierten, war P. Diego de Landa, der im Jahre 1565 einen äußerst interessanten Bericht über dasselbe nach Spanien sandte[1].

Nach Diego de Landa wurde nur eine Sprache in Yukatan gesprochen: die Mayassprache, obwohl es Dialektunterschiede gab.

Nach der Sage der Yukateken kam einst ein großer Herrscher mit Namen Kukulkan vom Westen her ins Land. Es war ein wohlgesinnter Mann, der weder Frau noch Kinder hatte und nach seiner Abreise in Mexiko unter dem Namen Kezalkuati als Gott verehrt wurde. Auch in Yukatan genoß er göttliche Verehrung, weil er nach dem Tode des früheren Herrschers wieder Frieden und Ordnung ins Land brachte. Er baute im Einverständnis mit den Herren des Landes eine Stadt (Maiapan), in der sie zusammenkommen und alle Angelegenheiten besorgen wollten. Die Stadt erhielt eine Umfassungsmauer, und in der Mitte wurden die Tempel errichtet, von denen der größte den Namen Kukulkan erhielt, um dieselben herum lagen die Wohnungen der Herren. Unter diese wurde das Land verteilt. Ein jeder erhielt Städte und Dörfer nach dem Alter seiner Familie und nach seinen persönlichen Eigenschaften[2].

---

[1] Relation des Choses de Yukatan de Diego de Landa. Texte espagnol et traduction française en regard etc. Par l'abbé Brasseur de Bourbourg, Ancien administrateur ecclésiastique des Indiens de Rubinal (Guatémala), Membre de la Commission scientifique du Mexique etc., Paris 1864. — Diego de Landa wurde später Bischof.

[2] Ebd. 37.

Nachdem Kukulkan weggezogen, kamen die Herren überein, zur Erhaltung der guten Ordnung die Oberleitung des Staates der Familie der Kokomes anzuvertrauen, vielleicht weil sie die älteste und reichste war. Da sich in der Stadt nur die Tempel und die Häuser der Herren (Adeligen) befanden, beschloß man, außerhalb der Umfassungsmauern noch andere Häuser zu bauen, damit jeder nach Bedarf Dienstleute halten könne und damit die, welche aus der Provinz nach der Hauptstadt kämen, eine Unterkunft fänden. Jeder Herr ernannte in seinem Hause einen Aufseher, dessen Leitung die verschiedenen Orte der Provinz und deren Vorsteher unterstanden. Diese letzteren wurden stets davon benachrichtigt, was in dem Hause des Herrn notwendig sei an Mais, Honig, Salz, Wildbret, Stoffen usw. „Man pflegte in den Städten und Dörfern die Krüppel und Blinden aufzusuchen, um ihnen das Notwendigste zu geben.“ [1]

Die Herren hatten für die Verwaltung ihrer Ortschaften zu sorgen und bestätigten die Söhne in den Ämtern ihrer Väter, wenn es ihnen gut schien. Sie empfahlen ihnen, das arme Volk mit Wohlwollen zu behandeln, den Frieden zu bewahren und die Leute zur Arbeit anzuhalten. Die Herren waren verpflichtet, den Kokom (Fürsten) zu besuchen, ihm Ehrfurcht zu erweisen, ihn zu begleiten und sich für alle wichtigen Angelegenheiten bei ihm zu versammeln.

Die Eingebornen von Yukatan waren nicht wenig bedacht auf die Angelegenheiten der Religion. Sie hatten einen Oberpriester, der in hoher Achtung stand. Er besaß keine Ländereien, aber außer den Opfergaben erhielt er von den Herren Geschenke, und alle Priester brachten ihm Abgaben. Die Söhne oder die nächsten Verwandten folgten ihm in seiner Würde. Ihm lag als Hauptbeschäftigung die Pflege der Wissenschaften ob. Von den Dingen, die sich auf die Opfer bezogen, handelte man selten außerhalb der Versammlungen, die zur Erledigung wichtiger Angelegenheiten einberufen wurden. Der Oberpriester ernannte die Priester, wenn es daran in den Gemeinden fehlte. Er prüfte sie in den Wissenschaften und Zeremonien, legte ihnen die Pflichten ihres Amtes und des guten Beispiels ans Herz und versah sie mit den notwendigen Büchern. Die Priester besorgten den Tempeldienst, lehrten die Wissenschaften und schrieben die Bücher, welche diese enthielten [2]. „Sie unterrichteten die Söhne der andern Priester und die jüngeren Söhne der Fürsten, die man als Kinder zu ihnen brachte, wenn man bei ihnen Neigung für dieses Amt bemerkte.“ Zu den Lehrgegenständen gehörte auch das Lesen und Schreiben. Ihre Bücher waren auf großen, doppelt gefalteten Blättern geschrieben, die man in zwei fein geschmückte Bretter einschloß [3].

Die Mayas hatten Gesetze gegen die Verbrecher und brachten sie streng zur Ausführung. Der Ehebrecher z. B. wurde dem beleidigten Manne ausgeliefert. Dieser konnte ihn töten, indem er ihm einen großen Stein von oben auf den Kopf warf; er konnte ihm aber auch verzeihen, wenn es ihm gut schien. Für die schuldigen Frauen bestand die ganze Strafe in der Schande,

---

[1] Diego de Landa, Relation des Choses de Yukatan 41.
[2] Ebd. [3] Ebd. 45.

die bei ihnen als eine große Strafe galt. Derjenige aber, der ein junges Mädchen vergewaltigte, wurde gesteinigt. Schon vor der Gründung der Stadt Maiapan soll im Lande ein Gesetz bestanden haben, welches befahl, den Ehebrechern beim Nabel die Eingeweide herauszureißen[1].

Vor der Ankunft der Spanier, sagt de Landa, lebten die Eingebornen in großer Ordnung und Einheit. Das Land war gut bebaut und mit Fruchtbäumen bepflanzt. Die Wohnungen waren folgendermaßen eingerichtet. In der Mitte der Ortschaft befanden sich die Tempel mit schönen Plätzen, und rings um sie herum standen die Häuser der Herren und Priester, am Ende der Stadt die Wohnungen des niedern Volkes. Sie lebten so beisammen aus Furcht vor ihren Feinden. Erst zur Zeit der Kriege mit den Spaniern zerstreuten sie sich in die Wälder[2].

2. Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die Zeit vor der Eroberung Yukatans durch die Spanier und stützt sich auf ältere Berichte der Eingebornen. Hören wir jetzt, was de Landa größtenteils als Augenzeuge von den Yukateken aus der spanischen Zeit erzählt. Er berichtet, daß die Spanier durch ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten das Haupthindernis der Bekehrung und deshalb auch die ärgsten Feinde der Missionäre waren, welche die Eingebornen gegen die rohe Willkür in Schutz nahmen[3].

Die Hauptlaster der Eingebornen waren die Götzendienerei, die Ehescheidung, die Orgien, bei denen sie sich öffentlich berauschten, und der Sklavenhandel[4]. Die erste Sorge der Missionäre war, die Einwohner zu bewegen, die Wälder zu verlassen und wieder wie früher in Dörfern und Städten zusammenzuleben. Die Häuser der Yukateken sind mit Stroh oder Palmblättern bedeckt. Das Dach ist sehr steil, damit der Regen nicht eindringen kann. Im Innern ist das Haus durch eine Mauer in zwei Hälften geteilt. Im äußeren Teil empfing und beherbergte man die Gäste; es hatte keine Türen, sondern war ganz offen, nur reichte das Dach tief hinab, so daß man gegen Regen und Sonne geschützt war. Da die Häuser keine Türen hatten, betrachtete man es als ein schlimmes Vergehen, den Häusern anderer auch nur den geringsten Schaden zuzufügen. Nicht fern vom Hause waren die Felder des Herrn. Das Volk mußte den Herren die Häuser bauen und die Felder bestellen[5].

Wenn der Herr starb, folgte ihm der Erstgeborne in der Würde nach, aber auch die andern Söhne wurden geliebt und vom Volke unterstützt. Die Priester lebten von ihren Ämtern und den Gaben, die sie erhielten. Die Herren regierten die Städte und Dörfer, leiteten die Prozesse und ordneten durch Vermittlung des obersten Beamten die Angelegenheiten des ihnen unterstehenden Gemeinwesens. Groß waren der Gehorsam und die Ehrfurcht, die man ihnen erwies, besonders wenn sie reich waren. Man machte ihnen in ihren Häusern die Aufwartung und versammelte sich bei ihnen zur Beratung wichtiger Angelegenheiten, was meistens in der Nacht geschah. Wenn sie das Haus oder die Stadt verließen, waren sie immer von einem zahlreichen Gefolge begleitet.

---

[1] Ebd. 49. [2] Ebd. 91. [3] Ebd. 97. [4] Ebd. 101.
[5] Ebd. 113.

Die Yukateken waren körperlich wohlgebaut, lebhaft und stark, nur hatten sie meist krumme Beine, weil sie in ihrer Kindheit von den Müttern rittlings auf den Hüften getragen wurden. Das Schielen galt als schön, und die Mütter suchten durch künstliche Mittel die Kinder schielend zu machen. Die Männer bedienten sich alle der Spiegel, nicht aber die Frauen; deshalb pflegte man von einem Hahnrei zu sagen, die Frau habe ihm den Spiegel unter die Haare am Hinterkopf gelegt. Die Männer bemalten sich das Gesicht und den Leib mit roter Farbe. Ihre Kleidung bestand aus einem handbreiten Gürtel, den sie mehrmals um ihre Lenden wanden und der vorn und hinten herunterhing, so daß er ihnen als Beinkleid diente. Außerdem trugen sie eine Art Mantel und Sandalen aus Hanf oder Leder. Die Kinder blieben in den ersten Jahren ganz nackt. Vom vierten oder fünften Jahre ab erhielten die Knaben ein Stück Tuch als Decke beim Schlafen und außerdem einige kleine Bänder, um sich die Blöße zu verhüllen. Die Mädchen bekleideten sich von demselben Alter an vom Gürtel abwärts.

Als Hauptnahrung diente ihnen der Mais, aus dem sie verschiedene Speisen und Getränke bereiteten. Aus Mais und Kakao machten sie ein sehr schmackhaftes Getränk, dessen sie sich bei ihren Festen bedienten. Auch verschiedene sehr gute und gesunde Arten von Brot besaßen sie. Die Männer aßen nie mit den Frauen zusammen, sie nahmen ihre Mahlzeiten auf dem Boden oder auf Matten, die ihnen als Tische dienten. Nach Tisch wuschen sie sich Mund und Hände[1].

Bei Festlichkeiten und den damit verbundenen Trinkgelagen kam es oft zu ausgelassenen Orgien mit Totschlägen und Ehebrüchen: nicht selten beschimpften die Männer im Rausch ihre Väter und Mütter und zündeten sogar das Haus an. Zu den allgemeinen Festen mußte jedermann beisteuern; bei besondern Festen mußte der Gastgeber mit seinen Verwandten die Kosten bestreiten. Am Ende der Feste hatten die Frauen oft die größte Mühe, ihre betrunkenen Männer nach Hause zu bringen. Bei den Festen führten die Yukateken Tänze auf, jedoch tanzten die Frauen fast nie mit den Männern. Auch eine Art Theatervorstellungen gaben sie, in denen sie große Geschicklichkeit bewiesen.

Die Haupthandwerke waren die der Töpfer und Zimmerleute; diese mußten Götzen aus Lehm und Holz herstellen, jedoch zuvor eine bestimmte Anzahl Tage fasten und verschiedene religiöse Gebräuche vornehmen. Eine Lieblingsbeschäftigung vieler war der Handel. Sie führten Salz, Stoffe und Sklaven nach Ulua und Tabasco aus und tauschten dafür Kakao und kleine Steinchen ein, die ihnen als Münzen dienten. Sie gaben auf Kredit, liehen aus und bezahlten ehrlich und ohne Wucher[2]. Vor allem aber waren sie Ackerbauer; sie pflanzten Mais und andere Kornarten, die sie in Speichern aufbewahrten, um sie später zu verkaufen. Gewöhnlich wurde für jede Haushaltung eine Fläche von 400 Fuß im Quadrat angebaut. Bei den Arbeiten halfen sie sich gegenseitig. Zur Zeit der Aussaat vereinigen sich die, welche selbst nicht genug Arbeitskräfte haben, mit andern zu Gruppen von etwa 20 Mann und

[1] Diego de Landa, Relation des Choses de Yukatan 119—121.
[2] Ebd. 131.

bestellen der Reihe nach das Feld eines jeden. Die Ländereien sind heute gemeinsam (herrenlos?), und der erste, der ein Stück Land sich aneignet, wird Besitzer desselben. Sie säen an verschiedenen Orten, damit, wenn die Ernte an einem Orte nicht gedeiht, ein anderer das Fehlende ersetze. . . . Auch für die Jagden scharen sie sich zu Gruppen von etwa 50 Personen zusammen; von dem Ertrag werden dem Herrn Geschenke gemacht, und das übrige verteilen sie wie Freunde unter sich. Ebenso halten sie es mit dem Fischfang [1].

Bei ihren Besuchen gaben sie sich gegenseitig Geschenke. Alle duzten sich. Wenn einer den andern beleidigte, so verpflichtete der Herr des Ortes, zu dem der Schuldige gehörte, diesen zur Genugtuung. Gehörten der Beleidiger und der Beleidigte zum selben Orte, so brachten sie ihre Sache vor den Richter, der sie untersuchte und den Schuldigen zum Schadenersatz verpflichtete; konnte der Schuldige allein nicht genugtun, so mußten seine Verwandten und seine Frau dazu helfen. Zu derartigem Schadenersatz gaben Anlaß zufällige Tötung oder Brandstiftung, wenn einer das Haus oder den Speicher eines andern anzündete. Handelte es sich um Beleidigungen oder Beschädigungen aus Bosheit, so gehörten zur Sühne immer Schläge und Blutvergießen [2].

Der Yukateke ist freigebig und gastfreundlich. Jedem, der ins Haus kommt, bietet er Speise und Trank an. Hat er selbst nichts, so geht er zum Nachbar, um das Nötige zu holen. Schließt sich auf der Reise ihm jemand an, so teilt er mit ihm, was er hat, wie wenig dies auch sein mag [3]. Sie halten sehr viel auf den Stammbaum ihrer Familie, besonders wenn sie zum Hause der Maiapan gehören, und die Priester müssen in der Kenntnis der Genealogien genau bewandert sein. Die Söhne und Töchter erhielten immer den Namen des Vaters und der Mutter, den des Vaters als Familiennamen, den der Mutter als Rufnamen; so hieß z. B. der Sohn des Chel und der Chan: Na-Chan-Chel. Deshalb sagte man auch, alle Indier vom selben Namen seien miteinander verwandt. Aus diesem Grunde heirateten weder Männer noch Frauen jemals Personen vom gleichen Namen. Eine solche Ehe galt für alle als eine große Schande.

Die Töchter erbten im allgemeinen nicht mit ihren Brüdern; nur aus Güte gab man ihnen zuweilen etwas von der Erbschaft. Die Brüder teilten das übrige zu gleichen Teilen unter sich; nur der, welcher zur Vermehrung des Vermögens am meisten beigetragen, erhielt zum voraus die gebührende Entschädigung. Waren nur Töchter vorhanden, so erhielten die Vettern oder nächsten Verwandten die Erbschaft [4]. Wenn die Kinder zu jung waren, um die Erbschaft anzutreten, so übergab man sie dem nächsten männlichen Verwandten als Vormund. Dieser lieferte der Mutter alles zur Erziehung Nötige; denn nach ihrer Gewohnheit ließen sie nichts in der Gewalt der Mutter; selbst die Kinder wurden ihr zuweilen genommen, besonders wenn der Bruder des Verstorbenen Vormund wurde. Sobald die Erben majorenn geworden, übergab ihnen der Vormund ihr Vermögen; dies zu unterlassen wurde als eine Niedertracht angesehen und gab zu großen Streitigkeiten Anlaß [5]. Von der

[1] Ebd. 133. [2] Ebd. 135. [3] Ebd. [4] Ebd. 136.
[5] Ebd. 138.

Erbschaft wurde jedoch das abgezogen, was der Vormund zur Erziehung der Kinder aufgewendet hatte. Beim Tode des Herrn folgten ihm nicht unmittelbar seine Söhne in der Regierung, sondern der älteste Bruder, wenn er einen hatte und dieser zur Regierung fähig war. Der mutmaßliche Erbe wurde inzwischen in allem, was die Gebräuche und Feste betraf, unterrichtet, damit er zum Regieren fähig werde. Aber auch wenn er schon im stande war zu regieren, behielten die Brüder seines Vaters das Regiment bis zu ihrem Tode. Waren keine Brüder vorhanden, so wählten die Priester und die vornehmsten Häupter einen Mann, der bis zur Großjährigkeit des Erben die Regierung führte [1].

Ehemals heirateten die Yukateken, so berichtet de Landa, wenn sie 20 Jahre alt waren, heute schon im 12. oder 13. Lebensjahre. Deshalb scheiden sie sich viel leichter, da sie ohne Liebe, ohne Kenntnis des Ehestandes und der damit verbundenen Pflichten heiraten. Auch Männer, die schon Kinder haben, verlassen leichtfertig ihre Frauen. Bei alledem sind sie äußerst eifersüchtig, und jetzt, da sie gesehen haben, daß die Spanier im Falle der Untreue ihre Frauen töten, fangen sie ebenfalls an, ihre untreuen Frauen zu mißhandeln und zu töten [2]. Waren zur Zeit der Verstoßung die Kinder noch jung, so überließen sie dieselben der Mutter; waren sie groß, so folgten die Söhne dem Vater, die Mädchen der Mutter.

Obwohl die Ehescheidung an der Tagesordnung war, so wurde sie doch von den Alten und von denen, die auf gute Sitten hielten, verurteilt; deshalb gab es auch viele, die immer dieselbe Frau behielten. Die Ehe mit der Schwägerin, der Witwe des Bruders [3], galt als schlecht, ebenso die Ehe mit der Schwiegermutter und der Schwägerin von mütterlicher Seite und den mütterlichen Tanten. Wer eine solche Ehe einging, wurde geringschätzig angesehen. Sonst verheirateten sie sich ohne Skrupel mit all ihren Verwandten von mütterlicher Seite, selbst mit Cousinen.

Es galt als erniedrigend für die Männer, selbst ihre Frauen zu suchen, und für die Väter, selbst ihren Töchtern Männer zu verschaffen. Deshalb bediente man sich der Mittelspersonen. War die Angelegenheit geregelt, so kam man über die Mitgift und das Witwengut überein, die gewöhnlich nicht bedeutend waren. Der Vater des Bräutigams überlieferte den Betrag dem Schwiegervater seines Sohnes, und die Mutter machte für das junge Ehepaar Kleider. Am Tage der Hochzeit versammelten sich alle im Hause des Vaters des Bräutigams, wo ein Gastmahl bereit stand. Der Priester übergab dann dem jungen Manne die Frau, wenn er sie schon in der nächstfolgenden Nacht empfangen sollte. Hierauf fand das Festmahl statt. Von diesem Tage an blieb der Neuvermählte in dem Hause seines Schwiegervaters und arbeitete für ihn während fünf oder sechs Jahren. Tat er dies nicht, so wurde er aus dem Hause gejagt; doch sorgten die Mütter dafür, daß die junge Frau ihrem Manne als Beweis der Ehe zu essen gab. Witwer und Witwen schlossen die Ehe ohne jede Festlichkeit; es genügte, daß der Witwer sich in das Haus der Witwe

[1] Diego de Landa, Relation des Choses de Yukatan 138.
[2] Ebd. 140. [3] Ebd.

begab, dort angenommen wurde und von der Hand der Witwe zu essen erhielt. Die Yukateken pflegten nie mehr als eine Frau zu heiraten[1].

In Yukatan war eine Art Taufe in Übung, die zihil hieß, was soviel bedeutet als wiedergeboren. Dieser Gebrauch bestand seit jeher und wurde sorgfältig beobachtet. Man hatte eine solche Achtung davor, daß diejenigen, die eine Sünde auf dem Gewissen hatten oder zur Sünde versucht wurden, dies dem Priester beichteten, um die Taufe würdig zu empfangen. Man hatte einen so festen Glauben an die Taufe, daß man sie um nichts in der Welt wiederholt hätte. Man glaubte, durch sie eine vorläufige Neigung zu einer guten Aufführung zu erhalten und zugleich Schutz gegen jeden Angriff der bösen Geister in zeitlichen Dingen. Durch dieses Mittel und ein geordnetes Leben hofften die Yukateken die Seligkeit zu erlangen, in der sie nach ihrer Annahme sich mit Essen und Trinken und Weibern ergötzen würden[2].

Die Taufe fand in sehr feierlicher Weise statt. Sie wurde von dem Priester in der ganzen Gemeinde angekündigt; man wählte auch eine Art Paten. Während dreier Tage vor der Feier fasteten die Väter der Täuflinge und die Paten und vermieden jeden Umgang mit ihren Frauen. Die Hauptzeremonien bestanden in der Vertreibung der Teufel; außerdem wurden die Kinder unter bestimmten Gebeten gesegnet, es wurde ihnen die Stirne und das Gesicht gesalbt usw. Das Fest wurde Em-Ku, d. h. Herabkunft Gottes, genannt[3].

Die Yukateken kannten durch die natürliche Vernunft das Böse, wenn sie es vollbrachten, und sie glaubten, Tod, Krankheiten und Leiden kämen über sie zur Strafe der Sünde. Sie hatten auch, wie schon angedeutet, die Gewohnheit zu beichten. Kamen sie infolge von Krankheit oder sonst einer Ursache in Todesgefahr, so beichteten sie ihre Sünden, und vergaßen sie es, so wurden sie von ihren nächsten Verwandten oder Freunden daran erinnert. Dann bekannten sie öffentlich ihre Sünden dem Priester, wenn er zugegen war, sonst ihren Eltern, die Frauen ihren Männern und die Männer ihren Frauen. Die Vergehen, deren sie sich gewöhnlich anklagten, waren Diebstahl und Mord, fleischliche Schwachheitssünden und falsche Zeugnisse; dann hielten sie sich für gerettet. Die Vergehen gegen die Sklaven bekannten die Männer nicht; denn sie sagten, es sei erlaubt, das, was einem gehöre, nach Laune zu gebrauchen[4]. Sie beichteten auch nicht die bloßen Gedankensünden, obwohl sie sie als schlecht ansahen und den Rat erteilten, sie zu vermeiden. Die Abstinenzen, die sie gewöhnlich übten, bestanden in der Enthaltung von Salz und Gewürzen für ihre Speisen; ferner enthielten sie sich für die Feier aller Festtage des Umgangs mit ihren Frauen.

Die Verwitweten durften sich erst ein Jahr nach dem Tode des Ehegatten wieder verheiraten, da es als Gewohnheit galt, während dieser Zeit keinen geschlechtlichen Verkehr zu haben. Wer sich an diese Gewohnheit nicht hielt, galt als unenthaltsam, und man glaubte, ein Unglück werde ihn dafür treffen. . . . Es gab Feste, vor denen sie sich nicht nur von ihren Frauen enthielten, sondern

---

[1] Ebd. 142. [2] Ebd. 144. [3] Ebd. 144—152. [4] Ebd. 154.

auch kein Fleisch aßen; dies war beim Antritt eines Amtes der Fall[1]. Es gab sogar Fasten, die drei Jahre dauerten, und man hätte es für eine große Sünde angesehen, dieselben zu brechen. Sie beobachteten so strenge ihre abgöttischen Gebräuche, daß zur Zeit eines öffentlichen Unglücks selbst die Frauen und Kinder beiderlei Geschlechts Weihrauch verbrannten und ihre Gebete an Gott richteten, damit er sie von dem Übel befreie und die Macht des Teufels breche[2].

Die Yukateken hatten eine große Zahl von Götzen. Obwohl es aus de Landa nicht klar ersichtlich ist, wissen wir doch aus andern alten Schriftstellern, daß sie Hunab-Ku, „den einzigen Gott", der auch Kinehahau (der Mund oder die Augen der Sonne) hieß, als das höchste Wesen, den Schöpfer, den Unsichtbaren, den kein Bild darstellen kann, verehrten[3]. Las Casas will bei ihnen sogar den Glauben an die Trinität, die Menschwerdung des Sohnes Gottes aus einer Jungfrau, seine Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt gefunden haben. Es ist aber, wie Bancroft[4] meint, nicht unwahrscheinlich, daß die Eingebornen, die Las Casas befragte, ihren Glauben als dem der Christen sehr ähnlich hinzustellen suchten. Wahr ist, daß der höchste Gott der Yukateken eine Frau und einen Sohn hatte. Obwohl Hunab-Ku mit der Sonne in naher Beziehung stand, so ist doch nicht klar, wie dieses Verhältnis gedacht wurde. Außerdem hatten sie zahlreiche andere Götter und Götterbilder, die sie zemes nannten[5], und die meistens aus Terrakotta, zuweilen auch aus Gold und Silber verfertigt waren.

Für alle Götter hatten sie in ihrer Art kostspielige Tempel. Die Fürsten, die Priester und angesehensten Männer hatten noch ihre eigenen Bethäuser mit Hausgötzen, denen sie Gebete und Opfer darbrachten. Desgleichen hatten sie ihre hoch in Ehren gehaltenen Heiligtümer, zu denen sie oft wallfahrteten. Die meisten Götzen waren aus Holz oder Terrakotta. Sie wußten zwar, daß die Götzen nur das Werk ihrer Hände seien, aber sie verehrten sie wegen dessen, was sie darstellten, und wegen der rituellen Gebräuche, durch die sie geweiht worden waren. Die Abergläubischsten von allen waren die Priester, deren es drei verschiedene Arten gab. Die Chilan hatten das Amt, dem Volke die Antworten der Dämonen zu übermitteln; sie waren sehr geachtet und gefürchtet. Die Chacs und Nacon (Zauberer und Medizinmänner) heilten die Krankheiten

[1] Diego de Landa, Relation des Choses de Yucatan 156.

[2] Ebd. 156.

[3] „Inmitten der Veränderungen", sagt Brasseur de Bourbourg (Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amérique Centrale II [1858], l. 49), „welche die Zeit und die Umstände in der religiösen Verfassung und den Gebräuchen der Mayas gebracht, hatten sie die Kenntnis des höchsten Wesens, des Schöpfers des Universums und des Ausspenders aller Güter bewahrt. Dieser Gott, der in ihrer Sprache Hunab-ku hieß, ist allein heilig und allein Gott, der seinesgleichen nicht hat. Sie legten ihm weder Leib noch Gestalt bei, weil sie ihn für unsterblich und unsichtbar hielten; deshalb verfertigten sie auch kein Bild, um ihn darzustellen, und bauten auch keinen Tempel, der ihm besonders geweiht war." Nach Cogolludo (Historia de Yucatan l. 4, c. 8), Brasseur de Bourbourg und Bancroft war die Religion der Yukateken im wesentlichen der der Tolteken und Azteken gleich.

[4] The native races of the pacific States of Northern America III 462.

[5] Ein Ausdruck, der auch auf Haiti gebräuchlich war.

und sagten die Zukunft voraus. Viele blutige Opfer waren in Gebrauch. Oft zerschnitt man sich die Ohren, Wangen oder Unterlippen, oder man schnitt sich Stücke Fleisch ab oder durchbohrte sich die Geschlechtsteile, woraus die irrige Meinung entstanden ist, in Yukatan sei die Beschneidung üblich gewesen[1]. Mit dem Blut, das aus den Wunden floß, salbte man die Götzen. Ähnliche Blutvergießungen kamen bei den Frauen nicht vor, aber sie gebrauchten dafür das Blut verschiedener Tiere, um ihre Götzen zu salben.

Außer den Festen, zu deren Feier man Tiere opferte, ordneten die Priester noch bei besondern öffentlichen Unglücksfällen auch Menschenopfer an. Jedermann trug dazu bei; die einen gaben, was notwendig war, um Sklaven zu kaufen, die andern gaben ihre eigenen kleinen Kinder her[2]. Die zum Opfer Bestimmten wurden bis zum Feste sorgfältig gepflegt, aber wohl behütet, damit sie nicht etwa die Flucht ergreifen oder sich mit einer Fleischessünde beflecken möchten. In der Zwischenzeit wurden sie von Stadt zu Stadt geführt, während die Priester und die andern Beamten ihre gebräuchlichen Fasten beobachteten. Am festgesetzten Tage versammelten sich alle im Tempel. Sollte das Opfer durch Pfeilschüsse getötet werden, so wurde es nackt, am ganzen Körper blau bemalt und mit einer Mitra auf dem Kopf, an die Statue Gottes gestellt und angebunden; nun tanzten alle um dasselbe herum, mit Pfeilen bewaffnet, und schossen, auf ein gegebenes Zeichen an ihm vorüberlaufend, ihre Pfeile auf sein Herz[3]. Andere Male wurde dem unglücklichen, noch lebenden Opfer die Seite aufgeschnitten und das Herz aus dem Leibe gerissen, und mit dem herabfließenden Herzblute wurden die Götzen beschmiert. Auch die kriegsgefangenen Häuptlinge wurden gleich nach der Gefangennahme geopfert.

Die Yukateken bestraften die Ehebrecher sehr strenge. Die Bestrafung blieb zur Zeit der Spanier so, wie sie schon früher bestand[4]. Gewöhnlich trennte sich der Mann von der ehebrecherischen Frau. Die Strafe für Totschlag, auch wenn er ohne Absicht erfolgte, bestand in der Blutrache. Doch konnte sich der Mörder unter Umständen loskaufen[5]. Der Dieb mußte den Wert des Gestohlenen ersetzen, oder man machte ihn zum Sklaven, wie wenig er auch gestohlen haben mochte. Daher kam die große Zahl Sklaven, besonders zur Zeit der Hungersnot. Die Missionäre suchten diesen Unglücklichen bei Gelegenheit der Taufe die Freiheit zu erwirken[6].

Die jungen Leute hatten große Achtung vor den Greisen und baten sie um ihren Rat; diese Ehrfurcht war so groß, daß sie nur dann mit den Alten verhandelten, wenn sie mußten, wie z. B. wenn sie sich verheiraten wollten. Sie weilten auch selten bei den verheirateten Leuten. Deshalb gab es an jedem Ort eine Anzahl Häuser, in denen sich die jungen Leute zur Unterhaltung versammelten. Diese schliefen fast immer zusammen bis zur Heirat[7]. Die Päderastie, die sonst bei den Heiden häufig vorkam, scheint in Yukatan nicht geübt worden zu sein. Dagegen waren sie dem Umgang mit dem andern Geschlecht sehr ergeben. Es gab öffentliche Dirnen, die sich für Bezahlung preisgaben und so in Anspruch genommen wurden, daß sie zuweilen infolgedavon starben.

[1] Diego de Landa a. a. O. 162. [2] Ebd. 164. [3] Ebd. 166.
[4] S. oben S. 164. [5] Diego de Landa a. a. O. 176. [6] Ebd.
[7] Ebd. 178.

Die Mütter gaben ihren Kindern bis ins dritte oder vierte Jahr die Brust. De Landa[1] meint, daher komme es, daß man in Yukatan so viele starke und robuste Leute finde.

Vor der Ankunft der Spanier waren die Frauen gut und keusch, wie die älteren Leute den Missionären versicherten. Diese berichten mehrere auffallende Beispiele. Eine junge, hübsche Frau war von einem hochstehenden Spanier gefangen worden. Da sie für ihren Mann die Todesgefahr fürchtete, hatte sie ihm das Versprechen gegeben, nie einem andern anzugehören. Deshalb wies sie trotz aller Drohungen alle Anträge von sich, bis man sie schließlich von Hunden zerreißen ließ[2].

Wenn die Frauen auf dem Wege Männern begegneten, so traten sie auf die Seite und wendeten ihnen den Rücken zu, um sie vorbeigehen zu lassen; auch wenn sie ihnen zu trinken gaben, drehten sie sich um und warteten, bis diese den Becher geleert hatten. Die Mädchen wurden gut erzogen, zur Arbeit angehalten und für ihre Fehler bestraft. Wenn sie sahen, daß die Mädchen zu frei die Augen erhoben, tadelten sie dieselben streng und rieben ihnen die Augen mit Pfeffer ein, was sehr schmerzlich war. Waren die Mädchen wenig ehrbar, so schlugen sie sie und rieben ihnen mit Pfeffer eine andere Stelle ein, was zugleich eine Strafe und eine Beschämung war. Es galt als ein schwerer Vorwurf, wenn man den ungehorsamen Töchtern sagte: Ihr gleicht den Weibern, die ohne Mutter aufwuchsen[3]. Die Frauen waren sehr eifersüchtig und schlugen zuweilen die Frauen, die sie in Verdacht hatten. Sie waren arbeitssam und verstanden sich ausgezeichnet auf die Haushaltung; die meisten schweren Arbeiten lagen ihnen ob; oft halfen sie sich gegenseitig beim Spinnen oder Weben. Sie hatten auch ihre Tänze, zuweilen führten sie in Gemeinschaft mit den Männern wenig anständige Tänze auf. Bei ihren Festlichkeiten betranken sie sich zuweilen, doch selten so wie die Männer. Auf Kinder hielten sie sehr viel; die, welche kinderlos waren, suchten von den Götzen durch Gebete und Geschenke Kindersegen zu erlangen. Sie waren klug, höflich, geschickt in der Unterhaltung und außerordentlich freigebig. Den Götzen erwiesen sie sehr große Ehren, sie beteten zu ihnen und brachten ihnen Gaben dar. Den Opfern im Tempel durften sie gewöhnlich nicht beiwohnen[4].

Die Yukateken hatten eine außerordentliche Angst vor dem Tode. Kam einer zum Sterben, so war der Schmerz und die Trauer allgemein. Während des Tages weinten sie schweigend, während der Nacht aber hörte man lautes und durchdringendes Geschrei. Lange trugen sie Zeichen der Trauer, beobachteten Fasten und Abstinenz für den Verstorbenen, weil sie glaubten, der böse Geist habe den Toten weggeholt. Den Leichen wurde etwas gemahlener Mais, der zugleich als Speise und Trank dient, in den Mund gelegt; außerdem wurden ihnen einige von den kleinen Steinen mitgegeben, die ihnen als Münzen dienten, damit sie im andern Leben etwas zu essen hätten. Die Leichen wurden im Innern der Häuser oder hinter denselben begraben; ins Grab wurden ihre Götzen und, wenn die Verstorbenen Priester gewesen, auch

[1] Relation des Choses de Yucatan 180. [2] Ebd. 186. [3] Ebd.
[4] Ebd. 194.

ihre Bücher eingeschlossen. Gewöhnlich verließ man das Haus nach dem Begräbnis, es sei denn, daß viele zusammenwohnten und sie sich gegenseitig Mut machten[1]. Die Leichen der Herren und angesehenen Leute wurden verbrannt und deren Asche in Urnen gesammelt und darüber ein Tempel errichtet.

„Dieses Volk hat immer an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, weit mehr als viele andere Nationen, obwohl es keine hohe Zivilisation besaß. Alle glaubten an das Dasein eines besseren Lebens, dessen sich die Seele nach der Trennung vom Leibe erfreuen würde. Sie sagten, dieses zukünftige Leben teile sich in ein gutes und ein schlechtes, in ein Leben voller Mühen und ein anderes voller Freuden. Das schlechte und mühevolle Leben sei für die lasterhaften Leute, das gute und erfreuende für die, welche nach ihrer Idee gut gelebt hatten. Die Freuden, die sie nach einem guten Leben erwarteten, bestanden darin, daß sie an einem angenehmen Orte wohnen würden, wo sie nichts mehr zu leiden und im Überfluß die köstlichsten Dinge zum Essen und Trinken hätten. Dort befinde sich ein Baum, den sie Yaxché nannten und der wunderbar frisch sei und schattige Äste habe. Unter diesem Baum würden sie ewiger Ruhe und Wonne sich erfreuen.“[2]

„Die Leiden des schlechten Lebens sollten darin bestehen, daß man an einen unter dem andern gelegenen Ort komme, der Mitnal, d. h. Hölle, hieß, daß man dort von Dämonen gepeinigt werde und alle Qualen des Hungers, der Kälte, der Ermüdung und Traurigkeit erdulde. Sie fügten hinzu, an diesem Orte herrsche ein Dämon, der das Haupt aller Dämonen sei. Er hieß in ihrer Sprache Han-hau (Herr oder König). Dieses gute oder böse Leben habe, sagten sie, kein Ende, da auch die Seele kein Ende habe. Sie behaupteten ferner und hielten es für ausgemacht, daß diejenigen, die sich erhängten, ins Paradies kämen; deshalb töteten sich auch sehr viele Leute wegen einer geringen Widerwärtigkeit, eines Verdrusses oder einer Krankheit, um den Leiden ein Ende zu machen und die Freuden der ewigen Ruhe zu erlangen, wo die Göttin der Erhängten, mit Namen Ixtab, sie empfing. Von der Auferstehung des Leibes hatten sie keine Idee, und sie konnten auch nicht angeben, wer ihnen ihre Ideen über das Paradies und die Hölle beigebracht hatte.“[3]

21. Die Quiches (Kitsches) von Guatemala.

Zu den Kulturvölkern Zentralamerikas aus der vorspanischen Zeit gehören noch einige Völkerschaften in Nicaragua und Guatemala, von denen besonders die Quiches in Guatemala Erwähnung verdienen, deren religiöse und sittliche Anschauungen in dem Popol-Buh, ihrem kanonischen Buche, niedergelegt waren. Der eigentliche Urtext dieses Buches existiert nicht mehr. Glücklicherweise entdeckte der Reisende Dr Scherzer im Jahre 1854 in der Universitätsbibliothek von Guatemala ein Manuskript des Dominikaners Franziskus Ximenez, das im Anfang des 18. Jahrhunderts verfaßt wurde. Ximenez gibt zwar nicht den Urtext des Popol-Buh, der leider schon bei der spanischen Eroberung verloren ging, wohl aber eine spanische Übersetzung eines alten, von eingebornen

[1] Ebd. 196. [2] Ebd. 200. [3] Ebd. 200—202.

Quiches in ihrer Muttersprache verfaßten, möglichst genau wiederhergestellten Textes[1]. Abbé Brasseur kopierte im Jahre 1855 das spanische Manuskript und veröffentlichte es zugleich mit einer Übersetzung und Anmerkungen. Da ihn aber die Übersetzung selbst nicht befriedigte, ließ er sich längere Zeit unter den Quiches in Guatemala nieder und gab nun auf Grund der eigenen Kenntnis der Quichessprache und mit Hilfe der Eingebornen eine möglichst wörtliche und genaue Übersetzung zugleich mit zahlreichen Anmerkungen[2].

Nach dem Popol-Vuh hatte die Religion der Quiches viel Ähnlichkeit mit der der Azteken und Yukateken, nur scheint die Konfusion in der Götterwelt noch ärger gewesen zu sein. Eines ist gewiß, sagt Brasseur de Bourbourg, daß Zentralamerika von zwei Helden, Priestern, Gesetzgebern oder Kriegern die Grundelemente der Zivilisation erhielt, welche ihre Nachkommen auf eine hohe Stufe brachten. „Die Kenntnis des einen Gottes, des einzigen Schöpfers und Herrn des Himmels und der Erde scheint eines der ersten Dogmen gewesen zu sein, das sie den von ihnen eroberten Völkern einschärften, aber in den auf uns gekommenen Überlieferungen wird oft der Name des Gesetzgebers mit dem der Gottheit vermengt und unter dem symbolischen Schleier, in den die älteste Geschichte gehüllt ist, wird derjenige, der die Amerikaner zu einem neuen Leben erzeugte, indem er sie dem Zustand der Wildheit entzog, oft absichtlich mit dem Vater der gesamten Schöpfung identifiziert. Nach dem Zeugnis der Schriftsteller, die sich mit der Geschichte der alten amerikanischen Nationen befaßt haben, gab es zur Zeit, als die Spanier den Boden des westlichen Kontinents betraten, keine einzige, die nicht das Dasein einer höchsten Gottheit, des Herrn (arbitre) des Universums, anerkannte. In dem Wirrwarr religiöser Ideen, welcher die notwendige Folge der Unwissenheit und des Aberglaubens war, hatte der Begriff eines einzigen, immateriellen Wesens den Schiffbruch des reinen primitiven Glaubens überlebt. Unter dem Namen ‚Tloque-Nahuaque' beteten die Mexikaner denjenigen an, der die erste Ursache aller Dinge ist, der sie erhält und durch seine Vorsehung leitet, weshalb sie ihn auch ‚Ipalnemoalnoi', den, in dem und durch den wir sind und leben, nannten. Er war identisch mit ‚Hunab-Ku', dem allein Heiligen, der auf der Halbinsel Yukatan angebetet wurde, identisch mit ‚Hurakan', der Stimme, die ruft, dem Herzen des Himmels bei den Quiche-Guatemala-Nationen in Zentralamerika und endlich identisch mit ‚Teotl', Gott, wie man ihn in den tzendalischen und mexikanischen Büchern genannt findet."

„Dieser Gott ‚aller Reinheit', wie er in einem mexikanischen Gebete genannt wird, war aber zu hoch für die Begriffe des gewöhnlichen Volkes. Man an-

[1] Scherzer in Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, Wien, 20. Februar 1856.

[2] Brasseur de Bourbourg, Popol-Vuh, le livre sacré et les Mythes de l'antiquité américaine, Paris 1861. Vgl. dess. Quatre lettres sur le Mexique, Paris 1868. Vgl. ferner Bancroft, The native races of the pacific States of Northern America III 474 ff, und Ximenez O. P., Las Historias del origen de los Indios de esta Provincia de Guatemala, traducidas de la lengua quiché al castellano, exactamente según el texto español del manuscrito original. Publicado por el Dr C. Scherzer, Viena 1857, 155 ff.

erkannte sein Dasein, die Weisen riefen ihn an, aber er hatte weder Tempel noch Altäre, vielleicht weil man nicht wußte, wie er dargestellt werden sollte, und erst in den letzten Zeiten der aztekischen Herrschaft weihte ihm Nezahualcoyotl, König von Tezcuco, ein ‚Teocalli' (Gotteshaus) ohne Statuen, das sich unter dem Namen des ‚Unbekannten Gottes' auf einer neunstufigen Terrasse erhob." [1]

„Diesem Gott der Götter schrieben die Indianernationen die Schöpfung des Universums zu. Die Geschichten der Quiches, die uns P. Ximenez O. P. aufbewahrt hat, halten die Erinnerung daran fest und reden von ihm in Ausdrücken, die der Dichter und Geschichtschreiber der alten Welt nicht unwürdig wären. Aber in diesen durch den Aberglauben veränderten Erinnerungen erscheint der Schöpfer fast nie allein. Im Gegenteil, was sonderbar ist, er wird oft als eine Trias dargestellt, mit der sich mehrere untergeordnete Gottheiten verbinden, die in Wirklichkeit nur die ersten vergötterten Helden und die ersten Gesetzgeber Amerikas sind." [2]

Ein anderer Name für Hurakan war Tohil; daneben erscheint Gucumatz, dessen Stellung zu Hurakan nicht klar ist; zuweilen erscheint er als ihm untergeordnet, indem er ihn anruft, zuweilen erscheint er als identisch mit ihm und mit den gleichen Attributen bekleidet. Wahrscheinlich ist er der erste Gründer und Gesetzgeber des Kitschereiches. Andere Götter sind Hun Ahpu Vuch und Hun Ahpu Utin, alte vergötterte Helden.

Zur Blütezeit bildete das Quichereich eine aristokratische Monarchie. Das Recht der Nachfolge ging nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom ältesten Bruder auf den jüngeren, von diesem auf den Neffen, den ältesten Sohn des Königs, dessen Nachfolger er gewesen, und dann auf den ältesten Sohn des zweiten Bruders usw. Hielt man einen von den berechtigten Thronfolgern wegen seiner Laster oder wegen seiner Unfähigkeit für unwürdig, so wurde er von der Thronfolge ausgeschlossen, und der Nächstberechtigte trat an seine Stelle. Die Prinzen des königlichen Hauses und einiger bevorzugter Familien bildeten den außerordentlichen Rat des Monarchen. Die Mitglieder des gewöhnlichen Rates wurden unter den adeligen Herren gewählt. Diese hießen Ahchaoh oder Richter. Sie hatten dafür zu sorgen, daß die Abgaben der Provinzen für den Unterhalt der königlichen Familie und der Thronerben richtig einkamen. Sie waren überall sehr geachtet, da das Gesetz Todesstrafe über jeden verhängte, der sich ihrer Amtstätigkeit widersetzte, selbst wenn er zu den ersten Familien des Reiches gehörte. Wenn sich aber einer dieser Richter in der Ausübung seines Amtes eines Vergehens schuldig machte, so wurde er abgesetzt und für immer von jeder Würde ausgeschlossen [3].

In einigen Provinzen Guatemalas wurde nach ihrer Trennung vom Quichereich der König oder Fürst (Ahau) vom Adel in einer Versammlung im Palast des verstorbenen Monarchen gewählt. Gewöhnlich wählte man ein Mitglied der königlichen Familie, doch brauchte es nicht notwendig der Sohn oder Bruder

[1] Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique I 45—46.

[2] Ebd. I 47 und desf. Popol-Vuh 7—8.

[3] Derf., Histoire des nations civilisées II 547 ff.

des Verstorbenen zu sein. Nach der Wahl mußte jedes Haupt einer Familie oder Herrschaft sich mit Geschenken nach der Hauptstadt begeben oder einen Vertreter aus der Familie dahin senden. Nach ihrer Ankunft im Palast wurde der neue Fürst auf den Thron gesetzt. Hier mußte er demütig die Rede anhören, die einer der Ältesten aus der Versammlung über die Pflichten seines Amtes an ihn hielt. Dann brachten ihm alle ihre Huldigung dar, und nun folgte ein großes Festgelage, bei dem man sich mehrere Tage dem Essen und Trinken bis zum Übermaß hingab. Die Quiches hatten die Gewohnheit, den neuen König nach der Thronerhebung zu baden, mit wohlriechenden Salben einzureiben und ihn dann mit den Abzeichen seiner Souveränität zu schmücken[1]. Das war eine Art Weihe oder Konsekration, ohne die er keine königliche Funktion ausüben durfte.

Wir haben schon von Tohil gesprochen. Dieser Gott hatte in Gumarcaoh einen herrlichen Tempel, der sich auf einer hohen stumpfen Pyramide erhob. Er war aus gehauenen Steinen gebaut und hatte ein Dach aus kostbarem Holz. Die Wände waren innen und außen mit feiner Stuckarbeit bedeckt. In der Mitte saß auf einem Thron von kostbaren Steinen der Gott. Ein zahlreiches Kollegium von Dienern und Opferpriestern besorgte den Dienst des Tempels. Ein Gesetz verpflichtete sie zu strenger Enthaltsamkeit, und ihr ganzes Leben verlief in harter Buße. Tag und Nacht lösten sich je 13 Mann ab, um vor dem Götzenbilde zu beten, zu seufzen und auf seinem Altare Kopal zu verbrennen. Fleisch und Brot waren ihnen verboten. Ihre ganze Nahrung bestand aus Früchten. Während die einen beteten, fasteten 13 andere zu Ehren der Gottheit. Auch die vornehmsten Herren des Reiches kamen der Reihe nach, um sich vor ihr zu erneuern und durch Abtötung und Gebet das Wohlergehen ihrer Untertanen zu erlangen. Neun von ihnen fasteten Tag und Nacht, während neun andere zu Tohil beteten und ihm Weihrauch opferten. Auf den Boden hingestreckt, beteten sie mit zum Himmel gerichteten Blicken: „Hurakan, Herz des Himmels und der Erde, du, der Ehre und Reichtum verleiht, gib uns Kinder, wende dich uns zu und gewähre uns Glück. Mach, daß die Kinder leben, sich vermehren und wachsen; sie, die von dir erhalten und genährt werden, sie, die dich anrufen auf dem Weg, auf den Wassern, in den Abgründen und im Schatten der Wälder, gib ihnen auch Söhne und Töchter. . . . Möge der Geist der Lüge nicht an ihrem Tage und vor ihrem Angesicht erscheinen, mögen sie nicht straucheln und fallen, mögen sie sich der Unzucht enthalten und nicht gerichtet werden; bringe sie auf den guten, den geraden Weg . . ., mögen ihr Leben und ihre Sitten gut sein in deiner Gegenwart. . . ."[2]

Um die Religion ihren Interessen dienstbar zu machen, hatten die Könige bestimmt, daß der Groß- oder Oberpriester aus der königlichen Familie sein müsse. Wie es scheint, hatten die Quiches von den Tolteken auch die Anbetung der aufgehenden Sonne angenommen, der man, wie andern Götzen, Opfertiere schlachtete. Die religiösen Opfer waren vielfach durch den Kalender zum voraus für bestimmte Tage oder Jahreszeiten festgesetzt, andere Opfer wurden je nach

[1] Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées II 551.
[2] Ebd. II 552—553.

Bedarf und Gelegenheit angeordnet; auch Menschenopfer wurden dargebracht. Mit Vorliebe wählte man dazu junge Knaben von sechs bis zwölf Jahren, die zwar im Lande geboren, aber illegitime Kinder waren. Dem Opfer wurde die Brust durchschnitten und das Herz herausgerissen, während einige Priester das Blut auffingen, mit dem man den Tempel besprengte.

Wie andere Nationen der Neuen Welt hatten auch die Völker in Guatemala Genien oder Schutzgeister der Wälder, Felder und Häuser. Wenn sie ein neues Haus bauten, reservierten sie immer einen Teil desselben für die Hausgöttin (Chahalla) und errichteten dort einen Altar, auf dem sie Weihrauch verbrannten und die Familienopfer darbrachten.

Die Quiches waren überhaupt in ihrer Art ein tiefreligiöses Volk. Alle Unternehmungen heiligten sie gleich von Anfang an, indem sie Opfer darbrachten und die Werkzeuge inzensierten, damit sie größere Tauglichkeit und Kraft erlangten. Zur Zeit der Aussaat bereiteten sich die Bauern dadurch auf die Arbeit vor, daß sie einige Hühner opferten und ihr Blut rings um das Ackerfeld sprengten; in der Zwischenzeit hüteten sie sich sehr, die geringste fleischliche Sünde zu begehen. Bei den Pipilen in Miklan bereitete man sich auf die Aussaat auch dadurch vor, daß man sich aus der Zunge und dem Geschlechtsglied Blut zog und damit die Götzenbilder bestrich. Wenn jemand krank wurde, brachte man Opfer dar und rief die Priester, damit sie durch Opfer die Götter versöhnten. War die Krankheit gefährlich, so sagte der Priester dem Kranken: „Du hast irgend eine Sünde begangen." Dann forschte der Kranke nach und bekannte gewöhnlich einen Fehler, den er vielleicht schon zehn oder fünfzehn Jahre vorher begangen hatte. Diese Beicht wurde als das wirksamste Heilmittel angesehen. Der Priester mußte durch Zauberei oder das Los bestimmen, welche Opfer der Kranke darzubringen habe. In der Gefahr machten die Kranken oft das Gelübde, im Falle der Genesung einen Sklaven oder zuweilen sogar einen Sohn oder eine Tochter zu opfern; und das führten sie persönlich aus, wenn sie gesund wurden, denn sie betrachteten es als eine große Sünde, die gemachten Gelübde nicht zu erfüllen[1].

Bei der Geburt eines Kindes gab man ihm den Namen des Gottes, dem nach dem Kalender der Tag geweiht war. Man opferte ein Huhn oder sandte es dem Priester, damit er es töte zur Danksagung an die Götter für das erhaltene Geschenk. Um das neugeborne Kind zu waschen, trug man es unter Zeremonien zu einer nahegelegenen Quelle oder einem Fluß, wo man Weihrauch und Schmetterlinge opferte. Dann fand die Beschneidung statt. Auch den Tag, an dem das Kind entwöhnt wurde, feierte man festlich mit Opfern. Wenn es sieben Jahre alt geworden, wurde es zum Priester geführt wie zur Bestätigung der von ihm angestellten Haruspizien; er unterrichtete auch das Kind in der Art und Weise, sich aus verschiedenen Teilen des Leibes Blut herauszuziehen.

Die jungen Leute beiderlei Geschlechts wurden bis zur Zeit der Heirat streng gehütet. Die Knaben halfen den Priestern und wurden je nach ihrem Stande von ihnen unterwiesen. Die Mädchen wurden im Alter von acht Jahren in

[1] Ximenez, Las Historias del origen de los Indios 192.

den Tempel gebracht, wo sie unter der Aufsicht von älteren Frauen wie in einem Kloster lebten, das sie bis zur Heirat nicht verließen. Die Heirat wurde von den Eltern ohne Einwilligung der Kinder festgesetzt; diese lernten einander erst am Tage der Hochzeit kennen. Die Achtung und der Gehorsam des Sohnes gegen den Vater hielten ihn in voller Abhängigkeit in allen Dingen. Die Frauen heirateten gewöhnlich Männer aus ihrem Stamm und soviel als möglich Verwandte von väterlicher Seite. Waren die Vereinbarungen einmal getroffen, so sandte der Vater des Bräutigams eine Abordnung von Leuten, welche die Braut auf ihren Schultern unter einem Baldachin zum Hause des Bräutigams tragen mußten. Am Wohnort der Braut wurde ein großes Fest gefeiert und dann die Braut dem Boten übergeben. Am Hause des Bräutigams wurde sie feierlich empfangen und auf ein Paradebett gesetzt. Es wurden auch Weihrauch und Wachteln geopfert. Ein dem Vater im Rang gleichstehender Herr legte die Hände der Brautleute ineinander, verband zwei Zipfel ihrer Mäntel und ermahnte sie, einig und einander treu zu sein und den Göttern zu danken, die sie als Mann und Frau miteinander vereinigt hätten.

Bei den Leuten der unteren Klasse ging der Vater oder, wenn der tot war, der Bruder und bat um die Tochter für seinen Sohn oder Bruder. Durch die Heirat wurde das Mädchen gewissermaßen das Eigentum der Familie, in die sie eintrat; die ihrem Vater gemachten Geschenke galten als Preis für sie. Sie kehrte auch nie mehr ins väterliche Haus zurück; beim Tode ihres Mannes heiratete sie sein Bruder, auch wenn er schon verheiratet war, und sonst der nächste Verwandte. Die Kinder dieser Frauen betrachteten Vater, Mutter, Brüder und Schwestern mütterlicherseits nicht als Verwandte; nur von väterlicher Seite existierte eine Verwandtschaft; deshalb trugen sie auch kein Bedenken, ihre nächsten Verwandten von mütterlicher Seite, selbst die eigene Schwester (d. h. Halbschwester) zu heiraten. Wenn der Sohn eines Herrn ein für den Gebrauch der Ehe zu junges Mädchen heiratete, gab ihm der Vater eine Sklavin für die Zeit bis zum genügenden Alter der Braut; aber die Kinder aus diesem Konkubinat hatten keinen Anteil an dem Vermögen und den Würden ihres Vaters[1].

Eine vornehme Frau konnte einen Mann aus niederem Rang, selbst einen Sklaven heiraten; aber ihre Kinder folgten dem Range des Vaters. Wenn eine vornehme Frau auf einem Ehebruch ertappt wurde, so begnügte man sich beim ersten Mal mit einer einfachen Rüge; beim zweiten Mal konnte der Mann sie entweder körperlich züchtigen oder verstoßen; in diesem letzteren Falle stand es ihm frei, sich wieder zu verheiraten. Wenn eine Frau ihren Mann wegen Zanks oder Mißhandlung verließ und zu ihren Eltern zurückkehrte, konnte der Mann sie immer zurückfordern; war er ihrer aber überdrüssig, so konnte er eine andere heiraten.

Die unverheirateten Leute, welche sich einer fleischlichen Sünde schuldig machten, hatten eine Geldstrafe zu bezahlen. Waren es die Eltern, welche ihnen dieses Verbrechen vorwarfen, so wurden sie zum Tode verurteilt, weil die Schande auf die Eltern zurückfiel. Wenn jemand mit der Sklavin eines andern sich verging, so mußte er eine Strafe bezahlen oder statt der verführten Sklavin

[1] Ximenez, Las Historias del origen de los Indios 207 208.

eine andere gleichwertige geben. War die Sklavin die Geliebte ihres Herrn, so mußte eine größere Strafe bezahlt werden. Wenn der Vater über die Heirat seines Sohnes oder seiner Tochter verhandelt hatte und sich hinterher weigerte, seinen Verpflichtungen nachzukommen, so wurde er streng bestraft, da das Gesetz nicht gestattete, den Nebenmenschen zu betrügen. Wer mit der Frau seines Herrn oder Eigentümers einen Ehebruch beging, wurde getötet; war es ein Sklave, so wurde er von der Höhe eines Felsens heruntergestürzt.

Der Mord wurde mit dem Tode bestraft. Der Dieb mußte das Äquivalent des Gestohlenen zurückerstatten und außerdem eine Geldstrafe für den königlichen Schatz bezahlen. Wurde er rückfällig, so denunzierte man ihn seiner Familie, und schritt diese nicht ein, so wurde er gehängt. Die Güter jedes zum Tode Verurteilten wurden zu Gunsten des königlichen Fiskus eingezogen, seine Frau und seine Kinder als Sklaven verkauft. Der Giftmischer und die Urheber bösen Zaubers wurden lebendig verbrannt. Wer im Tempel oder an einem heiligen Orte einen Diebstahl beging, wurde in einen Abgrund gestürzt; waren die entwendeten Gegenstände von geringem Wert, so begnügte man sich damit, den Schuldigen als Sklaven zu verkaufen [1].

Der auf fremdem Boden betroffene Jäger oder Fischer wurde seiner Werkzeuge und der Beute beraubt; war er ein Fremder oder ein Mann aus dem feindlichen Gebiet, so wurde er vor den Häuptling geführt, auf dessen Boden man ihn ergriffen hatte, und den Göttern geopfert. Jeder Verrat gegen den Staat oder den Souverän, jede Mitteilung von Staatsgeheimnissen an Feinde wurde mit dem Tode des Schuldigen bestraft, seine Frau und seine Kinder wurden verkauft und seine Güter konfisziert.

Wenn ein großer Herr in Guatemala krank wurde, so rief man, wie Ximenez [2] berichtet, sofort die Ärzte zusammen, und die Achtung, welche diese vor dem hohen Herrn hatten, war so groß, daß sie alle pünktlich erschienen. Gewöhnlich gebrauchten sie die ihnen von ihrem Lande in Fülle gebotenen Heilmittel, die sie sehr gut kannten; war der Fall schwerer, so nahmen sie ihre Zuflucht zu Zaubereien und Opfern, wie schon erwähnt wurde. Beim Sterben legte man dem Kranken einen kostbaren Stein auf die Lippen, um die scheidende Seele aufzunehmen. War er verschieden, so rieb ihm sein nächster Verwandter oder intimster Freund sanft das Gesicht und nahm dann den Stein von den Lippen, den er als heiliges Erinnerungszeichen bewahrte. War der Tote ein regierender Fürst, so sandte seine Familie die Todesnachricht an alle Herren im Lande und an die verbündeten Fürsten. Während man auf ihre Ankunft wartete, wurde die Leiche einbalsamiert, mit allen Kostbarkeiten, die er während des Lebens für seinen Tod gesammelt hatte, geschmückt und auf einen Thron gesetzt. Nun kamen die Großen des Landes und die verbündeten Fürsten und legten ihm Geschenke zu Füßen als letztes Zeichen der Huldigung und Freundschaft. Die Leiche wurde dann, in feine Stoffe gehüllt, zum Grabe getragen. Dieses bestand aus einer tiefen, ummauerten Grube, in die man die Leiche in sitzender Stellung und umgeben von allen zu seiner Ehre zusammengebrachten Kostbarkeiten legte. Die Grube wurde mit großen Steinen, die eine Art Sarg bildeten, geschlossen; zu

[1] Ebd. 198. [1] Ebd. 209—210.

seinen Füßen wurden die Sklaven, die ihm im Leben am meisten ergeben waren, getötet; ihre Leichen wurden eingemauert, damit sie dem Herrn in seiner letzten Wohnung dienten, und zugleich mit ihnen wurden alle Werkzeuge begraben, die sie im Palast gebraucht hatten. Auf dem Grabe häufte man eine ungeheure Masse Steine und Erde auf, die um so größer war, je höher der Tote im Leben gestanden hatte. Diese kegelförmigen Grabdenkmäler findet man noch heute in Guatemala. Am Fuße jedes Grabdenkmals wurde ein pyramidenförmiger Altar erbaut, auf dem die Verwandten und Freunde den Manen des Toten zuweilen Weihrauch und Opfer darbrachten.

Die weniger bemittelten Familien begnügten sich damit, in der Mitte ihres erblichen Besitztums gewöhnliche Gräber zu errichten, legten aber kein Gold und Silber ins Grab, sondern nur die Werkzeuge und Möbel, die den Verstorbenen im Leben gedient hatten. Für die Armen gab es neben der Stadt öffentliche Friedhöfe; für jeden Leichnam wurde eine zwei Meter tiefe Grube gemacht, die man mit rohen Steinen einfaßte; der Tote wurde so ins Grab gelegt, daß er auf seinen Beinen saß und neben sich die Werkzeuge seiner Arbeit hatte. Man bedeckte ihn mit Steinen und Erde zum Schutze gegen die Tiere. Auf den Friedhöfen sah man einige kleine Haine, in deren Schatten sich der pyramidenförmige Altar erhob, der die Ruhestätte beschützte und auf den jeder nach Belieben seine Gaben zur Erinnerung an seine lieben Toten hinlegen konnte.

22. Die Urbewohner Nicaraguas.

Nicaragua wurde im Jahre 1522 von Gil Gonzalez de Avila entdeckt. Schon vier Jahre später besuchte der uns bereits bekannte Geschichtschreiber Oviedo[1] das neu entdeckte Land. Ihm verdanken wir die ältesten und zuverlässigsten Nachrichten über dasselbe. Auch Gomara[2] hat die Sitten und Gebräuche von Nicaragua ziemlich ausführlich geschildert. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat E. G. Squier[3] Nicaragua bereist und Land und Leute beschrieben.

Zur Zeit der Entdeckung herrschten in Nicaragua vier oder fünf verschiedene Sprachen. Die bedeutendste war die Nicaraguasprache, die mit der mexikanischen identisch ist. Die Nicaraguer (Niquiraner) waren wahrscheinlich mexikanische Auswanderer, die sich den größten Teil des Landes unterworfen hatten. Außerdem waren noch weit verbreitet die Chorotega- und die Chondalsprache. Die Chondals waren ein wildes Bergvolk, über das wir nur mangelhaft unterrichtet sind. Die eigentlichen Nicaraguer, der Hauptbestandteil der Bewohner, waren ziemlich zivilisiert, und von ihnen wurden auch die andern Stämme stark beeinflußt. Unserem Grundsatz entsprechend müssen wir die Nicaraguer zu den Kulturvölkern rechnen, denn sie hatten eine Schrift und Bücher von Pergament, das sie aus Tierhäuten verfertigten. Diese Bücher bestanden aus

[1] Historia general y natural de las Indias l. 42, c. 1 ff. In der Ausgabe von Madrid 1855, IV 35 ff.

[2] Hispania victrix. Historia general y natural de las Indias (Historiadores primitivos de Indias I, Madrid 1877, 282 ff).

[3] Der zentralamerikanische Staat Nicaragua. Ins Deutsche übertragen von E. Höpfner, Leipzig 1854.

etwa handbreiten und sehr langen Streifen, die in der Größe einer Hand gefaltet und zusammengelegt wurden. Auf diesen Streifen malten sie ihre Buchstaben und Figuren mit roter oder schwarzer Tinte und bezeichneten genau, was sie wollten, obwohl es keine Schrift im strengsten Sinne des Wortes war. Sie zeichneten darauf ihre Gesetze und Gebräuche, ihre Grenzen und Erbgüter, ferner die Wege, Flüsse, Berge, Wälder usw., und danach schlichteten die Alten die Streitigkeiten und Prozesse[1].

Das Land scheint zur Zeit der Entdeckung dicht bevölkert gewesen zu sein. Die Nicaraguer trieben hauptsächlich Landbau. Sie pflanzten Mais, vielerlei Gemüse und Früchte und besonders Kakao, der ihnen als Geld diente. Auch Jagd und Fischfang lieferten reichen Ertrag. Die Frauen woben aus Baumwolle ein sehr gutes Tuch. Viele Völkerstämme hatten keine eigentlichen Kaziken. Ein vom Volk gewählter Rat der Alten hatte die Regierung in Händen. Dieser Rat ernannte einen Anführer für den Krieg und leitete in Friedenszeiten gemeinsam mit ihm den kleinen Staat. Zuweilen wurde dieser Feldherr vom Rate getötet, wenn man glaubte, er sei zur Regierung ungeeignet. Die Spanier beseitigten diese Regierungsform und ernannten Kaziken aus dem Rate der Alten. Andere Völkerschaften hatten schon vor Ankunft der Spanier ihre Kaziken, die hohes Ansehen genossen und sich mit einem großen Hofstaat von Beamten umgaben.

Als Kleidung trugen die Männer eine Art ärmelloses Hemd und einen handbreiten Gürtel, den sie von der Brust bis zu den Hüften um den Leib wanden, dann von hinten zwischen den Beinen durchzogen und vorn am Gürtel befestigten, so daß die Schamteile bedeckt wurden. Die Frauen trugen Röcke, die bis auf die Knie und bei vornehmen bis auf die Knöchel herabreichten. Nach Oviedo war auch das Durchbohren der Ohren und das Tätowieren bei beiden Geschlechtern in Gebrauch. Im Gegensatz zu den Sitten anderer Indianer mußten in Nicaragua die Männer nicht nur das Haus bauen, die Felder bestellen, auf die Jagd und den Fischfang gehen, sondern auch, bevor sie das Haus verließen, es reinigen und das Feuer anmachen; die Frauen trieben Handel und gingen auf die Märkte.

Der Mord wurde mit dem Tode bestraft; bei Totschlag beschenkte der Täter die nächsten Verwandten des Opfers mit einem Sklaven oder einer Sklavin, mit Kleidungsstücken und andern Gegenständen. Dieben wurde das Haar abgeschnitten und sie wurden zu Sklaven des Beschädigten gemacht, bis sie vollen Ersatz geleistet hatten. Ein Vater konnte in Fällen großer Not seine Kinder oder sich selbst in die Sklaverei verkaufen, mit dem Rechte jedoch, sich wieder loszukaufen. Die Bezahlung der Schulden und Rückerstattung von Darlehen an Früchten war strenges Gebot.

Ehe. Wenn ein Eingeborner seinen Sohn verheiraten will, so geht er zum Vater der Braut und bittet ihn, sie ihm als Schwiegertochter zu geben. Ist dieser einverstanden, so tötet man mehrere Hühner, sammelt Kakao, bringt einige eßbare Hunde und sonstige Speisen zusammen und feiert im Verein mit den Nachbarn und Freunden die Hochzeit mit Liedern. Der Vater oder die

[1] Oviedo a. a. O. 36. Gomara a. a. O. 285.

Mutter der Braut oder derjenige, der sie zur Ehe gibt, wird bei dieser Gelegenheit gefragt, ob sie noch Jungfrau sei. Bejahen sie diese Frage und der Mann entdeckt, daß dem nicht so sei, so gibt er sie zurück und ist frei, die Braut aber gilt als schlechtes Weib. Ist sie nicht mehr Jungfrau und wird dies dem Manne mitgeteilt, bevor er mit ihr verkehrt, so schreitet man oft zur Ehe, weil manche ein Mädchen, das schon mit Männern Umgang gehabt hat, einer Jungfrau vorziehen. Die Mitgift besteht in Fruchtbäumen, Ländereien und einem Teil der Habe des Vaters; und auch der Vater des Bräutigams gibt ihr von seinem Vermögen. Hinterlassen die beiden nach der Heirat Kinder, so erben diese das Vermögen, sonst fällt es an die betreffenden Familien zurück. Wenn die beiden Verlobten sich verheiraten, ergreift der Kazike den Bräutigam und die Braut bei den kleinen Fingern der linken Hand, führt sie in ein kleines Häuschen, das für sie bereitet ist, und sagt ihnen: „Gebet acht, daß ihr gute Eheleute seid, daß ihr für euer Vermögen sorgt, dasselbe immer vermehrt und nicht zu Grunde gehen lasset." Dann läßt er sie allein mit einem kleinen Feuer von Teestengeln, das genügt, um das Gemach zu erhellen; die Brautleute sehen ruhig zu, wie der Tee allmählich verbrennt, und dann sind sie verheiratet. Am andern Tag wird von den Verwandten und Freunden ein großes Fest veranstaltet; wenn vor dem Essen der Bräutigam erklärt, daß er seine Braut als Jungfrau befunden, so sagen alle, es sei gut, und es entsteht lautes Freudengeschrei; wenn er sie aber nicht als Jungfrau erkannt, so zeigt er sich ärgerlich, schickt die Braut den Eltern zurück und sucht sich eine andere Frau [1].

Rechtmäßig durfte jeder Indianer nur eine Frau haben; einige hielten sich zwar mehrere Frauen, aber nur als Sklavinnen und Konkubinen. Die eigentliche Frau durfte in keinem Fall entlassen und zu ihren Lebzeiten keine andere als rechtmäßige Frau geheiratet werden. Es fand zwar zuweilen zeitweilige Trennung statt, wenn aber der Ärger vorüber war, kamen sie wieder zusammen. Wenn jemand zu Lebzeiten seiner rechtmäßigen Frau sich mit einer andern verheiratete, so wurde sein Vermögen konfisziert und er aus dem ganzen Lande verbannt. Kehrt er heim, so schelten ihn seine Verwandten, vereinigen sich zu einem Rat, tadeln ihn wegen seines Mangels an Scham und seiner Bosheit und jagen ihn fort; doch töten sie ihn nicht. Dieselbe Strafe erleidet die Frau, die sich mit einem Manne verehelicht, von dem sie weiß, daß er schon verheiratet ist [2].

Wenn die Frau sich des Ehebruchs schuldig macht und der Mann es erfährt, so züchtigt er sie und schickt sie ihrem Vater zurück; er darf sich wieder verheiraten, sie aber nicht. Der Ehebrecher wird vom betrogenen Ehemann geprügelt, aber nicht getötet. — Die Ehen unter Verwandten in gerader Linie und unter Geschwistern sind verboten, sonstige Verwandtschaft ist kein Ehehindernis. Derjenige, der mit der Tochter seines Meisters oder Herrn verbotenen Umgang hat, wird lebendig und ohne jede Trauer begraben mit den Worten: Sterben sollen die Bösen! — Wenn jemand einen andern tötet, wird er nicht gestraft; wenn jedoch der Getötete ein Freier war, so gibt der Totschläger seinen Eltern oder seiner Frau einen Sklaven oder eine Sklavin oder sonst etwas von

[1] Oviedo, Historia general y natural de las Indias 50. [2] Ebd.

seinem Vermögen[1]. — Wenn einer stiehlt und der Eigentümer der gestohlenen Sache ihn erwischt, so bringt er ihn in sein Haus und hält ihn dort gebunden, bis er den Diebstahl bezahlt oder den Herrn zufriedengestellt hat; hat er nichts zu bezahlen, so bleibt er dessen Sklave. Demjenigen, der sich nach dem Diebstahl losgekauft, werden die Haare abgeschnitten, um ihn als Dieb zu kennzeichnen. — Wenn jemand ein Weib auf dem Felde vergewaltigt und es schreit, so laufen die Leute herbei, binden den Missetäter, bringen ihn in das Haus des Vaters und halten ihn dort gebunden, bis er sich loskauft oder die Eltern des Weibes oder dieses selbst zufriedengestellt hat; kann er sich nicht loskaufen, so wird er der Sklave der Eltern der Frau oder dieser selbst.

Die Religion der Nicaraguer hatte nach Oviedo sehr viel Ähnlichkeit mit der der Mexikaner. Ihre Gebetshäuser oder Tempel nannten sie wie die Mexikaner archilobas. Sie hatten auch ihre Priester, ihre Opfer, Feste usw. Vor jedem Tempel war ein kleiner spitziger Erdhügel, zu dem man auf Stufen emporstieg. Auf der Spitze dieses Hügels wurden im Angesichte des ganzen Volkes Menschen geopfert. Wie Gomara schreibt, wurde dem Opfer die Brust durchbohrt und das herausströmende Blut über den Kopf gesprengt; dann wurde das Herz herausgerissen, der Leib zerstückelt und unter die Anwesenden zum Essen verteilt. Der Kopf wurde an einen Baum in der Nähe des Tempels aufgehängt. Zuweilen beschmierten die Priester mit dem Blut die Wangen und Lippen des Götzen; während dieser Zeit sang und betete das Volk mit Inbrunst und Tränen und hielt dann Umzüge. Bei einem Götzenbilde entzogen sich die Leute Blut aus der Zunge, den Ohren oder den Geschlechtsteilen, je nach der Andacht eines jeden; das Blut fingen sie mit Papier oder mit den Fingern auf und beschmierten damit den Kopf des Götzen. So scheußlich diese Gebräuche sind, so bekunden sie doch ein tiefes Schuldbewußtsein und Sühnebedürfnis.

Vor den großen Festen der Götter durften die Männer nicht mit ihren Frauen verkehren, und um jeder Gelegenheit zuvorzukommen, schliefen die Männer in dieser Zeit außerhalb ihres Hauses. Verfehlte sich ein Mann gegen dieses Gebot, so schickten ihm, wie man glaubte, die Götter Krankheit und Tod. Wie uns sowohl Oviedo als Gomara berichten, hatten sie auch eine Beicht. Sie bekannten einem ehelosen Greise im geheimen ihre Sünden und erhielten dafür eine Buße, die der Größe der Schuld entsprach[2]. P. Franc. de Bobadilla fragte einen Kaziken: „Wenn einer von euch etwas Böses getan hat, sagt ihr es dann den Vätern eurer Tempel, oder bittet ihr eure Götter um Verzeihung, oder bereut ihr es und tut ihr Buße dafür?“ Die Antwort lautete: „Wir sagen es den ältesten Greisen und nicht den Vätern; und wenn wir es gesagt haben, gehen wir erleichtert und zufrieden von dannen, als ob wir das Böse nicht getan hätten. Und die Alten sagen uns: ‚Gehe und tue es nicht wieder.‘ Und wir tun das, weil wir fürchten, daß uns sonst ein Übel zustoße, und weil wir uns dadurch von dem Geschehenen freimachen wollen.“ Auf die weitere Frage, ob sie die Schuld öffentlich oder geheim,

[1] Ebd. 51.
[2] Ebd. 55 ff. Gomara, Hispania victrix 284.

mehreren Greisen oder nur einem bekennten, antwortete der Kazike: „Wir bekennen sie nur einem und im geheimen und in niemands Gegenwart; der Greis darf nichts entdecken, sondern muß es in seinem Herzen geheimhalten." Die Sünden, die sie beichteten, waren: Nichtbeobachtung der vorgeschriebenen religiösen Feste, üble Reden über die Götter, wenn es nicht regnet, z. B. sie seien nicht gut. Der Greis legte ihnen dafür eine Buße für den Tempel auf, nämlich Holz für den Tempel herbeizuschaffen, und diese Buße wurde pünktlich ausgeführt. Diese Beicht wurde aber nicht vor jedem beliebigen Greise abgelegt, sondern nur vor einem, der in der Ratsversammlung dazu erwählt war und der als Ehrenzeichen eine Kalebasse am Halse trug. Derselbe durfte nicht verheiratet sein und auch nicht in einem Tempel oder Gebetshaus, sondern mußte in seinem eigenen Hause wohnen [1].

Oviedo [2] schildert ausführlich und auf Grund eigener Beobachtung die großen Feste, z. B. das Erntefest, bei denen getanzt und gesungen und besonders so viel getrunken wurde, daß viele sinnlos betrunken liegen blieben. Neben dieser Trunksucht war das Hauptlaster in Nicaragua eine grobe Unzucht, auch widernatürliche. Bei gewissen Festen, die in der Nacht gefeiert wurden, hatten alle Frauen ohne Ausnahme die vollste Freiheit, sich jedem preiszugeben, der sie bezahlte oder dem sie ihre Gunst zuwenden wollten [3].

Wir haben schon oben des Mercedariers Fray Francisco de Bobadilla Erwähnung getan. Dieser kam im Jahre 1538 eigens zu dem Zwecke nach Nicaragua, um im Auftrag des Gouverneurs Pedrarias Dávila die religiösen und sittlichen Anschauungen der Nicaraguer zu erforschen. Mit verschiedenen alten und erfahrenen Häuptlingen hielt er eine Reihe von Unterredungen, die sofort aufgezeichnet und von Oviedo in seiner Geschichte veröffentlicht wurden [4]. Aus diesen Unterredungen geht hervor, daß die Nicaraguer glaubten, Himmel und Erde und alle Dinge seien von Tamagastad und Çipattoval geschaffen worden. Welcher Art von Wesen sie seien und wo sie lebten, wußten sie nicht. Auf die Frage, wer den Mann und die Frau und alle Dinge geschaffen habe, antwortete ein Kazike: „Alles das haben die geschaffen, die ich schon genannt: Tamagastad und Çipattoval und Oxomogo und Calchitguegue und Chicoçiagat." Wo diese seien, wußte er nicht; nur das wußte er, daß dieses ihre größeren Götter seien, die sie teoten nannten. Gefragt, ob dieselben Vater, Mutter oder Geschwister hätten, antwortete er „nein", da sie Götter seien; ob sie essen, wußte er nicht; nur sagte er: „Wenn wir Krieg führen, töten wir die Indier, die wir gefangen nehmen, um ihr Blut den teoten zum Essen zu geben, und das Blut sprengt man nach allen Seiten, da wir nicht wissen, wo sie sind, und auch nicht, ob sie das Blut essen oder nicht." — Sie glaubten auch an eine vor langer Zeit eingetretene Wasserflut, durch die die Welt unterging. Ob die Menschen alle ertrunken seien, wußte der Kazike nicht; doch wußte er, daß die teoten die Welt wiederherstellten und mit mehr Leuten, Vögeln und andern Dingen erfüllten. Auf

[1] Oviedo, Historia general y natural de las Indias 56.
[2] Ebd. l. 42, c. 11, p. 93 ff. [3] Ebd. c. 12, p. 102 ff.
[4] Ebd. 40 ff.

die Frage, wie die teoten der Flut entgangen, ob auf einem hohen Berg oder in einem Kahn, antwortete er: „Das weiß ich auch nicht, aber da sie Götter waren, wie konnten sie denn ertrinken?“ — „Wie kam es aber, daß die Vögel und das Wild nicht ertranken?“ — „Die, welche jetzt da sind, sind von den teoten neu gemacht worden, und das gilt auch von den Menschen und den andern Dingen.“ — „Wissen das, was du sagst, alle Indianer?“ — „Es wissen es die Väter der Gebetshäuser oder Tempel, die wir haben, und alle Kaziken.“ — „Wer bedient diese teoten?“ — „Von den Alten habe ich gehört, daß sie Leute zur Bedienung haben, und daß die Indier, die in ihren Häusern sterben, in die Erde hinabsteigen, und daß die, welche im Kriege sterben, hingehen, um den teoten zu dienen.“ Es sei besser, zu den teoten, ihren Vätern, zu gehen, als in die Erde hinabzusteigen. Die Kinder, die noch die Mutterbrust saugen und keinen Mais gegessen, werden, wenn sie sterben, wieder auferstehen und zum Hause ihres Vaters zurückkehren[1]. — Ein anderer Kazike sagte, Tamagastad und Çipattoval hätten den Himmel und die Erde, die Sterne und den Mond, den Menschen und alles übrige geschaffen. Ob aber auch die Christen wie die Indianer von Tamagastad und Çipattoval (Chipattoval) abstammen, wußte er nicht. Auf die Frage, wie sie zur Kenntnis dieses Gottes gelangt seien, wußten die Eingebornen nichts zu antworten als: so hätten sie von jeher geglaubt und von ihren Vorfahren vernommen. Die Götter seien im Himmel. Dieser zweite Kazike sagte auch, alle Menschen seien in der großen Wasserflut ertrunken mit Ausnahme von einem Mann und einer Frau, die im Himmel waren und auf die Erde herabkamen, um sie zu bevölkern. Auf die Frage, wohin die Toten gehen, antwortete der Kazike: „Die Guten gehen in den Himmel zu den teoten, die Schlechten gehen hinunter in ein Land, das Miqtanteot heißt, unter der Erde und schlecht ist.“[2] Die Toten haben aber im Jenseits keinen Leib. Wenn sie sterben, geht eine Art Person, die Yulio (Seele) heißt, aus ihrem Munde und begibt sich ins Jenseits, wo sie nicht stirbt. Von der Auferstehung des Leibes hatten sie keine Idee. Gefragt, welche er für die Guten und für die Bösen halte, antwortete der Kazike: „Ich halte für gut diejenigen, die mit ihren Göttern gut stehen und ihre Tempel und Gebetshäuser besuchen, und diese gehen hinauf; und diejenigen, die das nicht tun, gehen unter die Erde.“ — „Wer tötet die Indianer, wenn sie sterben?“ — „Die teoten töten die Indianer, welche ihnen nicht dienen wollen; die andern gehen dort hinauf, wo sie nicht sterben, obwohl sie hier sterben.“

Ähnliche Verhöre stellte P. de Bobadilla mit vielen andern Indianern an. Aus allen geht hervor, daß sie Tamagastad und seine Frau Çipattoval für die Schöpfer aller Dinge ansahen und daß nach ihrem Glauben die Guten nach dem Tode zu ihnen hinauf in den Himmel gehen. Welcher Art diese Götter seien und woher sie kommen, wußten sie nicht, nur hielten sie sie für unsterblich. Zur Zeit des Heidentums scheinen sie auch die Toten mit lautem Geschrei angerufen zu haben, ihnen in der Schlacht zu helfen. Außer an Tamagastad und Çipattoval, die Schöpfer aller Dinge, glaubten sie auch an

[1] Ebd. 41. [2] Ebd. 42.

einen Gott des Wassers: Quiateot, der, wie es scheint, für einen höheren Menschen gehalten wurde, Vater und Mutter hatte, aber unverheiratet war. Zu ihm beteten die Indianer um Regen. Zu diesem Zwecke zogen sie zu seinem Tempel, opferten dort Knaben und Mädchen und besprengten mit deren Blut die steinernen Götzenbilder, die im Tempel (teoba) waren. Die Leiber der erschlagenen Opfer wurden, wenn es Kinder waren, begraben, wenn es Erwachsene waren, von den Kaziken gegessen. Das gewöhnliche Volk durfte aber nicht davon essen[1]. Die Orte, wo die Tempel standen, wurden immer sehr reinlich gehalten. Nur Knaben durften diese Plätze reinigen, nicht Greise oder verheiratete Männer. Die Frauen waren von den Tempeln und der Teilnahme am Götzendienst ausgeschlossen, doch wurden auch Frauen geopfert. Wie um Regen flehten die Indianer auch um Gesundheit und andere Dinge zu ihren Göttern. Im Haupttempel durfte nur der Hauptkazike im Namen aller beten; alle andern durften ihn nicht betreten. Der genannte Häuptling mußte ein ganzes Jahr im Tempel bleiben und beten; wenn er am Ende des Jahres den Tempel verließ, wurde ein großes Fest gefeiert und ein anderer großer Häuptling gesucht, der das folgende Jahr im Tempel bleiben mußte, so daß immer ein Häuptling im Tempel war. In den andern gewöhnlichen Tempeln durfte jeder seinen Sohn hineinbringen und überhaupt jeder hineingehen, vorausgesetzt, daß er unverheiratet sei und während des Aufenthaltes im Tempel keinen Verkehr mit Weibern habe[2]. Nur Knaben dürfen diesen Betern in den Tempeln das Essen bringen. Als Opfer wurden im Kriege gefangene Sklaven gebraucht. Außerdem opferte man Hühner, Fische, Mais und andere Dinge, welche die Knaben in Empfang nahmen und in den Tempel legten. Diese Sachen wurden vom Vater des Tempels (dem Priester) gegessen; was übrig blieb, erhielten die Knaben. Um gute Handelsgeschäfte zu machen, beteten die Eingebornen zu einem Gotte, den sie Mixcoa nannten, und opferten ihm Zungen.

Die Kinder wurden nach dem Tode in eine Decke gehüllt und vor den Türen der Häuser begraben. Alles, was der Vater besaß, erbten seine Söhne, wenn sie seine rechtmäßigen Kinder und von seiner Frau in seinem Hause geboren waren. Hatte jemand beim Tode keine Kinder, wurde all seine Habe mit ihm begraben[3].

23. Die alten Peruaner.

„Es ist eine merkwürdige Tatsache", meint Prescott[4], der Geschichtschreiber des Inkareiches, „daß viele, wo nicht die meisten der rohen Stämme, welche das große amerikanische Festland bewohnten, wie entstellt auch ihr Glaube in anderer Rücksicht durch kindischen Aberglauben gewesen sein mag, doch zu dem erhabenen Gedanken eines großen Geistes, des Schöpfers des Weltalls, gelangt waren, der seiner Natur nach unkörperlich, nicht durch einen Versuch, ihn sichtbar darzustellen, entwürdigt werden durfte und der, weil alle Räume durchdringend, nicht auf die Umfassungsmauer eines Tempels

[1] Oviedo, Historia general y natural de las Indias 46.
[2] Ebd. 46—47. [3] Ebd. 48.
[4] Geschichte der Eroberung von Peru. Aus dem Englischen übersetzt I (1848) 67.

beschränkt wurde." Auch die alten Peruaner waren, wie derselbe Geschichtschreiber nachweist, vom Dasein des großen, allgegenwärtigen und allmächtigen Geistes überzeugt.

Auch der schon erwähnte Jos. de Acosta[1], der im Jahre 1571 nach Peru kam und sich dort mehrere Jahre aufhielt, schreibt: „Sie glauben allgemein an und vertrauen auf einen höchsten Herrn und Schöpfer aller Dinge. Die Einwohner von Peru nennen ihn Viracocha und geben ihm ehrende Beinamen, wie Pachacamac oder Pachayachachic, was Schöpfer des Himmels und der Erde bedeutet, und Usapu, d. h. der Wunderbare, und ähnliche. Diesen beteten sie an, und er war es hauptsächlich, den sie beim Aufblick zum Himmel verehrten." Gerade hierin findet er den Grund, warum sie so leicht die Lehre der Missionäre vom Dasein des höchsten Gottes und Herrn aller Dinge annahmen. Trotzdem hatten sie keinen Namen, der unserem „Gott" entspricht, und gebrauchten dafür das spanische Wort Dios. Ihre Überzeugung vom Dasein eines höchsten Gottes geht auch daraus hervor, daß sie ihm den reichsten Tempel widmeten, den sie Pachamac nannten und der das Hauptheiligtum des ganzen Reiches war. Sie brachten ihm Opfer dar, und in den Gebetshäusern der Inkas nahm er den höchsten Platz ein. Sie nannten die Spanier Viracochas, weil sie dieselben für Söhne des Himmels, gewissermaßen für Götter hielten[2].

Beim ersten Einzug Pizarros in der Hauptstadt Cuzco sagte der ihn begleitende Bischof Vincente de Valverde zu Atabaliba, dem damaligen Beherrscher des ganzen Reiches, der Papst, der Nachfolger des hl. Petrus, habe alle Länder der Erde unter die christlichen Fürsten verteilt; wenn er sich taufen lasse, werde ihn Pizarro schützen und in seinen Vorrechten erhalten. Atabaliba erwiderte aber: „Meine Vorfahren haben die Provinzen und alles, was darin ist, erobert und haben sie ihren Nachkommen als Eigentum hinterlassen. Ich verstehe nicht, wie der hl. Petrus oder der Papst alles das verschenken kann."[3] Als ihm der Bischof erklärte, Christus der Herr habe die Welt erschaffen, entgegnete der Inka, davon wisse er nichts, niemand habe etwas erschaffen außer der Sonne, die sie für Gott hielten. Pachacamac habe alles geschaffen, was da sei[4]. Hier wird jedenfalls Pachacamac von der Sonne unterschieden und der Schöpfer aller Dinge genannt.

---

[1] Historia natural y moral de las Indias II 7. [2] Ebd. II 9.

[3] Nach Gomara (Hispania victrix 228) lautete die Antwort Atabalibas, er begreife nicht, wie der Papst Fremdes (lo ajeno) verschenken könne. Diese Antwort war sehr richtig. Die Spanier hatten der bekannten Demarkationsbulle Alexanders VI. vom Jahre 1493 einen Sinn unterschoben, den sie nicht hatte. Der Papst konnte und wollte die rechtmäßigen Eigentümer und Herrscher nicht aus ihrem Besitztum verdrängen. Er wollte nur den Streit zwischen Spaniern und Portugiesen dadurch beendigen, daß er jeder der beiden Mächte die Interessensphäre anwies, in der sie ohne Beeinträchtigung von seiten der feindlichen Macht friedliche und rechtmäßige Eroberungen machen konnten. An eine Verschenkung rechtmäßigen Besitztums dachte der Papst nicht im entferntesten. Vgl. über diese Frage Stimmen aus Maria-Laach LXXI (1906) 139 ff.

[4] Vgl. Agustín de Zarate, Historia del descubrimiento de la Provincia del Perú (Historiadores primitivos de Indias II, l. 2, c. 5, p. 476. Die Vorrede ist datiert vom 30. März 1555).

Eingehend hat diese Frage Garcilaso de la Vega[1], ein Eingeborner aus Cuzco und Nachkomme der alten Inkas, behandelt. Die Inkas und ihre Amautas, d. h. Philosophen (Gebildeten), erkannten nach ihm mit dem natürlichen Lichte der Vernunft den wahren höchsten Gott und unsern Herrn, der Himmel und Erde schuf. Sie nannten ihn Pachacamac aus Pacha, d. h. Universum, und camac, d. h. beleben, und bezeichneten damit das Wesen, das das Universum gemacht hat und belebt[2]. Garcilasso beweist dann ausführlich diesen Glauben aus alten Zeugnissen. Man hielt diesen Namen so in Ehren, daß man ihn kaum auszusprechen wagte; war dies notwendig, so verbeugte man sich dabei ehrfurchtsvoll und blickte zum Himmel empor. Einige behaupteten, Pachacamac sei der Teufel; das sei aber nicht richtig. Der Teufel hieß „Cupay", den man mit Abscheu nannte. Wahr sei allerdings, daß sich der Teufel zuweilen den Namen Pachacamac beilegte, um für Gott gehalten zu werden.

Außer dem Viracocha oder Pachacamac erhielt bei den Peruanern auch die Sonne göttliche Verehrung. Ihr wurden Tempel gebaut und zahlreiche Opfer dargebracht; ja in der Verehrung des Volkes stand die Sonne ganz im Vordergrund. Auch der Mond, der als Frau der Sonne galt, die Sterne, Blitz und Donner usw. wurden verehrt, aber nicht angebetet und erhielten auch keine Opfer, weil man sie als Diener der Sonne ansah. Die Inkas selbst hielt man für Kinder der Sonne, die vom Himmel gekommen waren. Viracocha, die Sonne und vielleicht auch den Donner beteten nach Acosta die Peruaner in ganz anderer Weise an als die übrigen Götzen, indem sie die Hände mit einer Art Handschuh bedeckten, bevor sie sie zur Anbetung erhoben. Bei der Verehrung aller Götter oder Götzen öffneten sie die Hände, machten mit den Lippen ein Geräusch wie beim Kuß und brachten ihre Bitten und Opfer dar[3]. Doch gebrauchten sie andere Worte, wenn sie zum Viracocha sprachen, dem sie die Herrschaft über alle Dinge zuschrieben, als wenn sie sich an die andern Götter wandten, von denen jeder seine eigenen im Hause hatte und die als Vermittler beim großen Gotte galten.

Außer den genannten Dingen verehrten die Peruaner auch Flüsse, Quellen, Schluchten, Felsen, die Spitzen der Berge, außergewöhnliche Bäume und Tiere, wie Bären, Löwen und Schlangen, kurz alles, was ihnen außerordentlich vorkam. Diesen Götzen warf man beim Vorübergehen alte Schuhe, Federn, gekaute Koka (ein viel gebrauchtes Kraut) usw. hin und, wenn sie nichts anderes hatten, einen Stein. Diese Opfer bringen sie, damit die Götter sie vorübergehen lassen und ihnen Kraft verleihen. Deshalb findet man auf den Wegen große Haufen von solchen geopferten Steinen und andern Dingen.

Groß war die Verehrung der Peruaner für die verstorbenen Könige oder Inkas. Die Leichen der Könige und Vornehmen suchte man gegen Verwesung zu schützen, und sie blieben über zwei Jahrhunderte wohl erhalten und verbreiteten kaum übeln Geruch. So blieben die Inkas in Cuzco ein jeder in seiner

[1] In seinem Werke Comentarios reales que tratan del origen de los Yncas, Reyes que fueron del Perú, de su idolatría, leyes y governo en paz y en guerra etc. Escritas par el Ynca Garcilaso de la Vega, natural del Cozco, en Lisboa A. D. 1609.

[2] Ebd. l. 2, c. 2. [3] Acosta, Historia natural y moral de las Indias 15.

Kapelle oder seinem Gebetshaus. Von ihnen ließ der Vizekönig de Cañete, um die Abgötterei auszurotten, drei oder vier ausnehmen. Jeder von diesen verstorbenen Königen hinterließ alle seine Schätze und Einkünfte zur Unterhaltung des Gebetshauses, in das man seinen Leib legte, und außerdem waren zahlreiche Diener und seine ganze Familie seinem Kulte geweiht. Denn kein König nahm die Schätze seines Vorgängers in Beschlag; jeder sammelte sich neue. Mit diesem Götzendienst noch nicht zufrieden, ließ jeder König zu seinen Lebzeiten seine Statue aus Stein anfertigen, und diese wurde während des Lebens und nach dem Tode des Königs geehrt wie der König selbst. Man führte sie in den Krieg mit, trug sie in Prozessionen herum, um Regen und andere zeitliche Güter zu erhalten, man feierte sie auch mit Festen und Opfern[1].

„Allgemein glaubten die Peruaner an das Fortleben der Seelen nach dem Tode, ebenso glaubten sie an die Verherrlichung der Guten und die Bestrafung der Bösen, und deshalb hatte man keine Schwierigkeit, ihnen diese Glaubensartikel beizubringen. Aber daß die Leiber mit den Seelen auferstehen sollten, begriffen sie nicht.“[2] Aus diesem Grunde verwendeten sie große Sorgfalt darauf, die Leiber zu erhalten und nach dem Tode zu ehren. Ihre Nachkommen legten ihnen Kleider an und brachten Opfer dar; die Inkas mußten bei ihrem Begräbnis von zahlreichen Dienern und Frauen begleitet werden, die ihnen in der andern Welt dienen sollten. Deswegen tötete man bei ihrem Tode die Frauen, die sie besonders liebten, und Diener und Beamte, welche im andern Leben ihnen aufwarten sollten. Beim Tode Gaunacapas, des Vaters des Atabaliba, in dessen Regierungszeit die spanische Eroberung fällt, wurden über tausend Personen verschiedenen Alters und Standes getötet, um ihn in das andere Leben zu begleiten und ihm dort zu dienen, und diese schätzten sich glücklich ob ihres Loses. Menschen zur Begleitung wurden nur beim Tode der Könige oder großen Herren getötet, aber allgemein hatten die Peruaner den Gebrauch, Speise und Trank für die Toten auf deren Gräber zu legen, weil sie glaubten, daß die Verstorbenen davon lebten. Auch legte man den Verstorbenen Silber in den Mund, in die Hand und auf die Brust und kleidete sie in neue Gewänder. Sie meinten, die Seelen der Verstorbenen müßten lange herumschweifen, Kälte, Hunger und Strapazen ertragen, und deshalb brachten sie ihnen an ihren Jahrestagen Speise, Getränke und Kleider auf das Grab[3].

In jeder Provinz gab es einen Haupttempel oder Guaca, und außerdem bestanden noch einige für das ganze Inkareich. Zwei waren besonders ausgezeichnet, der Tempel von Pachamâca bei Sima, wo man zur Zeit Acostas gewaltige Ruinen sah und wo Franz Pizarro ungeheure Schätze an Gold und Silber fand. In diesem Tempel, so behaupteten die Peruaner als gewiß, zeigte sich der Teufel oft sichtbar und gab Orakel. Der andere berühmte Tempel war in der Stadt Cuzco. Er glich dem Pantheon der Römer, denn

[1] Ebd. 24.

[2] Ebd. 25. Nach Gomara (Hispania victrix 234) glaubten sie an die Auferstehung des Leibes. Nach Garcilaso (a. a. O. l. 2, c. 7) scheinen bloß die Inkas an die Auferstehung des Leibes geglaubt zu haben.

[3] Ebd. 27.

dort brachten die Inkas alle Götter der unterworfenen Völker zusammen, so daß jeder seine besondere Stätte hatte, wo ihm Leute aus seinem Lande Verehrung erwiesen. In diesem Tempel war auch der Punchas, das Götzenbild der Sonne aus feinstem Gold, mit reichstem Schmuck von Edelsteinen. Es war nach Osten gerichtet, so daß die aufgehende Sonne darauf leuchtete, und verbreitete solchen Glanz, daß es eine zweite Sonne zu sein schien.

Es gab auch viele Klöster, in denen nur Jungfrauen aufgenommen werden konnten; zum mindesten gab es in jeder Provinz ein Kloster, in dem zwei Arten von Frauen wohnten. Die einen waren alt, hießen marmaconas und hatten die übrigen zu unterweisen; die andern waren jung, blieben einige Zeit dort und wurden dann entweder zu ihren Göttern oder zum Inka gebracht. Jedes derartige Kloster, das Aellaguaci, d. h. Haus der Auserwählten, hieß, stand unter einem Verwalter, der das Recht hatte, im ganzen Lande von allen Mädchen unter acht Jahren diejenigen auszuwählen, die ihm gefielen. Diese wurden ins Kloster gebracht und dort von marmaconas in allen notwendigen Beschäftigungen und in den religiösen Sitten und Zeremonien unterrichtet[1]. Im Alter von 14 Jahren wurden sie unter großer Obhut an den Hof gebracht. Einige von ihnen wurden dazu bestimmt, die Guacas (Götzen) und Heiligtümer zu bedienen, und mußten ewig jungfräulich bleiben, andere wurden als gewöhnliche oder außergewöhnliche Opfer für die Gesundheit oder beim Tode des Inka oder im Fall eines Krieges ausersehen; wieder andere endlich wurden Frauen oder Konkubinen des Inka oder der Verwandten und Häuptlinge, denen er sie gab; und das galt als besondere Gnade. Diese Verteilung der Mädchen fand jährlich statt. Für den Unterhalt dieser zahlreichen Mädchen besaßen die Klöster Einkünfte und eigene Ländereien. Kein Vater durfte dem oben genannten Klosterverwalter seine Tochter verweigern, wenn er sie in das Kloster nehmen wollte, ja viele brachten freiwillig ihre Töchter herbei, weil sie glaubten, sich ein großes Verdienst zu erwerben, wenn ihre Kinder für den Inka geopfert würden. Hatte eine von den marmaconas oder den auserwählten Jungfrauen die Keuschheit verletzt, so wurde sie unfehlbar zur Strafe lebendig begraben oder sonstwie getötet.

Männerklöster gab es in Peru, wie es scheint, keine, wohl aber hatten die Peruaner Priester und Zauberer in großer Zahl. Vor dem großen Feste des Itu fastete das ganze Volk zwei Tage lang. Während dieser Zeit hatten die Männer keinen Umgang mit den Frauen, und man aß nichts Gesalzenes, keinen Knoblauch und trank keine chicha. Für gewisse Sünden geißelten sie sich mit stechenden Disteln; zuweilen gaben die einen den andern mit einem Stein Schläge auf die Schultern. Es kam auch vor, daß einige sich zum Opfer von einem hohen Felsen herunterstürzten[2].

Als Opfer gebrauchten die Peruaner Koka, Mais, farbige Federn, Glasperlen, Muscheln und zuweilen Gold und Silber, auf denen Tiere abgebildet waren; außerdem feines Tuch und wohlriechendes, bearbeitetes Holz und Talg. Durch diese Opfer wollten sie zeitliche Güter und Gesundheit erlangen oder sich

[1] Acosta, Historia natural y moral de las Indias 55.
[2] Ebd. 65—66.

von einer Gefahr befreien. Auch Tiere wurden geopfert, in wichtigen Fällen Widder, wobei man sehr auf die Farben und die Zeiten Rücksicht nahm und viele Zeremonien beobachtete. Beim Opfer nahmen die Peruaner das Tier auf den rechten Arm, richteten dabei die Augen gegen die Sonne und sprachen zugleich verschiedene Worte, je nach der Art des Opfertieres. War das Tier verschiedenfarbig, so richteten sie die Worte an den Donner, damit es nicht an Regen fehle, war es weiß und geschoren, so opferten sie es mit einigen Worten der Sonne; war es aber mit Wolle bedeckt, so opferten sie es ebenfalls der Sonne mit andern Worten, damit sie Fruchtbarkeit verleihe; war es ein Lama, so richteten sie das Opfer an den Viracocha. In Cuzco opferte man mit dieser Zeremonie jeden Tag der Sonne einen Widder. Er wurde mit einer Art farbigen Hemdes angetan verbrannt, und während er brannte, warfen sie Körbchen aus Koka ins Feuer. Für diese Art Opfer waren eigene Leute bestimmt, die nichts anderes zu tun hatten[1].

Es wurde schon erwähnt, daß die Peruaner beim Tode vornehmer Herren viele Frauen und Diener töteten, die ihnen im andern Leben dienen sollten. Das waren jedoch keine eigentlichen Opfer. Sie brachten aber auch wahre Menschenopfer dar; gewöhnlich benutzten sie dazu Kinder von vier oder sechs bis zu zehn Jahren, und sie wurden meist nur im Interesse des Inka geopfert, z. B. um ihn von Krankheit zu befreien oder ihm den Sieg im Krieg zu erlangen oder wenn der neue Inka seine Barla, die Insignien seiner Würde, erhielt[2].

Es bestand auch eine Art Beicht. Die Peruaner glaubten, alle Krankheiten und Widerwärtigkeiten seien die Folge ihrer Sünden, und deshalb suchten sie durch Opfer denselben abzuhelfen, und außerdem beichteten sie mündlich; in allen Provinzen waren höhere und niedere Beichtväter angestellt, und es gab Sünden, die den höheren Beichtvätern vorbehalten waren. Die Beichtenden erhielten zuweilen sehr strenge Bußen, besonders wenn sie arm waren und dem Beichtvater nichts geben konnten. Eine Sünde in der Beicht zu verschweigen, galt als großes Verbrechen, und es gab Beichtväter, die durch Zaubermittel zu erfahren behaupteten, ob einer eine Sünde verschwiegen hatte. Der Schuldige erhielt mit einem Stein so viel Schläge auf die Schultern, bis er alles bekannte, dann erhielt er eine Buße und wurde das Opfer dargebracht. Die Beichtväter waren streng zur Verschwiegenheit verpflichtet, doch mit einigen Einschränkungen[3]. Folgendes waren die Hauptsünden, über die man sich anklagte: Totschlag außerhalb des Krieges, Diebstahl, Ehebruch, Zauberei, um andern zu schaden, Vernachlässigung der Ehrfurcht vor den Tempeln,

[1] Ebd. 68 ff. [2] Ebd. 72.

[3] Ebd. 95 ff. Garcilaso (Comentarios reales que tratan del origen de los Yncas l. 2, c. 13) bestreitet die Richtigkeit dieses Berichtes Acostas. Er meint, die Ansicht von der Beicht der Peruaner sei nur dadurch entstanden, daß die Schuldigen oft aus Gewissensbissen vor die Richter traten und ihnen die geheimen Sünden bekannten, weil sie meinten, infolge ihrer Sünden würde nicht nur ihre Seele verdammt, sondern entständen auch öffentliche Übel, wie Krankheiten, Todesfälle, Mißwachs usw., und deshalb wollten sie die Götter durch ihren Tod versöhnen. Wenn das aber oft vorkam und für Pflicht gehalten wurde, war es auch eine Art Beicht. Übrigens hat Acosta vor Garcilaso geschrieben, und er gibt so viele bestimmte Einzelheiten an, daß seine Behauptung wohl Vertrauen verdient.

Bruch der Feste, üble Reden und Ungehorsam gegen den Inka. Über innere Sünden klagten sie sich nicht an. Der Inka beichtete seine Sünden nicht einem Menschen, sondern der Sonne, damit sie es dem Viracocha sage und dieser ihm verzeihe. Nach der Beicht nahm er bestimmte Waschungen in einem Flusse vor, um sich vollständig von seinen Sünden zu reinigen[1].

Politische Verfassung. Wenn der herrschende Inka starb, folgte ihm sein rechtmäßiger Sohn, und als solcher galt derjenige, den ihm seine Hauptfrau geboren hatte. Diese Frau hieß Coya und war seit dem Inka Yupangui stets die Schwester des Inka; obwohl die Inkas noch andere Frauen und Konkubinen hatten. Doch folgte dem König zuerst sein rechtmäßiger Bruder, wenn er einen hatte, und nach diesem dessen Neffe, d. h. der Sohn des Königs. Eine ähnliche Erbfolge wurde auch von den Vornehmen in Bezug auf ihr Vermögen und ihre Würden eingehalten. Der verstorbene König war, wie schon angedeutet, Gegenstand zahlreicher und übertriebener Begräbnisfeierlichkeiten und wurde als Gott verehrt, der seine Opfer und Statuen hatte. Wenn dem neuen König die Abzeichen seiner Würde übergeben wurden, feierte man große Feste mit zahlreichen Opfern. Unter anderem nahm der Oberpriester ein Kind von sechs bis acht Jahren in seine Hände und sagte gleichzeitig mit den übrigen Dienern zur Statue des Viracocha: „Herr, dieses opfern wir dir, damit du uns in Ruhe bewahrest und in den Kriegen helfest, unsern Herrn, den Inka, in seiner Größe und seinem Staate erhaltest und mehrest und ihm große Regierungsweisheit gewährest.“[2]

Der Inka setzte Verwalter über die verschiedenen Provinzen ein, und einige von den höchsten Beamten bildeten seine unmittelbare Umgebung. Unter allen Beamten herrschte eine strenge Unterordnung. Die Inkas hatten den Grundsatz, die Indianer immer beschäftigt zu erhalten, und zu diesem Zwecke ließen sie sie öffentliche Arbeiten ausführen. Die Strafen für die Verbrechen waren streng, so daß es kaum eine bessere Regierung für diese Peruaner geben konnte. Wenn eine neue Provinz erobert war, so vereinigten die Inkas die Einwohner in Dörfern oder Gemeinden. Über je 10 Einwohner setzten sie einen Aufseher, einen andern über je 100, einen dritten über 1000, endlich einen über 10 000. Dieser letztere hieß Uno. Ein jeder von den Genannten mußte über seine Untergebenen Rechenschaft ablegen. Über ihnen stand in jeder Provinz ein Gouverneur aus der Verwandtschaft des Inka, dem sie alle Gehorsam schuldeten und der jedes Jahr Rechenschaft ablegte über alles, was in seiner Provinz sich während des Jahres ereignet hatte: über die Zahl der Geburten, der Todesfälle, über den Erwerb und die Aussaaten. Diese Gouverneure zogen jedes Jahr von Cuzco aus, kehrten zum großen Feste Raymi zurück und mußten dann den Tribut für den König mitbringen, sonst durften sie nicht an den Hof kommen. Das ganze Reich war in vier Teile geteilt, entsprechend den vier Straßen, die von Cuzco wegführten, die eine nach Norden, die andern nach Süden, Westen und Osten. Jede Provinz hatte ihre bestimmten Abgaben zu entrichten, je nach der Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit des Landes, und

[1] Acosta, Historia natural y moral de las Indias.
[2] Ebd. 177.

königliche Zahlmeister führten darüber so genaue Rechnung, daß sie aus ihren Registern sofort selbst über jedes Huhn und jede Holzladung Rechenschaft geben konnten[1].

Die Inkas ließen gewaltige Bauten in großer Zahl und feiner Konstruktion ausführen, wie Festungen, Tempel, Straßen, Landhäuser. „Noch heute", schreibt Acosta[2], „kann man in Cuzco, Tiaguanaco und Tambo Steine von ungeheurer Größe sehen, von denen man nicht begreift, wie sie herausgehauen, transportiert und dort aufgestellt werden konnten, da man weder Eisen noch Stahl hatte, um die Steine zu bearbeiten, und auch keine Maschinen zum Ziehen oder Heben. Ungeheuer waren die Reichtümer der Inkas an Gold, Silber, Kleidern und Geräten, da sie aus allen Provinzen auswählten, was sie wollten. Der Hauptreichtum bestand aber in ihren Untertanen, die ebenso viele Sklaven waren und von deren Arbeiten sie lebten." Wenn die Inkas Dörfer eroberten, teilten sie die Ländereien in drei Teile: der erste Teil war für die Religion und die religiösen Gebräuche in der Weise, daß die verschiedenen Götter und Heiligtümer ihre eigenen Ländereien erhielten. Der Ertrag diente für die Opfer und den Unterhalt der Priester an jedem Heiligtum. Der größte Teil davon kam nach Cuzco, wo das allgemeine Landesheiligtum war, der übrige Teil blieb im Dorfe, wo ebenfalls Heiligtümer mit Priestern waren.

Der zweite Teil der Ländereien war für den Inka; davon wurden er selbst, seine Verwandten und Diener, die Beamten und Soldaten unterhalten. Diese Ländereien wurden nach denen der Götter von allen gemeinsam bebaut. Man arbeitete in festlichen Kleidern und sang dabei Lieder zum Lob des Inka und der Heiligtümer. Solange die Arbeit dauerte, wurden alle auf Kosten des Inka oder des Heiligtums, für das sie arbeiteten, unterhalten. Greise, Kranke und Frauen waren von dieser Arbeit ausgenommen. Obwohl aber die Ernte dem Inka oder den Tempeln gehörte, blieb doch das Land Eigentum der Bewohner. Den dritten Teil der Ländereien ließ der Inka der Gemeinde (dem Dorfe). Man sah darauf, daß er zum Unterhalt der Einwohner ausreiche. An diesem dritten Teil hatte kein Privater Eigentum, wie denn überhaupt die Untergebenen nur aus besonderer Gnade des Inka etwas als Privateigentum besitzen konnten, und dieses durfte zudem nicht veräußert oder unter die Erben verteilt werden. Von den Ländereien für das Dorf wurde jährlich einem jeden ein Stück zugewiesen, das ihm zum Unterhalt für sich, seine Frau und Kinder notwendig war; deshalb war es auch nicht immer gleich groß, sondern entsprach den augenblicklichen Bedürfnissen der Familie. Von diesem dritten Teil wurden keine Steuern entrichtet, denn diese bestanden in den Arbeiten, die sie verrichten mußten, um die Ländereien des Inka und des Tempels zu bebauen und deren Ertrag in Vorratskammern zu sammeln. Aus den Vorratskammern wurde in Jahren des Mißwachses den Dürftigen ausgeteilt, denn da war immer reicher Vorrat vorhanden. Wenn die Schafe geschoren wurden, so gab man jeder Familie Wolle, damit die Kinder und die Frau daraus Tuch bereiteten, und es waren Aufseher bestimmt, welche die Häuser besuchen und die Nachlässigen bestrafen mußten[3].

[1] Ebd. 178—180. [2] Ebd. 185. [3] Ebd. 185—189.

Streng war die Rechtspflege in Peru. Wie man denjenigen, die sich im Kriege oder andern Diensten hervortaten, Belohnungen zuerkannte, z. B. eigenes Land, besondere Abzeichen, Frauen aus der Verwandtschaft des Inka, so wurden die Ungehorsamen und Schuldigen streng bestraft. Mord und Diebstahl wurden mit dem Tode bestraft[1]; dieselbe Strafe traf die Blutschande unter Verwandten in der geraden Linie und den Ehebruch. Doch hielten sie es nicht für Ehebruch, neben der Hauptfrau, mit der allein die Ehe feierlich eingegangen wurde, noch viele Nebenfrauen zu halten. Die Hauptfrau wurde vom Bräutigam in feierlichem Zuge abgeholt und in sein Haus gebracht, wo er ihr eine Art Schuhe anlegte. War die Braut Jungfrau, so waren die Schuhe aus Wolle, sonst aus Pfriemengras. Dieser Hauptfrau waren die andern Frauen untergeordnet; sie mußte ein ganzes Jahr nach dem Tode ihres Mannes schwarze Trauerkleider tragen und durfte in dieser Zeit nicht heiraten. Gewöhnlich war die Hauptfrau jünger als der Mann. Der Inka gab selbst seinen Gouverneuren und Hauptleuten die Hauptfrau. In den Dörfern versammelten die Gouverneure und Kaziken die heiratsfähigen jungen Leute auf einem Platz und gaben jedem Manne seine Frau, und mit der schon genannten Zeremonie des Schuhanlegens wurde die Ehe geschlossen. Heiraten zwischen Bruder und Schwester waren verboten. Nach Acosta ist es ein Irrtum, zu meinen, die Peruaner hätten die Ehen zwischen Geschwistern nicht für unerlaubt angesehen. Erst seit dem Großvater des Atabaliba kam diese Sitte bei den Inkas und den Vornehmen auf.

Nach Garcilaso[2] wurden die Gesetze der Inkas im allgemeinen genau beobachtet, nicht nur, weil jede Übertretung streng bestraft wurde, sondern auch, weil man die Befehle des Inka als Befehle des Sonnengottes und ihre Übertretung als eine Art Sakrileg ansah. Wie derselbe Schriftsteller behauptet, schworen die Inkas und ihre Leute nie, weil sie die Namen des Pachacamac und der Sonne hoch verehrten und nur zur Anbetung aussprachen[3]. Wenn sie einen Zeugen ausfragten, so sagten die Richter statt jedes Eidschwurs: „Versprichst du, dem Inka die Wahrheit zu sagen?“ und dann fügten sie hinzu: „Siehe zu, daß du redest, ohne zu lügen oder etwas zu verheimlichen.“ Die Zeugen wagten nicht zu lügen, weil sie religiös waren und für jede Lüge schwer gestraft wurden, oft mit dem Tode. Diese Strafe wurde nicht sowohl deshalb verhängt, weil der Zeuge geschadet hatte, als vielmehr, weil er den Inka belogen. Jeder Zeuge wußte, daß mit dem Richter reden soviel hieß, als mit dem Inka, dem Sohne Gottes, selbst reden[4]. Als die Generäle des Inka das volkreiche Tal Hacari unterworfen hatten, berichteten sie ihrem Herrscher, daß man einige angetroffen habe, die sich der Sodomie ergaben; allerdings komme das nur an einigen Orten und im geheimen vor. Der Inka befahl,

[1] Nach Gomara (Hispania victrix 234) wurden den Dieben die Augen ausgestochen.

[2] Comentarios reales que tratan del origen de los Yncas l. 2, c. 13.

[3] Das kann wohl nur von den Inkas selbst und den Eiden vor Gericht gelten, denn nach dem Bericht Oviedos (Historia general y natural de las Indias l. 46, c. 17) schworen die Peruaner bei der Sonne und der Erde, indem sie beim Eidschwur die Erde küßten und die Hände zum Himmel erhoben. Das war ihr heiligster Eid.

[4] Garcilaso de la Vega a. a. O. l. 2, c. 3.

nach diesem Vergehen zu forschen und die Schuldigen auf öffentlichem Platze zu verbrennen; auch ihr Haus solle verbrannt und dem Erdboden gleichgemacht werden, um die Erinnerung an dieses Laster zu vertilgen[1].

Garcilaso hat uns manche weise Sprüche des Inka Pachacatec aufbewahrt[2]:

Der Neid ist ein Wurmfraß, der die Eingeweide der Neidischen zernagt und verzehrt. Der, welcher beneidet wird, hat doppelte Last. Besser ist, daß andere dich beneiden, weil du gut bist, als daß du andere beneidest, weil du schlecht bist. — Trunksucht, Zorn und Dummheit sind einander gleich, nur sind die beiden ersteren freiwillig und veränderlich, die dritte aber ist beständig. — Wer andere ohne Autorität oder Grund tötet, verurteilt sich selbst zum Tode. — Auf keine Weise darf man Diebe dulden, denn sie können Besitztum rechtmäßig erwerben, aber sie wollen es lieber durch Diebstahl erlangen, und deshalb ist es gerecht, daß der Dieb gehängt werde. — Die Ehebrecher und diejenigen, die den Ruf und den guten Namen anderer anschwärzen, und die, welche den Frieden und die Eintracht stören, müssen wie Diebe angesehen und deshalb ohne Gnade zum Tode verurteilt werden. — Der edle und hochherzige Mann wird an der Geduld erkannt, die er in Widerwärtigkeiten zeigt. Die Ungeduld ist das Zeichen eines niedrigen und verächtlichen, schlecht unterrichteten und schlecht erzogenen Gemütes. — Wenn die Untertanen nach Möglichkeit ohne Widerspruch gehorchen, müssen die Könige und ihre Statthalter mit ihnen milde und freigebig verfahren, sonst aber mit Strenge und Gerechtigkeit, immer mit Klugheit. — Die Richter, die heimlich von den streitenden Parteien Geschenke annehmen, müssen als Diebe angesehen und als solche mit dem Tode bestraft werden.

Wie wohlgeordnet die sozialen Verhältnisse im Inkareiche waren, geht z. B. unzweideutig aus dem Testament des Mancius Sierra Leguizano hervor, der mit Franz Pizarro zu den ersten gehörte, die in Peru eindrangen und das Inkareich der spanischen Krone unterwarfen. Das Testament datiert vom 18. September 1589 und beginnt mit einer Erklärung an den König Philipp II. von Spanien. „Wir haben", heißt es darin unter anderem, „diese Königreiche von den Inkas so wohl regiert gefunden, daß es in ihnen weder einen Dieb noch einen Verbrecher oder Landstreicher, noch ein ehebrecherisches oder lasterhaftes Weib gab. Man duldete in ihnen keine Leute von schlechtem oder unmoralischem Leben. Die Männer hatten ihre ehrbare und einträgliche Beschäftigung, und die Ländereien, Berge, Minen, Weiden, Häuser und jede Art von Gewerbe waren so geordnet und verteilt, daß jeder sein Geschäft kannte und sich daran hielt, ohne daß ein anderer sich einmischte oder es ihm wegnahm und darüber Streit entstand. Obwohl die Kriege häufig waren, hinderten sie doch weder den Handel noch die Gewerbe und den Landbau, und jeder, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, hielt sich an seinen Stand, so daß große Eintracht herrschte. Die Inkas waren gefürchtet; man gehorchte ihnen und achtete sie als sehr fähige und kluge Regierer. Dasselbe galt von den Beamten. Männer und Weiber waren so weit entfernt, Verbrechen und Ausschreitungen zu begehen, daß der Indier, der 100 000 Pesos in seinem Hause hatte, und ebenso alle andern Indier dasselbe beim Verlassen offenstehen ließen und bloß einen Besen oder einen kleinen Pfahl vor dasselbe stellten zum Zeichen, daß der Eigentümer nicht da sei; und dann durfte nach der

[1] Ebd. l. 3, c. 13. [2] Ebd. l. 6, c. 36.

Landessitte niemand hineingehen und etwas wegnehmen. Als sie nun sahen, daß wir Türen und Schlüssel an unsere Häuser anbrachten, so glaubten sie, es geschehe aus Furcht vor ihnen, damit sie uns nicht umbringen könnten, aber nicht aus Furcht, daß sie uns etwas stehlen oder entwenden könnten. Und als sie beobachteten, daß es unter uns Spaniern Diebe gebe und Männer, die ihre Weiber und Töchter zum Bösen verleiteten, ahmten sie uns bald nach, und jetzt sind dieselben Eingebornen durch unser schlechtes Beispiel schon so verdorben und zu Beleidigungen Gottes geneigt, daß sie, während sie früher nichts Böses taten, jetzt fast nichts Gutes mehr tun. Das muß anders werden, und das Heilmittel zu ergreifen ist eine Gewissenssache Eurer Majestät, und ich mache Sie darauf aufmerksam, damit ich keine Schuld mehr daran habe. Ich bitte Gott, mir zu verzeihen, und was mich besonders veranlaßt, dies zu sagen, ist der Umstand, daß ich der letzte noch Lebende von all den Entdeckern und Eroberern dieses Landes bin und mein Gewissen entlasten will." [1]

[1] Vgl. Brulius, Historiae Peruanae ordinis Eremitarum St. Augustini l. 18 (1651), apud Guilelm. Lesteenium via vulgo Hoogstraat dicta, sub Pellicano aureo (Lovanii ?).

Zweiter Teil.

Die Naturvölker Europas und Asiens.

Erstes Kapitel.

Die Naturvölker Europas.

Die große Masse der europäischen Bevölkerung bekennt sich seit tausend und mehr Jahren zum Christentum; daneben gibt es noch einige Millionen Juden und Mohammedaner. Alle diese scheiden hier aus unserer Betrachtung aus. Es bleiben uns aber einige Stämme im Norden und Osten Europas zu betrachten, die noch zum guten Teil im Heidentum stecken und den Naturvölkern beigezählt werden können: wir meinen die Lappen im Norden und die Wotjaken, Mordwinen, Tscheremissen und Tschuwaschen im Osten Europas.

1. Die Lappen[1].

Die Lappen (Lappländer) bewohnen den nördlichsten Teil Norwegens, Schwedens und Rußlands jenseits des 65. Grades nördlicher Breite vom Atlantischen Ozean bis zum Weißen Meer. Sie sind mit den Finnen nahe verwandt und bewohnen ihr heutiges Gebiet seit unvordenklichen Zeiten. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bekennen sich die meisten zum Christentum, haben aber noch sehr viel von ihrem alten heidnischen Aberglauben bewahrt, wie alle Reisenden versichern.

In sittlicher Beziehung stehen die Lappen jedenfalls nicht unter den Finnen[2]. Sie sind im allgemeinen fröhlichen Temperamentes, lieben das Plaudern, sind gastfreundlich, gesellig, friedfertig und gutmütig. Leider sind sie seit langem sehr dem Trunk ergeben; früher sollen sie den Branntwein nicht gekannt haben, der jetzt unter ihnen so große Verheerungen verursacht. Abgesehen von den Lappen in Rußland werden sie als sehr ehrlich und zuverlässig geschildert[3].

---

[1] Ein für allemal sei hier bemerkt, daß unsere Darlegungen über Sitten und Religion eines Naturvolkes immer von der Zeit zu verstehen sind, in der die Missionäre oder Reisenden, auf deren Zeugnis wir uns berufen, geschrieben haben. Die Veränderungen, die sich seither meist infolge äußerer Einflüsse vollzogen, lassen wir unberücksichtigt, es sei denn, daß wir das Gegenteil ausdrücklich bemerken.

[2] Zum Folgenden vgl. The Journal of the Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland XV (1886) 227 ff; ferner Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, 1. Ausgabe, St Petersburg 1776, 1 ff; F. H. Müller, Der ugrische Volksstamm I, Berlin 1837, 496 ff.

[3] The Journal of the Anthropological Institute usw. 228.

Die Frauen werden nicht mit harten Arbeiten überbürdet und im allgemeinen gleich wie die Männer behandelt, die Kinder aber durch übertriebene Nachsicht verdorben. Die Männer sind meist indolent und träge. In Zivil- und Kriminalsachen unterstehen die Lappen heute den norwegischen, schwedischen und russischen Behörden. Streng häusliche Angelegenheiten, wie Heiraten, Verteilung des Eigentums und Schlichtung von Familienstreitigkeiten, werden von den Häuptern der Familien auf freundschaftlichem Wege erledigt. Diese Anordnungen werden von den Gliedern der Gemeinschaft sehr respektiert.

Nach Scheffer, der im Jahre 1673 eine ausführliche Beschreibung der Lappen veröffentlichte[1], waren die Lappen in Schweden noch im 8. Jahrhundert ganz Heiden und von den schwedischen Königen unabhängig. Sie hatten selbst, wie die Finnen, ein politisches Oberhaupt oder einen König[2]. Auch eine Art Stammesorganisation scheint bestanden zu haben, sie ist aber längst verschwunden. Nach dem englischen Reisenden Keane existiert noch als Erinnerungszeichen an die alte Stammesorganisation eine Art totem. Als solches faßt er die Marke auf, die jedem Lappen bei der Geburt gegeben und auf alle seine Gegenstände eingeprägt oder gebrannt wird. Aber von einem solchen totem wissen die älteren Schriftsteller nichts. Nach Scheffer[3] hat die Marke den Zweck, das Eigentum des Kindes zu sichern und Streitigkeiten zu verhindern.

In der Mitte des Zeltes wird immer ein Feuer unterhalten, um das sich die Familien in den langen Winternächten herumlagern und der Erzählung nationaler Sagen und Legenden zuhören. Es ist zu verwundern, wie es die Bewohner in diesen armseligen Zelten bei dem äußerst rauhen Klima aushalten können, aber sie sind stark abgehärtet. Sie sehen sich nicht nur für dieses, sondern auch für das jenseitige Leben vor. Es kommt nicht selten vor, daß ein Lappe Geld oder andere kostbare Dinge heimlich vergräbt „zum Gebrauch nicht nur für dieses, sondern auch für das jenseitige Leben". Ein Berglappe wurde einst gefragt, warum er das Geld vergrabe, anstatt es auf Zinsen anzulegen. Er antwortete: „Um zu verhindern, daß es nach meinem Tode in fremde Hände falle und ich in der andern Welt nichts zum Leben habe." Dieser Brauch, sich „Schätze" für den Himmel zu sammeln, stammt zweifellos aus der heidnischen Zeit, wo die Lappen, wie andere Naturvölker, glaubten, das zukünftige Leben sei bloß eine Fortsetzung des irdischen Daseins[4].

In der heidnischen Zeit glaubten die Lappen an eine ganze Hierarchie übernatürlicher, geistiger Wesen, die den Himmel und die Erde bevölkerten. Da kamen zuerst die Götter, welche in den Sternenregionen oberhalb der Wolken wohnten und den Leiden nicht unterworfen waren. Dann kamen die Geister in der die Erde umgebenden Atmosphäre und endlich die unterirdischen, gefährlichen und böswilligen Dämonen, die mehr als die andern Geister gefürchtet und versöhnt wurden. Auch die Sonne und der Mond wurden hoch

[1] Ioannis Schefferi argentoratensis Lapponia, i. e. Regionis Lapponum et gentis nova et verissima descriptio, Francofurti 1673. Scheffer hat ziemlich vollständig alle Angaben der ältesten Schriftsteller über die Lappen zusammengestellt.

[2] Ebd. 149 ff. [3] Ebd. 306.

[4] The Journal of the Anthropological Institute 229.

in Ehren gehalten[1], und während der Mondfinsternisse wurden Speere geworfen und später Kugeln abgeschossen gegen den verzehrenden Drachen. Der oberste Gott war Jubmel.

Jubmel entspricht, wie Castrén[2] sagt, dem finnischen Jumala und dem tscheremissischen juma; außer der Bedeutung, welche die Lappen heute als Christen mit diesem Worte verbinden, entspricht es nicht so sehr dem Deus als vielmehr dem Jupiter bei den Lateinern[3]. Er ist der Gott des Himmels und der Beherrscher von Blitz und Donner. Gegenwärtig hat das Wort dieselbe Bedeutung wie das finnische Jumala, d. h. man bezeichnet damit sowohl den christlichen Gott als auch jede heidnische Gottheit. Der finnische Ukko heißt in der lappischen Sprache Aija oder Aije, was eigentlich Großvater oder auch Donnerer bedeutet. Wie Ukko wahrscheinlich ursprünglich nur ein Beiwort des Gottes Jumala war, so kann man dasselbe wohl auch vom lappischen Aija sagen. Über Aija schreiben Lindahl und Öhrling[4]: „Die Lappen waren früher davon überzeugt, daß der Donner (aija) ein lebendes Wesen sei, welches sich in der Luft aufhielt und genau auf die Reden der Menschen acht gab. Äußerten sie über ihn etwas Böses oder verunglimpften sie ihn auf die eine oder andere Art, so unterließ er es nie, ihr Verbrechen zu strafen. Es gab auch Lappen, welche glaubten, daß der Donner selbst ein Gott wäre, welcher einen Zauberer verfolgte und aus dem Himmel verstieße und ein Geräusch durch die hierbei angewandten Geschosse hervorbrächte.“ [5]

„Die Lappen verehrten also in ihrem Aija oder Tiermes den Gott des Himmels und vorzüglich des Donners“ [6], und dieser war ursprünglich identisch mit Jubmel, dem Gott des Himmels und des Weltalls.

Nach Scheffer[7] waren die drei obersten Gottheiten Jumala, Turrisas oder Tor und die Sonne. Doch glaubt er, Tor sei identisch mit Jumala; denn die Bildnisse beider Gottheiten waren gleich; beide werden in sitzender Stellung mit einer Krone auf dem Haupte dargestellt und mit Sternen und Edelsteinen geschmückt.

Eine viel verehrte Göttin war Sarakka, zu der die Lappen in allen ihren Anliegen beteten und die sie für ihren Trost und ihre Zuflucht hielten. Was man essen oder trinken mochte, immer wurde sie bedacht, an sie richtete man Gelübde und Opfer. Besonders wurde sie von Frauen in Kindesnöten angerufen.

---

[1] Castrén, Vorlesungen über finnische Mythologie 53. Mone, Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa, 1. Tl (1822) 41.

[2] Vgl. oben S. 132. [3] Castrén a. a. O. 13.

[4] Zitiert bei Castrén a. a. O. 49.

[5] Also war der Donner nicht selbst ein Gott, sondern die Wirkung eines Gottes oder der Genosse Gottes. [6] Scheffer, Lapponia 59.

[7] Scheffer sagt (ebd. 61): Deum verum summumque, cuius qualemcumque partim per rationem partim per famam a maioribus acceptam habuere notitiam, Iumala vocarunt. Postquam vero Tori nomen coepit celebrari, eundem quoque appellarunt Torum, sive Toro Iumalae vocabulum adhibuerunt. Id quod colligo ex eo, quia Toro suo hodieque tribuunt Lappones, quod sine dubio ab initio tribuere Iumalae. Anderswo sagt Scheffer (ebd. 186), daß einige den Jumala „Jubmel“ nennen.

Die Lappen unterschieden zwei Geisterwelten: Sarakka-aimo (Saivo-aimo) und Jabme-aimo. Saivo waren Schutzgötter, Wesen derselben Art wie die Lappen, nur hatten sie größere Vollkommenheit und übertrafen diese an Reichtum, Macht und Weisheit, weshalb man sie oft anrief, wenn man Rat und Hilfe nötig hatte. Der Saivo stand, wie man glaubte, den Lappen das ganze Leben hindurch auf der Jagd, beim Fischfang und andern Unternehmungen bei, wofür sie ihm Opfer brachten und mit Leib und Seele dienten. Jeder Lappe pflegte, sobald er in das Mannesalter getreten war, sich einige, oft zehn bis vierzehn Saivo-Stellen anzueignen; dort wurden Steinbilder (Seida) errichtet. Die Bewohner dieser Stellen (oft Haine) wurden seine Schutzengel und Mithelfer in der Zauberkunst. Jeder Lappe wünschte nach dem Tode nach Saivo-aimo zu gelangen, dessen Bewohner sie für Lappen hielten, und zwar für solche, die während ihres Lebens dem Saivo fleißig geopfert, zu ihm gebetet und gesungen hatten und deshalb im zukünftigen Leben eine so große Glückseligkeit genossen. Daraus geht hervor, daß die Lappen ausgezeichnete Personen nach dem Tode als Schutzgötter verehrten. Da aber Opfer und Gebete nötig waren, um diese Ehre zu erlangen und nach Saivo-aimo zu kommen, so muß es eine andere Stelle gegeben haben, wohin die Toten ohne alles Opfern und Beten gelangen konnten[1]. Diese Stelle hieß Jabme-aimo. Der Gott dieser Unterwelt hieß Tuona oder Tuon. Das Haupt der bösen Geister hatte den Namen Perkel. Bei den Geisterbeschwörungen, die sehr im Schwunge waren, spielten die Zaubertrommeln und die Runenbäume eine große Rolle. Die Runenbäume waren aus Fichten- oder Birkenrinde gemacht und mit allerlei Menschen-, Tier- und Götterfiguren bemalt. Sie wurden bei wichtigen Angelegenheiten zu Rate gezogen; in der Erklärung dieser geheimnisvollen Zeichen bestand die größte Kunst und Weisheit. Der Schamane (Zauberpriester) war allgewaltig, weil er allein den Verkehr mit den Geistern vermitteln konnte. Nur seine Stimme erreichte die Ohren der Geister und bewirkte, daß ihnen Friedensopfer angenehm waren[2].

Vor der Einführung des Christentums wurde die Ehe als eine weltliche Geschäftssache behandelt. Wenn ein Lappe heiraten will, schreibt Scheffer[3], sucht er eine reiche Braut. Dann geht er in Begleitung seines Vaters und eines Heiratsvermittlers zu ihren Eltern und bringt einen oder mehrere Krüge Branntwein mit sich. Er darf aber das Haus zuerst nicht betreten, das würde als unhöflich gelten. Er bleibt vor dem Hause, während der Vater und der Unterhändler drinnen die künftigen Schwiegereltern mit Branntwein bewirten und dann um die Hand der Tochter anhalten, wobei sie den Schwiegervater mit den schmeichelhaftesten Titulaturen beehren. Die Braut darf sich nicht sehen lassen, sondern muß fernbleiben, in einer andern Hütte oder im Walde. Die Eltern der Braut geben nicht gleich ihr Jawort, der Bräutigam muß oft ein Jahr lang und darüber die Werbung erneuern und viele Geschenke, besonders Branntwein, mitbringen. Verweigert der Vater schließlich dem Bräutigam seine Tochter, so muß er die erhaltenen Geschenke zurückgeben und die gemachten

[1] Castrén, Vorlesungen über finnische Mythologie 142.

[2] The Journal of the Anthropological Institute 230. Mone, Geschichte des Heidentums 1. XI (1822) 30 ff.

[3] Lapponia 288.

Auslagen ersetzen — mit Ausnahme des Branntweins. Gibt er endlich sein Jawort, so wird der Hochzeitstag bestimmt. An diesem Tage schließen die Eltern der Brautleute die Heirat durch die Feuerzeremonie, die darin besteht, daß sie einige Feuerfunken aus einem Feuerstein schlagen. Sie halten dies für ein passendes Symbol, um den Zweck des Ehestandes darzustellen.

Nach der Heirat bringt der junge Mann ein Jahr bei seinem Schwiegervater zu und gründet dann ein eigenes Heim. — Den Mädchen wird bei der Geburt vom Vater ein Rentier geschenkt, und alle Jungen und alle Produkte, die es erzeugt (Käse, Milch), gehören ihm und bilden seinen Reichtum bei der Verheiratung[1].

Die Ehen unter Verwandten und Verschwägerten waren verboten, und dieses Verbot wurde genau eingehalten. Auch Vielweiberei und Ehescheidung waren verabscheut[2]. Einige Schriftsteller behaupten, bei den Lappen sei es Brauch gewesen, dem Gast die Frau anzubieten; andere widersprechen dieser Behauptung. Sicher ist, daß die meisten Lappen sehr eifersüchtig über ihre Frauen wachten und leicht Verdacht schöpften[3].

Begräbnis. Sobald jemand schwer erkrankt, schlagen seine Verwandten die Trommel, um zu erfahren, ob er bald sterben werde; glauben sie, der Tod werde bald eintreten, so stellen sie sich um sein Bett, geben ihm einen Schluck Branntwein, um ihm den Hingang in die andere Welt zu erleichtern. Dann trinken sie selbst reichlich, um sich über den Verlust des Verwandten oder Freundes zu trösten. Ist der Kranke verschieden, so tragen sie die Leiche fort. Die Hütte wird verlassen und zerstört, damit nicht etwa die Manen des Verstorbenen denen schaden, die darin wohnen[4]. Ihre Särge sind oft ein hohler Baumstamm oder ein Schlitten, worin sie dasjenige legen, was der Verstorbene am liebsten gehabt hat: Bogen, Pfeile, Lanze, Axt und den Feuerstein. Dies tun sie, weil sie glauben, der Weg zum Wohnort der Verstorbenen sei dunkel und das Leben im Jenseits dem irdischen gleich[5]. Der Ort des Begräbnisses ist meist ein Wald oder eine Höhle. Man besprengt ihn mit vielem Branntwein und trinkt nicht weniger. Drei Tage nach dem Begräbnis schlachtet man das Rentier, das die Leiche geführt hat. Das Fleisch des Tieres wird von den Versammelten verspeist und die Knochen sorgfältig neben dem Toten eingescharrt. Der Branntwein, der bei dieser Gelegenheit getrunken wird, heißt Paligavin, d. h. seliger Branntwein, weil er zu Ehren eines Menschen getrunken wird, den man im Besitz der Seligkeit zu sein glaubt[6].

Seit langem halten die Lappen zu bestimmten Zeiten Märkte ab, wo sie mit den schwedischen und finnischen Kaufleuten zusammenkommen und Rentierhäute, Hermelin- oder Marderfelle u. dgl. gegen Branntwein, Tabak, Tuch, Eisen usw. umtauschen. Zauberwesen, Teufelsbeschwörungen und Götzenanbetung

---

[1] Vgl. auch Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land XVII, Leipzig 1759, 313.

[2] Scheffer, Lapponia 293. Nach andern Schriftstellern soll gelegentlich Polyandrie vorgekommen sein. Sichere Beweise dafür hat man nicht. Übrigens darf man aus einzelnen Vorkommnissen nicht gleich auf einen allgemeinen Volksbrauch schließen.

[3] Scheffer a. a. O. 294. [4] Ebd. 312. [5] Ebd. 315.

[6] Allgemeine Historie der Reisen 314.

scheinen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch in vollem Schwunge gewesen zu sein, obwohl die meisten ihre Kinder taufen ließen[1].

2. Die Wotjaken.

Die Wotjaken wohnen heute im Gebiet der Wolga zwischen den Flüssen Wjatka und dessen Zufluß Nolga, der Kossa und der Kama. Sie sind ein finnisches Volk, das in seinen Gebräuchen und Sitten schon stark von Russen und Tataren beeinflußt ist und sich hauptsächlich mit Landwirtschaft, Viehzucht, Holzfällen usw. beschäftigt[2]. Die wotjakische Jugend wird allgemein als sehr ausschweifend geschildert. Professor Ssmirnoff[3] schließt aus der wotjakischen Terminologie „auf den früher unter den Wotjaken herrschenden Hetärismus", und zwar deshalb, weil z. B. aï zugleich den Vater und den Mann oder das Männchen des Tieres, nyl das Mädchen und die Tochter bedeutet. Das sind nichtssagende Argumente, mit denen man auch beweisen könnte, daß die Franzosen zwischen Eltern und Verwandten nicht unterscheiden, weil sie beide mit demselben Namen (parents) bezeichnen. Eine gute Schilderung der Wotjaken hat C. Hahn im „Ausland"[4] veröffentlicht.

Die Wotjaken heiraten in der Regel im Alter von 18—19 Jahren, und zwar nehmen sie meistens Mädchen, welche um fünf oder mehr Jahre älter sind. Der Grund davon ist, weil jeder Hausvater sich bemüht, seine Tochter als Arbeitskraft möglichst lange im Haus zu behalten. Der Bräutigam kennt vielfach die Braut bis zur Hochzeit nicht, und die Wahl derselben hängt ganz vom Vater ab. Die Väter verabreden sich untereinander und bestimmen die Höhe des Kalym (Brautpreises). Den jungen Leuten bleibt das natürlich kein Geheimnis, und sie schließen oft schon vor der Hochzeit sehr intime Bekanntschaft. Es gilt sogar für ein gutes Zeichen, wenn das Mädchen vor der Hochzeit schwanger wird, weil man dann bei ihr auf Nachkommenschaft rechnen kann. Die Sittlichkeit liegt überhaupt ziemlich im argen, und bei manchen heidnischen Wotjaken soll die Sitte herrschen, dem Gaste die Frauen des Hauses zur Verfügung zu stellen[5]. Im Sommer kommen die jungen Leute auf dem Felde, im Winter in irgend einem öffentlichen Lokale zusammen, ohne Beaufsichtigung der Alten. „In einigen Orten ist noch (!) das Spiel ‚Mann und Frau' im Gebrauch." Infolge solcher Unsittlichkeit ist Lues unter dem Volke in erschreckendem Maße verbreitet. „Dagegen wird in der Ehe die Treue streng gehalten." An dem für die Hochzeit bestimmten Tage fährt der Vater des

---

[1] Allgemeine Historie 326. Scheffer, Lapponia 86 ff.

[2] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 1. Ausgabe 52 ff. F. H. Müller, Der ugrische Volksstamm II 388 ff.

[3] Im Ausland 1890, 579. Auch Max Buch (Die Wotjäken, Stuttgart 1882, 65) „entdeckt" bei diesem Volk noch Spuren des ursprünglichen ehelichen Kommunismus.

[4] 1891, 512.

[5] Daß eine solche Sitte allgemein herrschte, ist nicht mit Sicherheit bewiesen. Einzelne derartige Vorkommnisse geben kein Recht, daraus eine allgemeine Sitte herzuleiten. Georgi weiß von einer solchen Sitte nichts. Wenn unser Gewährsmann hinzufügt, dieser Gebrauch weise „auf frühere Weibergemeinschaft" hin, so wird diese Schlußfolgerung von Ethnologen von Fach längst nicht mehr ernst genommen.

Bräutigams mit diesem zum Vater der Braut. Dieser kommt mit einem Bündel angebrannten Strohs dem Zuge entgegen, wirft das brennende Stroh auf den Boden und empfängt über das Feuer hinweg den verabredeten Kalym. Bei den heidnischen Wotjaken gilt damit die Ehe als abgeschlossen; bei den Wotjaken im Gouvernement Kasan und Wjatka herrschte früher der Brauch, die Braut mit Gewalt aus dem elterlichen Hause zu entführen. Die Lage der verheirateten Frau ist bei den heidnischen Wotjaken fast dieselbe wie bei den Tataren. Der Mann kann sich von seiner Frau lossagen und eine andere nehmen, aber die Frau hat dem Manne gegenüber nicht dasselbe Recht; die verstoßene Frau bleibt als Arbeiterin im Hause des Mannes oder kehrt zu ihrem Vater zurück. Übrigens gibt es ein Mittel für die heidnische Frau, ihren Mann loszuwerden: sie kann einen Christen heiraten. — Fälle von Bigamie sind selten; der Wotjake ist sehr anhänglich an seine Familie, die Frauen lieben ihre Kinder und pflegen sie gut; außerdem spielt die Frau in Familienangelegenheiten eine hervorragende Rolle[1].

Der Hauptgott der heidnischen Wotjaken ist Inmar oder Ilmar, der Gott des Himmels, der seine Wohnung in der Sonne hat[2]; er ist die Personifikation alles Guten; seine Mutter ist Muma-Kalzin oder Muzien, von welcher die Fruchtbarkeit der Erde, der Menschen und Tiere abhängt. Von den guten Göttern werden angebetet Schundi-Mumu, die Mutter der Sonne, und Sompan-Dis, der Schutzengel. Keremet oder Schailan (Satan), der Bruder Inmars, ist das personifizierte Böse, der Feind der Menschen, der darauf sinnt, ihnen zu schaden. Inmar zürnt seinem jüngerer Bruder Keremet, weil dieser die Frau des ersten Menschen, Urom, verführte, die Inmar aus Ton geschaffen hatte. Außerdem hat Keremet den Tod des ersten Menschen und die Vertreibung aus dem Paradiese veranlaßt. Den Inmar fürchten die Wotjaken nicht, weil er gut ist; zu ihm wird nur gebetet, dem Keremet dagegen werden Opfer dargebracht, er wird aber oft dabei betrogen, indem man ihm statt eines Schafes z. B. ein Ferkel darbringt, das aber vorher getötet wird, damit er den Betrug nicht merke.

Die gemeinschaftlichen Gebete werden in Hainen, auf dem Felde oder am Rande des Waldes abgehalten. Da aber die Wälder vielfach ausgehauen sind, so läßt man in der Nähe jedes Dorfes auf einer Erhöhung einige Bäume stehen, welche Keremet genannt werden, d. i. Ort, wo zu Keremet gebetet wird. Das Gebet unter Eichen, Birken und Linden gilt für wirksamer als das unter andern Bäumen. Der Totenkultus ist stark entwickelt, da man glaubt, daß die Geister nach dem Tode fortleben. Darum werden dem Verstorbenen die Gegenstände ins Grab gelegt, die er allenfalls brauchen könnte, z. B. ein Löffel, eine Tasse, ein Messer, Feuersteine usw. Auch erscheinen die Toten zuweilen unter den Lebenden, daher muß man sie speisen und tränken und dadurch günstig stimmen; deshalb werden auf das Grab Bier, Kumys, Fladen gebracht und

[1] Ausland 1891, 513.

[2] Georgi a. a. O. 58. Pallas, Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches in den Jahren 1768—1773 III, St Petersburg 1773, 480. Die Wotjaken nennen zuweilen Gott „In" (Himmel); das beweist jedoch nicht, wie Buch (a. a. O. 129) behauptet, daß sie ursprünglich den materiellen Himmel anbeteten; das sind willkürliche Hypothesen.

in kleine Vertiefungen gegossen oder gelegt. „Sie stellen sich", schreibt Georgi[1] von den Wotjaken, „doch auch den Zustand nach dem Tode zweifach vor. Dunja Juggit (das helle Leben), welches den Frommen zu teil wird, hat alle Vorteile eines wotjakischen glückseligen Lebens in dieser Welt, Kuratsin Inti (der bittere Ort) hat viele Teerkessel, in welchen die Bösen gekocht werden."

Die Wotjaken sind im allgemeinen gute Arbeiter, ziemlich solid und zahlen die Steuern pünktlich; Bettler gibt es bei ihnen keine. Sie sind alle mehr oder weniger wohlhabend, da sie sparsam leben und (innerhalb der Familie) keine Teilung der Güter kennen. Das Geld wird in der Regel vergraben[2].

3. Die Mordwinen[3].

Im Altertum lebten am Mittellauf der Wolga finnische Stämme. An der Westgrenze des jetzigen Gouvernements Nowgorod wohnten die Metschtscherjaken, an der Ostgrenze und hinter der Wolga die Tscheremissen, das übrige Gebiet hatten die Mordwinen inne. Die Metschtscherjaken sind ausgestorben oder in den Russen oder Tataren aufgegangen. Auch die Mordwinen (russisch die Mordwa) gehen mehr und mehr der Verrussung entgegen. Der Mordwine ist übrigens heute Polyglott, der mit seinesgleichen Mordwinisch, mit Frau und Kindern Tatarisch, mit den Tschuwaschen Tschuwaschisch und mit den Russen Russisch spricht. Man unterscheidet zwei Hauptstämme der Mordwinen: die Mokschaner an der Moksch a und die Ersaner an der Wolga.

Ihre ursprüngliche Religion haben die Mordwinen heute mit dem Christentum vertauscht; was sich von ihrer heidnischen Religion noch mit Sicherheit ermitteln läßt, haben Georgi und Hahn kurz zusammengestellt. Sie hatten etwa ein Dutzend Götter, an deren Spitze Tscham-Pas stand, der Schöpfer des Weltalls. Er ist so mächtig und groß, daß der Mensch sich nicht direkt an ihn wenden kann. Der ewige Gott hat ein für allemal die Angelegenheiten der Menschen geordnet und bekümmert sich nicht weiter um sie. Die einzige erlaubte Anrede ist: „Tscham-Pas, erbarme dich unser!" Er hat keine besondern Feste, und es werden ihm keine Opfer dargebracht. Er ist ohne Anfang und Ende und unsichtbar, nicht bloß für die Menschen, sondern auch für die Ösais (die Engel) und die andern Götter[4]. Diese letzteren stehen tief unter Tscham-Pas und werden in verschiedene Kategorien eingeteilt. Das dem obersten Gott nächste Wesen ist die Göttin Ange-Patijai; in der fünften Kategorie ist eine Menge guter und böser Geister. Ange-Patijai ist eine erhabene Göttin, die

[1] Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 59.

[2] Ausland 1891, 514. Buch, Die Wotjäken 28.

[3] Nach C. Hahn (Tiflis), Art. „Die Wolga" im Ausland 1901, 516 ff. Georgi a. a. O., 1. Ausg. 45 ff.

[4] Nach Georgi (a. a. O., 1. Ausg. 50) nennen die Ersaner den obersten allgemeinen Gott einfach Paas oder Pas, die Mokschaner Skei, was auch Himmel bedeutet. Vielleicht ist Tschi-Pas, die Sonne, der jeder Hausvater zu Hause Geflügel, Kuchen und starke Getränke opfert, identisch mit Tscham-Pas; dann wäre es auch nicht richtig, daß sie ihm keine Opfer darbringen. F. H. Müller (Der ugrische Volksstamm II 474) sagt, daß die Mordwinen gegen Osten gewandt zu Pas (Paas) beteten. Sie wenden sich also doch direkt an ihn.

einzige von Tscham-Pas erschaffene. Sie ist der höchste Ausdruck der Lebenskraft, der Natur, der Schönheit, der Tugend. In ihr leben und weben alle Geschöpfe, vom Menschen bis zum letzten Insekt; sie ist auch die Mutter aller Götter; dabei ist sie ewig, jung, rein und keusch; sie ist die Schutzgöttin der Ehe und leistet den Wöchnerinnen Beistand. Sie ist unsichtbar, kommt aber oft herab auf die Erde in Gestalt eines Vogels oder einer alten Frau. Anfänglich ließ sie die Weiber und die Tiere täglich gebären, auf deren Bitten aber überließ sie es später ihnen, die Frist des Gebärens zu bestimmen. Aus Angst, der böse Geist möchte den geschaffenen Wesen schaden, bat sie den obersten Gott um die Erlaubnis, unendlich viele gute Geister zu schaffen. Dieser gewährte die Bitte und gab ihr Feuerstein und Stahl. Mit wuchtigem Schlag entlockte sie dem Stein den Funken göttlichen Geistes, aus welchem ein guter Geist, ein Ösais, entstand. Dem ersten Funken folgte ein zweiter, dritter usw. bis ins Unendliche, und daraus entstanden ebensoviele Ösais. Sie sind die Schutzgeister der Geschöpfe; jeder Mensch, jedes Tier, jeder Baum, jede Blume, alle haben ihren Schutzgeist.

Über den Ursprung des bösen Geistes, des Schaitan, und der Götter der vierten Kategorie erzählt die Theogonie der Mordwinen folgendes: Am Anfang der Zeiten, als Tscham-Pas sich in der Schöpfung verherrlichen wollte, schwamm er auf einem Stein über der ungeheuren Wasserfläche und dachte, ich habe keine Genossen, mit denen ich mich über die Schöpfung beraten könnte. Darüber ergrimmt, spuckte er in das Wasser. Das war seine erste und zufällige Schöpfung, die Frucht des Zornes, die natürlich nicht gut sein konnte. Aus dem Speichel entstand ein ungeheurer Hügel, der dem Tscham-Pas folgte. Als dieser den Hügel sah, wollte er ihn mit einem Schlage seines Stabes vernichten, aber der Schöpfer mußte auch mit diesem Schlage ein Wesen hervorbringen. Aus dem Hügel ging Schaitan, der böse Geist, hervor. Tscham-Pas nahm ihn freundlich auf, mußte sich aber bald überzeugen, daß derselbe ihm immer widersprach und nur Böses schaffte. Da er ihn umsonst zu überreden suchte, sein böses Tun zu lassen, sprach er zu ihm: „Du kannst mein Genosse nicht sein; ich bin gut, du bist böse. Du sollst verflucht sein. Hebe dich weg von mir, fahre zur Hölle und quäle dich im ewigen Feuer bis in Ewigkeit."

Aus dem langen Sündenregister Schaitans sei hier eine seiner Schandtaten erwähnt. Als Tscham-Pas mit der Erschaffung der Seele beschäftigt war, vertraute er den Leib des Menschen der Obhut eines Hundes an. Dieser war ein reines Tier und hatte kein Fell. Da ließ Schaitan Frost eintreten, so daß der Hund gern den angebotenen Pelz annahm. Unterdessen aber bespuckte der Böse den Körper des Menschen und legte damit den Grund zu allerlei Gebrechen. Schon wollte er ihm auch den bösen Geist einhauchen, da erschien noch zur rechten Zeit Tscham-Pas, vertrieb Schaitan und hauchte dem Menschen die gute Seele ein, aber ganz konnte er das Böse nicht mehr vertreiben. Da Schaitan Anspruch auf die Hälfte des Menschen erhob, so gab der gute Gott diesem Willen und Verstand, mit deren Hilfe der Mensch *das Gute und Böse unterscheiden und wählen kann*, was ihm frommt.

Obwohl die Mordwinen bei Anrufung ihrer Götter nicht immer respektvolle Ausdrücke wählen, ihnen in grobsinnlicher Weise Speisen und Getränke anbieten

und einigen derselben — freilich niedern Ranges — Dinge andichten, welche an die Abenteuer der griechischen Götter erinnern, so haben sie doch ziemlich erhabene und abstrakte Begriffe von der Gottheit; wir treffen weder Vergötterung von Tieren, Steinen usw. noch Götzenbilder oder Heiligtümer. Die Andachten wurden unter freiem Himmel, in Hainen und besonders für diesen Zweck eingefriedigten Plätzen verrichtet. Sie hatten keine eigentliche Priesterklasse zur Vermittlung zwischen der Gottheit und den Menschen, wohl aber wurden zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Darbringung der Opfer Älteste gewählt, an deren Spitze ein Haupt, der Priawt, stand, welcher aber selbst keine Gebete sprach und keine Opfer darbrachte. Er bestimmte die Tage der Andachten, verwahrte die heiligen Gefäße, die Opfermesser usw. Stiere und Widder, welche geopfert wurden, mußten durchaus eine Farbe haben, das kleinste Pünktchen von anderer Farbe machte sie zum Opfer untauglich. Die Opfer wurden in Gegenwart des Volkes unter Gebeten dargebracht, und an dieselben schloß sich ein Opfermahl.

Die Heiratsgebräuche unterscheiden sich wenig von denen anderer finnischer Stämme. Die Wahl der Braut ist ganz den Eltern anheimgestellt. Dabei wird ein Kaufgeld bezahlt, welches bei Mittelbegüterten 100 Rubel beträgt; außerdem muß der Bräutigam der Braut während der Brautzeit, die gewöhnlich ein Jahr und länger dauert, einmal in der Woche einen Besuch machen und ihr dabei Geschenke bringen. In früherer Zeit wurden die Bräute entführt, oder es kam vor, daß das Mädchen heimlich entlief und sich mit dem Liebsten trauen ließ, nachdem sie ihm vorher alle ihre Habe übergeben hatte.

Die Totengebräuche bieten manches Originelle. Ist ein älteres Glied der Familie gestorben, so erscheinen die Verwandten im Trauerhaus. Der Leichnam wird gewaschen und rein angekleidet. Dann wird von einer Kupfermünze etwas Kupfer abgeschabt und auf die Leiche gelegt, was wahrscheinlich den Wunsch ausdrücken soll, der Verstorbene möge in der andern Welt reich werden. Hierauf verabschiedet man sich weinend von dem Verstorbenen und bittet ihn für alle etwaigen Beleidigungen um Verzeihung. Im Sargdeckel wird eine Art Fenster herausgeschnitten, damit der Tote Luft und Licht habe. Die Späne vom Sarge werden sorgfältig in einem Korb gesammelt und vor dem Dorfe am Wege ausgesetzt, da man sie für ansteckend hält. Dem Toten wird ein Stück Leinwand mit in den Sarg gelegt als Vorrat für ein neues Kleid. Während des Begräbnisses erheben die Weiber ein Klagegeheul und zerkratzen sich das Gesicht mit den Nägeln. Nachdem das Grab zugeworfen ist, wird unter die Anwesenden Kleingeld als Geschenk von dem Toten verteilt. Da nach der Meinung des Volkes die Verstorbenen die Lebenden strafen und ihnen Gutes tun können, so wird ein starker Totenkult getrieben und bei jedem Unternehmen die Hilfe derselben angerufen. Auch bei jedem Unglück begibt man sich auf die Gräber und fleht die Toten an, das Unglück abzuwenden. Zum allgemeinen Totenfest bereiten die Weiber die besten Speisen und tragen alles auf den Kirchhof, wo sie die Toten einladen, zuzugreifen, und sie bitten, bei Gott Fürsprache einzulegen, damit er ein gutes Jahr schenke. Dann wird Bier oder Wein auf das Grab gegossen und der Rest von den Anwesenden ausgetrunken.

Die Mordwinen werden als bescheiden und männlich, als kräftige und fleißige Ackerbauern geschildert, welche alle möglichen Entbehrungen und die schroffen Wechsel der Temperatur ohne Gefahr für die Gesundheit ertragen. In moralischer Beziehung stehen sie sehr hoch. „Totschlag und Diebstahl sind bei ihnen sehr selten, und sie gelten überhaupt mit Recht für viel ehrenhafter als die Russen. Es gibt Familien mit 20 und mehr Mitgliedern, die in vollem Frieden leben. Das Familienleben trägt einen rein patriarchalischen Charakter.“ [1] Die Mordwinen sind ziemlich wohlhabend, essen und kleiden sich besser als die Russen. Pferde, Kühe, Schafe besitzt jeder von ihnen. Sie sind auch weniger wählerisch in der Nahrung als die Russen [2].

4. Die Tscheremissen an der Wolga [3].

Die Wohnsitze der Tscheremissen, die sich nach Castrén [4] selbst Mara, d. h. Menschen, nennen, sind heute die Gouvernements Kasan und Wjatka. Im ersteren teilt man dieses Volk in Berg- und Wiesentscheremissen. Beide sind Kinder des Waldes und können sich von ihren Wäldern nicht trennen. Die ersteren treiben Ackerbau, die letzteren leben hauptsächlich von der Jagd, der Bienenzucht und Ausnutzung des Waldes. Die Hauptkleidung der Männer besteht im Winter in einem weißen Kaftan aus Tuch, im Sommer aus einer Art Schlafrock. Die Weiber tragen das gleiche Kostüm wie die Männer, aber ohne Gurt. Den Kopf hüllen die verheirateten Frauen in weiße Leinwand, die manchmal auf eine Art Gabel aufgewunden wird; in Gegenwart der Männer gilt es als Schande, mit bloßem Kopf herumzugehen; die Mädchen bedecken den Kopf mit einfachen weißen Tüchern und durchwinden die Zöpfe mit Schnüren. Die Nahrung der Tscheremissen ist wie die der Russen, nur sind sie weniger wählerisch. Pferdefleisch, Eichhörnchen, Elstern, Krähen werden von ihnen mit Appetit gegessen. Als Getränk dienen selbstbereitetes Bier und Met, welche beide sehr berauschend sind. Die Wohnung sind eine oder zwei weißgetünchte Hütten mit einem Ofen. Eine kleine Scheune dient zur Aufbewahrung des Korns und der Werkzeuge, eine runde Hütte aus Flechtwerk bietet dem Vieh Unterkommen. Die Wohnungen sind dunkel, schmutzig, die Luft in denselben ist schrecklich. Bei jedem Hause ist ein großes Stück Land, so daß jede Familie sozusagen ihr eigenes Revier hat.

Nach C. Hahn [5] beten die Tscheremissen den Wald an; aber da er später von einem Gott des Waldes spricht, kann das nicht einfachhin richtig sein. Auch Sonne, Mond, Erde usw. sollen sie anbeten. Sicher ist, daß der oberste Gott, der Gott des Himmels, Jumo heißt; er ist der Gott der Götter und Schöpfer des Weltalls [6]. Seine Beinamen sind: der Größte, Allerhalter, der

[1] Ausland 1891, 519. [2] Ebd. 534. [3] Ebd. 535 ff.

[4] Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker, hrsg. von Schiefner (1857) 132.

[5] Im Ausland 1891, 536.

[6] Vgl. Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen V, Berlin 1767, 78. Nach Georgi (Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches[1] 33) heißt Gott in der Sprache der Tscheremissen Juma oder auch Kojujuma (der höchste Gott); auch nach

Alte, Gebieter, Schöpfer, der Weise, der Graue, Licht. Wer sich an ihn wendet, fügt immer dem Namen zwei oder drei dieser Titel bei. Jumo hat im Himmel eine sehr schöne Hütte und so viele Güter und Herden wie kein Mensch auf Erden. Der zweite Gott, welcher sehr gefürchtet wird, ist Keremet; zu ihm wird mehr gebetet als zu Jumo, doch ist es schwer zu sagen, ob er als Gott oder nur als böser Geist gilt. Er soll der jüngere Bruder Jumos sein, den dieser wegen Ungehorsams aus dem Himmel verstoßen. Bei der Erschaffung der Welt spielt dieser Keremet dieselbe Rolle wie der Schaitan der Mordwinen.

Von der Darstellung Hahns weicht diejenige Georgis nicht unerheblich ab. Nach diesem sonst zuverlässigen Schriftsteller verehren die Tscheremissen nach Juma am meisten Jumon Awa (Göttermutter), dessen Gemahlin. Die guten Untergottheiten sind Kinder oder Verwandte dieser beiden höchsten Gottheiten, unter welche die Regierung der Welt verteilt ist. Diese gesamten Gottheiten nennen sie Gottes Familie (Jumon Schuktscha); doch kommen die Muschan (Priester) in der Auffassung und den Namen dieser Gottheiten nicht überein. Der Stammvater der bösen Götter ist Setan (Schaitan), den sie Jo nennen[1].

Keremet sind nach Georgi die heiligen Orte, wo die Götter verehrt werden. Ein Keremet ist ein mit Bäumen oder einem Zaune umgebener Platz von 10 bis 20 Klafter im Durchmesser, zu welchem drei Zugänge führen, einer im Westen zum Ein- und Ausgehen, der zweite im Osten für das Opfervieh und der dritte im Süden zum Wassertragen. Unter dem größten Baume ist statt eines Altars ein Tisch, und neben dem Keremet ist ein Schuppen, unter welchem das Opferfleisch gekocht wird. Kein Frauenzimmer darf sich dem Keremet nähern, und Mannsleute müssen sich vorher baden und reinlich kleiden, auch womöglich nicht mit leeren Händen erscheinen. Nach der Ansicht vieler ist der Keremet selbst eine mächtige, wohltätige Gottheit, daher ihn die Opfer und Anbetungen mit angehen[2].

Die Hauptverehrung der Götter besteht in Opfern. Allerorts spricht der Tscheremisse, ehe er Nahrung mit sich nimmt, das Wort „smlja“ aus, was soviel bedeutet als „Gott segne es“. Dabei wirft er ein Stück Speise auf die Erde oder gießt einige Tropfen von dem Getränke aus, das er genießen will. Das gleiche tut er, wenn er an einem geweihten Orte vorübergeht. An die feierlichen öffentlichen Opfer schließen sich gewöhnlich große Schmausereien, an denen Nachbarn und Bekannte teilnehmen; denselben wohnen besonders hierzu erwählte Abgeordnete bei, welche sich durch Beten vorbereiten, vorher baden und reine Kleider anziehen müssen. Der Platz für das Opfer wird sorgfältig gereinigt. Solche Opfer kosten hundert und mehr Haustieren das Leben. Bei den Opfern setzt jeder Teilnehmer ein Wachslicht auf einen Pfahl, und während der Handlung werden die Lichter angezündet. Jedem Anwesenden

---

J. G. Gmelin (Reise durch Sibirien von dem Jahre 1733 bis 1743, 1. XI, Göttingen 1751, 77) heißt er Juma. Von den Tschuwaschen behauptet Gmelin, wie wir weiter unten sehen werden, daß sie nur einen Gott verehren, und da er hinzufügt, die Tschuwaschen hätten einerlei Art des Gottesdienstes mit den Tscheremissen und Wotjaken, so gilt das wohl auch von diesen.

[1] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 33—34.

[2] Ebd. 35.

wird ein Gott zugeteilt, zu dem er beten soll. Nach Beendigung der Gebete werden die Opfertiere geschlachtet und in einem Kessel gekocht; wenn das Fleisch auf den Tisch gelegt ist, wird es mit Weihrauch geweiht, dann werden den Göttern Portionen abgeteilt und die Ausgießung in das Feuer vollzogen. Daran schließt sich das Mahl. Knochen, Eingeweide und Felle werden verbrannt. Die Weiber werden nur als Zuschauerinnen zu den Opfern zugelassen. Nach Georgi[1] müssen die Opfergetränke und Kuchen von Jungfrauen bereitet werden, was die Achtung der Tscheremissen für die Jungfräulichkeit beweist.

Personen, welche der Gottheit näher stehen, sind die Karti und die Muschangi. Erstere sind Priester, welche die Gebete und Opfer verrichten, die Tiere schlachten, den Neugebornen den Namen geben, die Ehen schließen und die Begräbnisse besorgen. Letztere sind Zauberer und Beschwörer der bösen Geister und beim Volke wenig beliebt. — Zu den vielen Göttern und Geistern, die der Tscheremisse verehrt, gesellen sich noch die Geister der Verstorbenen. „Olearius berichtet vor mehr als 250 Jahren von den Tscheremissen, daß sie nicht an ein Leben nach dem Tode glauben; er beruft sich dabei nur auf einen Gewährsmann. Jetzt ist die Sache etwas anders.“[2] Man legt die Leiche auf einem Brett mit einem Filzteppich und Kissen in vollem Kostüm in das Grab; unten ist dasselbe mit Brettern ausgeschlagen; dasjenige Brett, welches oben auf die Leiche zu liegen kommt, erhält über den Augen ein Fensterchen. Vor nicht langer Zeit war es noch üblich, beim Ableben eines männlichen Familiengliedes einen Hahn und beim Tode einer weiblichen Person eine Henne zu schlachten. Die daraus bereitete Suppe verzehrten diejenigen, welche das Begräbnis besorgten. Ebenso wie die Mordwinen glauben auch die Tscheremissen, daß der Mensch nach dem Tode weiter so fortlebe, wie er hier gelebt, und mit den gleichen Bedürfnissen[3]; daher werden dem Toten allerlei Gegenstände mit in den Sarg gelegt, welche er brauchen könnte; sonst komme er selbst, um solche zu holen, und nehme ein Familienglied mit sich. In einigen Gegenden legt man Zweige wilder Rosen in den Sarg, damit die bösen Geister die Leiche nicht berühren können, dazu einen Stock, damit der Tote sich der Hunde in der andern Welt erwehren könne; in den Gürtel wird Kupfergeld gelegt. Die Jungfrauen erhalten Nadel und Faden mit in das Grab, Kinder ein Ei, Säuglinge einen Faden von der Länge des Vaters oder der Mutter, damit sie im Jenseits ebenso groß werden. Da und dort werden die Toten nicht beweint, da solches nicht am Platze sei, auch werden keine Weiber zum Begräbnis zugelassen.

Nach dem Tode erscheint jedermann vor dem Gericht des Kjamat-Torja, der je nach Verdienst gute Wohnsitze anweist oder aber zur Strafe von sich wegschickt; schwere Verbrecher werden in einen Kessel mit siedendem Pech geworfen. Gehilfe des Kjamat ist Tschaus. Da die Verstorbenen in jener Welt höhere Wesen sind, so muß man zu ihnen beten und vor allem sie gütig stimmen. Deshalb bereitet man ihnen am dritten, siebten und vierzigsten

[1] A. a. O. 35.

[2] Hahn im Ausland 1891, 537. Die Sache wird wohl immer anders gewesen sein, da die Leute zäh an ihren alten Überlieferungen festhalten.

[3] Vgl. jedoch das weiter unten Gesagte.

Tage nach dem Tode Speisen, ebenso an einigen Festen. Beim Gedächtnismahle werden Lichter angezündet, wird viel gegessen, getrunken und getanzt. Ein naher Verwandter stellt den Verstorbenen vor, und alle erweisen ihm die größte Aufmerksamkeit. Auch zu andern Festen, z. B. zum Erntefest, werden die Abgeschiedenen eingeladen, und man spricht ihnen zu, zu essen, als wären sie anwesend[1].

Die Ehen sind polygam, wenigstens gilt die Polygamie nach Gmelin[2] als zulässig. Bei den Tscheremissen und Wotjaken, fügt derselbe bei, wo begüterte Leute sind, geben die Eltern ihren Söhnen von fünf bis sechs Jahren schon Weiber, damit sie im Haushalt mehr Hilfe haben. Die Mädchen werden aber nicht eher verheiratet, bis sie mindestens 15 Jahre alt sind. Die Ehen werden dadurch geschlossen, daß der Bräutigam seine Braut von ihrem Vater kauft. Die ganze Dorfschaft wird zur Hochzeit gebeten. Sie werden nicht von einem Priester getraut, sondern der Hausvater oder ein anderer angesehener Mann des Dorfes verrichtet ein Gebet, daß Gott ihren Ehestand segnen möge[3].

Oft scheint noch der Brautraub vorzukommen, zuweilen gegen den Wunsch der Braut. Es werden dann die jungen Leute irgendwo in einer Scheune verborgen und die Eltern benachrichtigt, welche sich erzürnt stellen, sich aber durch reichliche Bewirtung und einen Kalym (Brautgeld) von 30 bis 60 Rubel zufriedenstellen lassen. Man heiratet in sehr jungen Jahren, oft schon im 15. oder 16. Lebensjahr. Ist die Frau eine schlechte Wirtin oder zänkisch, so wird die Ehe in Gegenwart von sechs Zeugen geschieden. Man bindet die Eheleute mit einem Gürtel, Rücken an Rücken, worauf der Gürtel durchschnitten wird und die Getrennten nach entgegengesetzten Richtungen auseinanderlaufen.

Eigentümlich ist die Eidleistung. Wer einen Eid leisten will, fällt auf die Knie. Derjenige, welcher den Eid abnimmt, steckt auf ein Messer ein Stück gesalzenes Brot und fragt ihn: „Fürchtest du Jumo und den großen Zaren?“ — „Ja“, antwortet jener. — „Willst du dein Haus, deine Kinder, dein Vieh behalten?“ — „Ja.“ — „Nun, so sage die Wahrheit; wenn du lügst, sollst du ein steinernes Herz haben, wirst du in die Hölle kommen.“ Nach dieser Anrede nimmt der Schwörende mit den Lippen das Stück Brot und verschluckt es.

Eine große Rolle spielen bei den Tscheremissen die Koschtani, d. i. Vorsteher oder Fürsten. Jedes Dorf hat seinen Koschtan, und dazu wird der Klügste und Reichste gewählt; mehrere Dörfer haben wieder einen höheren Koschtan über sich, und über allen steht der Hauptkoschtan. Durch die Hände dieser Koschtani geht der ganze Handel mit den Produkten der Landwirtschaft und andern Waren; jeder Tscheremisse liefert ihnen alle Vorräte ab, welche er entbehren kann. Daraus entsteht ein Handel en gros, welcher von Vorteil ist, da der Koschtan je nach der Höhe der Preise oder der Nachfrage die Produkte behält oder losschlägt. Der Gewinn wird nach dem Verhältnis der Lieferung verteilt. Die Tscheremissen haben in ihrer Weise und für ihre primitiven Verhältnisse die soziale Frage gelöst. Feld und Wald sind Gemeingut. An der

[1] Ausland 1891, 538.

[2] Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen 79.

[3] Ebd. 79—80.

Bewirtschaftung nehmen alle arbeitsfähigen Personen teil, gemeinschaftlich wird gemäht und das Korn geschnitten und der Ertrag zu gleichen Teilen unter die Familien verteilt. Deshalb gibt es unter den Tscheremissen keine Bettler. Sie pflegen ihr Geld und ihre Schätze zu vergraben, wohl um sie vor der Habsucht der russischen Beamten sicherzustellen. Wer einen vergrabenen Schatz findet, der ist dessen unbestrittener Eigentümer.

Redlichkeit und Ehrlichkeit wird den Tscheremissen allgemein nachgerühmt. Wenn die Leute zur Arbeit auf das Feld oder in den Wald gehen, werden die Hütten nicht geschlossen. Mord und Totschlag kommen fast nicht vor. Selbstmord ist unerhört. Die russischen Beamten sind sehr verhaßt. — Im Verkehr des Geschlechtes untereinander unterscheidet sich das Volk vorteilhaft vor seinen Nachbarn, den Tschuwaschen[1]. Ehebruch und Verführung von Mädchen sind selten[2].

5. Die Tschuwaschen[3].

Die Tschuwaschen haben ihren Wohnsitz hauptsächlich in dem Winkel, den der Unterlauf der Sura mit der Wolga bildet; außerdem leben Bruchteile des Volkes zerstreut unter den Tataren, Mordwinen usw. Ihre Zahl wird auf etwa 600 000 Köpfe berechnet. Die Tschuwaschen sind still, sehr gefällig und gehorsam, sie zanken sich selten, sind nicht unbegabt und, wenn auch ungebildet, so doch bildungsfähig. Sie sind ehrlich, und Wort und Handschlag haben mehr Kraft als hundert Eide[4]. „Die Sittlichkeit steht bei ihnen auf hoher Stufe." Dabei sind sie sehr gastfreundlich gegen alle, welche nicht höher stehen. Sie sind tüchtige Arbeiter, Ackerbauern und Bienenzüchter. Das Korn liegt im September auf der Tenne, ist im November schon gemahlen. Das ist so charakteristisch für den Tschuwaschen im Gegensatz zum trägen Russen, daß man daran zugleich seine Dörfer erkennen kann. Wenn das Korn gemahlen ist, wird auf der Korndarre eine Garbe mit den Ähren als Opfer für die Vögel des Himmels aufgestellt. Als Laster der Tschuwaschen sind zu verzeichnen: Trunksucht und Hang zum Pferdediebstahl.

Die Dörfer sind ohne Plan gebaut, aber in dichteren Reihen als bei den Tscheremissen. Die Türe des Hauses ist nach Osten gerichtet, wohin sich die noch heidnischen Tschuwaschen beim Beten wenden. Auf der Nordseite steht der Tonofen mit dem Kochherde, auf derselben Seite ist ein Schiebfenster zum Durchlassen des Rauches angebracht. Die Hütten der Armen werden täglich zweimal geheizt und sind meist voll Rauch, was für die Augen sehr schädlich ist.

Außer Ackerbau und Bienenzucht sind Hauptbeschäftigungen Verfertigung von Bast, Weben von Säcken, Matten usw.; viele treiben Kornhandel oder

[1] Hier widerspricht sich Hahn, denn später lobt er die Sittenreinheit der Tschuwaschen sehr, wie wir gleich sehen werden.

[2] Hahn im Ausland 1891, 539.

[3] Ebd. 555 ff. F. H. Müller, Der ugrische Volksstamm II 453 ff. Pallas, Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches I 93.

[4] Soll wohl heißen: als hundert Eide bei andern Stämmen. Denn daß der Tschuwasche auf eine bloße Aussage mehr gebe als auf eine eidlich bekräftigte Aussage, ist sicher nicht richtig und stimmt nicht zum religiösen Charakter des Volkes.

liegen der Jagd ob. In jedem Hause findet man eine Menge Geflügel. Der Acker ist, wie bei den Tscheremissen, Gemeingut. Die Hauptnahrung war früher Fleisch (auch Pferdefleisch), heute genießt man mehr Mehlspeisen, vor allem die Salma, eine Art Knödel aus süßem Teig. In der Kleidung unterscheiden sich die Tschuwaschen von den Tscheremissen durch graue Kaftane.

In der Religion der heidnischen Tschuwaschen herrscht eine Art Dualismus, den man auf den Einfluß von seiten der Anhänger des Zoroaster oder den der benachbarten Chosaren zurückführen will. Tora war der Gott des Guten und des Lichtes, sein Wohnsitz ist die oberste Region der Welt. Schaitan ist der Gott des Bösen und der Finsternis, sein Wohnsitz ist die Hölle, das Chaos. Schaitan ist kein besonders mächtiger böser Geist, denn er wird am Mittwoch und Samstag der Leidenswoche überall mit Stöcken vom Vogelbeerbaum ausgetrieben. Außerdem verehren die Tschuwaschen verschiedene böse Geister, Keremet, deren jedem besondere Opfer dargebracht werden. Der schlimmste von allen ist Kajar-Keremet; er ist bereit, jeden niederzuschlagen, der ihm in den Weg kommt. Weiterhin hat jedes Dorf noch seine besondern bösen Geister in großer Zahl, z. B. Esrel, den Engel des Todes, und Ju-e, den Hausgeist, der übrigens nicht sowohl böse als vielmehr ein Spötter ist und mit den Menschen allerlei Schabernack treibt. Dabei bewahrt er das Haus vor Feuer, vermehrt den Viehstand usw. Ihm genügt es, wenn man ein Stück Brot oder Fladen für ihn auf den Ofen wirft. — Neben den bösen Geistern gibt es viele gute Götter, z. B. Sjud-Tonsij-Tora, den Schöpfer der Welt, Chwel-Tora, den Gott der Sonne. Hahn führt diese Gottheiten als ebensoviele verschiedene Götter auf, es wäre aber doch nicht unmöglich, daß es sich nur um verschiedene Rücksichten handelt, unter denen sich Tora den Menschen darbietet[1]. Jedenfalls bedürfte diese Frage noch genauerer Untersuchung. J. G. Gmelin[2], der in den Jahren 1733—1743 Rußland und Sibirien bereiste, sagt von den Tschuwaschen: „Sie verehren, wie sie sagen, einen einzigen Gott, den sie Tora nennen. Die Sonne halten sie für heilig und verrichten auch gegen dieselbe ihre Andacht. Es fehlt ihnen aber auch an andern kleinen Göttern nicht, welche sie mit den Heiligen der Christen vergleichen." Sie scheinen jedoch diese kleinen Götter nur als untergeordnete Wesen und Diener des einen Gottes angesehen zu haben. Ein jedes Dorf hat seinen eigenen Götzen, und dessen Wohnung ist in dem oben gedachten heiligen Ort (einem viereckigen, mit Stöcken ringsum besetzten Platze), gegen welche die Tschuwaschen ihre Andacht verrichten. Er gleicht dem Keremet der Tscheremissen. Sie essen gemeinsam an einem Tisch sitzend. Vor Tisch sagen sie: „Gott, gib Brot (Thore bar Tyra)!" und nach Tisch: „Herr, verwirf mich nicht (Thore Syrlak)!"[3] Nach Pallas[4] legten die Tschuwaschen ihrem höchsten Gott eine Frau und einen Sohn bei, denn sie reden von einem Keremet Asch, dem Vater, von Keremet Amsche, der Mutter, und Keremet Üwli, dem Sohne.

Die Zauberpriester der Tschuwaschen hießen Jümmassen. Frauen und Männer konnten diese Würde bekleiden. Ihr Ansehen war groß. Sie wurden in Krank-

[1] Ausland 1891, 555—556. [2] Reise durch Sibirien 1. T, S. 46.
[3] Georgi, Beschreibung aller Völker des russischen Reiches 1. Ausg. S. 40.
[4] Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches I 91.

heiten und Widerwärtigkeiten zu Rate gezogen und bestimmten das Opfer, das in solchen Fällen zu entrichten war.

Wie bei den Tscheremissen werden auch bei den Tschuwaschen die Toten verehrt; diese verlangen sogar Opfer, und manche Krankheiten kommen direkt von ihnen als Rache dafür, daß man ihnen kein Mahl bereitet. Das letztere wird auf dem Grabe selbst gehalten. Der Tote wird in seinen gewöhnlichen Kleidern begraben, und zwar mit dem Kopf nach Abend; man legt ihm allen möglichen Hausrat in das Grab: Kessel, Löffel, Messer usw. Der Begräbnisplatz ist vom Keremet entfernt in einer waldigen Stelle, und die Zeremonien dabei bestehen in Gebet und Schmauserei. Dreimal wird in der Familie das Andenken an die Toten am Grabe erneuert und das letzte Mal ein kleines Opfer dargebracht. Man macht bei dieser Gelegenheit am Kopfende des Grabes ein Loch in die Erde, jeder Anwesende wirft ein Stück Fleisch und etwas Getränk hinein, und nun steckt man einen hölzernen Pfahl in dasselbe, vielleicht um dem Verstorbenen die Rückkehr unmöglich zu machen[1].

Die männlichen Tschuwaschen heiraten sehr früh, die Mädchen dagegen spät, da man sie als nützliche Arbeitskraft ungern aus dem Hause ziehen läßt. Sehr oft kommt es vor, daß der Bräutigam 15, die Braut 30 Jahre alt ist. Meist vereinbaren die Eltern die Heirat ihrer Kinder, ohne diese zu befragen. Die Braut bringt keine Mitgift, dagegen wird für sie ein Kalym von 100 Rubeln und mehr bezahlt; oft wird die Braut auch gestohlen. Von den Hochzeitsgebräuchen sei nur einer erwähnt. Während des Hochzeitsschmauses entfernen sich die Neuvermählten in das Brautgemach, aus welchem nach einiger Zeit die Signa innocentiae herausgebracht und allen herumgereicht werden; später erscheint das junge Paar selbst wieder unter den Gästen. — Früher war Vielweiberei üblich, auch ist es jetzt noch Sitte, daß der jüngere Bruder die Frau des verstorbenen älteren Bruders heiraten muß; dagegen durfte der ältere die Frau des jüngeren nicht heiraten.

Ein besonders großes, sozusagen nationales Fest war und ist noch das Tschukleme, d. i. das Gebet nach Vollendung der Feldarbeiten, bei welchem das große gemeinschaftliche Dankopfer dargebracht wird (ein Pferd, ein Rind und ein Schaf) und bei dem das Bier eine Hauptsache ist. Eine Eigentümlichkeit der festlichen Tänze ist heute, daß man vor Beginn derselben sich zum Heiligenbild wendet und sich bekreuzt: ein Brauch, der wohl durch die christlichen Missionäre aufgekommen ist. — Auf den Keremets fand auch bei den heidnischen Tschuwaschen eine eigentümliche Eidesleistung nach Art der Gottesurteile statt. Der Schwörende mußte daselbst unter Verwünschungen ein Gericht von Mehlklößen (Salma), die mit Wasser und Butter gekocht waren, verzehren. Um eine falsche Beteuerung zu prüfen, pflegten sie auch dem Beklagten Salzwasser zu trinken zu geben und hielten ihn, wenn er dabei hustete, für schuldig[2].

---

[1] Ausland 1891, 556. F. H. Müller, Der ugrische Volksstamm II 462.
[2] Pallas a. a. O. I 93. F. H. Müller a. a. O. II 461.

Zweites Kapitel.

Die Naturvölker Sibiriens.

Obwohl Asien die größere Hälfte der lebenden Menschheit beherbergt (ca 830 Millionen), so ist doch die Zahl der Naturvölker, die wir in unserer Darstellung zu berücksichtigen haben, nicht so groß, als man erwarten könnte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Hauptmasse der Bevölkerung von den alten Kulturreligionen beherrscht wird, deren sittliche Anschauungen wir schon dargelegt haben. Ein Teil der Bevölkerung, besonders in Vorderasien, bekennt sich zum Christentum. Der Islam erfüllt mit seinen Bekennern Arabien, Syrien, Mesopotamien, Persien, Afghanistan, Belutschistan, Buchara, Chiwa, die Kirgisensteppen, das Tarimbecken, die Landschaften um den Altai und Tienschan und hat deren auch viele in Indien, Ceylon usw. Der Hinduismus beherrscht mit seinen mehr als 200 Millionen Anhängern Vorderindien. Der Buddhismus mit seinen 120 Millionen Gläubigen ist stark vertreten in Ceylon, Hinterindien, Tibet, China, Japan, Korea und Zentralasien (Chinesisch-Turkestan, Mongolei und Mandschurei). Die Anhänger des Konfuzius in China werden auf ca 230 Millionen berechnet. Der größte Teil der asiatischen Bevölkerung ist deshalb von unserer folgenden Untersuchung ausgeschlossen. Trotzdem haben noch bis heute manche Völkerschaften dem Einfluß der genannten Religionen widerstanden und ihre Naturreligion, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, bewahrt. Diesen wollen wir uns nun zuwenden. Wir beginnen mit Sibirien.

Drei große Völkergruppen bewohnen — abgesehen von den wenigen Ausländern — das ungeheure Gebiet Nordasiens, das wir unter dem Namen Sibirien zusammenfassen: die finnische Gruppe, die turko-tatarische und die mongolische. Zur ersten Gruppe gehören die Samojeden, Ostjaken und Wogulen; zur zweiten, die den innersten Flächenraum zwischen dem Tobol, Irtisch, Ob und Jenissei einnimmt, gehören die Kalmücken, die eigentlichen Tataren und Bergnomaden am Altai und die Kirgisen; endlich zur mongolischen Gruppe im östlichen Teil zählen wir die Jakuten, die Buräten, die Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen usw. Da die Kirgisen sich heute alle zum Islam bekennen, werden wir sie in unserer Darstellung übergehen. In den offiziellen Statistiken figurieren manche von diesen Völkerschaften als Christen, aber wie uns die Reisenden, besonders die älteren, allgemein versichern, ist dieses Christentum praktisch ungefähr gleich null. Sie lassen sich vielleicht taufen und einen Namen geben, wissen aber sonst vom Christentum nichts und leben in ihrem alten Aberglauben weiter.

1. Die Samojeden.

In den öden Tundren des nordwestlichen Sibiriens am Eismeer vom Ural bis zum Jenissei wohnen die Samojeden, die sich selbst Ninetz oder Ninetsch (Menschen) nennen. Ihre Sommerwohnungen sind Zelte, in deren Mitte ein

Feuerplatz angelegt ist; im Winter leben sie in den Jurten (Tschums) aus Brettern oder Baumrinde. Ihre Kleidung besteht aus Rentierpelzen und ihre Nahrung aus dem Fleisch der Elen, Rentiere, Hasen und aus Fischen. Die Männer beschäftigen sich mit Jagd, Fischfang, dem Weiden der Rentierherden und dem Anfertigen von Booten, Schneeschuhen, Waffen usw.

Politisch zerfallen die Samojeden in kleine Stämme, die nur wenige Familien umfassen. Jeder Stamm besitzt einen Häuptling oder Obmann. Das Grundeigentum der Samojeden besteht in ungeheuren öden Ländereien, deren Grenzen meist durch Flüsse und Bäche bezeichnet werden. Hier haben sich ihre Stammeltern niedergelassen, und hier leben ihre Nachkommen als Nomaden. Doch ist es eigentlich die Zahl der Rentiere, nach der sich das Vermögen einer Familie berechnet. Wer 1000 Rentiere und darüber besitzt, gilt als reich; wer nicht mehr als 20 bis 30 hat, ist arm; und wer nicht einmal 10 ernähren kann, ist ein Bettler, der sein Leben als Knecht oder Tagelöhner fristen oder sich mit andern zu gemeinsamer Jagd und Fischerei verbinden muß[1].

Über das Gewohnheitsrecht der Samojeden, besonders im Gouvernement Archangelsk, hat P. v. Stenin auf Grund der Werke von Castrén, Efimenko und Islawin im „Globus“[2] eine interessante Studie veröffentlicht. Wir entnehmen ihr folgende Angaben. Solange die Samojeden Heiden waren, beobachteten sie streng die Sitte, sich Frauen nie aus demselben Geschlecht in männlicher Linie zu nehmen, eine solche Ehe galt als blutschänderisch, dagegen durfte man die Schwester der eigenen Mutter zur Frau nehmen, und zwei Brüdern war es erlaubt, zwei Schwestern zu heiraten. Auch herrschte und herrscht noch heute die Leviratsehe: der Bruder ist verpflichtet, die Witwe seines Bruders zur Frau zu nehmen; der Vater hält sich gewöhnlich für verpflichtet, eine verwitwete Schwiegertochter zu heiraten. Weder der Vater noch der Bruder brauchen dabei den Brautpreis zu bezahlen und bekommen noch obendrein die ganze Aussteuer der Witwe. Die Samojeden heiraten meist sehr junge Frauen, die manchmal bloß 12—13 Jahre alt sind. Trotzdem bei den heidnischen Samojeden Vielweiberei gestattet ist, sieht man doch nur bei den Reichen zwei oder mehrere Frauen, da das Heiraten mit großen Ausgaben verknüpft ist. Sind mehrere Frauen vorhanden, so hat stets die erste ein höheres Ansehen. Die Einwilligung der Eltern zur Ehe ist erfordert; die Braut wird von ihrem Vater gekauft. Doch kommt es vor, daß ein Mädchen mit ihrem Geliebten entflieht, wodurch ihre Eltern des Brautpreises verlustig gehen. Die Hochzeitsgebräuche beschreibt Islawin also: An dem für die Hochzeit festgesetzten Tage fahren der Bräutigam und seine Freunde zu der Braut, in deren Tschum ihre Verwandte schon versammelt sind, die Türe von innen zuhalten und dadurch den Angehörigen des Bräutigams den Eingang verwehren. Der Heiratsvermittler muß den Eintritt mit dem Fell eines Fuchses erkaufen. Im Tschum läßt sich der Bräutigam neben der Braut nieder. Nach der Bewirtung mit Rentierfleisch und Branntwein setzt sich die Braut auf einen mit Rentieren bespannten

[1] Vgl. Ausland 1829, 577; Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 276 ff; F. H. Müller, Der ugrische Volksstamm I 312 ff.

[2] LX (1891) 170 ff 186 ff.

Schlitten, an welchen mehrere Rentiere mit der Aussteuer beladen gebunden sind. Sie fährt zuerst um den Tschum der Eltern, dann dreimal um den des Bräutigams herum. Die Schwiegermutter führt darauf die Braut dem Sohne zu, und damit ist die Hochzeit zu Ende[1].

Die heidnischen Samojeden betrachten die Ehe als eine jederzeit leicht lösliche Verbindung. Sobald der Mann die Frau im Verdacht der Untreue hat oder aus irgend einem Grund mit ihr unzufrieden ist, schickt er sie ihren Eltern zurück. In diesem Falle behält der Vater der Frau die als Brautpreis bezahlten Rentiere; verläßt dagegen die Frau aus freien Stücken ihren Mann, so muß ihr Vater dem Schwiegersohne die erhaltenen Tiere zurückerstatten. Doch bleibt die Aussteuer der Frau in beiden Fällen beim Manne. Gewöhnlich leben die Samojeden vereinzelt, und wenn auch häufig die Eltern mit ihren Kindern nur eine Familie bilden, bewohnen sie doch besondere Tschums. Die Eltern genießen große Verehrung, sie sitzen im Tschum auf dem Ehrenplatze zur Rechten des Feuerherdes, die Kinder dagegen zur Linken. Der Vater verwaltet in der Regel das gesamte Familienvermögen, doch besitzen auch die noch nicht abgefundenen Söhne ihr Privateigentum, welches sie nach Gutdünken verwenden dürfen. Nach dem Ableben des Vaters geht die Herrschaft in der Familie auf den ältesten Bruder über; versteht derselbe nicht die Wirtschaft zu führen, so erhält die patria potestas einer der jüngern Brüder, der am meisten Fähigkeit gezeigt hat. Die schweren Arbeiten lasten fast ganz auf den Weibern, diese sind verachtete Geschöpfe, sie gelten als unrein und müssen sich vielen lästigen Verboten fügen, sie dürfen nie den Činikui betreten, d. h. die heilige Stätte der Türe gerade gegenüber, wo das Götzenbild sich befindet, sie dürfen auch nicht zugegen sein, wenn der Schamane in dem Tschum seine Schellentrommel verfertigt, nicht einem Opfer beiwohnen, nicht von den Tieren essen, die den Samojeden heilig sind, wie der Bär. Für besonders unrein gelten die Wöchnerinnen. Selbst acht Wochen nach der Niederkunft ist sie so unrein, daß sie nicht mit dem Manne zusammen essen darf. Nach acht Wochen wird sie mit Rentierfett oder Heidekraut beräuchert und dadurch gereinigt[2].

Nach dem Tode des Mannes vertritt, wenn minderjährige Kinder vorhanden sind, die Mutter die Stelle des pater familias, verwaltet das Vermögen, mietet Arbeiter zur Jagd und zum Fischfang usw. Die außerehelichen Kinder genießen dieselben Rechte wie die ehelichen. Die Sorge für die Waisen übernehmen gewöhnlich die Verwandten; haben die Waisen ein Vermögen, so verwalten es die Vormünder mit der größten Rechtschaffenheit. Da die Samojeden keine Schrift besitzen, so hat jede Familie einen Stempel, welcher von einer Generation auf die andere vererbt wird, und welchen sie auf die amtlichen Papiere, Bittschriften usw. drücken. Als Schuldschein gilt ein Kerbstock mit dem aufgedrückten Stempel des Schuldners. Hauptsächlich dient der Stempel als Eigentumszeichen für die Rentiere.

Die Samojeden sind sehr freigebig und beschenken gern, erwarten aber auch Gegengeschenke. Bei ihrer großen Vorliebe für geistige Getränke wird kein Handel abgeschlossen ohne reichlichen Schnapsgenuß. Die russischen Händler

[1] Globus LX (1891) 172. [2] Ebd. LX 173—174.

nutzen diese Leidenschaft der armen Nomaden aus, um sie aufs schamloseste zu betrügen. Der Samojede ist selten eines Verbrechens fähig, weil sein Charakter friedfertig, gesellig und sanft ist. Der Einfluß der Russen und der Syrjänen wirkt sehr nachteilig auf die Samojeden ein, so daß diese infolge davon zuweilen auch rechte Spitzbuben werden. Totschlag kommt verhältnismäßig oft vor, weil sie im Zustand der Trunkenheit in Schlägereien geraten, vorsätzliche Morde dagegen sind selten, und ein Raubmord kam bis jetzt nur einmal vor. Selbstmorde sind nicht selten. Der sonst ehrliche Samojede, welcher seine Habe nur dem Schutz der Götter überläßt, stiehlt häufig Rentiere, was er gar nicht als ein Verbrechen, sondern als eine Art Jagd betrachtet. Daher die eigentümliche Tatsache, daß, wenn ein Samojede dem andern zehn Rentiere gestohlen hat, der Bestohlene keine Klage beim Gericht erhebt, sondern sich durch einen größeren Diebstahl an dem Dieb schadlos zu halten sucht[1].

Die Schamanen (tadibe) lehren die heidnischen Samojeden folgende Moralregeln: „1. Ehre deinen Vater und deine Mutter. 2. Ehre und achte ältere Personen. 3. Klage keinen Menschen ohne Grund an und spotte nie über einen andern. 4. Du sollst nicht morden und stehlen. 5. Liebe deine Frau und trage nie Verlangen nach einer fremden. 6. Sei nicht stolz. 7. Betrinke dich nicht. 8. Rede keinen Unsinn. 9. Gib einem Bittenden, damit er nicht ohne eine Unterstützung dich verläßt; dafür wird Gott dir noch mehr geben.“[2]

Es gibt bei den Samojeden auch eine Aristokratie, eine Reihe von Geschlechtern, die sich zu Reichtum und Macht emporgeschwungen. Die Aristokratie ist erblich. Die Samojeden von Archangelsk werden von zwei Häuptlingen und einigen Unterbeamten regiert. Die Beamten werden von der Gemeindeversammlung auf drei Jahre gewählt. Nach dem Buchstaben des Gesetzes entscheidet der Häuptling in allen Gerichtssachen, mit Ausnahme des Aufstandes gegen die kaiserlichen Behörden, des Mordes, des Raubes, der Notzucht und der Falschmünzerei; tatsächlich teilt er aber seine richterliche Gewalt mit der Gemeindeversammlung, welche eigentlich die entscheidende Stimme hat. Der heidnische Samojede schneidet beim Eide ein aus Schnee oder Erde verfertigtes Götzenbild entzwei und sagt dabei: „Möge ich ebenso entzweigeschnitten werden, wenn ich die Unwahrheit sage.“ Bei einem besonders feierlichen Eid ziehen sich alle Beteiligten ganz nackt aus, sprechen mit Andacht die Worte: „Möge Gott uns bestrafen, die Erde uns verschlingen, reißende Tiere unsere Körper zerfleischen“, schlachten einen Hund, verzehren dessen noch zuckendes Herz sowie die Schnauze eines Eisbären und beschmieren mit dem Blut des geschlachteten Tieres ihre tönernen Götzen[3].

Schon aus dem Angeführten geht hervor, daß die Samojeden eine Idee von Gott, dem Rächer des Bösen, haben. Diesen Glauben an Gott bezeugen alle Reisenden. So sagt Klingstädt[4], der sich lange in Rußland aufgehalten

---

[1] Ebd. LX 188. Nach Krestinin (im Ausland 1829, 716) sind die Diebstähle beinahe unerhört.

[2] Globus LX 188. [3] Ebd. LX 190.

[4] Historische Nachrichten von den Samojeden und den Lappländern. Aus dem Französischen, Riga und Mitau 1769, 54.

hat: „Sie nehmen das Dasein eines höchsten Wesens an, das alles erschaffen hat und im höchsten Grade gut und wohltuend ist.“ Dasselbe bezeugt Wassili Kristinin[1], der sagt: Sie glauben an einen höchsten und obersten Gott, den sie Num Jelemubart (Geber der Lebens) nennen; dasselbe berichtet Georgi[2]. Am eingehendsten hat sich Castrén[3] mit der Religion der heidnischen Samojeden befaßt. Sie nehmen nach ihm „ein höchstes Wesen namens Num an und verehren außerdem ihre Götzenbilder und auch verschiedene Naturgegenstände“. Num heißt auch Jilibeambaertje, er hat allein und ohne fremde Hilfe Himmel und Erde erschaffen. Er ist der Urheber alles Guten und wohnt im Himmel. Neben und unter Num gibt es eine unzählige Menge Götzen oder Geister, Tadebtsjos, die aber nicht allgewaltig sind, sondern dem Num unterstehen und ihm gehorchen. Die Zauberer (tadibe) sind die Vermittler zwischen den Menschen und diesen Geistern. In einem samojedischen Liede sendet der Tadibe, der einem Kranken helfen will, den Tadebtsjo zu Num, um Hilfe für den Kranken zu erflehen. Der Tadebtsjo gehorcht, kommt aber mit der Nachricht zurück, Num wolle nicht helfen. Auf die Bitte des Tadibe, er solle selbst helfen, erwidert der Tadebtsjo: Ich kann nicht helfen, da ich geringer bin als Num.

„Von dem erwähnten Num“, schreibt Castrén[4], „erzählen die Samojeden ungefähr dasselbe, was man in den finnischen Gesängen von Ukko liest. Num thront in der Luft und sendet von dort Donner und Blitz, Regen und Schnee herab. Oft wird er mit dem sichtbaren Himmel, der ebenfalls Num heißt, verwechselt (?)[5] und deshalb Numgy, d. h. etwas zu Num Gehörendes, genannt. Der Regenbogen gilt als der Saum von Nums Mantel. Auch die Sonne wird als Num oder Jilibeambaertje verehrt; denn wenn der Tag anbricht, tritt der Samojede aus seinem Zelt, und wenn die Abendsonne sich senkt, verrichtet er sein Gebet mit diesen Worten: Wenn du, Jilibeambaertje, untergehest, so gehe auch ich zur Ruhe. Einige Samojeden habe ich erzählen hören, daß auch die Erde, das Meer und die ganze Natur Num seien. Andere dagegen haben, vermutlich infolge des christlichen Einflusses, sich gewöhnt, ihn als Schöpfer der Welt aufzufassen, und glauben, daß er es ist, der die Welt lenkt und erhält, der den Menschen Glück und Wohlfahrt, Rentiere, Füchse und Reichtum jeglicher Art verleiht[6]. Alles, was auf der Erde geschieht, weiß und sieht Num. Und sieht er die Menschen Gutes tun, so läßt er ihnen alles gelingen. ... Wenn sie aber Sünde begehen, so stürzt er sie in Armut und Elend und sendet ihnen einen frühzeitigen Tod.

---

[1] Im Ausland 1829, 715.

[2] Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 1. Ausg. 276 378.

[3] Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—1844, St Petersburg 1853, 197.

[4] Ebd. 198.

[5] Wenn die Samojeden die Sonne für identisch mit Num hielten, so würden sie ihn nicht bloß „oft“, sondern immer mit dem sichtbaren Himmel verwechseln, und sie würden dann den Himmel nicht bloß „etwas zu Num Gehörendes“ nennen.

[6] Deshalb beten die Samojeden oft: Num (Noum) tad = Gott gibt; Num arka = Gott ist groß (vgl. Ausland 1829, 715). Wenn sie nach Süden ziehen, bringen sie jedesmal ein Dank- und Sühneopfer dar. Je sieben womöglich weiße Rentiere werden vom Familienhaupte geopfert.

In Ermanglung einer klaren Vorstellung von einem künftigen Leben sind die Samojeden allgemein der Ansicht, daß die Wiedervergeltung schon in diesem Leben vor sich geht[1]. Dieser Glaube erzeugt bei ihnen einen grenzenlosen Abscheu vor der Sünde (haebea) und bösen Handlungen, besonders vor Mord, Diebstahl, Meineid und Ehebruch. Obwohl dem Trunk ergeben, halten sie dennoch eine unmäßige Trunksucht für eine Sünde."

Außer Num verehren die Samojeden ihre Hausgötter oder Fetische (hahés), denen sie ihre Wünsche und Bedürfnisse eröffnen mit der Bitte, ihnen zu helfen. Die Hahés sind wie die Tadebtsjos dem Num untergeordnete Wesen, sie unterscheiden sich jedoch von den Tadebtsjos dadurch, daß diese geistig und nur den Tadiben oder Schamanen sichtbar sind, während die verkörperten Hahés auch von den in die Mysterien Uneingeweihten befragt werden können. Einige Hahés sind Naturprodukte, z. B. außergewöhnliche Steine oder Bäume u. dgl., andere werden künstlich aus Holz, Erde oder Schnee gemacht. Zur Anrufung eines Hahés ist immer ein Opfer nötig, das bei wichtigen Angelegenheiten von Schamanen dargebracht werden muß. Das Opfertier (Rentier) wird vor den Götzen gebracht und hier erwürgt. Kopf, Geweih und Haut werden an einen Baum vor dem Hahé aufgehängt, das Gesicht der Götzen bestreicht der Tadibe mit dem Rentierblut und ein Stück Rentierhaut verbrennt er auf dem Feuer; das ist die Mahlzeit für den Gott, das übrige verzehren der Tadibe und die Opfernden gemeinsam.

Castrén[2] behauptet: „Die Samojeden leben in dem dunkeln Glauben, daß der Tod dem ganzen Dasein des Menschen ein Ende mache." Doch berichtet er selber Dinge, die mit dieser Behauptung schwer vereinbar sind. Hören wir: „Zwar scheint man anzunehmen, daß der Verstorbene noch einige Tage im Grabe lebe, und es geschieht wohl auf Grund dieser Annahme, daß man nicht bloß an der Seite des Verstorbenen einen Herd, ein Messer, eine Axt, einen Speer, Geld und verschiedene notwendige Dinge niederlegt, sondern auch von Zeit zu Zeit ein Rentier am Grabe schlachtet; ist aber die Leiche verwest, so glaubt man, daß es mit dem Menschen aus sei. Nur die Tadibes haben ein unsterbliches Leben; sie verwandeln sich nach dem Tode in sog. Ilarmas", d. h. Tadebtsjos, von denen man erzählt, daß sie bald im Grabe ruhen, bald auf der Erde herumwandern und nach ihrer früheren Sinnesart entweder Gutes oder Böses ausüben.

Aus diesen Angaben ergibt sich, daß die Samojeden Leib und Seele wohl unterscheiden. Die Seele lebt weiter, auch nachdem der Leib tot ist, und hat noch Bedürfnisse wie früher. Daß nun die Samojeden meinen sollten, die vom Leibe verschiedene Seele gehe mit dem Verwesen des Leibes zu Grunde, ist kaum glaublich. In dieser Voraussetzung wäre ja das Mitbegraben von einem Herd, einer Axt usw. und besonders von Geld völlig sinn- und zwecklos. Auch der Umstand, daß die Schamanen als unsterblich galten, deutet darauf hin, daß man an die Unsterblichkeit glaubte. Hierzu kommt noch ein anderes. Wie Castrén[3] selbst berichtet, thront nach der Annahme der Samojeden der Todes-

[1] Das kann doch nicht von christlichem Einfluß kommen!
[2] A. a. O. 264. [3] Ebd. 271.

gott auf der Erde, die elysäischen Gefilde aber befinden sich im Schoß der Unterwelt. In Übereinstimmung mit dieser Vorstellung begraben sie gewöhnlich die Toten über der Erde und lassen die düstern Geister der Tadibes im Dunkel der Nacht unter ihnen schweben, erzählen dagegen, daß tief in der Erde ein gutes und glückliches Volk wohne, welches sie Siirtjei nennen. Es besitzt viele Mammuttiere, die dort statt der Rentiere dienen, und lebt von Bibern, Zobeln, Silber und Gold. Dieses Volk sind wohl nur die Ahnen der Samojeden. Das wird einem fast zur Gewißheit, wenn man damit vergleicht, was Castrén[1] schon vorher berichtet hatte. Die Samojeden glauben an fortwährende Himmelfahrten. Geschieht es, daß ein Meineidiger oder ein Übeltäter spurlos auf den Tundren verschwindet, so heißt es, daß er von einem Bären aufgefressen sei; wenn aber dasselbe Schicksal eine wohlangesehene Person trifft, „so nimmt man es für eine ausgemachte Sache an, daß sie sich wie einst der große Zauberer Urier in die himmlischen Wohnungen begeben habe". Hier wird ganz offenbar die Unsterblichkeit der Seele und das Vorhandensein eines himmlischen Paradieses vorausgesetzt. Und dieses Paradies ist wohl kein anderes als die oben erwähnten elysäischen Gefilde.

Auch in samojedischen Märchen, die uns Castrén mitteilt, wird der Glaube an die Unsterblichkeit vorausgesetzt. So erzählt ein Märchen von einem Mädchen, dem man beim Baden die Kleider genommen, es habe, um die Kleider wieder zu erhalten, die Herzen mehrerer Männer entwenden müssen. Als es die Herzen hergab, verschaffte ihm eine alte Frau die Kleider. Diese ging nun zum Zelt, wo die Menschen ohne Herzen lebten, die zum Himmel emporgefahren waren. Sie gab allen ihre Herzen, und alle wurden rein und heilig. „Nun", sprach die Frau, „laßt uns gen Himmel fahren, zu unsern Schwestern." Sie fingen Rentiere und fuhren durch die Luft. Da stießen sie auf einen dichten Nebel, in dem sie nichts sehen konnten. Sieben Tage fuhren sie durch den Nebel, kamen dann an eine sehr warme und gute Stelle. „Dort leben sie noch heutzutage."[2]

F. H. Müller[3] meint, der Glaube der Samojeden an die Unsterblichkeit lasse sich schwerlich aus ihrer Gewohnheit, Waffen und sonstige Dinge mit den Toten zu begraben, herleiten, weil dieser Glaube dem geistigen Entwicklungsstandpunkt des Volkes unendlich fern liege. Eine sonderbare Behauptung, da wir diesen Glauben bei vielen der am tiefsten stehenden Wilden zweifellos ausgesprochen finden, wie wir noch sehen werden. Nach Pallas[4] scheuen sich die Samojeden, den Namen des Verstorbenen auszusprechen. Erst nach geraumer Zeit pflegen sie diesen Namen den Nachkommen der zweiten oder dritten Generation beizulegen, um die Erinnerung an den Verstorbenen zu erhalten. Dem Toten legen sie einen Kessel umgekehrt auf den Kopf, „da sie überzeugt sind, daß die Seele auch nach der Zerstörung des Leibes dort wohnt". Der Verstorbene wird nie zur Türöffnung aus der Hütte gebracht, weil man meint, wenn dies

[1] Reiseerinnerungen 263.
[2] Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker 172—176.
[3] Der ugrische Volksstamm I 320.
[4] Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches III 76.

geschähe, so würde er bald ein anderes Glied aus der Familie abholen und mit sich wegführen. Man läßt auch oft Zauberer kommen, „um den Geist des Toten zu versöhnen". Diese sprechen mit dem Geist und ermahnen ihn, die Hinterbliebenen auf Erden nicht zu beunruhigen und keinen davon mit sich zu nehmen. Zum Schluß bitten sie ihn, seinen Verwandten das Land zu überlassen, in dem er so erfolgreich gejagt. Wenn ein Samojede, wann es auch immer sein mag, am Grabe eines nahen Verwandten vorbeikommt und den Ort wiedererkennt, so ist er verpflichtet, ein Rentier zu schlachten und mit seinen Reisegefährten zum Andenken an den Toten zu verzehren. Der Kopf des Tieres wird auf einem Pfahl befestigt, den man am Grabe in den Boden steckt. Deutlicher kann man doch kaum die Überzeugung vom Fortleben der Seele bekennen. Klingstädt[1], einer der ersten, der die Samojeden eingehend beschrieben hat, drückt sich über unsere Frage so aus: „Man findet bei ihnen auch eine Idee von der Unsterblichkeit der Seele und einem Stande der Belohnung und Bestrafung in einem andern Leben; dies alles schränkt sich aber auf eine Art von Seelenwanderung ein.... Zufolge dieses Gedankens von der Seelenwanderung haben sie die Gewohnheit, in den Gräbern derer, die sie beerdigen, die Kleider des Verstorbenen, seinen Bogen, seine Pfeile und alles, was ihm angehört, hineinzulegen; sie sagen, es könnte wohl sein, daß der Verstorbene diese Dinge in einer andern Welt bedürfte, und es schickte sich für niemand, sich das, was einem andern angehörig gewesen, zuzueignen. Man ersieht hieraus wohl, daß, wenn die Lehre von der Unsterblichkeit einen Teil ihrer Religion ausmacht, solches nur nach Art einer bloßen Möglichkeit ist, über welche ihnen noch Zweifel übrig bleiben."

Hält man die Beerdigungsgebräuche vor Augen, so wird man wohl besser sagen, die Samojeden glauben zwar an ein Fortleben nach dem Tode, haben aber über dieses zukünftige Leben nur unklare und verworrene Begriffe. Daß diese Auffassung richtig ist, sieht man aus dem Begräbnis einer alten Assja-Samojeden-Frau, das uns A. v. Middendorff[2] als Augenzeuge schildert. Samt den besten Kleidungsstücken wurde sie in hockender Stellung in ein altes Segeltuch eingenäht, in eine Abteilung der Zelthütte eingewickelt und dann nicht zur Türöffnung, sondern seitlich aus dem Zelt hinausgeschafft und draußen in einen mit roten Lederlappen gezierten Weiberschlitten gesetzt, zugleich mit ihren persönlichen Habseligkeiten, Messinggeräten usw. Nun ging es fort in die Tundra. Dem Häuptling fiel es zu, die beiden an den Schlitten gespannten Rentiere abzustechen. Da es aber ein armes Weib war, die eine Tochter nebst kleinem Jungen hinterließ, so war mit der einzig vorhandenen Abteilung der Zeltstücke, mit dem Schlitten, den Geräten, Kleidungsstücken und Rentieren der größte Teil des Vermögens der Verstorbenen in das zukünftige Leben mitgegeben worden. — Nach einem Jahre besuchen die Assja-Samojeden das Grab der Ihrigen wieder. Zur Charakteristik der Samojeden fügt Middendorff noch hinzu: „Vielfältig habe ich die größte Vorsorge für Kranke, die Zeichen

[1] Historische Nachrichten von den Samojeden und den Lappländern 56.
[2] Sibirische Reise IV 2 (1875), 1464.

zärtlichster Kinderliebe erlebt. Insbesondere drängte mich ein Vater, der ein krankes Kind auf dem Arme trug, mit der liebevollsten Besorgnis, daß ich helfen solle."

2. Die Ostjaken.

Ähnlich wie die Samojeden zerfallen auch die ugrischen Ostjaken im Binnenland an den Ufern des Ob in eine Menge kleiner Klans, von denen jeder ein selbständiges Gemeinwesen oder besser eine Familie im großen bildet. Doch gilt dies nicht mehr von den christlichen Ostjaken, die von russischen Beamten und Gesetzen regiert werden, sondern von den heidnischen, obdorskischen Ostjaken, die ihre patriarchalischen Institutionen bewahrt haben. Manche von diesen Klans oder Geschlechtern bestehen nach Castrén[1] aus Hunderten, ja Tausenden von Individuen, unter denen viele nicht mehr ihr ursprüngliches Verwandtschaftsverhältnis nachzuweisen vermögen, aber sich doch als Verwandte betrachten, keine eheliche Verbindung miteinander eingehen und es als Pflicht erachten, einander zu helfen. Gewöhnlich halten sich alle zu demselben Geschlecht gehörenden Familien dicht beisammen, und die allgemeine Sitte gebietet, daß in einem solchen Geschlechtskomplex der Reiche seine Habe mit dem Armen teile. Die Ostjaken sind ein armes Volk und leben meist nur von dem, was der Tag einbringt. Die Beute teilen sie brüderlich. Das Bemerkenswerteste ist, daß man einander nie um Almosen angeht, sondern es als ein Recht ansieht, ohne alle Zeremonien zum Eigentum seines Nächsten zu greifen. In einer Gesellschaft von so gesinnten Individuen sind Mißhelligkeiten selten. Doch hat jedes Geschlecht seinen Ältesten, dessen Pflicht es ist, Ordnung und Eintracht aufrecht zu erhalten. Jeder Streit kommt vor diesen Ältesten, der auf der Stelle ohne juristische Formalitäten entscheidet. Mit diesem Urteil sind die Parteien gewöhnlich zufrieden, doch können sie an eine höhere Instanz, den Fürsten, appellieren.

Eine Menge von Geschlechtern, die nahe beieinander wohnen, erkennt seit uralter Zeit ein gemeinsames Oberhaupt an, das den Namen eines Fürsten (Woiwoden) trägt und auch von der russischen Regierung anerkannt wird. Jeder Fürst kann in seinem Distrikt alle Prozesse entscheiden, ausgenommen diejenigen, bei denen es sich um ein Verbrechen handelt, welches nach altrussischem Recht mit dem Tode bestraft wird. Die vornehmste Pflicht des Fürsten ist die Erhaltung des Friedens und die Schlichtung der Streitigkeiten wegen der Weiden, der Jagd- und Fischereibezirke usw. Ihm unterstehen die Ältesten der Geschlechter. Die Würde des Fürsten und die des Stammesältesten ist erblich und geht vom Vater auf den Sohn über. Ist kein Sohn da, so wird der nächste Verwandte des Verstorbenen gewählt. Weder den Fürsten noch den übrigen Beamten wird ein Gehalt bezahlt, doch werden sie von ihren Untergebenen mit freiwilligen Gaben bedacht[2].

Nach Joh. Bern. Müller[3], der am Anfang des 18. Jahrhunderts als russischer Gefangener in Sibirien gute Gelegenheit hatte, die Ostjaken kennen

[1] Reiseerinnerungen 286 ff. [2] Ebd. 288.

[3] Leben und Gewohnheiten der Ostjaken. Von Johann Bernard Müller, königl. schwedischer Dragonerkapitän, Berlin 1720, 37 ff.

zu lernen, schreibt über ihre Ehegebräuche: Wenn der Bräutigam beim Vater der Braut seine Bewerbung vorbringen läßt, so kommen die Ehevermittler bezüglich des Brautpreises überein; gewöhnlich fordert der Vater wenigstens 100 Rubel, die der Bräutigam mit einem Kahn, mit Hunden, Rentieren usw. bezahlt. Ist der Vater befriedigt, so verspricht er, an einem bestimmten Termin seine Tochter zu übergeben. Während dieser Zeit darf der Bräutigam die Braut nicht besuchen; will er aber den zukünftigen Schwiegereltern aufwarten, so geht er rückwärts zur Türe hinein und er darf zum Zeichen der Ehrfurcht und Unterwerfung sie nicht freien Auges ansehen. Wenn der Vater die Tochter ausliefert, empfiehlt er den Brautleuten, beständige Freundschaft zu unterhalten und sich gegenseitig wie Mann und Weib zu lieben. Oft geben die Eltern ihre Töchter schon im Alter von sieben bis acht Jahren den Männern, damit sie sich daran gewöhnen, diesen zu gehorchen. Wird der Mann der Frau überdrüssig, so verstößt er sie und nimmt eine andere. Es ist Gewohnheit, daß die Wöchnerin eine Zeitlang in einer besondern Hütte bleiben muß und ihr Mann sie hier nicht besuchen darf; auch kein anderer Mann darf die Hütte betreten. Nach vier oder fünf Wochen wird in der Mitte der Hütte ein großes Feuer angezündet, über das die Frau dreimal springen muß, um sich zu reinigen[1].

Wie Castrén[2] berichtet, ist bei den Ostjaken Vielweiberei gestattet; sie soll jedoch wegen des hohen Brautpreises selten sein. Ein Mann kann mehrere Schwestern heiraten, doch hegt man Bedenken gegen solche Ehen, da man die Erfahrung gemacht haben will, daß sich Schwestern in einer und derselben Ehe nicht vertragen. Zwei Brüder dürfen nicht zwei Schwestern heiraten, auch wenn diese verschiedene Mütter haben. Ein jüngerer Bruder muß die Witwe des älteren heiraten. Ist ein Ehegatte gestorben, so darf der überlebende Teil mindestens ein volles Jahr nicht heiraten. Die Söhne und Töchter sind verpflichtet, zwei Jahre lang nach dem Tode des Vaters oder der Mutter keine Hochzeit zu feiern.

Die Frau erbt niemals, folglich auch der Mann nicht mit seiner Frau; ebenso erhält die Witwe nichts von dem Vermögen ihres Mannes. Das ganze Eigentum des Verstorbenen wird gleichmäßig unter die Söhne verteilt, die verpflichtet sind, für Mutter, Schwestern und andere weibliche Angehörige zu sorgen. Sind die Söhne beim Tode des Vaters unmündig, so werden sie samt den weiblichen Personen der Familie von den nächsten Verwandten in Obhut genommen, wofür diese einen ebenso großen Teil des Vermögens wie jeder der Söhne erhalten. Hat der Verstorbene keinen Sohn hinterlassen, so wird das Eigentum nach freier Übereinkunft unter die näheren oder entfernteren Verwandten geteilt, denen es dann obliegt, für den Unterhalt der Witwe und Töchter zu sorgen[3].

Die obdormischen Ostjaken sind entweder Fischer oder Rentierbesitzer. Die letzteren verschmelzen immer mehr mit den Samojeden nicht bloß in Religion und Lebensweise, sondern auch in der Sprache. Die Fischer-Ostjaken dagegen haben ihre Eigenart bewahrt, sie sind jedoch arm und nicht selten der Trägheit, dem Trunk und sittlichen Verderben anheimgegeben. Der eigennützige und

[1] Ebd. 40. [2] Reiseerinnerungen 299—360. [3] Ebd. 300.

unredliche Handel der Kolonisten hat auch viele Ostjaken in tiefe Schulden gestürzt[1]. Pallas[2] schildert die Ostjaken als schmutzig, furchtsam, abergläubisch, einfältig und träg, aber gutherzig. Castrén lobt ihre Dienstfertigkeit und ihren redlichen Sinn. Der Ostjake verläßt seinen Freund in der Not nicht und dem Anklopfenden verschließt er nie seine Türe; er hilft gern, und der Reiche hält es für seine Pflicht, dem Armen zu helfen. Diebstahl kommt fast nie vor. Das Haus wird nie verschlossen und das Eigentum oft mitten auf den Tundren gelassen. Sie hegen keinen Verdacht gegeneinander, sondern leben wie Brüder zusammen[3]. Der schon erwähnte Joh. Bern. Müller[4] berichtet noch, die Ostjaken-Frauen pflegten sich Hände und Arme zu tätowieren; sie zeigen übrigens, fügt er bei, eine große Schamhaftigkeit, indem sie sich bei der Ankunft von Fremden verhüllen oder auch ganz entfernen.

Über die Religion der Ostjaken unterrichten uns Castrén in seinen „Reiseerinnerungen" und der schon erwähnte Joh. Bern. Müller. Jedes Geschlecht hat seit uralten Zeiten seine eigenen Götzenbilder aus Holz oder Erz, die oft in einer eigenen Jurte verwahrt und mit Opfern und andern religiösen Zeremonien geehrt werden. Diese „Götter-Jurten" stehen unter der Aufsicht eines Mannes, der zugleich Lehrer, Priester und Arzt ist und ein hohes Ansehen genießt. Vorzugsweise ist er aber Zauberer oder Schamane, der in zweifelhaften Fällen sowohl vom ganzen Geschlecht als von einzelnen befragt wird. Er antwortet aber nie unmittelbar, sondern stellt die Sache der Entscheidung der Götter anheim und verkündet deren Antwort[5]. Diese Fragen können jedoch nicht dem höchsten himmlischen Gott, dem Turm oder Turum, wie ihn die Ostjaken nennen, vorgelegt werden, denn dieser redet mit der Zornesstimme des Donners und Sturmwindes zu den Menschen. „Man glaubt zwar, daß Turm dem Menschen überall auf den Spuren folge, daß ihm weder das Gute noch das Schlechte in der Welt entgehe, und daß er nicht unterlasse, einem jeden das Verdiente zuzuteilen; dessenungeachtet ist er aber ein den Sterblichen unzugängliches und furchtbares Wesen. Ihn erreichen keine Gebete, sondern er lenkt die Geschicke der Welt und der Menschen nach den unveränderlichen Gesetzen der Gerechtigkeit. Man kann seine Gunst durch keine Opfer gewinnen, denn vor ihm gilt nichts anderes als das eigene innere Verdienst des Menschen, und nach diesem teilt er seine Gaben aus, ohne auf Opfer und Gebete zu achten. Wenn deshalb der Ostjake in einer oder der andern Angelegenheit einen höheren Beistand nötig hat, so muß er sich an andere, untergeordnete Gottheiten wenden." Diese machen teils das gemeinsame Eigentum des Geschlechtes aus, teils gehören sie einzelnen Familien oder Individuen. Hat ein Geschlecht keine Jurte für die Götterbilder, so verwahrt es sie in einem Zelt oder unter freiem Himmel auf

---

[1] Castrén, Reiseerinnerungen 306.

[2] Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches III 39.

[3] Castrén a. a. O. 307.

[4] Leben und Gewohnheiten der Ostjaken 31—33.

[5] Castrén a. a. O. 288. Die Abhandlung Castréns über die Ostjaken findet sich auch wörtlich wieder in dessen „Ethnologischen Vorlesungen über die altaischen Völker" 106 ff.

einem entfernten Waldhügel. Die Ostjaken suchen ihre Götzenbilder fremden Blicken zu verbergen, eine Vorsicht, die auch deshalb nötig ist, weil in dem Tempel kostbare Opfer an Geld und Pelzwerk aufbewahrt werden, deren Entwendung ihre nichtheidnischen Nachbarn kaum für einen Tempelraub ansehen würden[1]. Die ostjakischen Götter, die Castrén traf, waren alle nackt und unterschieden sich nicht von den Götzen der Samojeden. In demselben Hain, wo die Götter aufgestellt waren, erblickte er auch eine Menge von Rentierhäuten und Geweihen, die an den Baumspitzen aufgehängt und so gerichtet waren, daß die Götter sie vor ihren Augen haben konnten. Manche Götzenbilder gehören einer Familie oder einem Individuum und begleiten diese als Schutzgötter auf allen Wanderungen. Oft hat jedes Götzenbild seine besondern Funktionen: eines beschützt die Rentiere, ein anderes verschafft guten Fang oder Gesundheit oder eheliches Glück usw. Sie werden von Zeit zu Zeit mit Opfern bedacht, indem man ihre Lippen mit Tran oder Blut bestreicht und ihnen ein Gefäß mit Fleisch und Fischen als Nahrung vorsetzt. Solche Opfer kann jeder darbringen, bei allgemeinen Opfern muß aber der Schamane funktionieren, weil nur er mit den Göttern zu sprechen vermag. Für den Schamanen ist die Zaubertrommel notwendig, denn nur der Trommelschlag mit Gesang dringt zu den Ohren der Götter. Die Opfer bestehen aus Rentieren, deren Haut und Geweih an Bäumen aufgehängt werden; das Fleisch dagegen wird von der versammelten Menge verzehrt, nachdem es eine Weile vor dem Angesichte des Gottes paradiert hat.

Die Götter anrufen und durch Opfer versöhnen ist fast der ganze Gottesdienst der Ostjaken; doch feiern verschiedene Geschlechter auch allgemeine Feste. Ein Hauptfest wird im Herbst begangen, wenn die nomadisierenden Ostjaken mit reichen Gaben von der Tundra zu ihren fischenden Brüdern am Ob heimkehren. Viele Geschlechter versammeln sich zu diesem Fest und bringen ihre Götzen mit, um die Nachbargötzen zu begrüßen und ihre Gastfreundschaft zu genießen. Alle versammeln sich zur Nachtzeit in der zum Götzendienst bestimmten Jurte. Es werden allerlei Waffenübungen und Tänze vor dem Götzenbild aufgeführt und auch Opfer dargebracht[2].

Castrén will in all diesen religiösen Handlungen nur „Spuren" eines beginnenden Religionskultes erkennen, weil sie aus Eigennutz hervorgehen, nicht aus Ehrfurcht vor der Majestät der Götter; aber damit könnte man auch das religiöse Leben fast aller Menschen verurteilen, die sehr oft oder sogar meistens aus Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf zeitlichen oder ewigen Lohn beten und Opfer bringen. „Nur Turm oder der himmlische Gott genießt ein höheres Ansehen, obwohl er keinen Gegenstand für einen Kultus ausmacht." Von geringerer Bedeutung ist der Waldgott Meang und der Wassergott Kulj, von denen der letztere besonders als böse Gottheit geschildert wird. Eine Art göttlicher Verehrung genießt der Bär; auch Bäume und heilige Orte werden verehrt[3].

Die Ostjaken ehren mit Opfern und andern Zeremonien das Andenken der Verstorbenen. „Diese Ehrenbezeigung", schreibt Castrén[4], „gründet

[1] Castrén a. a. O. 289—290. [2] Ebd. 294. [3] Ebd. 295.
[4] A. a. O. 296.

sich auf den allgemein verbreiteten Glauben, daß der Hingegangene, obwohl gehörig bestattet, dennoch fortfährt, dieselben Bedürfnisse zu haben und dieselben Beschäftigungen zu treiben wie zu Lebzeiten. Deshalb legt man teils in teils neben sein Grab einen Schlitten, einen Speer, einen Herd, einen Graben, ein Messer, eine Axt, Feuerzeug und andere Gerätschaften, durch deren Hilfe er sich Nahrung verschaffen und seine Mahlzeit bereiten kann. Sowohl bei dem Leichenbegängnis selbst als auch einige Jahre darauf opfern die Verwandten auf seinem Grabe Rentiere. Stirbt eine ältere, höher geachtete Person, so verfertigen die nächsten Angehörigen sofort ein Bild, das im Zelt des Verstorbenen aufbewahrt wird und dieselbe Ehre genießt, die ihm zu Lebzeiten erwiesen wurde. Bei jeder Mahlzeit wird das Bild zur Speise gesetzt, jeden Abend wird es entkleidet und zu Bett gebracht, jeden Morgen wieder angekleidet und nimmt stets den gewöhnlichen Platz des Verstorbenen ein. Während dieser Zeit scheint der Leib des Verstorbenen verwest zu sein, und hiermit nimmt auch die Unsterblichkeit ein Ende." [1]

Diese letzte Behauptung Castréns klingt nach dem unmittelbar Vorhergehenden völlig unglaublich. Er bringt auch nicht die Spur eines Beweises vor. F. H. Müller[2] schreibt von den Ostjaken: „Die Verstorbenen werden in ihren besten Kleidern beerdigt, mit vielen Gerätschaften ausgestattet, und zwar in einem kleinen Kahn statt eines Sarges. Die besten und liebsten Rentiere des Verstorbenen werden auf seinem Grabe getötet und ein Totenmahl dabei gehalten. Auch später werden noch öfter Gedächtnismahle der Toten gefeiert." Er beruft sich auf Pallas[3]. Noch deutlicher spricht sich der schon erwähnte Joh. Bern. Müller[4] aus, der die Ostjaken genau kannte. Er erzählt, daß man alle, die eines natürlichen Todes sterben, zugleich mit Pfeilen und Bogen, Messer und selbst mit Töpfen und Kesseln begrabe, und fügt dann bei: „Die Ursache, daß sie den Verstorbenen Panzer und Hausgerät mit in die Gruft werfen, ist die eitle Einbildung, die sie glauben macht, daß sie in der andern Welt bei den Göttern allerlei Hausgerät und Kriegsausrüstung nötig hätten. Insbesondere gebrauchen sie die Töpfe und Schüsseln dazu, daß sie in der andern Welt ihre Speisen kochen können, wenn sie bei ihren Göttern zur Mahlzeit nicht eingeladen werden, und solcher Hausrat daselbst nicht leicht zu bekommen sei. — Sonsten wissen sie von dem Zustand der Menschen nach dem Tode nichts, außer daß es aus den vorigen Umständen schiene, daß ihnen die Vernunft die Unsterblichkeit der Seele gleichwohl kundmache. Gleichwie sie aber in allen ihren Wirkungen im Geistlichen blind und verfinstert, so stellt sie den Menschen die Beschaffenheit des andern Lebens in denen bloßen Wollüsten und Ergötzlichkeiten des Lebens vor."

[1] Nach dem Berichte von Pallas begraben die Samojeden und Ostjaken ihre Toten so wenig tief im Boden, daß sie oft, namentlich im Winter, kaum mit Erde zugedeckt sind und deshalb sehr bald den weißen Füchsen, den Vielfraßen und andern wilden Tieren zur Speise werden. Wenn sie trotzdem jahrelang den Toten Rentiere schlachten, so setzen sie offenbar voraus, daß die Seele (der Geist) auch nach der völligen Auflösung des Leibes weiterlebt. [2] Der ugrische Volksstamm I 311—312.

[3] Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches III 51. Pallas sagt, daß die Ostjaken den Manen der Verstorbenen Opfer bringen.

[4] Leben und Gewohnheiten der Ostjaken 41—42.

Angesichts dieser positiven Zeugnisse und der von allen Reisenden berichteten Bestattungsgebräuche steht es unseres Erachtens fest, daß die Ostjaken an ein dauerndes Fortleben nach dem Tode glaubten, aber über die Art dieses jenseitigen Lebens nur dunkle Vorstellungen hatten.

3. Die Wogulen.

Wie die Samojeden und Ostjaken gehören auch die Wogulen, die sich selbst Mansi nennen, zu den finnischen Völkern. Sie wohnen zum größten Teil im östlichen Gebiet des nördlichen Ural, an den Flüssen Kama, Irtisch, Kolwa usw. Nach Castrén[1] ist der Unterschied zwischen Ostjaken und Wogulen im ganzen unbedeutend, doch nähern sich die letzteren mit ihren runden Gesichtern und langen schwarzen Haaren im Aussehen den Kalmücken. Von ihrem Charakter sagt Georgi[2]: „In ihrem Betragen sind sie munter, folgsam, ehrlich, fleißig, nicht dumm, aber leichtsinnig, zu Unordnungen geneigt, im Zorn schrankenlos und unreinlich. Ihr Weibsvolk ist dreist (forsch), höflich, fleißig und zum Teil wohlgebildet." Sie unterscheiden sich nach Stämmen, und meistens ist ein Dorf nur eine große Familie, deren Ältester den Staroſten oder Schulzen vorstellt. Ihre Lebensart liegt zwischen der nomadischen und seßhaften in der Mitte. Die südlichen Wogulen haben feste Winterdörfer mit Winterjurten oder viereckigen Hütten mit einem Kamin, einer breiten Schlafbank, einem platten Dach und einer Öffnung in demselben für das Licht. Die nördlichen Wogulen behelfen sich auch im Winter mit Sommerjurten von Stangen, die kegelförmig zusammengestellt und mit Birkenrinde bedeckt werden. Aus Birkenrinde verfertigen sie auch ihre Wiegen, in die die Kinder eingeschnürt und dann auf dem Rücken getragen oder irgendwo aufgehängt werden; desgleichen die Fischerkähne, indem sie die Birkenrinde mit Elentiersehnen zusammennähen und die Fugen mit Lärchenharz verkitten.

Äcker und Gärten haben die Wogulen keine, wohl aber kleine Herden von Kühen, Schafen und Schweinen; Pferde sind selten. Die nördlichsten haben wie die Samojeden nur Rentiere. Ihr Hauptgewerbe ist die Jagd. Viele wogulische Dörfer umzäunen ihr Jagdgebiet auf zehn, zwölf und mehr Werst durch kleine gefällte Bäume. Die häuslichen Arbeiten werden alle von den Frauen besorgt; diese besitzen im Gerben, Färben und Schneidern bei weitem nicht die Geschicklichkeit der benachbarten Völker. Die Männer kleiden sich, wenn sie ordentlich erscheinen wollen, ganz wie die russischen Bauern, sonst aber in allerlei Plunder von Pelzwerk und Zeug, die Frauen tragen Hosen und darüber ein buntes umgürtetes Hemd.

Die christlichen und die heidnischen Wogulen kaufen ihre Frauen, die letzteren deren bisweilen zwei zugleich. „Der Preis (kalym) eines Mädchens ist bei diesem armen Volke gewöhnlich zwischen 10 und 20, höchstens 25 Rubel. Mancher erhält einen fehlerlosen Schatz für fünf Rubel, und andere helfen sich durch Kaperei."[3] Eine Aussteuer der Mädchen ist nicht gebräuchlich. Die meisten

[1] Ethnologische Vorlesungen 128.

[2] Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 65. Vgl. auch F. H. Müller a. a. O. I 167.

[3] Georgi a. a. O. 67.

Hochzeiten sind ohne Feierlichkeiten. Wenn der Bräutigam den Kalym erlegt, nimmt er seine Braut mit sich in seine Hütte, und damit ist die Ehe geschlossen. Zuweilen werden bei solchen Gelegenheiten die Freunde festlich bewirtet. Eine Niederkunft verunreinigt die Frau auf sechs Wochen; während dieser Zeit muß sie allein wohnen und essen. Das Kind erhält von einem Fremden ohne Umstände einen Namen.

Ihre Totenäcker (kalassa) liegen im Walde. Die Leiche wird in ihrer Kleidung, den Kopf nach Norden gewendet, zwischen Brettern ins Grab gesenkt, dann legt man Pfeil und Bogen und einige Hausgeräte neben sie und scharrt sie zu. Totenschmäuse und Gedächtnisfeste finden nicht statt. — Manche Wogulen, sagt Georgi, sind schon Christen, viele aber und alle an der oberen Wischura und Kolwa sind noch Heiden. Weil sie zerstreut leben und wenige Priester (satkataba) haben, sind sie „in ihrer heidnischen Religion nachlässiger und in ihren Begriffen noch verworrener als die übrigen Heiden. Jeder Dorfälteste ist in Ermanglung der Satkatabas Opferpriester seines Dorfes oder seiner Familie". Früher waren den Götzen gewisse Höhlen an Flußufern oder auch Hügel in Wäldern gewidmet, und „noch wissen und verehren sie diese Örter, die man an den Haufen von Knochen erkennen kann". Die permischen Wogulen opfern jetzt statt in heiligen Höhlen auf Keremets, die sie Torom Satkadug nennen. Nahe bei dem Opfertische steht im Keremet ein aufgerichteter Klotz oder eine Säule. Nach Castrén[1] ist die Religion der Wogulen der der Ostjaken ganz gleich.

„Sie haben Götzen, die sie verehren, die christlichen aber und die heidnischen, die unter Russen wohnen, verleugnen sie. Es sind seltsam geformte Steine und geschnitzte oder metallene menschenähnliche Figuren. Am Loswa . . . wird eine Klippe, die die Gestalt eines Rentieres haben soll, verehrt. Bei den gewöhnlichen Keremetopfern stellen sie, wie Augenzeugen versichern, eine gekleidete Puppe, die sie im Walde verborgen halten, auf den Opfertisch."

Die Wogulen glauben an Torom, den „allgemeinen und gnädigen Beherrscher der Welt"[2]. Daneben verehren sie verschiedene Untergottheiten. Die Sonne ist die Wohnung des Torom, soll aber auch wie der Mond, die Wolken und die wichtigsten Naturereignisse als selbständige Gottheit betrachtet werden. „Vom Teufel (Kul) machen sie sich verächtliche Begriffe und fürchten ihn wenig." Ihr Hauptfest heißt Jelbola und ist zugleich ihr Neujahr. Sie feiern es am ersten Ostertage und nennen es das Fest der Herabkunft Gottes, womit sie den Frühling meinen. Es ist vorzüglich dem Torom und der Sonne gewidmet.

Als Opfergegenstände verwenden sie Pferde, Rinder, Schafe, Gänse, Enten, Hühner, Knochen, Honig, Bier usw. Die Zeremonien sind bei den Hauptfesten und auch bei Krankenopfern und Gelübden (Ore Torom) die gleichen. Gelübde erfüllen sie gewöhnlich an Festen, für Kranke aber opfert jeder zu Hause. Wenn sich die Gemeinde beim Keremet versammelt hat, das Vieh

---

[1] Ethnologische Vorlesungen 129.

[2] F. H. Müller, Der ugrische Volksstamm I 172. Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 67. Pallas, Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches II 261.

geschlachtet und das Fleisch gekocht ist, stellt der Priester, oder wer dessen Stelle vertritt, Kopf, Herz, Lunge und Leber in einem Gefäß zugleich mit Kuchen und Getränk auf den Opfertisch, das Gehirn aber wird auf einem Brettchen auf der Säule im Keremet angezündet, und damit es gut brenne, mit Talg vermischt. Während das Gehirn brennt, betet der Priester kurz und nachdrücklich, wobei die Gemeinde sich oft zur Erde verneigt und Amen! sagt. Er teilt das Opfer aus, das andächtig genossen wird. Die Haut und den Schädel des Pferdes hängen sie an einem Baume nahe beim Keremet auf, die übrigen Häute werden verbrannt und die Knochen der Opfertiere vergraben. Wenn die Opferhandlung zu Ende ist, kehren alle mit dem noch übrigen Opferfleisch und Getränke in ihre Dörfer zurück und verzehren es mit den Ihrigen in aller Fröhlichkeit[1].

4. Die Bergnomaden des Altai.

Das Land, welches die altaischen Bergkalmücken bewohnen, ist der Altai im engeren Sinne, d. h. der Teil des altaischen Bergsystems, auf dem einer der Quellflüsse des Obstroms, die Katunja, entspringt. Im Westen erstreckt es sich bis an den Irtisch, im Osten bis an die Waldgebirge des Birjasystems, des zweiten Quellflusses des Ob. Zwischen diesen Bergzügen liegen viele mit herrlichen Wiesen bedeckte Täler. Dies sind die Wohnplätze der Bergkalmücken, die sich selbst Altai-Kischi (Altai-Menschen) nennen[2]. Ihre Niederlassungen bestehen oft aus wenigen Jurten in der Nähe eines Flusses. Die Jurten haben die Form abgestumpfter Kegel und sind mit rauchgeschwärzten Filzdecken belegt. Radloff beschreibt eine solche von ihm besuchte Niederlassung. Zwei Jurten sind größer, die dritte ist nur sehr klein. Vor der einen sind zwei Stangen aufgestellt, zwischen welchen ein mit allerlei Lappen und Bändern behangener Strick ausgespannt ist. Dies ist die dem Schutzgeist geweihte Stätte. Nicht weit von der Jurte steht ein aus vier aufrecht stehenden Stangen gebautes Gerüst, auf dem an einer schräg darüber gelegten Stange eine Pferdehaut aufgehängt ist; diese Erscheinung ist ein dem Erlik oder Kosmös (Teufel) geweihtes Krankenopfer. Die innere Einrichtung der Jurten ist höchst einfach. Der Türe gegenüber ist das Bett aus Filzdecken; rechts davon liegt eine Reihe Säcke mit der beweglichen Habe der Familie. Über diesen Säcken ist gewöhnlich eine Filzdecke ausgebreitet, und darüber hängen an den Dachstangen die Götzenbilder. In der Mitte der Jurte ist die Feuerstelle; hier brennt das Feuer fast ununterbrochen und füllt das Innere mit Rauch. Gegenüber der Türe zwischen Feuerstelle und Bett ist der Platz der Hausfrau und neben ihr der des Haus-

[1] Georgi a. a. O. 70.

[2] Radloff, Die Bergnomaden des Altai, im Globus XI (1867) 248 ff. Die hier gemeinten Kalmücken sind nicht zu verwechseln mit den Kalmücken oder Westmongolen in der Dsungarei. Die Altaikalmücken sind zum größten Teil Türken; das beweisen nach Radloff (a. a. O. 279) die Geschlechtsregister und ihr rein türkischer Dialekt, dem im Laufe der Zeit viele mongolische Elemente eingemischt wurden. Die Kalmücken in der Dsungarei sind Buddhisten; ebenso der größte Teil der Kalmücken, die sich im 17. Jahrhundert in den Wüstensteppen im Westen des Unterlaufs der Wolga niederließen und die einzige buddhistische Völkerschaft auf europäischem Boden sind. Diese wolgischen Kalmücken zeigen den reinen Mongolentypus (vgl. J. H. Müller a. a. O. II 533).

herrn. Rechts von der Hausfrau sitzen die zur Familie gehörigen Weiber, auf der andern Seite die Männer. Neben dem Hausherrn ist die Stelle für den Ehrengast, dem man gewöhnlich als Sitz eine Filzdecke ausbreitet. So sieht jede Jurte aus. Unreinlichkeit und Unordnung herrschen überall in hohem Grade.

Die Kleidung ist bei allen Kalmücken die gleiche, und es wäre schwer, reich und arm an der Kleidung zu unterscheiden. Die Kinder laufen bis zum siebten Jahre fast nackt. Männer und Weiber tragen kurze Hemden und bis zum Knie reichende Hosen von blauem Baumwollenzeug, Filzstrümpfe und Stiefel aus Fellen.

Der Kalmücke ist gastfrei. Dem Fremden wird die Pfeife gereicht und Milchbranntwein vorgesetzt, dessen Genuß die Kalmücken sehr ergeben sind, so daß man nach Radloff[1] sagen kann, während des Sommers werde die ganze männliche Bevölkerung des Altai selten nüchtern. Nur die jungen Weiber und Kinder bleiben nüchtern, denn Frauen, die keine erwachsenen Kinder haben, dürfen sich nicht betrinken. — Da das Leben der Kalmücken in gewissem Sinne ein bloßes Familienleben ist, so hat auch fast nur das weibliche Geschlecht hier Pflichten und Beschäftigungen. Die Frauen bereiten die Speisen, nähen die Kleidungsstücke für die Familie und besorgen das Vieh, besonders die Kühe und Schafe, die allabendlich von den Bergen zur Jurte im Tale zurückkehren, um gemolken zu werden. Die Männer bringen die Zeit mit Essen, Trinken, Rauchen und Schlafen zu. Nur im Herbst gehen sie auf die Jagd, um die für die Abgaben nötigen Felle herbeizuschaffen. Nach seiner Meinung führt der Kalmücke ein herrliches Leben; ihn drücken keine Sorgen und er hat keinen Wunsch nach einer Veränderung. Fehlt ihm Kleidung oder Speise, so erhält er sie von reicheren Nachbarn, denn die sämtlichen Bewohner der Gegend bilden gleichsam nur eine Familie. Nur in der Nähe russischer Besitzungen beginnen die Männer Handel zu treiben und den Acker zu bebauen und regen sich Bedürfnisse und leider auch Leidenschaften und Laster, die früher unbekannt waren. Radloff[2] meint: „Dies ist eine unabänderliche Folge der beginnenden Zivilisation und zugleich ein Schritt zur Vervollkommnung, denn dadurch scheidet sich das Gute vom Bösen und es entsteht ein wahrhaftes Sittlichkeitsgefühl und ein gewisses Selbstbewußtsein, das dem ganz im sog. Naturzustande lebenden Volke abgeht.“ Wenn damit gesagt sein soll, dem Naturmenschen gehe jedes wahrhafte Sittlichkeitsgefühl ab, es fehle ihm die Unterscheidung von Gut und Bös, so ist das nicht eine aus den Tatsachen abstrahierte Ansicht, sondern nur eine Folgerung aus der evolutionistischen Weltanschauung. Das gilt auch von dem, was Radloff gleich beifügt: „Der Kalmücke stiehlt nicht, weil er keine Bedürfnisse hat; kennt weder Lug noch Trug, weil es in seinen Bergen nichts zu verheimlichen gibt und er viel zu träge ist, sich zu verstellen(!), doch kann man das Nichtvorhandensein der bedeutenden Laster nicht als Sittlichkeit bezeichnen; es ist dies nicht etwa das fest gewordene Bewußtsein des Guten in ihnen, denn die leiseste Berührung mit andern Elementen würde die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieses Stammes augenblicklich in das Gegenteil verwandeln.“ Selbst wenn dies letztere wahr wäre, so würde es nicht beweisen, daß die

[1] Die Bergnomaden des Altai, im Globus XI 277. [2] Ebd.

Wilden keine Sittlichkeit haben, sondern bloß, daß sie zu schwach sind, um den Verlockungen zum Bösen von seiten der sog. Zivilisierten zu widerstehen.

Die Religion der Kalmücken ist nach Radloff vorwiegend Schamanismus. Die Schamanen bilden eine Kaste von Eingeweihten, die durch Zauberformeln die Geister beschwören und von ihnen durch Opfer Glück und Gesundheit für ihre Klienten erflehen. Die Gabe des Schamanisierens wird ihnen angeblich durch die Gottheit verliehen und, wie es scheint, nur den Kindern der Schamanen. Nach der Anschauung der Kalmücken besteht die Welt aus einer Reihe von Schichten. Die oberen Schichten bilden den Himmel, das Reich des Lichtes, die unteren Schichten die unterirdische Welt, das Reich der Finsternis; zwischen beiden liegt die Wohnung der Menschen, die Erde, die unter dem Einfluß der beiden Welten steht. Gute Geister, welche den Menschen beschützen, wohnen in den oberen Schichten; in den unteren Schichten dagegen leben böse Geister, welche dem Menschen schaden. Die Legenden über die Erschaffung der Welt erklären uns die Ursachen dieser Einteilung. „Nach den Worten der Legende ist Tengere-Kairakan die mächtigste aller Gottheiten, er ist ohne Ende und Anfang; er ist der Vater und die Mutter des Menschengeschlechtes, der Erschaffer und Allerhalter der Welt.“ [1] Noch bevor Himmel und Erde waren, schuf Kairakan ein ihm ähnliches Wesen und nannte es Mensch (kischi). Er flog mit ihm über das Meer hin, aber der Mensch war mit diesem glücklichen Leben nicht zufrieden, er wollte sich über Kairakan erheben; allein nun verlor er die Fähigkeit zu fliegen und fiel ins Wasser. Im Begriffe zu ertrinken, rief er Gott um Hilfe an, und Kairakan ließ einen Felsen vom Meer aufsteigen, auf den der Mensch sich retten konnte. Nun befahl Kairakan dem Menschen, ins Meer zu tauchen und Erde zu holen, damit er ihm eine Wohnung schaffen könne. Der Mensch holte zwei Klumpen Erde aus dem Meeresgrund, lieferte aber nur einen an Gott ab. Gott streute die Erde über die Meeresfläche hin, die Erde quoll auf und bildete eine dicke trockene Schicht. Der Mensch hatte den andern Erdklumpen in seinem Munde verborgen; jetzt entfernte er sich von Gott, um sich sein eigenes Land zu schaffen. Aber die Erde fing an, in seinem Munde zu quellen, und er konnte nicht atmen. Da befahl ihm Kairakan, die Erde auszuspucken, und infolgedessen entstanden Sümpfe. Erzürnt über das Benehmen des Menschen, entfernte sich Kairakan von ihm, verfluchte ihn und nannte ihn Erlik. Da aber nun die Erde leer war, schuf Gott andere Bewohner. Es wuchs aus der Erde ein Baum mit neun Zweigen; an jedem Zweig entstand ein Mensch, und aus diesen neun Menschen gingen die neun Völker hervor, welche jetzt die Erde bewohnen. Erlik bemühte sich, die Menschen zu verführen und sich zu unterwerfen. Kairakan aber verfluchte ihn aufs neue und befahl ihm, in der dritten Schicht des unterirdischen Reiches der Finsternis zu wohnen; er selbst verließ die Erde, schuf für sich die 17 Schichten des Himmels und erwählte die höchste Schicht zu seiner Wohnung; zum Beschützer des Menschen ließ er den großen Mai-tere zurück. Erlik bat Mai-tere und Kairakan, sich einen hellen Himmel errichten zu dürfen, und baute sich

[1] Globus XLIV (1883) 72. Andere Stämme nennen das höchste Wesen Ülgän oder Pajana (vgl. ebd. XI 278). Der Name Kairakan ist uns schon bei den Mongolen begegnet. Vgl. oben S. 108.

nach erhaltener Erlaubnis einen solchen. Das Geschlecht Erliks, die bösen Geister, lebten jetzt besser als die Menschen. Da ließ Kairakan durch seinen Diener Mandyschire den Himmel Erliks zerstören; Mandyschire zerbrach den Himmel Erliks in kleine Stücke, die auf die Erde herabfielen. Diese Stücke verdarben die Erde und bedeckten sie mit Felsen und Gebirgen, zwischen denen undurchdringliche Wälder entstanden. Kairakan entfernte den Erlik in die unterste Schicht unter der Erde, wohin weder Sonne noch Mond scheint; dort sollte er bleiben bis an das Ende der Welt.

Tengere-Kairakan wohnt noch heute im obersten Himmel und regiert von da das Weltall. Aus ihm sollen durch Emanation(?) die drei höchsten Götter hervorgegangen sein: Bai-Ulgän, der in der sechzehnten Schicht auf goldenem Throne sitzt, Kysagan-Tengere in der neunten Schicht und Mergen-Tengere in der siebten Schicht. Die beiden Söhne Bai-Ulgäns, Beschützer der Menschen, wohnen in der dritten Schicht. Hier ist das Paradies (Ak), hier wohnen die Glückseligen (Aktue), welche als Vorfahren des jetzigen Menschengeschlechtes die Rolle der Vermittler zwischen ihren Nachkommen und der Gottheit übernehmen.

Die Erde selbst erscheint als eine den Menschen wohltätige Gottheit und wird von diesen unter dem Namen Jer-su verehrt. Jer-su ist die Gesamtheit der 17 großen Chane, welche ihre Residenz auf den höchsten Berggipfeln und an den Quellen großer Flüsse haben. Alle Gottheiten der oberen Welt sind Schöpfer und Beschützer der Menschheit, aber der Mensch wagt nur mit dem Jer-su und dessen Chanen in unmittelbare Beziehung zu treten, und dazu bedarf er der Vermittlung seiner Vorfahren; durch diese teilt er dem höchsten Gott seine Nöten mit, bittet um Beistand und dankt für die erhaltenen Wohltaten. Doch nur die Schamanenfamilien besitzen die (erbliche) Fähigkeit und das Wissen, um sich an die Vorfahren zu wenden.

Im unterirdischen Reiche leben die bösen Geister (Tumängi-Tur) unter ihrem Beherrscher Erlik-Chan. Noch tiefer ist die Hölle (Kasyrgon), wo die Sünder und Verbrecher die gebührende Strafe erleiden. Der Erlik-Chan wird sehr gefürchtet. Von ihm geht alles Böse: Sünde, Krankheit und Tod, aus, und deshalb sind alle bemüht, ihn durch Geschenke zu versöhnen. Die Schamanen beschwören ihn. Einige meinen, daß sich in diesen Legenden parsistischer oder vielleicht auch christlicher Einfluß zeige[1]. Die gewöhnliche Masse des Volkes scheint sich um die höheren überirdischen Wesen wenig zu kümmern und hat jedenfalls unklare und sich vielfach widersprechende Begriffe darüber. Sein Hauptkult besteht in den oben angegebenen Götzenbildern und Stangen mit bunten Lappen und Bändern. Erst wenn Unglück und Krankheit kommen, wendet es den Göttern seine Aufmerksamkeit zu. Dann läßt der Kalmücke den Schamanen rufen, um die Geister zu beschwören und den Urheber des Mißgeschickes zu entdecken. Ist dies geglückt, so bringt er Opfer von Pferden und Schafen. Dem Ülgän (Tengere-Kairakan) opfert man weißes Vieh, dem Erlik schwarzes. Das Fleisch der Opfertiere wird von den Teilnehmern am Opfer verzehrt, nur die Haut mit den Knochen des Kopfes und den Füßen wird an der Stange des Opfergerüstes aufgehängt. In einigen Gegenden wird den Göttern

[1] Globus XLIV (1883) 74.

vor jeder Speise ein Opfer dargebracht, indem man, bevor man den Napf mit Speise an den Mund setzt, ein wenig davon nach allen Seiten hinspritzt[1].

Eine Sitte der Kalmücken, der man auch bei den Indianern Amerikas und den Negern Afrikas begegnet, besteht darin, daß sie bei gefährlichen Bergpässen oder Flußübergängen Steinhaufen errichten, bei denen jeder Vorübergehende dem Schutzgeist opfert, indem er ein Steinchen, einen Zweig oder einen Haarbüschel aus der Mähne des Pferdes auf den Steinhaufen wirft. An einigen Stellen werden solche Opfer an einem Baume aufgehängt. Alle diese Handlungen verrichtet der Kalmücke ohne jede Andacht; es ist aber doch kein Zweifel, daß er damit die Götter oder Geister versöhnen oder gnädig stimmen will.

Obwohl der russischen Regierung unterworfen, sind die altaischen Kalmücken in ihren inneren Angelegenheiten fast ganz autonom. Sie zerfallen in zwei Bezirke: die eigentlichen Kalmücken und die Dwojedaner. Die ersteren unterstehen schon seit anderthalb Jahrhundert der russischen Krone, die letzteren erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, vorher waren sie Untertanen Chinas. Die Altaikalmücken zerfallen in sieben verschiedene Abteilungen (Tülschin), die Dwojedaner in zwei. An der Spitze jeder Abteilung steht ein Saisan; diese Würde ist in der Familie erblich, kann aber auch auf Wunsch des Volkes einem andern übertragen werden. Unter jedem Saisan stehen einige Temitschi, deren Würde ebenfalls erblich ist, und unter jedem Temitschi stehen mehrere Schülängü. Pflicht dieser Beamten ist, die Abgaben in Fellen für die russische Regierung zu sammeln und abzuliefern, außerdem die Verbrecher, die vom „Kopfgericht" abgeurteilt werden müssen, dem Kreisgericht in Biisk zu überweisen. Im Lande selbst gehört es zu ihren Amtsgeschäften, in ihrem Bezirk Ruhe und Frieden zu erhalten und über Streitigkeiten und kleine Verbrechen oder Vergehen in einer Versammlung der Temitschi zu richten. Sollte dieses Urteil dem Beteiligten ungerecht erscheinen, so kann er an das Kreisgericht in Biisk appellieren, und der Fall wird dann in einer großen Versammlung der Saisane und vieler angesehener Kalmücken, die jährlich einmal stattfindet, entschieden. Mit Ausnahme schwerer Verbrechen, die nach russischen Gesetzen in Biisk abgeurteilt werden, richten die Saisane nach ihren hergebrachten Sitten; das russische Gericht darf sich nur dann einmischen, wenn ein Russe im Streit beteiligt ist oder die Kalmücken selbst es wünschen. Die Saisane werden von der russischen Regierung bestätigt. Ehrfurcht vor den Saisanen hat Radloff nur bei den Dwojedanern bemerkt[2].

5. Die sibirischen Tataren.

Die russischen Tataren sind entstanden durch Vermischung verschiedener türkischer Völkerschaften mit den Nachkommen derjenigen mongolischen Tataren, welche unter Dschingiskhan den größten Teil Asiens eroberten und mehrere Jahrhunderte beherrschten. Dadurch erklärt sich einerseits der mongolische Name, anderseits die türkische Sprache der heutigen Tataren. Die theleutischen Tataren am Tomfluß hat Gmelin[3] in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein-

[1] Ebd. XI 279. [2] Ebd.
[3] Reise durch Sibirien 1. T., S. 272 ff; 3. T., S. 440 ff.

gehend geschildert. Diese Tataren sind keine Mohammedaner. „Ihre Religion", sagt Gmelin, „hat keine bestimmte Form, und es scheint, daß sie selbst nicht wissen, was sie glauben. Sie glauben an einen Gott, den sie dadurch verehren, daß sie sich alle Morgen gegen den Sonnenaufgang wenden und dieses kurze Gebet in voller Andacht hersagen: schlag mich nicht tot. Bei ihrem Dorfe sind etliche Plätze zu sehen, die sie in ihrer Sprache, welche von der gemeinen tartarischen unterschieden ist, Taulga nennen. Es sind vier in einem Vierecke einen Faden lang voneinander gerade in die Erde gesteckte Pfähle von Birkenbäumen, bei welchen sie alle Jahre zum wenigsten ein-, zuweilen auch mehreremal eine Zeremonie verrichten. Sie schlachten ein Pferd, ziehen demselben die Haut ab und verzehren das Fleisch nahe bei dem Taulga, allwo sie sich zu diesem Ende in einem Kreise herumsetzen. Die Haut stopfen sie aus und setzen das ausgestopfte Pferd, welches in dem Maule ein oder ein paar mit Blättern versehene Reiser haben muß, oben auf den Taulga, der deswegen mit Querstöcken belegt ist. Das Gesicht des Pferdes wenden sie gegen Osten, sowie auch der Taulga gegen Osten gebaut ist." Neben dem Taulga standen in einer Linie drei Stöcke von Birken, die durch Stricke verbunden waren. Die zwei äußeren Stöcke hatten am oberen Ende ein viereckiges, horizontal befestigtes Brett, an dessen vier Enden kleine mit Pferdehaaren umwickelte Stöcklein aufrecht standen. An dem Strick hingen viele verschiedenfarbige Bänder. An dem oberen Ende des mittleren Stockes war ein Hasen- und am Stricke ein Hermelinfell angebunden. Das Fleisch dieser Tiere war auch ein Gericht ihrer Mahlzeit. Nur die genannten Tiere galten ihnen als heilig. Der Taulga ist ihr geheiligter Ort, und nach ihrer Meinung sind die darauf liegenden Bälge als Opfer für Gott bestimmt, weshalb sie während der beschriebenen Zeremonien öfters dahin ihre Andacht verrichten.

„Ihr Priester heißt in ihrer Sprache Kam, und von selbigem hängt die ganze Anordnung der Zeremonie ab. Sie sagen von ihm, daß er zuweilen ganze Nächte auf dem Felde sitze und ausstudiere, was er ihnen anbefehlen solle. Ein solcher Priester kann, wie sie, weder lesen noch schreiben", und die Merkmale, woran man seine Tüchtigkeit zu diesem Amt erkennt, bestehen in „Verstellungen des Leibes, wie unsere Besessene zu machen pflegen. Er sagt während seiner Verstellungen, daß ihn Gott (vielleicht scheuten sie sich vor uns zu sagen, daß der Teufel diese Kraft gebe) zum Priester geordnet habe, und sie glauben es. Ist er einmal als Priester anerkannt, so kann er schon hexen". Er hat eine Zaubertrommel, durch welche er das Verlorene wiederfinden, Kranke gesund machen und Zukünftiges vorhersagen kann. Doch gestehen die Leute, daß seine Prophezeiungen und Kuren nicht allzeit die richtigen seien. — Bei den abnizischen Tataren fragte Gmelin einen Kam, warum er nicht lieber in allen Sachen sich an Gott, den Geber alles Guten, wende; dieser antwortete: Leute wie er und seine Gemeinde wüßten nichts von Gott, als daß er Gutes tue, auch denen, die ihn nicht darum bitten, deswegen brauchten sie ihn nicht anzubeten, wohl aber müßten sie den Teufel verehren, damit er ihnen nicht schade, denn er suche stets den Menschen Böses zuzufügen. Künftige Dinge könne Gott zwar wissen, ihnen aber sei es unbekannt, wie sie dieselben von ihm erfahren könnten. Gmelin fügt bei, sie opfern auch wirklich dem Teufel. Sie brauen

zuweilen Bier, das sie in die Luft und an die Wände und vor den Teufel spritzen[1]. Wenn sie sterben, befürchten sie, ihre Seelen möchten dem Teufel zu Teil werden. Daher muß der Kam die Trommel rühren und mit dem Teufel durch Liebkosungen einen Vergleich treffen. Sie begraben oder verbrennen ihre Toten oder legen sie auf einen Baum und geben sie den Vögeln zur Speise.

In der Kleidung gleichen die oben genannten Tataren den übrigen, nur müssen auch die ledigen Männer ein Zeichen ihrer Freiheit tragen wie die ledigen Frauen.

Von den kistimmischen und tulibertischen Tataren sagt Gmelin[2]: „Ich sah beim Eingang in das Dorf einen Opferplatz, der zwar auch aus vier aufrechten Stangen bestand; aber um die Verehrung anzudeuten, welche diese Tataren gegen den Aufgang (der Sonne) hegen, gegen welchen sie ihre Andacht verrichten, waren die Stricke nicht senkrecht, sondern gegen den Osten geneigt." Es war kein Pferd darauf, und auf Befragen antworteten sie, daß sie niemals Pferde zu opfern pflegten; dieser Antwort ist aber nach Gmelin wenig zu trauen. An einer der vorderen Stangen hing ein Hasenfell, „dergleichen sie alle Jahre ihrem Vorgeben nach Gott opfern. Da ich nach dem Aufenthalte Gottes fragte, antworteten sie, ihr Gott halte sich in der Nähe des russischen Gottes auf und könne sich mit demselben wohl vertragen; es statteten sich diese Götter untereinander öfters Besuche ab. Sie sagen, daß sie dem Teufel nichts als zuweilen Bier opferten, damit sie durch ihren Kam sich seines Rates bedienen könnten. Ich fragte sie, warum sie hierin nicht lieber auf Gott ihr Vertrauen setzen wollten, und erhielt zur Antwort, sie hätten zwar Ursache zu glauben, daß Gott die Macht hätte, ihnen zu helfen, allein da er im Himmel wohne, wie wollten sie als Kreaturen der Erde sich wohl seines Rates erholen können; im Gegenteil wäre (sei) es ihnen leichter, sich an den Teufel zu wenden, als der wie sie auf der Erde wohne".

Bei den Tataren hinter Tomsk, in Tschirdat, Kasanowu usw., fanden die Reisenden lauter solche, die zwar getauft waren, aber sonst ihrer alten Religion anhingen. Von Gott wußten sie nichts, nur sagten sie, wenn ihnen etwas gestohlen worden: Gott wird den Dieb finden[3]. Wenn jemand gestorben, so aßen sie dessen Pferd und opferten die Haut dem Teufel. Die, welche an der Beerdigung teilgenommen, sprangen bei der Rückkehr durch ein eigens dazu angelegtes Feuer, damit ihnen der Tod nicht nachfolgen möge, welcher sich nach ihrer Meinung vornehmlich vor dem Feuer fürchtet.

Was die übrigen Gebräuche betrifft, so ist die Vielweiberei bei ihnen erlaubt; sie essen kein Schweinefleisch, trinken aber Branntwein, mit dem sie sich nicht selten berauschen. Einige verbrennen ihre Toten, andere begraben sie. Außer der oben erwähnten Zeremonie haben sie „keinen andern Festtag, als welchen

---

[1] Gmelin, Reise durch Sibirien 1. Tl, S. 285. Von den Tataren am Jenissei sagt Gmelin (a. a. O. 3. Tl, S. 442): „Die Sonne und der Mond sind vermutlich die Götter dieser Heiden; denn der Begriff, den sie von Gott haben, ist dieser, daß er ein Wesen sei, das nichts als Gutes tue und keinem Geschöpfe irgend einen Schaden zufüge. Dies ist die Ursache, warum sie nicht gar zu viel aus ihm machen; sie meinen, das gute Wesen müßte Gutes tun; daher sei es nicht sonderlich nötig, ihm dafür zu danken." [2] Ebd. 299—300. [3] Ebd. 333.

der Vorrat an Branntwein bestimmt. Ich zweifle nicht, daß noch viel besonderes von ihnen gesagt werden könne, allein sie sind so listig, daß sie ihre Gebräuche auf alle Art verbergen“ [1].

Von den im Dienste der Reisegesellschaft stehenden Tataren, die allerdings Mohammedaner waren, aber in Charakter und Sitten sich von den andern Tataren wenig unterschieden, sagt Gmelin[2]: „Überhaupt kann ich ihnen das Zeugnis geben, daß sie stille, dienstfertige und willige Leute seien. Obwohl sie Tag und Nacht keine Ruhe hatten und schwere Arbeit verrichten mußten, murrten sie doch nie. Untereinander sind sie hilfreich. Wir haben keinen Diebstahl an ihnen bemerkt, und sie werden überhaupt als treue Leute gerühmt. Ihre Redlichkeit soll nicht geringer sein. Sie verbinden sich zwar nicht durch Eide, aber ein einziger Handschlag gilt bei ihnen mehr als bei manchem Christen tausend Schwüre. Endlich muß ich noch zu ihrem Ruhme melden, daß sie in ihrer Religion und in den Gott nach ihrem Gesetz schuldigen Pflichten eifrig sind. Ich habe sie nie essen sehen, ohne daß sie vorher und nachher ihre Andacht verrichtet hätten. Sie zogen nie die Segel auf, ohne daß sie sich ihre Segenswünsche zugerufen hätten.“

Von den katschinzischen Tataren schreibt Georgi[3]: „Sie nehmen so viele Weiber, wie sie bezahlen und ernähren können, doch hat, so viel bekannt, jetzo keiner deren über vier. Die Anwerbung geschieht bei den Tschulynern mit Tabak und bei den Katschinzen zugleich mit Branntwein. Der Brautpreis ist von 5 bis 50, auch wohl bis 100 Stück Vieh. Arme Liebhaber verdienen ihre Bräute in drei bis fünf Jahren durch Hüten des Viehes, Jagen, Holzführen u. dgl. Findet sich in dieser Zeit ein reicherer oder schönerer Freier, so raubt er zum Schein das Mädchen. Der betrogene Bräutigam sucht dann mit Beistand seiner rüstigen Freunde seine Proserpina wieder zu bekommen; da aber der Abenteurer mehrenteils die Zeit der Anstalten sehr gut genutzet hat, und die Braut dem Räuber den Vorzug gibt, so erhält er dadurch meistens nur eine Entschädigung für seine Dienste. Stirbt eine Braut, so wird der bezahlte Kalym (Brautpreis) beim Kauf ihrer Schwester angerechnet; wäre keine, so ist er verloren. Stirbt ein Bräutigam, so vermehrt der Vater desselben seinen Harem mit der Braut. Die Hochzeitslustbarkeiten bestehen in Schmausereien, Tänzen, Singen und Wettreiten nach kleinen Preisen. Etwaige Jugendfehler der Braut macht ein Pferd, Feierkleid oder dgl. gut.“

„Neugebornen Kindern gibt der Vater oder wer sonst zuerst kommt einen willkürlichen Namen. Eine Niederkunft verunreinigt eine Frau auf vierzehn und die gewöhnliche monatliche Veränderung auf drei Tage. . . . In Krankheiten nehmen sie ihre Zuflucht zu den Zauberpriestern, und diese zu Opfern, wenn auch das Übel in der bei ihnen nicht seltenen Liebesseuche bestände.“

„Ihre Toten begraben sie in Kleidern, ohne Särge, legen aber wie die Mohammedaner Bretter über die Leiche, damit sie nicht von der Erde berührt werden. Sie geben einiges Geräte mit ins Grab und hinterlassen eine Trinkschale auf demselben. Nach einem Jahre besuchen Männer und Weiber die

[1] Gmelin, Reise durch Sibirien 1. T., S. 279. [2] Ebd. 194—195.
[3] Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches[1] 237.

Gräber der Jhrigen, wehklagen anfänglich und trinken dann aus der Totenschale die mitgebrachten starken Getränke so häufig, daß sie sehr aufgeräumt zu Hause kommen. . . . Die Katschinzen sind schamanische Heiden. Sie nennen ihre Götzen Tur und die Zauberpriester und -priesterinnen Kamnö. Diese bedienen sich kleiner paukenförmiger Zaubertrommeln. Sie unterscheiden ihre Kleidung durch daran hängende blecherne Götzen, Vogelklauen, Pelz- oder Tuchfetzen usw." [1]

Die Tataren in der Nähe der Stadt Krasnojarsk schildert Gmelin[2] mit folgenden Worten: „Sie sind meist hager, dabei munter und geweckt, zu Geschäften aufgelegt, leutselig, umgänglich, ziemliche Schwätzer, jedoch redlich und aufrichtig. Im Handel allein hat man sich, wie man sagt, vor ihnen in acht zu nehmen; denn sie halten es für eine Kunst, wenn sie jemand betrügen können, und sagen, es müsse sich keiner unterstehen, eine Ware zu handeln, die er nicht versteht; wenn er aber glaubte, daß er sie verstehe, so habe er seine Augen so gut wie der Verkäufer, und es sei bloße Einfalt, wenn er sich betrügen lasse. Man hat niemals gehört, daß sie der Straßenräuberei nachgegangen wären, daß sie sich untereinander oder die Russen bestohlen hätten oder daß sie jemanden vorsätzlicherweise Leid zufügten. Man hört unter ihnen nicht viel von Hurerei und Saufen, doch sind sie auch von diesen Lastern nicht ganz frei." — „Sie haben eine heilige Ehrfurcht gegen die Toten, besonders aber gegen ihre Voreltern. So wohl ihnen bekannt ist, daß man aus den Gräbern ihrer Vorfahren schon viele Schätze gegraben hat, so hört man doch nicht, daß einem die Lust angekommen wäre, auf solche Art reich zu werden, ungeachtet sie die allerbeste Gelegenheit dazu hätten, weil sie zunächst diesen Gräbern wohnen. — Sie nehmen zwei, drei bis vier Weiber, die Armen aber nehmen auch mit einem vorlieb."

Weder den Christen noch den Mohammedanern ist es gelungen, diese Tataren zu bekehren. „Sie weisen auf die Gräber ihrer Vorfahren und sagen, man habe aus deren Beraubung schon genugsam erfahren, was für ansehnliche und begüterte Leute unter ihnen gewesen sein müssen, und wie es ihnen in dem Zeitlichen überall nach Wunsch ergangen wäre; dies sei alles bei einem Glauben geschehen, der von eben diesen Vorfahren auf sie fortgepflanzt worden, nur daß sie vielleicht in einigen Sachen nicht so steif mehr auf ihre alten Sitten und Gebräuche hielten, welches unfehlbar ihren Verfall zuwege gebracht hätte und noch mehr zuwege bringen könnte, wenn sie sogar große Veränderungen vornehmen würden." [3]

6. Die Jakuten[4].

Die Jakuten, die sich selbst Socha nennen, wohnen bei Jakutsk und nördlich davon zu beiden Seiten der Lena bis ans Eismeer. Sie sind Nomaden, die jedoch im Winter den Aufenthalt nicht leicht ändern. Jhre Winterjurten bestehen aus einem Blockwerk, dessen Fugen mit Moos verstopft werden. Licht erhalten sie durch eine Öffnung im Dache, durch die der Rauch entweicht. Den

[1] Ebd. 238—239. [2] A. a. O. 3. Tl, S. 344 ff. [3] Ebd. 347.
[4] Georgi a. a. O.[2] 260 ff. Gmelin a. a. O. 2. Tl, S. 469 ff 490 ff.

Mittelpunkt der Jurte nimmt das Feuer ein, rings umher gehen breite Bänke. Die Sommerjurten bestehen aus einem kegelförmigen Stangengerippe, das mit Birkenrinde zugedeckt ist. Die Jakuten halten sich nach Stämmen und Geschlechtern zusammen und unterscheiden adelige Familien. Die Regierung teilt die Geschlechter (Wolosten) nach den Kreisen, jedes Tributortes ein, ohne dabei auf das Zusammenbleiben der Stämme zu sehen. Ein solcher mit Palisaden befestigter Ort heißt, wenn er etwas größer ist, ein Ostroge und sein Distrikt mit den dazu gehörigen Geschlechtern ein Uluß. Einige starke Wolosten teilen sich selbst in mehrere gleichnamige Unterabteilungen ein, deren jede ihren eigenen, selbst gewählten Ältesten oder Vorsteher hat. Die innere Verwaltung der Wolosten gleicht der der übrigen sibirischen Nationen. Sie entrichten ihren Tribut in Pelzwerk nach der Zahl der Bogen oder der zur Jagd tauglichen Männer[1].

Einige Jakuten haben sich nach Georgi[2] zum Christentum bekehrt, die meisten sind schamanische Heiden. Gmelin[3] schreibt: „Sie haben eine große Anzahl von Götzen, die sehr den Puppen gleichen, welche man in Deutschland verfertigt, nur sind sie von Lumpen zusammengestopft und viel plumper, genießen aber alle Ehrenbezeigungen, die man den Götzen anderer heidnischer Völker erweist. Der Rauch von Fett oder fettem Fleisch ist für sie ein lieblich Opfer. Man schmiert ihnen auch das Maul mit Fett oder Blut von einem Tiere." „Von dem Felsen Sergujew sagte man mir, daß die Jakuten ihm göttliche Ehre antaten und ihm besonders die Macht zuschrieben, ungestüme Winde zu machen, die ihnen in ihrer Jagd überaus hinderlich sein könnten." Gmelin berichtet von den Buräten, daß sie einem Berg göttliche Ehre erweisen, und wenn einer bei wichtigen Händeln einer Übeltat beschuldigt werde, so könne er seine Unschuld nicht besser beweisen, als wenn er auf diesen Berg gehe; komme er unversehrt zurück, so sei das ein sicheres Zeichen seiner Unschuld. „Es scheint, sie halten ihn für einen Gott, der die Leute wegen ihrer Missetaten nach der strengsten Gerechtigkeit strafe. Ungefähr einen solchen Begriff haben auch die Jakuten von dem Sergujew, nur daß er mit ungestümen Winden strafen soll. Daher opfern sie ihm, um seine Gewogenheit dadurch zu erhalten."[4]

Bezeichnend für die religiöse Auffassung der Jakuten ist die Feier des großen Frühlingsfestes, das ein Augenzeuge folgendermaßen beschreibt[5]. Ist am Anfang Juni der Frühling gekommen, so macht irgend ein reicher Jakute bekannt, daß bald das Frühlingsfest stattfinden werde. Am bestimmten Tage reitet alles in festlicher Kleidung herbei. Das Fest beginnt morgens mit einem Hausgottesdienst. In der Jurte wird ein Teppich aus Pferdehaut ausgebreitet, auf welchen sich die Ehrengäste und der Hauswirt setzen. Zwei oder drei junge Männer von erprobter Ehrlichkeit und guter Aufführung, welche im Laufe des letzten Monats bei keinem Sterbenden sich befunden hatten, werden zu Priestern des Festes gewählt. Ihnen gibt man eine mächtige hölzerne Schale mit Kumys in die Hand und stellt sie vor das erloschene Feuer mit dem Gesicht gegen Osten. Nachdem sie eine Zeitlang bewegungslos und schweigend gestanden, schüttet jeder dreimal etwas Kumys auf die Asche. Dies ist das Opfer für die oberste

[1] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 261—262.
[2] Ebd. 270. [3] Reise durch Sibirien 2. Tl, S. 475—576. [4] Ebd. 490.
[5] Vgl. Ausland 1850, 775—776.

Gottheit. Dann wenden sie sich zur Rechten und gießen dreimal etwas aus für seine Frau. Hierauf rücken sie weiter und weiter, stellen sich mit dem Gesicht gegen Norden und gießen etwas aus für die abgeschiedenen Geister, für die Schatten der verstorbenen Schamanen. Indem sie sich gegen Westen wenden, opfern sie den 27 Zaubergewalten (mystarstwo). Die letzte Ausgießung findet für die alte Inachsyt statt, eine böse Frau, welche den Kühen beim Gebären Schmerzen verursacht. Auf diese Weise umgehen sie im Kreise den Aschenhaufen, wie der Mond um die Erde, indem sie stets zur Seite weichen. Dann tritt einer der Sitzenden vor und liest laut ein Gebet, in welchem er Gott dankt für das gewährte Gute, und ihn bittet, sie auch in der Zukunft zu beschützen. Nach dem Gebet nimmt er die Mütze und ruft dreimal urui (gib oder segne!). Alle Anwesenden rufen das Wort dreimal aus. Der erstere nimmt die Schale mit Kumys, trinkt selbst und gibt sie dem andern. Die Frauen, als nicht immer reine Geschöpfe, gehen zur Zeit des Gottesdienstes aus der Jurte. Auch der Schamane wird zur Zeremonie nicht zugelassen, wahrscheinlich, weil er nur mit den bösen Geistern bekannt ist, hier aber dem allgütigen Wesen für die Rettung der Herden im Winter, für das Geschenk der Wärme, des Grases usw. gedankt wird. Nun setzen sich alle auf den Boden, mit dem Gesicht nach Osten, die Weiber nehmen einen besondern Platz ein. Es werden mächtige Holzschalen herbeigebracht und mit Kumys aus großen Schläuchen gefüllt. Wer diesen empfangen, geht weiter und stellt sich mit dem Gesicht gegen Osten, neben ihn ein zweiter, dritter usw. Ist das Füllen der Schalen zu Ende, so bringt man sie dem Hausherrn. Er nimmt eine Schale und gibt sie dem ersten angesehenen Gast, dieser trinkt von der Milch und gibt sie weiter, und so geht es im Kreise herum, bis alles ausgeleert ist. Dann beginnen Wettkämpfe und Tänze. Dieses Fest ist das älteste bei den Völkern türkischen Stammes. Die Tataren von Jenisseisk nennen es Tailagan und feiern es jeden Sommer auf einer Anhöhe. Die Zeremonien sind nicht dieselben, aber der Grundgedanke ist der gleiche, nämlich dem höchsten Wesen für seine Wohltaten zu danken[1]. Bei den Buräten feiert man die Feste im Sommer, aber unter andern Verhältnissen. Hier hat sich schon der lamaitische Glaube eingemischt, obwohl das Fest eine Fortsetzung des Schamanentums ist.

Von den Schamanen oder Zauberpriestern der Jakuten war schon die Rede. Sie heißen Ajun, sie opfern, üben Wahrsagerei, Zauberei usw. Mit ihren Trommeln und Kleidern verursachen sie ein großes Geraffel, um dem abergläubischen Volke Schrecken einzujagen. Die gewöhnlichen wilden Tänze, Sprünge und Gliederverrenkungen der Schamanen, um die Geister zu befragen oder zu vertreiben, fehlen auch hier nicht[2]. Das Volk ist äußerst abergläubisch. So hält es alle Mißgeburten von Menschen und Vieh für wirkliche Teufel und sucht sich derselben ängstlich zu entledigen[3].

Früher verbrannten die Jakuten ihre Toten oder ließen sie auf Bäumen in der Luft verwesen. „Nach ihrer Überlieferung stürzten sich Bediente, die ihre

[1] Nach É. Reclus (Nouvelle Géographie universelle VI [1881] 778) reden die Jakuten von einem Gott, dem allgemeinen Vater, aber er steht zu hoch, um ihn anzubeten. Nach dem oben geschilderten Fest ist dies letztere doch nicht ganz richtig.

[2] Vgl. Gmelin a. a. O. 491. [3] Georgi a. a. O. 270.

Herren lieb hatten, in ein dazu angezündetes Feuer, um denselben in jener Welt dienen zu können. Die alten Gräber am Jenissei scheinen diesen alten . . . heidnischen Gebrauch, der auch bei den alten Schweden und Dänen üblich war, zu bestätigen, in welchen öfters ein zweites Gerippe oder auch Asche, vermutlich von dem Leichnam eines Lieblings usw., gefunden wird. Heutigen Tages beerdigen sie ihre Leichen in den Wäldern, weil sie am liebsten unter Bäumen verwesen wollen, daher einige sich selbst Bäume aussuchen und unter denselben begraben zu werden verlangen."[1] Nach Gmelin[2] wurden früher die Toten zuweilen auch in der Jurte gelassen, in der sie gestorben waren; die Bewohner zogen dann weg.

Die heidnischen Jakuten leben in Polygamie und kaufen ihre Weiber mit Vieh, Kleidern usw. Den Kindern gibt den Namen, wer zuerst in die Wochenjurte kommt, ohne alle Feierlichkeit. Ein scheußlicher, wahrscheinlich auf Aberglauben beruhender Gebrauch besteht darin, daß der Vater die Nachgeburt kocht und als Leckerbissen mit seinen besten Freunden zum Ausdruck der Freude über die Vermehrung seiner Familie verzehrt[3].

Über die Anlagen und den Charakter der Jakuten schreibt Georgi[4]: „Von Verstande sind sie mehr langsam als dumm, in ihren Handlungen nicht sowohl faul als schleppend. Unter sich leben sie brüderlich und helfen sich, ohne darum gebeten zu sein oder Dank zu erwarten. Sie fürchten und ehren Götter, Obrigkeit, Priester und Alte und sind nicht diebisch, räuberisch oder auch nur rachgierig. Ihr Frauenzimmer ist geschäftig und munterer als das Mannsvolk, manches würde auch für schön gehalten werden müssen, wenn die Haut von Rauch und Schmutz weniger gelb wäre." So schmutzig aber die Jakuten leben, wohnen, essen usw., so kunstreich und zierlich ist ihre Kleidung. Im Umgang begegnen sie sich zwar mit wenig Umständen, aber doch ehrlich und freundschaftlich. Ihre Verträge schließen sie mündlich und halten sie. Im Falle gerichtlicher Verträge unterzeichnen sie die Schriften statt des Namens mit einem Handzeichen, dessen sich jeder, ohne es zu ändern, von Jugend an bedient und das in einer gewählten Figur besteht. Wenn sich gute Freunde trennen, so verstümmelt der Zurückbleibende die Zweige eines Baumes zum Andenken und beruft sich in Gesprächen auf diese Beweise seiner Freundschaft[5].

Ihre Gewerbe bestehen in Viehzucht, Jagd und Fischerei. Die südlichen Ulussen halten Pferde und Rinder, die nördlichen Rentiere. Die Jagd ist ein Wintergeschäft aller; sie sind aber zu sorglos und träg, um sich weit von ihrem Gebiete zu entfernen, wodurch der Wildstand gut erhalten wird. Alle fischen auch, aber nur im Sommer. Von Ackerbau wissen sie nichts. Sie verstehen Eisen zu schmelzen und geschickt zu verarbeiten. Speiseverbote haben sie keine, doch verabscheuen sie Schweine, Frösche und Geschmeiß. Des Sommers behelfen sie sich meist mit gesäuerter Milch und wilden Gewächsen, des Winters sind getrocknete Fische die Alltagskost. Mehl und Grütze kaufen nur einige reiche Jakuten bei Jakutsk und Olekminsk.

[1] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 271.
[2] Reise durch Sibirien 2. Tl, S. 477.
[3] Ebd. 478. Georgi a. a. O. 269. Middendorff (Sibirische Reise IV 1566) konnte übrigens von diesem Gebrauch keine Spur entdecken.
[4] A. a. O. 264. [5] Ebd. 269.

7. Die Tungusen.

I. Die chinesischen Tungusen (Mandschus).

Die Tungusen sind der östlichste Zweig der von Castrén sog. altaischen Völker. Ihre Urheimat scheint die Mandschurei gewesen zu sein, von wo viele Stämme nach Sibirien auswanderten.

Zu den chinesischen Tungusen gehört auch der Stamm der Mandschus, der von 1644 bis 1912 China beherrschte. Von diesen Tungusen ist schon in den alten chinesischen Quellen die Rede. Im Jahre 263 n. Chr. soll der tungusische Stamm der Yleu oder Iliu der in China herrschenden Dynastie Goey einen Tribut geschickt haben, der aus Pfeilen, Bogen, Panzern und Zobelfellen bestand. Das Land der Yleu soll gebirgig und kalt gewesen sein. Die Bewohner trieben Ackerbau, ihre Sitten waren roh. Sie hatten weder Fürsten noch Häuptlinge, sondern ihre Dörfer, welche in Wäldern und im Gebirge lagen, wurden von Ältesten regiert. Viele von ihnen wohnten in unterirdischen Höhlen, hatten weder Rinder noch Schafe, aber eine große Menge Schweine, deren Fleisch sie zur Nahrung, das Fell aber zur Kleidung gebrauchten. Im Winter beschmierten sie ihren Körper mit Fett, um sich gegen die Kälte zu schützen, im Sommer gingen sie nackt, bloß mit einer Schürze bedeckt. Es war ein höchst unreinliches Volk, das sich nie wusch. Eine Schrift hatten sie nicht; ihr Wort galt ihnen statt der Verträge. Wenn sie ihre Mahlzeit begannen, pflegten sie zuvor das Fleisch mit Füßen zu treten, und war es gefroren, so setzten sie sich darauf, um es mürbe und weich zu machen. Salz und Eisen fehlte ihnen; jenes ersetzten sie durch eine Aschenlauge. — Wollte einer heiraten, so schmückte er das Haupt seiner Geliebten mit Federn und bezahlte die Mitgift; ob aber seine Verlobte Jungfrau war oder nicht, kümmerte ihn wenig. Bloß die kräftige Jugend galt etwas. Das Alter war verachtet. Am Sterbetage selbst wurde der Tote auf dem Felde in einem Bretterfarge eingescharrt, ein totes Schwein legte man auf sein Grab zur Nahrung. Sie hatten einen grausamen Charakter ohne Mitleid für ihresgleichen, nicht einmal für die Eltern und Angehörigen. Diebe wurden getötet ohne Rücksicht auf den Wert des Geraubten. Man trug als Waffen lange Bogen und Pfeile, deren Spitzen aus einem grünen harten Stein bestanden und vergiftet waren. Obwohl diese Waffen sie ihren Nachbarn furchtbar machten, scheinen sie doch nie auf Eroberungen ausgegangen zu sein, sondern ihr Land immer ruhig bewohnt zu haben[1].

Von der Religion dieser Tungusen im chinesischen Reich war bisher wenig bekannt; erst in neuerer Zeit hat der Chinaforscher de Harlez[2] durch seine Übersetzungen und Erklärungen älterer chinesischer Schriftstücke dieses Dunkel aufgehellt. Im 16. und 17. Jahrhundert war die Religion der Mandschus, besonders des Stammes der Nin-tschis, von altchinesischen und buddhistischen Elementen ganz durchsetzt. Man verehrte drei oberste Gottheiten: Shangti,

[1] Castrén, Ethnologische Vorlesungen 25—26.

[2] Vgl. besonders dessen Schrift: La religion nationale des Tatares orientaux Mandschous et Mongols comparée à la religion des anciens Chinois, Bruxelles 1887.

Fucihi und Pusa. Shangsi ist wohl der ursprüngliche monotheistische Gott der Chinesen: Shang-Ti = der höchste Herr der Welt, der schon im Schuking vorkommt. Fucihi ist Buddha, dessen Kult schon im 9. Jahrhundert der christlichen Ära in die Mandschurei eindrang; Pusa ist wohl nur eine andere chinesische Form des Namens Buddha, wird aber doch oft in den liturgischen Büchern als eigene Gottheit neben Fucihi behandelt. Außer diesen obersten Göttern wurden viele andere Geister höherer oder niederer Ordnung und besonders die Geister der Ahnen sehr verehrt. An der Hand älterer Quellen lassen sich aber die hauptsächlichsten religiösen Ideen feststellen, welche die Mandschus vor dem Eindringen chinesischer Anschauungen hatten. Dieselben sind nach de Harlez[1] kurz folgende.

„Über allem steht der Himmel, der Beschützer der Menschen und der Erde, von dem die Geschicke, das Glück und das Wohlergehen dieser Welt abhängt und der die Gebete der Menschen hört und sie erhört. Unter dem Himmel stehen zahlreiche mit übernatürlicher Macht ausgerüstete Geister, die im stande sind, die Menschen zu beschützen, so daß es nützlich ist, sie zu ehren und zu ihnen zu beten, sei es zu allen im allgemeinen oder zu einigen im besondern. Unter ihnen ragen die Schutzgeister des Feldes hervor. Diesen übernatürlichen Wesen schuldet der Mensch einen Kult der Verehrung, des Gebetes und der Opfer . . . , und diese Übungen erlangen denen, welche ihnen treu dienen, ihren Schutz. Die Seelen sind unsterblich; nach ihrem Scheiden von dieser Welt fahren sie fort, auf die Welt zu schauen, und sie beschützen ihre Familien. Diese Ahnen sollen der Gegenstand eines Kultes der Verehrung und der Gebete sein und sie können vom Himmel Schutz und Beistand erlangen." In diesem letzten Punkt macht sich, wie de Harlez hervorhebt, schon chinesischer Einfluß geltend, und es ist schwer zu sagen, was davon zum ursprünglichen religiösen Glauben der Mandschus gehört. Die Belege für die Richtigkeit der obigen Darstellung hat de Harlez zusammengestellt.

Über die sittliche Auffassung der alten Mandschus geben Zeugnis die folgenden Worte des Kaisers Si-tzong aus der Nin-tschi-Dynastie, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung regierte und sich dem Eindringen des Buddhismus in die Anschauungen seines Volkes zu widersetzen suchte: „Der Himmel hat den Herrscher geschaffen, um die Völker zu regieren; wenn sich der Fürst nach Laune dem Vergnügen und der Untätigkeit überläßt, wird es schwer sein, das Glück zu erlangen. Wenn er wahrhaft das Volk liebt, so wird der höchste Himmel seine Absichten unterstützen und ihm das große Glück gewähren, das er nicht durch den Kult Buddhas erreichen wird."[2] Ein anderes Mal unterrichtete er seine Söhne und Minister über das Studium der Geschichte: „Unsere Nin-tschi-Völker waren vom Ursprung des Staates an ehrlich und gerecht. Obwohl sie keine Bücher kannten, wußten sie doch dem Himmel und der Erde zu opfern, ihre Eltern zu ehren, die Greise zu achten, die Gastfreundschaft gegen Fremde auszuüben, ihren Freunden treu zu sein, die Gesetze der Höflichkeit und Schicklichkeit vollkommen zu beobachten. Sie taten das alles aus eigenem Antrieb, und ihre Tugenden unterschieden sich in nichts von denen,

[1] La religion nationale 59. [2] Ebd. 53—54.

die in den (chinesischen) Büchern beschrieben sind. Ihr müßt die Sitten unseres Landes Nin-tschi studieren und üben." [1]

Heute sind die chinesischen Tungusen oder Mandschus alle Buddhisten oder Lamaisten, doch haben sie viel von ihrem alten Aberglauben behalten.

II. Die sibirischen Tungusen [2].

Die sibirischen Tungusen wohnen, von andern Stämmen durchsetzt, vom Stillen Ozean bis an den Jenissei und vom Eismeer bis in das chinesische Gebiet. Die Mandschus nennen sie alle Orotschonen (Rentierbesitzer); genau gesprochen kommt aber dieser Name nur den Tungusen im Innern des genannten Gebietes zu, im Unterschied zu den Lamuten und Orotschen am Stillen Ozean. Doch sind alle diese Stämme nahe miteinander verwandt; fast alle führen ein Nomadenleben. Ihre Zahl scheint in der Abnahme begriffen zu sein, was wohl ihren Ehegebräuchen zuzuschreiben ist. Da die Gegend sehr dünn bevölkert ist und die Tungusen stammweise leben, so kommen häufig Ehen in sehr nahen Verwandtschaftsgraden vor, und solche Ehen sollen oft unfruchtbar bleiben. Außerdem werden viele Tungusenfrauen von Russen geheiratet und scheiden damit aus dem Stammverbande aus. Das mag auch ein Grund sein, warum die Zahl der Männer die der Frauen stark überwiegt [3].

Die Polygamie ist bei den Tungusen gestattet, aber ihrer Kostspieligkeit wegen nicht gewöhnlich. Als Grundlage der Ehe gilt der Brautkauf. Die Frau wird im allgemeinen nicht schlecht behandelt, nimmt aber eine untergeordnete Stellung ein und hat die Hauptarbeitslast zu tragen. Die Frauen werden, behaupten neuere Reisende, den Gästen zur Benutzung überlassen. Auffallend ist, daß Gmelin [4], der oft mit tungusischen Stämmen verkehrte, von einem solchen Gebrauch nichts berichtet. Vielleicht dürften einige Reisende zu leicht aus einzelnen Vorkommnissen auf einen allgemeinen Brauch schließen. — Den einzelnen Stämmen steht ein aus den alten Familien oder aus den Kreisen der Reichen und Mächtigen gewählter Häuptling vor, dessen Wahl aber von der russischen Regierung bestätigt werden muß [5].

Über den Charakter des Tungusen urteilt ein Reisender: „Er ist gutmütig, fröhlich, bleibt immer nur wenige Tage an einem und demselben Orte, zieht unablässig umher und ist glücklich, wenn er unter freiem Himmel leben und die frische Luft genießen kann. Dieser kräftig gebaute Mensch hat eine offene Physiognomie, ist sanguinischen Temperaments, sorglos, leichtsinnig, leichtgläubig, höflich und gutmütig, gastfrei und fröhlich, ehrt das Alter, begreift leicht, ist aber oberflächlich und unbeständig." [6] Karl Hiekisch [7], der eine eingehende

[1] De Harlez (a. a. O. 54) nach der Histoire de l'empire de Kin ou d'or, die im Jahre 1646 auf Befehl der mandschurischen Generäle herausgegeben wurde.

[2] Wir benutzten besonders Gmelin, Reise durch Sibirien 2. Tl, S. 127 ff; Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 306; Castrén, Ethnologische Vorlesungen 21 ff; außerdem einige Artikel von A. Kohn im Globus XXV (1874) 119 ff, XXXVII (1880) 208.

[3] Globus XXXVII 208. [4] A. a. O. 128.

[5] Vgl. Sievers, Asien (1892) 436. [6] Globus II (1862) 163.

[7] Die Tungusen, St Petersburg 1879. Vgl. Globus XXXVII 207—208.

Monographie über die Tungusen veröffentlicht hat, hält die Tungusen für verwandt mit den Mandschus in China; sie sind von Süden her nach Sibirien eingewandert und dabei in der Kultur, die bei ihnen früher eine höhere gewesen ist, zurückgegangen. Dieselbe ist aber zu der Zeit, als das Volk im Anfang des 17. Jahrhunderts zuerst in Europa bekannt wurde, keine andere gewesen als noch heute. Neben ihrer großen physischen Kraft und Beweglichkeit werden von Hiekisch ihr persönlicher Mut, ihre Tapferkeit und Intelligenz gerühmt. Sie sind fröhlich und sorglos, gutmütig und gastfrei, zugleich aber leichtsinnig, leichtgläubig, oberflächlich und unbeständig. Diebstahl ist fast unbekannt, Zweikämpfe infolge von Beleidigungen, selbst zwischen den nächsten Verwandten, sind häufig. Wrangell nennt die Tungusen infolge ihres geselligen und höflichen Wesens die „Franzosen der Tundra", und Castrén[1] sagt: „Die Tungusen sind ein feines, geputztes und elegantes Volk; man könnte sie mit Recht Sibiriens Adel nennen." Auch Wahrheitsliebe wird den Tungusen nachgerühmt[2]. „Lügen", sagt Georgi, „dünkt ihnen abgeschmackt, dadurch werden sie vor Argwohn und Beteuerungen bewahrt. Dieberei und Betrug finden sie so schimpflich, daß sie über Vorwürfe der Art oft Pfeile wechseln." „Totschlag halten sie als eine Folge vorherigen Streites für kein Hauptverbrechen. Der Mörder wird gepeitscht und muß die Nachgelassenen des Entleibten ernähren, lebt aber nicht nur ohne Vorwürfe, sondern wird für tapfer gehalten. Schlägerei wird mit Schlägen . . . bestraft. Hurerei wird nur an Mannspersonen bestraft. Der Liebhaber muß seine Dirne für einen festgesetzten Preis heiraten oder Schläge aushalten. Wenn ein schlechter Kerl ein reich oder schön Mädchen entehrt, wagt er (setzt er sich der Gefahr aus), daß ihre Brüder oder Freunde ihn mit Pfeilen durchbohren. Eheleute dürfen sich prügeln und haben dabei gleiche Rechte; verwundet ein Gatte den andern, so bekommt er öffentlich Schläge. Wenn sich Eheleute nicht vertragen, scheiden sie sich, so gut sie können." Die Untreue der Frauen scheint häufig zu sein. „Wird es einem Manne zu bunt, so überläßt er seine Frau ihrem Freunde und nimmt eine andere aus deren Familie."[3]

Um die Wahrheit zu bekräftigen, haben sie drei Arten von Eiden. Beim gewöhnlichen Eid sagt der Beschuldigte, mit einem Messer gegen die Sonne fechtend: Bin ich schuldig, so lasse die Sonne Krankheiten wie dieses Messer in meinen Eingeweiden wüten[4]. Bei der feierlichsten Art wird ein Feuer gemacht, ein Hund auf das Holz gelegt und ihm die Gurgel durchschnitten, so daß das Blut in ein Gefäß fließt. Nun schreitet der Beschuldigte zum Beweis seiner Unschuld über das Feuer und trinkt ein paar Schluck von dem ausgelaufenen Blut, wobei er die schrecklichsten Verwünschungen gegen sich ausstößt, wenn er schuldig sei[5].

Die Toten werden in ausgehöhlten Baumstämmen oder in Kisten unter Beigabe von Waffen und Gerätschaften auf Bäumen ausgesetzt, um an der

---

[1] Im Globus XXXVII 208. [2] Vgl. Sievers, Asien 436.
[3] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 311.
[4] Ebd. 312.
[5] Gmelin, Reise durch Sibirien 2. Tl, S. 304.

Luft zu verwesen, denn in der Erde hausen die bösen Geister. Was ihre religiösen Vorstellungen anlangt, so besitzen sie neben dem bekannten Schamanentum eine ganze Reihe höherer und niederer Gottheiten, und zwar alle männlichen Geschlechts; ihre Anschauungen über dieselben zeigen in mancher Hinsicht Übereinstimmung mit den Lehren der alten chinesischen Reichsreligion, und ein Zusammenhang zwischen beiden ist unzweifelhaft. „Die Tungusen", sagt Castrén[1], „sind heutzutage ein dem Schamanentum ergebenes Volk; nichtsdestoweniger verehren auch sie ein höchstes Wesen unter dem Namen Buga, beten aber zugleich ihre Bilder und Fetische an und wenden sich mit Ehrfurcht an die Sonne, den Mond und die Sterne, an die Erde, das Feuer, an die Schutzgötter des Waldes, der Berge, einzelner Örter und verschiedener anderer Naturgegenstände." Nach Georgi[2] heißt die oberste und allgemeine Gottheit der Tungusen Boa, den Teufel nennen sie Bugi. Der weitverbreitete Glaube, daß bei Mondfinsternissen ein böser Geist das Gestirn verschlingen wolle, findet sich auch bei ihnen. Außerdem denken sie sich die meisten Naturgegenstände: Wasser, Berge, Wälder, Regen, Winde usw., von höheren Wesen belebt und verehren gewisse Schutzgeister, z. B. der Kinder, der Frauen und Jungfrauen, der Rentierherden usw. Diese Reste einer höheren Religion stammen noch aus der Zeit, als sie weiter südlich ihre Wohnsitze hatten; erst in Sibirien nahmen sie das Schamanentum, den nordischen Geisterglauben mit seinen Beschwörungen, die Nekromantie usw. an[3].

Wir fügen dieser allgemeinen Charakteristik der Tungusen noch eine Schilderung des Stammes der Orotschonen (Orotsonen) bei. Die Orotschonen[4] wohnen zwischen der Nertscha, einem Nebenfluß der Schilka, und der Karenga, einem Zufluß des Witim. Hier in diesen weiten und fast undurchdringlichen Wäldern nomadisieren sie Sommers und Winters, um für ihre Rentiere Moos und für sich Wild zu suchen. Auf die Frauen fällt die schwerste Arbeit: sie müssen mit ihren ärmlichen Jurten (Filzzelten) von einem Ort zum andern ziehen, da an keinem Ort länger als zwei oder drei Tage verweilt wird. Während des Winters sind die Zelte mit Tierfellen bedeckt, während des Sommers mit Birkenrinde.

Ihr ganzer Reichtum besteht in Rentieren, doch ist derselbe nicht groß; die Reichsten haben 500—700, die Ärmsten 7—10 Rentiere. Diese liefern ihnen Nahrung und Kleidung und sind zugleich Transportmittel beim Nomadisieren. Während die Frauen mit den Rentieren von einem Platz zum andern ziehen und die schweren häuslichen Arbeiten verrichten, streifen die Männer mit der Flinte durch die Wälder, um zu jagen. Erlegt der Orotschone eine Beute, so hat er Festtag, sonst muß er hungern; für die Zukunft sorgt er wenig. Die Felle werden zu allerlei Gerätschaften verarbeitet. Die Hirschgeweihe und Moschusbeutel werden den Chinesen, die Felle und das Pelzwerk den Russen verkauft. Mit Pelzwerk vorzüglich bezahlen sie die Abgaben an die russische Krone. Dreimal im Jahre versammeln sie sich, um mit den Russen Tauschhandel zu

---

[1] Vorlesungen über die finnische Mythologie, Einleitung 2—3.
[2] A. a. O. 325. [3] Globus XXXVII 208.
[4] Vgl. ebd. XXXVII 215 ff.

treiben. Von diesen beziehen sie Getreide, Pulver und Blei. Die Zeit der Versammlung wird nach dem Monde bestimmt. Die Orotschonen sind durch die Schuld der Ausländer, besonders der Russen, große Verehrer des Branntweins geworden. Ein weitverbreitetes Getränk ist der Tee. Die ärmeren Orotschonen trinken statt des Tees einen Aufguß auf verschiedene Kräuter oder Pilze. Jeder einigermaßen wohlhabende Orotschone besitzt einen kleinen kupfernen Kessel oder einen Teekessel. Mehl findet sich bei den Reichen beständig, um etwa fehlende Fleischnahrung zu ersetzen[1].

Der Orotschone ist abergläubisch, er verehrt verschiedene Götter, welche (d. h. deren Bilder) er an einem Baume nahe bei seiner Jurte befestigt; daneben hängt er ein Hasenfell auf. Den Verkehr mit der Geisterwelt besorgen die Schamanen, die der Orotschone sehr verehrt oder besser fürchtet. In Krankheiten und Unglücksfällen wendet er sich an den Schamanen. Dieser befiehlt, ein Pferd oder Rentier zu töten, vermummt sich mit den sonderbarsten Kleidungsstücken und Lappen, ergreift ein Tamburin, hüpft, springt und horcht, schaut in einen glattpolierten Kupferteller, der als Spiegel dient, und verkündet dann die Zukunft oder die Ursache der Krankheit usw.

Sobald der Knabe 7 bis 8 Jahre alt ist, sucht ihm der Vater eine Braut, was dem Wohlhabenden sehr bald gelingt. Im allgemeinen heiraten die Orotschonen schon mit 16 bis 17 Jahren; die Reichen nehmen 2 oder 3 Frauen. Mitunter tauschen sie dabei, z. B. der eine nimmt die Frau des andern und gibt dem Sohne desselben gleichsam als Ersatz die eigene Tochter. Sie anerkennen nur die nächste Blutsverwandtschaft, und zwar meist die von seiten des Mannes. Der freiende Orotschone sendet einen Verwandten zu seinem künftigen Schwiegervater, damit sie sich über den Kaufpreis verständigen, den der Bräutigam dem Schwiegervater zu zahlen hat. Der Preis wird in Rentieren festgesetzt, die Armen geben 10, die Reichen 20, 30 und mehr. Wenn der Bräutigam den Preis nicht sofort erlegen kann, so muß er ihn abarbeiten, indem er nach der Hochzeit oft zwei Jahre bei seinem Schwiegervater lebt und für ihn arbeitet. Die Braut erhält vom Vater eine Mitgift, gewöhnlich eine Jurte mit Zubehör. Alles wird aber nach Maßgabe des gezahlten Brautgeldes eingerichtet. Zur bestimmten Frist kommen die Eltern der Brautleute an einem Orte zusammen und lagern sich. Der Bräutigam holt nicht die Braut, sondern der Vater schickt diese in Begleitung einer alten Verwandten. Dabei werden alle Gegenstände der Mitgift auf Rentiere geladen; die Braut besteigt ein Rentier, die Begleiterin ein anderes, und der Vater führt das Rentier der Braut zur Jurte des Bräutigams. Sind alle hier angelangt, so ziehen sie zuerst einmal um die Jurte herum, dann stellt die Braut ihre eigene Jurte daneben auf, bereitet in derselben irgend etwas zum Essen und bewirtet ihre Verwandten und Bekannten, welche im Kreise dasitzen. Der Bräutigam hält sich inzwischen sehr im Hintergrund. Es werden auch Tänze aufgeführt. Bei der Hochzeit wie bei andern Festen fehlt es nicht an Streit. Die Orotschonen sind sehr hitzig und streitsüchtig; deshalb schaffen die jungen Leute, sobald die Alten zu trinken anfangen, Flinten, Messer usw. beiseite[2].

[1] Globus XXXVII 216. [2] Ebd. XXXVII 217.

„Diebstahl und andere Verbrechen sind unter den Orotschonen äußerst selten. Die Jurten werden niemals verschlossen; das ganze unbedeutende Eigentum liegt offen da; das Pelzwerk in seinen Behältern. Es ist kein Fall bekannt, daß ein Orotschone den andern bestohlen hätte." Doch haben die Orotschonen in der neueren Zeit von ihren Handelsfreunden gelernt, einander zu betrügen. Mit Vorliebe überlisten sie die russischen Freunde; sie geben z. B. ihr Wort, daß sie an einem bestimmten Platze mit ihren Eichhörnchenfellen erscheinen werden. Aber sie kommen nicht, sondern gehen an einen andern Ort und verkaufen ihre Waren an einen andern Händler.

Eine schwangere Frau wird bei herannahender Geburt in eine besondere Jurte gebracht, wo nur eine alte Frau bei ihr bleibt. Drei bis vier Tage nach der Niederkunft nähert sich niemand der Wöchnerin, weil sie als unrein gilt. Erst nach dieser Zeit kann sie die Jurte verlassen, darf aber nicht durch die Türe gehen, sondern an der Seite wird zu dem Zweck ein Fell aufgehoben. Die Neugebornen werden in Felle gewickelt und in ein geglättetes Stück Baumrinde gelegt. Beim Wandern werden die Kinder so eingewickelt einem Rentiere angehängt[1].

Ist ein Orotschone gestorben, so wird irgendwo im Wald für ihn ein erhöhtes Grab errichtet; es werden dort starke und hohe Pfähle eingeschlagen, Querstangen darauf gelegt und darüber ein Kasten angebracht. In diesen legt man die angekleidete Leiche, dazu die Pfeife nebst Feuerstein und Schwamm; hier hängt man den Kessel des Verstorbenen mit durchstoßenem Boden auf. Eine Frau wird in gleicher Weise bestattet, nur nicht so hoch; man gibt derselben ihr großes Messer mit, welches sie zeitlebens bei sich gehabt und mit welchem sie ihre häuslichen Arbeiten verrichtete. Nach drei Tagen versammeln sich alle Verwandten und Bekannten am Grabe; jeder bringt etwas Branntwein mit. In der Nähe wird ein Rentier niedergestochen, Feuer angemacht, und es beginnt ein Schmaus; dabei wird auch des Toten gedacht; man bringt ihm Fleisch und vergießt etwas Branntwein an seiner Seite.

In neuerer Zeit werden durch die Umstände viele Orotschonen gezwungen, ein seßhaftes Leben zu führen und sich an neue Lebensbedingungen zu gewöhnen[2].

Von einigen Orotschonenstämmen im Amurlande schreibt ein Reisender: „Sie haben sehr unbestimmte Vorstellungen von einem Gott Anduri und seiner Macht."[3] Bei Beginn der Zobeljagd bringen sie dem Anduri ein Opfer und beten zu ihm: „Anduri! Anduri! ich bin ein armer und kranker Orotschone, meine Beine und Arme schmerzen mich; ich kann nicht lange im Walde umherstreifen, schicke mir den besten und größten Zobel zu!"[4] Ihre Opferstätten (Burchanen) sind sehr primitiv; in einem Baumstamm höhlen sie eine Öffnung aus, in die sie ein Tischchen aus Baumrinde hineinstellen, auf welches die Opfergaben gelegt werden. Oft sind die Burchanen noch einfacher: man hängt an einen Zweig der Sandweide einen Zeuglappen, meist von roter Farbe. Am Bikinflusse traf man in dem Burchan kleine Götzen aus Zinn an. Merkwürdig ist, was P. v. Stenin[5] auf das Zeugnis des Russen Nadaroff von dem

[1] Ebd. XXXVII 218. [2] Ebd. [3] Ausland 1890, 760. [4] Ebd. 772.
[5] Ebd. 771.

Fehlen des Unsterblichkeitsglaubens sagt: „Die Orotschonen haben keine Ahnung von einem jenseitigen Leben, und unser Gewährsmann Nadaroff bekam oft von ihnen zu hören: ‚Wir wissen nicht, ob der Teufel oder Gott die Toten zu sich nimmt.‘“ Aber diese Worte lassen eher darauf schließen, daß die Orotschonen glauben, entweder Gott oder der Teufel nehme nach dem Tode die Seele zu sich. Sie haben jedenfalls einen Begriff der Seele im Unterschied zum Leib. Übrigens widerspricht sich der genannte Schriftsteller in geradezu unglaublicher Weise. In demselben Artikel, in dem behauptet wird, die Orotschonen haben keine Ahnung vom jenseitigen Leben, heißt es etwas später wörtlich: „Die Orotschonen in den Tälern des Bikin, Iman und Wak beerdigen ihre Toten nach chinesischer Sitte: die Leiche wird in einen kastenartigen Sarg . . . gelegt, und einem Manne wird Gewehr, Harpune, Bogen, Pfeile und Messer ins Jenseits mitgegeben. Die Orotschonen am Flusse Chora beerdigen ihre Toten nicht, sondern legen sie in ausgehöhlte Särge, welche die Gestalt der Boote haben, und stellen dieselben auf die Erde unter Schutzdächer; neben dem Sarge stehen gewöhnlich die Speiseschale und das Boot des Verstorbenen.“ Auch dieser Gebrauch zeigt, daß die Orotschonen sehr wohl eine Ahnung von einem jenseitigen Leben haben.

8. Die Buräten (Burjäten).

Von den Russen werden die Buräten Bratski genannt. Sie wohnen in den südlichen Gebirgsgegenden des irkutskischen Gouvernements, längs der mongolischen Grenze, um den südlichen Baikal usw. und sind wahrscheinlich mongolischer Abstammung, jedenfalls mit den Mongolen verwandt. Sie zerfallen in viele kleine Stämme und diese in Geschlechter (Aimak). Die kleineren Abteilungen heißen Chottons und bestehen aus etwa zehn bis zwölf Familien, die zusammen eine Art Dorf bilden. Ein solcher Chotton (Kotton) wohnt und weidet zusammen und zieht auch zusammen weiter. Vier bis sechs Chottons haben einen gemeinsamen Schulenga (Schulzen), wozu ein Ehrenmann erwählt wird, den die russische Regierung wie alle höheren burätischen Vorgesetzten bestätigt. Mehrere Schulengas bilden mit ihren Dörfern ein Geschlecht oder einen Stamm von mehreren Geschlechtern (Tabin oder Kolbonda), die aus ihrem Adel oder ihren fürstlichen Familien ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben, das Saissan oder Jecho-Tologoi oder, wenn es erbliches Oberhaupt ist, Fürst (Taischa) genannt wird. Diese Oberhäupter sind die Aufseher über Gesetze und Verordnungen, entscheiden Zwiste nach Herkommen und Gesetz und erheben die Steuern. Ihr Ansehen ist gering, da sie außer ihrem Vermögen kein Einkommen haben[1].

Dem Charakter nach sind die Buräten träg, feig und wollüstig. Infolge der geschlechtlichen Ausschweifungen sind geheime Krankheiten sehr verbreitet[2]. „Wenn sie lügen, ist's weder gehauen noch gestochen; als Diebe, wozu sie viele

[1] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 420 ff.

[2] Ein Reisender schreibt von den Buräten: „Es gibt keine junge Frau, kein junges Mädchen, die nicht bereit wären, ihre Reize für klingende Münze preiszugeben.“ Woher sollte der Reisende diese Kenntnis geschöpft haben? Solche Verallgemeinerungen sind ungerecht.

Neigung haben, werden sie leicht ertappt. In ihrem Verhalten zeigen sie sich feicht, feig und mißtrauisch. Aus Faulheit sind sie schmutzig. Beim Reden sparen sie die Worte, und weil sie bei ihren lakonischen Gesprächen sehr laut reden, scheint es, als ob sie sich zankten. Sie sind nicht nur nicht zänkisch, sondern sehr nachgebend, noch weniger räuberisch und auf keine Weise gefährlich. Was sie für Pflicht halten, tun sie, wenn man ihnen Zeit läßt, willig und so gut sie können, sind den Obern sehr folgsam und fast mit allem zufrieden. Begegnet man ihnen mit Güte, so sind sie freundschaftlich, gefällig und recht gastfrei." [1]

Die Sprache der Buräten ist eine Mundart des Mongolischen. Seitdem sich der lamaische Götzendienst (tibetanische Buddhismus) bei ihnen einzuschleichen angefangen (seit der Mitte des 17. Jahrhunderts), haben sie auch Buchstaben und eine Schrift; doch gibt es wegen mangelnder Schulen nur sehr wenige, die lesen und schreiben können. Sie zählen wie wir bis zehn und vervielfältigen dann. Das Jahr teilen sie in 13 Monde, die sie nach den Veränderungen in der Viehzucht benennen. Ihr Hauptgewerbe ist die Viehzucht, einige treiben Ackerbau, doch sehr wenig; eine Erwerbsquelle ist auch die Jagd und Fischerei. Sie haben recht geschickte Schmiede, sonst aber keine Handwerker. Die Frauen beschäftigen sich außer der Haushaltung mit Gerben, Kleidernähen, Filzmachen usw.

Im Sommer wohnen sie zumeist in Filzzelten, im Winter in hölzernen Hütten; die Armen begnügen sich wohl auch im Winter mit Filzzelten. In der Mitte der Hütte ist der Feuerplatz, und rings herum liegen Filze oder Häute zum Schlafen. Die Mahlzeiten halten sie gemeinsam, die Speisen werden auf einen Filz oder die bloße Erde gelegt, die Gäste sitzen um dieselben auf den Fersen. Weder vor noch nach Tisch beten sie. Die Fleischspeisen nehmen sie mit den Händen aus den Schüsseln. Armut gilt nicht als Schimpf. Reiche machen für herabgekommene Familien wohl zwei- bis dreimal Zusammenschüsse an Vieh, und wenn es auch dann nicht geht, dienen diese bei andern, ohne Vorwürfe zu erfahren. Im Umgang sind sie freimütig und nehmen sich ihre Anträge und Antworten, die immer gerade heraus sind, nicht übel. Wenn in früheren Zeiten Aufgebote bei ihnen nötig waren, so ging ein Pfeil von einem Lager zum andern. Jetzt ist diese Art von Steckbriefen nur noch wegen Vorspanns üblich. Wer Vorspann nötig hat, schickt einen Degen auf seinem Wege voraus und findet überall Pferde genug [2].

Den Söhnen schenkt der Vater von Zeit zu Zeit Vieh und gewöhnt sie dadurch nicht nur ans Hirtenleben, sondern setzt sie auch früh in stand, sich selbst eine Frau zu kaufen. Hinterläßt ein Mann mehrere Frauen, so wird diejenige Herrin, die Kinder hat, und wenn alle fruchtbar waren, die älteste. Sie können so viele Weiber heiraten, als sie zu bezahlen vermögen; manche haben vier oder fünf, viele aber nur zwei und die meisten aus Armut und Gemächlichkeit nur ein Weib. Die Weiber werden von den Buräten milder behandelt als von den meisten andern Sibiriern. Der Brautpreis wird nach Stücken Vieh verschiedener Art festgesetzt und daher Aduhun oder Ado Bailcho (was man von der Herde gibt) genannt. Ein Mädchen kostet 5 bis 100 und

[1] Georgi a. a. O. 422—423. [2] Ebd. 430.

bei reichen Leuten 200, 300 oder 400 Stück. Die freiwillige Mitgabe oder Aussteuer der Braut pflegt etwa den vierten Teil des Aduhuns zu betragen. Reicher Leute Töchter sind deshalb so teuer, weil bei den Buräten Söhne und Töchter gleich erben, also alles wieder zurückkommt. Die Hochzeit ist am Tage der Ausbezahlung des Aduhuns und das Beilager in einer neuen, gewöhnlichen weißen Filzjurte. Es werden ohne Trauungszeremonien einige Tage mit Essen und Trinken, Singen, Tanzen usw. zugebracht. Das Zusammenschlafen junger Leute vor diesen Festlichkeiten halten sie für sehr unanständig[1].

Bei den Buräten am Baikal herrscht folgender sonderbarer Brauch. Dort kommt es oft vor, daß, wenn einem jungen Ehepaar ein Kind geboren wird, das Neugeborne bald verschwindet. Die Eltern klagen und weinen, bitten aber die Nachbarn, dem Kinde nicht nachzuforschen. Das reiche Ehepaar hatte nämlich für den Fall, daß ihm ein Knabe geboren werde, mit einer armen Familie die Verabredung getroffen, den Neugebornen bei sich aufzunehmen und zu erziehen. Der arme Buräte holt nachts heimlich das Kind aus dem Hause des Reichen und bringt es in seine Hütte. Nach mehreren Jahren erscheint im Hause des Reichen ein junger Bursche, dem ein feierlicher Empfang bereitet wird. Es zeigt sich, daß er das gestohlene Kind des reichen Buräten ist. In der Hütte der armen Familie war er, ohne zu wissen, wessen Kind er sei, an Arbeit, Tätigkeit, Not und Entbehrung gewöhnt und vor Verweichlichung bewahrt worden.

Den Tod fürchten sie sehr. Kein Buräte bliebe um alles in der Welt eine Nacht bei einem Toten, weil sie ihn von bösen Geistern umringt glauben. Daher schaffen sie die Leichen gleich fort. Sie ziehen ihnen gute Kleider an. Früher legten sie die Leichen auf die Erde und daneben Waffen, Reitzeug und Hausrat und bedeckten alles mit Steinen oder Gesträuch. Heute werden diejenigen, die nicht ausdrücklich die Verwesung über der Erde verlangen, begraben. Im Grabe kehren sie das Gesicht nach Süden. Gewöhnlich wird das beste Reitpferd des Verstorbenen, es sei Mann oder Frau, gesattelt zum Grabe geführt, dort mit einem Beil erschlagen und zum Gebrauch des Toten in der andern Welt in dasselbe Grab geworfen.

Die feierlichste Beteuerung der Buräten ist, wenn sie eine Klippe am südwestlichen Ufer des Baikal nahe am Irkutfluß besteigen, die sie Ajechu-Tscholan, d. i. schrecklicher Felsen, die Russen aber Schamanskoi-Kamen (Teufelsfelsen) nennen, weil dieser den Lügnern einen baldigen Tod zuziehen soll. —

Die Religion der Buräten, soweit sie nicht Buddhisten[2] oder Christen sind, ist vorwiegend Schamanentum, doch glauben sie an ein höchstes Wesen oder einen allgemeinen Gott, den sie Burchan oder auch Tingiri-Burchan nennen.

---

[1] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 431.

[2] Merkwürdig ist, was der Reisende A. Erman im Ausland (1832, 894) berichtet. Nach Erman glaubten die chinesischen Buräten an der russischen Grenze, obwohl sie Anhänger des tibetanischen Buddhismus (Lamaismus) waren, an einen einzigen Gott. So versicherte ihm der oberste Priester Chamba-Lama, der die Menge von Burchanen (Götzenbildern), die man in den Tempeln der Lamas findet, mit den Heiligenbildern der griechischen Kirche verglich. Entweder ist also Buddha zum Gott erhoben worden oder die Buräten haben ihren alten Glauben an einen einzigen Gott, trotz Buddhas, bewahrt.

Der Obersatan heißt bei ihnen Okodie und die Götzen, die durch menschenförmige Puppen dargestellt oder auf Lappen gemalt sind, Ongon. Ihre Priester und Priesterinnen nennen sie Schamanen. Deren Gewand ist gewöhnlich von Leder, lang und überall mit klingenden Götzen, ausgestopften Schlangen, Bändern und Fransen behangen. Den Kopf bedecken sie mit einer Art Karkasse. Sie bedienen sich der Zaubertrommel. Andere burätische Zauberpriester besitzen jedoch weder Schamanenkleider, noch Trommel, sondern behängen sich ihre gewöhnlichen Kleider mit Fetzen, kleinen Tierfellen und bedienen sich des Zauberstabes oder einer kleinen Fahne (Jodo) von einem Lärchenbaumzweig und einem Lappen, die sie unter Anbetungen bewegen.

Weil das Schamanentum der Buräten der Religion der meisten sibirischen Heiden gleicht, geben wir hier noch nach Georgi[1] ein kurze allgemeine Charakteristik des sibirischen Schamanentums. Die Schamanen beider Geschlechter sind gewöhnliche Leute, welche sich weder durch Ehelosigkeit noch durch besondere Regeln oder Lebensart, sondern bloß durch die Kleidung und bessere Kenntnis der Lehren und Gebräuche ihres Glaubens unterscheiden. Sie leben zum Teil von Geschenken und Opfern, müssen sich aber daneben durch Beteiligung an den gewöhnlichen Arbeiten des Volkes ernähren. Alte unterrichten die Jungen in allem, was zu ihrem Amte gehört. Die Schamanen werden als Mittler zwischen dem Volk und der Geisterwelt betrachtet und deshalb gefürchtet und geehrt, oft aber auch wegen vermeintlichen oder wahren Mißbrauchs ihres Amtes gehaßt. Sie sind, meint Georgi, teils Enthusiasten teils Betrüger. Manche wollen die Schamanen als bloße Betrüger angesehen wissen. Daß auch Betrug nicht selten vorkommt, ist gewiß, aber daß alle ihre Verrichtungen auf Betrug beruhen, ist kaum glaublich. Die Schamanen gehen doch aus dem Volke hervor, und wenn ein ganzes Volk tief im Aberglauben steckt, ist es wenig wahrscheinlich, daß die Schamanen nicht in diesen Aberglauben verstrickt seien und selbst an die Wirkung der lächerlichen Zeremonien glauben, die sie vornehmen.

Der Zweck der sonderbaren und rasselnden Kleidung sowie der Trommeln ist nicht nur, um beim Volk Schauder und Ehrfurcht zu erwecken, sondern auch um auf die Geister einzuwirken und sie zum Kommen oder Gehen zu bewegen. Die sibirischen Schamanen haben weder Tempel noch Keremets, sondern besorgen ihr Amt unter freiem Himmel, auf Hügeln, an Flüssen oder in den Jurten, aber meistens bei Nacht.

Man würde sich eine falsche Vorstellung vom sibirischen Schamanentum machen, wenn man meinen wollte, es bestehe nur im Glauben an allerlei böse Geister. Von den schamanischen Völkern Sibiriens überhaupt schreibt Georgi[2]: „Alle glauben an einen allgemeinen Gott und Schöpfer aller Dinge, den die Tunguſen Boa, die Buräten Tingiri-Burchan (Gott des Himmels), die Teleuten Kudai, die Kamtschadalen Kutka, die Ostjaken und Wogulen Toron (Licht), die Samojeden Num nennen. Gott liebt seine Schöpfung, er weiß und vermag alles, kümmert sich aber nicht um die einzelnen Handlungen der Menschen. Man kann Gott weder beleidigen(?) noch sich um

[1] A. a. O. 375 ff. [2] Ebd. 378.

ihn verdient zu machen. Er straft und belohnt nicht und ist weder zu fürchten noch zu lieben." Die einzigen Kamtschadalen haben eine ziemlich verächtliche Auffassung vom höchsten Wesen, wie wir noch sehen werden.

Die meisten schamanischen Heiden Sibiriens stellen sich Gott als unsichtbar, im Himmel oder der Sonne wohnend und von menschlicher Gestalt vor. Die Teleuten und altaischen Tataren glauben an Erscheinungen und Offenbarungen des Höchsten in Träumen. Er hält nach ihnen einen prächtigen Hofstaat und viele Pferde. Wenn er ausreitet, entstehen Donner und Blitz. Die Regierung der Welt ist vom höchsten Wesen unter viele Untergottheiten verteilt, die aber nach eigener Willkür verfahren und deren Wohlwollen daher den Menschen unentbehrlich ist. Sie sind teils gut teils bös, haben ihre eigene Beschäftigung in der Weltregierung, werden leicht beleidigt, sind eigensinnig, rachgierig usw. Die Klasse der feindseligen Gottheiten untersteht einem bösen Beherrscher, den die Sibirier meistens Schaitan, die Tungusen Bun, die Buräten Okodil (Okodie?) nennen. „Unter den Satanen verstehen sie teils die personifizierte Strafgerechtigkeit des Höchsten (also straft Gott doch irgendwie!) teils das Übel und Unglück in der Welt selbst." [1]

Außer diesen Geistern verehren sie ihre verstorbenen Stammväter und Helden und alle Schamanen beiderlei Geschlechts als Halbgötter, deren sich die Götter in der Regierung der Welt bedienen. Wo sie in der Nähe der Russen wohnen, verehren sie auch die christlichen Heiligen, besonders den hl. Nikolaus, als Halbgötter. Die Götter erscheinen oft den Schamanen in Gestalt von Bären, Schlangen, Eulen usw. Die Dauer der Welt gilt als ewig, und das Leben der Menschen und Tiere nach diesem irdischen Dasein ist nur eine Fortsetzung des jetzigen. Ein lebendiger Mensch besteht nach ihnen aus dem Körper und dem Leben oder der Seele. Er handelt willkürlich, der Erfolg hängt von den Göttern, Satanen oder andern Menschen ab. Die Götter lieben und belohnen Ehrfurcht gegen sich, Rechtschaffenheit und Menschenliebe und hassen und bestrafen Ruchlosigkeit, Betrug und Härte. Dagegen kümmern sie sich nicht darum, ob man faul oder fleißig sei, mit seinem oder eines andern Weibe Umgang habe, viel oder wenig esse und trinke, gestohlenes oder selbsterlegtes Wild verzehre usw. Das Glück besteht in Gesundheit, Reichtum an Kindern und Vieh und sinnlichen Genüssen.

„Alle schamanischen Heiden sind von dem Leben nach dem Tode fest überzeugt" [2], machen sich aber eine armselige Vorstellung von demselben, weshalb sie den Tod verabscheuen. Sie fürchten die Wiederkunft und die Erscheinungen der Toten, weshalb viele, wenn sie von der Beerdigung heimkommen, durch abergläubische Gebräuche den Tod und die Toten am Nachfolgen zu hindern suchen, indem sie z. B. über ein Feuer springen, zwischen Stangen durchkriechen, wobei der Schamane den Tod mit den Schlägen eines Stabes zurückhält; dann räuchern die Leidtragenden sich und die Hütte oder verlassen diese und nennen den Verstorbenen nie mehr u. dgl. Sie halten das Sterben für eine Verwandlung des jetzigen Lebens in ein unterirdisches, dem jetzigen

[1] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 380.
[2] Ebd. 382.

ähnliches. Unter der Erde regieren die Erdgeister, die den Toten viel Unheil zufügen. Was man den Toten an Kleidern, Gerätschaften und Tieren mitgibt, ist nur ein kleiner Anfang der unterirdischen Wirtschaft. Manche Völkerschaften halten das jenseitige Leben für ein trauriges, die östlichsten sibirischen Völker dagegen betrachten das zukünftige Leben als eine verbesserte Fortsetzung des jetzigen und erwarten dort reichliche Befriedigung aller ihrer Wünsche. Deshalb scheuen sie den Tod nicht und begehen häufig Selbstmord.

Die schamanischen Heiden suchen das Wohlgefallen der Götter und ihre Versöhnung durch Götzen (Idole), Anbetungen und Opfer zu erlangen, und es ist ihnen damit so ernst, daß sie den Rückgang und die Verarmung ihrer Nationen vielfach der Vernachlässigung der alten Religion zuschreiben. Die Idole sehen die Klügeren als bloße Götterbilder, die Einfältigeren als Götter an. Die Götzen sind geschnitzte oder ausgestopfte Puppen. Der Ringgötze der Burâten ist eine solche Puppe in einem zwei Finger breiten Ringe von Weidenholz. Der Schafgötze derselben ist ein Lämmerfell mit Füßen und Schwanz und einem geschnitzten Menschengesicht. Anbetungen der Götter und Götzen geschehen zuweilen allgemein und festlich, zuweilen auch im besondern in jeder Hütte. Von den Anbetungen mit leerer Hand erwarten sie wenig, weshalb sie die feierlichen mit Opfern begleiten. Alle schamanischen Heiden feiern ein Frühlings- und ein Sommer- oder Herbstfest. Zu Opfern gebrauchen sie verschiedene Tiere, Fische, Vögel, Pelzwerk, Blut, Fett, Milch, Bier, Branntwein usw. Zu den Opfern gehört auch das Weihen der Haustiere. Einzelne Tiere oder auch eine ganze Herde werden für kürzere oder längere Zeit den Göttern geweiht, um dadurch deren Schutz für sie zu erlangen. Ein geweihtes Pferd z. B. darf keinen gebrauchten Sattel tragen, von keiner Frau geritten, weder verkauft noch geschlachtet werden. Von den Herden, die den Göttern geweiht sind, hat der Eigentümer den Nießbrauch, er darf aber während der Weihezeit kein Stück davon schlachten oder veräußern. Bei der Weihe opfert der Schamane an einem Feuer etwas Milch, Käse und Milchbranntwein und begießt das Opfertier mit Milch. Bei den Burâten betet er unter Bewegung der kleinen Bettflagge, die er am Feuer anzündet, so daß dem Pferde der Rauch in die Nase steigt. Alle Gebete sind meist ganz kurz und bestehen bei den gewöhnlichen Leuten in Stoßseufzern, durch die sie ihre Wünsche ausdrücken, z. B. Gott N. N., gib mir und den Meinigen Gesundheit, Gedeihen des Viehes, gib mir Kinder, langes Leben usw. Die Gebete der Burâten, Tungusen usw. haben oft Ähnlichkeit mit Litaneien. Der Schamane nennt den Namen des Gottes und trägt die Bitte vor, und das Volk antwortet: Hilf! Erbarme dich!

9. Die Tschuktschen.

Das Volk der Tschuktschen wohnt im äußersten Nordosten Asiens. Dank dem unwirtlichen Charakter des Landes hat es sich bisher ziemlich unabhängig erhalten und ist mit den Russen wenig in Berührung gekommen. Nordenskiöld, der sie im Jahre 1878/79 besuchte, schreibt über sie: „Viele von ihnen waren hohe, starke und wohlgewachsene Männer. Sie waren in enganliegende Hosen und Pesken von Rentierfell gekleidet. Die Frauen waren mit schwarzen und

schwarzblauen Strichen auf Stirn, Nase und Kinn und einigen Verzierungen auf den Backen tätowiert." Sie gehören nach Nordenskiöld nicht mehr einer unverfälschten Rasse an, sondern haben zum Teil die Merkmale der mongolischen Rasse an sich, zum Teil die Eigentümlichkeiten der nordamerikanischen Indianer. Dasselbe bezeugt J. Enderli[1]. Die Tschuktschen zerfallen in Küsten- und Rentiertschuktschen. Die eine Gruppe lebt an den Küsten des Meeres in festen Wohnsitzen vom Ertrag der Jagd auf Meertiere; die andere Gruppe bilden die Nomaden, die von ihren großen Rentierherden leben. Eine allgemeine kennzeichnende Eigenschaft des Tschuktschen ist nach Enderli seine unglaubliche Hartnäckigkeit verbunden mit grenzenlosem Jähzorn. Ein in Zorn versetzter Tschuktsche brüllt, klappert mit den Zähnen und beißt mit charakteristischen Bewegungen in den Schaft des Messers in der Richtung seines Feindes oder selbst in den Ärmel seines Kleides. Aus derselben Quelle kommt der Widerwille gegen fremde Autorität. Enderli behauptet das gänzliche Fehlen jeder gesellschaftlichen Organisation innerhalb des Stammes. Diese Behauptung ist aber nicht allgemein richtig. Nach dem Russen Augustinowitsch, der längere Zeit als Arzt unter den Tschuktschen gelebt, haben sie große Achtung vor ihrem Anführer (Erema). Sie rächen sich niemals an ihm und unterwerfen sich unbedingt allen seinen Anordnungen und Strafen. Wenn der Erema Besuche macht, wird er mit besondern Ehren empfangen und erhält beim Abschied als Ausdruck des Wohlwollens das beste Rentier[2].

Der Erema hält Gericht nach mündlich ihm vorgelegter Klage und bestraft, ohne Widerrede zu erfahren, den Schuldigen in Gegenwart seiner Angehörigen. Der zu Bestrafende muß niederknien, die Hände werden ihm auf den Rücken gebunden, und nun läßt der Erema ihn prügeln; man schlägt ihn mit einem Stock, an dessen Ende ein Stück Rentiergeweih befestigt ist, auf den Kopf. Mitunter erträgt das Opfer diese qualvolle Strafe ohne Murren; bisweilen aber kann er die Qual nicht mehr aushalten und bittet um Gnade und Verzeihung. Dann gestattet ihm der Erema, sich durch eine Zahl Rentiere loszukaufen, um den Kläger zu befriedigen. Bei sehr schweren Vergehen verhängt der Erema die Todesstrafe. Geheime Liebschaften werden mit dem Tode bestraft[3].

Der Tschuktsche ist rasch bereit, sein Leben aus nichtigen Gründen wegzuwerfen. Enderli schreibt, ihm seien Selbstmorde bekannt geworden, die nur aus Zorn, um eine angetane Beleidigung nicht zu ertragen, oder wegen des Verlustes eines geliebten Rentieres begangen wurden. Doch liegt dem Selbstmord der Tschuktschen vielfach auch Aberglaube zu Grunde. Als Veranlassung zum Selbstmord dient der Glaube ans jenseitige Leben, der, bis zum Fanatismus gesteigert, im Wunsche gipfelt, schneller die verstorbenen Verwandten wiederzusehen. Die Seelen der verblichenen Tschuktschen werden als Beschützer der Familie verehrt. . . . Den verstorbenen Verwandten und bösen Geistern zu gefallen, opfern die Tschuktschen ihr eigenes Leben, zumal zur Zeit von Epidemien

[1] Zwei Jahre bei den Tschuktschen und Korjaken, in Petermanns Mitteilungen XLIX (1903) 255 ff. Man vgl. Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 350 ff.

[2] Globus XL (1881) 139. [3] Ebd.

oder schweren Drangsalen. Der Tschuktsche, der entschlossen ist, alle irdischen Bande und Rechnungen zu zerreißen, eröffnet dies den nächsten Verwandten, und diese Nachricht wird bald den benachbarten Volksstämmen mitgeteilt. Die Verwandten beginnen, den Fanatiker, der beschlossen hat, sein Leben vorzeitig zu beschließen, zu bereden, seinen Vorsatz hinauszuschieben, sie nicht zu kränken. Doch dieser besitzt seiner Überzeugung nach wichtige Gründe zur Vollführung seines Vorsatzes; er bezieht sich auf Traumgesichte, auf Tote, die ihn quälen, auf Teufel und Verwandte, die ihm im Traume erscheinen und zu sich rufen. So beginnt die Vorbereitung auf den Tod. Man bereitet eine neue Kleidung aus weißen Rentierfellen, ferner einen neuen Schlitten und ein neues Geschirr für die Rentiere, „auf denen die weite Reise ins Jenseits angetreten wird". Am Todestag versammeln sich die Verwandten und Nachbarn. In ihrer Gegenwart zieht der dem Tode sich Weihende die neue Kleidung an und setzt sich in die Ecke der Jurte. Das Werkzeug zu seiner Tötung befindet sich in der Hand des nächsten Verwandten: ein Speer, ein Messer oder ein Riemen, je nachdem der Verblendete durch einen Schnitt in die Gurgel oder durch einen Stich ins Herz oder durch Erdrosselung zu sterben wünscht. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen wird er getötet. Den Getöteten legt man auf den vorbereiteten Schlitten in halbliegender Stellung und führt ihn an den bestimmten Ort weg. Dort nehmen die ihn Begleitenden von ihm Abschied. Die Rentiere werden erstochen; dem Toten nimmt man die Kleidung ab, zerschneidet sie in kleine Stücke und läßt sie liegen, während man ihn selbst, an Händen und Füßen gebunden, auf einen Scheiterhaufen bringt und verbrennt. Die Teilnehmer der Leichenfeier wenden sich, nachdem sie ihr Antlitz und ihre Hände mit dem Blute des Verstorbenen beschmiert, an ihn mit der Bitte, sie nicht zu vergessen[1].

Mutig ist der Tschuktsche im Kampf und auf der Jagd, aber er zittert vor Furcht, wenn er einsam den Leichnam eines unbekannten Stammesangehörigen auf der Tundra findet. Diese Leute sind in einem derartigen Netz von abergläubischen Gebräuchen verstrickt, daß der Verkehr mit ihnen auf Schritt und Tritt gehindert wird. Einen Begriff von der Zähigkeit und dem Vermögen, physische Schmerzen und Strapazen zu ertragen, gibt die Tatsache, daß es für die Frau als größte Schande gilt, bei der Niederkunft zu stöhnen, selbst wenn sie daran sterben sollte. Anderseits besitzen sie infolge ihrer ungesunden Lebensart gegen Krankheiten keine Widerstandsfähigkeit. Langandauernde Krankheiten sind bei ihnen fast unbekannt[2].

Die Tschuktschen sind geistig nicht sehr begabt. Das Zählsystem ist bei ihnen wenig entwickelt. Es gehört zum Fünfersystem und hat den augenscheinlichen Zusammenhang mit den Fingern und Zehen behalten. Zählen heißt auf tschuktschisch „fingern". Für 20 brauchen sie das Wort Mensch, weil der Mensch 20 Finger und Zehen hat. Beim Zählen sind die Finger fortwährend in Gebrauch.

---

[1] N. v. Seidlitz im Globus LIX (1891) 111 nach amtlichen russischen Quellen. Ähnliches berichtet Augustinowitsch ebd. XL (1881) 139.

[2] Enderli a. a. O. 256.

Die religiösen Gebräuche bilden nach Enderli bei den Tschuktschen ein stark ausgebildetes System. Ihre Feste machen einen Jahreszyklus aus, anschließend an das Leben der Rentiere; alle Feste sind mit Opfern von Rentieren oder Hunden oder symbolischen Figuren aus Fett, geriebenem Fleisch usw. an die bösen Geister verbunden und von schamanischen Tänzen und Gesängen begleitet. Die Tschuktschen bestatten ihre Toten auf zwei Arten: entweder verbrennen sie den Leichnam oder sie setzen ihn, in rohes Rentierfleisch eingewickelt, auf dem freien Felde aus. Diese oder jene Bestattungsart wird durch Tradition vom Vater auf den Sohn bestimmt oder dann durch „Raten" von Fall zu Fall festgesetzt. Bald nach dem Tode wird die Leiche ausgezogen, in den inneren Raum der Jurte gelegt, und der Kopf mit Rentierfellen zugedeckt. Es gilt allgemein als Sünde, „das Gesicht des Toten der Sonne oder fremden Augen zu zeigen" [1]. In diesem Zustand verbringt der Tote die Nacht; am nächsten Morgen findet die letzte Mahlzeit des Toten statt. Es wird demselben Tee in den Mund geschüttet und ein paar Stücklein Fett hineingestoßen; dann wird er mit dem Totenkleid bedeckt, mit einem langen Riemen von Kopf bis zu Fuß eingeschnürt und endlich aus der Jurte herausgebracht. Nun beginnt das Wahrsagen mit Hilfe eines Rentierknochens. Der Knochen wird an einem Riemen befestigt und dieser dem Toten an den Kopf gebunden. Ein Verwandter oder ein Nachbar stellt nun an den Toten die Fragen, indem er mit Hilfe des Knochens den Kopf des Toten hebt. Lautet die Antwort „Nein", so ist der Kopf schwer, heißt sie „Ja", so ist er leicht zu heben. So wird die Leiche über den Ort ausgefragt, wo sie zu liegen wünscht, über den Führer der Beerdigungsprozession usw., ebenso über die Zukunft der Lebenden, über den Erfolg der nächsten Unternehmung usw. Dann befestigt man den Toten auf dem Schlitten, spannt zwei Rentiere an, und der Führer des Zuges setzt sich rittlings auf den Toten, die Zügel in der Hand.

Am Bestattungsplatz werden die Rentiere erstochen und der Leichnam auf den dazu hergerichteten Platz gelegt. Gleichzeitig wird das Rentierfleisch in langen dünnen Streifen abgezogen, das Kleid des Toten auf dem Leichnam zerschnitten und abgenommen, wobei jedes abgenommene Stück Kleid durch ein Stück Fleisch ersetzt wird. Ist der Leichnam vollständig in Fleisch eingehüllt, so schneiden ihm die Verwandten die Gurgel entzwei und öffnen ihm die Brust, um die Eingeweide herauszuziehen oder einen Teil des Herzens oder der Leber freizulegen.

---

[1] Schon vorher hatte Enderli (Zwei Jahre bei den Tschuktschen und Korjaken, in Petermanns Mitteilungen 256) ganz allgemein behauptet: „Die heidnische Religion der nordischen Völker kennt zwar ein höheres Wesen, aber vor allem anerkennt sie böse Geister, die unsichtbar auf der Erde herumgehen und mit deren Beruhigung und Besänftigung sie sich beschäftigt." Da er außer von den Korjaken nur von den Tschuktschen handelt, gilt diese Bemerkung zweifellos auch von diesen. Augustinowitsch sagt: „Die Tschuktschen verehren die Sonne; sie beten niemals und erfüllen keinerlei Religionsgebräuche" (Globus XL [1881] 139). Da fragt man sich unwillkürlich: Woher weiß denn der Schreiber, daß sie die Sonne „verehren"? Verehren heißt doch nicht bloß glauben, daß die Sonne existiert; sonst würden auch wir Christen die Sonne verehren. Nach Georgi (Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 353) nehmen die Tschuktschen bei Beteuerungen und eidlichen Versicherungen die Sonne zum Bürgen.

Nun wird der Leichnam auf der Tundra den Wölfen und Eisfüchsen zur Beute überlassen. — Einfacher ist die Leichenverbrennung. Der Tote wird direkt in den Kleidern zum Feuer gebracht. Beide Bestattungsarten werden von einer Reihe peinlichster Vorsichtsmaßregeln begleitet. Nach dem Volksglauben verwandeln sich die Seelen der Toten in böse Geister und versuchen, zu den Lebenden zurückzukehren und diesen Böses anzutun. Deshalb wird z. B. beim Tode der Mutter der Name des jüngsten und geliebtesten Kindes sofort gewechselt, damit sie ihr Kind nicht mehr erkennen könne[1].

Obwohl die Tschuktschen den griechisch-schismatischen Christen beigezählt werden, hat doch das Christentum an ihren heidnischen Anschauungen und Gebräuchen ungefähr nichts geändert. Wohl hat, meint K. v. Neumann[2], der blinde Glaube an die Schamanen seine Kraft verloren, und mit ihm ist manche barbarische Gewohnheit, wie die Tötung altersschwacher Leute durch ihre eigenen Kinder[3], für immer gefallen, aber viele andere heidnische Gebräuche, wie Totenverbrennung, Tieropfer und Polygamie, sind noch im Schwunge. Ein Hauptgrund der Polygamie scheint darin zu liegen, daß der Tschuktsche ohne mehrere Frauen den Haushalt nicht führen kann; denn er selbst tut absolut nichts, da nach seinen Begriffen jede häusliche Arbeit, wozu namentlich das Aufschlagen und Abbrechen des Zeltes, das Tragen des Gepäcks usw. gehört, unter der Würde des Mannes steht. Sie überlassen dies alles den Frauen, und deshalb müssen diese auf den Reisen mitziehen. Die Frauen führen aber oft ein strenges Regiment. Trotzdem scheinen nur die Häuptlinge mehrere Frauen zu besitzen. Diese Häuptlinge haben übrigens in Zeiten des Friedens kaum irgendwelche Autorität; ihr Ansehen gründet sich mehr auf ihren Reichtum als ihre Amtsgewalt. Der Häuptling Amraurgîn, den v. Neumann im Jahre 1874 besuchte, besaß drei Frauen. Die älteste hatte er sich nach griechisch-orthodoxem Ritus antrauen lassen. Sie war arm, und er heiratete sie gegen den Willen seines strengen und auf seine Reichtümer stolzen Vaters, der ihm dafür einen namhaften Teil seiner Nachlassenschaft entzog. Die zweite Frau galt als mächtige Schamanka (Zauberin). Diese beiden Damen machten die Reise des Amraurgîn und Herrn v. Neumann mit, litten aber nicht, daß der Häuptling auch seine dritte Frau mitnahm, ein junges, hübsches Geschöpf, das er von armen Eltern mit einer ganzen Rentierherde gekauft hatte; sie kann so ziemlich mit ihrem Manne anfangen, was sie will, aber gegen ihre Mitnahme protestierten die beiden andern so energisch, daß der Gebieter sich fügen mußte[4]. Die Kinder werden von den Tschuktschen sehr geliebt und deshalb verzogen. Besondere Hochzeremonien gibt es nicht. Der Bräutigam kauft sich ein Mädchen von ihren Eltern für eine Anzahl Rentiere oder zieht auch in das Haus seiner Braut, um sie durch den Dienst zu erwerben. Geheime Liebschaften wurden früher mit dem Tode bestraft. Bekannt ist endlich die große Gastfreundschaft der nordischen Völker, die bei den Tschuktschen so weit getrieben wurde, daß der Gastwirt dem Ankömmling sogar seine Frau anbot.

[1] Petermanns Mitteilungen XLIX (1903) 257.
[2] Expedition nach dem Lande der Tschuktschen, im Globus XXVI (1874) 347.
[3] Diese Tötung geschah immer auf ausdrückliches Verlangen der alten Leute.
[4] Globus XXVI (1874) 348.

Die Tschuktschen treiben einen nicht unbedeutenden Handel. Die Rentiertschuktschen bringen Rentierfelle, Pelze, Rentierfleisch und Fett auf den Markt, die Küstentschuktschen dagegen Felle von Seehunden, Seehund- und Walroßfett, Walfischknochen, Walroßzähne, Leder usw. Die ersteren erhalten dafür von den Russen Tee, Tabak, Zucker und Eisenwaren. Davon verkaufen sie wieder einen Teil an die Küstentschuktschen, um von ihnen die Produkte der Fischerei zu erhalten. Diejenigen Tschuktschen, die noch weniger mit den Europäern und Amerikanern in Berührung gekommen, werden von den Reisenden als ein unverdorbenes, ehrliches, kühnes und gutmütiges Naturvolk geschildert, das leider in hohem Grade durch den von Amerika importierten Schnaps dem Laster der Trunksucht verfallen ist[1].

10. Die Korjaken[2].

Die Korjaken, auch Korjäken oder Koräken genannt, bewohnen den nördlichsten Teil Kamtschatkas und das angrenzende Festland. Über ihre Geschichte und Abstammung ist nichts Sicheres bekannt. Ihre Sprache hat viel Verwandtes mit der der Tschuktschen. Sie teilen sich nach ihrer Lebensart in Ansässige und Nomaden, die sich oft gegenseitig befehden. Die Seßhaften haben viel mildere Sitten, sie besitzen die südlichen Gegenden ihres Gebietes am Pentschinischen Meerbusen und in Kamtschatka selbst. In Wohnung, Kleidung und Nahrung unterscheiden sie sich wenig von den Kamtschadalen. Im Umgang sind sie steif, doch freundschaftlich, nehmen jeden gastlich auf und bewirten ihn auf das beste, zwingen ihn aber nicht wie die Kamtschadalen, sich zu überladen. In ihren Hütten ist es sehr heiß, weshalb die Weiber oft völlig nackt in denselben herumgehen.

Die nomadisierenden Korjaken sind viel roher und kriegerischer als die seßhaften. Sie gehen oft aus auf Räubereien bei ihren stilleren Brüdern oder ihren Nachbarn. Stehlen, Rauben und Morden gilt bei ihnen nur dann als Fehler, wenn es in demselben Stamm, nicht aber, wenn es in einem andern Stamm oder bei Fremden geschieht[3]. Die Korjaken sind alle polygam, und nicht wenige haben drei bis vier Weiber, die sie nicht kaufen, sondern durch Dienen erwerben. Die Reichen heiraten unter sich und ebenso die Armen ohne Rücksicht auf Blutsverwandtschaft (abgesehen von Eltern und Kindern und Geschwistern). Die nomadisierenden Korjaken verteilen ihre Weiber als Aufseherinnen auf ihre verschiedenen Herden. Sie quälen dieselben durch Eifersucht auf das ärgste. Mancher Frau kostet der Argwohn des Mannes das Leben; ebenso geht es den Nebenbuhlern. Trifft der Mann dieselben beim Ehebruch, so tötet er sie beide. Deshalb gehen die Weiber absichtlich schmutzig und zerlumpt umher, weil die Männer meinen, sie schmückten sich der Nebenbuhler wegen. Das gerade Gegenteil findet bei den seßhaften Korjaken statt. Sie sehen es gern, daß ihre Frauen

---

[1] Petermanns Mitteilungen XXVII (1881) 45.

[2] Nach Kraschenikow, Voyage en Sibérie, Paris 1768. Bildet den zweiten Band der „Reise nach Sibirien" von Abbé Chappe d'Auteroche. Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 330. Ausland 1851, 1014 ff.

[3] Georgi a. a. O. 343.

gefallen und von andern geliebkost werden, weswegen sie sich auf das beste schmücken müssen. Sie sollen es als den größten Beweis der Freundschaft ansehen, wenn ein Gast oder Freund bei ihren Frauen oder Töchtern schläft, und während dieser Zeit verläßt der Mann die Hütte und besucht vielleicht die Frau des Mannes, der in seinem Hause ist. Wir berichten dies nach den Angaben von Krascheninikow, aber doch mit dem nötigen Vorbehalt; denn daß ihnen gerade jedes Gefühl der Eifersucht abgehe, ist doch sehr unwahrscheinlich.

Der Treueid war bei den Korjaken vor der russischen Herrschaft unbekannt; wenn die Kosaken ihnen den Eid abfordern, halten sie ihnen das Ende der Flinte vor, um ihnen anzudeuten, daß die Kugel sie treffen werde, wenn sie den Eid nicht halten. Dieser Methode bedient man sich auch, um Streitigkeiten zu erledigen. Denn da der Schuldige überzeugt ist, daß ihn das Gewehr töten werde, wenn er nicht die Wahrheit spricht, so bekennt er lieber sein Verbrechen, als daß er sein Leben aufs Spiel setzt. In andern Umständen gibt es für den Korjaken keinen feierlicheren Eid als die Beteuerung: „Ja, wahrhaft, ich lüge nicht.“ [1]

Kindern geben alte Weiber Namen; sie werden bis ins dritte Jahr gesäugt. Die Nomaden schenken den Kindern Vieh, wodurch diese von Jugend an zu guten Hirten herangebildet werden. Eine Wöchnerin hält sich die ersten zehn Tage nach der Niederkunft verborgen. Kranke pflegen sie mit Fleiß und suchen ihnen durch ihre Zauberer Hilfe zu verschaffen.

In ihrer Religion sind die Korjaken schamanische Heiden und stimmen in den Gebräuchen vielfach mit den Kamtschadalen überein; das gilt namentlich von den seßhaften Korjaken, die den Kont (Kutka) der Kamtschadalen als ihren Gott anerkennen. Sie sind übrigens sehr unwissend in religiösen Dingen. Ein Korjakenfürst, mit dem Krascheninikow sprach, hatte keine Idee von der Gottheit; doch ist auf solche gelegentliche Äußerungen nicht allzuviel Gewicht zu legen, wie wir schon wiederholt bemerkt haben. — Alle Korjaken erweisen aber den Dämonen oder bösen Geistern große Verehrung. Sie haben keine bestimmte Zeit für ihre Opfer; sie töten ein Rentier oder einen Hund, wenn es ihnen gut scheint. Opfern sie einen Hund, so legen sie ihn ganz auf einen Pfahl, ohne ihn zu häuten; opfern sie ein Rentier, so befestigen sie bloß den Kopf auf dem Pfahl und einen Teil der Zunge. „Sie wissen nicht, wem sie dieses Opfer darbringen; sie sprechen nur diese Worte: ‚Das ist für dich, sende aber auch uns etwas.‘“ [2] Eine dunkle Ahnung von dem höheren Wesen, dem sie dieses Opfer darbringen und von dem sie eine Gegengabe erwarten, werden sie doch wohl haben. Nach Kennan[3], der zwei Jahre unter den Korjaken lebte, opferten sie nur den bösen Geistern, weil es ihnen unnütz schien, die gütigen Gottheiten um ihr Wohlwollen anzuflehen. Sie hatten also eine Ahnung vom Dasein einer oder mehrerer gütiger Gottheiten. — Wenn sie einen Fluß oder Berg passieren müssen, die nach ihrer Ansicht von Dämonen bewohnt sind, bringen sie Opfer dar. Unter den seßhaften Korjaken gibt es auch Zauberpriester, die die Krankheiten zu heilen vorgeben und dabei trommeln. Sie ver-

[1] Krascheninikow a. a. O. 149. [2] Ebd. 146.

[3] Zeltleben in Sibirien; aus dem Englischen übertragen von D. Haek. Leipzig, Reclam (ohne Jahreszahl) 162.

ordnen den Kranken zuweilen Opfer für diesen oder jenen Geist. Dieselben Korjaken feiern jährlich ein Fest zur selben Zeit mit den Kamtschadalen, aber zu welchem Zweck und zu wessen Ehren, wissen sie nicht, so berichtet Krascheninikow[1]; es ist aber wohl möglich, daß man durch solche Antworten dem lästigen Frager ausweichen wollte.

Daß der Diebstahl an fremden Stämmen oder Geschlechtern den Korjaken als erlaubt und löblich gilt, wofern er nicht entdeckt wird, haben wir schon erwähnt. Den auf frischer Tat ertappten Dieb straft man streng, weniger wegen des Diebstahls als wegen des Mangels an Geschicklichkeit. Der Mord wird nur bestraft, wenn er an einem Glied des Geschlechtes oder einem Stammesgenossen begangen wird. In diesem Falle nehmen die Verwandten des Getöteten unfehlbar Rache am Mörder. Ist der Ermordete ein Fremder, so kümmert sich niemand um die Tat. Der Mord, meint Krascheninikow, sei deshalb so häufig bei den Korjaken, weil sie keine Idee von Strafen im andern Leben haben[2]. — Etwas sehr Löbliches an diesem Volk ist, daß sie die Kinder, trotz ihrer großen Liebe zu denselben, frühzeitig an Arbeit und Ermüdung gewöhnen. Sie behandeln sie wie Sklaven, lassen sie Holz und Wasser holen, die Herden hüten, Lasten tragen usw.

Die Reichen verbinden sich gewöhnlich durch die Heirat mit reichen Familien und die Armen mit armen ohne Rücksicht auf geistige Fähigkeit oder Schönheit. Sie nehmen meistens die Frauen aus ihren Verwandten, z. B. Cousinen, Tanten oder Schwiegermütter, nur nicht ihre Mütter und Schwestern. Wer ein Mädchen heiraten will, muß, mag er noch so reich sein, für die Schwiegereltern arbeiten oder ihnen dienen; manchmal drei und mehr Jahre. Doch gestattet man den jungen Leuten nach einiger Zeit den ehelichen Verkehr. Eigentliche Heiratszeremonien finden keine statt. Zuweilen heiraten sie zwei oder drei Frauen, unterhalten diese an verschiedenen Orten und geben einer jeden Hirten und Rentierherden. Einige haben daneben noch Konkubinen, aber das gilt nicht als zulässig, und diese Konkubinen sind verachtet. Es gibt keine größere Beschimpfung für eine Frau, als ihr den Namen einer Konkubine zu geben. Nach einigen Reisenden soll die Päderastie sehr verbreitet gewesen sein und zahlreiche Männer öffentlich in weiblichem Aufputz sich ihrem Schandgewerbe hingegeben haben.

Die nomadisierenden Korjaken verbrennen alle, die ansässigen die meisten Verstorbenen. Man hüllt sie in ihre schönsten Kleider und führt sie mit den Rentieren, die ihnen am liebsten gewesen waren, zum Verbrennungsplatz. Hier wird die Leiche mit allen Gegenständen, die der Tote im Leben gebraucht hat, auf den Scheiterhaufen gelegt und dieser dann angezündet. Während er brennt, werden die mitgebrachten Rentiere getötet. Das Fleisch derselben wird gegessen und das übrige ins Feuer geworfen. Das Jahresgedächtnis wird nur einmal, ein Jahr nach dem Tode, gefeiert. Die Verwandten nehmen zwei junge, noch nicht benutzte Rentiere und eine große Menge von Rentierhörnern, die man während des Jahres gesammelt hat, gehen damit zur Verbrennungsstätte, wo man die Tiere tötet, das Fleisch ißt und alle Hörner begräbt. Der Schamane sendet diese dem Toten nach, als ob es eine Rentierherde wäre; jedenfalls

[1] Voyage en Sibérie 148. [2] Ebd. 150.

setzen sie also das Fortleben des Toten in einer andern Welt voraus. Bei der Heimkehr von der Totenfeier reinigen sich alle, indem sie zwischen zwei Ruten hindurchgehen. Der Priester, der dabei steht, gibt jedem, der durchgeht, mit einer Rute einen Streich, indem er einige Worte spricht, damit die Toten ihm nicht das Leben nehmen.

Eine eigentliche politische Verfassung hatten die Korjaken vor der Herrschaft der Russen nicht. Die einzelnen Geschlechter oder Familien waren fast ganz unabhängig; nur die, welche sich durch Reichtum an Rentieren oder sonstige besondere Eigenschaften auszeichneten, hatten eine gewisse Autorität über die andern.

11. Die Kamtschadalen.

Die Halbinsel Kamtschatka gehört sicher zu den rauhesten und unwirtlichsten Gegenden der Welt. Den nördlichsten Teil dieses öden Landes bewohnen die uns schon bekannten Korjaken, den übrigen Teil die Kamtschadalen. Über Abstammung und Geschichte dieses Volkes ist nichts Sicheres bekannt. Es steht auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, ist aber nicht unbegabt. Die Kamtschadalen nennen sich selbst Itelmen (Einwohner, Menschen). Sie sind von lebhafter Einbildungskraft und gutem Gedächtnis. Ihre Märchen und Gesänge sind voll sinnreicher und drolliger Einfälle. Besonders gut verstehen sie es, die Reden und Gebärden der Fremden nachzuäffen und dadurch lächerlich zu machen. Sie sind über die Maßen neugierig und machen sich mit Traumdeuterei viel zu schaffen. Ihre Hauptleidenschaft ist eine unbändige Sinnlichkeit und Genußsucht, die mit der Gleichgültigkeit gegen die übrigen Annehmlichkeiten des Lebens und gegen das Leben selbst seltsam kontrastiert. Armut beunruhigt sie nicht, und nur der Hunger treibt sie zur Jagd, bei der sie sich nie weit entfernen, um immer die Weiber bei sich zu haben[1]. Im Gegensatz zu den meisten Sibiriern sind sie infolge ihrer niedrigen Wollust willige Sklaven der Weiber. Widernatürliche Laster sind bei beiden Geschlechtern im Schwang, und Päderastie treiben sie fast öffentlich. G. W. Steller[2], der sich lange in Kamtschatka aufhielt, findet den Grund dieser unersättlichen Wollust außer im Müßiggang in dem täglichen Genuß halbfauler Fische, des Fischrogens, ranzigen Fettes usw.

Für Ehre und Schande haben sie wenig Gefühl, und deshalb ist es leichter, sie durch Strenge als durch Güte dienstfertig, höflich und ehrlich zu machen. Wollust und Gemächlichkeit allein gelten ihnen als beneidenswerte Dinge, daher stehlen sie auch nur Weiber und Hunde, wodurch früher manche Kriege unter ihnen entstanden. Sie sind sehr furchtsam, rächen sich nur heimlich und geraten bei geringen Gefahren in Verzweiflung. Manche ziehen den Tod durch Selbstmord einem beschwerlichen Leben oder den Schmerzen der Bestrafung vor. Der Selbstmord grassierte früher in so hohem Grade, daß die russische Regierung dagegen einschreiten mußte. Dabei sind sie äußerst abergläubisch. Von Zwillingen wird oft ein Kind getötet, dasselbe Schicksal widerfährt mißgestalteten und schwächlichen Kindern. Schwangere, die sich durch Kinder beschwert oder in ihren Ausschweifungen behindert fühlen, nehmen zum Abortus ihre Zuflucht.

[1] Vgl. Kraschenínikow a. a. O. 100 ff.

[2] Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, Frankfurt a. M. 1774, 202.

Sie leben familienweise zusammen. Jede größere Familie bewohnt ein Dorf, das gewöhnlich an einem Fluß oder Bach liegt und aus mehreren Haushaltungen besteht. Ein Schwiegersohn läßt sich im Dorfe seiner Braut nieder. Wird ein Dorf zu groß, so teilt es sich, bleibt aber an demselben Bach. Das älteste Dorf (Stammdorf) genießt einige Vorrechte, weil in ihm ein Sohn des Stammvaters der Kamtschadalen gewohnt haben soll. Eine eigentliche Regierung haben sie nicht; doch besitzt der Älteste oder das Haupt der Familie eine gewisse Autorität, indem man auf seine Ratschläge hört. Sie bestrafen nur Diebe und Mörder, erstere dadurch, daß sie ihnen die Finger brennen, woran man sie als Diebe erkennt und verabscheut; letztere liefern sie den Beleidigten aus, die oft hart mit ihnen umgehen. Ihre jetzige Verfassung gleicht der der übrigen sibirischen Völkerschaften. Sie stehen unter russischen Aufsehern und geben Geiseln und Abgaben an Fellen. Von jeher wohnten sie in festen Dörfern, die sie mit Erd- oder Steinwällen oder Palisaden umgaben und die deshalb von den Russen Schanzen (Ostroschoki) genannt wurden, eine Benennung, die bis heute sich erhalten hat, obwohl jetzt solche Verschanzungen verboten sind. Die Ruinen früherer Dörfer sind so häufig, daß man annehmen muß, die Zahl der Itelmen sei früher viel größer gewesen[1].

Jede Haushaltung hat eine Winter- und eine Sommerhütte. Die Winterhütte besteht aus einem drei bis fünf Fuß tief in die Erde gegrabenen Viereck, das mit Palisaden umgeben und mit Reisig, Heu und Erde bedeckt wird. Der Eingang ist ein Loch, durch das man auf einer Leiter ein- und aussteigt. Die Sommerhütten stehen auf Säulen acht bis zehn Fuß hoch über der Erde. Wände und Dach sind von Holz. Weil die Hütten klein sind, stehen mehrere nebeneinander und werden durch ein Brett, das als Brücke dient, miteinander verbunden. Die innere Einrichtung ist sehr armselig. In den Winterhütten sind die Lagerstätten durch Stangen abgeteilt. Statt Betten dienen Grasmatten. Ihre Nachen und größeren Boote sind von Holz, mit Fischbein verbunden. Ihre Hundeschlitten sind, wie die der Tungusen, schmal, lang und leicht. Schläuche machen sie von den Gedärmen großer Seetiere und Gefäße von Holz und Birkenrinde. Früher hatten sie nur Steinmesser und Steinärte und bedienten sich statt der Nadeln der Fischgräte; erst in neuerer Zeit gebrauchen sie Instrumente und Hausgeräte aus Metall.

Als Speisen dienen ihnen alle Arten von Tieren, Fische und wilde Kräuter; oft essen sie mit ihren Hunden aus denselben Gefäßen, ohne diese zu waschen. Sie sind überhaupt höchst unreinlich. Als Kleider trugen die Männer früher im Sommer und in der Hütte nichts als einen ledernen Gürtel, an dem vorn eine Art Beutel und hinten eine lederne Schürze herabhing; im Winter bedeckten sie sich mit Pelzen. Die Frauen trugen Hosen und einen hemdartigen Pelz. Heute kleiden sich Männer und Weiber vielfach nach russischer Art. „Sonst wuschen sie sich nie, jetzt schminken sich sogar viele Weibsbilder."

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist wollüstiger Müßiggang, daneben treiben sie etwas Jagd, Fischerei, bauen Nachen, Schlitten u. dgl. Die Frauen gerben, spinnen Nesselgarn, flechten Matten und Körbe, sammeln Wurzeln

[1] Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 334.

und Kräuter, besorgen die Hunde oder Rentiere, wenn sie deren haben. Vor fremden Männern verschleiern sich die Frauen oder kehren doch das Gesicht ab. Trotz ihrer Dürftigkeit sind die Kamtschadalen sehr gastfrei.

Im Umgange sucht das männliche Geschlecht durch Liebeserweise, Dienstfertigkeit und Gehorsam den Frauen zu gefallen. Die Männer untereinander begegnen sich kalt, ohne sich zu grüßen oder sich andere Höflichkeiten zu erweisen. Im Zank nennen sie sich Hund, Erhängter, Teufel, Venerischer; besonders werfen sie sich die unnatürlichen Laster vor, woraus erhellt, daß sie dieselben als schimpflich ansehen.

Bei den heidnischen Kamtschadalen herrscht Vielweiberei, jeder darf so viele Weiber nehmen, als er will. Wenn den Eltern der Brautwerber nicht mißfällt, so zieht dieser in ihr Haus, um sich durch Dienstleistungen seine Braut zu erwerben. Er dient dort wie ein Knecht; dann bittet er um die Erlaubnis, die Braut in nicht gut zu sagender Weise zu berühren. Ist ihm dies gelungen, so ruft ihm die Braut ein zärtliches ni-wi zu, und darin besteht die einzige Heiratszeremonie. Nach der Berührung darf er sie in sein Haus nehmen.

Der Kamtschadale wählt sich gewöhnlich seine Zukünftige nicht im eigenen, sondern in einem fremden Dorf. Doch ist die Heirat unter nahen Verwandten gestattet, nur zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn ist sie verboten. Die Ehescheidung geschieht ohne jede Formalität, indem die Ehegatten einander verlassen und eine andere Ehe eingehen. Die Männer, welche mehrere Frauen haben, halten diese öfters in verschiedenen Jurten. Obwohl Männer und Weiber sehr ausschweifend sind, quälen sie sich doch gegenseitig oft durch Argwohn, erschlagen oder vergiften sich. Auf die Jungfräulichkeit wird bei der Eheschließung wenig Wert gelegt[1].

Der schon erwähnte Steller[2] sagt von der Religion der Itälmen oder Itälmenen, wie er sie beständig nennt: „Sie verehren viele Götter, doch fehlt ihnen der klare Begriff von einem Geist und eine würdige Erkenntnis Gottes. Sie nehmen eine Rangordnung unter ihren Göttern an. Der größte unter allen ist der Schöpfer Himmels und der Erde, den sie einhellig Kutka oder Kutga nennen. Von dem, sagen sie, sei alles gemacht und entstanden." Von diesem Kutka machen sie sich aber die albernsten Vorstellungen, ja sie dichten ihm allerlei Torheiten an und lästern ihn auf die verschiedenste Weise. Wenn er vernünftiger gewesen wäre, sagen sie, so würde er die Welt viel besser erschaffen, nicht so viele unübersteigliche Gebirge und Klippen, so viele seichte Ströme gemacht, so viele Stürme und Regengüsse verursacht haben, das sei alles aus Dummheit geschehen. Daher schelten und lästern sie Kutka oft, wenn sie auf ihren Fahrten Schwierigkeiten begegnen. Sie glauben, er sei mit einer schönen Frau von ausnehmendem Verstand vermählt gewesen und diese habe ihn vor vielen Torheiten bewahrt und oft korrigiert. Vielleicht, meint Steller, haben sie dies daraus entnommen, weil sie beobachtet, daß ihre Jungfrauen und Weiber an Verstand und Verschlagenheit allzeit die Männer übertreffen. Mit dieser Frau — Chachy genannt — soll Kutka viele Jahre an

[1] Kraschenínikow, Voyage en Sibérie 114.
[2] Beschreibung von dem Lande Kamtschatka 253.

den größten Flüssen Kamtschatkas gelebt und Kinder gezeugt haben, von denen die Itelmen abstammen.

Gotteslästerlich erzählen sie von Kutka, wie er oft von seinen Geschöpfen betrogen und übertölpelt wurde. So wurde er z. B. oft von den Mäusen in der lächerlichsten und beleidigendsten Weise hintergangen, und wenn er im Zorn sie vernichten wollte, spielten sie ihm einen noch schlimmeren Schabernack. Seine Frau mußte ihm immer aus der Verlegenheit helfen. Es scheint, meint Steller zu dieser Mäusegeschichte, daß diese Parabel durch die Nachkommen nur mit schändlichen Ausdrücken korrumpiert wurde und „daß sie darunter auf eine gotteslästerliche Art die Erbarmung Gottes und das Verderben unter dem Bilde der Mäuse abschildern wollen". Die zum Teil höchst unanständigen und schmutzigen Geschichten, die sich die Kamtschadalen von ihrem Kutka erzählen, sind nach Steller so zahlreich, daß man ganze Bände damit füllen könnte. Die Menschen hatten ihm so viel Unrecht angetan, daß er sich schließlich nach dem Norden in das Land der Korjaken und Tschuktschen zurückzog.

Merkwürdig ist, was Steller[1] über die Auffassung Gottes bei den Kamtschadalen schreibt: „Wenn man nun überhaupt von einem Gott spricht, so findet man zwar einen Namen in ihrer Sprache, aber keine Beschreibung von dessen Wesen, Eigenschaften und Verrichtungen. Sie nennen Gott Dustächtschitsch, und diesen einzigen Namen verehren sie noch auf einige Weise als wie die Athenienser den unbekannten Gott. Sie richten in den weiten Ebenen und Torffeldern einen Pfeiler auf, umwinden denselben mit einer bestimmten Art Gras und gehen niemals vorbei, ohne ein Stück Fisch, Fleisch oder sonsten etwas hinzulegen. Sie sammeln auch die Beeren nicht, die in dieser Gegend wachsen, noch viel weniger erlegen sie ein Tier oder Vogel und halten dafür, daß sie durch diese Opfer das Leben verlängern, hingegen wenn sie nicht im Vorbeigehen opferten, sterben würden. Nichtsdestoweniger legen sie nichts dahin, was ihnen noch tauglich ist, sondern entweder den Kopf oder den Schwanz von den Fischen, welche sie ohnedies nicht essen."

Vielleicht geht es dem Kutka der Kamtschadalen wie dem Jupiter, den die Griechen und Römer zwar dunkel als den höchsten Gott, den Vater der Götter und Menschen, ansahen und als solchen verehrten, dem sie aber zugleich die schimpflichsten Liebesabenteuer andichteten.

Außer dem obersten Gott nehmen die Kamtschadalen viele Geister an, die sie sehr fürchten; alle gefährlichen Orte, wie Vulkane, hohe Berge, Klippen, das Meer, sind von bösen Geistern bewohnt. Der Geist oder Dämon des Meeres heißt Mitgh, er soll die Gestalt eines Fisches haben; die Geister der Berge heißen Kamuli, die der Wälder Uschatschu. Der Teufel, der sehr listig und betrügerisch ist, heißt Kanna. Bei Nischna zeigt man einen alten Erlenbaum, worin er wohnen soll, und jährlich schießt man viele Pfeile auf ihn ab, so daß er ganz mit Pfeilen gespickt ist. Haetsch ist der Beherrscher der Unterwelt, wohin die Menschen nach dem Tode versetzt werden usw.

Alle ihre Ansichten über Gott und Geister sind zusammenhanglos, widersprechend und oft über die Maßen lächerlich. Für alles suchen sie eine Er-

[1] Beschreibung von dem Lande Kamtschatka 265.

klärung, begnügen sich aber mit der albernsten Antwort, besonders wenn dieselbe von den Ahnen herstammt. Ihre Lehrsätze bestehen nach Steller[1] in folgenden Punkten: 1. Kutka hat die Welt und alles erschaffen, wo er aber hergekommen, wissen sie ebensowenig, als ob sie einen Gott oder einen Menschen aus ihm machen sollen; auch seine Stellung zum Teufel und den andern Geistern bleibt ganz unklar. 2. Sie glauben an keine Vorsehung; Gott bekümmert sich nicht um die Kamtschadalen, und diese kümmern sich nicht um ihn; dem widerspricht freilich der Gebrauch, ihm Opfer darzubringen, um Verlängerung des Lebens zu erlangen. Der Tod kommt von den bösen Geistern. Das Glück besteht nach ihnen in einem langen Leben und in Überfluß. Hört das Glück auf, so halten sie es für erlaubt und löblich, sich selbst das Leben zu nehmen. 3. Die Welt wird ewig dauern; die Seelen sind unsterblich, der Leib wird wieder auferstehen, mit dem vorigen Leib vereinigt werden und alsdann ewig leben, aber in der gleichen Weise wie auf Erden in beständiger Arbeit. Doch werden sie alles im Überfluß haben und fern von den Russen in Freiheit leben. Ein Kamtschadale sagte im Vertrauen zu Steller, er wolle sich nicht taufen lassen, sonst müßte er in den Himmel; den gönne er den Russen von Herzen, er selbst aber wolle unter die Erde zu den Seinigen; im Himmel würde es bei den Kosaken den Itelmen nicht besser gehen als jetzt, wo sie so viel mit Geduld ertragen müßten[2]. 4. Alle Kreaturen bis auf die kleinste Fliege werden wieder auferstehen, und zwar gleich nach dem Tode, und unter der Erde leben. 5. Von Belohnungen und Strafen nach dem Tode sagen sie nur, daß diejenigen, die hier auf Erden arm gewesen, in der unteren Welt reich, die Reichen aber arm werden würden, damit es einigermaßen gleich zuginge (d. h. eine Ausgleichung stattfinde); da nicht alle reich sein können und andere in alle Ewigkeit arm bleiben würden, so sagen sie auch, es sei unnötig, daß Gott die Sünder strafe, weil es schon ohnedem ein Unglück für den Menschen sei, wenn er von Natur schlecht begabt sei und dadurch bei den Menschen genug straffällig werde; wäre einer vormals ein Dieb oder Ehebrecher gewesen, so habe er sehr viele Schläge dafür bekommen, sei vielleicht gar totgeschlagen worden, niemand habe mit ihm Freundschaft gehabt, und deshalb sei er allzeit arm und ohne Vermögen geblieben.

Auf die Frage Stellers, woher sie diese Meinungen erhalten, antworteten sie, ihre Voreltern hätten dies von Haetsch, dem Herrscher der Unterwelt, erfahren. Dieser sei einst auf die Erde zurückgekommen und habe ihnen alles umständlich erzählt, und deshalb glaubten sie es. Weil sie sich aber sehr vor ihm gefürchtet und viele aus der Wohnung, wo man Haetsch gesehen und gehört, kurz darauf gestorben seien, so hätten sie beschlossen, so oft jemand in einer Wohnung sterbe, dieselbe zu verlassen und eine neue zu errichten. Haetsch empfängt in der Unterwelt die verstorbenen und wieder auferstandenen Itelmen. Wer mit einem neuen schönen und guten Hundepelz ankommt und starke und fette Hunde vor dem Schlitten hat, dem gibt er einen alten abgetragenen Pelz und schlechte Hunde; diejenigen aber, die in schlechter Kleidung und mit schlechten Hunden ankommen und auf Erden in Armut gelebt haben, erhalten von ihm einen

[1] A. a. O. 268 ff. [2] Ebd. 269.

neuen Pelz, gute Hunde und einen schöneren und einträglicheren Ort als die andern. Sie fangen dann an zu leben wie hier auf Erden, bauen Hütten und Niederlassungen und Kähne, fangen Fische, essen, trinken und tanzen usw. Nach ihrer Meinung ist es dort viel angenehmer als auf Kamtschatka und alles im Überfluß vorhanden wie im Anfang zu Kutkas Zeiten auf Kamtschatka. Die Welt verschlimmert sich nach ihnen stets, die Menschen werden lasterhafter und vermindern sich, die Nahrung nimmt ab, weil die Tiere mit den Menschen in die Unterwelt ziehen. — In der Unterwelt erhält ein jeder seine Weiber wieder, und weil dort so viel Freude ist, sehnen sich die Alten nach diesem Paradiese und ließen sich in früheren Zeiten lebendig ersaufen, erhenken, von den Hunden zerreißen und legten auf verschiedene Art selbstmörderische Hand an sich.

Die Itelmen wissen auch von einer Sündflut oder mächtigen Überschwemmung des ganzen Landes zu erzählen, welche nicht lange nach dem Abzuge Kutkas eintrat und bei der sehr viele umkamen. Einige wollten sich in Kähnen retten, aber die Wellen waren zu groß. Die, welche übrig blieben, machten große Flöße, indem sie Bäume aneinander banden, und bestiegen dieselben mit ihrer Nahrung und allem Vermögen. Damit sie nicht in die See getrieben würden, banden sie große Steine an Riemen fest und ließen sie statt der Anker in die Tiefe fallen. Nach abgelaufenem Wasser blieben sie mit ihren Flößen oben auf den hohen Bergen sitzen[1].

Obwohl die Itelmen glauben, daß sie keine Sünde wider Gott begehen können, so haben sie doch sehr viele Sünden, d. h. Dinge, die gegen das Verbot der Vorfahren verstoßen und Unglück bringen, die aber nur im Aberglauben wurzeln. So ist es eine Sünde, sich in heißen Quellen zu baden, weil die Kamuli daselbst kochen, eine Sünde, den Schnee mit den Messern außerhalb der Wohnung von den Schuhen abzuschaben, weil dadurch Sturmwinde entstehen u. dgl. „Ich wundere mich nur über das große Gedächtnis dieser Leute, die einige tausend solche talmuthische praecepta wissen und beständig beobachten. Geschieht jemand was Böses, wird er krank . . ., so fällt er gleich auf den Gedanken, er habe sich versündigt, und läßt dahero so lange schamanen, bis die Schamanin die Ursache errät, alsdann söhnet er diese Sünde aus dadurch, daß er ein Männlein von Holz schnitzt, in den Wald trägt und an einem Baum aufstellt.“ [2]

Sie verehren auch allerlei Dinge, die ihnen Schaden oder Nutzen bringen. So verehren sie das Feuer und opfern demselben die Nasen von Zobeln, Füchsen usw.; ebenso den Walfisch. Sie haben auch Hausgötzen. Wenn sie eine Jurte bauen, wird dem Feuerherd gegenüber ein Pflock in die Erde geschlagen. An diesen binden sie süßes Kraut und bestreichen ihn mit Fett und Blut. Ihre Schamanen haben kein großes Ansehen; jeder, der will, kann dieses Handwerk betreiben. Sie haben keine Zaubertrommel. Die Zauberei hat bei ihnen nur den Zweck, Unbekanntes zu erfahren, z. B. wer ihnen etwas gestohlen oder was ein Traum zu bedeuten habe. Die Geister sollen ihnen dies durch die Schamanen mitteilen. Es kommen dabei viele Betrügereien vor. Will jemand ein Mädchen verführen, so erzählt er, er habe vom Umgang mit ihr

[1] Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka 273. [2] Ebd. 276.

geträumt, und sie hält es für eine Sünde, ihm denselben abzuschlagen, weil es ihr sonst das Leben kosten würde.

Den Raben und Krähen danken sie dafür, daß sie den Frühling und Sommer mit sich bringen. Sie wähnen, man müsse keine Land- oder Seetiere umbringen und verzehren, ohne sich vorher bei ihnen zu entschuldigen, daß sie es nicht übel deuten sollten, und nachher müsse man sie mit Zedernüssen und andern Dingen traktieren, als wären sie nur zu Gaste bei ihnen. Wenn ein Kind bei Sturm oder anhaltendem Regen geboren wird, so sehen sie das als ein Unglückszeichen an und meinen, dasselbe werde überall, wohin es komme, Sturm und Regen verursachen; deshalb versöhnen sie es mit dem Himmel und reinigen es, wenn es heranwächst und sprechen kann. Sie ziehen es ganz nackt aus, geben ihm eine Schale von Mytulo in die Hand, die es emporheben muß, und befehlen ihm, um die Hütten herumzugehen und dabei folgenden auswendig gelernten Spruch zu den Billukai und den Kamulis (Geistern) zu beten: „Gsaulga, setzet euch nieder und höret auf, zu pissen und zu stürmen, die Muschel ist des salzigen, nicht des süßen Wassers gewöhnt, ihr macht mich allzu naß, und von der Nässe muß ich frieren, ich habe ohnehin keine Kleider, sehet, wie ich zittere." Wenn aber ein Kind bei schönem Wetter geboren wird, halten sie das für ein Glück, und es muß bei schlechtem Wetter, wo es auch ist, diese Zeremonie verrichten, auf die die Itelmen großes Vertrauen setzen[1].

Sonne, Mond und andere Gestirne verehren sie nicht. Steller schließt seine Darlegungen mit den Worten, die Kamtschadalen seien die einzige Nation im russischen Reiche, die ohne Religion lebe. Diese Schlußfolgerung ist nach dem Gesagten nicht richtig. Sie glauben an einen Gott, dem sie wenigstens einige, wenn auch geringwertige Opfer bringen; sie bringen ferner den Geistern Opfer dar und beten zu ihnen; ebenso errichten sie den Hausgötzen eine Art Altar, den sie mit Fett und Blut bestreichen, um von ihm Gutes zu erlangen; sie haben endlich kleine Sackgötzen (Kamuli), die sie mit Nahrung und Trank versehen. Das ist eine Art Religion im weitesten Sinne, wenn auch eine falsche, mit allerlei lächerlichen, unsinnigen Zutaten vermengte. Weiter behauptet Steller, die Kamtschadalen wüßten von Dankbarkeit und Erkenntlichkeit nichts; er fügt aber selbst hinzu: „Läßt man ihnen einige Wohltaten zufließen, und erkennen sie ein mitleidiges und ihnen gewogenes Gemüt, so nennen sie ihn einen Freund"; sie haben also doch eine Spur von Dankbarkeit. Dem widerspricht nicht, daß sie ihren Freunden durch zudringliche Forderungen lästig werden; sie sind eben wie unerzogene Kinder oder Bettler. — Endlich behauptet Steller, die Itelmen seien „ohne alle Hoffnung" und schätzten nur irdische Dinge[2]. Vorher hatte er aber selbst gesagt, die Alten freuten sich dergestalt auf ihr unterirdisches Paradies, als ein gläubiger Christ sich immer nach dem Himmel sehnen könne; deshalb scheuten sie auch den Tod nicht und brächten sich oft selbst um das Leben[3]. Man muß bei Steller wie bei sehr vielen Reisenden genau unterscheiden zwischen den Tatsachen, die sie berichten, und den Schlußfolgerungen, die sie daraus ziehen. Die letzteren sind nicht selten unlogisch und widersprechend.

[1] Ebd. 280—281. [2] Ebd. 293. [3] Ebd. 273.

12. Die Giljaken auf Sachalin.

Die Giljaken auf der Insel Sachalin stammen von dem gleichnamigen Volk am unteren Amur und gehören wie diese zu den Mandschus. Wann sie nach Sachalin ausgewandert sind, weiß man nicht. Heute wohnen sie am Tatargolf bis nach Kusunai und längst des Gestades bis zum Nabelgolf im Süden. Über sie berichtet Paul Labbé im Tour du Monde[1], der gleich einleitend bemerkt, daß die Giljaken durch die Ankunft der russischen Deportierten physisch und moralisch viel gelitten haben.

Die Dörfer der Giljaken umfassen selten mehr als sechs Hütten, in deren Umgebung immer zahlreiche Hunde sind, die den Reichtum der Eingebornen ausmachen; denn sie dienen ihnen als Zugtiere für die Schlitten. Fische bilden die Hauptnahrung des Volkes. Die Gesichtszüge der Leute sind unschön, aber nicht abstoßend; der Mund ist beständig zum Lachen geöffnet. Da sie sich nie waschen, starren sie von Schmutz. Sehr gelobt wird ihre gegenseitige Gastfreundschaft. Wenn einer nichts hat, so findet er sich im Nachbarhaus zum Essen ein, und er weiß, daß im Fall der Not dieser ihm gegenüber geradeso handeln wird. Den Fremden bieten sie aber selten etwas an, weil sie wissen, daß die Russen ihre Küche verachten; doch laden sie stets die Fremden zum Einkehren ein; dieser Einladung zu folgen, ist jedoch nicht ganz leicht. Die Häuser ruhen nämlich gewöhnlich auf Pfählen, und die Stiege besteht in einem Baumstamm, in den man mit der Axt einige Kerben gehauen hat, die als Stufen dienen. Das gewöhnliche Haus (taf) ist ganz aus Holz und Baumrinde gebaut; das Haus für den Winter (toraf) ist eine in die Erde gebaute Hütte. Neben dem Haus ist eine kleine Hütte, die als Fischspeicher dient, und zuweilen noch ein Käfig, in dem ein Bär schweigend hin und her trottelt.

Das Innere der Wohnung ist gewöhnlich voll Rauch, so daß man am Anfang fast nichts unterscheiden kann; die Türe ist höchstens einen Meter hoch. Fenster gibt es keine. Im Innern ist ein großer Herd, auf dem Sommer und Winter das Feuer beständig unterhalten wird. — Als Kleidung tragen Männer und Frauen eine Hose, einen langen Kittel oder eine Art Hemd und Stiefel. Die Hüte und die Mäntel sind aus Fellen gemacht. Die einzige Arbeit der Männer ist Jagd und Fischfang und die Ausbesserung ihrer Waffen und Werkzeuge; alle übrigen Arbeiten fallen den Frauen zur Last, die während der Arbeit schweigen. Ein Giljake sagte zu Labbé: „Die Frau ist die Magd des Mannes, aber die Giljaken sind ihr gut, und wenn eine Frau stirbt, die artig, arbeitsam, fruchtbar und nicht geschwätzig war, beweinen wir sie fast ebenso, als ob sie ein Mann gewesen wäre.“[2]

Die Dörfer der Giljaken werden gewöhnlich von den Gliedern einer einzigen Familie gebildet. Die Kinder pflegen mit dem Titel „Vater“ (ytk) nicht nur den eigentlichen Vater, sondern auch dessen Brüder und Vettern anzureden; ebenso geben sie den Namen „Mutter“ außer der leiblichen Mutter auch deren Schwestern und Cousinen. Alle Kinder von Geschwistern werden als Brüder und Schwestern betrachtet und mit dem Kollektivnamen ruer (Geschwister) bezeichnet. Die

[1] 1902, 445 ff. [2] Ebd. 448.

Familie bildet einen geschlossenen Klan, aber Heiraten unter Verwandten sind nicht gestattet. Die Familien gruppieren sich in Stämme, die ihre Herkunft von ein und demselben Vater ableiten. Jeder weiß genau, zu welchem Stamm er gehört. Jeder Giljake erhält bei der Geburt einen Namen. Die Namen wechseln innerhalb des Stammes stets in einer bestimmten Reihenfolge. Zwei Personen dürfen nie denselben Namen tragen, das würde den Tod bringen. Stirbt jemand, so ist es verboten, seinen Namen zu nennen. Kommt das Fest des Bären, den man schlachtet und der Gottheit als Boten sendet, um viel Wild und Fische zu erlangen, so schlägt man das Fell des Bären, indem man dabei den Namen des Verstorbenen ruft; von diesem Tage an darf jedermann den Namen wieder nennen, und derselbe wird einem Kinde gegeben werden, das später geboren wird. Die Namen der Knaben werden vom Vater gewählt, der die alten Männer der Familie zu Rate zieht; gewöhnlich bedeuten diese Namen Tapferkeit, Kraft, Mut, Intelligenz usw.

Solange die Kinder klein sind, spielen Knaben und Mädchen zusammen, sobald sie aber in die Jahre der Reife kommen, werden sie getrennt; Knaben und Mädchen dürfen nicht mehr miteinander reden oder höchstens so, daß sie dabei die Blicke abwenden. Die Knaben werden jetzt auf die Jagd mitgenommen, die Mädchen arbeiten zu Hause. Die Giljaken lieben ihre Kinder sehr, besonders in die Knaben sind sie fast vernarrt, aber auch die Mädchen schätzen sie, da sie dieselben nur gegen eine Brautgabe verheiraten. Dieser Brautpreis (Kalym), den der Giljake für seine Braut bezahlen muß, besteht in Hunden, Schlitten, Barken, Fleischtöpfen usw. [1]

Die Kinder werden oft schon in der Wiege verlobt, und die Heirat findet früh statt; ein Mädchen wird oft schon mit 13 oder 14 Jahren Mutter; deshalb werden die Frauen auch früh alt. Ist der Vater der Braut alt, so nimmt er seinen Schwiegersohn zu sich, und dieser muß den Brautpreis abverdienen; ist der Vater schon tot, so erhalten die Brüder oder der Vormund der Frau den Kalym. Unter Vormund ist hier ein Mann zu verstehen, der eine Waise bei sich aufgenommen hat, was hier häufig vorkommt. Die Verlobten leben schon als Mann und Frau zusammen, noch bevor der Kalym vollständig bezahlt ist. Die ganze Hochzeitsfeier besteht in einem Mahle, das stattfindet, wenn die Braut das Vaterhaus verläßt, und in einem andern, das beim Eintritt in das Haus ihres Mannes veranstaltet wird. Die Ehescheidung ist äußerst leicht. Ein Mann kann seine Frau heimschicken und den Brautpreis zurückfordern; ebenso kann der Vater der Frau diese heimholen, wenn sie schlecht genährt wird, vorausgesetzt, daß er den Brautpreis zurückgibt. Die Kinder gehören dann ihrem Vater. Die Einwilligung der Frau ist hierbei nicht erforderlich. Der Mann verlangt, daß sie sanft und arbeitsam, eine gute Köchin, eine erfahrene Näherin sei, besonders daß sie ihm Kinder, namentlich Knaben, schenke. Übrigens darf man nicht glauben, daß die Frau eine Sklavin sei, sie wird nicht geschlagen, und die Kinder erweisen ihr die gebührende Ehre. Labbé beklagt sich, daß ihm die Giljaken oft etwas versprachen und am andern Tag dem Versprechen nicht nachkommen wollten, weil ihre Frauen sie beeinflußt

[1] Ebd. 452.

hatten. Einst fragte er eine junge Verlobte: „Liebst du deinen Bräutigam?“ und erhielt die Antwort: „Wie sollte ich ihn nicht lieben, da er so gut gewesen ist, mich zu wählen!“ Das ist die Antwort, die im Sinne jeder Giljakenfrau liegt.

Die verheirateten Frauen verhalten sich gut, sie arbeiten im Hause, und wenn sie in den Wald gehen müssen, um Beeren und Wurzeln zu sammeln, begleitet sie ein Greis. Doch kommen Fehltritte vor. Nur in einem Falle ist der Frau die Untreue gestattet; ist der ältere Bruder auf Reisen, so vertritt ihn während seiner Abwesenheit der jüngere Bruder in den ehelichen Rechten. Niemals aber erlangt der ältere Bruder die gleichen Rechte auf die Frau seines jüngeren Bruders; sonst soll Polyandrie nur sehr selten vorkommen. Man behauptet, daß früher die Männer ihre auf frischer Tat ertappten ehebrecherischen Frauen töteten. Auch Selbstmorde aus Liebesgram kamen vor[1]. Früher geschah es zuweilen, daß ein Giljake, der den Preis nicht bezahlen konnte, ein Mädchen aus einem Nachbardorfe entführte, wofür einer der getäuschten jungen Männer Vergeltung übte; dadurch kam es öfters zu Fehden zwischen Dörfern und zu Zweikämpfen zwischen zwei Personen. So erzählen die alten Giljaken. Heute ist das alles verschwunden, nur der Zweikampf mit Stöcken, in dem die Giljaken große Meister sind, der aber heute nur mehr ein Scheinkampf ist, kommt noch vor.

Der Diebstahl ist bei den Giljaken nicht häufig und der Mord noch seltener; sie haben übrigens vor den russischen Gerichten große Furcht. Früher bestand die Blutrache: die Familie, der man ein Glied getötet oder verwundet hatte, überfiel in der Nacht den Feind; doch wurden die Frauen und Kinder immer geschont.

Beim Tod eines Giljaken wird die Leiche im allgemeinen verbrannt; doch gibt es Familien, die die Leiche beerdigen, ohne sie zu verbrennen. Jede Familie hat ihren Friedhof, und alle Freunde werden zur Leichenverbrennung eingeladen. An dem Ort, wo die Leiche verbrannt wird, errichtet man einen kleinen Erdhügel, auf den man eine kleine Holzschachtel mit der Tasse, der Untertasse und der Pfeife legt, wenn der Verstorbene ein Mann war, sonst irgend eine Schmucksache. Die Hälfte der Gegenstände, die dem Toten zu eigen gehörten, muß zerstört und die Hälfte seiner Hunde geopfert werden. Je mehr Gegenstände man verbrennt, um so mehr Ehre erweist man dem Toten. Manche Giljaken glauben, die Seele des Verstorbenen gehe in eine andere Welt, wo die Reichen arm und die Armen reich sein werden; daneben gibt es allerdings auch andere, die sagen, mit dem Tode sei alles zu Ende. Ein Giljake antwortete Labbé auf die Frage, wo die Seele des eben verbrannten Onkels jetzt sei: „Sie ist mit verbrannt worden.“ Wir glauben aber nicht, daß man einer solchen gelegentlichen Antwort auf eine unerwartete und unerwünschte Frage zu viel Gewicht beilegen darf. Die Totengebräuche zeigen, daß das Volk als Ganzes an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubt.

Der Verstorbene hinterläßt strenggenommen keine Erbschaft, da das Vermögen der ganzen Familie gehört. In jeder Familie gibt es immer ein

[1] Tour du Monde 1902, 453.

Haupt, und dieses ist gewöhnlich der Älteste. Hat aber der Verstorbene persönliches Eigentum gehabt, so erben es die Söhne, und wenn solche nicht vorhanden sind, die Brüder. Auch die Mädchen können einige Gegenstände empfangen; hat der Verstorbene irgend einen Wunsch geäußert, so wird dieser immer respektiert. Die Frauen und Kinder des Verstorbenen übernimmt dessen Bruder; wenn aber der älteste Sohn schon erwachsen ist, hat er die Pflicht, die Familie zu ernähren. Sind nur Töchter vorhanden, so geht die väterliche Gewalt an den zukünftigen Mann ihrer Mutter über[1].

Die Krankheiten werden als von Gott geschickt angesehen, der durch sie die Sünden straft, und die Sünden sind zahlreich. Die schweren Sünden sind der Mord, der Diebstahl, das Ausgehenlassen des Feuers auf dem Herd oder das Spucken auf dasselbe; endlich ist es eine schwere Sünde, das Seehundsfett am Feuer statt an der Sonne zu kochen. Gegen die Krankheiten gebrauchen sie einige natürliche Heilmittel, daneben aber besonders Talismane. Es gibt bei den Giljaken auch Schamanen, die Zauberer, Ärzte und Priester in einer Person sind. Sie scheinen aber den religiösen Charakter der Schamanen am Amur ziemlich eingebüßt zu haben, so behauptet wenigstens Labbé, doch haben sie noch immer ihre sonderbare offizielle Tracht und ihre Zaubertrommel. Das einzige Gebet der Schamanen ist kurz: „Mein Gott, wenn es dir gefällt." Er fordert als Bezahlung für seine Dienste einen Hund. Die Schamanen verschwinden mehr und mehr aus Mangel an Kunden, und man versammelt sich nicht mehr um sie zum Gebete wie früher. Labbé berichtet: „Die Giljaken haben mir gesagt, daß sie nie beten." Aber kurz vorher hatte er bemerkt, daß wenigstens der Schamane zuweilen betet. Auch was er über das Opfer sagt, das man beim Bärenfest Gott darbringt, um von ihm glückliche Jagd und reichen Fischfang zu erlangen, ist eine Art Gebet.

Daß die Religiosität der Giljaken im Umgang mit der russischen Verbrecherwelt sehr gelitten hat, darf nicht befremden, daß sie aber trotzdem noch immer eine Religion haben, ergibt sich schon aus dem Gesagten. „Sie glauben an Gott, wenn sie auch nicht genau wissen, was und wo er ist; doch setzen sie voraus, daß er im Raume lebe und nicht im Himmel. Außerdem glauben sie an eine große Zahl kleiner Götter oder vielmehr Geister und Teufel, die im Wasser oder Wald wohnen und fast immer den Sterblichen böse Streiche zu spielen suchen. Diese Geister streiten oft untereinander, und einige von ihnen sterben. Es gilt als Sünde, einen solchen Gott (wohl besser Geist) umzubringen, und da der Herd für sie eine Art Gottheit ist, gilt es auch als Sünde, das Feuer auf demselben erlöschen zu lassen." Der Herd ist sozusagen der Familiengott, und wenn die Familie so zahlreich wird, daß sie nicht mehr gut zusammenbleiben kann, gibt der Vater dem Ältesten von denen, die die Familie verlassen, einen Teil vom Herde. „Obwohl Sternberg, der die Giljaken so gut kannte, es leugnet, glaube ich doch, daß sie in Bäumen aus Holz geschnitzte Götzen haben."[2] Labbé erzählt, daß ihm einst ein Alter gesagt habe, er besitze den Gott Tomraiks Tschail. Auf Verlangen brachte er ein kleines Götzenbild herbei.

[1] Ebd. 454. [2] Ebd. 455.

„Gott ist für diese armen Leute ein schreckliches Wesen; er ist abwechselnd bald der Wind, der die Barken umschlägt, bald das Wasser, das ihr Lager überflutet und ihre Kähne und Schlitten fortschwemmt, bald das Feuer, das ihre Hütten und das, was darin ist, verbrennt." Das stimmt nicht ganz zu dem, was Labbé vorher gesagt hatte. Gott wird jedenfalls als erkennendes und wollendes Wesen gedacht, das durch die Sünden beleidigt wird und sie mit Krankheiten straft, dem man Opfer bringt, um reiche Jagd zu erlangen, und zu dem man auch zuweilen betet, wenigstens durch den Schamanen.

Die Giljaken erzählen viele Märchen und Legenden, in denen die bösen Geister und die wilden Tiere, besonders die Bären und Seehunde, eine große Rolle spielen. Von ihren Liedern sind viele obszön, andere aber verraten viel Poesie und Gefühl. Ein junges Mädchen singt: „Ich höre die Stimme deiner Hunde, da unten am Ende des Dorfes; sie laufen freudig. O mein Geliebter, ich höre deine Stimme, die über den singenden Pappeln dahinzieht; du hast mich nicht vergessen. Da bist du, da bist du! Dein Schlitten steht vor dem Dorfe! Mein Gott, mein Gott, du eilst hindurch, ohne dich aufzuhalten! Meine Tränen fallen auf meine Knie. Welcher Schmerz! Ich darf dich nicht suchen im Gebirge, wo so viele böse Geister auf mich lauern. Böser, den ich so sehr liebe, den ich nie mehr sehe, den ich nur höre, wenn er — meiner vergessend — an der Türe vorüberzieht! Ein kleiner Vogel hat mir einst im Traume gesagt, als ich blutrote Himbeeren sammelte: er wird nach Hause zurückkehren und deiner nie mehr gedenken; ach, ich liebe dich immerdar!" [1]

Drittes Kapitel.

Die Naturvölker Japans und Chinas.

1. Die Kurilen.

Die kurilischen Inseln, die zu Japan gehören, liegen zwischen Kamtschatka und Japan und werden von mehreren und verschiedenartigen Stämmen bewohnt. Die hauptsächlichsten Bewohner sind die Kurilen, die in ihrer körperlichen Beschaffenheit viel Ähnlichkeit mit den Japanern haben. In ihrem Betragen sind sie nach Georgi[2] menschenfreundlich, redlich, standhaft, höflich und gastfrei, bei widrigem Schicksal aber feig und zum Selbstmord geneigt. Ihre Sprache, die sie langsam reden, klingt angenehm. Die Männer beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei. Ihre Nachen bauen sie aus dem Holz ihrer Wälder. Die Frauen bereiten Speise und Kleider, spinnen und weben Nesselgarn. Die südlichen Insulaner, welche die nördlichen an Klugheit und feineren Sitten übertreffen, treiben mit Walfischfett, Pelzen usw. einen kleinen Handel mit Japan.

Sie wohnen in Erdhütten, die mit Holz ausgezimmert und denen der Kamtschadalen ähnlich, aber reinlicher und mit japanischen Hausgeräten versehen sind. Ihre Kleider verfertigen sie aus den Häuten und Federn der Schwäne,

[1] Tour du Monde 1902, 456.
[2] Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 355.

Taucher und anderer Wasservögel, aus Seehundsfellen und Pelzen wilder Tiere. Die Kleider der Frauen sind denen der Männer ähnlich. Die Frauen schneiden sich die Vorderhaare ab und schwärzen sich die Lippen ganz, während die Männer die Lippen nur zur Hälfte schwarz machen. Beide Geschlechter nähen sich wie die Tungusen Figuren in die Gesichter, auf die Hände und Arme. Sie sind sehr eingenommen für fremde Moden und schmücken sich oft in seltsamer Weise mit japanischen Kleidungsstücken.

Sie beweisen dem Alter hohe Ehre, haben vor jedem Menschen Achtung und begegnen besonders den Ihrigen liebreich. Gäste von andern Inseln nehmen sie bewaffnet und geputzt freundlich auf, grüßen sie mit Kniebeugungen, Umarmungen und Küssen, „wobei manchen Tränen entfallen". Der älteste Gast erzählt in einer Rede seine und der Seinigen bisherige Schicksale, wobei alle stehend zuhören; dann erwidert der Wirt, und beide versichern sich ihrer freundschaftlichen Teilnahme. Die Reinlichkeit läßt viel zu wünschen übrig. Zur Belustigung singen, tanzen und erzählen sie. „Ihre Art zu reden ist sanft, bescheiden, züchtig und der Wahrheit getreu. So wie sie weder lügen noch betrügen, dulden sie auch nicht, daß man sie hintergehe." [1]

In der Art des Freiens gleichen sie den Kamtschadalen. Der Bräutigam sucht heimlich mit seiner Braut Umgang zu haben und entführt sie dann. Ein gehörnter Mann fordert seinen Nebenbuhler heraus, der sich mit ihm abfinden oder schlagen muß; im letzteren Fall gibt einer dem andern abwechselnd drei Schläge. Kinder erhalten ohne Zeremonien von den Hebammen Namen.

Sie begraben ihre Leichen, die nördlichen Insulaner aber verscharren dieselben im Winter nur im Schnee. Sie sind nach Georgi schamanische Heiden, und es kehren bei ihnen alle wesentlichen Züge des früher bei den Burâten geschilderten Schamanentums wieder. Ihre Götzen (Jugut) verfertigen sie von zierlich aneinandergesetzten Spänen und stellen sie in der Hütte auf.

2. Die Ainos [2].

Die Ainos sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Ureinwohner Japans, die von dem jetzt herrschenden Volke in die Gebirge von Jesso und die umliegenden Inseln zurückgedrängt wurden und sich dort bis heute ziemlich unvermischt erhalten haben. Nach ihrer eigenen Überlieferung kamen sie vom Norden auf das Inselreich, und viele Reisende halten sie für verwandt mit den finnischen Stämmen in Sibirien. Schon de Quatrefages, Marshall und andere Ethnologen haben auch auf die auffallende Ähnlichkeit der Ainos mit den Todas in den Nilgiri-Bergen (Ostindien) und den Kubus auf Sumatra hingewiesen [3].

---

[1] Ebd. 356.

[2] Vgl. die Schilderungen der Ainos durch M. Ribaud, Priester der auswärtigen Missionen, in den Missions catholiques 1897, 175 ff 184 ff; ferner Heinr. v. Siebold, Ethnologische Studien über die Ainos auf der Insel Jesso, Berlin 1881; Isab. L. Bird, Unbetretene Reisepfade in Japan. Aus dem Englischen, 2. Tl, Jena 1886, 8 ff; Ausland 1889, 106 ff 131 ff.

[3] Vgl. de Quatrefages, Hommes fossiles et Hommes sauvages 567—568.

Das Ainovolk gehorcht einem Oberhaupt und einem oder zwei Delegierten, die unter den ältesten Männern jedes Dorfes gewählt werden. Es ist das eine Art Triumvirat, dem die Sorge für die allgemeinen Stammesinteressen obliegt. Sie leiten die Begräbnisse, wohnen den Hochzeiten bei und bilden zusammen mit dem Volk die Gesetzgeber und Richter. Zu ihrem Amte gehört es auch, die Ländereien zum Anbau, die Fischplätze zu verteilen und die Jagd zu leiten. Außerdem bildet jedes Dorf eine kleine Republik, an deren Spitze ein aus den Greisen erwähltes Haupt steht[1]. Dieser richtet über geringere Vergehen ganz allein; die Strafe, bestehend in Prügeln, vollzieht er mit eigener Hand. Bei schwereren Vergehen, z. B. Ehebruch, zieht er die Dorfältesten zu Rate und straft mit deren Einwilligung. Einfacher Diebstahl wird im Wiederholungsfall mit Prügeln bestraft. Totschlag und Selbstmord sollen bei den Ainos äußerst selten vorkommen.

Die Erziehung der Kinder ist natürlich eine sehr primitive. Von früher Jugend auf bringen die Eltern dem jungen Aino die Kenntnis der Namen der Flüsse, Berge und Täler bei, damit er sich auf der Jagd und dem Fischfang nicht verirre; sie lehren ihn das Wetter vorausberechnen, den Bär und den Hirsch verfolgen, fischen, Bogen, Pfeile und Schlingen bereiten und überhaupt alles, was ihm in seiner Lage zum Lebensunterhalt nötig ist. Nur die Bereitung des Giftes, mit dem die Pfeilspitzen eingerieben werden, bringt man ihm erst viel später bei. Die Frauen lehren die Mädchen aus Birkenrinde Fäden bereiten, die Arbeiten im Innern des Haushaltes, weben, sticken, das Land bebauen und sich die Lippen tätowieren, um eine Art Schnurrbart zu haben.

Die einfachste Moral wird den Kindern durch Fabeln und Legenden beigebracht, die sich das Volk allgemein erzählt. So haben sie eine Fabel von dem Mann im Mond, durch die sie den Kindern die Pflicht des Gehorsams einschärfen. Vor uralter Zeit war ein kleiner Knabe, der Vater und Mutter nie gehorchen wollte und sich weigerte, Wasser zu holen. Das erzürnte die Götter gegen ihn, und sie versetzten ihn zur Warnung für alle Menschen auf den Mond. Deshalb soll jedermann wissen, daß man den Befehlen der Eltern, guten und bösen, gehorchen muß.

Früher herrschte die Polygamie bei den Ainos, heute leben sie in Monogamie, haben indessen daneben noch andere Liebesverhältnisse, selbst öffentlich. Immerhin wird die Ehe als ein Vertrag aufgefaßt, und die Einwilligung beider Brautleute wird gefordert. Die Heiratszeremonie ist sehr einfach und besteht meist in einem kleinen Festmahl aus Hirse, Reiskuchen und Saké (japanischem Wein), bei dem die Braut aufwartet. Die Eltern gratulieren sich zu ihrem Glück. Man verrichtet Gebete vor den Inaos, und das Ganze wird mit Liedern und Tänzen beschlossen[2].

Ein Todesfall wird von den Ainos als großes Unglück angesehen, das sie mit Schrecken erfüllt. Beim Begräbnis werden dem Leichnam die besten Kleider angelegt; dann bedeckt man sein Angesicht mit einem weißen Tuch und wickelt ihn in eine Matte. Zum Leichnam legt man die dem Verstorbenen im Leben

[1] Missions catholiques 177.
[2] Ebd. Siebold, Ethnologische Studien über die Ainos 32. Ausland 1889, 108.

liebgewesenen Geräte, Waffen und Eßwaren. Mit dem Kopf nach Süden und den Füßen nach Norden wird der Körper eingesenkt und mit Erde bedeckt. Die Friedhöfe befinden sich gewöhnlich an einem verborgenen und wilden Ort und werden möglichst geheimgehalten. Die Gräber werden nie besucht, doch finden später Feierlichkeiten zum Andenken an den Toten statt, bei denen er aber nicht ausdrücklich erwähnt werden darf[1]. Sie tun überhaupt alles, um die Toten zu vergessen, weil sie vor den Geistern derselben große Angst haben.

Die Hauptbeschäftigung der Ainos ist die Jagd und der Fischfang, in denen sie sehr gewandt sind. Wenn man auf den Fischfang ausgeht, richtet man Gebete an die Götter, um sie günstig zu stimmen, um vor Unglück bewahrt zu werden und reiche Beute zu machen. Besonders beliebt ist die Bärenjagd. Wenn sie zu derselben ausziehen, richten sie Gebete an die Götter. Haben sie den Bären entdeckt, so fangen sie an zu beten, beseitigen den Schnee, treiben das Tier aus seinem Schlupfwinkel und töten es mit ihren Pfeilen. Sobald der Bär tot ist, kauern die Ainos vor ihm nieder, betrachten ihn einen Augenblick, erweisen ihm dann ihre Ehrfurcht und zerwirken ihn endlich.

Religion. Die Ainos sind Polytheisten. Sie glauben an unzählige Götter, „über die aber Ein Gott, der Schöpfer aller Dinge, der Besitzer des Himmels, herrscht. Alle andern Gottheiten haben von ihm ihr Dasein, ihre Macht erhalten und hängen in allem von ihm ab“[2]. Von den untergeordneten Göttern sind die einen gut, die andern böse. Einer ihrer Ahnen, Aioina Kamui, ist auch ein Gott geworden. Ihm verdankt das Volk der Ainos seine Erhaltung. Auch der Sonne, dem Monde, dem Feuer, den Flüssen, dem Meere, den Bergen und Wäldern und manchen Tieren wird Verehrung gezollt. Ganze Legionen von Dämonen sind die Ursache von Unglücksfällen. Die Ainos „glauben an die Unsterblichkeit der Seele, sowohl der Seele des Menschen als der der Tiere; ebenso glauben sie an das Gericht nach dem Tode, an die zukünftige Vergeltung für Gut und Bös“[3]. Siebold[4] schreibt: „Für gute Taten sowohl als auch für böse kann nach dem Glauben der Ainos in diesem Leben schon durch Wohlergehen oder durch Krankheit eine Vergeltung erfolgen, jedoch ebenso auch durch Reue und Besserung eine Vergebung der Sünden von dem ‚Großen Geiste‘ erworben werden. Nach dem Tode des Menschen begibt sich die Seele je nach dem Willen des Kamoi entweder nach ‚Kamoi mochiri‘, d. h. nach der Insel des Großen Geistes, oder nach ‚Wen mochiri‘, d. h. nach der schlechten Insel. Der Seele ist dort ein angenehmes Dasein bestimmt; die Vorstellung, daß die Seele auf der schlechten Insel noch besonders gepeinigt werde, haben die Ainos nicht. Sie sagten mir auch, daß es im eigenen Willen des Menschen liege, Gutes oder Böses

[1] Siebold a. a. O. 33. Missions catholiques 177.

[2] Missions catholiques 185. Nach Siebold (a. a. O. 24) wird von den Ainos der „große Geist“ Kamoi genannt. Er bemerkt aber mit Recht: Wenn dieses Wort auch identisch ist mit dem japanischen „Kami“, so folgt daraus keineswegs, daß auch der Kultus der Ainos japanischen Ursprungs ist. Ähnlichkeiten mit der Sintoreligion sind wohl vorhanden, aber nur solche, wie sie zwischen allen Religionen vorkommen.

[3] Missions catholiques 185. Vgl. Ausland 1889, 131.

[4] A. a. O. 24.

zu tun, ebenso wie jeder Mensch dieselbe Arbeit gut oder schlecht zu verrichten imstande sei." Die Ainos haben also eine klare Vorstellung von der Willensfreiheit.

„Tempel und bestimmte Gebetszeiten haben die Ainos nicht, aber sie beten überall, und jede ihrer Handlungen ist eine religiöse. Ihr großes Symbol oder Opfer an die Götter ist der Inao (ein mit den daran bleibenden Spänen verzierter Holunderzweig). Gegen diesen Inao gewendet, verrichtet der Aino sein Gebet und opfert er einige Tropfen von dem ‚Saké' vor dem jedesmaligen Trinken."[1] Den Frauen ist nach J. K. Goodrich[2] das Beten nicht gestattet, doch weinen und wehklagen sie während des Gebetes der Männer.

Siebold[3] behauptet, die Hauptgebote der Ainos seien die drei: „Das Alter zu ehren, nicht zu stehlen und nichts Unwahres zu sagen." Tatsächlich haben sie noch viele andere Gebote. Siebold selbst lobt ihre Frömmigkeit, Verträglichkeit, Dankbarkeit, rücksichtsvolle Behandlung der Kranken und Schwachen, die Schamhaftigkeit der Frauen usw. Er zitiert die Worte von Lapérouse über die Ainos: „Ihre Sitten sind sehr sanft, und wenn sie Hirten wären, so würde ich mir keine andere Vorstellung von den Patriarchen machen können"; ferner die Worte von Kruſenstern: „Einigkeit, Sitte, Gutmütigkeit, Bereitwilligkeit, Bescheidenheit — alle diese wirklich seltenen Eigenschaften, die sie keiner verfeinerten Kultur zu verdanken haben, sondern welche nur die Gefühle ihres natürlichen Charakters sind, machen, daß ich die Ainos für das beste von allen Völkern halte, die ich bis jetzt kenne." Siebold[4] fügt hinzu: „Ich kann diese Worte nur wiederholen, muß aber auch noch konstatieren, daß der Einfluß der auf sie eindringenden Zivilisation, wie es in andern Ländern ebenso der Fall ist, auch zugleich das Verderbliche hat, daß in mancher Beziehung eher die schlechten als die guten Eigenschaften dadurch entwickelt werden. Schon heute bemerkt man einen großen Unterschied im Charakter und Benehmen solcher Ainos, die in demselben Dorfe mit den Herren der Insel, den Japanern, wohnen oder auch nur vielfach mit diesen im Verkehr stehen. Aus dem aufrichtigen, gutmütigen Aino ist ein unterdrückter, unnatürlich kriechend höflicher Aino geworden."

„Aus seinen Handlungen und seinen primitiven Gesetzen scheint besonders ein großer Abscheu gegen alles Grausame hervorzugehen. Er hegt eine besondere Ehrfurcht vor dem Alter und zeigt sich sehr rücksichtsvoll gegen Kranke und Schwache an Körper oder Geist. Menschenmord unter ihnen selbst soll niemals vorkommen, auch leichtere Vergehen, wie Diebstahl, zu den Seltenheiten gehören. Selbst das Tier tötet der Aino nicht, ohne damit dem ‚Großen Geist' ein Opfer zu bringen und sich mit demselben zu versöhnen. Wenn ich noch hinzufüge, daß die Mütter mit zärtlicher Liebe an ihren Kindern hängen, daß Kinder niemals geschlagen werden und daß den Frauen, denen große Sittsamkeit und Schamhaftigkeit zugesprochen werden muß, Eifersucht ganz unbekannt sein soll, so ist das Maß des Lobes für beide Geschlechter wohl gefüllt."[5] Über dem Charakter des Volkes liegt „ein melancholischer,

[1] Missions catholiques 185. Siebold, Ethnologische Studien 17.
[2] Im Ausland 1889, 131. [3] A. a. O. 25. [4] Ebd. 10. [5] Ebd. 11.

ernster Zug — gleichsam wie eine angelegte Trauer über ein verlorenes Gut, dessen Besitz für immer verloren wurde. Es war rührend für mich, zu sehen, wie dankbar jedes freundliche Wort von ihnen aufgenommen und von ihnen wiederholt wurde, um sich gleichsam an dessen Sinn möglichst zu laben“ [1].

„Ehebruch“, schreibt ein anderer Reisender, „gilt bei den Ainos für ein großes Verbrechen und wird strenge bestraft; die schuldigen Teile werden manchmal an den Fersen aufgehängt, bis sie beinahe tot sind. Die andern Verbrechen, welche durch allgemeine Zustimmung geahndet werden, waren nach Batchelor: Diebstahl, Blutschande, Mord, Selbstmord, Kindsmord, Ungehorsam gegen die Eltern, Götzendienst und Preisgeben der Person.“ [2]

Daß die Ainos vielen abergläubischen Vorstellungen huldigen, darf nicht befremden. Beim Tode des Mannes wird das Haus desselben verbrannt, um sein Wiederkehren zu hindern. Sie glauben an allerlei Zauber, an unheilbringende Tiere, an Riesen und Zwerge u. dgl.

Das Familienleben der Ainos schildert Siebold [3] als „ein sehr glückliches“. Die väterliche Autorität ist die leitende, ohne, wie es in Japan der Fall, die allein maßgebende zu sein. Die Stellung der Frau ist besser als bei den Japanern. Der willige, von Furcht freie Gehorsam der Kinder gegen die Eltern kann bei den Ainos ebensosehr wie bei den Japanern rühmend hervorgehoben werden.

Auch Isab. L. Bird [4] lobt den Charakter der Ainos. „Es war reizend, diese Menschen zu sehen, wie sie in eifriger Gastfreundschaft hin und her liefen, um mir alles recht angenehm zu machen. . . . Die Frauen taten, was die Männer anordneten. . . . Drei Tage lang sind sie in ihrer anmutigen, gütigen Gastfreundschaft treu geblieben, wobei sie jedoch ihre gewöhnliche Lebensweise und Beschäftigung nicht änderten, und obgleich ich bei Tag und Nacht das Zimmer mit ihnen teilte, so ist doch nichts vorgefallen, was den Anstand auch nur im geringsten hätte verletzen können. . . .“ Obwohl den Ainos fast alle höheren geistigen Bedürfnisse zu fehlen scheinen, fand doch Miß Bird ihr Leben höher und besser als das von Tausenden der versunkenen Massen unserer Großstädte. „Im Grunde sind die Ainos wahrhaft und keusch, gastfrei, ehrlich, ehrerbietig und gütig gegen das Alter. Die Trunksucht, ihr größtes Laster, widerspricht nicht wie bei uns der Religion, sondern ist ein Teil derselben.“ [5] Das letztere ist nicht ganz richtig. Ihre Religion verpflichtet sie wohl zu häufigen Trankspenden, aber keineswegs zum unmäßigen Trinken. Miß Bird selbst gesteht, daß sich manche Ainos der berauschenden Getränke ganz enthalten [6].

---

[1] Ebd. [2] Vgl. Ausland 1889, 131. [3] A. a. O. 30.
[4] Unbetretene Reisepfade in Japan 44—45. [5] Ebd. 54 ff.
[6] Ebd. 84.

3. Die Lolos.

Das Bergvolk der Lolos im Osten von Jünnan (China) hat P. Paul Vial[1] aus dem Seminar der Auswärtigen Missionen (Paris), der sich viele Jahre als Missionär bei demselben aufhielt, eingehend beschrieben. Die Überlieferungen der Lolos sind in einigen Büchern enthalten, die nahezu das Monopol der Zauberer (Pimo) sind. Diese Überlieferungen umfassen sechs Epochen. Die erste ist die der Erschaffung der Welt und des Menschen. Kedze (Gott) hat den weißen Himmel und die schwarze Erde hervorgebracht. Kedze bedeutet „die neun Mächte". Er ist einer und drei. Sein Name wird nur ausgesprochen, wenn er von den zwei andern Personen unterschieden werden soll. Das ganze Universum mit Inbegriff der guten und bösen Geister ist aus Gott hervorgegangen.

Kedze beschloß, den Menschen aus Schlamm zu bilden, stieg vom Himmel herab, nahm im Westen Erde, trug sie nach Osten und bildete daraus eine Statue. Bevor er sie vollendet, überrascht ihn die Nacht. Am Morgen findet er die Arbeit zerstört. So geht es ein zweites Mal. Beim dritten Mal bleibt Kedze während der Nacht bei seiner Arbeit; da sieht er den Geist der Erde herabkommen, um die Statue zu zerstören. Er fragt ihn: „Was tust du da?" — „Und du?" — „Ich bilde einen Menschen." — „Du kannst das tun, aber die Erde gehört mir." — Kedze versprach, die Erde nach einem Zyklus (60 Jahren) wiederzugeben. Deshalb lebt der Mensch gewöhnlich nur 60 Jahre, und dann kehrt sein Leib zur Erde zurück. — Es folgt die Beschreibung des Ungehorsams der Menschen gegen den Himmel und die darauffolgende Strafe der Sündflut. Alles Böse kommt von diesem Ungehorsam. — Auch von der Erlösung haben die Lolos eine dunkle Idee. Midje steigt vom Himmel, um die gestraften Menschen die wahre Lebensweise zu lehren. Nach der Überlieferung ist Midje eine Familie, bestehend aus einem Mann, Namens Pu, und einer Frau, No genannt. Sie hatten zwölf Kinder, welche die Stammväter, die Lehrer und Retter der Menschheit wurden. Die Lolos beten besonders zwei von diesen Patriarchen an. Midje ist ein unförmlicher kleiner Stein auf einem erhöhten Ort mitten in dem heiligen Hain Midjedu. Zu gewöhnlicher Zeit ist der Zugang zum Ort nicht verboten, aber niemand darf da Zweige abhauen.

Kedze wird angerufen und angebetet, aber nur Midje werden Opfer dargebracht; er ist der Beschützer des ganzen Lebens, des ganzen Ackerbaues und des ganzen Wohlergehens. Die Kulthandlungen finden nur einmal im Jahre statt, im Monat Rat (elfter Mond). An diesem Tag muß alle Arbeit ruhen. Die Opferer, drei an der Zahl, müssen sieben Tage feiern; sie werden durchs Los gewählt. Am bestimmten Tag gehen die drei Opferer mit den reinen Familien (die im Jahre keinen Toten zu beklagen hatten) um Mittag zum Hain. Während der eine Opferer betet und der zweite die Zugänge zum Hain bewacht, in den niemand eindringen soll, schlachtet der dritte das Tier oder die

[1] Les Lolos. Histoire, Religion, Mœurs, Langue, Écriture, Shanghai 1898, Imprimerie de la Mission catholique. Vgl. ferner die Artikel dess. in den Annales de la Société des Missions Étrangères, Paris 1905, 334 ff.

Tiere (gewöhnlich ein Schaf oder eine Ziege), besprengt den Stein mit dem warmen Blute und teilt das Fleisch in ebensoviele Stücke, als reine Familien vorhanden sind. Dann verneigen sich alle bis zur Erde mit den Worten: „Kedze, wir grüßen dich; Jesamo, wir grüßen dich." Jesamo bezeichnet vielleicht dasselbe was Midje. Bei dem Stamm der Aschi lautet dieser Name Jsoumo, „ehrwürdiger Jsou". Seitdem sie Christen sind, behaupten sie, Jsou und Jeson (Jesus) sei dasselbe. Vial glaubt aber, daß die Namen nur zufällig einander ähnlich seien.

Nach diesem Akt der Anbetung ziehen sich alle zurück und nehmen ihren Teil am Opfer mit, und der Pimo streut auf dem Wege Reis und sprengt Weihwasser aus. An den folgenden Tagen durchziehen die drei Opferer das ganze Land und sprengen Weihwasser aus. — Dies sind die Grundzüge der Religion der Lolos, aus denen sich eine große Zahl abergläubischer Gebräuche entwickelt hat, die alle den Zweck verfolgen, die Geister zu beschwören, sei es, um ein Übel abzuwenden oder ein Gut zu erlangen.

„Ich übersetze", sagt Vial, „das Wort Pimo mit Zauberer. Es sollte eigentlich mit Priester übersetzt werden, wenn ich nicht fürchtete, diesen Namen zu entweihen."

Der Pimo nimmt bei der Geburt, der Heirat, dem Tode und bei einigen andern Vorfällen eine leitende Stellung ein; er ist sozusagen der Hort der göttlichen Macht und des menschlichen Wissens. Er ist sehr geehrt und sein Amt einträglich; im übrigen ist er ein guter Landmann, der nur gelegentlich seines Amtes waltet. Der eigentliche Zauberer heißt Dipa, der von allen gehaßt und gefürchtet ist. Er verheimlicht seine Macht; denn sobald er in Verdacht kommt, verjagt man ihn als ein schädliches Wesen. Er hat eine Feindin in der Chema oder der Zauberin des guten Geistes. Sie hat die Aufgabe, den Urheber des Unglücks, sei es ein Geist oder ein Mensch, zu entdecken. Diese Zauberinnen sind gute Frauen, eher mild als streng.

Die Lolos werden von Vial als wohlgestaltet, heiter und lebensfroh geschildert. Sie reisen in ihren Bergen viel herum. Der Gni (so heißt ein Stamm der Lolos, bei dem Vial als Missionär weilt) leistet jedem gern Dienste, um ihm zu gefallen, aber er ist kein Diener. Einen Diener zu finden, schreibt Vial, ist für mich eine der größten Schwierigkeiten. Um sie zu umgehen, bin ich gezwungen gewesen, eine ganze Familie einzuladen, die bei mir wie zu Hause lebt und neben der ihrigen auch meine Arbeit verrichtet. Übrigens habe ich keine Schwierigkeit, wenn notwendig, gutwillige Leute zu finden. Bei den Gnis besteht der Lohn fast gar nicht. Ist eine Arbeit zu verrichten, so sagt man es den Nachbarn, die gleich mit ihren Werkzeugen herbeikommen; man beköstigt sie mit Reis oder Mais oder wilden Kräutern und Wein. Man ißt auf dem Boden; die Speisen werden auf einem Teppich oder einer Haut ausgebreitet. Der Gni geht spät zu Bett und steht früh auf.

Obwohl die Sitten der Lolos, wie aller Heiden, leichtfertig sind, besonders in der Jugend, so behauptet doch Vial, daß sie in dieser Beziehung besser sind als die Chinesen und ihr Leben nach heidnischen Begriffen anständig genannt werden kann. Der Gni ist schüchtern, aber nicht furchtsam. Den Fremden flieht er wie die Pest. Ist man ihm gut, so wird er sympathisch, herzlich und

selbst zutraulich. Seine gute und ehrliche Natur öffnet sich dann einem, wie sich die zarte Blüte der Sonne öffnet; und je mehr man intim wird mit ihm, um so mehr gute Eigenschaften entdeckt man, die aus dem Menschen, selbst dem Heiden, ein schwaches Abbild der Güte und Liebe Gottes machen. Der Gni ist nicht stolz; Vial wirft ihm eher vor, daß es ihm an kühner Entschlossenheit fehlt, so daß er oft furchtsam scheint. Vor dem Chinesen ist er wie ein Hund vor einem Tiger; er fürchtet nicht den Chinesen, aber die Treulosigkeit, die gewundenen Schleichwege eines durchtriebenen Menschen sind ihm unbekannt, sein Geist ist gerade. Sein größter Fehler besteht darin, daß er ein großes Kind ist, das gern folgt, aber nie einem vorgeht. — Der Gni ist freiheitsliebend. Was man immer sein möge, er läßt jeden ruhig gewähren, solange er andere nicht belästigt. Während bei den Chinesen jede Familie, die sich bekehrt, Verfolgungen auszustehen hat, läßt man bei den Gnis jeden gewähren. Ich habe nie gehört, daß man unsere Religion bei den Gnis verleumdete. Doch kommen einzelne Bekehrungen selten vor, gewöhnlich bekehrt sich ein ganzes Dorf gleichzeitig, nachdem sich die Alten verständigt haben. Die Familien zählen durchschnittlich fünf bis sechs Glieder.

Jedes neugeborne Kind, ob Knabe oder Mädchen, ist willkommen. Vom Schoß der Mutter kommt das Kind gleich auf den Rücken seiner kleinen Schwester oder einer kleinen Nachbarin, die es beim Spielen mit ihren Kameradinnen mit sich herumträgt. — Die Ehe wird mit großer Feierlichkeit geschlossen. Die Verlobung fand früher erst in vorgerückten Jahren statt, seit einiger Zeit kommt die chinesische Sitte auf, schon die Kinder zu verloben; doch können diese vor der Heirat widersprechen[1].

Bis vor 50 Jahren wurden die Toten bei den Gnis verbrannt und die Asche in einer Urne begraben. Jetzt findet das Begräbnis ungefähr in der Weise statt wie bei den Chinesen und wird mit religiösen, ernsten Tänzen begleitet. Während man auf der einen Seite tanzt, beten die Priester auf der andern aus einem Buch; jeder rezitiert abwechselnd einen Vers des Totengebetes, das mit einer großartigen Beschreibung des sich öffnenden Himmels und der sich erhebenden Richter beginnt. Nach der Beerdigung nimmt der Pimo einen knotigen Orchideenstengel, der mit etwas Tuch zu einem kleinen Menschlein gestaltet wird. Das soll das Bild des Gestorbenen sein. Dieses Bild nimmt dieselbe Stelle ein wie die Ahnentäfelchen bei den Chinesen; es wird zwischen die Mauer und das Dach gelegt. Später, wenn andere sterben, wird es durch andere Bilder ersetzt und in eine Felsenhöhle gebracht, wo die Nachkommen es jährlich einmal besuchen.

Bei den Lolos, schreibt derselbe Vial[2], gibt es ein Urrecht, das alle andern Rechte beherrscht und die Quelle aller andern Rechte ist, das ist das Recht des Eigentums. Alles hängt davon ab, ob man Grundbesitzer ist. Hat man nur Geld oder Herden, so gilt man für nichts, hat man aber Grundeigentum, so ist man alles, man hat die niedere und höhere Gerichtsbarkeit über die Pächter.

---

[1] Vial, Les Lolos etc. 28. [2] In den Annales 1905, 335.

Der Stamm hat keinen Häuptling, ebensowenig wie die Lolos einen König haben. Wahrscheinlich ist das heutige Volk der Lolos durch Eroberung entstanden. Ein Volk hat das andere unterworfen und ihm seine Herrschaft aufgezwungen. Die schwarzen Lolos, die herrschenden, verheiraten sich nur unter sich und sind alle Eigentümer. Alle Herren (midzemon = Herr) sind Grundeigentümer. Das unterjochte Volk hat sich vermehrt, ohne sich bereichern zu können. Es ist ausgewandert unter der Leitung eines kleinen Häuptlings, um neue Wohnsitze aufzusuchen[1]. Allmählich bildete jede Gruppe einen Stamm mit eigener Tracht, eigenen Sitten und eigenem Dialekt. So mögen die Lolostämme entstanden sein. Der Stamm als Stamm hat mit der Politik nichts zu tun. Der Herr ist Herr aller seiner Pächter, welchem Volke diese auch angehören, selbst wenn es Chinesen wären. — Unter dem Eigentum versteht man das Recht, Abgaben zu fordern. Das Eigentum gehört im Grunde und rein abstrakt betrachtet dem Pächter und ist absolut unveräußerlich, aber er ist tributpflichtig dem Herrn, und dieses Recht der Herren ist erblich. Sie beziehen ihre Einkünfte, und wenn sie nichts mehr haben, verkaufen sie ihr Obereigentumsrecht, leider vielfach an Chinesen, die habgierig und listig sind. Die Pächter müssen den Eigentümern Frondienste leisten. Die Chinesen haben es verstanden, durch Frondienste, Erhöhung der Abgaben usw. die Lolos auszubeuten, bis es in der letzten Zeit dem P. Vial gelungen ist, durch gerichtliche Klagen diesem Treiben ein Ende zu machen. Jetzt kaufen die Lolos selbst vielfach das Eigentum und werden so ihre eigenen Herren. Vial hält es für nötig, daß der Missionär Grundeigentümer werde, um nicht nur persönlich Einfluß zu erlangen, sondern den Einfluß in der Mission erblich zu machen.

Obwohl der Eigentümer eine große und solide Autorität bei den Lolos besitzt, so hat er doch kein Recht, sich in das innere Leben eines Dorfes zu mischen. Das Dorf ist ziemlich autonom und wird von zwei Autoritäten regiert: den dauernden und den jährlichen Häuptlingen[2].

Die bleibenden Oberhäupter bilden sich allmählich von selbst durch die Macht der Umstände. Die meisten Streitfragen betreffen die Ländereien: Trennung der Güter, Abgrenzung der Felder, Erhaltung der Wälder oder Wiesen usw. Da man aber keine geschriebenen Dokumente hat, so ist man genötigt, sich an die mündliche Überlieferung zu halten und folglich an die Zeugen derselben. Das sind aber die Ältesten des Dorfes, die lebenden Dokumente. An sie müssen sich die streitenden Parteien wenden, und sie werden von selbst zu Richtern.

Jedes Dorf zerfällt in Gruppen von fünf bis zehn Familien; jede dieser Gruppen hat einen Chef oder einen Vorsteher. Die Musik- und Tanzinstrumente, die Gefäße für die gemeinsamen Feste sind in ihren Händen; sie müssen die Fremden empfangen, den Eigentümern Herberge gewähren, den Rat versammeln, wenn nötig usw. Das Amt ist also eine schwere Last und muß von jedem der Reihe nach verwaltet werden. Ist eine Entscheidung getroffen, so gibt es keine Berufung, sie muß ausgeführt werden. Wer sich weigert, wird in den Bann getan. Niemand hilft ihm, niemand nimmt seine Dienste an oder seine Tiere, so daß er genötigt ist, entweder sich zu unterwerfen oder fortzuziehen.

---

[1] Ebd. 336. [2] Ebd. 338.

Wenn ein Dorf sich bekehrt, so ändere ich, schreibt Vial, kein Jota an seiner inneren Verwaltung; nur die religiösen Zeremonien werden durch christliche ersetzt.

4. Die Miao in Kuy-tscheu[1].

Die Miao (Miao-tse) scheinen die Urbewohner der Provinz Kuy-tscheu (Kweitschu) in China zu sein. Neben den später eingewanderten Völkerschaften, z. B. den Y-jen, haben sie sich ziemlich unvermischt erhalten, wurden aber von diesen immer mehr in die Berge zurückgedrängt. Von ihren jetzigen Herren, den Chinesen, werden sie stark ausgebeutet, weshalb sie sich schon oft gegen die chinesischen Beamten empört haben. Sie haben keine eigene Schrift.

Bei der Heirat der Miao wird die Braut nicht in einem Sessel zur Wohnung des Bräutigams getragen, wie dies bei den Chinesen Sitte ist, sondern sie geht zu Fuß in Begleitung von einigen gleichalterigen Gefährtinnen. An die chinesischen Ehegesetze halten sich die Miao nicht, doch vermeiden sie Ehen unter zu nahen Verwandten. Die Vielweiberei ist eine seltene Ausnahme. Die Eltern lieben ihre Kinder sehr. — Beim Begräbnis wird das Haargeflecht des Toten aufgelöst, denn, sagt das Sprichwort, der Lebende ist untertan (der chinesischen Herrschaft), der Tote aber nicht; der Mann ist untertan (nimmt also die chinesische Tracht an), aber nicht das Weib.

In Bezug auf geistige Begabung ist der Miao weniger schlau, berechnend und politisch als der Chinese und selbst der Y-jen; aber in Bezug auf Mut und kriegerische Tüchtigkeit ist er ihm überlegen. Im Auffassen und Verstehen der christlichen Wahrheiten steht er ihm nach.

Die Sittlichkeit des Miao ist die des Heiden. Der Verkehr zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ist sehr frei, und der Tanzmonat steht in übelm Ruf. Sie beobachten nicht die äußere, an sich lobenswerte Zurückhaltung wie die Chinesen. Die Schwierigkeiten für eine Heirat, die bei diesen sehr zerstreuten kleinen Stämmen herrschen, sind der Sittlichkeit nicht günstig. Man darf aber nicht übertreiben. Es sind doch Menschen, obwohl ihr Charakter sehr unbeständig, flatterhaft und ohne Energie ist. Schon im Jahre 1717 schreibt der Missionär P. Regis S. J. über sie: „Die Miao sind sehr verschrien bei den Chinesen als flatterhaft, untreu, barbarisch und besonders als diebisch. Wir, ich und meine Gefährten, haben gefunden, daß sie sehr treu sind in der Zurückgabe der anvertrauten Gegenstände, aufmerksam und fleißig in Ausführung der Aufträge, arbeitsam und dienstfertig."[2]. Die Bemerkung gilt allerdings auch von den Y-jen, die Regis unter dem Namen Miao miteinbegreift.

Die Zauberei spielt bei den Miao eine große Rolle. Bei Krankheiten opfern sie z. B. Hühner, um die Geister zu versöhnen, welche dieselben verursachen. Der religiöse Kult der Miao besteht im Kult der Teufel. Diese bösen Geister schaden durch die Krankheiten, und deshalb nimmt man zu Beschwörungen und Opfern die Zuflucht. Die eigentlichen Schlachtopfer der Miao sind Hunde und

[1] Annales de la Société des Missions Étrangères 1904, 346 ff. Anthropos III (1908) 404 ff. Du Halde, Description géographique usw. I 66 ff.

[2] Vgl. Du Halde a. a. O. 72.

Pferde. Bei den Opfern muß der Zauberer zu Rate gezogen werden. Man verehrt auch die Pan-hu, d. h. die Ahnen. Die Stiefeltern sollen in einem Kürbis wohnen, die eigentlichen Eltern werden hinter der Wohnung verehrt, wo man einige Bambus pflanzt. Das Fortleben der Seele ist durch diese Übungen anerkannt. Sie haben auch „eine allerdings sehr verworrene Idee von einem höchsten Wesen. Von allen seinen Attributen ist die Gerechtigkeit diejenige, die sie am besten begreifen. Nach den He-Miao ist Phu-lio (Donner, Geist des Donners, Geist des Himmels, der auch Xao-vay, Wurzel des Himmels genannt wird), der Allmächtige; Telié, der böse Geist, der beständig den kranken Leibern die Seele zu rauben sucht, vermag nichts gegen Phu-lios Willen. Die Seelen derjenigen, die ein gutes Leben geführt, werden wieder in menschliche Körper geschickt, die andern aber können sich nicht von der sterblichen Hülle entfernen, die sie einstens trugen. Dem Phu-lio allein opfert man wegen seiner ungeheuren Macht Ochsen. Den Telié kann kein Opfer an Hühnern oder Hunden rühren. Sie nennen ihn auch Xa, klein. Er ist vor den Menschen geschaffen worden“ [1]. Von dem genannten Donnergeist sagen die Miao nach P. Schotter[2], daß er die Verbrecher straft. Er sieht alles, und will der Miao einen Eid leisten, so mischt er das Blut einer Katze mit Wein, dann kann man das Wort nicht mehr zurücknehmen, das Versprechen ist heilig.

Jedes Jahr beim sechsten Mond enthalten sich die Miao während drei Tagen jeder Feldarbeit, jagen und fischen auch nicht. Alle lärmenden Vergnügungen sind an diesen Feiertagen untersagt. Niemand würde es wagen, Festkleider mit schreienden Farben zu tragen, aus Furcht, sich eine Krankheit zuzuziehen. Dieser öffentliche Kult gilt der Verehrung eines gewissen Tschu-nang (= Bambuskönig), der eine vergötterte Miaopersönlichkeit zu sein scheint. Durch seine Legende schimmert dunkel eine Ahnung oder ein Begriff von einem Erlöser.

Nach einer alten chinesischen Chronik waren die Bewohner von Kuy-tscheu (Miao) ursprünglich zivilisiert, sie beteten keine Dämonen an, begingen noch keine Meineide und gaben sich nicht den Ausschweifungen des Tanzmonates hin. Aber haben die Miao die fast allen Völkern gemeinsamen Wahrheiten irgendwie in ihren Sagen bewahrt? Dies scheint der Fall zu sein, wenn dieselben auch mit Irrtümern und Fabeln vermischt sind. So haben sie eine Sage von der Erschaffung der Welt. Das Himmelsgewölbe ist das Werk des Korbmachergeistes, der es mit verschiedenfarbigen Bambusstäben gefertigt und Wolken und Sterne usw. angebracht hat. Desgleichen haben sie eine Sage von der Erschaffung des Menschen und von der Sündflut. Phu-lio, der Donnergeist, der Rächer aller Verbrechen auf Erden, hatte den Untergang des bösen, hinterlistigen, meineidigen Menschen beschlossen, und zwar wegen einer großen Sünde. Doch dieser ergriff Vorsichtsmaßregeln; er bedeckte sein Haus mit ganz frischer Baumrinde, so daß der Blitz nicht Feuer fing, ja Phu-lio so unglücklich fiel, daß er sich verletzte und von den bösen Menschen gefangen wurde. Er wurde aber von zwei Kindern, einem Knaben und seiner Schwester, gerettet. Bevor er wieder zum Himmel hinaufstieg, schenkte er den Kindern Kürbiskerne und kündigte ihnen die Sündflut an. Die ungeheure Kürbisschale diente ihnen als

[1] Vgl. Annales 1904, 351—352. [2] Anthropos III (1908) 419.

Kahn. Sie nahmen alle Arten Samen und Tiere mit sich und pflanzten nach Verlauf der Sündflut das Menschengeschlecht fort.

Auch die Kenntnis von einem Erlöser klingt durch die Legende vom Bambuskönig durch. Eines Tages spazierte ein junges Mädchen am Rande eines Flusses. Es sah, wie ein Stück Bambus aus dem Wasser auftauchte und sich dem Ufer näherte. Da es glaubte, im Bambus das Weinen eines Kindes zu vernehmen, spaltete es ihn und fand wirklich einen Knaben darin. Es erzog ihn. Herangewachsen, wurde er stark und mächtig und warf sich zum Fürsten von Kuy-tscheu auf. Zu seiner Ehre wird das Bambusfest gefeiert.

Das bisher Gesagte gilt von allen Miao. Schotter schildert dann noch verschiedene Miaostämme im besondern. Wir lassen hier seine Schilderung der Yao-jen folgen, die im südlichen Kuy-tscheu, in der Präfektur Hin-y, zwei Dörfer bewohnen[1]. Für ihr Recht auf das Land berufen sie sich auf eine Urkunde oder Charte, die ihnen vom Kaiser von China ausgestellt worden sein soll. Diese Charte erteilt den Yao-jen das Recht, die Berge Chinas zu bewohnen, durch die Provinzen Chinas und die 36 auswärtigen Königreiche zu ziehen. Beim Übergang über die Flüsse kann man von ihnen keinen Zoll verlangen. Sie gewährt ihnen ferner das Recht, jeden, der ihnen die Befugnis, in den Bergen ihrer Heimat zu wohnen, streitig macht, zu töten und es dann dem Mandarin anzuzeigen. Außerdem befiehlt sie den Yao-jen, ihre Töchter nicht an Leute außerhalb des Stammes zu verheiraten. Endlich heißt es in der Charte: „Zur Zeit der Dürre sollen die Yao-jen die Geister um Regen bitten. Um ihre Felder zu pflügen, werden sie Sorge tragen, die Gottheit anzurufen."

Die Lieblingsbeschäftigung der Yao-jen in Kuy-tscheu ist Zucht und Dressur von Jagdhunden und das Spielen der Hoboe. Sie sind gute Jäger, gute Schützen, das geben alle zu. Arzneien gebrauchen sie kaum.

In ihrem Charakter sollen die Yao-jen klug und furchtsam bis zum Übermaße sein. Diese Furchtsamkeit und Offenheit bemerkt man am Yaokind, wird aber bald verschwinden. Die erste Nacht, die ich im Dorfe Yao zubrachte, zeigte ich etwas Furcht wegen meines Reittieres, das ich im Freien lassen mußte, so erzählt Schotter, aber man antwortete ihm, er solle ohne Sorge sein. „Hier stiehlt man nicht, selbst ein Kraut in unserem Garten verschwindet nicht"; doch ist dieses Lob nach dem Missionär nicht allzustreng zu nehmen. — Die Yao-jen sind meistens schmutzig. Gegen den Missionär sind alle sehr ehrfurchtsvoll, höflich und zuvorkommend.

Ihre Hütten bauen sie fast ganz aus Bambus, und das ist oft die Arbeit von wenigen Tagen, wobei sich die Nachbarn freundschaftlich helfen. Ist der Abend gekommen, so nimmt jeder teil an einem Stück Fleisch und trinkt einen Schluck Wein zum Gedeihen des neuen Hauses und seiner Bewohner.

Da die beiden Dörfer, von denen ich schreibe, sagt Schotter, sich mitten unter den Y-jen befinden, so haben sie Verbindungen mit ihnen abgeschlossen und manche Sitten von ihnen angenommen. Die Hochzeit findet bei den Yao in der Weise statt, daß der Jüngling und das Mädchen sich bei der Hand

[1] Vgl. Anthropos IV (1909) 318 ff.

ergreifen und tanzend und lachend zu ihrer zukünftigen Wohnung ziehen in Begleitung von ihren Verwandten. Mit dieser durch den Bräutigam vollzogenen Einladung gilt die Ehe als geschlossen. Am gleichen oder am folgenden Tage geht die Braut in Begleitung der Mädchen des Dorfes zum Brunnen, um Wasser zu holen, fängt an, ihr Amt als Meisterin des Hauses auszuüben, und bietet ihrer Schwiegermutter, den Eltern und den Gästen Wasser zum Waschen an. Bei dieser Zeremonie zeigt ihr der Bräutigam die neuen Verwandten. Trotz mancher Mißbräuche vollzieht sich diese Hochzeit im großen ganzen in geziemenden Formen. Die Vielweiberei kommt bei den Yao selten vor.

Die Yao glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Das erhellt aus den Opfern, die sie am Grabe darbringen. Man glaubt, der Verstorbene habe noch denselben Geschmack und dieselben Bedürfnisse wie zu Lebzeiten. Sonnenschirm, Kessel, Wein, Kürbis, Hut, selbst die Tabakspfeife wird mit dem Verstorbenen ins Grab gelegt, damit er sich derselben bedienen könne.

Die Yao-jen lieben das Wandern, aber sie ziehen nicht familienweise, sondern zu ganzen Dorfschaften aus, um sich anderswo niederzulassen. In den Dörfern regeln zwei oder drei pa-sé, eine Art Bürgermeister, die kleinen inneren Streitigkeiten. Die Beamten werden gewählt und können durch andere ersetzt werden. Handelt es sich um wichtigere Angelegenheiten, so werden ihnen noch einige Greise beigesellt. Ein Sprichwort sagt: „Drei im Rat versammelte Greise — das kommt einem Mandarin des Reiches gleich." Den Bürgermeistern stehen zwei ma-pay, eine Art Polizisten, zur Seite. Diese beiden Feldhüter sammeln bei der Ankunft des Missionärs Reis, Salz und Gemüse zum Unterhalt der Gäste, die bei dieser Gelegenheit ins Dorf kommen. Einer von ihnen ruft auch wie ein christlicher Muezzin dreimal im Tage zum Gebet und zur Lehre, die den Weg zum Himmel und zum Hause des Herrn des Himmels zeigt. Außer den kleinen Trinkgeldern erhalten diese ma-pay ihren Unterhalt, ähnlich wie der Bürgermeister, von den Gemeindefeldern.

Die beiden Dörfer stehen unter der Herrschaft von Ouang-mu, die zur Unterpräfektur Tschen-fong-tscheu gehört. Sie leben unter einer Art Feudalherrschaft. Die Abgaben gehen durch die Hand des Herrn von Nang-mu. Sein Schloß bildet den Gerichtshof erster Instanz für die Prozesse. Zu den Abgaben gehören z. B. für den ersten Mond jährlich zwei Rehe, von denen das eine wenigstens lebend sein muß, zu andern Monden müssen sie besondere Arten von Gemüsen oder Geld liefern. Wenn der Suzerän seine Töchter verheiratet oder wenn ein neuer Mandarin kommt und bei vielen andern Gelegenheiten werden die Yao mit Abgaben bedrückt. Früher waren die Yao einfach wie rechtlose Sklaven oder Leibeigene dem Suzerän gegenüber, jetzt fängt allmählich ihr Los an sich zu bessern. Sie haben dies durch einen Streik erreicht, indem sie ihre Abgaben einstellten. Es kam zu einem langwierigen Prozeß und schließlich zu einem friedlichen Übereinkommen, durch welches die Yao eine bessere Behandlung erreicht haben.

Die Religion der heidnischen Yao-jen besteht in der Verehrung der Ahnen Pan-hu. Männer, Weiber und Kinder wohnen dem ihnen alle drei Jahre dargebrachten Opfer stehend bei; man opfert Wein, Reis, Fleisch, Sapeken usw. Die kleinen Pagoden bestehen aus Ziegelsteinen und finden sich

oft unter hundertjährigen Eichen. Sie sind häufig geziert mit abergläubischen Inschriften, die dem Teufel gemachte Gelübde enthalten usw.

Merkwürdig ist, daß die Yao-jen und noch andere Stämme Chinas das Kreuz verehren. Viele tragen das Kreuz auf der Stirne, nicht selten wird das Kreuz auf die Kleider gestickt und auf den Gräbern wird ein Kreuz errichtet [1]. Vielleicht haben sie diesen Gebrauch von Völkern erhalten, die einst christlich geworden waren, aber dann wieder ins Heidentum zurückgesunken sind [2].

Viertes Kapitel.

Die Naturvölker des nördlichen Vorderindiens.

Die Volkszählung von 1911 ergab für das indo-britische Kaiserreich (mit Einschluß von Burma) eine Bevölkerung von etwas über 315 Millionen; davon waren in runden Zahlen 218 Millionen Hindus, 66 Millionen Mohammedaner, 10 Millionen Buddhisten, 3 Millionen Sikhs, 1,3 Millionen Dschains, 5 Millionen Christen. — Außerdem gab es 10 Millionen Naturverehrer oder Animisten, wie der Zensus sie nennt.

Für unsere folgenden Untersuchungen kommen nur mehr die letztgenannten in Betracht. Der Name Naturverehrer oder Animisten ist übrigens nichtssagend oder irreführend. Die meisten von ihnen verdienten eher den Namen Henotheisten, da sie eine ziemlich klare Idee von einem höchsten Wesen, dem Urheber und Erhalter aller Dinge, haben. Die Anhänger dieser Naturreligion sind die Ureinwohner Indiens. Als die Sanskritvölker, die später Hindus genannt wurden, vom Indus her erobernd in Indien eindrangen, fanden sie das ganze Land schon von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt. Durch ihre ziemlich hohe Kultur waren sie diesen des Lesens und Schreibens unkundigen Völkern weit überlegen. Die Ureinwohner wurden von ihnen teils ausgerottet, teils unterjocht und zu Heloten herabgedrückt, teils von den Ebenen in die Gebirge zurückgedrängt. Diese in die Bergländer vertriebenen Urbewohner Indiens haben sich bis heute von dem Einfluß des Hinduismus mehr oder weniger rein erhalten, und obwohl sie in der Sprache oft sehr voneinander verschieden sind, so haben sie doch in Religion, Sitten und Lebensweise sehr viel Ähnliches. Der protestantische Missionär Jellinghaus, der mehrere Jahre bei einem dieser Völker lebte, wagt ihre Religion geradezu Monotheismus zu nennen, verbunden mit finsterer Zauberei, Dämonendienst und Ahnenverehrung, aber ohne Vielgötterei, Bilderdienst, Tempeldienst und eigentliche Priesterkaste [3].

Diese Urvölker Indiens werden nach den beiden Sprachstämmen, zu denen sie gehören, in Draviden (Dravida) und Kolarier eingeteilt. Die ersteren kommen

---

[1] Schon P. Alexander de Rhodes berichtet in seinen „Missionsreisen in China, Tonkin und Cochinchina" (deutsch 1858) S. 89, daß viele heidnische Eltern den Kindern bei der Geburt mit Kohle oder Tinte ein Kreuz auf die Stirne zeichneten.

[2] Vgl. darüber Schotter im Anthropos IV (1909) 333 ff.

[3] Allgemeine Missionszeitschrift, hrsg. von Warneck, I (1874) 25.

hauptsächlich im südlichen Vorderindien vor, die letzteren im nördlichen, besonders in Bengalen. Selbstverständlich können wir nicht alle diese zahlreichen Stämme eingehender schildern. Wir wählen einige Hauptstämme aus.

1. Die Mischmis in Assam.

Die Mischmis in den Gebirgen von Assam an der Grenze von Tibet zerfallen in die Degaru, Meju und Tschallah Cottah[1]. Dieser letztere Stamm, welcher das Bergland nördlich von Sadiya bis an die tibetanische Grenze bewohnt, ist sehr kriegerisch und räuberisch. Er verwüstet alljährlich das Gebiet seiner Bruderstämme mit Feuer und Schwert. Ihre Kleidung besteht in einem sackähnlichen Gewand, das vom Halse bis zum Knie reicht und mit Löchern für Kopf und Arme versehen ist. Ihre Waffen sind Bogen und Giftpfeile, eine Lanze und ein Messer. Alle diese Stämme verstehen sich trefflich auf die Jagd, zu der ihnen unzählige Bären, wilde Rinder, Elefanten, Eber, Takins usw. reiche Gelegenheit bieten. Sie tauschen von den Tibetern und den Birmanen Sklaven, Messer, Decken ꝛc. gegen Bisam, Wachs usw. ein.

Die Wohnungen der Mischmis gleichen von außen Hühnerställen. Sechs Fuß über der Erde erhebt sich auf Bambuspfählen der Fußboden, bis auf welchen das Dach aus getrocknetem Gras mit langen Traufen herabreicht, so daß es die undichten Wände aus Flechtwerk ganz verbirgt. Die Häuser sind etwa 12 Fuß breit, aber von sehr verschiedener Länge, je nach der Zahl von Frauen des Besitzers, deren jede ihr eigenes Gemach hat, so daß die Wohnung eines reichen Häuptlings mitunter 120 Fuß Länge erreicht. Am Ende befindet sich eine 6 Fuß hohe Türe, zu welcher man auf einem Balken mit Einschnitten emporsteigt. Dann betritt man eine lange Galerie, zu deren beiden Seiten die Gemächer liegen. Das erste, für Gäste bestimmt, hat einen beweglichen Ofen. Auf dem Gang befindet sich eine große Menge von Tierschädeln. Nach ihnen bemißt sich der Reichtum eines Mannes, da sie auch als Geld dienen, für welches man bei andern Stämmen Sklaven und Messer eintauscht. Das Wort „Kopf" hat demgemäß bei den Mischmis eine sehr weite Bedeutung und bezeichnet im Handel Tauschmittel der verschiedensten Art. Während der kalten Jahreszeit brennt fast in jedem Gemach ein Feuer und erfüllt es mit dichtem Rauch. Bei jedem Hause stehen auf vier Pfählen kleine Scheuern, so viele, als Frauen im Hauptgebäude sich finden. Jede sammelt darin so viel Getreide und andere Vorräte, als sie kann, um es den Mitfrauen in Menge und Güte ihrer Schätze zuvorzutun. Wohnungen und Menschen zeichnen sich durch unglaubliche Unsauberkeit aus. Getreide und Baumwolle bauen sie nur wenig und nachlässig an, dafür um so mehr Opium und Tabak, denen sie im Übermaße huldigen[2]. — Zum Vergnügen halten sich manche große Häuptlinge Hofnarren, meist schwachsinnige Sklaven, die sie vom Teufel besessen glauben. Sie sind mit einem hölzernen Schwert und Federkopfputz komisch ausstaffiert, dürftig bekleidet, ahmen allerlei Tierstimmen nach und tragen zur Belustigung der Gäste schmutzige Witze und Geschichten vor.

[1] Vgl. Globus XXVI (1874) 59 ff nach der ethnographischen Skizze von T. T. Cooper. [2] Ebd. XXVI 60.

Wird ein Mädchen oder eine Frau verführt, so fühlt sich der ganze Stamm beleidigt. Der beleidigte Familienvater schlachtet dann einen Ochsen oder Yak und ladet die Ältesten des Dorfes zu einem Fest. An der Straße wird ein 12 Fuß hoher Bambuspfahl errichtet und an dessen Spitze Schädel und Kinnbacken des geschlachteten Tieres befestigt. Alle Vorübergehenden erkennen an diesem Zeichen, daß der Stamm beleidigt wurde, und verbreiten diese Nachricht, worauf sich alle Häuptlinge versammeln und die Buße des Verführers feststellen. Dieser kann derselben nur dadurch entgehen, daß er den Ochsen bezahlt und die Frau heiratet. Unterläßt er es, so muß er dem Geschädigten die festgesetzte Buße bezahlen oder verfällt der Rache desselben und seines Stammes.

Da man nur selten ein Stück Vieh schlachtet, verfährt man dabei mit einer gewissen Feierlichkeit. Die Männer umstehen das Tier mit gezückten Messern, während die Frauen und Kinder in respektvoller Entfernung bleiben. Dann schreitet unter feierlichem Schweigen der Häuptling oder das Familienhaupt heran, macht plötzlich einen Sprung wie ein Tiger und lähmt das Tier mit einem Hiebe seines Messers ins Kreuz. Nun springen alle Männer herbei und hacken und schneiden von dem noch lebenden Tier Fleischfetzen ab, die von den Frauen und Kindern in Empfang genommen und zu Hause für das Festmahl gekocht werden. „Auf dieselbe Weise werden auch Gefangene ums Leben gebracht, wie noch unlängst die beiden Missionäre Crick und Bourie, eine Grausamkeit, welche die Engländer dadurch rächten, daß sie den Häuptling Kysa fingen und aufhängten."

Heiratsgebräuche. Der Preis einer Frau beträgt 50—500 „Köpfe", und eine Menge hübscher Töchter ist darum etwas sehr Wertvolles. Der Vater oder das Familienoberhaupt des Heiratslustigen unterhandelt zuerst mit den Eltern der Braut, und nun beginnt ein großes Feilschen, das um so länger dauert, je schöner die Auserwählte ist. Steht der Preis endlich fest, so besucht der junge Mann seinen zukünftigen Schwiegervater und übergibt ihm eine Anzahl „Köpfe" als Anzahlung, womit er das Recht erwirbt, der Schönen den Hof machen zu dürfen. Darauf erwidert der Brautvater seinen Besuch und macht seinem Schwiegersohne ein entsprechendes Geschenk. Sind nun beide Parteien zufrieden, so bezahlt der Bräutigam den Rest der Kaufsumme und erhält dafür die Braut, welcher ihr Vater einen Teil der für sie erlegten „Köpfe" als Aussteuer mitgibt. Mann und Frau speisen nie zusammen, bevor ihre Kinder erwachsen sind; auch darf kein Mann, außer bei sehr feierlichen Gelegenheiten, in dem Hause seines Schwiegervaters Fleisch essen, was ihm, wenn er viele Frauen hat, mitunter nur in seinem eigenen freisteht. Die jüngeren Söhne der Familie, denen der Vater nicht hilft, müssen sich meist lange gedulden und jahrelang Tauschhandel treiben, ehe sie ihre Frauen zu sich nehmen dürfen. Nachdem sie einen Teil des Kaufpreises bezahlt haben, dürfen sie freilich heiraten und ihre Frauen im elterlichen Hause besuchen; aber diese und deren Kinder bleiben daselbst und arbeiten für den Schwiegervater, bis das Ganze bezahlt ist: ein mächtiger Antrieb für die jungen Männer, sich fleißig in der Jagd und in Handelsunternehmungen zu üben[1].

[1] Globus XXVI 61.

Bei Krankheiten wird ein Wahrsager herbeigerufen, welcher gewöhnlich ein Huhn oder ein Schwein schlachten läßt, um den die Krankheit verursachenden Dämon zu begütigen. Stirbt der Kranke, so werden, namentlich wenn es ein Häuptling war, Rinder, Hühner und Schweine in Menge geschlachtet und von den alten Leuten beiderlei Geschlechts zu Ehren des Toten verzehrt. Gastfreundschaft gilt als große Tugend, und während des Schmauses preisen die Esser die trefflichen Eigenschaften des Verblichenen. Die Leiche wird nach zwei Tagen verbrannt und die Asche in einem kleinen Häuschen unweit der Wohnung des Toten beigesetzt. Eine Anzahl der von ihm bei Lebzeiten angesammelten Schädel wird als Denkmal dort aufgestellt; den Rest verteilen seine Söhne bzw. seine nächsten männlichen Verwandten unter sich. Der älteste Sohn und Haupterbe nimmt den Häuptlingstitel an und veranstaltet zu Ehren seines Vaters ein jährliches Fest, dessen Abhaltung eine heilige Pflicht für ihn ist.

Über Totschlag beraten die Häuptlinge, und wenn die Schuld des Mörders erwiesen ist, wird er entweder vom nächsten Verwandten des Opfers erschlagen oder muß demselben eine schwere Buße bezahlen. Ist der Getötete ein Sklave, so muß eine Buße von fünf Rindern erlegt werden, sonst setzt sich der Mörder einer gleichen Vermögensbeschädigung von seiten des Geschädigten aus. Über seine eigenen Sklaven steht dem Herrn das Recht über Leben und Tod zu.

Die religiösen Begriffe der Mischmis sind sehr verworren; sie huldigen einem mit Fetischismus versetzten Polytheismus. Als Cooper zu einem Häuptling von der Existenz eines „guten Christengottes" sprach, der über alle bösen Geister herrsche, sagte dieser: „Ihr Engländer müßt glücklich sein, daß ihr einen so guten und mächtigen Gott bei euch habt. Wir Mischmis sind sehr unglücklich; überall umgeben uns böse Dämonen. Sie leben in Flüssen, Bergen und Bäumen; sie gehen in der Finsternis herum und hausen im Winde. Stets quälen sie uns." Auf Befragen erklärte er den Feuerdämon für den mächtigsten und gefährlichsten, da er das Wasser austrockne und die Berge verbrenne. Doch sei er auch freundlich gegen die Menschen, insofern er sie erwärme und ihre Speisen koche. Vom Tode reden sie ungern; doch spricht das Gedenkfest, welches der Sohn zu Ehren seines Vaters feiert, für ihren Glauben an die Fortexistenz nach dem Tode[1].

Selbstverständlich sind diese wenigen Andeutungen, die Cooper bei einem kurzen Aufenthalt gesammelt hat, nicht im stande, uns ein klares und erschöpfendes Bild von der Religion der Mischmis zu geben; ein solches ließe sich nur bei einem langjährigen vertrauten Umgang gewinnen.

2. Die Tharus

haben ihre Hauptquartiere in den Himalaja-Tarai und einige Kolonien in Gorakhpur und im nördlichen Oudh. Wahrscheinlich gehören sie zu den ältesten Bewohnern Indiens. Sie wandern viel umher und zerfallen in mehrere endogame Abteilungen, die selbst wieder aus mehreren exogamen Unterabteilungen bestehen. Den Tharus ist vorgeworfen worden, daß sie den unverheirateten

[1] Ebd.

Mädchen den freiesten Geschlechtsverkehr gestatten. Allgemein richtig ist das nicht, sicher aber ist, daß die Tharus die Idee von ehelicher Geschlechtsfreiheit entschieden ablehnen[1]. Das gewöhnliche Heiratsalter ist für Mädchen das von 17 oder 18 Jahren, und in demselben Alter gehen auch die Männer gewöhnlich ihre erste Ehe ein. Die Tharus in Bengalen verheiraten zuweilen schon die Kinder, doch kommen auch Heiraten unter Erwachsenen vor. Der Ehevertrag wird von den Vätern der zukünftigen Gatten geschlossen; die letzteren haben keine Wahl. Der Vater des Jünglings geht zum Dorfe, in dem der Vater der gewünschten Braut wohnt, schlägt diesem den Preis vor, den er für sie bezahlen will, und bietet ihm einen Trunk Wein an. Wird der Preis angenommen, so ist der Handel abgeschlossen. Der einmal vereinbarte Vertrag wird von beiden Teilen gewissenhaft eingehalten. Der Brautpreis besteht in Geld oder Naturalien, und seine Höhe hängt von den Mitteln des Käufers und den Vorzügen der Braut ab. Die Wahl der Braut wird durch das Gesetz der Exogamie eingeschränkt; die Braut darf nicht eine Blutsverwandte des Mannes sein noch demselben Dorfe oder Klan angehören. Frauenraub kommt noch heimlich bei den Tharus vor, namentlich stehlen sie gern Mädchen aus Nepal. Auch bei den gewöhnlichen Ehen im Stamme ist eine Art Brautraub im Gebrauch. Der Vater des Bräutigams holt in Begleitung einer ausgewählten Leibwache die Braut aus ihrem Dorfe. Im Hause der Braut ißt und trinkt man nach Lust, und am andern Morgen bringt man die Braut, die schreit und lärmt, als ob sie mit Gewalt weggeführt würde, unter Tanz und Musik zum Hause des Bräutigams. Damit ist die Ehe geschlossen. Solange die Ehe dauert, sollen die Frauen sehr keusch und treu sein. Polygamie, Ehescheidung durch Verjagen der untreuen Frau mit Einwilligung des Rates, Witwenehen und Leviratsehen sind gestattet. Geschiedene Frauen dürfen sich wie die Witwen wieder verheiraten, aber beide Klassen werden durch den Titel urari (ausgewählt) von den Frauen unterschieden, die als Jungfrauen nach dem ganzen Ritual verheiratet werden. Die soziale Stellung einer wieder verheirateten Witwe oder Geschiedenen ist niedriger als die einer regelrecht verheirateten Frau; in Bezug auf die Erbfolge sind alle Frauen einander gleich[2].

Nach der Geburt eines Kindes darf die Mutter während zweier Tage keine Nahrung zu sich nehmen oder Wasser trinken. Am dritten Tage darf sie Wein trinken, so viel sie will, und etwas Wein wird über ihren Leib gerieben. Es besteht eine Art Reinigungszeremonie oder Taufe für das Kind. Am Tage der Geburt wird es ins Wasser getaucht, wobei der älteste Mann der Familie einige glückverkündende Worte spricht. Nach der Eintauchung wird es eingeräuchert; ein Büschel Gras mitsamt den Wurzeln wird ausgegraben, dann werden der Kopf einer Schlange und der Stachel eines Skorpions in den Büschel getan und über ein Feuer gehalten, so daß die Flamme dem Platz, wo das Kind ist, möglichst nahe kommt. Die Bestandteile von der Schlange und dem Skorpion sollen das Kind für das ganze Leben sicherstellen gegen

[1] Crooke, The Tribes and Castes in the North-Western Provinces and Oudh IV, Calcutta 1896, 380 ff.

[2] Ebd. 392.

den Angriff geheimer Feinde jeder Art. Ein eisernes Werkzeug wird in dem Raum bewahrt, wo das Kind schläft, um den bösen Blick fernzuhalten. Sobald das Kind vier oder fünf Monate alt ist, wird ihm in Gegenwart von Freunden vom ältesten Mann der Familie ein Name gegeben. — Ein kinderloser Tharu pflegt einen Neffen, am liebsten den Sohn seines älteren Bruders, zu adoptieren. Zu diesem Zwecke nimmt er in einer Versammlung von Klanleuten diesen Sohn auf seinen Schoß, setzt ihm seine Mütze auf den Kopf, um anzudeuten, er sei sein Sohn[1].

Die Beerdigung der Toten scheint früher allgemeiner Brauch gewesen zu sein, heute kommt immer mehr die Leichenverbrennung auf; nur die, welche an Cholera oder den Pocken gestorben sind, werden stets begraben. Nach der Verbrennung wird die Asche in den nächsten Fluß gestreut. Bevor die Leiche verbrannt oder beerdigt ist, wird sie gewöhnlich rot bemalt und während einer Nacht auf einen Erdhügel außerhalb des Hauses gebracht. Man glaubt, daß der Geist des Toten von dieser Erhöhung wie von einer Festung die wilden Tiere von der Ernte verscheuche. Der Mann, der den Scheiterhaufen anzündet, wird als unrein angesehen und muß deshalb zehn Tage lang ganz getrennt von den übrigen leben. Nach zehn Tagen versammeln sich die Freunde des Verstorbenen in seinem Sterbehause, rasieren sich und halten das Totenmahl, bestehend aus gekochtem Fleisch und Wein, deren Rauch und Geruch die abgeschiedene Seele erfrischen soll.

In seltenen Fällen, wo es sich um Bestattung eines durch Weisheit, Tapferkeit oder Zauberkünste besonders ausgezeichneten Mannes handelt, findet das Begräbnis in anderer Weise statt. Die Leiche wird unter dem Boden des Hauses, in dem der Tote gewohnt hatte, begraben. Dieses Haus gilt fortan als Tempel und darf nicht mehr als Wohnung benutzt werden. Die Seele des Toten wohnt darin, um diejenigen zu segnen, die sie zurückgelassen hat. Einige Monate nach dem Tode versammeln sich die Freunde des Verstorbenen an seinem Grab und machen ein Bildnis von ihm aus Lehm, das an einigen Stellen bemalt wird und so den Schein des wiedererwachten Lebens hervorrufen soll. Die Versammelten fallen weinend und klagend vor diesem Bilde nieder und legen als Opfer gekochtes Fleisch und Wein zu seinen Füßen[2]. Bei einigen mehr vom Hinduismus beeinflußten Zweigen des Stammes weichen die Begräbniszeremonien von den geschilderten etwas ab.

Die Religion der primitiveren Zweige der Tharus in den Bergen besteht fast ganz im Glauben an zahlreiche Geister; die der Tharus in der Ebene nähert sich mehr dem Hinduismus. Sie glauben, daß die Seele den Körper überlebt, dann im Raume herumzieht und oft die Lebenden heimsucht — bald in böser bald in guter Absicht. Ein Tharu, den man fragte, was aus der Seele nach dem Tode werde, soll geantwortet haben, im Schlaf verlasse ihn seine Seele oder sein zweites Selbst und wandere nach Belieben umher. Wie er nicht zu sagen wußte, wohin die Seele während des Schlafes gehe und was sie tue, so wußte er auch nicht, was aus der Seele nach dem Tode werde. — Der mit der Religion des Tharus wohlvertraute Rev. S. Knowles schreibt in seinem

[1] Ebd. 393. [2] Ebd. 394—395.

Buche Gospel in Gonda: „Ihre Religion ist ebenso einfach, als sie selbst sind. Ein sehr primitives Stück Holz in der Form eines Mahadewasteines, neben dem ein langer Stock mit einem Fetzen roten Tuches auf der Spitze steht, ist der ganze Gegenstand ihrer Verehrung, und ich fand, daß sie auch diesem nur wenig Aufmerksamkeit schenken. Sie haben eine schwache Idee von einem höchsten Wesen, das sie Narayan nennen und das ihnen Sonnenschein, Regen und die Ernte gibt; aber sie wissen eigentlich nicht, wie sie diesem großen, fernen Wesen nahen noch wie sie es verehren sollen." [1] Die Göttin, welche die Herrschaft über Leben und Tod hat, und welche die Tharus für die höchste Macht im Universum halten, ist Kalika, eine der zahlreichen Formen von Devi, Durga oder Kali, bei deren Namen besonders die niedern Kasten in ganz Indien zittern. Die Medizinmänner schauen zu Kalika als ihrer besondern Patronin auf. Die Frauen verehren sie, um Nachkommenschaft und leichte Niederkunft zu erlangen. Im Monat Oktober vereinigen sich alle Volksklassen, um diese Göttin durch Tänze, Schmausereien und Trinkgelage zu feiern [2]. Tharus nehmen auch Anteil an den ungeheuren Tieropfern auf dem berühmten Altar des Devi Patan im Gondadistrikt. Zwanzig Büffel, 250 Ziegen und ebensoviele Schweine werden an zehn aufeinanderfolgenden Tagen geschlachtet. Dieses Blut soll das menschliche Blut vertreten. Außer Kalika verehren die Tharus deren Gemahl Bheirava, den Schrecklichen, den Herrn. Er ist wie Kalika ein blutdürstiger Gott der Zerstörung. Sie errichten ihm als dem Gott der Fortpflanzung gewöhnlich vor dem Hause einen Lehmhügel, in dessen Mitte sie einen aufrechten Pfahl stecken, der die phallische Gottheit darstellen soll. Weitere Götter der Tharus sind: ein Gott der berauschenden Getränke (Madha), Dharehandi, die Göttin des Viehs usw.

Drei Arten von Tieren halten die Tharus in hoher Verehrung, so daß es als Sakrileg gelten würde, sie zu zerstören: die Kuh, die Schlange und den Affen. Der einzige Baum, dem sie Ehre erzeigen, ist der Pipalbaum. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Jagen, Fischen und Pflücken von wilden Früchten, doch züchten sie auch Herden von Kühen, Schweinen und Ziegen und haben einen primitiven Landbau. Die Kleidung des Mannes und Knaben besteht bloß in einem Stück Tuch, das durch eine Schnur um die Hüfte befestigt ist und vorn herunterhängt. Die Frauen und Mädchen sind gut gekleidet, so daß nur die Arme und Füße nackt bleiben. Jedes Dorf der Tharus bildet ein kleines Gemeinwesen, das sich selbst regiert. Bei Streitigkeiten entscheidet ein Rat von alten Männern, in dem zuweilen ein Obmann den Vorsitz führt. Das Amt dieses Vorsitzenden ist nicht erblich; man wählt zu demselben denjenigen, der auf Grund seines Alters, seiner Erfahrung, seiner Medizin- oder Zauberkünste mehr geachtet ist als die übrigen. Den Entscheidungen des Rates oder des Obmannes wird unbedingt gehorcht. Die Tharus sind friedfertige und gutmütige Leute, die, ohne zu prüfen, wie durch ein Naturgesetz den Gebräuchen der Ahnen folgen. Ihre Ehrlichkeit ist sprichwörtlich. Man sagt,

[1] Bei Crooke, The Tribes and Castes 398.

[2] Ebd.; ferner Census of India I (1901), part. 1: Report. By Risley and Gait, Calcutta 1903, 419.

eine Familie, die in die Berge fliehe, lasse immer die rückständige Rente in einem Lumpen zurück. Mann und Weib sollen nie streiten, wohl deshalb, weil die Frau in strenger Botmäßigkeit gehalten wird. Die Eltern scheinen die Mädchen ebenso zu lieben wie die Knaben, ganz im Unterschied zu den Bewohnern der Ebene. Sie haben auch ihre Tänze, bei denen es aber — besonders nach dem Genuß geistiger Getränke — wüst hergehen soll.

Die stärkste Form des Eidschwurs besteht darin, daß sie die Hand auf den Lingam des Mahadewa oder den Schrein Kalikas legen. Wenn zwei Personen streiten und es sicher ist, daß die eine schuldig sein muß, so nehmen sie zu einer Art Ordal ihre Zuflucht. Die Streitenden werden gleichzeitig in tiefes Wasser gestürzt, und wer zuerst wieder an die Oberfläche kommt, gilt als schuldig. Auch die Wasserprobe haben sie. Man wirft eine Münze in siedendes Wasser, die mit der Hand herausgeholt werden muß. Kommt der Arm ohne Brandblasen heraus, so wird die Person für unschuldig erklärt. Selbstverständlich fehlen auch Zauberei, Hexenwahn und anderer Aberglaube bei den Tharus nicht[1].

3. Die Katschâris.

Das halbwilde Volk der Katschâris (Cachâris) wohnt im nordöstlichen Bengalen, besonders in Assam und Hill-Tipperah, und zerfällt in verschiedene zum Teil weit voneinander wohnende Stämme, die aber dieselbe Sprache reden und in Gestalt und Sitten einander sehr ähnlich sind. Sie gehören zu den ältesten Bewohnern Indiens, die wahrscheinlich vom Norden her in ihr jetziges Gebiet einzogen und bis heute zum größten Teil ihre Rasseneigentümlichkeiten bewahrt haben. Sie selbst nennen sich Bada (Bodo). Der englische Missionär Sidney Endle[2], der fast 40 Jahre mit großer Hingebung an der Bekehrung dieses Volkes arbeitete und mit dessen Sprache und Sitten vollkommen vertraut war, hat uns eine treffliche Monographie über dasselbe hinterlassen.

In physischer und intellektueller Beziehung stehen sie unter den Hindus, in ihrem moralischen Charakter aber überragen sie dieselben. Zwar haben sie eine große Schwäche für ihr Nationalgetränk (Madh, zu), eine Art Reisbier, das an sich ziemlich unschädlich ist, aber bei Festlichkeiten im Übermaß genossen wird, so daß fast das ganze Dorf am Abend „kampfunfähig" ist. Trotzdem kann man sie nicht habituelle Trunkenbolde nennen, und der Vergleich mit den Arbeiterklassen in England würde nach Endle zu ihren Gunsten ausfallen. Abgesehen jedoch von dieser Schwäche, haben die Katschâris viele treffliche Eigenschaften: sie sind ehrlich, wahrheitsliebend, gerade und zuverlässig. Die Beziehungen der beiden Geschlechter sind im großen und ganzen sehr gut, viel besser als in manchen Gegenden, die sich einer höheren Zivilisation rühmen. Die Kinderehen sind bis heute noch bei ihnen unbekannt, „und soweit der Schreiber dieses (Endle) während der letzten 40 Jahre es beobachten konnte, sind die

[1] Crooke a. a. O. 405.

[2] The Cachâris. By the late Rev. Sidney Endle, for many years chaplain of Tezpur and in charge of the Cachâri Mission of the Society for the Propagation of the Gospel at that place. Published under the Orders of the Gouvernment of Eastern Bengal and Assam, London 1911.

jungen Leute in der Regel vor der Ehe keusch und im späteren Leben ihren Ehegelöbnissen treu". Allerdings gilt dies nur von den Katschâris, wenn sie in ihren Dörfern unter sich leben, wo sie wenig Gelegenheit zum Laster finden. Wo sie mit der „Zivilisation" in Berührung kommen, leidet ihr moralischer Charakter nur zu oft Schiffbruch[1].

Eine hervorragende Eigenschaft der Katschâris ist das feste Zusammenhalten der Stammesgenossen, das bewirkt, daß oft das ganze Dorf die Strafe bezahlt, zu der ein Bewohner desselben verurteilt wird. Außerdem sind sie hartnäckig und halten zäh an ihren überkommenen Bräuchen fest; doch haben sie sich an manchen Orten dem Einfluß des Hinduismus nicht zu entziehen vermocht. In ihrem häuslichen Leben unterscheiden sie sich wenig von den unteren Kasten der Hindus. Die einstöckigen Häuser aus Bambusrohr mit Strohbedachung haben gewöhnlich zwei Räume, den einen zum Essen usw., den andern zum Schlafen. Bei andern, den Katschâris nahe verwandten Stämmen dieser Gegenden hat jedes Dorf ein eigenes Haus (Dekachang), wo die unverheirateten Männer zusammenschlafen müssen; bei den Katschâris besteht diese Sitte nicht. Jedes Haus mit den zugehörigen Speichern ist fast immer von einem drei oder vier Fuß tiefen Graben umgeben. Die aus dem Graben herausgeholte Erde wird auf der inneren Seite des Grabens aufgeschichtet und auf diesem Wall ein Bambuszaun errichtet. Der Zweck dieses Wallzaunes scheint zu sein, die zahlreichen Haustiere, die jede Wohnung besitzt (Enten, Hühner, Ziegen, Schweine, Kühe usw.), zu verhindern, während der Nacht in die Saatfelder einzubrechen. Neben der Viehzucht ist besonders der Ackerbau (Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak usw.) die Hauptbeschäftigung, daneben auch Jagd und Fischfang, Weberei usw.

Die Frau nimmt zwar bei den Katschâris keine so einflußreiche Stellung ein wie z. B. bei den Bewohnern der Khasiberge, trotzdem ist ihre Stellung keine niedrige. Der Mann behandelt sie gewöhnlich mit großer Achtung und betrachtet sie als seine gleichgestellte Gefährtin in höherem Maße, als das bei vielen andern Völkern Indiens der Fall ist. Die Frauen haben sowohl in der Jugend als im Ehestand eine große Freiheit, die sie sehr selten mißbrauchen. Ihr Auftreten ist frei, ohne Scheu und doch bescheiden. Sie besorgen gewöhnlich alles, was sich auf Nahrung und Kleidung bezieht.

Nach Endle ruhte früher die ganze Stammesorganisation der Katschâris auf totemistischer Grundlage; doch wird heute nur noch hier und da auf die Totems wirklich Rücksicht genommen. Die totemistischen Stammesunterabteilungen oder Klans waren früher sehr zahlreich und wahrscheinlich damals endogam. Dieser Meinung Endles widersprechen aber andere, so z. B. Gurdon, Direktor der Ethnographie in Assam. Tatsächlich sind bei einigen zur Katschârifamilie gehörigen Stämmen die totemistischen Klans exogam, und dies stimmt auch besser zu der gewöhnlichen Auffassung der Totems.

Totemistische Unterabteilungen, die noch heute bis zu einem gewissen Grade das Feld behaupten, sind z. B. der Klan der Swarga-âroi (Himmelsleute), der als der höchste gilt und von dem kein Glied jemals als Ackerbauer arbeitete,

[1] Endle, The Cachâris 3.

denn in der Regel werden aus ihm die Priester und Zeremonienmeister bei religiösen Handlungen genommen, und die Gaben, die sie für diese Verrichtungen empfangen, reichen zu ihrem Unterhalt hin. Ein anderer Klan ist der der Erdleute (Basumati-ároi), der allein das Vorrecht hat, seine Toten zu begraben, ohne den Boden für das Grab oder für die Errichtung des Totenscheiterhaufens bezahlen zu müssen. Die Tigerleute (Mosa-ároi) behaupten, mit dem Tiger verwandt zu sein, und alle Angehörigen der von ihnen bewohnten Dörfer halten eine Trauerfeier, wenn sie hören, ein Tiger sei in ihrer Nachbarschaft umgekommen. Die Sesamleute (Khangkhlo-ároi) sollen früher allein das Recht gehabt haben, Sesam zu pflanzen, und auch heute noch halten sie diese Pflanze in besondern Ehren. Die Blutegelleute (Gandret-ároi) ehren die Blutegel und dürfen sie unter keinen Umständen töten; doch waren bei gewissen religiösen Zeremonien, z. B. bei der Reinigung nach einem Todesfall in der Familie, die Glieder dieses Klans verpflichtet, während einer bestimmten Zeit, jedoch nur einmal im Leben, einen Blutegel mit einigen Vegetabilien zu kauen. Die Bettlerleute (Bibiziya-ároi) sind gewerbsmäßige Bettler ohne bestimmte Heimat und Beschäftigung, ähnlich wie die Fakire. Heute sind diese und die andern Klans nicht mehr endogam; in den nördlichen Katschâristämmen sind die Klans streng exogam, mit Ausnahme des sog. königlichen Klans, dessen Glieder unter dem Namen Schwarzerdeleute bekannt sind und denen jede Ehe außerhalb des Klans streng verboten ist.

Schon früher durften die Glieder dieser verschiedenen Klans frei miteinander essen und trinken; nur Heiraten unter ihnen waren verboten; doch werden diese Verbote längst nicht mehr beobachtet, und die ganze Klaneinteilung hat heute wenig praktische Bedeutung.

In ihren *Ehegesetzen* betreffs Blutsverwandtschaft und Verschwägerung unterscheiden sich die Katschâris wenig von andern Völkern. Ein Witwer darf die jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau heiraten, aber nicht die ältere, die er konventionell wie eine Art Mutter betrachten soll. Ähnliches gilt in Bezug auf die Witwe, die den jüngeren Bruder des verstorbenen Mannes heiraten darf, aber nicht den älteren. In der Regel ist die Ehe der Katschâris monogam; nur wenige, höhergestellte und reiche Männer haben zwei Frauen. Auch wenn die erste Frau kinderlos bleibt, gestattet der Brauch dem Manne, eine zweite Frau zu nehmen, um den Namen des Vaters der Nachkommenschaft zu übermachen. Polyandrie, die in Tibet vorkommen soll, ist bei den Katschâris unbekannt. Gelegentlich werden von Eltern Kinder, besonders Waisen, adoptiert; meist sind es nahe verwandte, zuweilen aber auch ganz fremde. Die angenommenen Kinder werden als vollberechtigte Glieder der Familie behandelt und die Pflegeeltern von der ganzen Gemeinde ob ihrer höchst verdienstlichen Tat gelobt.

Wir haben schon angedeutet, daß bei den Katschâris die Keuschheit der Frauen ziemlich hoch steht sowohl vor als in der Ehe; dasselbe gilt von den Männern. Wenn mehrere unverheiratete Mädchen in einer Familie sind und eines davon in den Verdacht kommt, sich vergangen zu haben, so schlägt man oft folgendes Verfahren ein, um die Schuldige zu entdecken. Die ganze Familie versammelt sich am Abend um den heiligen Sijubaum (Euphorbia splendens), den man oft im Haushofe pflanzt. Am Fuße dieses Baumes wird eine

Quantität Reis feierlich vergraben. Am nächsten Morgen in aller Frühe wird der Reis ausgegraben und einem jeden erwachsenen Mädchen etwas davon zu kauen gegeben. Unter dem Einfluß der Angst vor der nahen Entdeckung ist die Schuldige nicht im stande, ihre Portion Reis zu kauen, da ihr die Fähigkeit der Speichelabsonderung mangelt. Sie muß dann ihren Liebhaber nennen; dieser ist unter dem Eindruck der öffentlichen Meinung genötigt, das Mädchen zu heiraten, und muß auch den Eltern des Mädchens wegen der der Familie angetanen Schmach einen höheren Brautpreis als gewöhnlich bezahlen. Zum gleichen Verfahren nimmt man zuweilen seine Zuflucht, wenn jemand in Verdacht kommt, einen Diebstahl oder sonst eine Missetat begangen zu haben. Wenn die Eltern ihre Tochter einem Bewerber wegen seines nicht einwandfreien Charakters nicht gern geben, so wird die Angelegenheit vor den Rat der Dorfältesten gebracht, die dem Schuldigen eine Strafe von 20 bis 25 Rupien auferlegen. Hat das Vergehen gegen die Keuschheit Schwangerschaft zur Folge, so müssen die beiden Schuldigen sich heiraten, und man gibt dem Verführer zu verstehen, daß er Schande über das Dorf gebracht. Auf diese Weise wird ein heilsamer Respekt vor der Keuschheit aufrecht und das Familienleben verhältnismäßig rein erhalten[1].

Die Ehescheidung findet zuweilen durch beiderseitige Übereinstimmung statt, doch gehören dazu immer einige Formalitäten. Mann und Weib erscheinen vor den Dorfältesten, bringen ihr Anliegen vor und zerreißen ein Blatt in zwei Stücke, um anzudeuten, daß, wie ein zerrissenes Blatt nicht mehr ganz werden kann, so auch ihr Eheleben für immer zerrissen ist. Verstößt der Mann seine Frau aus Gründen, die dem Rat der Alten nicht genügend erscheinen, so verwirkt er allen Anspruch auf die bezahlten Brautgelder, und selbst wenn die Scheidung gebilligt wird, muß er 5 Rupien bezahlen. Wird die Frau wegen gerechter Gründe entlassen, z. B. wegen Untreue, so hat der Mann das Recht auf Rückerstattung aller bei der Ehe gemachten Auslagen, die sich zuweilen auf 140 bis 200 Rupien belaufen. Der Mann, der die geschiedene Frau heiratet, muß für diese Bezahlung haften, und solange er dieser Pflicht nachkommt, kann die geschiedene Frau bei ihm bleiben.

Beim Tode eines Familienhauptes übernimmt gewöhnlich der älteste Sohn die Sorge für die gesamte Hinterlassenschaft und behält die Mutter und Geschwister einige Zeit bei sich, so daß die Familie noch einige Jahre zusammenbleibt; werden aber die Brüder älter und heiraten sie, so wird das Vermögen nach Gleichheit unter ihnen verteilt, nur erhält der älteste einen größeren Anteil. Die Töchter haben keinen Anspruch auf Erbschaft, besonders wenn sie schon verheiratet sind. Stirbt ein Mann, ohne Söhne zu hinterlassen, so geht sein Eigentum auf seinen ältesten noch lebenden Bruder über, der auch die Sorge für die hinterlassene Witwe und die Töchter übernimmt. Streitigkeiten über Erbschaft oder eheliche Angelegenheiten werden fast immer vor den Rat der Dorfältesten gebracht, dessen Zahl nicht fest bestimmt ist und dessen Entscheidung selten angefochten wird[2].

---

[1] Endle, The Cachâris 31. [2] Ebd. 32.

Die Religion der Katschâris ist nach Endle ganz auf Furcht gegründet. In einem gewöhnlichen Katschâridorf findet man in der Regel weder Götzenbilder noch eine Kultstätte; aber die Phantasie des Volkes hat Erde, Luft und Himmel mit einer ungeheuren Zahl von unsichtbaren Geistern bevölkert, die „Modai" heißen, übermenschliche Kräfte besitzen und diese fast immer eher zum Schaden als zum Nutzen der Menschen gebrauchen. Die Katschâris leiden an manchen Orten viel unter dem Malariafieber und erblicken die Ursache davon darin, daß ein (böser) Geist den Kranken gepackt hat. Von Sünde, d. h. einer bewußten Übertretung des Sittengesetzes eines gerechten Gottes, scheint der Katschâri keine Idee zu haben. Aber er glaubt an das Dasein und den Einfluß geistiger Wesen, die die Urheber der Krankheit, der Hungersnot, des Erdbebens sind, und deren Unwillen man durch Opfer von Reis, Bananen, Schweinen, Ziegen, Hühnern usw. beseitigen muß.

Eigentliche Ahnenverehrung ist bei den Katschâris kaum verbreitet, doch nicht ganz unbekannt. Z. B. wenn ein Familienhaupt oder sonst ein angesehener Mann gestorben ist, geschieht es nicht selten, daß man an gewissen Festen eine kleine Quantität von Speisen, von denen man weiß, daß sie der Verstorbene zu Lebzeiten gern aß, auf eine Plattform legt. Kein Erwachsener würde es wagen, diese Speisen zu berühren, die Kinder aber dürfen sie nach Belieben verzehren. Verehrung der Naturkräfte konnte Endle nicht mit Sicherheit konstatieren, doch glaubt er in diesem Sinne das Bihnfest im April erklären zu können, bei dem ein langer, mit Fahnen und Lappen verzierter Bambuspflock (Parwa) auf das Feld getragen wird, wo man um denselben herumtanzt und sich belustigt. Vielleicht jedoch ist das Fest ein Überbleibsel eines phallischen Kultus, bei dem der Parwa den Lingam der Hindus vertritt.

Manche von ihren Gottheiten scheinen die Katschâris den Hindus entlehnt zu haben. Die volkstümlichen Götter teilen sich in zwei Klassen: die Hausgötter und die Dorfgötter. Die ersteren werden im Hause von der Familie verehrt, die letzteren vom ganzen Dorfe gemeinsam, außerhalb der Häuser, meist bei heiligen Hainen. Doch werden nicht alle diese Götter in allen Bezirken gleichmäßig verehrt. Zu den hauptsächlichsten Hausgöttern gehört vor allem Bathau-brai, der alte Bathau, der in vorzüglichem Sinne der Schirmer der Familieninteressen und der Familienehre ist. Er wird nie durch ein Götzenbild dargestellt, hat aber ein lebendiges Symbol: den Sijubaum, den man sehr oft bei den Häusern sieht. Bathau wird aber nicht allein verehrt, sondern in Verbindung mit Ai-Deo oder Long-Raja. Im Innern des Hauses steht oft ein kleiner Altar zu Ehren Long-Rajas; hier verrichten besonders die Frauen ihre Andacht und bringen ihre Opfer dar, namentlich zur Zeit ihrer menses. Alle dem Long-Raja dargebrachten Opfer werden aber zuletzt aus dem Hause getragen und am Fuß des Bathau niedergelegt. Auf diese Weise hofft man, durch Vermittlung des mächtigen Schirmherrn der Familie Hungersnot, Krankheit und Übel jeder Art fernzuhalten[1]. Es muß aber bemerkt werden, daß nur die nördliche Abteilung des Katschârivolkes den Sijubaum besonders verehrt.

[1] Ebd. 36.

Neben Bathau und in Unterordnung zu ihm wird auch seine gute Gemahlin Mainão verehrt; diese hat aber kein besonderes, dem menschlichen Auge sichtbares Emblem. Ihre besondere Aufgabe ist der Schutz des Reisfeldes, und sie spielt ungefähr die Rolle der römischen Ceres. Sie hat großes Wohlgefallen an Eieropfern, die ihr deshalb in reicher Zahl dargebracht wurden, und wird namentlich zur Erntezeit angerufen.

Unter den Dorfgöttern ragen hervor Mero Raja, Bura Mahadeo, Jal Kuber, Thal Kuber, Lila, Rai usw., die fast alle dem Hindu-Olymp entlehnt sind. Kuber ist fast sicher der Hindugott des Reichtums und der Unterwelt (Pluto). Ein großes Fest wird zur Versöhnung des Choleradämons gefeiert, dem man Ziegenböcke, Tauben, Hühner, Betelnüsse opfert. Zu Ehren eines Flußgottes werden zuweilen Blumen, Eier, Reismehl und gelegentlich auch Ziegen und andere Tiere auf ein Floß im Fluß gelegt.

Eine eigentliche Priesterkaste gibt es bei den Katschâris nicht, sie gebrauchen auch fast nie die Hilfe der Brahmanen bei ihren religiösen Zeremonien. Alle religiösen Handlungen werden von Deoris oder Deodais verrichtet, die zu den Ältesten des Dorfes gehören und eine hervorragende Stellung in der Dorfgemeinschaft einnehmen. Das Amt ist nicht erblich. Daneben gibt es noch Ojhas, eine Art Zauberer oder Medizinmänner, die die Zukunft voraussagen und bei Krankheiten den Weg angeben, den man einschlagen muß, um die erzürnte Gottheit zu versöhnen. Bei besondern Anlässen, z. B. zur Zeit der Pest oder Hungersnot, tritt auch eine Frau, eine Art Pythonissa, in Tätigkeit. Man stellt Figuren aus Dschungelgras, die eine entfernte Ähnlichkeit mit der menschlichen Gestalt haben, auf und legt geschlachtete Ziegen, Tauben, Hühner, Bananen usw. vor sie hin. Beim Klang der Musik tanzt nun die Wahrsagerin mit aufgelösten Haaren und in barockem Putz vor diesen Figuren und arbeitet sich immer mehr in wilde Aufregung hinein, die an Wut und Besessenheit grenzt. Dann ergreift sie plötzlich eine Ziege, die man vor eine der Figuren gebracht, und schlägt ihr mit einem Schlag des Opferschwertes den Kopf ab. Das Blut wird zum größten Teil dem Madai geopfert, vor dem die Ziege geschlachtet wurde, ein Teil desselben wird aber über die Anwesenden gesprengt. In diesem Stadium erlangt nun die Deodâni die gesuchte Erkenntnis und gibt an, welcher Gott beleidigt sei und was zu geschehen habe, um ihn zu versöhnen.

Nach der Niederkunft gilt eine Frau vier bis sechs Wochen lang als unrein und darf sich nicht dem Hausaltar nähern, auf dem sie sonst ihre Opfer darbringt. Am Ende dieser Periode wird sie und das ganze Haus mit dem heiligen Friedenswasser (santi-jal) reichlich besprengt und jetzt ist sie wieder rein. Der Abschluß der Ehe geht heute in folgender Weise vor sich. Gelegentlich nehmen die jungen Leute die Erledigung der Sache selbst in die Hand, indem der junge Mann das Mädchen raubt, d. h. mit ihr entflieht; aber dieses Vorgehen wird, wenn auch nicht als ungültig, doch als tadelnswert betrachtet. Die Eltern der Braut verlangen vom Bräutigam eine sofortige Bezahlung von fünf Rupien und außerdem einen höheren Brautpreis als gewöhnlich. Meistens jedoch suchen die Eltern für den Sohn, sobald er das nötige Alter erreicht hat, eine passende Braut. Mit Geschenken gehen sie zu den Eltern und bitten um

die Hand der Tochter für ihren Sohn. Die Annahme der Geschenke ist ein Zeichen, daß das Gesuch günstig aufgenommen wird, und jetzt beginnen die Verhandlungen über den Brautpreis, der sich auf 40 bis 60 oder mehr Rupien beläuft. Bei diesem Besuch werden die Eltern des Bräutigams immer von einigen leitenden Männern des Dorfes begleitet, die als Zeugen des Ehevertrages fungieren. Die Vereinbarung des Brautpreises gilt zugleich als Ehevertrag, aber das Mädchen bleibt gewöhnlich noch einige Monate im Hause der Eltern, ehe es dem Bräutigam zugeführt wird; auf keinen Fall darf es dieses Haus verlassen, bevor es zur Pubertät gelangt ist. Sind die Eltern des Bräutigams nicht im stande, den Brautpreis zu bezahlen, so zieht dieser oft in das Haus seiner Schwiegereltern und dient dort so lange, bis er sich die Braut „verdient" hat. Das dauert oft mehrere Jahre, doch wird gewöhnlich den beiden jungen Leuten schon nach 12 bis 18 Monaten das Zusammenwohnen gestattet. Es kommt auch vor, daß der Bräutigam sich ganz von seiner Familie trennt und in die der Braut übertritt. Dann verliert er aber jeden Anspruch auf das Vermögen seiner Eltern und Verwandten.

Wenn die Braut in das Haus des Bräutigams übersiedeln soll, wird sie in festlichem Aufzug unter zahlreicher Begleitung von den Verwandten des Bräutigams abgeholt. Im Hause der Braut werden die Ankommenden reichlich mit dem ätzenden Saft einer Pflanze besprengt, hierauf werden die guten Sachen, welche sie mitgebracht, geholt und ein großes Mahl gehalten. Die Dorfältesten sitzen am Ehrenplatz und hinter ihnen die jüngeren Leute. Jeder hat eine Platte oder ein Bananenblatt vor sich, auf welche die Braut etwas Reis und Curry legt; dann macht sie vor der Versammlung ihre Reverenz und kniet oft nieder, um die Sanktion zu ihrem Eintritt in den neuen Stand zu erhalten; auch der Bräutigam kniet sich oft neben sie nieder. Einer von den Dorfältesten, der als Deori fungiert, hält nun eine kurze Ansprache über die Pflichten des Ehestandes und schließt mit einem Segenswunsch für das junge Paar. Die ganze Versammlung antwortet einstimmig erâina zathang, so geschehe es (Amen).

Totengebräuche. Ist jemand gestorben, so wird die Leiche sofort von den nächsten Verwandten sorgfältig gewaschen, Arme und Beine werden ausgestreckt, das Haupt mit Öl gesalbt und die Haare gekämmt. Ein Hahn oder eine Taube wird geschlachtet und vom Fleisch ein Curry mit Vegetabilien und Gewürzen bereitet. Ein Teil dieser Nahrung wird nahe beim Kopf des Toten hingelegt und dieser scheinbar damit genährt, obwohl ihm tatsächlich keine Speise in den Mund gelegt wird. Die Handlung wird etwa zehn- oder zwölfmal wiederholt, und was vom Curry übrig bleibt, wird weggeworfen, da niemand davon genießen darf. Endlich werden dem Leichnam die besten Kleider angelegt, die der Verstorbene zu Lebzeiten besaß, und dann wird er in ein ganz neues Tuch gehüllt und zum Hause hinausgetragen. Die Leichen werden zuweilen verbrannt, aber aus Sparsamkeitsrücksichten meist begraben. Das Begräbnis findet oft am Ufer eines Flusses statt und wird von den nächsten männlichen Verwandten besorgt; die Frauen dürfen nicht zugegen sein. Muß man einen Fluß oder Kanal passieren, so wird gewöhnlich ein Seil über das Wasser gespannt, damit es dem Geist (jiwa) als Brücke diene, wenn ihm je

daran gelegen sein sollte, seine früheren Wohnstätten zu besuchen. Am Begräbnisplatz wirft man einige Kupfermünzen auf den Boden, um ihn von der Gottheit zu kaufen, der nach ihrer Meinung der Boden gehört. Bevor die Leiche in das Grab gesenkt wird, gehen die Verwandten und Freunde fünfmal, wenn der Verstorbene ein Mann war, wenn es aber eine Frau war, siebenmal in feierlicher Prozession um das Grab herum. Während man das Grab mit Erde zuschüttet, wird ein hohles Rohr senkrecht in die Erde gesteckt, das von der Nase des Toten bis etwas über die Bodenfläche herausreicht. Es wird sehr darauf geachtet, daß das Rohr nicht beschädigt oder von der Stelle gerückt werde, damit der Geist des Verstorbenen nach Belieben Atem schöpfen könne. Ist das Grab gefüllt, so werden an den vier Ecken desselben vier Stangen aufgerichtet und mit Fäden umwunden, um die Geister anderer Menschen zu hindern, die Ruhe des Toten zu stören. Reiche Leute geben den Verstorbenen gewöhnlich einige Rupien mit ins Grab, und selbst ärmere Leute opfern in dieser Weise einige Kupfermünzen. Auf das Grab werden einige zum täglichen Leben notwendige Gefäße und Werkzeuge niedergelegt, weil man voraussetzt, der Tote könne diese Dinge in dem neuen Dasein, das er begonnen, gebrauchen. Zuletzt wird über dem Grab ein kleines Strohdach errichtet, um den Geist des Verstorbenen gegen Regen und Sonnenschein zu schirmen. — Auch wenn die Leiche verbrannt wird, errichtet man über der Asche an dem Orte, wo sie verbrannt wurde, für den Geist des Dahingeschiedenen ein Schutzdach gegen Sonne und Regen.

Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß die Katschâris eine Idee von einem Fortleben nach dem Tode haben; doch ist dieselbe sehr unklar, und das zukünftige Leben scheint nur eine Fortsetzung des irdischen Lebens zu sein. Darüber, ob die Katschâris eine Vorstellung von einer Vergeltung von Gut und Bös haben, sagt unser Gewährsmann nichts. Aber da sie nach seiner Behauptung ihre Dorfgötter großenteils den Hindus entlehnt haben, die sicher eine jenseitige Vergeltung annehmen, und da sie auch an einen Gott der Unterwelt glauben, so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, daß sie wenigstens dunkel eine solche Vorstellung haben. Jedenfalls wären über diesen Punkt nähere Nachforschungen anzustellen.

4. Die Juangs[1].

Die Juangs leben in den Gebirgen von Orissa (den Bergen des Dhenkanal und Keonghar) in halbwildem Zustand. Sie werden zu den kolarischen Stämmen gerechnet und als die am wenigsten zivilisierte Völkerschaft von ganz Bengalen angesehen; sie führen ein Nomadenleben, bleiben einige Zeit an einem Ort und ziehen dann weiter, um eine andere Stelle des Waldes urbar zu machen. Von Gestalt sind sie klein. Sie haben hervortretende Backenknochen, dicke Lippen und sind von dunkelbrauner Farbe. Ihre Wohnungen sind sehr klein, acht Fuß breit und sechs Fuß lang, dabei sehr niedrig und haben so

[1] Nach P. de Gryse S. J. in den Missions catholiques 1897, 368 f und Hunter, A Statistical Account of Bengal XIX, London 1877, 246.

kleine Türen, daß man hineinkriechen muß. Das Innere ist in zwei Räume abgeteilt: der eine dient zur Aufbewahrung des Reises und anderer Vorräte, der andere als Schlafzimmer für den Vater, die Frau und die Töchter. Die Jünglinge wohnen in einem gemeinsamen Schlafsaal am Eingang des Dorfes. Sie haben den inneren Raum dieses Gebäudes inne und bewahren dort ihre Musikinstrumente. Die Veranda ist für die Fremden und die Besucher reserviert.

Ihre Bodenkultur ist sehr primitiv; sie hauen Bäume um und verbrennen sie zu Asche, die ihnen als Dünger dient; dann kratzen sie mit armseligen Werkzeugen den Boden um, pflanzen etwas Reis, Kartoffeln und Pfeffer. Dem Trunk sind sie sehr ergeben. In ihrer Nahrung sind sie nicht wählerisch, sie essen alle Arten Fleisch: Mäuse, Ratten, Affen, Bären, Schlangen; oft leben sie auch von Wurzeln, die sie im Walde finden. Die einzigen Waffen, deren sie sich bedienen, sind Bogen, Pfeil und Schleuder.

Erst seit einigen Jahren haben sich die Juangs entschlossen, Kleider zu tragen, früher lebten sie fast im Adamskostüm. Sie umgaben die Lenden mit Schnüren, von denen einige Blätter herunterhingen. Selbst seitdem sie unter englischer Herrschaft stehen, besteht ihre ganze Kleidung in einem einfachen Stück Tuch, das sie um die Lenden winden. Sie sind große Liebhaber des Tanzes. Während die Männer trommeln und singen, tanzen die Mädchen, indem sie dabei die Bewegungen der Tiere, wie die des Bären, des Geiers, der Taube usw., nachahmen.

Die Juangs glauben nicht wie die andern Eingebornen an Zauberei. Sie haben in ihrer Sprache kein Wort, um Gott, Himmel und Hölle zu bezeichnen, und — soweit ich erfahren konnte, sagt Dalton[1] — haben sie keine Idee von einem zukünftigen Leben. Ihre ganze Religion besteht darin, daß sie einen Hahn opfern, der Sonne, wenn sie in Not sind, und der Erde, wenn sie eine gute Ernte erlangen wollen. Ein Patriarch, „Nagam" genannt, versieht das Amt des Priesters oder vielmehr des Opferers. Da die Juangs der Sonne und der Erde in der Not Opfer darbringen, so erkennen sie also beide als göttliche Wesen an. Opfer bringt man nur einem höheren Wesen dar, das durch dieselben versöhnt oder zur Hilfe bestimmt wird, das aber auch Erkenntnis und Willen hat und von dem man sich abhängig fühlt. Daß die Juangs dem Reisenden keinen Gottesnamen nennen konnten (oder mochten?), mag auch seinen Grund in der Fragestellung gehabt haben.

Die Ehe besteht bei den Juangs in sehr einfacher Form. Wenn der junge Mann seine Lebensgefährtin erkoren hat, so sendet er einige seiner Freunde, um die einleitenden Schritte zu tun. Wird das Anerbieten angenommen, so kommen sie an einem bestimmten Tage wieder und bieten dem Mädchen im Namen ihres zukünftigen Gemahls eine Ladung Reis an. Dann führen sie die Braut, die von einigen Freundinnen begleitet wird, mit sich in das Haus des jungen Mannes, wo man den Tag und die Nacht mit Trinken und Tanzen zubringt. Am folgenden Tage werden die Freundinnen mit einigen Maß Reis

[1] Vgl. Hunter a. a. O. XIX 247. Wir besitzen leider keine Berichte von Männern, die lang an Ort und Stelle gelebt haben.

zurückgeschickt, und die Ehe ist geschlossen. Nur wenige Juangs haben mehr als zwei Frauen.

Die Juangs verbrennen ihre Toten, indem sie dieselben so auf den Scheiterhaufen legen, daß der Kopf nach Süden gekehrt ist. Die Asche werfen sie in den nächsten Fluß und während drei Tagen essen sie kein Fleisch und kein Salz. Grabdenkmäler haben sie keine und sie erweisen auch den Ahnen keine Verehrung[1].

Wenn es sich darum handelt, in sehr wichtigen Umständen einen Eid zu leisten, so hält der Juang darauf, diesen Eid auf einen kleinen Ameisenhaufen oder auf ein Tigerfell abzulegen. Nichts gilt ihm heiliger als dieser Schwur.

Die Zahl der Juangs hat sehr abgenommen, und bald wird dieses Völklein von der Erde verschwunden sein[2].

5. Die Agariyas.

Der kleine, etwa tausend Seelen umfassende Stamm der Agariyas in den hügeligen Teilen von Mirzapur südlich vom Son — wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigen Volk in Chota Nagpur — scheint nicht zur arischen Rasse zu gehören. Ihrer äußeren Erscheinung nach haben sie große Ähnlichkeit mit den später zu besprechenden Korwas, Parahiyas u. a. Sie bestehen aus sieben Geschlechtern (sets), von denen jedes sein eigenes Totem hat. Die Markam haben die Schildkröte als Totem und werden dieses Tier nie töten oder essen; das Totem der Goirar ist ein gleichnamiger Baum, und diesen werden sie nie umhauen usw.[3] Sie beschäftigen sich viel mit Bergwerkarbeiten und Eisenschmelzen.

Die Leitung des Stammes liegt in den Händen eines Rates, dem alle erwachsenen Männer angehören. Liegen keine dringenden Geschäfte vor, so versammelt sich der Rat bei Gelegenheit von Heiraten oder Todesfällen. Er wird von einem Präsidenten zusammengerufen, dessen Amt dauernd und erblich ist, und verhandelt über Kastenangelegenheiten, z. B. über Ehebruch, Hurerei u. dgl. Die einzige exogamische Regel der Agariyas besteht darin, daß niemand eine Frau vom eigenen Geschlecht (kuri) heiraten darf. Die Braut wird gekauft; der Preis ist durch Gewohnheit auf zehn Rupien festgesetzt. Polygamie ist gestattet, und ein Agariya kann so viele Weiber halten, als er zu kaufen und zu ernähren vermag. Die älteste Frau steht an der Spitze der Haushaltung, sie nimmt mit dem Manne teil an den Familienandachten und erhält bei Hochzeiten u. dgl. gewisse Ehrenbezeigungen, die den jüngeren Weibern versagt werden. Sind mehrere Frauen vorhanden, so leben sie im selben Haus, aber in getrennten Abteilungen. Konkubinat mit Frauen, die nicht zum Stamm gehören, und Polyandrie sind verboten. Die Frauen genießen vor und nach der Ehe ziemlich viel Freiheit. Entdeckt man, daß ein unverheiratetes Mädchen

---

[1] Aus der Leichenfeier möchte man doch schließen, daß die Juangs eine dunkle Idee von einem Fortleben nach dem Tode haben.

[2] Hunter, A Statistical Account of Bengal XIX 369.

[3] Vgl. Crooke, The Tribes and Castes I 1 ff.

ein Verhältnis mit einem einheimischen Mann unterhält, so kann sein Vater den Liebhaber zwingen, es zu heiraten, zugleich zehn Rupien zu bezahlen und den Klangenossen für ein Fest eine Ziege und die nötige Quantität Reis zu liefern. Verfehlt sich das Mädchen mit einem Auswärtigen, so wird es für immer verjagt[1].

Die Mädchen werden gewöhnlich im Alter von fünf bis zehn Jahren verheiratet, und es gilt für die Eltern als eine Schande, wenn sie ihr Mädchen nicht im frühen Alter verehelichen. Der mütterliche Onkel des Knaben vermittelt die Ehe. Die Einwilligung der beiderseitigen Eltern ist wesentlich, das Paar selbst hat keine Wahl. Sind die Vorverhandlungen erledigt, so sendet der Vater des Bräutigams dem Vater der Braut zehn Rupien und zwei Lendentücher. Von diesen Dingen wird aber nichts Eigentum des Brautpaares, mit Ausnahme eines Lendentuchs, das der Braut zukommt; man erwartet aber, daß der Vater der Braut das erhaltene Geld zum Hochzeitsfeste verwende. Kein physischer Fehler gilt als Ehehindernis, und der Bräutigam muß nach der Hochzeit die Braut in sein Haus nehmen, auch wenn er Fehler an ihr entdeckt. Doch kommt das selten vor, da die Angehörigen beider Teile Braut und Bräutigam einer Inspektion unterziehen, bevor die Vorverhandlungen fertig sind. Die Verlobung besteht darin, daß der mütterliche Onkel des Knaben die Braut billigt und eine von ihrem Vater dargebotene Mahlzeit annimmt. Am Hochzeitstage kommt der Bräutigam mit seinen Freunden zum Hause der Braut und zieht diese aus dem Innern des Hauses, wo sie sich versteckt, auf den Hof. Dort ist eine Art Pavillon errichtet, in dessen Mitte man einen Zweig des Salbaumes aufpflanzt. Der Sal ist der heilige Baum vieler dravidischer Völker. Um diesen Zweig wandelt das Brautpaar fünfmal herum, und dann macht der Vater der Braut beiden Brautleuten mit Safran ein Zeichen auf die Stirn und ermahnt sie, in Einigkeit zu leben. Nun werden die Leute des Klans bewirtet, und die Braut zieht mit dem Bräutigam in des letzteren Haus, vor dessen Türe das Brautpaar sich zusammensetzt und ißt. Der wesentliche Teil der Ehe besteht im Bezahlen des Brautpreises und in den Zeichen, welche der Vater der Braut den Brautleuten auf die Stirne macht[2].

Eine eigentliche Ehescheidung ist unbekannt; doch kann der Mann, der den Klanleuten den Ehebruch seiner Frau genügend bewiesen, dieselbe von Herd und Haus vertreiben. Man läßt aber tatsächlich keinen andern Beweis für den Ehebruch als genügend zu als die Betreffung der Frau auf frischer Tat. Die wegen Ehebruchs verjagte Frau darf sich nicht mehr innerhalb des Stammes verheiraten. Alle Söhne der verschiedenen Frauen eines Mannes haben denselben Rang und denselben Anteil am Vermögen. Hat eine Frau ein Kind von einem Manne eines andern Stammes, so kann dasselbe nicht in die Kaste aufgenommen noch in ihr verheiratet werden, und die Klanleute werden nicht mit ihm essen. Eine Witwe kann sich wieder verheiraten, wenn das Haupt der Familie dem Manne dies erlaubt. Die Leviratsehe ist gestattet, ja in gewissem Sinne Vorschrift. Der jüngere Bruder des verstorbenen Mannes ist berechtigt, die Witwe zu heiraten, und nur wenn er auf sein Recht verzichtet, darf diese einen

[1] Ebd. I 3. [2] Ebd. I 4.

andern Mann nehmen. Hat sie Kinder von ihrem ersten Manne, so gehen diese nicht mit ihr in das neue Heim, sondern bleiben beim Bruder ihres Vaters. Die Witwe verliert bei ihrer Wiederverheiratung das Recht auf das Eigentum ihres ersten Mannes.

Die Annahme an Kindes Statt ist einem Manne erlaubt, der keinen Sohn hat oder dessen Sohn für immer aus der Kaste ausgestoßen wurde. Der adoptierte Sohn muß zum Geschlecht (kuri) des Adoptierenden gehören, und solange der Adoptierte lebt, darf keine Adoption mehr stattfinden. Mädchen dürfen nicht adoptiert werden. — Stirbt ein Mann, so *erben* die Söhne allein, und der Erstgeborne erhält einen Vorzug, indem er ein Tier oder sonst einen Gegenstand mehr bekommt als die übrigen. Hinterläßt ein Mann eine Witwe ohne Söhne, so erbt sein Bruder das Vermögen mit der Verpflichtung, die Witwe auf Lebenszeit oder bis zur Verheiratung zu ernähren. Sie kann wegen Unkeuschheit aus dem Hause vertrieben werden. Stiefsöhne erben von ihres Vaters Vermögen nur so viel, als ihr Stiefvater erhalten hat, aber dieser ist verpflichtet, sie zu erhalten und zu verheiraten. — Die Verwandten eines Mannes werden als die Verwandten der Frau angesehen und ebenso umgekehrt. Am Tage der Niederkunft seiner Frau darf der Mann nicht arbeiten und muß den ersten Schluck von dem Reinigungstranke nehmen, der für die Frau bestimmt ist. Außerdem enthält er sich für einen Monat des Umgangs mit ihr. Bis zum fünften Lebensjahr, wo ihnen die Ohren durchbohrt werden, dürfen die Kinder jeder Person jedweder Kaste aus der Hand essen, von da an aber müssen sie sich den Stammesgebräuchen fügen.

Die Toten, mit Ausnahme der jungen Kinder und derjenigen, die an den Pocken sterben, werden im Dschungel verbrannt. Zu Zeiten ansteckender Krankheiten werden die Leichen einfach den wilden Tieren zur Beute in den Dschungel geworfen. Der nächste Verwandte schürt von Zeit zu Zeit den Scheiterhaufen und berührt fünfmal das Angesicht des Verstorbenen mit einer Strohfackel. Sobald der Scheiterhaufen erlischt, nehmen alle ein Bad. Dann füllen sie ihre Gefäße mit Wasser und kehren zum Hause des Toten zurück, wo jeder im Hof das mitgebrachte Wasser ausschüttet. An diesem Tage wird dort kein Feuer angezündet und nicht gekocht. Die von der Verbrennung verschonten Gebeine werden in den nächsten Fluß geworfen. Am Tage des Phagua (Heiligen) füttern sie ein Huhn mit Kichererbsen und töten es im Namen der zum Heiligen gewordenen Toten. Aber sie verehren keine verstorbenen Ahnen über Vater und Mutter hinaus, in deren Namen sie nach dem Opfer etwas Wasser auf den Boden gießen. Nur die Mitglieder der Familie essen das Fleisch des Opfers. Sie gebrauchen weder bei den Begräbnissen noch bei sonstigen religiösen Zeremonien Brahmanen.

Religion. Sie nennen sich selbst Hindus, verehren aber keine von den gewöhnlichen Hindugottheiten. Im Monat Aghas rufen sie den Baiga, um die Dorfgötter zu verehren. Das Opfer besteht in fünf Hühnern und einer Ziege. Der Baiga haut den Opfern die Köpfe mit der Axt ab und nimmt diese als Lohn, während der Verehrer und seine Familie am Schreine das übrige Fleisch kochen und essen. Im Monat Pus verehren sie die Stammesgöttin, die Göttin des Eisens, Lahâsur Devi. Ihr opfert man eine Ziege, die noch kein Junges

geworfen, und einige Kuchen. Diese Kuchen werden vor der Darbringung in Stücke gebrochen, ein Opferfeuer wird angezündet und einige Stückchen Kuchen hineingeworfen. Das übrige essen die Opfernden. Diese Göttin hat keinen Tempel und auch kein Bild. Die Agariyas nehmen alle ihre religiösen Zeremonien selbst vor, nur die Verehrung der Dorfgötter ist dem Baiga anvertraut, der immer aus der Kaste der Parahiyas genommen wird. Ihre Hauptfeste sind das Phagua (Heilige) und die Baisakhi, an beiden opfern sie den verstorbenen Ahnen und trinken Likör. Bevor sie die schwarze Ziege der Lohâsur Devi opfern, verehren sie dieselbe, und bevor sie das Tier töten, gießen sie Wasser über seinen Kopf. Die Ahnen werden verehrt, damit sie Unglück vom Hause fernhalten. Bei Begräbnissen bringen sie keine Opfer dar.

Sie fürchten die Geister der Verstorbenen, welche ihnen in Träumen erscheinen, nicht weil sie ihre Huldigungen nicht pflichtgemäß dargebracht, sondern weil sie ihre gewohnheitsmäßige periodische Verehrung nicht empfangen haben. Sie werden dann durch Opfer von Ziegen und Hühnern versöhnt. — Die Agariyas tätowieren ihren Leib, und zwar — wenigstens die Weiber — aus religiösen Gründen. Sie sagen die Straße zum Himmel von Parameswar sei voll von Schwierigkeiten, und am Ende dieser Straße sei ein großes von schrecklichen Dämonen bewachtes Tor. Diese Dämonen lassen kein Weib passieren, das nicht tätowiert ist. Deshalb tätowiert sich jede Frau, und es gilt als ratsam, sich das Zeichen eines Gottes auf den Leib tätowieren zu lassen. Die Agariyas glauben auch, daß Weiber, welche im Leben nicht tätowiert wurden, von den Türhütern des Himmels in der verschiedensten und schrecklichsten Weise gequält werden. Das Tätowieren gilt außerdem als Mittel gegen bestimmte Krankheiten, oder zur Erlangung der Fruchtbarkeit.

Die Kleidung besteht fast nur in einem Lendentuch, das zwischen den Beinen durchgezogen wird. — Die Agariyas schwören auf den Kopf ihres Sohnes und glauben, daß sie sterben, wenn sie falsch schwören. Ordale haben sie keine. Sie glauben aber an Wahrsagerei, Traumdeuterei u. dgl. Auch haben sie eine Art Tapus. Sie werden z. B. nie eine menstruierende Frau oder ihres jüngsten Bruders Witwe oder die Schwiegermutter oder eine durch die Heirat eines Kindes ihnen Verwandte anrühren. Die Namen der Toten dürfen nicht genannt werden. Am Morgen reden sie nicht vom Tod oder von Streitigkeiten oder schlechten Personen. Sie essen Fleisch von Affen, Pferden, Krokodilen, Schlangen und Eidechsen[1].

6. Die Cheros (Tscheros)[2].

Mit diesem Namen wird ein eingebornes Volk von Ackerbauern bezeichnet, das in den Berggegenden von Mirzapur und in verschiedenen Teilen von Chota Nagpur verbreitet lebt. Wir betrachten hier hauptsächlich die ersteren[3]. Von Polyandrie ist bei ihnen keine Spur zu finden. Wohin sie immer in einer

[1] Crooke, The Tribes and Castes I 11. [2] Ebd. II 214 ff.

[3] Über die Cheros in Chota Nagpur vgl. Hunter, A Statistical Account of Bengal XVI 259 ff.

größeren Entfernung von Hause ziehen, wie z. B. in den Dschungel zum Vieh oder um ihre Pacht zu bezahlen, nehmen sie immer ihre Weiber mit sich. Nach einer Überlieferung war es früher Brauch, daß im Fall einer sechsmonatigen Abwesenheit des Mannes von der Frau diese eine neue Verbindung eingehen durfte; heute ist dieser Brauch verschwunden. Der stehende Preis für eine Braut sind fünf Rupien, und es ist nur eine Frage der Subsistenzmittel, wie viele Weiber ein Mann haben kann. Monogamie scheint jedoch die Regel zu sein. Einige Cheros geben zu, daß das Konkubinat gestattet ist und daß eine Witwe oder geschiedene Frau leben kann, wo und wie sie will; doch kommt diese Auffassung immer mehr in Diskredit. Den Mädchen ist vor der Heirat nur wenig Freiheit gestattet, doch scheint es sicher zu sein, daß manche Ehen deshalb eingegangen werden, weil ein voreheliches Verhältnis Folgen gehabt hat. In diesem Fall wird der Bund als rechtmäßig anerkannt, wenn der Vater des Mädchens dem Stamm ein Fest gibt. Gehörte aber der Liebhaber zu einer andern Kaste, so wird das Mädchen aus der Kaste ausgestoßen. Meistens verheiraten die Eltern ihre Kinder schon im Alter von fünf bis zehn Jahren. Obwohl der Vater der Braut den Brautpreis erhält, wird dieser doch auf die Ehe verwendet, und es wird vom Vater erwartet, daß er ihr je nach seinem Vermögen eine Aussteuer gebe. Die Gebräuche in Bezug auf Ehescheidung, Witwenheiraten, Leviratsehe und Erbfolge sind dieselben wie bei den Kols, deren Anschauungen wir weiter unten darlegen werden.

Die Cheros verraten ihre Annäherung an den Hinduismus durch bestimmte Pubertätszeremonien, die sonst bei den dravidischen Stämmen nicht vorkommen. Bei dieser Gelegenheit opfern sie der Durga Devi und den allgemeinen Dorfgöttern. Hühner, Schweine, Ziegen und Likör bilden die Gaben, die der Dorf-Baiga opfert. Dieser nimmt zuerst ein Bad und zündet vor der Plattform der Gottheit ein Feuer aus Kuhdünger an, in das er eine Mischung von Zucker, Butter, Sesam und Reis wirft. Dabei spricht er: „Herr des Dorfes, unser Geschäft ist durch deine Gunst zu Ende geführt worden. Erkenne dies. Nimm das Opfer an, das wir dir schuldeten." Dann tötet er das Schlachtopfer, das die Versammelten unter sich teilen mit Ausnahme des Kopfes, der dem Baiga gehört. Das Opfer hält, wie man glaubt, die bösen Geister von der Mutter und dem zu erwartenden Kinde ab[1].

Der bindende Teil der Verlobungszeremonie besteht im Ausbezahlen des Brautpreises (fünf Rupien). Annulliert der Vater der Braut den Vertrag, so muß er das Geld zurückerstatten und wird von dem Stammesrat streng getadelt. Es gibt drei Arten von Hochzeitsfeiern: charhauwa, die ehrenvolle Art der Eheschließung; dola, die bei armen Leuten in Gebrauch ist und bei der die Zeremonien im Hause des Bräutigams vorgenommen werden, und sagai, die Eheschließung für Witwen. Die Cheros bedienen sich oft des Brahmanen, um die günstige Zeit für die Ehe festzusetzen. Auch bei Begräbnissen holen sie Brahmanen, obwohl sie sonst ihre eigenen Beerdigungszeremonien haben.

Die Hauptgottheiten der Cheros sind Sairi, eine unbestimmte, weibliche Gestalt, die zuweilen Devi genannt wird, ferner Sitala, die Göttin der Pocken,

[1] Crooke, The Tribes and Castes II 218—219.

und der Dih oder die Gesamtheit der Dorfgötter, die sowohl von den Männern als den Frauen verehrt werden. Den Manen werden Hühner, Ziegen und Schweine geopfert. Das Opfertier wird mit etwas Reis gefüttert und am Kopf im Namen der zu Heiligen gewordenen Toten mit rotem Blei gezeichnet. Zur Zeit der Trauer verehren sie den vom Leibe getrennten Geist mit dem Opfer eines Ferkels. Für ihre religiösen Zeremonien gebrauchen sie meist Brahmanen von der geringsten Art. Bei der Verehrung der Dorfgötter funktioniert der Baiga, der meist der Vorsteher des Dorfrates ist, nach großer, persönlicher Reinheit strebt und am Tage der Opfer fasten soll. Der Schrein für die Gesamtheit der Dorfgötter (deohâr) befindet sich gewöhnlich unter einem heiligen Baum, unter dem plumpe Pferdefiguren aus Lehm zusammengetragen werden. Alle Opfer werden öffentlich dargebracht mit Ausnahme der Opfer für Dulhadeo, den Hochzeitsgott, den Gott der Haushaltung, dessen Verehrung in den Händen der Frauen ist. Ein Hauptfest der Cheros ist die Jiutiya zu Ehren der Verstorbenen, die 14 Tage dauert. Die Frauen fasten dann einen Tag und eine Nacht, um für ihre Söhne und Männer ein langes Leben zu erlangen. Ein anderes Fest ist das des Phagua (Heilige). In jedem Hause ist eine kleine Plattform, die Residenz des zum Heiligen gewordenen Toten und des Devi. Die Ahnenverehrung ist ziemlich entwickelt, doch nicht allgemein. Krankheiten in der Familie werden dem Zorn der Ahnengeister zugeschrieben; es werden dann Hühner und Ziegen im Hause geopfert, auch wird etwas Likör auf den Boden gegossen. Werden die Geister des Toten nicht versöhnt, so erscheinen sie in Träumen und schreiben die notwendigen Opfer vor. Die bösen Geister (Bhût) spuken gewöhnlich in der Nähe des Ortes herum, wo die Toten verbrannt werden. Die Vernachlässigung der Begräbniszeremonien hat nicht notwendig zur Folge, daß der Geist des Verstorbenen ein Bhût wird, aber alle diejenigen, welche von einem Bhût getötet werden, werden Bhûts. Das Tätowieren hat heute bei den Cheros fast ausschließlich den Zweck, sich zu schmücken, nur weibliche Personen tätowieren sich zur Zeit der beginnenden Pubertät aus religiösen Beweggründen.

Die Cheros schwören, indem sie einen Kuhschwanz oder den Fuß eines Brahmanen berühren oder sich ins Wasser stellen und dabei feierlich behaupten, daß sie die Wahrheit reden. Armut, Aussatz oder Verlust von Kindern folgen dem Meineid. Zauberwesen und Hexerei scheint unter den Weibern sehr verbreitet zu sein. Das einzige Fleisch, das die Cheros nie essen, und zwar aus religiösem Beweggrund, ist das der Kuh. Ihre Tapus sind ungefähr die gleichen wie bei den Kols, mit denen sie viel Verwandtes haben. Männer und Frauen essen getrennt. Sie haben auch eine Art Gemeindeorganisation oder Gemeinderat, in dem die Bewohner von drei oder vier Dörfern zusammenkommen, um allgemeine Angelegenheiten zu regeln. Nur das Land um das Dorf herum wird gewöhnlich kultiviert. Die übrigen Ländereien unterliegen einer Art zweijährigem Brachsystem. Von einer periodischen Teilung der Felder findet sich keine Spur. Das Weiderecht auf den nicht angebauten und urbargemachten Teilen des Bodens ist unbeschränkt. Die Cheros stehen im Rufe ehrlicher und braver Leute, sie sind aber träge[1].

[1] Ebd. II 222.

7. Die Doms

leben zerstreut in den nordwestlichen Provinzen. Sie werden auch Domras, Domahras, anderwärts Jallâd genannt. Nach allgemeiner Ansicht gehören sie zu den Ureinwohnern Indiens und zu den verachtetsten Klassen. Der Dom darf nicht in den Städten wohnen, er muß aus zerbrochenen Gefäßen essen, die Kleider der Verstorbenen tragen, und ist von jedem Verkehr mit andern Stämmen ausgeschlossen. Er darf kein anderes Eigentum besitzen als Esel und Hunde, und sein einziges Amt ist, als Scharfrichter zu dienen und die Leichen derjenigen, die ohne Hinterlassung von Verwandten sterben, hinaus zu schaffen[1]. Auch als Straßenfeger wird er verwendet. Wir übergehen die vielen Legenden über ihre Abstammung. Wahrscheinlich sind sie eine indische Urrasse, die sich mit den Ausgestoßenen der Hindukasten vielfach vermengte und deshalb auch in verschiedenen Gegenden ein etwas verschiedenes Gepräge aufweist[2]. Wir betrachten im folgenden hauptsächlich die Doms in den östlichen Distrikten der nordwestlichen Provinzen, die sich in manchen Punkten von den Doms in den Himalayadistrikten und von den Dom Mirasé, den wandernden Sängern und Musikanten, unterscheiden[3].

Die Doms der östlichen Distrikte haben einen Stammesrat, der alle Streitigkeiten entscheidet und von der Kaste ausstoßen kann, aber höchstens auf zwölf Jahre. Während dieser Periode darf keine Gemeinschaft mit dem Ausgestoßenen unterhalten werden, nicht einmal bei einem Diebstahl. Die gewaltsame Entführung ein Dommädchens oder die Einführung eines fremden Weibes in das Lager sind häufig die Ursache von Ratsversammlungen. Diese sollen auch die Tötung eines Menschen und einer Kuh streng bestrafen. Eine weitere häufige Ursache der Ratsversammlung sind Einbrüche in den Bettelbezirk eines andern Lagers. Denn die Bezirke (Reviere), in denen ein Lager betteln kann, sind genau bezeichnet und werden zuweilen als Mitgift bei der Heirat gegeben. Ein Dom, der im Revier eines andern bettelt oder stiehlt, setzt sich der Gefahr aus, ausgestoßen zu werden, und der Dom dieses Gebiets wird kein Bedenken tragen, einen fremden Dom, der darin stiehlt, der Polizei anzuzeigen[4].

Ehe. Die Doms von Mirzapur haben endogame Abteilungen. Diese Abteilungen zerfallen aber wieder in exogame Unterabteilungen, von denen einige territorial, andere allem Anscheine nach totemistischen Ursprunges sind. Die Vorschrift der Exogamie wird noch verstärkt durch das Verbot von Heiraten in die Familien des mütterlichen Onkels, der Schwester des Vaters und der eigenen Schwester, solange noch die Erinnerung an eine Verwandtschaft vorhanden ist. Polygamie ist verboten, außer wenn die erste Frau unfruchtbar ist; in diesem Fall darf der Mann mit Einwilligung des Stammesrates eine zweite Frau nehmen. In

---

[1] Crooke, The Tribes and Castes II 313.

[2] Nach einer alten Überlieferung bebauten die Doms in längst verflossenen Zeiten ihr eigenes Land, aber es kam eine große Not. Da teilten sich die Doms in zwei Abteilungen: die eine gab sich ans Stehlen und Betteln, die andere suchte durch Korbflechten und etwas Landbau ihr Dasein zu fristen.

[3] Vgl. darüber Crooke a. a. O. II 331 ff. [4] Ebd. II 321.

Bezug auf das Konkubinat scheint aber keine Einschränkung zu bestehen. Wenn in Mirzapur entdeckt wird, daß ein lediges Mädchen ein Verhältnis mit einem Stammesgenossen unterhält, so muß der Liebhaber ihrem Vater als Strafe fünf Rupien und ein Betttuch bezahlen und sie selbst mit Einwilligung des Rates als anerkannte Frau zu sich nehmen. Die Ehen werden erst geschlossen, wenn die Kinder schon größer, die Mädchen etwa 11 oder 12 Jahre alt sind. Die Ehe wird durch den Charidâr, den Assistenten des Oberhauptes des Stammesrates, vermittelt. Die Einwilligung der Eltern soll notwendig sein, doch kommen nicht selten Ehen durch Entführung der Braut zustande. Der Brautpreis besteht in Mirzapur in fünf Rupien und einigen andern Wertsachen. Die Brautleute werden vor der Verlobung genau untersucht, da physische Defekte, die später entdeckt werden, die Ehe nicht annullieren. Weigern sich die Verwandten, die Braut nach der Verlobung dem Manne zu übergeben, so müssen sie den Brautpreis zurückbezahlen; der Bräutigam aber, der seiner Verpflichtung nicht nachkommt, wird vom Rate streng bestraft[1].

Die Ehescheidung ist gestattet, wenn gewohnheitsmäßiger Ehebruch dem Rate überzeugend nachgewiesen wird, in der Regel wird aber nur das direkte Zeugnis von Augenzeugen als genügender Beweis anerkannt. Geschiedene Frauen dürfen sich wieder verheiraten, aber nicht in feierlicher Form. Unrechtmäßige Kinder folgen der Kaste des Vaters; unterhält ein Mann mit einer nicht zum Stamm gehörigen Frau ein Verhältnis, das nicht anerkannt wurde, so muß er zur Strafe zweieinhalb Rupien bezahlen und den Klanleuten ein Festmahl mit Schweinefleisch und Reis geben. Witwen dürfen in einfacherer Form wieder heiraten, gewöhnlich werden sie mit einem Witwer verheiratet. Die Leviratsehe ist unter den gewöhnlichen Einschränkungen gestattet, doch werden die dieser Ehe entsprossenen Kinder nicht als Kinder des verstorbenen Bruders betrachtet.

Wie bei allen niederen Kasten gilt auch bei den Doms die Frau nach der Geburt als unrein und muß sich Reinigungszeremonien unterwerfen. Am 10. oder 12. Tage werden dem Kinde die Haare rasiert, Mutter und Kind werden gebadet, die Freunde bewirtet, und schließlich wird die Frau mit etwas Likör besprengt, und dann gilt sie wieder als rein. Das Kind erhält, wenn es ein Jahr alt ist, vom ältesten Mann der Familie einen Namen.

Die Hauptzeremonie bei der feierlichen Eingehung der Ehe besteht darin, daß Braut und Bräutigam von ihren Vätern gesalbt werden, die dabei etwas Gelbwurz und Öl auf den Boden spritzen und zugleich die geheiligten Toten anrufen, damit sie die Ehe zu einem glücklichen Abschluß bringen. Kein Brahmane wird bei der Ehe zugezogen. Der Vater des Bräutigams zählt für seinen Sohn die Namen seiner Ahnen für fünf Generationen auf, und dasselbe tut der Vater der Braut für diese. Dann setzt sich das Paar nahe zusammen auf eine Matte aus Blättern. Der Schwager des Vaters der Braut gießt fünfmal etwas Wasser über ihre Hände und spricht dabei: „Mögen Braut und Bräutigam lang leben.“ Dann werden die Kleider des Paares zusammengebunden, und sie wandeln fünfmal um einen in der Mitte der Gesellschaft gepflanzten Zweig eines Wollbaumes. Hierauf bringt der Bräutigam etwas rotes Blei auf den

[1] Ebd. II 322.

Haarscheitel der Braut, und dieses ist der eigentlich bindende Teil der Hochzeitsfeier. Neben dieser feierlichen Heiratsform gibt es noch andere weniger feierliche. Den Frauen, deren Männer im Gefängnis sitzen, wird der zeitweilige Verkehr mit andern Männern gestattet.

Die Doms, die etwas vermöglicher sind, verbrennen meistens die Leichen, bringen aber das Feuer zum Anzünden des Scheiterhaufens von Hause mit. Die ärmeren und herumziehenden Doms begraben die Toten oder verbrennen sie in sehr oberflächlicher Weise oder werfen sie in einen Fluß. Einige werfen auch die Leiche in den Dschungel. Die ansässigen Doms in Mirzapur kehren nach der Verbrennung der Leiche zum Hause des Toten zurück, zünden etwas Öl im Hofe an und wärmen ihre Füße im Rauche, wohl um die Rückkehr des Geistes zu verhindern. Einige kümmern sich nach dem Verbrennen der Leiche nicht mehr um die Asche, andere sammeln sie am dritten Tage und werfen sie in den nächsten Fluß. Dann befestigen sie am Ufer einige Grashalme, die dem wandernden Geist als Zufluchtsstätte dienen sollen, und gießen täglich etwas Wasser auf dieselben. Andere stellen während der Trauerzeit eine Schüssel mit Nahrung zum Gebrauch für den Verstorbenen hin. Am zehnten Tage versammeln sie sich an einem Teich, rasieren und baden sich und opfern drei Mehlballen (pinda).

Die religiösen Gebräuche der Doms sind verschieden, je nach der sozialen Stellung der Stammesabteilungen, weil keine Brahmanen sie überwachen und regeln. Die besser situierten Mirzapurer Doms verehren den Bhawâni, dem man in seinem Heiligtum Schweine, Kuchen, Haferschleim und Blumenkränze opfert. Der Bhawâni bewahrt, wenn er versöhnt wird, seine Verehrer vor Krankheiten. „Sie haben eine unbestimmte Idee von einer allmächtigen Gottheit, Parameswar, welche die Schuldigen straft, und auch von einer Hölle, aber was diese ist und wie die Sünder gestraft werden, wissen sie nicht.“ [1] Die Straßenfeger- und Scharfrichterdoms haben eine besondere weibliche Gottheit, Kukarmari (Hundetöterin) genannt, der sie außerhalb des Dorfes ein Ferkel und etwas geistiges Getränk opfern als Sühne für die Tötung dieser Tiere. Während der Dom, der als Henker dient, dem Verbrecher den Strick um den Hals bindet, ruft er: „Hilf, o Königin! Hilf, o Regierung! Hilf, Herr Richter!“ um sich von jeder Schuld an dem Tode zu befreien. Sie verehren gemeinsam die Lokalgötter (deohâr) bei Hochzeiten, doch hindert sie ihr ewiges Herumwandern daran, wahren Respekt vor diesen Dorfgöttern zu haben. Am letzten Tage der ersten zwei Wochen von Kuâr machen sie zehn Mehlklumpen und werfen sie in den Fluß, und wenn sie heimkehren, legen sie einige Kuchen und süßen Reis auf eine Blattschüssel und bringen diese auf ein Feld, um die Verstorbenen zu versöhnen. Einige fasten am Sonntag zu Ehren des Sonnengottes Sûrap Nârâyan, aber dieser Gebrauch herrscht nur bei den mehr vom Hinduismus beeinflußten Doms in der Nähe der Städte. — In Gorakphur verehren die Doms auch ihren Guru (Lehrer), der hier residiert haben soll, und

[1] Crooke, The Tribes and Castes II 327. Auch die Himalaya-Doms kennen den Parameswar, denn sie schwören bei ihm bei Streitigkeiten über Grund und Boden (s. ebd. II 339).

zu seinem Schreine machen sie gelegentliche Wallfahrten und opfern ein wenigstens vier Jahre altes Schwein, Wein und Blumen. Auch einer Göttin Juthaya Bhawâni, von deren Aufgaben sie keine Rechenschaft zu geben wissen, bringen sie verschiedene Opfer dar[1].

Die Doms glauben, daß gewisse Bäume von bösen Geistern bewohnt werden, und wenn sie vor solchen Bäumen keine Verbeugung machen, rächen sich diese Geister und bringen Krankheit und Tod über sie. Solchen bösen Geistern opfern sie ein junges Schwein, das von den Opfernden verzehrt wird. In Mirzapur sind die Hauptfeste der Doms das Kajari und das Phagua. Beim ersteren Fest im Monat Sawân betrinken sie sich, tanzen und singen. Es sind die rechten Saturnalien der Weiber, und bei dieser Gelegenheit kommt es zu den gröbsten Ausschweifungen. Dasselbe gilt vom Feste Phagua (Heilige). Besondere Angst haben die Doms vor den Geistern der Ertrunkenen (burna), die im Fluß sich aufhalten und Knaben beim Baden ertränken. Sie leben in beständiger Furcht vor den Geistern der Toten, welche sie im Traume belästigen, wenn sie nicht mit einem jährlichen Opfer versöhnt werden. Wenn eine nicht tätowierte Frau es versucht, in den Himmel einzugehen, so wirft sie der Türhüter von Parameswar wieder auf die Erde herunter. Sie glauben also, daß der allmächtige Gott im Himmel wohne und daß auch die Menschen unter bestimmten Bedingungen dahin gelangen können.

Der feierlichste Eidschwur der Doms wird in folgender Weise geleistet. Ein kleines Stück Boden wird gereinigt und hergerichtet wie zu einem Opfer. Ein Stück Eisen, ein Gefäß voll Wasser, einige Pipalblätter und eine besondere Art von Gras werden mit etwas brennender Holzkohle getrennt auf den Boden gelegt. An der Ecke wird eine Kupfermünze (pice) hingetan, und darauf wird der Eid geleistet. Auch der Eid bei den Dhobi gilt als besonders bindend. Zuweilen schwören sie auf den Altar der Gottheiten, die sie verehren, auf einem Pipalbatt, auf einem in den Boden gesteckten Messer, während die Finger der rechten Hand auf einem Gefäß voll geistigem Getränke ruhen, oder etwas Kuhdünger berühren, der an dem Horn einer toten Kuh befestigt ist.

8. Die Korwas.

Als das heruntergekommenste Volk im Gebiete von Mirzapur gelten die Korwas, die südlich vom Sonfluſſe und längs der Grenze von Sarguja leben. Sie scheinen die Ureinwohner von Sarguja, Jashpur und Palamau zu sein, was in dem Umstand eine Bestätigung findet, daß sie zur Versöhnung der Ortsgeister immer einen Priester aus diesem Stamme wählen. Sie sehen sehr wild, vernachlässigt und schmutzig aus, und ihre ganze Kleidung besteht in einem Lendentuch. An der Spitze des Stammes steht ein Rat, der zusammengerufen wird, so oft es nötig ist, und in dem ein ständiger Präsident, dessen Würde erblich ist, den Vorsitz führt. Jeder erwachsene Mann hat das Recht auf einen Sitz in diesem Rat, der sich mit Fällen des Ehebruchs usw. befaßt. Nur Stammesgenossen werden als Zeugen zugelassen; niemand wird vereidigt.

[1] Ebd. II 328.

Der Urteilsspruch lautet gewöhnlich auf Bezahlung eines Festes, und jeder Schuldige, der dem Befehl nicht gehorcht, wird ausgestoßen und bleibt außerhalb der Kaste, bis er sich unterwirft[1].

Sie haben keine exogame Unterabteilung, wohl aber mancherlei Ehehindernisse. Die Familie des Bruders der Mutter und die des Schwagers des Vaters dürfen untereinander nicht heiraten. Wenn eine Familie zusammenlebt, so dürfen die Glieder derselben innerhalb des vierten oder fünften Grades nicht untereinander heiraten. In der Regel hat der Mann nur eine Frau, Konkubinat und Polyandrie kommen nicht vor. Das Heiratsalter ist für Knaben das zwölfte, für Mädchen das zehnte Lebensjahr. Die Ehe wird gewöhnlich vom Schwager des Bräutigams vermittelt, doch hat letzterer im allgemeinen ein Wort in der Sache mitzusprechen. Bei der Wahl der Frau schaut man mehr auf Geschicklichkeit und Fähigkeit als auf Schönheit. Der Brautpreis sind fünf Rupien und ein oder zwei Körbe voll Reis. Ein physischer Defekt, der nach der Verlobung auftritt, gestattet nicht den Vertrag rückgängig zu machen und ebensowenig Idiotie, Mondsucht, Impotenz oder Verstümmelung. Als genügende Gründe für die Ehescheidung gelten das Essen aus der Hand eines Doms, Chamâs oder Dharkâs und ein Verhältnis mit einer Person dieser Kasten. Die einzige zur Scheidung erforderliche Zeremonie ist, daß die Sache dem Rate angezeigt werde. Der Rat stößt einen Mann, der seine Frau mißhandelt, aus der Kaste, und die Frau kann vor dem Rate klagen und seine Bestrafung erlangen. Eine geschiedene Frau darf sich nicht wieder verheiraten. Witwen dürfen sich in bestimmten Formen wieder verheiraten, sie heiraten gewöhnlich Witwer. Der Mann muß den Verwandten der Witwe eine und ein Viertel Rupie bezahlen. Die Leviratsehe ist gestattet mit der gewöhnlichen Einschränkung, daß nur der jüngere Bruder die Witwe heiraten kann, und wenn er sie heiraten will, darf sie keinen andern ehelichen. Hat sie ein Kind an der Brust, so nimmt sie es mit sich zu ihrem neuen Mann. Andere Kinder bleiben bei ihrem väterlichen Onkel. Die Familie, in die der Sohn heiratet oder der die Tochter zur Ehe gegeben wird, gilt als verwandt mit der Familie der letzteren[2].

Bei der Geburt eines Kindes zündet man im Hause ein Feuer an und unterhält es zwölf Tage lang. Der Mann darf fünf Tage lang nicht den Ort der Niederkunft betreten. Am zwölften Tage badet sich die Mutter in einem Fluß, wascht ihre Kleider, kommt heim und kocht für ihre Familie. Am selben Tage erhält das Kind vom Vater oder Großvater einen Namen, gewöhnlich wird es nach einem verstorbenen Vorfahren genannt, von dem man nach einem Traume annimmt, daß er in dem Kinde wiedergeboren sei. Eine Couvade findet nicht statt. Die Leute haben eine ungeheure Angst vor Befleckung durch die Wirkungen der Menstruation und der Niederkunft.

Ist eine Ehe beabsichtigt, so geht der Vater des Knaben und besichtigt das Mädchen; gefällt es ihm, so vollendet der mütterliche Onkel des Knaben die Verhandlungen. Erklärt sich der Vater des Mädchens mit dem Antrag einverstanden, so bewirtet er den Abgesandten. Am Hochzeitstag, der durch

[1] Crooke, The Tribes and Castes III 324. [2] Ebd. III 325.

gemeinsame Übereinkunft festgesetzt wird, geht der Bräutigam mit einigen Verwandten zum Hause der Braut. Ist diese Prozession einmal im Gang, so kann keine von beiden Parteien mehr vom Vertrage zurücktreten; macht eine derselben Schwierigkeit, so wird sie vom Rat zur Einwilligung gezwungen. Bei der Hochzeit ruft der älteste gegenwärtige Mann die Braut und sagt ihr: „Wir haben dich dem Sohn des Soundso übergeben; du darfst ihn nie verlassen, welche Beschwerden du auch erdulden magst. Entehre deine Familie nicht durch ein Verhältnis mit einem Mann aus anderer Kaste." Nach dieser Ermahnung reibt der Bräutigam etwas rotes Blei auf den Kopf der Braut. Dies ist der eigentlich bindende Teil der Zeremonie. Dann werden die Gäste bewirtet, und am folgenden Tage holt der Bräutigam die Braut in sein Haus und gibt den Genossen ein Fest. Bei der Heirat erhält die Frau ein Stück Dschungel als Jagdgrund zugewiesen, wo sie Wurzeln graben und wilde Früchte sammeln darf. Niemand darf sich in diese ihre Domäne einmischen, und dieses Recht wird ihr vom Rat streng gewahrt[1].

Kommt ein Korwa zum Sterben, so wird er ins Freie getragen. Der Tote wird von einigen Familien beerdigt, von andern verbrannt. Diejenigen, welche ihre Toten begraben, haben regelrechte Stammes- oder Familiengräber. Auch die, welche sonst die Toten verbrennen, pflegen die jungen Kinder und die, welche an einer ansteckenden Krankheit sterben, zu beerdigen. Zur Verbrennung wird die Leiche an einen Platz im Nordosten des Dorfes gebracht. Dort wird sie auf den Rücken gelegt mit den Füßen nach Süden. Dann schichtet man Holz über derselben auf, und der Sohn des Verstorbenen oder der nächste männliche Verwandte geht mit einer Fackel fünfmal um den Scheiterhaufen und zündet ihn an. Sobald er brennt, nehmen die Anwesenden ein Bad und kehren heim. Am folgenden Tag sammelt der nächste Verwandte die Asche. An einem späteren Tage findet noch eine Totenfeier statt, nach der die Teilnehmer ihre Kleider waschen und ein Mahl zu Ehren des Verstorbenen halten. Soweit bekannt, haben die Korwas keine Zeremonien, um die Geister der Verstorbenen zu versöhnen. Bei der Bestattung legen sie die Schmucksachen und Kleider des Verstorbenen und eine Axt neben die Leiche ins Grab. Die Dinge sollen dem Verstorbenen in der andern Welt dienen. Von einer Wohnung der Seligkeit oder einer Vergeltung haben sie keine Idee. Alles, was sie wissen, ist, daß der Geist zu Parameswar geht, das glauben sie aber auch von den Seelen der Bäume und Tiere.[2]

In religiöser Beziehung wollen sie nicht Hindus sein, und sie haben auch mit den Brahmanen keinerlei Verkehr. Sie haben eine dunkle Idee von Parameswar, dem Herrn des Himmels. Als ihren Stammesgott verehren sie Râja Chandol im Monat Februar (Phâlgun), indem sie ihm einen Hahn, etwas rotes Blei und Blumen opfern. Dieses Opfer wird von einem Baiga dargebracht, deren es im Stamme viele gibt. Die Korwas werden viel belästigt von bösen Geistern (Bhûts), besonders von denen fremder Dörfer, die der Baiga fernzuhalten hat. Dieser geht einmal im Jahre rings um das Dorf herum und läßt beim Gehen etwas Likör niedertröpfeln, um so eine Zauberlinie zu bilden, über die die auswärtigen Geister nicht hinüber-

[1] Ebd. III 331. [2] Ebd. III 332.

kommen. Wenn die Bhûts das Dorf angreifen und Krankheiten verursachen, wird ein Ojha (eine Art Teufelspriester und Wahrsager) gerufen, um sie durch Exorzismen zu vertreiben. Ist die Patientin eine junge Frau, so wird sie zum Schrein der Dorfgötter gebracht und dort vom Baiga mit seiner schweren eisernen Zauberkette geschlagen. Von Ahnenverehrung findet man nur wenig Spuren. In Zeiten schwerster Krankheit opfert der Korwa im Namen seines verstorbenen Vaters oder der verstorbenen Mutter eine Ziege. Frühere Ahnen zu versöhnen, hält er nicht für nötig. Wenn sie dem Verstorbenen ein Speiseopfer darbringen, werfen sie einige Stücke auf den Boden. Beim Essen rufen sie keine Gottheit an. Sie glauben an die Dorfgötter, die in dem Baum über dem Dorfschreine leben. Herrschen die Cholera oder die Pocken in einem Dorf, so bringt der Baiga täglich ein Opfer dar, indem er Zucker und Butter verbrennt. Der einzige Schwur, den sie kennen, ist der bei der Mutter[1]. Sie haben auch zahlreiche Tapus und besonders viele Speiseverbote.

9. Die Parahiyas.

Der Stamm der Parahiyas oder Parhayas, nicht zu verwechseln mit den Pareiyas oder Parias, lebt in kleinen Abteilungen in Pargana Dudhi in Mirzapur und gehört zu den Urvölkern Indiens (Dravidas). Es ist ein wildaussehendes, kräftiges Volk, dessen ganze Kleidung in einem Lendentuch besteht. Sie selbst bezeichnen Sarguja als ihre frühere Heimat und pilgern an den Festen Ramnaumi und Dasahra in diese ihre Heimat. Dort ist kein Tempel, aber in dem Hause eines der angesehensten Männer ist ein Schrein für Devi, das „Haus Gottes" (deoghar) genannt. Dort verehren sie die Göttin durch ein Brandopfer, indem sie etwas Butter und Harz in das Feuer werfen. Dann werden noch Butterkuchen geopfert und von den Opfernden gegessen[2].

Von totemistischen Geschlechtseinteilungen wissen die Parahiyas nichts. Sie müssen innerhalb des Stammes heiraten, und die einzigen Eheverbote sind, daß ein Mann nicht seine Tochter mit dem Sohne seines Bruders verheiraten und daß er selbst nicht in die Familie seiner Kinder heiraten darf. Sie haben einen Stammesrat, genannt die „Bruderschaft", der ungefähr so beschaffen ist wie bei den Korwas. Die gewöhnliche vom Rate verhängte Strafe besteht darin, daß die Schuldigen den „Brüdern" zwei Feste bezahlen müssen. Ehebruch und Fornikation mit einer Person aus anderer Kaste wird mit Ausstoßung für fünf Jahre bestraft. Das Amt des Präsidenten (Mahto) des Rates ist lebenslänglich und erblich. Wer dem Mahto nicht gehorcht, wird angebunden und mit Ruten gezüchtigt. Polygamie ist zugelassen, aber in der Regel nimmt ein Mann nur dann eine zweite Frau, wenn die erste unfruchtbar ist. Die ältere Frau leitet den Haushalt und nimmt teil an der Familienverehrung; wird sie nicht mit Achtung behandelt, so glaubt man, die Familie werde zu Grunde gehen. Die Weiber leben in getrennten Hütten. Polyandrie ist verboten. Unenthaltsamkeit im Verkehr mit den Stammesgenossen wird den Frauen leicht vergeben, aber junge Frauen werden während der Nacht eingesperrt und dürfen nicht

[1] Crooke, The Tribes and Castes III 333. [2] Ebd. IV 126.

allein ausgehen. Im Falle eines Liebesverhältnisses zwischen zwei Stammesangehörigen werden diese vor den Rat gebracht und dürfen sich dort nicht auf die Matte (tât) setzen, bis sie den Klanleuten ein Fest gegeben. Männer oder Frauen, die mit Leuten außerhalb des Stammes schlecht leben, werden für immer aus der Kaste gestoßen. Das Heiratsalter ist für Knaben und Mädchen das zwölfte Jahr. Die Ehe wird durch den Vater des Knaben unter dem Rate des Mahto zustande gebracht. Der Brautpreis besteht in einem Maß von Sanwanhirse, in fünf Rupien in Geld und fünf Kuchen. Dieser Preis ist durch Stammesgewohnheit festgesetzt.

Ehescheidung kommt leicht zustande. Beide Eheleute können einander verlassen, sobald sie wollen. Verläßt die Frau ihren Mann, ohne dem Mahto genügende Gründe vorgebracht zu haben, so werden ihre Verwandten verpflichtet, den Brautpreis zurückzubezahlen. In gewöhnlichen Ehescheidungsfällen ist nichts erfordert als die Anzeige bei dem Mahto. Die Geschiedenen dürfen sich wieder verheiraten. Im Falle unerlaubter Verbindungen folgen die Kinder der Kaste des Vaters. Die Witwen dürfen sich wieder verheiraten, auch die Leviratsehe ist gestattet. Die Annahme an Kindes Statt ist in bestimmten Fällen zulässig. Die Ehe kommt gewöhnlich dadurch zustande, daß der Bräutigam in das Haus der Braut zieht und diese durch Dienen erwirbt. Bei der Heirat erlangt aber der Mann kein Recht auf die Erbschaft von seiten seines Schwiegervaters, sondern erbt das Vermögen seines Vaters. Im allgemeinen gilt die Regel, daß die Söhne den Vater beerben und daß der älteste Sohn etwas mehr erhält als die übrigen, und zwar nach Anweisung des Mahto. Sind keine Söhne vorhanden, so erben die nächsten Agnaten[1].

Nach der Niederkunft gilt die Mutter als unrein. Am dritten Tage kommt der Dhodi (ein Mann aus der Wäscherkaste), Mutter und Kind werden von einer Verwandten gebadet und neu gekleidet. Ein Monat später wird dieselbe Zeremonie vorgenommen, dann kocht die junge Mutter für die Familie und ist nun wieder rein. Das Kind wird in die Kaste aufgenommen durch das Ohrendurchbohren, das im fünften Jahre stattfindet. Nach dieser Zeit muß es sich allen Kastenregeln in Bezug auf Nahrung unterwerfen. — Bei der Hochzeit geht der Bräutigam in das innere Gemach, wohin sich die Braut zurückgezogen, und zieht diese heraus, die sich zum Scheine wehrt. Der eigentlich bindende Teil der Zeremonie besteht darin, daß der Vater der Braut mit einer Mischung von Reis und geronnener Milch dem Brautpaar ein Zeichen auf die Stirne drückt. Wird die Verlobung rückgängig gemacht, so muß der Brautpreis zurückbezahlt werden.

Nach dem Tode werden die Unverheirateten und die, welche an den Pocken gestorben sind, begraben, alle andern verbrannt. Die Leichen werden mit dem Kopf nach Süden begraben; werden sie verbrannt, so müssen die Füße nach Süden gerichtet sein. Die Asche der Verbrannten wird in einen Fluß geworfen. Die Schlußzeremonie der Leichenfeier besteht darin, daß einige Tage nach dem Tode alle Verwandten sich rasieren, ihre Kleider waschen, und wenn sie zum Hause des Toten kommen, jeder mit seinem Finger eine Mischung von

[1] Ebd. IV 128.

Öl und Gelbwurz (turmeric) berühren. Dann essen sie zusammen, und damit hört die Unreinheit, die sie sich durch die Leiche zugezogen, auf[1]. Bei dieser Schlußzeremonie töten und essen sie eine Ziege zu Ehren des Verstorbenen, damit er nicht zurückkehre und sie belästige. Wenn die Toten vernachlässigt werden, so kehren sie in bösen Träumen zurück und bringen Krankheit und Tod. Im Monat Aghan wird ein besonderes Fest für die Toten gefeiert, an dem man zu ihrer Ehre einen Hahn und eine Ziege opfert. Die Andächtigen kauern voll Furcht nieder und murmeln: „O Väter, beschützt unsere Kinder und unser Vieh!"

Ihre Religion ist von der der Hindus sehr verschieden. Sie verehren den Dih oder die Gesamtheit der Dorfgötter und eine weibliche Gottheit, Sairi Devi, mit Opfern von Hühnern, Ziegen und einem Brandopfer. Diese Verehrung findet an einem Montag in den Monaten Sâwan oder Baisâkh statt. Sie haben keine Tempel, sondern bringen ihre Opfer unter einem Salbaum (shorea robusta) dar. Zugleich verehren sie die Ahnen und versöhnen die Mutter Erde (Dharti Mâla), indem sie etwas Milch oder Likör auf den Boden gießen. Jeder kann diese Opfer darbringen. In jedem Hause ist eine kleine Lehmplattform, die den geheiligten Toten geweiht ist. Die Dorfgötter und Sairi Devi werden bei dem gewöhnlichen Dorfschrein unter einem Baum im Dschungel verehrt. Alle Opfer werden von den Opfernden gegessen. Sie haben drei große Feste: Sâwani, Baisâkhi und Phagua oder Holi (heilige Feuer). Die beiden ersteren werden so genannt nach den Monaten, in denen sie stattfinden; an ihnen bringen sie den Dorfgöttern und Sairi Devi ein Brandopfer, eine Ziege und ein Huhn, dar. Am Phaguafest zünden sie nicht das heilige Feuer an, trinken aber und geben sich rohen Ausschweifungen hin. Sie glauben, daß böse Geister in einigen Bäumen sich aufhalten; bei diesen Bäumen bringen sie Opfer dar, und nie werden sie dieselben umhauen oder auf sie hinaufklettern. Sie glauben auch, daß Devi auf bestimmten Hügeln oder Bergen wohne, und deshalb opfern sie dort gelegentlich eine Ziege. Vor diesem Tier haben sie einen besondern Respekt. Bevor sie eine Ziege opfern, füttern sie dieselbe mit einigen Reiskörnern und dann gießen sie ihr etwas Wasser über den Kopf. Das nennen sie die Ziegenverehrung. Zuweilen entlassen sie nach dieser Verehrung die Ziege in den Dschungel, wie die Israeliten den Sündenbock in die Wüste trieben. Das geschieht besonders bei der Deviverehrung während einer ansteckenden Krankheit[2].

Die Parahiyas schwören auf das Haupt ihrer Söhne oder indem sie einen Kuhschwanz halten. Die Eide werden besonders zur Schlichtung von Privatstreitigkeiten über Stammessitten gebraucht. Sie haben auch ihre Ordale und gute und böse Vorzeichen. Die Träume werden von dem Ältesten der Familie gedeutet und zeigen immer das Mißfallen der geheiligten Toten an. Krankheiten kommen stets von ihnen, und in solchen Fällen wird ein Ojha (eine Art Zauberer) zu Rate gezogen. — Zu ihren Tapus gehören z. B. das Rindfleisch, das sie nie essen; doch geben sie zu, daß sie diesen Gebrauch erst in den

[1] Crooke, The Tribes and Castes IV 129.
[2] Ebd. IV 130.

neueren Zeiten von den Hindus entlehnt haben. Sie essen nur Speisen, die von einem Stammesgenossen gekocht sind. Die Frauen dürfen kein Schweinefleisch genießen und auch an den Religionsübungen nicht teilnehmen. Sie gebrauchen frei geistige Getränke, die sie als Mittel gegen die Malaria ansehen, aber gewohnheitsmäßige Trunksucht gilt als schimpflich. Bei Begrüßung eines Höhergestellten stellen sie sich auf ein Bein, nehmen ihre turbanähnliche Kopfbedeckung ab und verneigen das Haupt fast bis auf den Boden[1].

10. Die Kols in Mirzapur.

Der Name Kols ist eigentlich ein Gattungsname, der verschiedenen miteinander nahe verwandten Völkerschaften der Nordwestprovinzen und Bengalens beigelegt wird, nämlich den Munda-Kols oder Mundaris in Chota Nagpur, den Larka-Kols oder Hos in Singbhum, den Bhumii in Manbum und den Kols in Mirzapur. Wir reden hier nur von den letzteren, von den andern Kols werden wir später handeln. — Darin kommen alle überein, daß die Kols in Mirzapur, die in beträchtlicher Zahl längs des Vindhya-Kaimur-Plateaus wohnen, zu den einheimischen sog. Dravidastämmen gehören. Über ihre Herkunft existieren verschiedene, sehr voneinander abweichende Sagen, aus denen sich nichts Sicheres entnehmen läßt. Sie haben einen Stammesrat, in dem nur die Familienhäupter einen Sitz haben. Dieser Rat entscheidet über alle Fragen in Bezug auf Ehe und Moralität. Er tritt meist bei Gelegenheit von Hochzeiten und Begräbnissen zusammen. Das Amt des Obmannes oder Vorsitzenden ist erblich. Alle Übertretungen werden an den Obmann berichtet, der, wenn er die Angelegenheit für wichtig hält, einige von den Gliedern des Rates zusammenruft und mit ihnen beratschlagt. Doch ist er nicht an ihren Rat gebunden. Er selbst entscheidet und erläßt die Befehle. Die gewöhnliche Strafe ist eine Geldbuße, die zum Unterhalt der Stammesangehörigen verwendet wird. Bei ernsteren Vergehen wird der Schuldige aus der Kaste gestoßen, zuweilen für einen langen Zeitraum, und nur wieder aufgenommen, wenn er die Genossen bewirtet. Jeder Widerstand gegen den Befehl des Obmanns wird schwer geahndet.

Die Geschlechtsabteilungen (Klans, Kuris) sind endogam; doch gibt es keine Heiraten unter Personen, deren Verwandtschaft bekannt ist, oder in die Familie des mütterlichen Großvaters oder der Schwester des Vaters. Die Verhandlungen betreffs Verheiratung werden vom Vater des Bräutigams eingeleitet, der, wenn ihm das Mädchen gefällt, ihrem Vater $1^1/_4$ Rupie sendet. Die Kols heiraten, wie die meisten Hindus, nie in der dunkeln Hälfte des Mondmonats und nur in bestimmten Monaten. Die Braut wird in das Haus des Bräutigams gebracht, darf aber nicht für die Familie kochen, bis ein Dorfsterndeuter eine günstige Zeit festgesetzt hat. Ist die Zeit gekommen, so bereitet sie ein Mahl aus gesottenem Reis und Hülsenfrüchten. Alle Freunde des Bräutigams essen von dieser Speise und geben der Braut ein Geschenk, eine Art Aussteuer. Die Kols zeigen zwar Abneigung gegen die Polygamie, aber dies ist nur Sache

[1] Ebd. IV 131.

der Vollkommenheit, und die meisten von denen, die es sich leisten können, halten mehrere Weiber. Die Weiber werden so mit Arbeit überladen, daß die erste oft ihrem Mann eine zweite Gefährtin wählt. Sie streiten selten miteinander, und in einer Kolsfamilie trifft man selten das Zanken und Keifen, das in Hinduhaushaltungen so gewöhnlich ist[1].

Im allgemeinen sind alle Männer und Frauen verheiratet; ledig bleiben nur die Männer, die so arm sind, daß sie den Brautpreis nicht aufbringen können, und die Frauen, die an Aussatz, Blindheit oder sonst einer unheilbaren Krankheit leiden. Auch die Witwen werden wieder verheiratet. Konkubinat mit einer nicht zum Stamme gehörigen Frau ist verboten, aber ein Mann mag mit jeder Frau des Stammes verkehren, wenn er nur den Genossen ein Fest bezahlt, und die aus dieser Verbindung gebornen Kinder werden als rechtmäßig angesehen. Der geschlechtliche Verkehr mit einem unverheirateten Mädchen wird geduldet; wenn aber das Mädchen ein Verhältnis mit einem nicht zum Stamm Gehörigen unterhält, wird es ausgestoßen. Kinderheiraten sind nicht gewöhnlich, aber ein Mädchen, das zur Pubertät gelangt ist, ledig zu lassen, gilt für die Eltern als schimpflich. Leben die Eltern der beiden Heiratskandidaten, so wird ihre Einwilligung als wesentlich betrachtet. Sind Vater und Mutter gestorben, so geht ihr Recht, die Ehe zuzulassen oder zu verweigern, auf den väterlichen Onkel oder den älteren Bruder des Mädchens über. Die Verwandten untersuchen genau die Brautleute auf ihre physischen Defekte; werden solche Defekte erst nach der Eheschließung entdeckt, so annullieren sie die Ehe nicht. Bei den Kols findet sich keine Spur einer Überlieferung, daß jemals Polyandrie oder das ius primae noctis geherrscht habe; aber in Riwa und Palámau scheint das letztere vor noch nicht langer Zeit bestanden zu haben oder vielmehr von dem Radjah beansprucht worden zu sein.

Ehescheidung ist zulässig im Falle habitueller Untreue oder wegen Genusses von Speisen, die in der Kaste verboten sind. Doch sind Ehescheidungen wegen Untreue selten, da das Vergehen dem Stammesrat durch Augenzeugen oder sonst ganz sichere Gründe genügend bewiesen werden muß. Weiber mit Kindern werden sehr selten verstoßen. Wird ein Weib entlassen wegen Ehebruchs mit einem Manne aus einem andern Stamm, so wird sie dauernd ausgestoßen und kann nicht mehr in den Stamm aufgenommen werden. Geschiedene Weiber unterhalten oft geheimen Verkehr mit Männern aus demselben Stamm, Prostitution aber ist unbekannt, und unverheiratete Frauen leben im allgemeinen besser als Hindus von derselben Gesellschaftsstufe. Der Verführer einer verheirateten Frau wird oft vom Stammesrat gezwungen, ihrem Manne die Heiratsauslagen zu vergüten. Kinder einer Konkubine, die zum Stamm gehört, werden als rechtmäßig anerkannt. Die Witwe darf den jüngeren Bruder ihres verstorbenen Mannes heiraten; ja dieser Bruder ist verpflichtet, dies zu tun, und erst wenn er sich weigert, dieser Pflicht nachzukommen, darf sie einen andern Mann nehmen. Bleibt die Witwe unverheiratet, so hat sie ein Recht auf den Unterhalt; verheiratet sie sich wieder, so verliert sie alle Rechte auf den Besitz ihres früheren Mannes, und ihre Kinder bleiben beim väterlichen

[1] Crooke, The Tribes and Castes III 298.

Onkel. Die Annahme an Kindes Statt richtet sich vielfach nach Regeln, die eine Anlehnung an den Hinduismus zeigen [1].

Den Vater beerben die Söhne, und zwar zu gleichen Teilen, nur daß der älteste Sohn irgend etwas, z. B. einen Ochsen oder ein Gefäß, mehr bekommt als die andern. Gewöhnlich jedoch wird die Erbschaft nicht geteilt, bevor der jüngste Sohn das nötige Alter erreicht hat, und auch später noch zeigen die Brüder eine Neigung, das Vermögen zusammenzulassen. Die Töchter haben kein Erbrecht, nur das Recht auf Unterhalt im Fall, daß sie mit ihren Männern nicht auskommen können und zum Vaterhause zurückkehren müssen. Die Söhne erben gleichmäßig, auch wenn sie verschiedene Mütter haben. Wenn eine Witwe mit einem Kind an der Brust sich wieder verheiratet, so kann sie das Kind zu ihrem neuen Mann ins Haus bringen, und dieser muß es ernähren bis zur Verheiratung, wenn es ein Mädchen, oder bis es sich selbst erhalten kann, wenn es ein Knabe ist. — Bei der Geburt eines Knaben singen die Frauen des Klans ein Freudenlied. Es besteht eine elementare Form der Couvade in der Theorie, daß der Mann ebenso unrein ist wie die Frau, abgesondert sitzt, für sie kocht und einen Schluck von dem Reinigungstrank nimmt, den man der Frau gibt. Bei den fortgeschritteneren Kols wird die Frau bis zum zwölften Tage für unrein gehalten. Das Kind erhält gewöhnlich im sechsten Monat, wenn es zuerst mit Korn ernährt wird, seinen Namen. Sie scheinen keine Art von Ordal bei der Wahl des Namens anzuwenden, das Kind erhält gewöhnlich den Namen eines verstorbenen Ahnen, von dessen Geist man annimmt, daß er in den Leib des Kindes eingezogen sei. Bis das Kind entwöhnt wird (ungefähr neun Monate), hat der Mann keinen Umgang mit seiner Frau.

Die Kols haben eine regelrechte Form der Verlobung, bei der an manchen Orten schon ein Teil des Brautpreises bezahlt wird. Der Brautpreis beträgt fünf Rupien, ein Lendentuch und fünf Maß Reis in der Hülse. Aus den vielen Hochzeitszeremonien heben wir hervor das Hochzeitsmahl und das Zusammenessen der Braut und des Bräutigams, bei dem sich der letztere weigert mitzutun, bis er vom Vater der Braut ein Geschenk erhält [2]. — Die Frauen werden im allgemeinen ziemlich gut behandelt und die Kinder zärtlich geliebt [3].

Sobald jemand zum Sterben kommt, wird er aus dem Hause getragen und auf den Boden gelegt. Leute, die an der Cholera oder den Pocken sterben, werden immer in den Fluß geworfen. Bei den weniger von den Hindus beeinflußten Kols werden die Leichen der andern Verstorbenen an einen passenden Platz im Dschungel gebracht und dort in oberflächlicher Weise verbrannt; bei den übrigen herrscht die bei den Hindus der niederen Kasten übliche Begräbnisweise. Bei der Heimkehr von der Verbrennungsstätte eröffnet der Haupttrauernde den Zug; ihm folgen seine Begleiter, die ihn gegen den Geist des Toten verteidigen. Nach der Ankunft im Hause des Toten reinigt jeder Leidtragende den Mund und die Hände und kehrt heim. Von diesem Augenblick an bis zum nächsten Abend fasten die Männer des Stammes, dann versammeln sie sich und essen gemeinsam. Der Hauptleidtragende, der den Scheiterhaufen

[1] Ebd. III 301. [2] Ebd. III 308—309. [3] Ebd. III 315.

anzündet, pflanzt einige Halme von dem heiligen Kusagras neben einem Wasser in den Boden; auf diesen Boden als den Wohnsitz für den wandernden Geist gießen die Stammesgenossen, nachdem sie sich gebadet, etwas Wasser. Der Mann, der den Scheiterhaufen errichtet hat, geht mit einem Kessel und einem Stück Eisen in der Hand herum, um die Geister fernzuhalten.

Bei jedem Stammesfest wird den Geistern der Verstorbenen ein Huhn geopfert und etwas Likör auf den Boden gegossen. Das Opfertier wird von den Teilnehmern verzehrt, die auch Butter und rohen Zucker als Opfer in das Feuer werfen. Während des Opfers sagen sie: „Schädige uns und unsere Kinder nicht!" Sie fürchten die Geister der Toten sehr. Diese erscheinen in Träumen und belästigen diejenigen, die sie nicht gebührend versöhnen. Die Seelen der verstorbenen Frauen werden von Frauen, die der verstorbenen Männer von Männern versöhnt. Personen, die eines unnatürlichen oder ungewöhnlichen Todes gestorben sind, werden noch besonders versöhnt, und dies ist das Amt des Dorf-Baiga, der die wandernden bösen Geister in einen Schrein unter einem Baume bannt, wo er ihnen, wenn sie das Dorf besuchen, ein Huhn opfert, das er selbst verspeist. — Die Mirzapur-Kols verneigen sich vor Sûraj Nârâyan, dem Sonnengott, wenn sie am Morgen das Haus verlassen; doch scheinen sie ihn nicht mehr zu verehren als alle Hindus, jedenfalls weniger als ihre Verwandten, die Mundas in Bengalen. Sie verehren auch Dämonen und Geister, ferner die Gesamtheit der Dorfgötter durch den Dorf-Baiga. Außerdem gibt es noch besondere Gottheiten. Von diesen ist die hauptsächlichste Gansâm, die gewöhnlich mit Bara Deo, dem „großen Gott", einem Gott der Gonds, identifiziert wird. Er wird vom Baiga außerhalb des Dorfes in einer rohen Hütte verehrt, in der er auf einer Plattform aus Lehm ausruhen kann, wenn er Lust hat. Eine rote Flagge kennzeichnet seinen Tempel. Er ist der Beschützer der Ernte und wird vom Baiga durch das Opfer eines Huhns, einer Ziege oder eines Ferkels und mit einer Likörlibation versöhnt. Eine andere Gottheit ist Bâja Lâkhan, ein vergötterter Radjah. Endlich haben die Kols noch andere kleinere Götter, die etwas mehr sind als die gewöhnlichen Dorfgötter und Menschen und Vieh an bestimmten Orten beschützen. Auch die Zeremonie des Sündenbocks wird vom Baiga bei Epidemien vorgenommen[1]. Der Hausgott ist Dulha Deo, der besonders von den Frauen bei der Hochzeit mit unblutigen Opfern (Kuchen und Milch) verehrt wird. Er hat seinen Platz in der Küche. Der Hausherr opfert gelegentlich auch den Seelen der Verstorbenen ein Huhn, einen Widder oder eine Ziege.

Die Kols schwören beim Lehrer der Religion (guru), beim Ganges, indem sie die Hand auf eine Axt oder Sichel legen, oder sie schwören, indem sie den Schuh eines Brahmanen aufheben. „Mögen meine Kinder sterben, wenn ich lüge", lautet die gewöhnliche Form. Sie glauben an die Vorbedeutung der Träume, die vom ältesten Mann in der Familie gedeutet werden. Amulette sollen sie gegen dämonische Einflüsse schützen usw. Sie haben auch ihre Tapus. Sie verehren z. B. die Kuh und verletzen sie nie. Jedes Haar am Leib der Kuh gilt als ein kleiner Gott, und wer eine Kuh tötet, beleidigt

[1] Crooke, The Tribes and Castes III 312.

ebensoviele kleine Götter, als die Kuh Haare hat. Sie gebrauchen aber die Milch als Nahrung. Ein Kol wird nie eine Speise essen, die ein Dhobi, ein Dom, Agariya oder Dharkâr berührt hat. Kinder dürfen an der religiösen Verehrung nicht teilnehmen, und nur die Hauptfrau erzeigt den Ahnen oder dem Dulha Deo ihre Verehrung. Auch gewisse Dörfer, wo Morde vorgekommen sind oder Leute von schlechter Lebensführung sich aufhalten, sind am Morgen tapu.

11. Die Mundas[1].

Die Mundas (Mundaris) in Bengalen, besonders im Distrikt Lohardaga, gehören, wie schon erwähnt, zu den Kols und werden auch Munda-Kols genannt. Sie behaupten, sie hätten keinen Radscha gehabt, als sie sich zuerst in Chota Nagpur niederließen. Sie bildeten eine Art Konföderation kleiner Staaten. Jedes Dorf hatte sein Oberhaupt (munda = Haupt), und da das Dorf oft nur aus einer Familie bestand, hatten seine Bewohner alle die Würde des Munda, und so wurde der Name dem ganzen Stamme gegeben. Die Mundadörfer haben alle ihren eigenen Stab von Beamten, und die ganze Einrichtung scheint aus uralter Zeit zu stammen. Das Land war in Gruppen von zwölf oder mehr Dörfern eingeteilt, die man Parhás nannte und an deren Spitze ein Munda stand. Obwohl heute die Regierung diese Parhás nicht anerkennt, unterwirft sich doch das Volk der Jurisdiktion derselben, und alle Fragen über ihre gesellschaftlichen Beziehungen zueinander werden von diesen Parhás-Versammlungen geregelt. Außerdem hatte jedes Dorf seine erblichen öffentlichen Beamten, die noch heute bestehen. Die hauptsächlichsten unter ihnen sind die einflußreichsten Familienhäupter. Sie bildeten ursprünglich die Kolonie, und jeder von ihnen ist ein Pfeiler des kleinen Staates, der Khunt genannt wird. Das Haupt eines dieser Khunts ist der Vorsteher (munda), das eines andern der Priester (páhn) und zuweilen das einer dritten der Abgeordnete des Munda. Die Hauptleute haben keine höheren Rechte auf die von andern Dorfbewohnern bebauten Ländereien. Sie sind nicht Grundherren, sondern Vorsteher, und sie und die Leute, die sich ihrer Herrschaft unterwarfen, besitzen ihren bebauten Boden als Erben derjenigen, die ihn zuerst benutzten.

Die Religion der Mundas zeigt schamanischen Charakter. Sie machen keine Bildwerke ihrer Götter und verehren auch keine Symbole, aber sie glauben, daß die unsichtbaren Götter, wenn sie durch Opfer günstig gestimmt werden, ihre zeitweilige Wohnung an einem ihnen besonders geweihten Platz nehmen. So haben sie ihre „erhabenen Plätze" und ihre Haine. Die ersteren sind mächtige Felsmassen, die letzteren Überreste von Urwäldern, die man stehen ließ, um die Waldgeister nicht zu beunruhigen.

Von der höchsten Gottheit der Mundas schreibt Dalton[2]: „Singbonga, der Schöpfer und Erhalter, wird als die Sonne angebetet. Man richtet an ihn Gebete und Opfer als an eine wohlwollende Gottheit, die an der Zerstörung eines Geschöpfes keine Freude hat, obwohl sie als Vater ihre irrenden

[1] Hunter, A Statistical Account of Bengal XVI 266 ff.
[2] Bei Hunter a. a. O. XVI 272.

Kinder straft, und ihm gebührt unsere Dankbarkeit für alle Wohltaten, die wir genießen." Genaueres über den Gottesbegriff der Mundas berichtet der protestantische Missionär Jellinghaus[1], der sich lange bei ihnen aufgehalten hat. Er erzählt, wie er selbst mit dem allgemein herrschenden Vorurteil in seine Mission gekommen sei, die Heiden hätten keine Erkenntnis des allmächtigen Schöpfers und Lenkers aller Dinge. Als er einst mit einem gebildeten Hindu disputierte, der behauptete, auch ohne Offenbarung wisse jedes Volk, daß ein Gott sei, bekämpfte er diese Ansicht. „Wie staunte ich aber, als ich an das Studium der Munda-Kol-Sprache und der religiösen Sagen und Sprichwörter dieses Volkes heranging und fand, daß sie in ihrer Grundanschauung durchaus monotheistisch, ja daß das Dasein des einen, guten Gottes ihnen in ihren Reden im täglichen Leben so selbstverständlich ist wie uns Europäern, wenn wir von Gott reden. Späterhin habe ich immer mehr gesehen, daß alle Heiden wissen, daß Gott sei, und daß, wenn ein Dutzend Heiden der verschiedensten Art mit Mohammedanern und Christen gemeinsam sitzen, es ihnen in ihren Reden von Gott und Gottes Schickung so selbstverständlich erscheint, daß Gott nur Einer und für sie alle derselbe sei, wie daß es nur eine Sonne gibt."

„Die Munda-Kols nennen Gott Singbonga und die bösen Geister Bonga und unterscheiden sie als ikir bonga Tiefengeister oder Wassergeister, buru bonga Berggeister und marang bonga großer Bonga, der gefürchtetste von allen Bongas, der im marang buru (Großer Berg) wohnen soll. Was das Wort bonga bedeutet, ist schwer zu sagen, es ist noch das wahrscheinlichste, daß es Geist bezeichnet. Die Übersetzung des Wortes bonga mit ‚Teufel' hatte dahin geführt, daß man Singbonga, da singi die Sonne heißt, mit ‚Sonnenteufel' übersetzte und also annahm, daß Singbonga nur ein großer, böser Geist sei, der in der Sonne wohne. Aber keiner, der die Mundasprache gelernt und die religiösen Sagen des Volkes erforscht, hätte auf diese Anschauung kommen können. Aus allen Sagen und Reden der heidnischen Kols geht hervor, daß sie Singbonga nicht nur für den Schöpfer der Erde, sondern auch der Sonne erkennen, auch findet sich bei ihnen nichts von Anbetung der Sonne beim Aufgang oder beim Untergang." [2]

Ganz besonders offenbart sich ihr Gottesbewußtsein in ihren nationalen Sagen von der Schöpfung, der großen Flut und der Vernichtung der Assur durch Singbonga. Sie erzählen, Singbonga habe die Erde geschaffen (einen Unterschied von Machen und Schaffen kennt ihre Sprache nicht) und dann aus Erde die Gestalt eines männlichen Kindes geschaffen und ihr Leben gegeben. Später schuf er ein Mädchen. Die Nachkommen dieses ersten Paares seien böse geworden und hätten sich nicht waschen und nicht arbeiten, sondern nur tanzen und trinken wollen. Da sei eine Flut von Feuer-Wasser gekommen, und alle seien darin ertrunken. Nur ein Bruder und eine Schwester hätten sich in einem Baum verborgen und seien so gerettet worden. Von diesen beiden Menschen, sagen sie, stammen alle Völker ab, die Verschiedenheit der Kasten sei aus der Verschiedenheit der Beschäftigung entstanden. Um die Menschen vor einem neuen

[1] Allgem. Missionszeitschrift, hrsg. von G. Warneck, I (1874) 29 ff. [2] Ebd. 30.

Untergang durch heftige Wasser zu bewahren, schuf er die Schlange Lurbing, damit sie als Regenbogen den zu heftigen Regen aufhalte. Wenn zu viel Regen kommt, so bläst die Schlange auf Singbongas Befehl ihre Seele als Regenbogen gen Himmel und macht so dem Regen ein Ende. In der Zwischenzeit, solange der Regenbogen am Himmel steht, ist die Lurbing tot. Die Mundas nennen deshalb allgemein den Regenbogen Lurbing [1].

Auch die Sprichwörter der heidnischen Munda-Kols, von denen uns der Missionär Jellinghaus eine Anzahl mitteilt, zeigen klar das Gottesbewußtsein dieses Volkes [2]. Wir erwähnen nur folgende: „Groß im Himmel ist Singbonga, er hat Himmel und Erde geschaffen; keiner ist größer als er." „Wie wir im Hause ein Licht anzünden, so hat am Himmel Singbonga die Sonne gesetzt, damit sie im ganzen Lande leuchte." Wenn dem Kol widersprechende Befehle oder Ratschläge von verschiedenen Herren gegeben werden, so sagt er ironisch: „Im Himmel ist ein Singbonga, aber auf Erden sind fünf Singbongas. Was sollen wir machen? Wir sind ja dumm." Wenn eine Frau glaubt, daß ihr Mann ihr untreu wird, so sagt sie wohl: „Singbonga hat dich für mich bestimmt, und du gehst zu einer andern." Wenn einer beraubt wurde, so tröstet ihn der andere und sagt: „Singbonga ist der Geber, sei du nicht kleinmütig. Singbonga sieht es, Singbonga wird Strafe geben. Wieviel Tage wird er es essen?" Wenn sie einander zur Aufrichtigkeit ermahnen, sagen sie wohl: „Durch unser Verbergen wird es nicht verborgen, Singbonga wird es durch den Augenschein zeigen." Wenn einer arm und hungrig ist, tröstet er sich: „Was soll ich machen? Ich bin hungrig, aber der die Ameisen und Vögel füttert, wird auch geben. Warum sollte er nicht geben?" Wird jemand verleumdet und verlacht, so antwortet er wohl: „Singbonga, der im Himmel wohnt, wird meiner nicht spotten." Geschieht ein Unrecht im Land und ist kein Richter und Helfer da, so sagt der Kol: „Singbonga ist allmächtig, aber er ist zu weit." Wenn ein liebes Kind gestorben, sagen sie oft: „Was soll ich machen? Singbonga hat es geschaffen, Singbonga hat es genommen, ich bin machtlos, ich kann mein eigenes Leben nicht an seiner Statt geben." Diese Sprichwörter verraten auch einen ziemlich klaren Begriff von der göttlichen Vorsehung.

Nach einer Mundalegende soll Singbonga als Sonne den Mond (Chandra) geheiratet haben. Die Sterne sind die Kinder dieser Verbindung [3]. „Alle andern Gottheiten (Geister) werden als dem Singbonga untergeordnet angesehen, und obwohl sie übernatürliche Kräfte besitzen, gibt es Fälle, die ihren Machtbereich übersteigen; aber wenn sie in solchen Fällen angerufen werden, so ist es ihre Pflicht, bei Singbonga Fürsprache einzulegen und so ihren Verehrern die nachgesuchte Linderung zu verschaffen. Dieser Begriff von der Macht der Fürbitte der untergeordneten Geister ist bemerkenswert." [4] Sonderbar ist auch folgende Geschichte, die ein Mundaripriester (páhn) dem Oberst Dalton erzählte. Früher waren Leute im Himmel, die Singbonga dienten. Sie standen von diesem Dienste ab, weil sie bei einem Blick in einen Spiegel ihr Gesicht sahen

[1] Ebd. 30—31. [2] Ebd. 32—34.
[3] Hunter, A Statistical Account of Bengal XVI 272. [4] Ebd.

und wahrnahmen, daß sie Gottes Ebenbilder und deshalb seinesgleichen seien. Daraufhin vertrieb sie Gott aus dem Himmel, und sie fielen auf einen Platz, der Terasi Pirhi Ekasibasi genannt wird. Dort fanden sie viel Eisenerz, sie machten sofort Öfen, um dasselbe zu schmelzen; das Feuer verbrannte die Bäume und das Gras, und der Rauch und die Funken stiegen zum Himmel auf. Das ging Tag und Nacht voran und störte Singbonga, der befahl: wenn sie während des ganzen Tages arbeiteten, so sollten sie während der Nacht aussetzen, oder wenn sie die ganze Nacht arbeiteten, sollten sie während des Tages ruhen. Aber sie gehorchten nicht, obwohl er wiederholt Boten sandte. Jetzt stieg Singbonga selbst auf die Erde herab und hielt sich inkognito bei einem alten Ehepaare auf. Da nun die Schmelzöfen stets zusammenbrachen, fragten die Schmelzer, als sie dem Singbonga begegneten, was sie dagegen tun sollten. Dieser antwortete ihnen: „Ihr müßt ein Menschenopfer darbringen." Weil sie aber keinen Menschen finden konnten, bot Singbonga sich selbst an. Unter seiner Leitung machten sie einen neuen Ofen, stellten ihn hinein, schürten das Feuer, und als die Hitze groß genug war, besprengten sie das Feuer mit Wasser. Da kam Singbonga unbeschädigt heraus, und aus dem Ofen kam ein Strom von Gold, Silber und funkelnden Edelsteinen hervor. „Seht", sagte Singbonga, „das hat ein einziger Mensch getan, wenn ihr alle so durch den Ofen geht, welche ungeheure Masse von Schätzen werdet ihr haben!" Da gingen sie alle in den Ofen hinein und befahlen den Weibern mit dem Blasebalg das Feuer zu schüren. Bald schrieen sie drinnen furchtbar, und die Weiber bekamen Angst, aber Singbonga sagte ihnen: „Fahret fort, denn sie streiten sich drinnen über die Teilung der Beute." So kamen die Männer um. Um die Frauen zu trösten, verwandelte sie Singbonga in untergeordnete Gottheiten (bhûts) und wies einigen einen Felsen, andern einen Hain oder Fluß usw. als Wohnung an. So entstanden die Marang-Buru der Hügel, die Desaulis der Haine und die Naga Eras der Ströme, welche die Mundas durch Opfer verehren und in Krankheiten, zur Erlangung einer guten Ernte usw. anrufen[1].

„Vor der Verheiratung", schreibt Jellinghaus[2], „ist das Leben der Jugend ein durchaus liederliches und unsittliches. Es wird allgemein bei den Kols als selbstverständlich angesehen, daß die unverheirateten Burschen und Mädchen einige Jahre wild durcheinander, wie sie sagen, ‚herumspielen'. . . . Wenn man die Heiden fragt, ob das nicht schändlich, so bekennen sie aber doch immer, daß dies auch vor ihrem Gewissen Sünde sei. Es zeigt sich in vieler Beziehung, daß trotz der allgemeinen Unsitte ‚des Gesetzes Werk in ihr Herz geschrieben', denn bessere heidnische Eltern suchen mit Mühe, wenn auch meist vergeblich, ihre Töchter zurückzuhalten und dulden in ihrer Gegenwart schmutzige Lieder nicht."

---

[1] Hunter, A Statistical Account of Bengal XVI 272—275. In etwas anderer Form berichtet Jellinghaus (Allgem. Missionszeitschrift I 31) und die Zeitschrift für Ethnologie (1872) dieselbe Legende. Danach soll Singbonga seinen Sohn in Gestalt eines aussätzigen Knaben auf die Erde gesandt haben, der auf die obengenannte Weise das stolze Geschlecht der Eisenschmelzer Assur vernichtete und aus den Frauen Geister bildete.

[2] Allgem. Missionszeitschrift I 66.

Die Ehen werden nicht von den Brautleuten, sondern von den Eltern beschlossen. Der Brautpreis schwankt zwischen 4 bis zu 20 Rupien. Ist der Hochzeitstag festgesetzt, so zieht der Bräutigam, begleitet von jungen bewaffneten Männern, zum Hause der Braut. Sobald sie sich dem Dorfe der Braut nähern, kommen die Freunde der letzteren ebenfalls bewaffnet ihnen entgegen, es findet ein Scheinkampf statt, der damit endet, daß alle unter wildem Lärm in das Dorf stürmen. Braut und Bräutigam werden nun mit Gelbwurz (turmeric) gesalbt und dann nicht aneinander, sondern an zwei Bäume gebunden, die sie mit rotem Blei (sindur) berühren müssen. Nachher werden sie einander gegenübergestellt, so daß sie sich das Angesicht zuwenden. Die Braut steht auf einem curry-stone (Stein zu Bereitung des Curry), der auf einer Pflugschar ruht. Der Bräutigam stellt sich mit seinen Füßen auf die Zehen der Braut und reibt rotes Blei auf ihre Stirn, sie tut dasselbe dem Bräutigam. Dann gießen die Brautjungfern beiden Wasser über den Kopf. Dies ist der Schluß der eigentlichen Hochzeitszeremonie. Die Brautleute ziehen sich in ein Gemach zurück, um die Kleider zu wechseln, erscheinen aber nicht mehr, bis der Hahnenruf den Tagesanbruch meldet. Dann rennen die Brautjungfern, die während dieser Zeit vor dem Hause getanzt und gesungen hatten, in das Gemach, bringen Braut und Bräutigam hervor, führen sie zu einem Wasser, wo sie sich baden und die Kleider waschen. Hierauf nimmt die Braut ein Gefäß voll Wasser auf den Kopf, und der Bräutigam schießt dann zwischen ihrem Arm und Kopf einen Pfeil ab, den sie holt, mit den Füßen aufhebt und mit einer Verbeugung dem Bräutigam übergibt. Sie will so ihre Geschicklichkeit in der häuslichen Verrichtung und ihre Unterwürfigkeit unter den Mann bezeigen, und er drückt durch das Abschießen des Pfeiles aus, daß er ihr Führer und Beschützer sein will [1].

Gleiche Teilung des Eigentums unter den Söhnen ist der herrschende Gebrauch bei der Erbfolge; aber die Familie bleibt zusammen, bis der jüngste Knabe großjährig ist, und dann erst wird das Vermögen geteilt. Die Schwestern werden wie ein Vermögensstück betrachtet und wie ein Stück Vieh den Brüdern zugeteilt. Hinterläßt z. B. ein Vater beim Tode drei Söhne und drei Töchter und dreißig Stück Vieh, so erhält bei der Teilung jeder Sohn zehn Stück Vieh und eine Schwester. Ist nur eine Schwester vorhanden, so wartet man, bis sie sich verheiratet; dann wird der Brautpreis (pan), den ihr Mann der Familie bezahlt und der gewöhnlich in sechs Stück Vieh besteht, unter die Brüder verteilt.

In den Totengebräuchen stimmen die Mundas fast ganz mit den Hos in Singbhum und den übrigen Kols überein [2]. Der Leichnam wird auf einem Holzstoße mit dem Kopf nach Süden und den Füßen nach Norden verbrannt. Wohlhabende Verwandte geben dem Toten Messinggefäße, Geld, Reis, Kleider usw. zum Verbrennen mit auf den Scheiterhaufen und opfern daneben noch einen oder mehrere Ochsen, damit der Tote auch im Jenseits habe, wessen er bedarf. Die Asche und die Knochenreste des Leichnams werden gesammelt und in eine Urne gelegt, die man oft lange im Hause aufbewahrt, um sie später im Familiengrab beizusetzen [3]. — Krankheit und Tod halten die Kols für Wirkungen der

[1] Hunter a. a. O. 276. [2] S. unten S. 330 f. [3] Allg. Missionszeitschrift I 70.

bösen Bongas, doch sprechen sie auch davon, daß Singbonga den Tod sende. Weil sie bei Krankheiten immer mit Furcht an böse Geister denken, fliehen die Verwandten, soviel sie können, das Haus und betragen sich oft recht roh und herzlos, besonders wenn sie infolge des Todesfalles noch Land zu erben hoffen.

Feststehend ist bei ihnen „der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode". Ja sie sehen so sehr die Seele als etwas Selbständiges gegenüber dem Leibe an, daß sie beim Röcheln des Sterbenden sagen: „Der Leib bewegt sich noch, die Seele (roa) ist schon fortgegangen." Man redet von „jenem Lande" und sagt, daß nur dort wirkliche Freude sein könne, diese Erde sei „des Schmerzes Haus". Die Kols glauben, daß die Guten in jenem Lande Freude haben, die Bösen aber mit den bösen Geistern in der Hölle sein werden, daß diese Hölle („Das Feuerhaus") im Süden liege und es dort Tag und Nacht brenne. Sie schlafen deshalb nie mit dem Kopf nach Süden, weil dadurch die Teufel schädlichen Einfluß gewinnen könnten. „Doch obwohl sie sagen, daß die Bösen in der Hölle wären, oder auch, daß sie als Geister wandern müßten, und daß die Guten im Himmel bei Singbonga seien, so habe ich doch keine faßbare, gewisse Spur finden können, daß diese Furcht oder Hoffnung auf ihr sittliches und religiöses Leben wirklichen Einfluß übt." [1]

12. Die Hos.

Wie die Mundas gehören auch die Hos oder Larka-Kols, wie sie auch genannt werden, zu der weitverzweigten Familie der Kols. Ihre Wohnsitze haben die Hos im Singbhum-Distrikt im Südosten von Chota Nagpur [2]. Sie verdienen unsere besondere Beachtung, weil sie sich bis in die neueste Zeit gegen alle andern Stämme möglichst absperren und deshalb am sichersten den Urtypus des eingebornen Kolarier darstellen. Ho oder Hore bedeutet eigentlich Mensch, und wir finden hier den Gebrauch sehr vieler primitiver Naturvölker wieder, die sich ebenfalls „Menschen" nennen, z. B. die Inuits u. a. Noch heute dulden die Hos keine Fremden als Landbesitzer in ihrer Nähe.

Die Hos haben eine Überlieferung über die Erschaffung der Welt und den Ursprung des Menschengeschlechtes [3]. Singbonga, der große Gott der Hos, schuf zuerst die Erde mit Felsen und Wasser und bekleidete sie mit Gras und Bäumen, dann schuf er die Tiere, und zwar zuerst die Haustiere, dann die wilden Tiere. Als alles für den Aufenthalt der Menschen fertig war, schuf er einen Knaben und ein Mädchen und brachte sie in eine Höhle auf dem Grunde einer großen Schlucht. Da er aber fand, daß sie zu unschuldig waren, um Hoffnung auf Nachkommenschaft zu erwecken, lehrte er sie die Bereitung des illi, des Reisbieres, das die Leidenschaften des Menschen erregt, und so wurde die Erde bevölkert. Als die ersten Eltern zwölf Knaben und zwölf Mädchen gezeugt hatten, bereitete Singbonga ein großes Fest mit Fleisch von Büffeln, Ochsen, Ziegen, Schafen, Schweinen, Hühnern und Vegetabilien, bildete

[1] Allgem. Missionszeitschrift I 70—71.

[2] Vgl. Hunter, A Statistical Account of Bengal XVII 30; Missions catholiques 1897, 381 ff.

[3] Vgl. Missions catholiques 1897, 381.

aus den Brüdern und Schwestern Ehepaare und sagte jedem Paar, es solle nehmen, was ihm am besten gefalle, und verreisen. Die ersten beiden Paare nahmen das Ochsen- und Büffelfleisch, und von ihnen stammen die Hos und die Bhumij; das zweite Paar nahm nur die Vegetabilien, und das sind die Stammeltern der Brahamen und Kshattriyas; andere nahmen Ziegen und Fische — die Ahnen der Sudras. Ein Paar nahm Schellfische und wurden die Bhuiyás, zwei Paare nahmen Schweine und wurden die Santals. Ein Paar erhielt nichts, aber die ersten Paare, die das sahen, gaben ihnen von ihrem Überfluß; von ihm stammen die Ghásis, die nichts arbeiten, sondern auf Kosten der andern leben (d. h. stehlen)[1].

Die Hos sind körperlich wohlgestaltet und haben eine schöne, aufrechte Haltung, vernachlässigen aber sonst ihr Äußeres. Die Männer gehen fast nackt, und auch die Frauen begnügen sich mit der notdürftigsten Kleidung. Dalton fand noch in abgelegenen Dörfern Frauen, die nur einen Lappen zwischen den Beinen durchzogen und vorn und hinten an einer Gürtelschnur befestigten. Doch besteht die eigentliche Nationaltracht in einem langen Tuchstreifen, der um die Lenden gewunden, zwischen den Beinen durchgezogen und vorn am Gürtel befestigt wird. In den Hauptdörfern kleiden sich die jungen Frauen sehr anständig und hübsch. Die Hos sind ansässig, bebauen ihr eigenes Land und schließen sich selten andern an, die in großen Scharen als Arbeiter in die Teedistrikte auswandern. — Nach der Geburt werden Vater und Mutter für acht Tage als unrein angesehen; während dieser Zeit werden die übrigen Glieder der Familie aus dem Hause entfernt, und der Mann kocht für seine Frau. Ist die Geburt schwierig, so nimmt man an, ein böser Geist sei im Spiele; man sucht deshalb durch Wahrsagerei seinen Namen zu ermitteln und ihn dann durch ein Opfer zu versöhnen. Nach Ablauf der acht Tage dürfen die verbannten Familienmitglieder wieder zurückkehren, die Freunde werden zu einem Fest eingeladen, und das Kind erhält einen Namen, der erstgeborne Sohn gewöhnlich den Namen des Großvaters, doch wird zuvor eine Art Ordal vorgenommen, um sich zu vergewissern, ob er Glück verheiße. Während man den Namen nennt, wird ein Korn einer Hülsenfrucht in ein Gefäß mit Wasser geworfen, schwimmt das Korn auf der Oberfläche, wird der Name angenommen, sonst verworfen[2].

Infolge des hohen Brautpreises, den die Väter für ihre Töchter verlangen, findet man in jedem größeren Dorfe eine große Zahl erwachsener lediger Frauen. Der Überschuß über den gewöhnlichen Brautpreis, den die reicheren Familien fordern, wird gewöhnlich in Vieh bezahlt. In früheren Zeiten setzten sich junge Männer über die Forderung habsüchtiger Eltern dadurch hinweg, daß sie die Braut mit Gewalt entführten; auch heute noch kommt das zuweilen vor. Ein anderes Hindernis der Ehen sind die bösen Vorzeichen, an die die Hos fest glauben. — Will ein junger Hos heiraten, so teilt er seinen Eltern seine Absicht mit, und diese senden einige Freunde in das Haus der Braut, um die nötigen Erkundigungen einzuziehen. Sind diese günstig ausgefallen und die auf dem Wege beobachteten Vorzeichen ebenfalls, so machen die Freunde

[1] Hunter a. a. O. XVII 41—42. [2] Ebd. 43—44.

im Namen des Brautwerbers ein Geschenk. Wird dieses angenommen, so werden sie bewirtet. Nun wird eine Zusammenkunft der Eltern vereinbart, um über den Brautpreis zu beratschlagen. Ist dieser festgesetzt und bezahlt, so wird der Hochzeitstag bestimmt. Am festgesetzten Tag wird die Braut von ihren Freundinnen unter Musik und Tanz ihrem Zukünftigen zugeführt. Die jungen Leute des Dorfes des Bräutigams gehen mit diesem dem Zuge der Braut entgegen. Nach einem Tanz in einem Hain zieht man ins Dorf, wo ein großes Fest stattfindet, namentlich viel Reisbier getrunken wird und die beiden Brautleute sich gegenseitig Treue versprechen [1]. Der wesentliche Teil der Ehezeremonie besteht darin, daß man den Brautleuten einen Becher mit Bier gibt; der Bräutigam gießt etwas Bier aus seinem Becher in den der Braut, und diese erwidert das Kompliment. Durch den Genuß dieses gemischten Trankes werden sie ein kili, d. h. die Braut wird in den Stamm ihres Mannes aufgenommen, und beide werden eins. Nach dreitägigem Aufenthalte im Hause des Mannes muß die Frau ihm entlaufen und allen Freunden sagen, daß sie ihren Mann nicht leiden möge. Der Mann muß sich sehr bekümmert zeigen, seine Frau suchen und mit Gewalt heimführen. Dann läßt sich diese friedlich im Hause nieder, nimmt ihre Stelle als zufriedene Herrin des Haushaltes ein, und „in der Regel werden in keinem Lande der Welt die Frauen besser behandelt".

Dr Hayes, der lange als Beamter bei diesem Volke weilte, sagt: „Ein Kol oder Ho macht aus einer Frau eine regelrechte Gefährtin. Sie wird in allen Schwierigkeiten zu Rate gezogen und erhält die rücksichtsvolle Behandlung, die ihrem Geschlechte gebührt." [2] Beispiele von Untreue des Weibes sind sehr selten. Oberst Dalton sagt: „Ich habe nie von einem solchen Falle gehört, aber ich setze voraus, daß deren vorkommen, da eine geregelte Strafe für dieselben festgesetzt ist. Das untreue Weib wird verstoßen, und der Verführer muß dem Mann den vollen Wert des pan bezahlen."

Die Hos sind gute Schützen mit Bogen und Pfeil und große Sportsmänner. Einmal im Jahre halten sie eine große Sportsversammlung, an der alle Volksklassen der Nachbarschaft und der umliegenden Dörfer teilnehmen. Vom Beginn der Regenzeit bis zur Ernte sind die Leute ziemlich mit dem Landbau beschäftigt, auf den sie große Sorgfalt verwenden. Die Frauen haben ihren vollen Anteil an den Feldarbeiten, nur vom Pflügen sind sie ausgenommen. Sie arbeiten vom frühen Morgen bis zum Mittag, dann kommt das Mittagessen, und nachher spielen die jungen Leute, während die alten Männer auf den Grabsteinen sitzen, trinken, rauchen und plaudern oder schlafen.

Singbonga ist, wie schon bemerkt, der große Gott der Hos und der Kols überhaupt. Sie beten ihn in der Sonne an. Sie richten Gebete an ihn, bringen ihm als Schöpfer und Erhalter aller Dinge Opfer dar. Singbonga ist sehr gut, sagen sie, deshalb wird er uns nichts Böses zufügen, und wir fürchten ihn nicht. Singbonga heiratete Chando-Omol, den Mond, aber da ihm diese untreu geworden war, hieb er sie entzwei, erlaubte ihr aber, von Zeit zu Zeit sich in ihrem Glanze zu zeigen. Die Sterne sind ihre Töchter [3].

[1] Missions catholiques 1897, 392.
[2] Hunter, A Statistical Account of Bengal XVII 46.
[3] Missions catholiques 1897, 391.

Marang-Buru oder Buru-Bonga, der Gott der Berge, ist der Regenspender; er wählt sich immer den höchsten Berg des Distriktes zu seinem Aufenthaltsort. In Chota Nagpur wohnt er auf dem Berge bei Lodhma. Nicht nur die Kols und die Uraons, sondern auch die Hindus und Muselmänner kommen dahin, um ihn zu verehren und ihm einen Hahn oder eine Ziege zu opfern. — Desauli, der Schutzgott des Dorfes, wohnt in einem Haine und wird zur Zeit der Krankheit und der Ernte angerufen. Andere Gottheiten zweiten Ranges stehen den Teichen und Flüssen usw. vor. Die Hos sind überzeugt, daß die Schatten der verstorbenen Ahnen um ihre Häuser herumspuken, und da sie große Angst vor ihnen haben, bringen sie ihnen oft Opfer dar. Sie haben keine eigentliche Priesterkaste; in jedem Dorfe gibt es einige alte Männer, die die Opfer für die Gesamtheit darbringen; unter gewöhnlichen Umständen ist der Familienvater der Opferer[1].

Die Hos feiern sieben große Feste im Jahre, die alle mit ihrer Hauptbeschäftigung, dem Landbau, zusammenhängen, und bei denen das Reisbier eine Hauptrolle spielt. Das größte Fest heißt Magh parah oder Desauli Bonga und wird im Januar (Magh) gefeiert, wenn die Speicher mit Reis und Korn gefüllt und die Leute, wie sie selbst sagen, voll Teufelei sind. Sie meinen, zu dieser Zeit seien Männer und Weiber so von bösen Neigungen erfaßt, daß es ihnen unbedingt nötig sei, den Leidenschaften freien Lauf zu lassen. Deshalb wird das Fest zu wahren Saturnalien, bei denen die Diener ihre Pflichten gegen die Herren, die Kinder ihre Ehrfurcht vor den Eltern, die Männer ihre Achtung vor den Frauen und die Frauen alle Begriffe von Bescheidenheit und Zurückhaltung vergessen und rasende Bacchantinnen werden. Das Fest beginnt mit einem Opfer von drei Hühnern für Desauli, der mit einigen Blumen, etwas Reisbrot und Sesamsamen beschenkt wird. Das Opfer und die Gaben werden von dem Dorfpriester dargebracht oder, wenn kein solcher da ist, von einem Alten aus dem Dorfe, der die genügenden Kenntnisse der Gebräuche hat. Der Priester bittet, daß in dem beginnenden Jahre sie und ihre Kinder von Unglück und Krankheiten bewahrt bleiben, und daß sie genügenden Regen und eine gute Ernte erlangen mögen. „An einigen Orten werden auch Gebete für die Seelen der Verstorbenen verrichtet." Man meint, daß um diese Zeit ein böser Geist den Ort beunruhige, und um ihn los zu werden, ziehen Männer, Frauen und Kinder in Prozession mit Stöcken in den Händen und unter wildem Geschrei durch das Dorf, bis sie sicher sind, daß der böse Geist sich davongemacht hat. Nach diesen religiösen Zeremonien beginnt das Festgelage, bei dem sie unmäßig Reisbier trinken, bis sie wild betrunken und völlig ausgelassen werden. „Die Hos in der Umgebung von Chaibasa sind zu andern Zeiten ruhig, zurückhaltend in ihren Manieren und gegen Frauen artig und anständig. Selbst bei ihren Liebeswerbungen überschreiten sie nie die Grenzen des Anstandes. Die Mädchen haben, obwohl sie lebhaft sind, einen angebornen Takt für das Schickliche. Sie sind in ihrem Betragen bescheiden, aber ohne alle Prüderie, und von den obszönen Schmähreden, die man so oft von den gewöhnlichen Weibern in Bengalen zu hören bekommt, scheinen sie keine Kenntnis zu haben. . . .

[1] Ebd. 392.

Aber alles das werfen sie während des Maghfestes weg. Ihre Natur scheint auf einmal wie umgewandelt. Söhne und Töchter verhöhnen ihre Eltern und diese ihre Kinder mit rohen Ausdrücken, und Männer und Frauen werden in der Befriedigung ihrer niederen Triebe fast wie die Tiere." [1] Wenn sie selbst im Lichte der Sonne, die sie anbeten, und in Gegenwart von Zuschauern sich die gröbsten Dinge erlauben, so läßt sich denken, was erst im Dunkel der Nacht vorkommen muß. Da den Mädchen die größte Freiheit gelassen wird und das Fest nicht in allen Dörfern zur selben Zeit gefeiert wird, so ziehen sie oft mit jungen Männern paarweise für ganze Tage in andere Dörfer. Diese verlängerten Liebschaften führen im allgemeinen zur Heirat. — Wir übergehen die Schilderung der andern Feste, bei denen es etwas weniger ausgelassen hergehen soll. Das dritte Fest im Mai wird zu Ehren der Manen der Vorfahren und anderer Geister gefeiert. Beim sechsten Feste werden die Erstlinge der Ernte dem Singbonga dargebracht; es wird im August gefeiert, wenn der gorá (Reis) reif wird; bevor das Opfer vollendet ist, darf von dem neuen Reis nichts gegessen werden. Außer Reis wird auch ein weißer Hahn geopfert; es ist dies ein Dankopfer für Singbonga, den Schöpfer und Erhalter. Neuen Reis zu essen, ohne so Gott Dank zu sagen, wird als gottlos angesehen. Außer an den genannten Tagen bringen die einzelnen Hos noch oft in Fällen von Unglück und Krankheit Privatopfer dar.

Alle Krankheiten von Menschen und Tieren werden entweder irgend einem bösen Geist oder dem Einfluß eines Zauberers zugeschrieben. Um diesen letzteren zu ermitteln, nehmen sie zu Wahrsagereien und auch zu einer Art Ordal ihre Zuflucht. Früher wurde der so ermittelte Zauberer mit seiner ganzen Familie getötet, in der Überzeugung, Hexenbrut seien Hexen. Seitdem die englische Regierung solche Massenmorde schwer bestraft, kommen sie nicht mehr vor, und auch der Aberglaube selbst ist im Schwinden. Der sokha (Hexenfinder) klagt übrigens oft nicht Menschen an, sondern den bösen Geist (bhût) der Familie, der dann durch Opfer versöhnt werden muß [2].

Bei der Totenfeier zeigen die Hos eine große Ehrfurcht vor den Verstorbenen. Ist ein angesehener Ho gestorben, so wird ein solider Sarg gemacht und auf einen Scheiterhaufen gelegt. Der Leichnam wird sorgfältig gewaschen, mit Öl und Gelbwurz gesalbt und dann ehrfurchtsvoll in den Sarg gebettet. Alle Kleider, Schmucksachen, Ackerwerkzeuge, die der Verstorbene zu gebrauchen pflegte, werden in den Sarg gelegt zugleich mit dem Geld, das er beim Tode bei sich hatte, und das Ganze verbrannt. Die Verbrennung findet vor dem Hause des Verstorbenen statt. Am nächsten Morgen wird Wasser auf die Asche gegossen, werden die Gebeine zusammengelesen und einige größere Stücke davon sorgfältig aufbewahrt, während man die übrigen mit der Asche begräbt. Die ausgewählten Gebeine werden in ein Gefäß gelegt und in dem Gemach der Hauptleidtragenden — der Mutter oder Witwe — aufgehängt, damit diese sie beständig vor Augen habe und über sie weine. Dort bleiben sie, bis die Vorbereitungen zu ihrer endlichen Bestattung fertig sind. Ein mächtiger Grabstein muß besorgt werden, der zuweilen so groß ist, daß die Männer mehrerer Dörfer

[1] Hunter, A Statistical Account of Bengal XVII 49. [2] Ebd. 53.

aufgeboten werden, um ihn herbeizuschaffen. Einige reiche Männer, die voraussehen, daß ihre Nachkommen nicht mehr so einflußreich sein werden, bereiten sich schon zu Lebzeiten ein passendes Monument. Wird der Grabstein gebraucht, so bringt man ihn zum Familienbegräbnisplatz, der nahe bei den Häusern liegt. Am Begräbnistage versammelt sich eine Gruppe von Trauernden — drei oder vier Männer mit dumpftönenden Trommeln und eine Anzahl Mädchen — vor dem Hause des Verblichenen. Der Hauptleidtragende kommt mit den Gebeinen heraus, die er auf einem geschmückten Brett trägt, und es bildet sich eine Prozession. Voran schreitet der Hauptleidtragende. Die Mädchen, von denen die ersten leere und teilweise zerbrochene Krüge und Gefäße tragen, bilden zwei Reihen, und die Männer mit der Trommel folgen ihnen. Die Prozession bewegt sich unter feierlichen und ernsten Tänzen und Windungen langsam voran. Die haupttrauernde Person trägt gewöhnlich die Gebeine auf dem Kopf, nimmt sie aber zuweilen herunter, dann drehen die Mädchen die Gefäße um und rufen: „Ach, sieh, sie sind leer." So zieht man zu jedem Hause; die Bewohner desselben kommen heraus, man legt die Urne auf den Boden, kniet sich nieder, um zu trauern und Tränen zu vergießen als letzten Tribut der Liebe für den verstorbenen Freund. Auch die Lieblingsplätze des Verstorbenen werden in dieser Weise besucht, wo sich stets dieselben Trauerszenen erneuern. Am Grabe angelangt, wirft man in dasselbe Reis und andere Nahrung, legt die Gebeine hinein, deckt sie mit Erde zu und bringt den Stein auf das Grab, um es vor Verunehrung zu schützen[1].

Nach Dalton haben die Kols ihre Ideen über Himmel oder Hölle dem Brahmanismus oder dem Christentum entlehnt; doch ist das nur eine Vermutung. Daß die feierlichen Begräbniszeremonien ihnen eigentümlich sind, gibt er selbst zu, diese setzen aber jedenfalls den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode voraus; auch berichtet er selbst, daß an einem großen Feste den Geistern der Verstorbenen Opfer gebracht werden. Weil sie glauben, daß die Geister der Toten herumspuken, bringen sie ihnen Opfer; einige haben, wie die Chinesen, einen Altar im Hause, auf dem sie ihnen eine Portion vom täglichen Brot opfern. Aber wenn sie nicht unter dem Einfluß eines vielleicht unabsichtlich angenommenen Systems stehen, werden sie nie sagen, „ob dieses Leben nach dem Tode ein Leben der Belohnung oder der Strafe ist"[2]. Beim Schwur nimmt der Ho nie Bezug auf ein zukünftiges Leben. Er fleht, daß, wenn er nicht die Wahrheit sage, er alles Irdische, Weib, Kind, Gesundheit, Vermögen, verliere und schließlich von einem Tiger verschlungen werde, aber nie wird dabei eines jenseitigen Glückes gedacht. Sie fürchten die Gespenster und versöhnen sie, haben aber kein Verlangen, in einen ähnlichen Zustand zu gelangen. Daraus folgt aber keineswegs, daß sie nicht eine dunkle Ahnung von einer jenseitigen Vergeltung haben. — Nach Oberst Tickell werden am Vorabend vor der Verbrennung im Hause einige Vorkehrungen getroffen für den voraussichtlichen Besuch des Geistes. Es wird etwas gekochter Reis für ihn hingelegt und Asche vor das Haus gestreut, um seine Fußspuren zu entdecken, wenn er kommen sollte.

---

[1] Hunter, A Statistical Account of Bengal XVII 53—55. [2] Ebd. 56.

Daß die Hos trotz des Glaubens an ein Weiterleben nach dem Tode keine Idee von der Auferstehung des Leibes haben, wie Dalton behauptet, ist sehr wohl möglich; denn beide Ideen sind verschieden. Als er sie fragte, ob sie Kleider, Nahrung, Geld usw. zu Gunsten des Verstorbenen ins Grab legten, verneinten sie das; aber daraus folgt noch nicht, daß dem nicht so sei; denn solche Fragen bringen sie vielfach in Verlegenheit und werden deshalb leicht von ihnen im Sinne des Fragenden oder ausweichend beantwortet. Ihrem Charakter nach sind nach Dalton die Hos im Durchschnitt wahrheitsliebende und wahrheitsübende Leute, die sich im allgemeinen selbst respektieren. In Bezug auf Ehre sind sie sehr empfindlich, und deshalb ist der Selbstmord bei ihnen nicht selten. Ein Zweifel an der Ehrlichkeit oder Wahrhaftigkeit kann einen Ho zum Selbstmord treiben. Im Verkehre untereinander sind sie gewöhnlich sehr artig und gut; Zank kommt unter ihnen selten vor.

Nach dem herrschenden Erbrecht erhalten alle Söhne einen gleichen Anteil am Vieh, die Töchter werden unter die Söhne verteilt. Ist nur eine Tochter vorhanden, so wird bei ihrer Heirat der Brautpreis unter die Brüder verteilt[1].

13. Die Santals[2].

Die Santals sind ein den Kols verwandtes Volk, das im Santal Parganahs am rechten Ufer des Ganges und im Hazaribagh-Distrikt (Bengalen) wohnt und aus Armenien zu stammen behauptet. Die Santals der zwölf Santal Parganahs sind in zwölf Stämme geteilt, die sich wieder in je zwölf Geschlechter scheiden. Jedes Dorf hat einen Vorsteher. Der erste Schöffe ist der Stellvertreter des Vorstehers, und der zweite führt die Aufsicht über das Betragen und die Moral, besonders der jungen Leute. Wenn ein junger Santal zu einem Mädchen in ein Verhältnis tritt, ohne daß dies dem Schöffen angezeigt wird, so muß dieser die beiden vor das Dorfgericht bringen, damit sie bestraft werden. Ertappt er einen jungen Mann im intimen Verkehr mit einem Mädchen, so fragt er ihn: Willst du sie heiraten? Sagt er „ja", so ist es gut. Er bringt die Sache vor das Dorfgericht, und die einzige Strafe ist, daß der Vater des jungen Mannes dem „Fünfrat" (Dorfgericht) ein Trinkgelage verschaffen muß. Sagt er aber „nein", so erhält er vom Schöffen eine Tracht Prügel, mit der Erklärung: „Du hast mit diesem Mädchen nichts zu tun, wenn du es nicht heiraten willst." Einer von den Dorfrichtern hat nach Hunter über die richtige Verteilung der fruchtbaren Reisfelder zu wachen und zu verhindern, daß sich ein Monopol an dem fruchtbaren Boden bilde; alle müssen ihren Anteil am guten und am schlechten Boden haben. Derselbe hat auch für die Interessen der neuen Ansiedler und für die Gäste zu sorgen und zu dem Zwecke Beiträge von den Dorfbewohnern zu fordern[3]. Außer den drei genannten gehören zum Dorfvorstand noch zwei Dorfpriester, die für ihre Opferarbeit einen

[1] Missions catholiques 1897, 403—404.

[2] Vgl. Hunter, A Statistical Account of Bengal XVI 65 ff; ferner Allgemeine Missionszeitschrift IV (1877) 78 ff; Missions catholiques 1897, 404 ff.

[3] Hunter a. a. O. XVI 73.

besondern Acker, das Bongafeld, erhalten. Diese haben viel zu tun, da das ganze Leben der Santals mit zahllosen Zeremonien umgeben ist. Merkwürdig ist noch, daß einige Santals glauben, aus einem bei der Totenverbrennung übrigbleibenden Hauptgebein werde der Tote wieder einen lebendigen Leib erhalten. Alle genannten Ämter sind erblich.

Kinderehen sind bei den Santals unbekannt. Die Ehen werden unter vielem Trinken durch den oben bezeichneten Sittenrichter vor versammeltem Dorfgericht geschlossen[1]. Im Distrikt Hazaribagh geschieht dies durch die Eltern. Ein Preis von ca fünf Rupien wird für die Braut bezahlt[2]. Wie die Munda heiraten die Santals nie Mädchen aus demselben Stamm, weil die Mitglieder eines Stammes als Brüder betrachtet werden. Höchst selten bleibt ein Santal ledig, weil er sonst verachtet wird. Die Hauptzeremonie bei der Heirat ist das feierliche Mahl, das Braut und Bräutigam zusammen einnehmen. Durch dieses Zusammenessen hört das Mädchen auf, zu seiner Familie zu gehören und tritt in die des Bräutigams ein[3]. Obwohl die Vielweiberei nicht verboten ist, kommt sie doch nur selten vor. Die Ehescheidung ist aber sehr leicht, und man findet Männer, die schon von fünf Frauen nacheinander sich getrennt haben. Mit der Kindererziehung ist es schlecht bestellt. Wenn die Eltern die Kinder bestrafen, laufen diese fort und kommen nicht eher wieder, als bis man ihnen versprochen, sie nicht wieder bestrafen zu wollen. Die Ehen sind sehr kinderreich, so daß man oft neun lebende Kinder in einer Familie trifft.

„Die Religion der Santals", schreibt der Missionär Jellinghaus[4], „ist wie bei den Munda-Kols ein einfacher Monotheismus, der aber durch den aus reiner Furcht betriebenen Dämonendienst und sein Zauberwesen in den Hintergrund gedrängt wird. . . . Es zeigen sich aber bei den Santals mehr als bei den andern Stämmen die Anfänge . . . des Polytheismus." Sie verehren auch die Sonne. Sonne und Mond betrachten sie als Mann und Weib und die Sterne als ihre Kinder. In den alten Sagen nennt ein Teil der Santals Gott Thakur und erzählt von ihm, daß er die Welt und die Menschen geschaffen, aber diese dann wegen ihrer Sünden durch eine Flut vernichtet habe. Im gewöhnlichen Leben aber nennen sie Gott Chando. Auf die Frage: Wer hat geschaffen? antworten sie: Chando. Im Santali bezeichnet Chando Sonne und Mond und bedeutet eigentlich: Leuchtender, Licht, Lichtspender, zuweilen wird auch die Sonne Sing-Chando (Tagerleuchter) und der Mond Ninda-Chando (Nachterleuchter) genannt. Die Sonne wird auch des Morgens beim Aufstehen mit Opfern angebetet, und manche Santals behaupten, daß Thakur und Chando identisch seien. Die Sonne wird aber als ein Bonga (Geist) betrachtet und auch Bonga oder Singbonga genannt. „Nun ist Bonga bei den Santals und den Munda-Kols ein Wort, das merkwürdigerweise zu gleicher Zeit Geist (sowohl guter als böser) und Opfer und opfern bedeutet. Daher kann Singbonga nur Tagzeit oder Lichtzeit bedeuten."[5]

---

[1] Allgem. Missionszeitschrift IV 85.
[2] Hunter a. a. O. XVI 72.
[3] Ebd.
[4] Allgem. Missionszeitschrift IV 80 ff.
[5] Ebd. IV 81.

Viele Missionäre gebrauchten von Anfang an zur Bezeichnung Gottes das Wort „Thakur"; andere haben dafür das für Gott gebräuchlichste Hinduwort „Parmeshvar" eingeführt[1].

Die religiösen Feste der Santals werden von einem Naia oder Dorfpriester geleitet. Aus dem ihm als Priester zugewiesenen Land muß er zweimal im Jahre dem Volk ein Fest geben, eines am Ende des März, wenn die Salbäume blühen, und eines im September-Oktober, um den Segen für die Ernte zu erhalten. Jedes dritte bis fünfte Jahr wird in den meisten Häusern vom Haupte der Familie dem Sonnengott Singbonga für das Wohl der Familie und besonders für die Kinder, damit sie nicht durch Krankheit zu Grunde gehen oder in Sünde fallen, eine Ziege geopfert. Das Opfer wird bei Sonnenaufgang an irgend einem offenen, für diesen Zweck gesäuberten Platz dargebracht. Die Ahnen werden verehrt oder ihr Andenken wird in Ehren gehalten, und beim Erntefest werden in jedem Hause vom Familienhaupt zu ihrer Ehre Opfer dargebracht. Während dieser Zeit versöhnt der Naia die bösen Dorfgeister (bhûts). In manchen Dörfern vereinigen sich die Santals mit den Hindus zur Feier der Durga Purga, des großen Festes zu Ehren von Devi und des Holi zu Ehren von Krischna. Ihre Priester nehmen aber an diesen Festen nie teil, sondern überlassen die Vornahme der Zeremonien bei denselben den Brahmanen.

---

[1] Der Missionär Jellinghaus, dem wir die obigen Angaben entlehnen, macht dazu (Allgem. Missionszeitschrift IV 83 A.) folgende interessante Bemerkung: „Wie unzuverlässig die Berichte und Urteile der weltlichen Gelehrten über das religiöse Denken der Heidenvölker sind, darüber liegt mir gerade in Bezug auf die Santals ein sprechendes Beispiel vor. Einer der angesehensten Schriftsteller über die Aborigines ist M. W. Hunter, ein englischer höherer Beamter in Ostindien. Er hat ... u. a. ein vielgelobtes Buch Rural Bengal herausgegeben, das auch von englischen Missionsschriftstellern vielfach exzerpiert wird. Ihm sind für diese Arbeiten von verschiedenen Universitäten die höchsten wissenschaftlichen Ehren zu teil geworden. Diese Autorität schreibt nun in dem Buche Rural Bengal: ‚Von einem höchsten und guten Gott hat der Santal keinen Begriff. Seine Religion ist eine Religion der Furcht und Abwehr. Verjagt und vertrieben ..., konnte er nicht verstehen, wie ein Wesen, stärker als er selbst, existieren könne, ohne daß es die Absicht habe, ihn zu quälen. Reden über die Eigenschaften der Gottheit machen auf die mehr abgelegenen Teile des Volksstammes keinen Eindruck, außer der Neigung wegzulaufen.... Die einzige Antwort, welche einem Missionär am Schluß einer beredten Beschreibung der Allmacht Gottes gegeben wurde, war: ‚Aber wenn nun dieser Starke mich aufißt?'" Zu dieser Erzählung bemerkt Jellinghaus: Wenn sie wahr ist, „so hat entweder der Missionär ganz ungeschickt und unverständlich gepredigt oder der Santal hat sich mit einem Witze gewehrt". An einer andern Stelle des Buches nennt Hunter den Marang-Bonga (großer Bonga) im Marang-Buru (großer Berg) den „National- und Schutzgott des Volksstammes, während in der Wahrheit bei Mundas und Santals Marang-Bonga die Stellung des obersten bösen Geistes, also des Teufels, hat und auch ihm in den Sagen oft die Verführung des Menschengeschlechts zugeschrieben wird". — Übrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß Hunter in seinem Werke A Statistical Account of Bengal XVI 70 seine frühere Darstellung nicht aufrecht erhalten, sondern die gegenteiligen Angaben des Obersten Dalton akzeptiert hat. Auch im Census Report von 1903 (S. 417) heißt es, nach den Angaben Skrefsruds könne man im Hintergrund der Religion der Santals „eine nichtstuende, höchste Gottheit, genannt Thakur, erkennen, welche die Santals schon längst zu verehren aufgehört haben, aus dem einfachen Grunde, daß sie zu gut ist, um sich selbst wegen anderer zu bekümmern, und sie den Menschen weder Gutes noch Böses tut".

Diejenigen, welche bei den Santalfesten ein Opfer darbringen, müssen sich darauf durch Fasten und Gebet vorbereiten und sich in eine Stellung geistiger Verzückung bringen, bis sie die Trommel aufweckt. Dann schütteln sie heftig Haupt und Haare, bis sie in einen wirklichen oder scheinbaren Zustand krampfhafter Erregung gelangen, der anzeigt, daß sie von einem Geiste besessen sind. Nun können sie wie Orakel auf Fragen über die Zukunft Antworten geben und den Willen der Geister erklären, die man angerufen hat oder versöhnen will. Wenn die dämonische Besessenheit ihren Höhepunkt erreicht, ergreifen die besessenen Männer die Opfer, schlagen ihnen den Kopf ab und gießen das Blut in bereitstehende Gefäße[1].

Bei Begräbnissen scheinen die Santals stark vom Hinduismus beeinflußt, wie Oberst Dalton behauptet. Jedenfalls haben sie auch den Gebrauch, „die Verstorbenen mit den Vätern zu vereinigen", indem sie die Knochen des Schädels nach der Verbrennung der Leiche aufbewahren und dann bei Gelegenheit den Wassern des Damodar überliefern[2].

Die Santals sind im allgemeinen ein lebhaftes und zutrauliches Volk, leider stark dem Trunk ergeben. Dieses Laster erklärt sich zum Teil durch ihre gedrückte Lage. Man kann von ihnen sagen, bemerkt der Missionär Jellinghaus, daß sie ein unkultiviertes, edles, fleißiges Volk sind, welches seit Jahrhunderten von den kultivierten Hindus und Mohammedanern verfolgt, unterdrückt, betrogen und gequält worden ist. Dazu kommt die Tyrannei und der verderbliche, verarmende Einfluß des Dämonendienstes. Kein Wunder, daß es in Trinkgelagen ein Trostmittel sucht und so noch tiefer ins Verderben gerät. „Man muß sich wundern, daß das Volk unter den Händen dieser drei Feinde nicht schon tiefer demoralisiert und verkommen ist." [3]

14. Die Malers.

Die Berge von Rajmahal dehnen sich von den Ufern des Ganges bis zum Brahmanifluß und dem Beerbhum-Distrikt aus. Sie werden von den Malers bewohnt, die auch Rajmahalis oder Paharias heißen[4]. Am Fuße der Berge wohnen Santals, die von den Malers immer zurückgeworfen werden, wenn sie weiter in die Berge vordringen wollen. Die Malers behaupten, in Klans eingeteilt zu sein; aber die beste Einteilung ist die in Malers, die mehr oder weniger hinduisiert sind, und in Malers, die ihre Stammesgewohnheiten bewahrt haben. Die ersteren essen kein Kuhfleisch, die letzteren kennen solche Speiseverbote nicht. Über ihre Herkunft haben sie keine Überlieferung.

Früher waren die Malers sehr wild und grausam. Hatte ein Mann eines Klans den Mann eines andern beleidigt, so wurde sofort Genugtuung gefordert, und wurde diese nicht geleistet, so plünderte man das Dorf, ergriff den Schuldigen, der nun nicht nur dem beleidigten Klan, sondern auch den geplünderten Dorfgenossen Schadenersatz leisten mußte. Unter der mohammedanischen Herr-

---

[1] Oberst Dalton bei Hunter, A Statistical Account of Bengal XVI 71—72.
[2] Hunter a. a. O. XVI 72. [3] Allgem. Missionszeitschrift IV 119.
[4] Missions catholiques 1897, 430 ff.

schaft waren sie der Schrecken des Landes, sie führten ein Räuberleben und plünderten die umliegenden Gegenden. Die Engländer brachten sie bald zu einer zivilisierten Lebensweise, ließen ihnen übrigens, soviel möglich, ihre Selbstverwaltung. Alle Verbrechen wurden von einem aus Häuptlingen des Stammes zusammengesetzten Gerichtshof unter dem Vorsitz eines englischen Richters abgeurteilt, der Gerichtshof konnte aber nur Strafen (Gefängnis oder Verbannung) bis zu 14 Jahren verhängen. Seit 1827 unterstehen die Malers den gewöhnlichen Gerichtshöfen, bei denen jedoch immer der eine oder andere Häuptling des Stammes zugegen sein sollte.

Religion. Die Rajmahalis glauben an die Seelenwanderung. Mord, Selbstmord und Ehebruch werden als ungeheure Verbrechen angesehen. Nach der Schwere der begangenen Verbrechen wird der Schuldige im andern Leben zu mehr oder weniger zahlreichen Wanderungen verurteilt. — Bedo oder die Sonne ist der höchste Gott der Rajmahalis, aber sie haben außerdem eine große Zahl untergeordneter Gottheiten, z. B. Pow Gosain, den Gott der Wege, den man beim Beginn einer Reise anruft, und dem man von Zeit zu Zeit einen Hahn opfert. Cwara Gosain ist der Schutzgott des Dorfes; er wird angerufen in Fällen von Unglück. Wird ein Familienglied krank, so bereitet der Vater einen Platz vor dem Hause, pflanzt dort einen Zweig des Muknum, der heilig ist, und legt ein Ei vor den Zweig. Ein Schwein wird getötet, und die Familie hält ein Festessen. Das Ei wird dann zerbrochen und der Zweig in die Hand des Bittenden gelegt. Dem Autga Gosain, dem Gott der Jagd, opfert man, wenn die Jagd glücklich gewesen ist. Die Hälfte davon erhält immer der Manjhi (Häuptling). Auf ihren Jagden gebrauchen die Malers vergiftete Pfeile. Ist das Tier getötet, schneiden sie das Fleisch um die Wunde herum weg und essen das übrige. — Chamda Gosain ist ein sehr wichtiger Gott, da er ungeheure Opfer fordert, die nur wenige zu leisten vermögen. Das Opfer besteht in einem Dutzend Schweinen, ebensovielen Ziegen, in Reis, Öl und einer guten Quantität Zinnober [1].

Ehemals hatten die Malers Priester, die Naias hießen; heute ist ihre Gewalt auf die Wahrsager oder Demanos übertragen worden. Sobald diese erwählt sind, müssen sie sich für einige Tage in den Wald zurückziehen, um sich mit Bedo Gosain zu unterhalten, und während der Zeit müssen sie ihre Haare wachsen lassen, in denen ihre Kraft ruht. Bevor sie öffentlich anerkannt werden, müssen sie einige Proben ihrer übernatürlichen Gewalt ablegen, dann werden sie in ihrem Amte vom Manjhi bestätigt, der ihnen eine rote seidene Schnur um den Hals und einen Turban auf den Kopf legt. Im Januar, wenn der Manjhi ein Opfer von Büffeln darbringt, müssen sie zugegen sein und vom Blut des Opfers trinken. So oft die Rajmahalis den untergeordneten Göttern opfern, müssen sie auch dem Bedo Gosain ein Opfer darbringen. Vor dem Hause des Manjhi werden die Köpfe der Opfertiere: Ziegen, Hasen usw., aufbewahrt. Sie machen auch Bilder, die ihre Götter darstellen, diese werden aber nur während der Saison verehrt, nachher werden sie weggeworfen. Sie

[1] Missions catholiques 1897, 431.

haben keine Tempel, aber in jedem Dorfe befindet sich ein großer Schuppen für den Schutzgott, wo er mit seinen Dienern durch einige Steine dargestellt ist.

Die Malers sind sehr scheu und meiden die Europäer; wenn man aber einmal ihr Vertrauen gewonnen hat, sind sie sehr anhänglich. Sie sind gut gekleidet, und ihr Anzug ist ebenso anständig wie der der Leute in der Ebene. — Wenn der für die Hochzeit bestimmte Tag gekommen ist, begibt sich der junge Mann mit seinen Freunden in das Dorf der Braut. Dort setzen sie sich auf Matten vor dem Hause des Mädchens und werden gut bewirtet. Nach dem Mahl legt der Vater des Mädchens die Hand seiner Tochter in die des Bräutigams und gibt ihnen den Rat, gut und liebevoll zu sein. Dann zeichnet der junge Mann mit der rechten Hand die Stirne seiner Braut mit Sindur (Zinnober), ergreift mit seinem kleinen Finger den kleinen Finger seiner Braut und führt sie in sein Dorf. Die Malers leben in Polygamie, und wenn ein Mann beim Tode mehrere Frauen hinterläßt, so können diese die Frauen seiner Brüder und Vettern werden, aber jeder erhält nur eine von ihnen [1].

Die Malers begraben ihre Toten, es sei denn, es handle sich um einen Priester. In diesem Falle legen sie die Leiche in einen Sarg, tragen denselben in den Wald, legen ihn unter einen Baum und bedecken ihn mit Blättern. Sie verweigern ihm einen Platz auf dem Dorffriedhof, weil sie behaupten, die Geister der verstorbenen Priester seien sehr schädlich. Die Personen, die an ansteckenden Krankheiten sterben, teilen dasselbe Los. Alle andern werden mit ihren Särgen begraben, und dann wird das Grab mit einem Stein zugedeckt [2].

15. Die Kandhs [3].

Im südlichsten Teil von Bengalen, der Kandh-Mahals heißt, an den Ufern des Mahanadi, wohnen die Kandhs (Kondhs), die sich selbst Kuis nennen. Wenig war von ihnen bekannt bis zur Ankunft der Engländer im Jahre 1835. Diese waren sehr erstaunt, als sie wahrnahmen, daß in diesem Teil ihres Reiches noch der Gebrauch der Menschenopfer und der Kindertötung herrsche. Sie gaben sich gleich daran, diese barbarischen Sitten auszurotten, und heute sind sie verschwunden.

Die Kandhs sind ein Volk von Bauern und lassen sich in zwei Zweige einteilen. Die einen beten Gott unter dem Namen von Bura an und verabscheuten von jeher die Menschenopfer; die andern verehren Tari, die Göttin der Erde. Diese hatte einige Tropfen von ihrem Blute auf einem unfruchtbaren Boden vergossen, ihn dadurch fruchtbar gemacht und ihren Verehrern den Beweis geliefert, daß sie, um den Boden fruchtbar zu machen, ihn von Zeit zu Zeit mit Menschenblut befeuchten müßten. Seit jener Zeit beschlossen die Kandhs, Menschenopfer darzubringen. Das Opfer mußte mit Geld gekauft sein, sonst war es der Göttin nicht angenehm; gewöhnlich wurde es nicht unter den Stammesgenossen gewählt. Sie hatten in ihrem Dienste eine niedere

[1] Ebd. [2] Ebd. 432.

[3] Vgl. ebd. 440; Hunter, A Statistical Account of Bengal XIX 209 ff; derſ., Orissa II (1872) 70 ff; Anthropos VI (1911) 994 ff.

Kaste von Hindus, genannt Pans, und diese mußten ihnen die Opfer liefern. Die Pans kauften sie zuweilen, meist raubten sie Kinder aus den umliegenden Dörfern. Einige lieferten den Kandhs sogar ihre eigenen Kinder. Personen jeden Alters und Geschlechts konnten geopfert werden. Eine Anzahl Opfer wurde schon zum voraus gekauft und in der Zwischenzeit gut genährt und gepflegt.

Zehn oder zwölf Tage vor dem für das Opfer bestimmten Tage wurden die Haare des Unglücklichen geschnitten, und dann zogen die Dorfbewohner, nachdem sie ein Bad genommen hatten, mit dem Priester, der die Göttin anrief und ihr verkündete, daß man ihr ein Opfer darbringen wolle, in den heiligen Hain. Das Fest selbst dauerte drei Tage, während deren man sich mit Trinken und Tanzen belustigte. Am Morgen des zweiten Tages wurde das Opfer, das seit dem Vorabend nüchtern war, gut gewaschen, mit einem neuen Kleide angetan und dann in Prozession unter Musik durch das Dorf geführt. Von da zog man in den heiligen Hain; in der Mitte desselben wurde das Opfer in sitzender Stellung an einen Pflock gebunden, dann mit Öl und Safran übergossen, mit Blumen geschmückt und verehrt. Die ganze Nacht wurde das Opfer allein gelassen, während das Dorf im Festjubel war. Am Mittag des dritten Tages hörten die Tänze auf, und alles begab sich unter wildem Geschrei in den Hain, um dem Opfer den Todesstoß zu versetzen. Es wurde losgebunden; damit es aber nicht fliehe, wurden ihm die Beine gebrochen. Der Priester richtete einige Gebete an die Göttin, um von ihr eine reiche Ernte, das Glück der Familie und vieles andere zu erlangen; dann erzählte er den Ursprung der Menschenopfer und bewies die Notwendigkeit damit fortzufahren; endlich forderte er das Opfer auf, sich in sein Schicksal zu ergeben, indem er ihm die großen Wohltaten vorhielt, die es der Menschheit bringe, während dieses schluchzte und unter lautem Geschrei seine Freiheit verlangte. Die Art und Weise, wie das Opfer getötet wurde, war nicht immer die gleiche. Zuweilen wurde es erwürgt und am andern Tage die Leiche verbrannt und die Asche auf die Felder gestreut. Zu andern Malen wurde es über die Felder geführt und erhielt von Zeit zu Zeit einen Axthieb, bis es endlich seinen Leiden erlag.

Erst nach langen Kämpfen und Feldzügen gelang es den Engländern, diese scheußliche Sitte auszurotten und den Eingebornen die Überzeugung beizubringen, daß die Göttin mit Tierblut vollständig zufrieden sei.

In einigen Distrikten mußten die Kandhs hohe Preise bezahlen, um eine Braut aus dem eigenen Stamm zu bekommen; deshalb zogen sie es vor, sich eine Braut aus dem Nachbarstamm zu holen. So wurden ihnen ihre Mädchen unnütz, und deshalb tötete man sie. Dies geschah allerdings nicht in allen Dörfern, aber es gab doch Dörfer, wo kein einziges junges Mädchen mehr zu finden war. In andern Dörfern wurde der Wahrsager zu Rate gezogen, um zu erfahren, ob das Mädchen für die Eltern Unglück bringen werde. Erhielt man eine bejahende Antwort, so wurde das Mädchen begraben und auf seinem Grabe ein Huhn geopfert [1].

[1] Missions catholiques 1897, 441.

Das Familienprinzip beherrscht die soziale Organisation der Kandhs. Der Stamm umfaßt alle Nachkommen eines gemeinsamen Stammvaters, er zerfällt wieder in mehrere Sippschaften oder Klans, die von einem gemeinsamen Vater abstammen, und endlich kommt die Familie im engeren Sinne. Jeder dieser drei Organisationen steht eine Art Patriarch vor. In der Familie herrscht der Vater mit absoluter Autorität. So haben z. B. die Söhne zu Lebzeiten des Vaters kein Eigentum, und alle männlichen Nachkommen mit ihren Frauen und Kindern essen am Tische des Vaters das von der gemeinsamen Mutter bereitete Mahl. Der Patriarch des Stammes ergreift keine Maßregel ohne die Einwilligung der abayas, d. h. der Häupter der Sippschaften. Er regelt die Beziehungen des Stammes zu andern Stämmen, hält im Innern die Ordnung aufrecht, schlichtet Streitigkeiten und teilt Strafen aus[1]. Im Falle des Mordes herrschte das Gesetz der Blutrache. Ein naher männlicher Verwandter hatte die Pflicht der Blutrache; doch konnten sich durch Vermittlung von Freunden die Schuldigen mit Geld loskaufen. Bei persönlichen Beleidigungen oder Injurien, z. B. Verwundungen u. dgl., durfte der Verletzte auf Kosten des Beleidigers leben, bis er geheilt war. Nur Ehebruch konnte nicht durch Geld gesühnt werden. Der beleidigte Ehemann war verpflichtet, den auf frischer Tat ertappten Ehebrecher zu töten und das Weib in ihres Vaters Haus zurückzuschicken[2].

Bei Eigentumsvergehen herrschte das Prinzip der Wiedererstattung. Ein gestohlener Gegenstand mußte zurückerstattet oder sein Preis bezahlt werden. Dies galt aber nur beim ersten Diebstahl. Im Wiederholungsfall wurde die Tat als ein Verbrechen gegen die Gesamtheit angesehen und der Schuldige unbarmherzig aus der ganzen Gesellschaft ausgeschlossen. — Die Priorität der Okkupation bildet den einzigen ursprünglichen Rechtstitel. Es existiert kein verwickeltes Pachtsystem, da jeder seinen eigenen Boden pflügt und keinen Grundherrn anerkennt. Das Recht auf den Boden entspringt der Priorität der Okkupation durch die Familie oder den Stamm und innerhalb des Stammes der Priorität der Bebauung durch ein Individuum. Früher war viel unbebautes Land vorhanden, und jedes Individuum konnte so viel Boden anbauen und dadurch zu seinem Eigentum machen, als es wollte[3]. Die Übertragung des Eigentums ist bei den Kandhs sehr leicht. Der Verkäufer gibt dem Patriarchen der Sippschaft oder des Stammes Nachricht von seinem Vorhaben, sein Gut zu veräußern, nicht um dessen Erlaubnis zu erhalten, sondern um seine Absicht bekannt zu machen. Meldet sich ein Käufer, so führt er ihn in das Dorf, wo das Grundstück liegt, ruft einige Landwirte zusammen, übergibt dem Käufer eine Handvoll Erde und empfängt dafür öffentlich den Preis. Zugleich ruft er den Dorfgott als Zeugen an, daß er das Feld für immer abgetreten habe, und der Handel ist fertig. Landstreitigkeiten werden gewöhnlich durch einen Rat von älteren Männern entschieden, welche beide Teile anhören und die Zeugen verhören. Oft aber nehmen sie in solchen Fällen ihre Zuflucht zu einem Ordal. Die Streitenden legen einen Eid ab und nehmen dann etwas

[1] Hunter, A Statistical Account of Bengal XIX 220—221.
[2] Ebd. 222. [3] Ebd. 223.

Reis, der in das Blut eines zu Ehren des Erdgottes getöteten Schafes getunkt wurde, in den Mund. Sie glauben, der Meineidige werde sofort des Todes sein. Der Reinigungseid ist bei den Kandhs noch vielfach in Gebrauch. Sie lieben es, den Eid auf das Fell eines Tigers oder einer Eidechse oder einen Ameisenhaufen abzulegen. Auch die Ordalien des siedenden Wassers, heißen Öls oder glühenden Eisens sind noch in Gebrauch [1].

Nach dem herrschenden Erbrecht der Kandhs kann niemand Land besitzen, der es nicht mit seiner eigenen rechten Hand zu verteidigen vermag. Grundeigentum und landwirtschaftliches Kapital werden nur in der männlichen Linie vererbt; gewöhnlich erhält der älteste Sohn den größten Anteil, doch wird bei einigen Stämmen das Vermögen gleichmäßig unter die Brüder verteilt. Sind keine Söhne vorhanden, so geht das Land mit allem Zubehör an den Bruder des Erblassers über. Sind gar keine männlichen Erben vorhanden, so erhält das Dorf den Boden und verteilt ihn dann unter die Familien. Die Töchter bekommen die Schmucksachen, Haushaltungsgegenstände, Geld und die ganze bewegliche Habe ihres Vaters und haben das Recht, von ihren Brüdern unterhalten zu werden, solange sie ledig bleiben. Diese müssen ihnen auch bei der Heirat die nötigen Auslagen bezahlen.

Bei der Niederkunft ruft die Frau die Dorfgottheit für ihr Kind an; ist die Geburt schwierig, so führt sie der Priester zum Zusammenfluß von zwei Quellen, besprengt sie mit Wasser und bringt dem Geburtsgott ein Opfer dar. Bei der Namengebung läßt der Priester Reiskörner ins Wasser fallen, nennt bei jedem Korn den Namen eines Vorfahren und erkennt an der Bewegung, welcher Vorfahre in dem neugebornen Kind wieder erschienen ist. — Um die Rasse kräftig zu erhalten, werden bei Heiraten die Verwandtschaftsgrade genau beobachtet. Zwischen Blutsverwandten oder selbst zwischen Gliedern desselben Stammes darf keine Ehe stattfinden. Der Knabe heiratet, wenn er etwa zehn oder zwölf Jahre alt ist, die Braut ist gewöhnlich vier oder fünf Jahre älter. Der Vater des Bräutigams bezahlt den Preis für die Braut; diese bleibt fast wie eine Magd im Hause des Schwiegervaters, bis ihr junger Mann das für den Gebrauch der Ehe nötige Alter erreicht hat. Die Vermählungsfeier besteht in einer Prozession, einer Libation an die Götter und einem Festschmaus, bei dem sich die Eltern der Brautleute die Hände reichen. Die Hauptzeremonie ist die Entführung der Braut unter einem Scheinkampf mitten im Feste. Der Priester bindet ein gelbes Band um den Hals der Brautleute und bemalt ihr Gesicht mit Gelbwurz [2].

Die Frau nimmt bei den Kandhs eine ziemlich hohe Stellung ein; schon ihr höheres Alter sichert ihr einen gewissen Einfluß auf ihren jungen Gemahl, und obwohl der Brautpreis für sie bezahlt wurde, wird sie doch nicht das Eigentum ihres Mannes; selbst wenn sie schon schwanger ist, kann sie innerhalb sechs Monaten in ihr Vaterhaus zurückkehren, vorausgesetzt, daß man die Dinge wieder zurückerstatte, welche für sie bei der Heirat bezahlt wurden. Bleibt sie kinderlos, so kann sie ihren Mann verlassen und in ihre Familie zurückkehren;

[1] Hunter, A Statistical Account of Bengal XIX 223—224.
[2] Ebd. 226.

aber in keinem Falle kann die von ihrem Mann geschiedene Frau wieder heiraten. Bei Ehebruch von seiten der Frau tritt ipso facto Ehescheidung ein. Solange aber eine Frau ihrem Manne treu bleibt, kann er keine zweite Ehe eingehen und ohne ihre Einwilligung auch keine Konkubine halten. Im allgemeinen beobachten die Kandhs die Treue in der Ehe genau.

Die Bestattungsfeier ist sehr einfach. Handelt es sich um einen gewöhnlichen Menschen, so wird die Leiche verbrannt, und zehn Tage danach feiert man ein Fest, bei dem sich alle betrinken. Handelt es sich dagegen um einen Stammeshäuptling, so werden alle Dorfhäupter zusammengetrommelt, die Leiche wird auf einen Scheiterhaufen gelegt und eine Fahne in den Boden gesteckt, neben die man alle Gegenstände des Verstorbenen hinlegt. Dann wird der Scheiterhaufen angezündet, und die Häuptlinge und Dorfbewohner führen einen Totentanz um die Leiche herum auf. Dieser Tanz wird mehrere Tage wiederholt, und am zehnten Tage endlich wird der Nachfolger des Verstorbenen proklamiert [1].

Die Kandhs bauen ihre Dörfer an den Bergabhängen, von wo sie ihre Pflanzungen übersehen können. Die Häuser sind klein und niedrig, gewöhnlich aus Holz und mit Lehm beworfen. Jede Hütte hat drei Abteilungen, eine Schlafkammer, einen Speicher und eine Küche. Die Kandhs haben ihren gemeinsamen Schlafsaal für die unverheirateten Männer; die Gesetze des Anstandes werden hier nicht immer streng beobachtet, sie sind in dieser Beziehung sehr ungebunden. — Jedes Dorf hat seinen Priester, aber dieser besitzt keine Vorrechte; jeder beliebige kann die priesterlichen Funktionen ausüben, er wird von dem bezahlt, der ihn gebraucht. Früher war der Juni der von den Kandhs anerkannte Priester, der die Opfer darbringen mußte. — Die Kandhs glauben an einen höchsten Gott, den Schöpfer des Universums, der Bura-Penu heißt. Da er sehr gut ist und niemand Böses zufügt, so braucht er keine Opfer. Seine Frau Tari ist die Ursache aller Übel und muß durch Opfer versöhnt werden. Sie haben auch Götter der Jagd, des Krieges, des Regens, der Dörfer usw.

Die Kandhs sind in hohem Grade dem Trunk ergeben und große Liebhaber des Tanzes; zu diesem Zweck haben sie in jedem Dorf einen Tanzplatz. Ihre Lieblingsinstrumente sind die Trommel und das Tamburin und der Lieblingstanz der Kriegstanz, an dem nur die Männer teilnehmen. Ihre Kleidung besteht in einem einfachen Stück Tuch, das sie um die Lenden tragen. Heute hat sich der Kulturzustand der Kandhs schon etwas gehoben; sie sind gut gekleidet, wohnen gut, tragen Schmucksachen, bebauen ihre Felder und sind glücklich. Der Charakter der Kandhs wird im allgemeinen sehr gelobt. Sie selbst rühmen sich der Ehrfurcht, mit der sie Vater und Mutter behandeln; auf ihr Wort kann man bauen. Sie sind treu, tapfer und außerordentlich gastfrei. Der Gast geht vor dem Kinde, lautet ein Sprichwort. Leider bietet die Gastfreundschaft oft Anlaß zu wüsten Gelagen.

---

[1] Missions catholiques 1897, 442.

16. Die Uraons (Oraons) im Lohardaga-Distrikt (Bengalen)[1].

Die Uraons sollen vom Westen her, durch Mohammedaner verdrängt, in ihr heutiges Gebiet gezogen sein. Ihre Dorfverfassung ist folgende. In jedem Dorfe gibt es einen Vorsteher (munda) und einen Dorfpriester (pâhn). Beide Ämter sind erblich, doch geht das Priesteramt nicht immer auf den Sohn über, z. B. wenn dieser untauglich oder Christ geworden ist. Beide, der Vorsteher und der Priester, haben als Gründer des Dorfes privilegierten Bodenbesitz, der in den beiden Familien erblich ist, und nur eine geringe Rente zu zahlen, dafür aber einige Dienste zu leisten. Doch können sie sich heute durch Geld von diesen Diensten loskaufen. Die Stellung des Dorfpriesters ist eine sehr einflußreiche; er ist auch der Leiter aller Festlichkeiten, die meist mit religiösen Gebräuchen verbunden sind.

In den älteren Uraondörfern, soweit sie sich ihre alten Gewohnheiten bewahrt haben, ist stets ein Haus, Dhumkuria genannt, in dem alle nicht verheirateten Männer schlafen müssen; sonst werden sie mit einer Geldstrafe belegt. Die Häuser der Uraons sind für die Familie unzureichend, so daß getrennte Quartiere für die jungen Männer notwendig erscheinen. Auch die unverheirateten Mädchen schlafen nicht im Hause mit ihren Eltern. Wo sie aber schlafen, konnte Oberst Dalton nie erfahren. Sie sind sonst in Bezug auf ihre Gewohnheiten, wenn sie gefragt werden, sehr offenherzig, aber über diesen Punkt wollten sie keine Antwort geben. Doch soll es in manchen Dörfern besondere Gebäude für sie geben, ähnlich den Dhumkurias, in denen sie unter Aufsicht einer älteren Frau zusammenwohnen. Indessen ist es, wie Dalton meint, meistens Brauch, die unverheirateten weiblichen Personen in die Häuser der Witwen zu verteilen, und das bestätigen die Mädchen, wenn man sie fragt. Trotz alledem finden sie aber oft ihren Weg zur Junggesellenhalle, und in einigen Dörfern schlafen sie tatsächlich dort. Sie gaben das selbst zu, und die älteren Leute sahen scheinbar nichts Ungehöriges darin. Die Dhumkuria-Bruderschaft ist unter schweren Strafen verpflichtet, über alles, was in ihren Schlafsälen vorkommt, das strengste Stillschweigen zu beobachten, und selbst Mädchen werden gestraft, wenn sie etwas auszuplaudern wagen. Sie dürfen nicht mehr an den Tänzen teilnehmen, bis ihnen ihr Vergehen verziehen ist. Die jüngeren Knaben müssen in diesen Hallen die größeren bedienen, ihnen die Glieder abreiben, die Haare kämmen, und diese unterwerfen sie oft einer strengen Züchtigung, um aus ihnen Männer zu machen.

Unmittelbar vor dem Eingang zur Dhumkuria liegt der Tanzplatz (akkra), wo die Leute bei den Festzeiten am Abend zum Tanzen sich vereinigen und oft bis zum Morgengrauen tanzen, wenn die gebrauten Getränke ausreichen; dann gehen sie wieder fröhlich an ihre gewöhnliche Beschäftigung und arbeiten emsig, als ob sie die ganze Nacht geschlafen hätten. Die Kleidung der Männer besteht in einem langen schmalen Tuchstreifen, der um die Mitte des Leibes geschlungen wird, so daß er den Gliedern die freieste Bewegung gestattet. Die

[1] Nach Colonel Dalton, Ethnology of Bengal bei Hunter, A Statistical Account XVI 279 ff. Vgl. auch Missions catholiques 1897, 418 ff; Anthropos IV (1909) 1 ff.

Kleidung der Frauen hängt etwas davon ab, wie zivilisiert ein Dorf ist. In den Dörfern um Lohardaga herum tragen sie einen kurzen Rock, der vom Gürtel bis zu den Knien reicht; wo sie mehr mit andern Rassen zusammenkommen, kleiden sie sich ganz anständig in einen wollenen Rock. Daß sich die Uraons, namentlich das schöne Geschlecht, auch mit Schmucksachen zu behängen pflegen, besonders bei festlichen Gelegenheiten, bedarf kaum der ausdrücklichen Erwähnung.

Die Kinderheiraten sind bei den Uraons nicht beliebt. Faßt ein junger Mann den Entschluß, sich zu verheiraten, so nehmen seine Eltern oder seine Vormünder eine Art Wahl vor; aber diese fällt immer auf ein Mädchen, das sich der Jüngling schon auserkoren und dessen Einwilligung er schon erhalten hat. Die Eltern müssen trotzdem die Vorverhandlungen führen und auch den Brautpreis festsetzen, der zuweilen bloß vier Rupien beträgt. Bei den gegenseitigen Besuchen der Unterhändler werden die günstigen Vorzeichen genau beobachtet. Ist alles geregelt, so zieht der Bräutigam mit einer großen Begleitung von befreundeten Männern und Frauen zum Hause der Braut. Die Männer tragen meist wirkliche oder Scheinwaffen, und sobald sie sich dem Dorfe der Braut nähern, kommen die dortigen jungen Männer, ebenfalls bewaffnet, ihnen entgegen, wie um den Einfall abzuwehren, und es folgt ein Scheinkampf, der sich aber in einen friedlichen Tanz auflöst. Braut und Bräutigam werden von Frauen in eine vor dem Hause der Braut errichtete Laube getragen und da auf einen curry-stone gestellt, unter dem sich eine Korngarbe befindet, die auf einem Pflugjoche ruht. Hier wird die Stirn der Braut vom Bräutigam mit rotem Pulver gezeichnet; doch wird dieser Akt durch Tücher und einen Kreis von Frauen und bewaffneten Männern möglichst den Blicken der Außenstehenden verhüllt. Der Bräutigam steht hinter der Braut, so daß seine Fußzehen auf den Fersen der Braut ruhen; dann streckt er die Hand über ihren Kopf und beschmiert ihre Stirn und ihren Scheitel mit dem roten Pulver, Sindur, und wenn es der Braut gestattet ist, dieses Kompliment zu erwidern — was aber nicht überall der Fall ist —, so nimmt sie die nämliche Zeremonie, ohne sich umzukehren, über die Schultern hinweg an dem Bräutigam vor. Dann wird ein Schuß abgefeuert und das junge Paar mit einem Duschbad bedeckt. Nun zieht sich dieses in ein Gemach zurück, und wenn es nach einiger Zeit wieder erscheint, wird es als Mann und Frau begrüßt[1].

Die Religion der Uraons ist nach Dalton aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Einen Teil ihres religiösen Glaubens haben sie sicher schon nach Chota-Nagpur mitgebracht; aber da sie sich mit den Mundas vermengten und an ihren Festen und öffentlichen Religionsübungen teilnahmen, so haben sie auch manche religiöse Ideen von ihnen entlehnt. Doch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der Religion der beiden Völker. Die Mundas haben keine Symbole und machen keine Bilder von ihren Göttern; die Uraons dagegen und die ihnen verwandten Stämme haben immer einen sichtbaren Gegenstand ihrer Verehrung: einen Stein, einen Holzpflock oder einen Erdklumpen. „Gleichwie die Mundas anerkennen sie einen höchsten Gott, der als Dharmi oder

[1] Hunter a. a. O. 285.

Dharmesch angebetet wird, als der Heilige, der in der Sonne sichtbar ist; und sie betrachten Dharmesch als ein vollkommen reines, wohlwollendes Wesen, das uns erschuf, und das uns in seiner Güte und Erbarmung erhalten möchte, dessen wohlwollende Absichten aber durch böse Geister durchkreuzt werden, welche die Sterblichen versöhnen müssen, da Dharmesch sich nicht einmischt, wenn der Geist des Bösen uns erfaßt. Es ist deshalb unnütz, zu Dharmesch zu beten oder ihm Opfer darzubringen; so wird dieser, obwohl anerkannt und geachtet, vernachlässigt, während die bösen Geister angebetet werden." [1]

Dalton ist der Meinung, die Uraons hätten keine Idee davon, daß ihre Sünden an ihnen heimgesucht werden, sei es nun in dieser oder in jener Welt. Nicht deshalb sterben ihre Kinder oder ihre Herden, schlägt die Ernte fehl oder befällt sie eine Krankheit, weil sie böse sind, sondern bloß deshalb, weil irgend ein böser Geist einen Groll gegen sie hat oder ihnen schaden will. „Ihre Ideen von Sünde sind sehr beschränkt. Du sollst nicht Ehebruch begehen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugnis ablegen gegen deinen Nächsten, ist ungefähr das, was sie vom Dekalog unterschreiben würden. Es ist zweifelhaft, ob sie im Mord eine moralische Schuld erkennen, obwohl schon Hunderte von ihnen für dieses Verbrechen die schärfste Strafe erlitten haben." [2] Die letztere Behauptung Daltons klingt ganz unglaublich. Kein Mensch nimmt es willig hin, daß man ihm ohne gerechten Grund das Leben nehmen will; und trotzdem soll er es für schuldlos halten, wenn er andere nach seinem Belieben niedersticht? und obwohl er gesehen hat, daß andere wegen dieser Tat gehenkt werden? Doch hören wir weiter. „Sie sind bereit, einem andern auf Grund einer sehr leichten Herausforderung des Leben zu nehmen, und um ihre Rache zu befriedigen, töten sie ein unschuldiges Kind ebenso leicht als den Schuldigen." Wozu braucht es dann einer Herausforderung oder des Rachegefühls, um einen andern zu töten, wenn man darin nichts Unzulässiges sieht? „Es gibt ein Gebot des Mosaischen Gesetzes, das sie in früheren Jahren streng durchführten: ‚Du sollst keine Hexe am Leben lassen.'"

Daß die religiösen Anschauungen der Uraons ihre Bekehrung zum Christentum unterstützen, wie Dalton meint, ist sehr wahrscheinlich. Das höchste Wesen beschützt sie, wie sie glauben, nicht gegen den Zorn der bösen Geister, dagegen wacht es nach ihrer Ansicht über die Christen, für die das eine große Opfer dargebracht wurde. Der ganze Religionskult der Uraons geht in der Beschwörung und Versöhnung der Dämonen auf, welche die wohlwollenden Absichten Dharmeschs durchkreuzen. Sie haben auch keinen Dankgottesdienst, und ihre Religion steht unter derjenigen der Mundas. Befällt den Uraon ein Unglück oder Leiden, so zieht er den Wahrsager oder Zauberer (ojhá) zu Rate, um zu erfahren, was die Ursache seiner Widerwärtigkeit sei, und handelt nach seinem Rat. Behauptet der Zauberer, ein Nebenmensch sei die Ursache, so wird er ergriffen und geschlagen, um ihn zu zwingen, den Dämon wieder auszutreiben. Wird aber ein Familien- oder Dorfdämon (bhut) beschuldigt, die Ursache des Übels zu sein, so entscheidet der Ojhá, was ihm geopfert werden müsse, und

[1] Hunter ebd. 288. Missions catholiques 1897, 430.
[2] Hunter a. a. O. 289.

ruiniert oft seinen Patienten, wenn er ihn nicht heilt. Er bringt ein kleines Lehmbild und streut einige Reiskörner darauf. Sollen Hühner geopfert werden, so stellt man diese vor das Bild. Picken sie die Körner auf, so ist das ein Zeichen, daß der betreffende Dämon mit den Absichten seines Verehrers zufrieden ist, und man fährt mit dem Opfer fort. Das Fleisch der geopferten Tiere gehört dem Zauberer, und deshalb liegt es in seinem Interesse, recht viele Opfer vorzuschreiben. Dort, wo die Uraons mit den Mundas zusammenleben, opfern sie dem Marang-Buru und allen Munda-Bongas, sonst dem Darha, der Sarna-Burhi (Herrin des Haines) und den Dorfdämonen, die verschiedene Namen haben. Alle drei Jahre muß einmal ein Schaf und einmal ein Büffel geopfert werden. Außer den genannten Geistern fürchten sie noch unzählige andere. Jeder Felsen, jede Straße, jeder Fluß oder Hain hat seinen Geist. Sie glauben, daß die Frauen, die bei der Niederkunft sterben, Geister werden, und daß solche Geister oft um die Grabsteine herumspuken. — Manche Uraons in der Nähe von Lohardaga nennen sich Bhagats und schließen sich einem Brahmanen oder Gosain an, der ihnen Mantras gibt. Die Bhagats geben zwar nicht vollständig die religiösen Gebräuche ihrer Ahnen auf, verehren aber Siva oder Mahädeo. Sie suchen den schrankenlosen Verkehr der jungen Leute beiderlei Geschlechts, über den ihre Ahnen nur lächelten, zu verhindern und die beiden Geschlechter bei den Tänzen zu trennen. — Das Hauptfest ist das Karma, das zur Zeit der Aussaat des Reises gefeiert wird, und zwar von den Uraons wie von den Hindus, Kols und andern Stämmen. Am ersten Tage müssen sie fasten, bis gewisse Zeremonien erledigt sind, am zweiten Tag wird im Wald ein junger Karmabaum umgehauen und auf dem Akkra aufgepflanzt, dann werden Opfer dargebracht, wird getanzt und gesungen usw.

Dalton behauptet: „Ich denke, daß sie (die Uraons) keinerlei Glauben an einen zukünftigen Zustand haben, während den Räjmahalis[1] ein entwickeltes System der Seelenwanderung zugeschrieben wird. Die Uraons huldigen dieser Lehre nur so weit, daß sie voraussetzen, vom Tiger getötete Leute würden Tiger, für die übrigen Leute bedeute der Tod Vernichtung."[2] Also die vom Tiger getöteten Leute leben als Tiger weiter. Sollten die Uraons meinen, diese Leute allein würden mit dem Tode nicht vernichtet? Das ist schon von vornherein sehr unwahrscheinlich. Hierzu kommt, daß nach Dalton selbst, wie wir schon erwähnt haben, die während der Niederkunft sterbenden Frauen Geister werden, die chorails heißen[3]. Also wieder eine Ausnahme von der allgemeinen Regel Daltons. Aber auch die Leichenfeierlichkeiten, wie sie Dalton schildert, zeigen klar den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode. Wenn in einer Uraonfamilie ein Todesfall vorkommt, wird er durch das Klagen der Weiber, die zum Zeichen der Trauer ihre Haare auflösen und laut schreien, bekannt gemacht. Die Leiche wird sorgfältig gewaschen, dann in neue Kleider gehüllt und in Begleitung von allen Dorfbewohnern zu dem Verbrennungsplatz gebracht. Hier wird sie wieder gewaschen, und die nächsten Verwandten des Verstorbenen bringen

[1] oder Malers, die den Uraons ethnologisch ganz nahe verwandt sind. Vgl. oben S. 335. [2] Hunter a. a. O. XVI 289.
[3] Ebd. 291. Vgl. auch Missions catholiques 1897, 430.

ein Reisopfer dar, legen etwas Reis oder eine Münze in den Mund der Leiche. Diese wird dann auf den Scheiterhaufen gehoben und gesalbt, wieder werden Reisopfer dargebracht und schließlich der Scheiterhaufen vom Vater oder der Mutter, dem Weib oder dem Mann angezündet. Ist der Leib vom Feuer verzehrt, so wird dem Dorfe Kunde davon gegeben, und es findet wieder eine Zusammenkunft der Freunde und Verwandten statt, um die verkohlten Gebeine zu sammeln. Diese werden in ein neues irdenes Gefäß gelegt und mit vielen Zeremonien zum Dorfe getragen, und während die Prozession heimkehrt, läßt man geröfteten Reis auf die Erde fallen, um die gewählte Straße zu bezeichnen. Die Urne mit der Asche wird an einem vor der Front des Hauses des Verstorbenen errichteten Pfosten aufgehängt, und dann werden die Gäste bewirtet. Im darauffolgenden Dezember oder Januar versammeln sich die Freunde und Verwandten wieder, um Zeuge zu sein von der Beisetzung der Gebeine an dem Orte, der seit der Gründung dieses Gemeinwesens für diese Zwecke bestimmt wurde. An diesem Punkte halten die Uraons äußerst zäh fest, und selbst wenn einer fern von der Heimat stirbt, suchen seine Verwandten früher oder später die Überreste zu erlangen und heimzutragen, um sie bei der Asche der Ahnen zu bestatten. Der Begräbnisplatz liegt immer an einem Fluß oder Strom oder Teich. Während der Zug unter Musik zu diesem Platz sich bewegt, werden beständig Reisopfer auf die Totenurne geworfen, bis diese in das Grab gelegt und mit einem flachen Stein zugedeckt wird. Dann müssen sich alle baden. Das dem Toten in den Mund gelegte und dann aus der Asche herausgeholte Geld wird den Musikanten als Lohn gegeben. Die Person, welche die Gebeine zum Grabe trug, muß durch Weihrauch und Besprengung mit Wasser gereinigt werden. Dieses Begräbnis findet nur einmal im Jahre statt; an dem dazu bestimmten Tage werden die Gebeine aller, die während des Jahres gestorben sind, zu gleicher Zeit begraben. Während der Zeit, wo die Gebeine eines Toten im Dorfe sind, darf keine Hochzeit darin stattfinden[1].

Alle diese sorgfältigen Totengebräuche, die Waschung, Opfer, die den Toten in den Mund gelegten Münzen, die feierliche Bestattung der Gebeine, zeigen doch deutlich, daß die Uraons keineswegs glauben, mit dem Tode höre alles auf, und nimmt man dazu noch, daß Dalton selbst von dem Fortleben der durch Tiger Getöteten und der im Kindbett Gestorbenen spricht, so kann wohl kein Zweifel sein, daß seine Behauptung unhaltbar ist.

Fünftes Kapitel.

Die Naturvölker des mittleren und südlichen Vorderindiens.

1. Die Kois[2].

Die Einwohner des Staates Haidarabad (Nizam's Dominions) sind fast alle Mohammedaner oder Hindus; doch haben einige Stämme, die zu den

[1] Hunter, A Statistical Account of Bengal 293—295.

[2] Vgl. Historical and descriptive Sketch of H. Highness the Nizam's Dominions. Compiled by Syed Hossain Bilgrami and C. Willmott I, Bombay 1883, 325—326.

Ureinwohnern des Landes gehören, noch ihre althergebrachten Gewohnheiten und Gebräuche bewahrt. Zu diesen Stämmen gehören die Kois oder Koyas, die fast alle im Khamam-Distrikt leben. Sie halten zäh an ihren alten Sitten. Ihre Dörfer bestehen gewöhnlich aus einer kleinen Zahl von Hütten und befinden sich oft in Lichtungen mitten im Dschungel. Die Hütten sind ganz aus Bambus und Stroh gebaut. Ihre Hauptnahrung bildet die Frucht der Ippa-[1] und Tamarindenbäume. Sie bereiten aus bestimmten Blüten große Mengen eines berauschenden Getränkes und essen das Fleisch aller Tiere, auch der Kühe. Meist bleiben sie nicht lange an demselben Ort. Sobald der bebaute Boden die Ertragsfähigkeit verliert, ziehen sie weiter und machen andern Boden urbar.

Sie haben keine Kasten. Ihre Religion besteht im Glauben an ein höchstes Wesen, doch verehren sie auch Berggeister und eine Gottheit, welche sie gegen die Verheerungen der Tiger schützt. Den Himmel betrachten sie als einen großen befestigten Platz, wo sich in reicher Fülle Reisvorräte für alle diejenigen finden, die da eingehen dürfen; die Hölle dagegen als einen Ort, wo eine eiserne Kuh die Unglücklichen zernagt, die dort eingeschlossen sind. — Den Witwen ist die Wiederverheiratung gestattet. Die Hochzeitszeremonien sind äußerst einfach. Das verlobte Paar erhält ein dreieckiges Zeichen auf die Stirn, dann knien beide nieder, und es wird ihnen Wasser über den Kopf gegossen. Damit ist die Zeremonie zu Ende. — Über die Begräbnisfeier haben wir keine Angaben gefunden; aber aus ihrem Glauben an eine Seligkeit im Himmel und eine Bestrafung in der Hölle erhellt klar ihr Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. — Dem Äußern nach sind die Kois nichts weniger als einnehmend, dabei sind sie sehr schmutzig. Die Männer tragen Bogen und Pfeile und zuweilen auch alte Flinten, mit denen sie das Wild erlegen. Sie sammeln Honig und Bienenwachs, das sie verkaufen.

2. Die Kabberas.

Strenggenommen gehören die Kabberas, die sich Hindus nennen, nicht zu den Naturvölkern, von denen wir jetzt handeln. Weil sie aber manches Eigentümliche in ihren Sitten haben, seien sie hier kurz besprochen. Sie sind eine Kaste von kanaresischen Fischern und Bauern im Gebiete der Präsidentschaft von Madras. Sie bestehen aus zwei Abteilungen: den Gaurimakkala (Söhnen des Gauri) und den Gangimakkala (Söhnen des Gangi), die zwar miteinander essen, aber keine Heiraten untereinander eingehen. Die Gaurimakkala scheinen etwas höher zu stehen als die Gangimakkala; sie gebrauchen Brahmanen als Priester und nicht Leute von der eigenen Kaste, sie verbrennen ihre Toten nicht, sondern begraben sie und halten jährlich für dieselben eine Gedächtnisfeier[2].

Kommen bei den Kabberas Übertretungen der Kastensatzungen und -gebräuche vor, so stellt eine Art Rat mit einem Oberhaupt an der Spitze eine Untersuchung an. Ist die dem Übertreter auferlegte Geldbuße eine schwere, so erhält

[1] Bassia latifolia.

[2] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India III, Madras 1909, 1.

die eine Hälfte davon das Oberhaupt und die andere Hälfte erhalten die Kastenleute, die sie zum Trinken gebrauchen. In ernsten Fällen muß der Übertreter dadurch, daß er geschoren wird und ein ihm vom Oberhaupt gereichtes heiliges Wasser trinkt, gereinigt werden. Oft werden Kinder miteinander verheiratet, doch kommen auch Ehen unter Erwachsenen vor. Sexueller Verkehr vor der Heirat wird geduldet, doch muß das kontrahierende Paar dafür eine Geldstrafe bezahlen. Bei der Hochzeitsfeier wird der tali (ein Halsband, das Zeichen des Ehestandes, das unserem Ehering entspricht) der Braut durch einen Brahmanen um den Hals gebunden. Verheiratete Frauen bringen gemalte neue Töpfe mit Lichtern, baden die Braut und den Bräutigam usw. Witwen werden in der Nacht im Tempel durch Witwen wieder verheiratet, von denen eine den tali um den Hals bindet. Verheiratete Leute dürfen dieser Hochzeit nicht beiwohnen, und auch Musik ist nicht gestattet. Ehescheidung soll bei den Kabberas nicht erlaubt sein. In Bezug auf die Religion gehören sie zu der Hindu-Sekte der Vaishnaviter und verehren verschiedene Dorfgottheiten. Die Toten werden begraben. Kleider und Speisen werden während der Dasara-Feste den Ahnen geopfert, mit Ausnahme derer, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Einige ledige Mädchen werden der Göttin Hulugamma als Basavis (geweihte Prostituierte) gewidmet. In einigen Distrikten wird auch zu Ehren des Regengottes Jokumare ein Fest gefeiert[1].

3. Die Kalla-Bantrus.

Eine mehr als sonderbare Erscheinung sind die sog. Diebeskasten in Indien, deren Hauptgewerbe bis in die neueste Zeit das Stehlen war. Zu diesen Diebeskasten gehören unter andern die Kallans oder Kalla-Bantrus, die eigentlich zur Kaste der Kuramarus gerechnet werden und selbst wieder in mehreren Abteilungen über ganz Indien verbreitet sind. Diese Leute sind professionelle Diebe und werden schon von Jugend auf in allen zu diesem Handwerk notwendigen Kunstgriffen ausgebildet. Zu diesem Zwecke leiten die Eltern die Kinder zum hartnäckigen Lügen an und gewöhnen sie daran, lieber alle Qualen zu erdulden als etwas zu offenbaren, dessen Verheimlichung in ihrem Interesse ist[2]. Weit davon entfernt, sich ihres Gewerbes zu schämen, rühmen sie sich desselben, und wenn sie nichts zu fürchten haben, ist es ihr größtes Vergnügen, mit den schlauen Diebstählen zu prahlen, die sie an verschiedenen Orten verübt haben. Diejenigen, die auf frischer Tat ertappt werden und dadurch zu Schaden gekommen sind, oder denen die Richter die Nase, die Ohren oder die rechte Hand haben abschneiden lassen, zeigen mit Stolz ihre Narben oder Verstümmelungen als Beweise ihres Mutes und ihrer Unerschrockenheit, und diese Leute werden gewöhnlich zu Anführern ihrer Kaste gewählt.

Ihre Diebstähle führen sie immer bei Nacht aus. Geräuschlos ziehen sie in ein Dorf, stellen Wachtposten an den verschiedenen Straßen auf und wählen dann die Häuser aus, in die sie mit der geringsten Gefahr einschleichen können.

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India III 5.
[2] Dubois, Hindu Manners, Customs and Ceremonies, Oxford 1906, 67.

Sind sie in dieselben eingedrungen, so rauben sie in wenigen Minuten alle Metallgefäße und andere wertvolle Sachen, sogar den Gold- und Silberschmuck, den die schlafenden Frauen und Kinder um den Hals tragen. Sie erbrechen nie die Türen, sondern machen ein Loch in die Lehmwand, durch das sie durchschlüpfen können. Sie sind so schlau, daß sie meist unbemerkt mit ihrer Beute wieder verschwinden. Werden sie überrascht, so leisten sie verzweifelten Widerstand und suchen zu entwischen. Wird einer von ihnen bei dem Handgemenge getötet, so setzen sie sich der größten Gefahr aus, um sich der Leiche zu bemächtigen. Dann schneiden sie ihr den Kopf ab und nehmen diesen mit sich, um nicht entdeckt zu werden.

In den von einheimischen Fürsten regierten Provinzen werden diese Spitzbuben bis zu einem gewissen Grade von den Beamten beschützt. Diese lassen sie gewähren oder straflos entwischen unter der Bedingung, daß sie eine bestimmte Geldsumme bezahlen oder die Hälfte ihrer Beute an den Steuereinnehmer des Ortes abliefern. Der letzte muselmännische Fürst von Mysore hatte ein ganzes Regiment von Kalla-Bantrus in seinem Dienste, das er nicht zu regelrechtem Kampfe gegen die Feinde benutzte, sondern bloß dazu, das feindliche Lager während der Nacht zu bestehlen und Pferde und Kostbarkeiten zu rauben. In Friedenszeiten wurden sie in die Nachbarstaaten geschickt, um dort Spionendienste zu tun oder nächtliche Raubzüge auszuführen. Die kleinen indischen Fürsten (die sog. Poligars) unterhielten immer zu solchen Zwecken eine Anzahl von diesen Dieben. In den Provinzen, wo die Regierung diese saubern Gesellen beschützt, können sich die unglücklichen Einwohner nicht anders gegen die Diebstähle wehren als dadurch, daß sie dem Anführer der Bande eine jährliche Taxe bezahlen. Dadurch wird dieser verantwortlich für alle von seinen Leuten an dem Orte begangenen Diebereien [1].

Dieser von den eigennützigen Regierungen ihnen gewährte Schutz erklärt zum Teil, warum die Kalla-Bantrus und andere Diebesbanden ihr Handwerk als ein legitimes ansehen. Vielleicht mag auch die Entstehung der Kasten dazu beigetragen haben. Diese entstanden wahrscheinlich durch Eroberung. Später in die Gegenden einrückende kriegerische Stämme unterjochten die dortigen Einwohner, nahmen ihnen ihren Grundbesitz und machten sie zu rechtlosen Sklaven oder Heloten. Leicht konnten sich diese die Überzeugung bilden, sie seien berechtigt, sich durch Diebstähle zu entschädigen. Endlich darf man auch die große Armut nicht übersehen, in der diese Kasten leben und die leicht zum Diebstahl verleitet [2]. Übrigens üben die Kalla-Bantrus ihr Handwerk nicht gegen ihre Kastengenossen aus. Ein Kallan verteidigte seine Genossen gegen den Vorwurf der Dieberei mit der Bemerkung, alle andern Volksklassen bereicherten sich durch Diebstahl: die Beamten durch Bestechlichkeit, die Advokaten durch Schürung von Zwietracht, die Kaufleute durch Vermischung des Arraks mit Wasser, des

---

[1] Ebd. 68. Über die Kallans vgl. auch Thurston and Rangachari a. a. O. 53 ff.

[2] Im Tanjore-Distrikt sind die Kallans durch erträgliche Landwirtschaft und die ihnen gewährte Sicherheit im Grundbesitz zufriedene und fleißige Leute geworden, die längst nicht mehr an ihr Diebeshandwerk denken (vgl. Thurston and Rangachari a. a. O. 61).

Zuckers mit Sand usw.; die Kallans unterschieden sich nur durch die direkte Methode von andern Klassen.

Übrigens bekommt der Bestohlene oft sein Eigentum zum Teil gegen ein Lösegeld (tuppen — kuli) wieder. Er braucht nur den halben Wert der gestohlenen Sache, z. B. einer Kuh, zu bezahlen, und dann wird ihm angegeben, wo er sein Eigentum wieder finden kann. Diese Angaben erweisen sich stets als richtig. Wer die Gegenden durchreist, wo sich Kallans aufhalten, braucht nur einem Kallan ein schönes Handgeld zu bezahlen, dann bekommt er einen Begleiter, der ihn sicher durch das gefährliche Gebiet bringt.

Während die Kallans als Diebe verrufen sind, werden sie sehr gelobt wegen der Keuschheit ihrer Frauen, wegen der Reinlichkeit in ihrer Person und ihren Dörfern und endlich wegen ihrer Nüchternheit [1]. In Madura und Tanjore leben viele Kallan-Stämme in eigenen Bezirken. In jedem Bezirk ist eine Kaste die herrschende, die alle Fragen zwischen den verschiedenen Kasten des Distrikts entscheidet. In der Umgebung von Devakotta gibt es vierzehn Unterabteilungen eines Distrikts, deren Vertreter jährlich einmal in Kandadevi zusammenkommen, um das große Fest in dem dem Swarnamurthi-Swami gewidmeten Tempel anzuordnen. Die Kallans haben auch ihre bestimmten Ehe- und Eigentumsgesetze. Bestimmte Unterabteilungen haben gemeinsamen Landbesitz, über den nicht verfügt werden darf ohne Einwilligung der Vertreter derselben [2].

Als die passendste Ehe gilt den Kallans die Ehe zwischen einem Mann und der Tochter der Schwester seines Vaters; hat ein Mann eine solche Cousine, so muß er sie heiraten, wie groß auch der Altersunterschied zwischen beiden sein möge. Fehlt eine solche Cousine, so muß der Mann seine Tante oder seine Nichte oder sonst eine nahe Verwandte ehelichen. Hat seines Vaters Bruder eine Tochter und verlangt er von ihm, daß er sie heirate, so darf er die Heirat nicht ablehnen, welches auch immer das Alter derselben sei. Sonderbar ist folgende Gewohnheit bei den westlichen Kallans in Madras. „Es kommt beständig vor, daß eine Frau das Weib von zehn, acht, sechs oder zwei Männern ist, die gemeinschaftlich und gesondert als Väter jedes Kindes gelten, das von ihr geboren wird, und, was noch sonderbarer erscheint, wenn die Kinder groß werden, so nennen sie sich aus einem unbekannten Grunde nicht Kinder von zehn, acht oder sechs Vätern, wie es gerade der Fall sein mag, sondern von acht und zwei, sechs und zwei oder vier und zwei Vätern." [3]

Wenn eine Hochzeit stattfindet, so geht die Schwester des Bräutigams zum Hause der Eltern der Braut, bringt ihnen 21 Kali fanams (Münzen) sowie ein Kleid und befestigt zugleich etwas Pferdehaar um den Hals der Braut. Dann bringt sie dieselbe mit ihren Verwandten zum Hause des Bräutigams, wo ein Festmahl bereit steht. — Die Ehescheidung ist von beiden Seiten sehr

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India III 69.

[2] Ebd. 73.

[3] Ebd. 77. Wir geben diese Äußerung eines Reisenden wieder, wie wir sie finden. Es wird aber wohl gestattet sein, ein Fragezeichen dahinterzusetzen. Denn daß Frauen konstant acht bis zehn Männer haben sollen, ist kaum glaublich. Sollte es sich hier nicht eher um Fälle verschleierter Prostitution handeln? Bei mehreren Abteilungen der Kallans wird ausdrücklich die Sittenreinheit der Frauen betont.

leicht. Ein Mann kann seine Frau wegschicken, wenn er ihr die Hälfte seines Vermögens mitgeben will; und eine Frau kann den Mann verlassen gegen Bezahlung von 42 Kali fanams [1].

Bei manchen Kallans gilt das Mädchen bei der ersten Menstruation für sieben oder neun Tage als unrein. Am 16. Tage bringt der Onkel des Mädchens von mütterlicher Seite ein Schaf oder eine Ziege und Reis. Sie wird gebadet, geschmückt und unter verschiedenen Zeremonien gereinigt. — Wenn ein Kind geboren wird, gilt die Familie für 30 Tage als unrein, und es ist ihr das Betreten eines Tempels verboten.

Manche Kallans begraben ihre Toten. Lampen werden zu gewissen Perioden am Grabe angezündet und dieses jährlich einmal weiß angestrichen. Andere Kallans verbrennen die Leichen. Stirbt eine schwangere Frau, so wird das Kind herausgenommen und an ihrer Seite auf den Scheiterhaufen gelegt. Dies geschieht fast bei allen Kasten in Madras, und in einigen Gemeinschaften errichten die Verwandten an der Seite einer Straße einen Stein, auf dem man mit einer Last ausruhen kann. Man will damit andeuten, daß die Mutter mit ihrer Last starb, und daß sich ihr Geist freut, wenn er andere von ihrer Last erleichtert sieht [2].

Nach H. A. Stuart sind die Kallans dem Namen nach Saiviten [3], aber in Wirklichkeit besteht das Wesen ihres religiösen Glaubens in Teufelsverehrung. Ihre Hauptgottheit ist Alagarswami, der in einem Tempel zwölf Meilen nördlich von der Stadt Madura verehrt wird und von dem einige behaupten, es sei eine Inkarnation Wischnus. Zu diesem Tempel werden große Opfer gebracht, und der Swami, Kalla Alagar, ist immer als ihre Hauptgottheit angesehen worden. Wenn jemand einen Eid leisten will, so verlangt man von ihm, daß er Kalla Alagar verehre und mit einem parivattam (einem Tuch, das als Zeichen der Ehrfurcht vor der Gegenwart der Gottheit getragen wird) auf dem Kopfe sage: „Ich schwöre vor Kalla Alagar und Haruppanaswami, daß ich recht gehandelt" usw. Schwört die Person falsch, so stirbt sie am dritten Tag; wenn wahr, so trifft dasselbe Los den Widersacher. — Die Kallans stehen nicht an, auch einen Gott zu stehlen, wenn sie glauben, daß er ihnen auf ihren Beutezügen behilflich sein könne. Da Alagarswami Vegetarier ist, so werden ihm keine blutigen Opfer dargebracht. Vor ihren eigenen Dorfgöttern haben sie wenig Angst; doch besteht eine Art Einverständnis darüber, daß, wenn sie ihren Schützlingen bei den Diebstählen helfen, sie immer einen guten Anteil an der Beute bekommen, und nach dem bei Dieben herrschenden Ehrengrundsatz wird der Vertrag immer beobachtet. Bei dem jährlichen Fest für die Dorfgottheiten opfert jede Familie ein Schaf, dessen Kopf dem Priester gegeben wird, während die Geber den Rumpf nach Hause nehmen und als eine Art Kommunionfest verzehren. Hier erscheinen, wie Rev. J. Sharrock meint, wenigstens zwei Elemente des Totemismus: einmal das Vergießen des

[1] Thurston and Rangachari a. a. O. 77—78.

[2] Ebd. 83.

[3] Eine Hindu-Sekte, die die Trimurtis nicht anerkennt und nur an einen Gott, Siva, glaubt, der durch sich selbst existiert und seine Persönlichkeit nie verlieren kann.

Blutes eines unschuldigen Opfers, um den Zorn des Totems Gottes zu versöhnen, sodann das darauffolgende Kommunionfest [1].

Eine besondere Liebhaberei der Kallans ist eine Art Stiergefecht. Wilden Stieren werden Wertsachen an die Hörner gebunden. Dann werden sie aufgehetzt, daß sie wütend umherlaufen, und nun muß ein Tapferer diese Wertsachen holen.

4. Die Kapu.

Die Kapus oder Reddis sind eine durch ganz Indien sehr verbreitete Kaste von Bauern, Farmern und squireens (halb Grundherren, halb Farmer). In der Präsidentschaft Madras allein zählt sie mehr als zwei Millionen Mitglieder. Von diesen Kapus in Madras ist im folgenden zunächst die Rede. Sie scheinen schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein mächtiger Stamm gewesen zu sein. Heute zerfällt die Kaste in zahlreiche Abteilungen, die im einzelnen manche verschiedene Gebräuche haben [2]. Wir erwähnen nur die Abteilung der Yerlams, die der Sage nach von einem Brahmanenmädchen (Yerlamma) abstammen, das von seinen Eltern nicht als Kind verheiratet worden war, wie es hätte sein sollen, und deshalb aus ihrer Kaste ausgestoßen wurde. Ein Kapu hatte Mitleid mit ihr, und sie gebar ihm viele Kinder, von denen die Yerlam-Kapus abstammen. Infolge der rohen Behandlung Yerlammas von seiten ihrer Eltern und Kastenleute hassen alle ihre Nachkommen die Brahmanen mit einem tödlichen Haß und verachten sie. Sie essen nie mit andern Kasten und gebrauchen auch keine Priester der Brahmanen oder anderer religiöser Klassen für ihre Heiraten. Bei den Hochzeiten wird keine Homamzeremonie (homam = heiliges Feuer) vorgenommen und dem Vigneswara keine Verehrung erzeigt, sondern sie suchen sich bloß einen glücklichen Tag zu sichern, lassen durch eine alte Frau der Braut den Tali um den Hals binden und halten dann großes Freudenfest.

Die Panta-Kapus in Madras sollen in zwei Tegas oder endogamische Abteilungen geschieden sein. Sie haben aber auch exogamische Sippen oder Geschlechter [2]. In Condschiveram haben einige Panta-Kapus wahre totemistische Geschlechter [3]. Bei der ersten Menstruation gilt das Mädchen für 16 Tage als unrein und muß durch die verschiedensten Salbungen und Waschungen gereinigt werden.

In den Hochzeitsgebräuchen folgen die Panta-Reddis in manchen Distrikten dem brahmanischen Ritual. In Telugo geht am Verlobungstag der Bräutigam mit seinem Gefolge, begleitet von einer Musikbande und von Frauen, die allerlei Geschenke tragen, zum Hause der Braut. Diese setzt sich im Hofe auf ein Brett. Ein brahmanischer Priester knetet etwas Teig in eine kegelförmige Masse, die den Vigneswara (den Elefantengott) darstellt und nun von der Braut verehrt wird. Diese erhält als Geschenk ein neues Kleid, das sie anzieht, und nun werden ihr die Geschenke und der Brautpreis in den Schoß gelegt. Die Väter des Brautpaares tauschen dann Betel aus mit der gewöhnlichen Formel: „Das Mädchen gehört dir und das Geld mir" und „Das

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India III 86.
[2] Vgl. ebd. 226. [3] Ebd. 230—231.

Geld gehört dir und das Mädchen mir." In der Frühe des Hochzeitstages holt der Bräutigam in Begleitung eines Priesters und eines Waschmannes die Braut in feierlicher Prozession und führt sie in sein Haus. Wir übergehen die endlosen Hochzeitszeremonien, bei denen verschiedene Götzen angebetet, die Kleider der Neuvermählten an ihren Enden zusammengebunden werden, außerdem Salbungen und Waschungen stattfinden usw. [1]

Im Zensusbericht von 1891 behauptet H. A. Stuart, es sei ihm gesagt worden, bei den Panta-Kapus bestehe die Polyandrie in der Form, daß Brüder dieselbe Frau haben. Nach Thurston ist diese Angabe zweifelhaft; er war nicht im stande, eine Spur dieser Gewohnheit zu entdecken. Wenn der Mann einer Reddi Yanadi stirbt oder sie verläßt oder sich von ihr scheidet, so darf sie seinen Bruder heiraten, und im Falle der Ehescheidung werden die beiden Brüder auf freundschaftlichem Fuße miteinander leben [2].

Bei manchen Kapus besteht auch der Gebrauch der Annahme eines Sohnes an Kindes Statt. Ein Mann, der zurzeit noch keinen Sohn hat, kann, auch wenn er mehrere Töchter besitzt und die Hoffnung auf männliche Nachkommen noch nicht ausgeschlossen ist, einen Sohn adoptieren. Dieser Adoptivsohn nimmt in Bezug auf die Erbschaft die Stelle des leiblichen Sohnes ein, und sollte noch ein Sohn geboren werden, so teilt er sich mit diesem in die Erbschaft. Einige Kapus erlauben einer Witwe, einen zweiten Mann aus ihrer Kaste zu nehmen, aber sie darf nicht die Zeichen der verheirateten Frauen tragen. Ihre Nachkommenschaft erbt das Eigentum der beiderseitigen Väter in gleicher Weise, wie die in rechtmäßiger Ehe gebornen Kinder; aber sie verheiratet sich oft mit Personen, die sich in derselben Lage befinden. Dieses Privileg der Wiederverheiratung wird leider oft mißbraucht. Nicht selten wird es auch auf schwangere Witwen ausgedehnt, und so leben Witwen im Ehebruch mit einem Manne aus ihrer Kaste ohne Furcht vor Exkommunikation (Ausstoßung aus der Kaste) in der Hoffnung, daß er oder ein anderer Mann aus ihrer Kaste sie heirate, wenn sie wieder schwanger wird. In manchen Fällen werden Männer aus derselben Kaste gedungen, um sich der Form nach mit der Witwe zu verheiraten und diese dadurch vor Exkommunikation zu schützen. Der so gedungene Mann spielt einige Tage die Rolle des Ehemanns und verschwindet dann der geheimen Abmachung gemäß [3].

Die Kapus beobachten nicht überall dieselben Begräbnisfeierlichkeiten. Die Panta-Reddis in der Tamilgegend halten sich an die dort herrschenden Gebräuche. Der Sohn des Toten erhält von einem Barbier ein Maßgefäß, in dem sich ein Licht befindet, und geht damit dreimal um die Leiche herum. Am Begräbnisplatz geht statt des Sohnes der Barbier mit einem vollen Wassertopf um den Leichnam; der Sohn folgt ihm und macht Löcher in den Topf. Das herausfließende Wasser wird über die Leiche gespritzt. Dann zerbricht der Barbier den Topf in sehr kleine Stücke, damit nicht etwa in größeren Scherben sich Wasser sammle, von Vögeln getrunken werde, und so Krankheiten verursache. Am Tage nach der Todesfeier löscht der Barbier das Feuer aus und sammelt die Asche. Die Gebeine werden in einen neuen Topf gelegt und darauf in einen

[1] Ebd. 235—236. [2] Ebd. 241. [3] Ebd. 242.

Fluß geworfen oder als Postpaket an einen Agenten in Benares geschickt und dort in den Ganges geworfen.

Der Religion nach sind die Kapus sowohl Vischnuviten als Sivaiten und verehren eine Menge von Gottheiten, wie z. B. Thallamma, Muneswara, Poleramma, Desamma usw. Dem Muneswara und Desamma wird gekochter Reis dargebracht, dem Poleramma werden Büffel geopfert. Im Bellarydistrikt (Madras) wird am ersten Vollmond im September von der Landbevölkerung das Jokumarafest gefeiert, um den Regengott zu besänftigen. — Bei den Kapus in Madras spielen die Weiber eine wichtige Rolle, nur nicht in landwirtschaftlichen Dingen. Das soll nach einer Sage folgenden Grund haben: Als die Kapus von Ayodhya (im Norden Indiens) kamen, brachten sie keine Frauen mit sich und suchten den Beistand der Götter, um deren zu erhalten. Es wurde ihnen geantwortet, sie sollten Frauen heiraten, die illegitime Kinder der Pandavas seien. Die Frauen willigten ein unter der Bedingung, daß man ihnen die Oberhand lasse und sie nicht zu niedrigen Diensten, wie Reisschälen, Gefäßereinigen, Wasserholen usw., verwende. Zu dieser Verrichtung gebrauchen die Kapus Diener aus andern Kasten[1]. Obwohl bei manchen Kapus die Ehebrüche häufig vorkommen sollen und von den Männern leicht verziehen werden, so muß doch ein Haus, das durch die Unkeuschheit eines Mädchens oder einer Witwe verunreinigt wurde, durch sehr umständliche Zeremonien gereinigt werden[2].

5. Die Koragas.

Die Koragas in Süd-Kanara (auch Koragars oder Korgars genannt) sind ein armseliger Stamm von Korbmachern und Landarbeitern. Sie sind nach Walhouse[3] ein ruhiges und harmloses Volk, klein und schlank, von schwarzer Hautfarbe, wie die meisten Ureinwohner Indiens; sie haben dicke Lippen, breite und flache Nasen sowie rauhes, buschiges Haar. Sie müssen für ihre Herren arbeiten, leben um die Dörfer herum und dürfen nicht in Lehmhäusern, sondern nur in Hütten aus Blättern (Koppus) wohnen. „Wie manche von den wilden Stämmen Indiens, zeichnen sie sich durch unerschütterliche Wahrheitsliebe aus. Das Wort eines Koragas ist sprichwörtlich." Die Missionäre, die manche von ihnen bekehrt haben, loben ihre Gelehrigkeit, ihre Anhänglichkeit und ihre Dankbarkeit für jeden geleisteten Dienst[4]. In einigen Städten werden sie als Straßenkehrer benutzt und zu andern niedrigen Arbeiten verwendet. Sie nehmen die Nahrung, die bei den von verschiedenen Kasten gefeierten Festen übrig bleibt. Sie sind sehr geschickt im Anfertigen von Wiegen, Körben, Wannen, Bürsten usw.

Obwohl die Sklaverei von der englischen Regierung formell seit 1843 aufgehoben ist, gibt es doch noch Kasten, die tatsächlich Sklaven sind. Diese Sklavenkasten sollen nach indischen Quellen aus illegitimen Abkömmlingen von Eltern verschiedener Kasten entstanden sein. Wahrscheinlicher aber ist, daß sie

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India III 245.
[2] Ebd. 248.
[3] Journal of the Anthropol. Institute IV (1895). Thurston and Rangachari a. a. O. 424 ff.
[4] Vgl. Missioni cattoliche, Milano 1910, 230.

die Nachkommen der ursprünglichen Bevölkerung sind, welche die arischen Einwanderer aus dem Norden im Lande vorfanden, nach einem sehr langen Kampfe allmählich ihres Besitztums beraubten und einige auf die Hügel oder die Dschungeln zurückdrängten, andere zu Sklaven machten. Alle diese Stämme werden von ihren Hinduherren mit grenzenloser Verachtung angesehen und für unsäglich unrein gehalten.

Daß diese jetzt so bedrückten und verachteten Stämme einst viel höher standen, kann man mit Grund aus manchen Rechten und Privilegien entnehmen, an denen sie mit der größten Zähigkeit festhalten, und ebenso aus der abergläubischen Furcht ihrer Bedrücker; denn diese glauben, daß die Unterdrückten geheimnisvolle Zauberkräfte besitzen und durch Beeinflussung der bösen Gottheiten des Landes Glück oder Unglück verursachen können. Sterben z. B. einer brahmanischen Mutter junge Kinder, so ruft sie eine Koragafrau, legt ihr das noch lebende Kind in die Arme und gibt ihr Öl, Reis und Kupfermünzen. Das kastenlose Weib, das sonst nicht angerührt werden darf, reicht dem Kinde die Brust, legt ihm ihre eisernen Armbänder auf und nennt dasselbe, wenn es ein Knabe ist, Koragar, wenn ein Mädchen, Korapulu.

Die Koragas gelten als die niedrigsten Sklaven. Selbst die Parias blicken mit Verachtung auf sie herab. Der verachtete Paria würde es unter seiner Würde halten, mit einem Koraga zu reden, wenn dieser sich nicht zuvor einige Meter weit entfernt. P. Camisa S. J.[1] berichtet, daß es den Missionären unmöglich war, die Koragas mit den übrigen Neubekehrten in der Kirche zu versammeln oder diese zu bewegen, die Wohnungen der Koragas neben den ihrigen zu dulden, so groß war ihre Verachtung dieser Ärmsten unter den Armen. Bis in die jüngste Zeit durften sie keine Brunnen graben, sondern mußten das Wasser erbetteln. Andere Leute mußten das Wasser schöpfen und dann in die Gefäße der Koragas gießen. Mit unendlicher Mühe gelang es endlich den Missionären, die abergläubische Furcht dieser Armen zu überwinden und sie zur Anlegung eines Ziehbrunnens zu veranlassen.

Bis in die jüngste Zeit trug eine Abteilung dieses verachteten Volkes, die sog. Ande- oder Topf-Koragas, beständig einen am Hals befestigten Topf, in den sie spucken mußten; denn sie galten als so unrein, daß sie nicht auf die offene Straße spucken durften. Vor der englischen Herrschaft soll es auch einem Ande-Koraga nicht gestattet gewesen sein, bei Tage ohne Erlaubnis eine Stadt oder ein Dorf zu betreten. Und in der Nacht war es ihnen sogar verboten, in die Nähe einer Ortschaft zu kommen, da man von ihrer Gegenwart großes Unheil befürchtete. In jenen Tagen durften sie ihre Nahrung nur in zerbrochenen Töpfen kochen; auch neue Kleider zu tragen, war ihnen verboten. Sie durften nur solche Kleider anlegen, wie man sie zur Einhüllung der Leichen gebraucht[2]. Ja den Frauen wurde von ihren Bedrückern, um sie zu erniedrigen, jede Bekleidung untersagt, so daß sie mit Blättern das Notwendigste bedecken mußten. Heute tragen die Koragamänner ein Stück Tuch um die Lenden, die Frauen bedecken ihre Vorderseite mit zusammengeflochtenen Waldblättern. Doch

[1] I Korgar nella Missione di Mangalore, in den Missioni cattoliche 1910, 229 ff.
[2] Thurston and Rangachari a. a. O. 428.

hat sich das Los der Koragas in etwa gebessert, und sie selbst scheinen ihre gedrückte Lage nicht sehr zu fühlen.

Die Koragas feiern die Heirat gern am Sonntag als einem Glückstag, während die andern Sklavenkasten den Montag vorziehen. Braut und Bräutigam setzen sich, nachdem sie ein kaltes Bad genommen, auf eine Matte im Hause des letzteren. Vor ihnen liegt eine Handvoll Reis. Ein alter Mann führt den Vorsitz, nimmt einige Reiskörner und besprengt ihre Häupter; dasselbe tun dann der Reihe nach alle Anwesenden. Der Bräutigam schenkt hierauf seiner Frau zwei Silbermünzen und muß dann der Gemeinde sechs Feste geben. Die Ehe gilt bei den Koragas als unauflöslich, aber eine Witwe darf wieder heiraten, und ein Mann kann eine zweite oder selbst eine dritte Frau haben[1]. — Nach der Geburt eines Kindes ist die Mutter unrein, und niemand darf ihr nahekommen oder sie berühren. Die Insassen verlassen für fünf Nächte die Laubhütte und leben von der Gastfreundschaft ihrer Bekannten. Die Mutter bleibt unter der Obsorge einer Pflegerin oder Hebamme. Am sechsten Tage erhalten Mutter und Kind ein laues Bad, und dies reinigt und heiligt sie; dann wird im Hause ein großes Fest gefeiert und die Mutter beschenkt.

Die Koragas waren ursprünglich Sonnenverehrer, und sie werden noch jetzt nach den Namen der Wochentage genannt, so z. B. aita (korrumpiert aus aditya) = die Sonne; toma oder soma = Mond; gurva = Jupiter; angara = Mangala; tanya oder shani = Saturn; tukra oder shukra = Venus). Sie haben keine getrennten Tempel für ihren Gott, aber ein Platz unter einem Baum (Strychnos nux vomica) wird seiner Verehrung gewidmet und gehört ihm ausschließlich zu. Der Ort wird Kata genannt. Verehrt wird diese Gottheit gewöhnlich in den Monaten Mai, Juli oder Oktober. Zwei Bananenblätter werden an dieser Stelle niedergelegt und darauf ein Häuflein gekochter, mit Safran gemischter Reis. Wie bei allen Zeremonien der Koragas übernimmt der Älteste die Leitung und fleht zu der Gottheit, die Gaben anzunehmen und zufrieden zu sein. Heute jedoch haben die Koragas, dem Beispiel der Bants und Sudras folgend, den ursprünglichen Gegenstand ihrer Verehrung vertauscht mit den Bhutas (Dämonen)[2]. — Wie Walhouse schreibt, verehren heute die Koragas wie alle Sklavenkasten Mari-Amma, die Göttin der Pocken, die schrecklichste Form von Parvati, der Frau des Siva. Diese ist die populärste Gottheit in Kanara, die unter erschreckenden Formen dargestellt und mit blutigen Zeremonien verehrt wird. Ziegen, Büffel, Schweine, Hühner usw. werden mit einem einzigen Streich getötet, und zwar von einem Sklaven aus der Kaste der Asadi. Obwohl die Koragas als Ausgestoßene angesehen und nicht zu den Tempeln der brahmanischen Gottheiten zugelassen werden, haben sie doch die beiden großen Hindufeste: Krischnas Geburtstag und das Chowti (Tschauti), angenommen. Das letztere gilt als das größere Fest und als Freudentag, während das erstere ein Fast- und Abstinenztag ist. Die Einleitung zum Chowti und die Gebete an demselben werden von einer Jungfrau verrichtet, da sie glauben, daß ihr Gebet wegen ihrer Reinheit wirksamer sei[3].

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India III 432.
[2] Ebd. 433—434. [3] Ebd. 434 436.

Wird ein Koragaweib eines Ehebruchs überführt, so muß der Verführer, wenn beide einer niedern Kaste angehören, sie heiraten. Um sie aber für diese Zeremonie zu reinigen, muß er eine Hütte bauen und das Weib hineinbringen. Hierauf wird die Hütte angezündet, und das Weib sucht sich zu retten, so gut es kann. Dieser Prozeß wird siebenmal wiederholt und dann gilt das Weib wieder als anständig und darf sich wieder verheiraten. Ein ähnliches Ordal besteht auch bei andern Stämmen, und es wird von einigen mit dem Gesetz Manus in Verbindung gebracht, nach dem sieben Generationen notwendig sind, um eine Übertretung des Gesetzes der endogamischen Ehe zu sühnen[1].

In älteren Zeiten mußten die Koragas wie alle Sklavenkasten die Leichen ihrer Verstorbenen verbrennen, damit der Boden nicht durch sie verunreinigt werde. Seit langem aber begraben sie ganz allgemein die Leichen, doch holen sie noch immer die Erlaubnis ihres Herrn dazu ein. Nach dem Begräbnis werden vier Kugeln aus gekochtem Reis auf das Grab gelegt, was wahrscheinlich ein Überrest des alten Gebrauches ist, die Geister der Verstorbenen mit Nahrung zu versehen. Am sechzehnten Tage nach dem Begräbnis wird eine Handvoll Reis vom Grabe genommen, in einem Loche vergraben und ein Stein darüber gelegt, auf den man Reis und Palmwein legt als letzte Gabe für die abgeschiedene Seele, die man bittet, sich mit den Ahnen zu vereinigen[2].

6. Die Koravas.

Die Koravas sind ein Wandervolk, das fast die ganze vorderindische Halbinsel durchzieht und an verschiedenen Orten auch verschiedene Namen trägt. In manchen Gegenden heißen sie Jerukalas, in andern Korachas oder Korchas usw. Viele verdienen ihr Brot als Wahrsager und als Quacksalber, deren Spezialität die Heilung der Hämorrhoiden und Fisteln ist. Gleichzeitig betreiben sie aber in weitem Maßstab das Stehlen und die Hehlerei. Sie benutzen gern die Eisenbahnen, um die schlafenden Reisenden von ihrem Gepäck zu erleichtern; zugleich aber auch, um in andere Gegenden zu entweichen, wenn ihnen die Polizei auf der Spur ist. An einigen Orten haben sie sich dauernd in kleinen Dörfern niedergelassen[3].

Die Koravas in der Präsidentschaft Madras zerfallen in zahlreiche Abteilungen (gangs), die ganz patriarchalisch regiert werden. In welchem Gang ein Korava geboren sein mag, er muß sich dem Willen der Älteren oder der Leiter desselben unterwerfen. Das Oberhaupt eines Gangs heißt Peru Manusan oder Beriya Manusan (großer Mann). Zu dieser Würde wird ein wegen seines Alters, seiner Einsicht und seines Einflusses auf die Mitglieder des Gangs hervorragender Mann erwählt. Er erhält keine Besoldung, führt aber bei allen Beratungen den Vorsitz und hat bei allen sozialen Verrichtungen den Ehrenplatz. Die Leitung der Kaste ruht in den Händen einer Kastenversammlung (kulam), die über Forderungen entscheidet, Strafen verhängt, Individuen aus der Kaste ausstößt oder wieder aufnimmt. Freier Trunk von Palmwein auf Kosten der streitenden Parteien findet bei jeder Versammlung statt. Der Kläger

[1] Ebd. 437. [2] Ebd. [3] Vgl. ebd. 438 ff.

ruft die Versammlung zusammen. Die Streitenden reichen sich die Hand zum Zeichen, daß der Kulam ihren Streit entscheiden solle. Jeder bezahlt eine Rupie. Der Kulam kann den Streit sofort entscheiden oder die Entscheidung zu weiterer Erwägung vertagen. Die zweite Tagung heißt die zweite Handreichung, bei der jeder der Streitenden wieder eine Rupie bezahlt, um den Palmwein zu beschaffen. Ein Mann, der fern bleibt, wenn er zum Kulam berufen wurde, verliert unbedingt seine Kaste. Kommt es zu einer dritten Tagung, so müssen beide Parteien $3^1/_2$ Rupien bezahlen, um den Kulam bei guter Laune zu erhalten. Da dieses die letzte Tagung ist, so wird die Entscheidung oft durch ein Ordal herbeigeführt. Zwei gleiche Quantitäten Reis werden in zwei gleiche und gleich viel Wasser enthaltende Töpfe gelegt; dann werden diese auf zwei gleiche Feuer gebracht. Der Mann, dessen Reis zuerst zum Sieden kommt, hat den Streit gewonnen. Der Unterliegende muß ihn für alle Kosten entschädigen. Kommen beide Töpfe zugleich zum Sieden, so muß eine Münze aus einem Topf mit siedendem Öl herausgenommen werden. Zuweilen wird auch der strittige Betrag von dem Verklagten vor ein Götzenbild gelegt und der Kläger aufgefordert, ihn wegzunehmen, und stößt ihm oder seiner Familie nachher kein Unglück zu, so war er im Recht. Der Kulam hat mit der Verabredung zur Ausführung von Verbrechen nichts zu tun, wohl aber wird seine Entscheidung zuweilen angerufen, wenn es sich um die Teilung der Beute handelt oder wenn ein Teilnehmer an einer verbrecherischen Expedition etwas heimlich für sich auf die Seite legt. Sie bestellen Advokaten zur Verteidigung von Mitgliedern des Gangs, die eines Vergehens angeschuldigt sind[1].

Die Koravas haben mehrere endogamische und exogamische Gruppen mit verschiedenen Namen. Die Kenntnis dieser Haus- oder Geschlechtsnamen ist oft notwendig zur Identifizierung eines Koravas. Denn so unzuverlässig sie in der Angabe ihrer Personennamen sind, so täuschen sie doch fast nie, wenn es sich um den Geschlechtsnamen handelt, da sie es für schmachvoll halten, in Bezug auf ihre Verwandtschaft zu lügen[2]. Eine Art Totemismus existiert bei ihnen, aber es ist sonderbar, daß er nicht immer einen erkennbaren Zusammenhang mit dem Geschlechtsnamen hat. So ist z. B. das Totem der Personen aus dem Geschlecht der Konetis horse-gram (eine Art Bohne; kollu auf Tamil), das sie in Ehren halten und weder berühren noch essen noch sonstwie gebrauchen[3].

Der Hausgott der Korava, gewöhnlich ein sehr rohes Schnitzwerk, stellt den Vischnu oder Siva dar. Die Koravas verehren meist Subrahmanya, den Sohn Sivas, während die mit ihnen stammverwandten Jerukalas dem Vischnu in der Form des Venkeswara und seiner Frau Lakshmi Kult erweisen. Außerdem verehren sie, bevor sie auf ihre Diebesunternehmungen ausziehen, Kolapuriamma und andere ihnen passende Gottheiten. Kolapuriamma ist die Göttin von Kolhapur in der Präsidentschaft Bombay und in ganz Südindien berühmt. Ihre Verehrer opfern ihr einmal jährlich am Sonntag oder Dienstag Schafe oder Ziegen, während diejenigen, die den Perumalswami oder Venkat-

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India III 448—449.

[2] Ebd. 452. [3] Ebd. 453.

swara, den Gott von Tirupati, verehren, ihm am Samstag Ehre erweisen und Kokosnüsse als Opfer darbringen. Die Göttin, die den Koravas bei ihrem verbrecherischen Gewerbe beisteht und die sie am meisten fürchten und ehren, ist Moothevi, die Göttin des Schlafes. Sie wird angerufen, damit sie die Koravas wachsam erhalte und die Opfer ihrer Diebeszüge unachtsam mache oder einschläfere. Die Göttin wird besonders von Frauen angerufen, die periodisch sonderbare Orgien feiern, um sie zu versöhnen. Bei diesen Orgien werden Tiere geopfert und Likör zu Ehren der Göttin verteilt. In älteren Zeiten waren bei den Koravas auch Menschenopfer in Gebrauch[1].

Die Koravas sind äußerst abergläubisch und suchen überall gute und böse Vorzeichen, besonders wenn sie einen Diebeszug im Schilde führen. Gestohlenes Eigentum wird abgegeben, sobald man dafür ein entsprechendes Entgelt erhält.

Die Ehe wird gewöhnlich von den älteren Leuten vereinbart. Der Vater eines heiratsfähigen Sohnes ruft einige ältere Leute seiner Abteilung und forscht nach einer passenden Braut. Wenn die bezeichnete Familie in die Partie einwilligt, so wird ihr Haupt gerufen, und man begibt sich zur Palmweinschenke. Hier füllt der Vater des künftigen Bräutigams ein kleines irdenes Gefäß und bietet es dem Vater der zur Braut Erkorenen an mit der Frage: Weißt du, warum ich dir diesen Palmwein gebe? Der Empfänger antwortet: Deshalb, weil ich dir meine Tochter gegeben habe, und ich trinke auf ihre Gesundheit. Das Gefäß wird wieder gefüllt und dem Obmann angeboten, der es nimmt und den Vater des Mädchens fragt, warum er trinken solle. Die Antwort lautet: Weil ich meine Tochter dem Sohne des N . . . gegeben habe, trink auf ihre Gesundheit. Alle Gegenwärtigen trinken der Reihe nach entsprechend ihrem Rang mit denselben Fragen und Antworten. Die, welche bei dieser Verlobungszeremonie getrunken haben, werden als Zeugen des Vertrages angesehen. In dem Hause der Braut wird dann ein Fest gefeiert, an dessen Schluß der zukünftige Bräutigam fragt, ob die Braut einen mütterlichen Onkel habe, dem der Kaufpreis bezahlt werden solle. Der Kaufpreis beträgt 101 Madas (202 Rupien) und ist für Reiche und Arme gleich. Tatsächlich wird er jedoch nie ganz bezahlt. Einige Abschlagszahlungen werden entrichtet, aber im allgemeinen ist das Geld die Ursache endloser Streitigkeiten. Ist die Heirat vereinbart und hat der mütterliche Onkel der Braut vier Annas als Handgeld bezahlt, so trennt man sich bis zur Hochzeit. Die Brautleute sind vielleicht noch Kinder oder die Braut noch unreif oder der Bräutigam abwesend. Nach dieser Verlobung sollen die Eltern des Mädchens den Vertrag um keinen Preis rückgängig machen, sonst würde der Vater von den oben genannten Zeugen zur Rechenschaft gezogen und zu einer schweren Geldstrafe verurteilt. Obwohl diese Strafe selten bezahlt wird, so macht doch die Schuld die eine Familie von der andern in etwa abhängig. Sind die Kontrahenten willig, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so erhält der mütterliche Onkel des Mädchens eine Summe als Abschlagszahlung für den Kaufpreis, und ein brahmanischer Priester wird ersucht, die günstige Zeit für die Hochzeit zu bestimmen. Ist diese Zeit gekommen, so versammeln sich die beiden Parteien; die Brautleute erhalten auf

[1] Ebd. 463.

Kosten des Vaters der Braut neue Kleider, es wird gegessen und getrunken, und dann setzt sich das Brautpaar auf ein Leintuch, auf das man vorher Reiskörner geworfen hat. Die Gäste bilden einen Kreis um die beiden, und im günstigen Augenblick bindet der Bräutigam der Braut ein Band von schwarzen Korallen um den Hals. Verheiratete Frauen streuen Reis und einige Münzen über die Köpfe des Paares. Dabei wird ein Lied gesungen, in dem es unter anderem heißt: „Liebet immer euren Vater und lebet stets glücklich, behütet immer eure Mutter und euren Vater und eure Schwiegermutter; bekümmert euch nicht darum, was die Leute sagen, schauet nach euren Verwandten, und der Gott da droben wird euch glücklich erhalten, fünf Söhne und vier Töchter werden eure Familie bilden." [1]

Keine Witwe, keine wiederverheiratete Frau, kein der Prostitution gewidmetes Mädchen darf sich dem Kreis um die Brautleute anschließen, denn das wäre ein übles Vorzeichen für die Braut. Witwen und wiederverheiratete Frauen haben ihren Mann verloren, und die Prostituierte kennt nie den Gott, dessen Dienst sie gewidmet ist. Wie bei andern Klassen, so ist auch bei den Koravas nach abgeschlossener Ehe deren Vollzug den Brautleuten wenigstens für drei Monate untersagt, weil eine abergläubische Meinung verbietet, daß drei Köpfe innerhalb eines Jahres in die Hütte einziehen. Mann und Frau sind die zwei ersten Köpfe, und die Geburt eines Kindes innerhalb des ersten Jahres würde den dritten Kopf in die Hütte bringen. Erst nach Ablauf dieser drei Monate wird die Braut, die sich zum Scheine sträubt, von den weiblichen Verwandten unter allerlei obszönen Scherzen in das Haus des Bräutigams gebracht.

Ein Mann hat das Recht, die Tochter des mütterlichen Onkels zur Frau zu nehmen; wird dieses Recht verletzt und die Tochter einem andern zur Frau gegeben, so hat er ein Recht auf Entschädigung. Der mütterliche Onkel verfügt über das Mädchen, in Coimbatore aber der Vater selbst, der sogar berechtigt ist, die Tochter ihrem Manne zu nehmen und sie einem andern zu geben, der höher bietet. Die oben beschriebenen Ehegesetze und Hochzeitsgebräuche werden übrigens nicht in allen Gegenden in gleicher Weise beobachtet. Die Polygamie herrscht überall, und die Familienverhältnisse sind sehr locker. Es kommt vor, daß ein Mann eine seiner Frauen verkauft oder verpfändet. Eine Frau, die sich infolge von Todesfall oder Ehescheidung siebenmal verheiratet, soll großes Ansehen genießen und bei Ehen und andern religiösen Zeremonien die Leitung übernehmen. Ehescheidung ist leicht, doch sollen die Koravafrauen im allgemeinen ihren Männern treu sein [2].

Bei der Niederkunft wird die Frau in eine abgelegene Hütte gebracht, wo sie zehn Tage lang für alle tapu ist mit Ausnahme der Hebamme. Sobald das Kind geboren ist, wird vor der Hütte Weihrauch verbrannt. Daran schließt sich ein Opfer von rohem Zucker für die Geister der verstorbenen Ahnen, die mit folgenden Worten angerufen werden: „Ihr Geister der Ahnen, steigt herab auf uns, gewährt uns Hilfe und mehret unser Vieh und unsern Reichtum.

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India III 480.
[2] Ebd. 489.

Beschützet uns vor dem Sirkar (Regierung) und schließet den Mund der Polizei. Wir werden euch in Ewigkeit verehren." Dann wird der Zucker unter die Anwesenden verteilt und das Kind mit Kuhdünger gereinigt und gewaschen. Am neunten Tage nach der Geburt gibt der mütterliche Onkel dem Kind einen Namen, bindet ihm eine Schnur um die Brust, und damit wird es in die Gemeinschaft der Koravas aufgenommen[1].

Die sog. Couvade (männliches Kindbett) scheint noch heute bei vielen Koravas in Übung zu sein. Gleich nach der Niederkunft hüllt sich der Mann in die Kleider seiner Frau, legt sich neben das neugeborne Kind an die Stelle der Mutter und bleibt einige Minuten darin, um dann wieder der Frau Platz zu machen[2]. Die Kinder werden früh in die Technik des Diebeshandwerks eingeführt. Sie werden angeleitet, auf alle an sie gestellten Fragen zu antworten: „Ich weiß es nicht." Man bringt ihnen die verschiedenen Methoden zum Stehlen und zum Einbruch bei. Ein ertapptes Kind wird nie den Namen seiner Eltern oder seines Gangs verraten. Die Koravas haben überhaupt genau bestimmte Regeln für ihr Verhalten. Nur im Notfall dürfen sie durch die Vordertüre ein Haus betreten, und dann müssen sie dasselbe auf einem andern Wege verlassen. In einem Hause, in dem sie am Reis und der geronnenen Milch teilgenommen, dürfen sie nicht stehlen. Geronnene Milch verlangt immer Salz, und Salzessen bedeutet für sie nach ihrem Ehrenkodex soviel als einen Schwur der Treue.

Wenn ein Korava auf der Wanderung stirbt, wird er so schnell als möglich mit dem Kopf nach Norden und den Füßen nach Süden begraben. Wenn möglich, wird die Leiche in ein neues Kleid gehüllt. Das Grab wird mit der Hütte zugedeckt, in der der Verstorbene zuletzt gewohnt hat. Das Lager, in dem ein Todesfall vorgekommen, wird sofort verlassen. Die nomadisierenden Koravas sollen ihre Toten in der Nacht begraben, und niemand weiß wo. In Vizagapatam sollen die Jerukulas ihre Toten nackt verbrennen. Eine Art Hirnkraut (Ocimum sanctum) wird an der Stelle gepflanzt, wo die Leiche verbrannt wurde. Die Schlußzeremonie findet bei manchen Koravas erst zwei oder drei Monate nach dem Tode statt. Gekochte Nahrung, Zwiebeln, Schweine- und Schaffleisch usw. werden auf Rizinusblättern auf den Boden gelegt und der Seele des Verstorbenen dargebracht, die in menschlicher Form mit einem neuen Kleide dargestellt wird. Einige Koravas veranstalten auch beim Neumond im November eine Feier zu Ehren der verstorbenen Ahnen, bei der man Speisen darbringt und Weihrauch verbrennt[3]. Wenn in Mysore das Grab, das nur zwei Fuß tief ist, in der Nacht von Schakalen heimgesucht wird und diese nach dem Aufzehren der Leiche ihren Durst mit dem Wasser löschen, das man auf das Grab gelegt hat, gilt dies als Zeichen, daß der befreite Geist in das Reich der Toten geflohen ist und nie mehr die Menschen belästigen wird[4].

7. Die Koorcher.

Zu den von der arischen Invasion in die Dschungeln und Berge zurückgedrängten Urbewohnern Indiens gehören auch die Koorcher im Staate Mysore

[1] Ebd. 491. [2] Ebd. 492—494. [3] Ebd. 500. [4] Ebd. 501.

(Maisur), über die der Bischof Baslé aus der Gesellschaft für Auswärtige Missionen in Paris einen interessanten Bericht veröffentlicht hat[1].

Die Koorcher sollen von den Nayaren, der aristokratischsten Kaste des Landes, abstammen, und in der Tat stimmen sie mit diesen in körperlicher und geistiger Beschaffenheit, in Sprache und Tracht vielfach überein. Was sie aber unterscheidet, ist ihr Gemeinwesen. Sie gehören stets einem Klan oder Stamme an, dessen Vorrechte sie verlieren, sobald sie sich von ihm trennen und das Dorf verlassen. An der Spitze jedes Klans steht ein Häuptling, dem alle Gehorsam schulden und von dem sie in allem, sogar in Nahrung und Kleidung, abhängig sind. Charakteristisch für dieses Volk ist die Art und Weise, wie es die Verwandtschaft berechnet, um die Glieder des Klans zu unterscheiden. Nur die mütterliche Linie ist entscheidend, die väterliche wird vollständig ignoriert. Man sagt nicht: die Kinder des Vaters, sondern die Kinder der Mutter. Bischof Baslé meint, das komme wohl von ursprünglicher Polyandrie her. Aber da er selbst gesteht, daß heute nirgends bei den malabarischen Kasten Polyandrie besteht, so hängt diese Hypothese in der Luft. Die Einrichtung läßt sich ebensogut durch Vielweiberei und andere Ursachen erklären.

Ehemals war das ganze Land in Kantone eingeteilt. Diese von der Regierung aufgegebene Einteilung haben die Koorcher beibehalten. Mehrere Klans machen einen Kanton aus, und ihre Häuptlinge (Dorfvorsteher) bilden einen Rat, welcher alle Geschäfte der Kaste bespricht, alle Streitigkeiten schlichtet und in allen Schwierigkeiten entscheidet.

Die Heiraten werden gewöhnlich innerhalb der Kantonsgrenze eingegangen. Jeder Häuptling hat die Pflicht, den von ihm abhängigen Jünglingen eine Gefährtin zu verschaffen. Zu diesem Zwecke sieht er sich in allen Dörfern um, und wenn er ein geeignetes junges Mädchen gefunden, macht er dem Häuptling desselben seine Vorschläge. Wenn sie Gehör finden, werden einige Geschenke ausgewechselt und der Tag für die Hochzeit bestimmt. Am festgesetzten Tage versammeln sich alle Koorcher des Kantons. Die Häuptlinge tauschen Geschenke aus, und die Jungfrau wird dem Jüngling übergeben. Dann werden einige heidnische Zeremonien abgehalten und das Ganze mit einem Schmause beschlossen. Nun kann der Jüngling seine Braut in sein Dorf mitnehmen, wo sich die nämlichen Zeremonien wiederholen. Von jetzt an leben die jungen Leute zusammen, aber die Kinder, die aus dieser Vereinigung hervorgehen, werden vom frühesten Alter an von den Eltern der Mutter zu sich genommen. Obgleich die Ehescheidung bei ihnen existiert, wird nur selten davon Gebrauch gemacht, und Mann und Frau bleiben vereinigt, bis der Tod sie trennt[2].

An den Kastenvorschriften halten die Koorcher genau fest. Mit Ausnahme der Brahmanen erkennen sie keine Kaste als höher an. Die Nähe einer untergeordneten Kaste, z. B. der Panhyaren, verunreinigt sie sogar schon von weitem. Die etwas höheren Kasten dürfen sich ihnen nähern, aber sie nicht berühren. Der verunreinigte Koorcher darf weder Speise zu sich nehmen noch sein Haus betreten, bevor er sich und seine Kleider nicht vollständig in fließen-

[1] Vgl. Annales de la propagation de la foi 1911, 82 ff.
[2] Ebd. 84.

dem Wasser gebadet hat. Das fließende Wasser ist auch das einzige, das die Koorcher trinken dürfen. Aber es gibt Fälle, wo die Verunreinigung nicht abgewaschen werden kann und der davon Betroffene aus der Kaste ausgestoßen wird. Irgend etwas essen, was in einem Wasser gekocht wurde, das eine Person aus niederer Kaste gebracht hat, Christ werden u. dgl. sind Dinge, die den Ausschluß aus der Kaste zur Folge haben. „Trotz dieser Strenge verkehren unsere christlichen Koorcher seit einiger Zeit mit ihren heidnischen Verwandten; ja es werden sogar gegenseitige Besuche abgestattet." Infolge des ausgezeichneten Betragens der Christen haben ihre heidnischen Brüder begriffen, daß das Christentum nur der Feind des Bösen ist. Heute wird der christliche Koorcher nicht mehr von seinen Eltern verflucht; diese begnügen sich, mit resignierter Miene zu sagen, sein Schicksal habe es so gewollt.

Familienleben und Religion. Abgesehen von den Vorurteilen des Kastenwesens, führen die Koorcher ein sehr einfaches Leben. Ihre Beschäftigung teilt sich in die Bebauung der Reisfelder und die Jagd. Alles wird ruhig und einfach abgemacht. Großen Schaden bringen diesem Volke die sog. Mapilleys, größtenteils zugewanderte, skrupellose Leute, welche den Eingebornen allerlei moderne nutzlose Dinge auf Kredit verkaufen. Die Dorfvorsteher, arme, alte, leichtgläubige Leute, die weder lesen noch schreiben können, nehmen in ihrer Einfalt alles an, aber im Augenblick der Ernte erscheint der Mapilley — fast immer ein Mohammedaner —, und unter dem Vorwande verschiedener Rechnungen, die er nach seinem Gutdünken festsetzt, gelingt es ihm, fast das ganze Ergebnis eines arbeitsreichen Jahres fortzuschleppen. So geraten die Eingebornen in Not und Schulden, die Familien lösen sich auf und werden die Beute der mohammedanischen Mapilleys, denen die Proselytenmacherei sehr am Herzen liegt. Ohne diese gewissenlosen Wucherer wäre das Leben der Koorcher ein glückliches; denn es trägt einen besondern Charakter durch die Religion, welche es bis in alle Einzelheiten durchdringt.

„Ohne theoretisch den Hinduismus auszuschließen, und trotz ihres festen Glaubens an Gott, den Schöpfer, richtet sich der Kultus der Koorcher nur an die Geister, und jede ihrer Handlungen muß mit den Regeln, welche bestimmen, was diesen Geistern angenehm ist, übereinstimmen. Jeder Klan hat einen besondern Geist, dem ein kleiner Tempel geweiht ist; vor diesem Tempel wird zu ihm gebetet. Sobald etwas Außergewöhnliches geschieht, muß man sich bei ihm Rat holen, um zu wissen, was das bedeutet; ebenso muß er vor jedem Unternehmen um Rat gefragt werden. Zu dem Zweck stellen sich Männer und Frauen vor dem Tempel in zwei Reihen auf und singen einige Anrufungen, bis der Geist auf jemand herabzusteigen geruht. Wenn der Geist über einen kommt, fängt dieser leicht zu zittern an; allmählich nimmt das Zittern zu, bis es zuletzt in gräßlichen Zuckungen endet. Jetzt beginnt er, Sprünge zu machen wie ein Besessener, und stößt kaum verständliche Worte aus. Das sind die Orakelsprüche des Geistes. Man kann nicht daran zweifeln, daß die Anrufungen gerade in diesem Lande, wo der Dämon allmächtig ist, Erfolg haben können; aber es ist gewiß, daß dieses Besessensein sehr oft nur simuliert ist von listigen Betrügern, die damit einen schlechten Zweck erreichen. Sie wissen, daß die Koorcher einfache, leichtgläubige Menschen sind, fest an

die Anrufung des Geistes glauben und blindlings seinen Orakeln gehorchen." Wenn man die Neuchristen über diesen Punkt befragt, so bejahen alle die Gewalt dieses Geistes, aber sie fügen bei, daß sie ihn nun nicht mehr fürchten, seitdem sie durch die Taufe Kinder Gottes geworden seien [1].

8. Die Lambadis.

Zu den verrufensten Diebeskasten Indiens gehören die Lambadis. Über sie schreibt Dubois [2]: „Von allen nomadischen, das Land durchwandernden Kasten ist die bekannteste und verabscheuteste die der Lambadis, die auch Sukalers oder Brinjaris genannt werden. Niemand kennt den Ursprung dieser Kaste. Sie unterscheiden sich in Sitten und Gebräuchen und ebenso in Religion und Sprache von allen andern Hindukasten. Gewisse Ähnlichkeiten zwischen ihnen und den Mahrattas deuten darauf hin, daß sie aus diesem Volke ursprünglich hervorgegangen sind und von ihm ihren Hang zum Rauben und Stehlen geerbt haben und überhaupt ihre gänzliche Mißachtung der Eigentumsrechte, sobald sie stärker sind als ihre Opfer und straflos ausgehen können." Die Strenge, mit der die englische Regierung gegen sie vorgeht, hat zwar bewirkt, daß sie nicht mehr offen zu stehlen und zu rauben wagen, aber einzelne, besonders wohlhabende Reisende, sind auch heute noch vor ihnen nicht sicher.

„In Kriegszeiten heften sie sich an die Armee, wo die Disziplin am lockersten ist. Sie kommen dann in Schwärmen von allen Seiten, angelockt von der Aussicht, in der allgemeinen Unordnung straflos Diebereien verüben zu können. Sie machen sich sehr nützlich, indem sie mit den gestohlenen Sachen einen reich versehenen Markt eröffnen. Sie verdingen auch sich selbst und ihre Viehherden an die meistbietende Partei und leisten als Proviant- und Gepäckträger der Armee gute Dienste. Im letzten Kriege mit dem Sultan von Mysore wurden sie zu Tausenden von den Engländern in Dienst genommen; aber diese mußten es bald sehr bedauern, ein so unzuverlässiges und zuchtloses Volk angeworben zu haben, denn sie mußten sehen, wie dasselbe die ganze Gegend, durch die sie kamen, plünderte und mehr Unheil anrichtete als die ganze Armee."

„In Friedenszeiten beschäftigen sich diese gewerbsmäßigen Räuber mit dem Handel von Getreide und Salz, die sie mit ihren Ochsen von einem Teil des Landes zum andern transportieren; sobald aber das Gerücht von einem Krieg oder Tumult auftaucht, stellen sie sich sofort ein, um die erste günstige Gelegenheit zu Räubereien zu benützen." In ihrem Äußern sind sie roh, häßlich und abstoßend, und zwar die Weiber noch mehr als die Männer. In allen Teilen Indiens stehen diese Banditen unter besonderer Polizeiaufsicht. Zu ihren Lastern soll auch grobe Ausschweifung gehören, und man behauptet, daß sie zuweilen in Banden Männer aufsuchen, die mit Gewalt gezwungen werden, ihren niedrigen Lüsten zu dienen [3]. Es werden ihnen auch Menschenopfer vorgeworfen. Wenn sie ein solches Verbrechen vorhaben, ergreifen sie die erste

[1] Vgl. Annales de la propagation 1911, 86—87.
[2] Hindu Manners, Customs and Ceremonies 68 ff. [3] Ebd. 70.

Person, die ihnen begegnet, und schleppen sie an einen abgelegenen Ort. Dort machen sie ein großes Loch, in das sie das Opfer bis an den Hals vergraben. Während dieses noch lebt, machen sie eine Art Lampe aus Teig, legen sie auf sein Haupt, füllen sie mit Öl und zünden sie an. Dann tanzen sie singend und lärmend um das unglückliche Opfer herum, bis es tot ist[1]. Dubois erwähnt auch die sonderbare Sitte der Lambadis, daß sie nur Wasser aus Quellen oder Brunnen trinken dürfen. Da ihnen das Wasser aus Flüssen verboten ist, müssen sie im Falle der Not in der Nähe eines Teiches oder Flusses ein Loch graben und das durchsickernde Wasser nehmen, das nun als Quellwasser gilt.

Über die Lambadis in der Präsidentschaft Madras gibt Thurston eingehendere Nachrichten[2]. Von den Frauen behauptet er, daß sie, wenigstens in einigen Gegenden, keusch seien, und daß jedes unpassende Benehmen gegen sie von den Männern sehr unangenehm empfunden werde, da sie in diesem Punkt ein lebhaftes Ehrgefühl haben. Einige Lambadis sind sehr reich, woraus man schließen muß, daß das Diebeshandwerk nur gegen nicht zu ihrer Kaste gehörige Leute ausgeübt wird[3]. Krankheit und Tod führen sie auf bösen Zauber zurück, der durch Zauberpriester entdeckt werden muß. Sie geben zu, daß sie in früheren Zeiten den Brauch hatten, beim Antritt einer Reise sich ein Kind zu verschaffen, es bis zu den Schultern einzugraben und dann die beladenen Ochsen über das unglückliche Opfer zu treiben. Je gründlicher das Kind zertreten wurde, um so mehr stieg ihre Hoffnung auf eine gute Reise.

Die Heiratszeremonien der Lambadis in North Arcot dauern drei Tage. Am ersten Tage wird ein berauschendes Getränk den Gästen gereicht, und wenn alle angeheitert sind, bringen die Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut 35 Rupien und 4 Ochsen; danach darf der Bräutigam das Heiratszeichen (tali) der Braut um den Hals binden; damit ist die Ehe geschlossen. Dann wird weitergegessen und getrunken; am Ende des dritten Tages muß die Braut, mit neuen Kleidern geschmückt, einen Ochsen vor sich her zum Hause des Bräutigams treiben[4]. Anderwärts geschieht die Verheiratung in Gegenwart eines Brahmanen, der beständig ruft: „Möge es gut gehen!" Die Hände der beiden Brautleute werden miteinander verbunden, beide gehen siebenmal um zwei in den Boden gesteckte Mörserkeulen, während die Weiber ein Lied singen. Hierauf setzt sich das Paar auf ein Tuch am Boden und wird ganz mit Kleidern zugedeckt. Die Braut gibt dem Bräutigam und nachher der Bräutigam der Braut sieben kleine Reiskügelchen, Butter und Zucker zum Essen. Wir übergehen die übrigen endlosen Zeremonien, da das Angeführte genügt, um zu zeigen, daß die Eingehung der Ehe als eine ernstliche und verbindliche Angelegenheit betrachtet wird. Die meisten Lambadis gebrauchen die Hilfe eines Priesters bei der Hochzeit. Die verheirateten Frauen unterscheiden sich durch gewisse Kleidungsstücke von den verwitweten oder ledigen.

---

[1] Ebd. 70.

[2] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes in Southern India IV 207 ff.

[3] Ebd. 212. [4] Ebd. 220.

In jeder selbständigen Abteilung (thanda oder gang) der Lambadis gibt es ein Oberhaupt (nayaka), dessen Wort Gesetz und dessen Würde erblich ist. Jede Niederlassung hat auch einen Priester, dessen Amt ebenfalls erblich ist[1]. Das Haupt jedes Gangs wird mit großer Ehrfurcht behandelt und steht im Rufe, übernatürliche Kräfte zu besitzen. Es soll den Gang sehr streng regieren und selbst die Gewalt über Leben und Tod besitzen.

Die Religion der Lambadis ist der Vischnuismus, und der Hauptgegenstand ihrer Verehrung ist Krischna (eine Inkarnation des Vischnu). Ferner verehren sie Bana-Sankari, die Göttin der Wälder, Basava (Gott der Hirten), weil Krischna bei seiner Inkarnation das Vieh hütete. Die Priester der Lambadis gehören zu derselben Rasse und sind im allgemeinen weniger verachtet als die übrigen Stammesgenossen. Sie sollen zu bestimmten Perioden in dem agni oder Feuer Opfergaben darbringen und dabei eine Gebetsformel (mantram) wiederholen, die ungefähr umschrieben werden kann: „Ich bete an Bharma (Bramha) in den Wurzeln; Vischnu, der der Stamm ist; Rudra (Mahadēv), der die Äste durchzieht; und die Devas in jedem Laub.“[2] Manche Lambadis verehren den Tirupati-Swami, Kosa-Sakti usw. An der Seite einer Straße von Bastar finden sich mehrere große Steinhaufen, welche die Lambadis zu Ehren der Göttin Guttalamma zusammengetragen haben. Jeder Lambadi, der an diesen Haufen vorbeigeht, ist verpflichtet, einen Stein auf sie zu legen und ihr einen ehrfurchtsvollen Gruß (salaam) darzubringen.

Rev. G. N. Thomssen bemerkt, daß die Lambadis „das höchste Wesen in sehr pathetischer Weise verehren. Eine Stange wird in den Boden gesteckt, dann bilden Männer und Frauen einen Kreis um dieselbe und stimmen einen wilden Gesang an, bei dem sich alle sehr tief bis zur Erde verneigen. Alle kreisen um diese Stange herum, schwingen verzweifelnd ihre Arme, schlagen sie zum Gebet zusammen und erheben sie endlich in die Luft. Ihr Rufen stellt symbolisch das Geschrei eines Kindes dar, das in der Nacht nach Licht ruft. Sind sehr viele beisammen, so bilden die Männer einen Kreis und die Frauen einen andern“[3]. Sie opfern auch eine Ziege oder ein Huhn, wenn sie wegen Krankheit von einem Teil des Dschungels in einen andern ziehen. Auf halbem Weg zwischen dem früheren und dem neuen Platz wird eine Ziege lebendig begraben, so daß der Kopf über dem Boden bleibt. Dann wird das Vieh über das Opfertier getrieben und das ganze Lager schreitet über dasselbe hin[4]. Früher wurden, wie schon bemerkt, Menschen auf diese grausame Weise geopfert.

9. Die Mala-Arayans.

Nach dem indischen Zensus von 1901 sind die Mala-Arayans eine Klasse von Hügelstämmen in Travancore, die nicht ohne eine gewisse Kultur sind und ihre Wohnungen an den Abhängen von hohen Bergen errichten. Ihre Dörfer, die mit Bäumen und Palmen ringsum bestanden sind, sehen sehr hübsch aus. Sie sind in ihrer äußeren Erscheinung den meisten Bergstämmen über-

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India IV 219.
[2] Ebd. 226 227. [3] Ebd. 228. [4] Ebd. 229.

legen, aber von kurzer Statur. Einige sind reich und besitzen große Strecken kultivierten Bodens. Sie arbeiten selten gegen Lohn. Eine sonderbare Gewohnheit besteht darin, daß jedermann in der Familie sein eigenes Zimmer hat, in das nur er und seine Frau eintreten dürfen. Sie sind sehr geschickte Jäger und haben große Vorliebe für Affenfleisch. Als Zauberer stehen sie hoch, und all das in der Ebene um sie herum wohnende Volk hat einen großen Schrecken vor ihnen [1].

Gewöhnlich geht nach altem Recht die Erbschaft vom Vater auf den Sohn, doch herrscht auch ausnahmsweise bei einigen Familien die weibliche Linie in Bezug auf die Erbfolge. Ihre Heiratsgebräuche sind einfach. Bräutigam und Braut sitzen und essen auf demselben Bananenblatt, und hernach wird der Tali (Hochzeitsring) der Braut angelegt. Diese ergreift dann irgend eine Schmucksache oder ein Kochgeschirr im Hause und sagt, das gehöre ihrem Vater. Der Bräutigam reißt es ihr aus den Händen, und die Hochzeitszeremonie ist fertig. Die gesetzliche Unreinheit bei einer Geburt spielt eine große Rolle. Sie dauert für den Vater einen ganzen Monat und für die Mutter sieben Tage. Die Arayans begraben ihre Toten. Das Trinken ist ein unter ihnen weitverbreiteter Fehler.

Auf den Hochplateaus in Travancore finden sich drei von Parasuramas Gräbern, wo die Mala-Arayans noch brennende Lampen unterhalten. Sie bilden auch Miniatur-Cromlechs [2] aus Steinplatten und legen einen langen Kieselstein hinein, der den Toten vorstellen soll. Livingstone beobachtete einen ähnlichen Gebrauch in Afrika. „In verschiedenen Dörfern sahen wir ganze kleine Hütten, etwa zwei Fuß hoch, die hübsch mit Stroh zugedeckt und getüncht waren. Hier fanden wir solche zu Dutzenden. Auf unsere Frage antwortete man uns: wenn ein Kind oder ein Verwandter stirbt, werde eine solche Hütte gemacht, und wenn man eine angenehme Speise koche oder Bier braue, werde etwas davon in die Hütte gelegt für die abgeschiedene Seele, von der man annimmt, daß sie es genießt." Geradeso opfern die Mala-Arayans Arrak und Süßigkeiten der Seele des Verstorbenen, die um diese kleinen Cromlechs sich aufhält [3].

„Die Arayans begraben ihre Toten; deshalb findet man bei ihnen manche alte Tumuli auf den Hügeln, offenbar Gräber von Häuptlingen. Sie zeigen dieselben Bruchstücke von Töpferwaren, Messingfiguren, eisernen Waffen usw., wie man sie an andern Orten findet." Bis auf den heutigen Tag bauen die Arayans ähnliche kleine Steinzellen, und beim Tode eines Familiengliedes glaubt man, der Geist gehe, sobald der Leib begraben ist, in ein Messing- oder Silberbild, welches darin angebracht wird; bei sehr armen Leuten genügt ein länglicher glatter Stein. Kleine Opfergaben von Milch, Reis, Palmwein, Butter werden dargebracht, eine Fackel wird angezündet und ausgelöscht, die Figur in das Innere gebracht und der Deckel schnell darauf gelegt. Dann verlassen alle den Ort. Am Jahrestage werden ähnliche Opfer dargebracht, der Stein wird weggenommen und dann wieder schnell zugemacht. So, glaubt man, werde der

[1] Ebd. 387 ff.
[2] Grabdenkmal, bestehend in einem Ring aus einzelstehenden unbehauenen Steinen.
[3] Thurston and Rangachari a. a. O. 389.

Geist eingeschlossen. Niemand wagt es, außer dieser Gelegenheit die Zelle zu berühren[1].

Der Gegenstand der religiösen Verehrung der Arayans sind die Geister ihrer Ahnen oder gewisse Lokaldämonen, von denen man annimmt, daß sie in Felsen oder Bergspitzen wohnen und nur auf bestimmte Dörfer oder Familien Einfluß haben. Sie werden mehr verehrt, um ihren Zorn abzuwenden als um Wohltaten von ihnen zu erlangen; „in keinem Falle aber will man die Lust befriedigen oder etwas Böses tun, als ob das diesen Gottheiten gefiele". Zum Andenken an die Ahnen werden brennende Lampen unterhalten in kleinen Hütten oder bei Steinen, welche die Geister ihrer Ahnen darstellen. Berüchtigten Dämonen, die in bestimmten Hügeln wohnen, werden Kokosnüsse geopfert. In Krankheiten opfern die Arayans den Hindugöttern, aber nie glauben sie dazu verpflichtet zu sein, da sie ihre eigenen Geister als denen der Hindus gleichwertig ansehen. Jedes Dorf hat seinen Priester, welcher auf Verlangen den „Hügel", d. h. den dort wohnenden Geist oder das Gespenst, anruft.

Die Arayans haben ferner einige heilige Haine, wo sie kein Gewehr abfeuern und nie anders als flüsternd sprechen; sie haben auch gewisse Zeichen, nach denen das zu bebauende Land oder die Lage eines Hauses bestimmt wird, aber kein ausgearbeitetes religiöses Ritual.

10. Die Paniyans.

Die Paniyans sind ein dunkelfarbiger Stamm von kurzer Statur, breiter Nase und krausem Haare, der in der Wynad und andern Teilen der malabarischen Küste wohnt. Manche halten sie für Abkömmlinge von Negern aus Afrika, doch läßt sich über ihre Herkunft nichts Sicheres sagen[2]. Ihre Stellung erhebt sich wenig über die von Sklaven, denn jeder Paniyan ist der „Mann" eines Grundherrn. Er kann zwar formell seinen Herrn verlassen, aber dieser sorgt dafür, daß er anderswo keine Beschäftigung findet. Früher wurden die Paniyans als gewerbsmäßige Kaffeediebe gebraucht, die während der Nacht die Bohnen von den Sträuchern abstreiften und am Morgen ablieferten. Sie haben keine Angst vor Gespenstern und tragen deshalb auch kein Bedenken, auf nächtliche Raubzüge auszugehen. Diejenigen, welche sich an das häusliche Leben gewöhnt haben, sollen, wenn sie gut bezahlt werden, ehrlich sein und dazu geeignet, die verantwortlichen Pflichten eines Nachtwächters zu übernehmen.

Sie essen kein Fleisch von Schakalen, Schlangen, Geiern, Eidechsen, Ratten oder anderem Ungeziefer. Dem Genuß von Alkohol frönen sie leidenschaftlich. Die Weiber sind meist sehr scheu vor den Europäern. Auf der Jagd von Tigern und andern wilden Tieren, mit denen sie oft zusammenstoßen, sind die Paniyans sehr kühn. Sie leben heute in kleinen Niederlassungen auf den Landgütern in Bambushütten mit Strohdächern. In der heißen Jahreszeit, in den ungesunden Monaten, die dem Monsun vorausgehen, verlegen sie ihre Woh-

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India IV 389—390.

[2] Ebd. VI 57 ff.

nungen an Flüsse oder andere kühle, schattige Stellen. Sie sind ganz ungebildet und unterhalten keine Verbindung mit andern Stämmen. Auch ihre religiösen Ideen sind sehr roh. Sie behaupten zwar, die Hindugottheiten zu verehren, glauben aber mehr an Teufel von allen Arten und Gestalten. Ihre Hauptverehrung gilt dem Gott der Dschungeln: Kad Bhagavadi, oder nach andern Angaben, einer Gottheit, die Kuli heißt, ein böses, schreckliches und geschlechtsloses Wesen, dessen Heiligtum ein Stein unter einem Baum oder zuweilen ein Steinhaufen ist. Hier opfern sie ihrem swami (Gott) in der Hülse gekochten Reis, eine halbe Kokosnuß und kleine Münzen. Einige Bäume werden von ihnen heilig gehalten, da sie glauben, daß böse Geister sich darin aufhalten. Solche Bäume dürfen nicht berührt werden, und wollte ein Paniyan einen derselben umhauen, so würde ihn eine Krankheit befallen[1].

Einige Paniyans stehen im Rufe, sie seien im stande, sich in Tiere zu verwandeln. Unter den Paniyans in der Ebene herrscht der Glaube, daß, wenn sie nach einem Weibe Verlangen tragen, einer von den genannten Männern in der Nacht mit einem hohlen Bambus zu dessen Hütte geht und dieselbe dreimal umkreist. Dann kommt das Weib heraus, und der Mann verwandelt sich in einen Stier oder Hund und befriedigt seine niedrige Begierde. Das Weib stirbt, wie man meint, in zwei oder drei Tagen.

Monogamie ist die Regel bei den Paniyans, doch besteht kein Hindernis, daß ein Mann so viele Frauen habe, als er zu ernähren vermag. Wie es scheint, wählen die Eltern die Braut für den jungen Mann. Der Bräutigam muß jeden Tag während sechs Monaten ein Bündel Brennholz zum Hause der Braut tragen. Die Eingehung der Ehe, die übrigens leicht aufgelöst wird, geschieht in sehr einfacher Weise. Die Feier wird von einem Chemmi oder Shemmi (Priester) geleitet. Der Bräutigam gibt dem Chemmi ein Geschenk von 16 Fanams (Münzen) und einigen neuen Kleidern, und dieser übergibt das Geschenk den Eltern der Braut. Ein Fest wird veranstaltet, während dessen die Weiber beim Klang der Trommel und Pfeife Tänze aufführen. Dann wird von den weiblichen Verwandten des Bräutigams der Braut der Tali um den Hals gebunden und der ganze Vorrat an Schmucksachen umgehängt. Endlich besiegelt der Chemmi den Ehevertrag, indem er Wasser über die Köpfe und Füße des jungen Paares gießt. Der Mann muß den Eltern seines Weibes ein jährliches Geschenk machen, sonst sind diese berechtigt, ihre Tochter zurückzufordern. Ein Mann darf nicht zwei Schwestern zu Frauen haben, auch darf er die Schwester seiner verstorbenen Frau nicht heiraten. Wiederverheiratung der Witwe ist gestattet. Ehebruch und andere lasterhafte Vergehen werden von einem Rat angesehener Männer abgeurteilt, die die Streitigkeiten schlichten und die Strafe oder Geldbuße über den Schuldigen verhängen. Ungefähr in jedem bedeutenden Dorfe ist ein Obmann oder Vorsteher (Kuttan), der vom Grundherrn ernannt wird, um über seine Interessen zu wachen, und ihm für die übrigen Einwohner des Dorfes verantwortlich ist. Die Ernennung des Kuttans wird mit einem Fest gefeiert, bei dem man ihm einen Stab als Zeichen seiner Würde überreicht. Im Range stehen dem

[1] Ebd. VI 62—63.

Kuttan die Häupter der Familien am nächsten, die mit ihm gewöhnlich den Gemeinderat bilden[1].

Der Chemmi wurde in früheren Zeiten von den Häuptern der Kaste ernannt, unter denen die Ratsversammlungen ihres Amtes walteten, und jeder Chemmi hatte die Gewalt über einige Dörfer. Das Amt ist erblich; hat aber der Chemmi keine Familie, so kann durch Wahl ein Nachfolger ernannt werden. — Bei der Geburt eines Kindes findet keine Zeremonie statt. Sobald ein Kind dazu fähig ist, muß es seine Eltern bei ihren Arbeiten begleiten und unterstützen.

Die Toten werden in folgender Weise bestattet. Auf einem Hügel in der Nähe des Dorfes wird ein Grab geschaufelt in der Richtung von Norden nach Süden. An der Westseite des Grabes wird in der Tiefe parallel zur Oberfläche des Bodens eine Nische ausgehöhlt. In diese Nische breitet man eine Matte aus, auf die die Leiche zu liegen kommt. Dann legt man etwas gekochten Reis zum Gebrauch für den Geist des Verstorbenen ins Grab, bedeckt mit der Matte die Leiche und füllt das Grab mit Erde. Während sieben Tagen wird vom Chemmi in einiger Entfernung vom Grabe etwas Reisschleim hingelegt. Dann klatscht er mit den Händen. Dieses ist das Zeichen für die bösen Geister in der Nähe, von denen man annimmt, daß sie in Gestalt von Krähen sich an dem Mahl beteiligen. Am siebten Tage nach dem Begräbnis findet wieder eine Trauerfeier statt, ebenso eine Feier während der drei folgenden Jahre im Monat Magaram (Januar—Februar) und endlich jedes dritte oder vierte Jahr eine Feier zu Ehren derjenigen, die man besonders auszeichnen will. Bei allen diesen Feiern führen die Chemmis den Vorsitz und spielen die Rolle von Zeremonienmeistern[2].

Die Paniyans verehren verschiedene Geister, von denen wohl, wie schon bemerkt wurde, der Kuli der hauptsächlichste ist. Sie huldigen ihm auf einer erhöhten Plattform (Kulitara) und opfern ihm Kokosnüsse, aber kein Blut. Außerdem verehren sie Kattu-Bhagavati oder die Bhagavati der Wälder. Schreine zu ihrer Ehre findet man in den meisten Zentren der Kaste; sie enthalten kein Bild, wohl aber einen Kasten, in dem die ihr von Verehrern geschenkten Kleider und Schmucksachen aufbewahrt werden. Jährlich wird ihr zu Ehren ein Fest gefeiert, das eine ganze Woche dauert und bei dem der Komaran und eine Art Priester, die Nolambukaran heißen, die Hauptrolle spielen. Der erstere kleidet sich in das Gewand der Gottheit, und dann erfaßt ihn der göttliche Hauch und er prophezeit Gutes und Böses.

11. Die Paliyans auf den Palnihügeln (Südindien).

Wenn man mit der Eisenbahn von Madura nach Trichinopel fährt, erblickt man links eine stattliche Reihe blauer Hügel. Es sind die Palnihügel, die deshalb von besonderem Interesse sind, weil sich hier noch einige von den allmählich verschwindenden Überresten der primitiven Völker Indiens erhalten haben mit

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India VI 64—65. [2] Ebd. 66.

ihren ursprünglichen Sitten und Gebräuchen. Einer von den Stämmen, die diese Hügel bewohnen, sind die Paliyans [1].

Die Paliyans sind ein Nomadenvolk, das meistens in kleinen Gruppen durch die mit Binsen bedeckten Schluchten streift, welche das Ober-Palniplateau begrenzen. Sie leben hauptsächlich von der Jagd und von Wurzeln, Blättern und wilden Früchten, zuweilen auch von der Arbeit im Dienste der Kunnuvans oder Mannadis, der Dorfbewohner, die seit einiger Zeit die Eigentümer des Landes um die Palnidörfer sind. Sie sind heute schon gering an Zahl.

Die Angaben des P. Dahmen beziehen sich auf eine Gruppe von Paliyans, die sich seit einigen Jahren auf einem Gebiet der Unterpalnis niedergelassen haben. Diese Niederlassung, die aus 15 Familien mit 62 Personen besteht, wurde mit unendlicher Geduld endlich zu stande gebracht. Etwa der vierte Teil davon ist jetzt katholisch; doch haben sie noch viel von ihren früheren Sitten bewahrt. Noch jetzt ergreifen sie leicht die erste beste Gelegenheit, um in die Hügel zu entfliehen und dort ihr altes unstetes Leben weiterzuführen. Sie sind schwer zur Arbeit zu bringen; auch die allmächtige Rupie hat wenig Gewalt über sie, nur der Hunger treibt sie zeitweilig zur Arbeit.

Die Paliyans sind durchschnittlich kleine und schmächtige Leute mit schwarzem, buschigem, krausem Haar, stumpfer Nase und gedunsenen Lippen. Sie sind aber zähe und ausdauernd, können lange Märsche durch das Dickicht machen und zwei oder drei Tage ohne Nahrung zubringen. Die Frauen sind schon einen Tag nach der Niederkunft wieder an ihrer gewöhnlichen Beschäftigung. Einige jüngere Paliyans haben infolge der regelmäßigen Beschäftigung und besserer Ernährung schon ein kräftigeres Aussehen bekommen.

Die Krankheiten kommen vielfach von dem übermäßigen Essen nach langer Entbehrung, dann von der schlechten Nahrung (faulen Früchten, stehendem Wasser), von Malaria usw. Sie kennen einige natürliche Mittel gegen Krankheiten; helfen diese nichts, so schreiben sie die Krankheit den bösen Geistern zu. Am meisten fürchten sie die Blattern. Wer von dieser Krankheit befallen wird, bleibt seinem schrecklichen Lose überlassen. Alle, selbst die nächsten Verwandten, fliehen weit von ihm.

Sie essen nicht nur vegetabilische Nahrung, sondern auch Fleisch, enthalten sich aber meist des Kuhfleisches gerade wie die orthodoxen Hindus. Sie sind stolz auf diese Enthaltung und beobachten diese Regel so streng, daß derjenige, der sie verletzt, als ein aus der Kaste Hinausgeworfener betrachtet wird und zu einer tieferstehenden Kaste gehört. Sonst aber ist ihnen jede animalische Nahrung willkommen.

Wenn sie nicht auf der Wanderung sind oder Lohnarbeit verrichten, so beschäftigen sie sich mit der Anfertigung kleiner Vogelkäfige oder flechten rohe Matten und Körbe. Die kleinen Schmucksachen, die sie herstellen, verraten Geschick und sind oft mit roten oder grünen Farben bemalt. Diese Gegenstände, die Felle von Tieren und das wohlriechende Harz des Dammarbaumes sind die einzigen Dinge, die sie an Auswärtige verkaufen.

---

[1] Vgl. über das Folgende den Aufsatz von F. Dahmen S. J. im Anthropos 1908, 19 ff; ferner Thurston and Rangachari a. a. O. V 461 ff.

Heute kleiden sich die Paliyans besser und anständiger. Früher begnügten sich die Männer mit einem Bündel Heu oder Gras oder einem Lappen um die Lenden. Die Weiber halten hier wie überall viel auf Schmuck. Das Tätowieren ist nicht in Gebrauch, wohl aber bemalen sie Stirn, Brust und Arme mit einer Schminke, die sie aus Pflanzen herstellen.

Die Paliyans sind dem Tanz ebenso ergeben wie der Arbeit abgeneigt. Im März, wenn sie ihrem Gott Mayandi opfern, oder wenn ein Mädchen zur Pubertät gelangt, wird Tag und Nacht getanzt. Nichts ist sonderbarer und malerischer als so ein Tanz in der warmen Märznacht beim Mondschein.

Wenn das Mädchen in das Alter der Reife gelangt, wird ein großes Fest gefeiert. Zwei Wochen vor demselben wird ihm eine Grashütte gebaut, in der es zwölf Tage eingeschlossen bleibt. Einmal oder zweimal im Tage wird ihm Nahrung gebracht. Am Morgen des dreizehnten Tages ziehen es die älteren Frauen mit Gewalt zu einem nahen Teich oder Fluß und tauchen es siebenmal in das Wasser. Dann wird es wieder zu seiner Hütte gebracht, wo es noch zwei Tage ohne Nahrung bleiben muß. Am fünfzehnten Tage endlich wird es in Freiheit gesetzt, wird die Hütte verbrannt und ein großes Fest gefeiert, an dem alle Familien teilnehmen und das Haupt des Stammes oder sein Stellvertreter den Vorsitz führt und Geschenke erhält.

Bei der Heirat selbst findet kein Fest statt. Das Mädchen ist frei in der Wahl des Bräutigams und es gibt auch keinen Brautpreis. Sobald beide Teile übereingekommen sind, leben sie ohne weitere Zeremonien zusammen. Bei den Paliyans, die Thurston besuchte, nimmt bei der Hochzeit der Vater die Hand der Braut, legt sie in die des Bräutigams und sagt diesem: „Ich gebe dir dieses Mädchen, gib ihm Wurzeln und Blätter und beschütze es.“ [1] Ehen in den nächsten Verwandtschaftsgraden werden verachtet. Doch berichtet Thurston einen Fall von Polyandrie, indem zwei Brüder dieselbe Frau hatten. Die Schwierigkeit, eine passende Frau zu finden, ist eben bei diesen kleinen, getrennt lebenden Stämmen sehr groß. Die Ehegesetze sind so lax, daß von Ehe kaum gesprochen werden kann. Mann und Frau trennen sich ebenso leicht, wie sie sich zusammenfinden. P. Dahmen bringt die Photographie von einem Mann und seiner Frau und bemerkt dazu: „Er ist der siebte Mann des Weibes, und sie ist seine fünfte Frau, und seine früheren Frauen leben noch, aber nicht mehr mit ihm.“ [2] Die Kinder früherer Ehen bleiben beim Vater. Dieser Brauch gilt nicht als schlecht.

Die Frauen werden kaum höher als Tiere geachtet, schlecht behandelt und zuweilen brutal geschlagen. Ihr Leben ist im großen ganzen armselig; während die trägen Ehemänner durch Schluchten und Tiefen umherirren, sind Entbehrung und Vereinsamung das gewöhnliche Los ihrer Ehegenossinnen. Aber sie können viel ertragen.

Bei der Geburt eines Kindes findet keine besondere Zeremonie statt, das Kind wird einfach nach dem Orte benannt, an dem oder in dessen Nähe es

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India V 469.

[2] Bei den Römern sah es übrigens in dieser Beziehung nicht besser aus. Noch der hl. Hieronymus sah, wie eine Frau von ihrem 23. Gemahl, der selbst 21mal verheiratet gewesen, begraben wurde (Ep. 123 ad Ageruch.).

geboren wurde. Zu ihren Kindern zeigen die Eltern große Zuneigung, indem sie dieselben mit großer Sorgfalt pflegen und nähren und einen gewissen Stolz darin setzen, sie dick und fest zu erhalten. Doch ist diese Liebe nicht ganz uneigennützig. Sie sagen, daß sie dies tun, um im Alter von ihnen ernährt und gepflegt zu werden. Leider werden diese Gesinnungen nicht erwidert. Ist das Kind alt genug, um sich selbst zu helfen, so kümmert es sich kaum noch um die Eltern, und wenn man ihm deshalb Vorwürfe macht, so antwortet es, es könne kaum für sich und seine Familie sorgen, was ohne Zweifel wahr ist, und so sind die armen alten Leute ihrem traurigen Schicksal überlassen.

Was die soziale Organisation angeht, so bilden diejenigen, die Rindfleisch essen oder gegessen haben, sozusagen eine niedrigere Kaste, auf welche die andern mit puritanischem Stolz herabschauen und mit welcher sie keine Ehe eingehen. An der Spitze der verschiedenen Gruppen steht ein Häuptling oder Vorsteher, der Nattanmaikaran, d. i. Haupt der Gegend, heißt. „Der Häuptling unserer Paliyans", schreibt P. Dahmen, „wohnt in den oberen Palnis. Er kam einst zu der Niederlassung, um seine Stammesangehörigen zu besuchen, und sah so zerlumpt und wild aus wie irgend einer seiner Untertanen. Trotzdem zeigt man ihm große Ehrfurcht und gibt ihm wenigstens einmal jährlich Geschenke. Diese bestehen meist in Honig, Fellen, Stücken Tuch usw. Seine Würde ist erblich. Außer dem Häuptling gibt es noch einen andern Beamten, den sie Tandalkaran, d. h. Steuersammler, nennen, und der regelmäßig kommt, um im Namen des Häuptlings die Abgaben zu empfangen und zuweilen bei ihren sozialen und religiösen Feiern den Vorsitz zu führen."

„Die hauptsächlichste von diesen religiösen Feiern findet am Anfang März statt. Schon vorher gibt der Tandalkaran bekannt, daß man sich für das dem Gott darzubringende Opfer vorbereite. Mayandi (so heißt dieser Gott) wird gewöhnlich durch einen Stein repräsentiert, und zwar mit Vorzug durch einen Stein, dem die Natur eine besondere Form, namentlich eine Schlangenform, gegeben hat. Ich sagte: repräsentiert oder darstellt, denn nach den Paliyans ist nicht der Stein selbst der Gott. Dieser wohnt sonst irgendwo, sie wissen selbst nicht wo. Der Stein, der ihn repräsentiert, hat seinen Schrein am Fuße eines Baumes oder wird einfach unter einem kleinen Strohdach untergebracht. Dort versammeln sich die Paliyans am bestimmten Tage vor Sonnenaufgang. In einem Loch vor dem heiligen Stein wird ein Feuer angemacht, ein schöner Hahn wird herbeigebracht und unter der Musik von Horn und Trommel geköpft. Das Blut läßt man auf das Feuer tropfen. Der Kopf muß mit einem Schlag vom Rumpf getrennt werden, da dies ein Zeichen ist, daß der Gott mit der Vergangenheit zufrieden und für den weiteren Schutz in der Zukunft bereit ist. Sollte der Kopf am Tiere hängen bleiben, so würde das als Vorbote von Unglücksfällen gelten."

Diese religiöse Feier ist die einzige, welche die Paliyans zur Verehrung ihres Gottes für wichtig halten. Einige von ihnen reden noch von andern Opfern, die in früheren Zeiten dargebracht wurden und in dem Schlachten von Kühen und Büffeln an einem Fluß bestanden; aber es ist schwer, etwas Sicheres und Genaues in Bezug auf ihre Religion und ihren Gott zu erfahren. Obwohl sie behaupten, nur den Gott Mayandi zu verehren, so zeigen doch ihr Glaube

an böse Geister und ihre Furcht vor denselben, daß ihre Religion dem Charakter und Sinne nach stark dämonisch ist. Der Hauptzweck ihrer Gottesverehrung scheint mehr zu sein, Schutz zu erlangen gegen die bösen Einflüsse übelwollender überirdischer Wesen, als den Gesinnungen des Vertrauens gegen die Gottheit Ausdruck zu verleihen.

Obwohl die Paliyans den Ruf von bösartigen Zauberern haben, begreift man doch kaum, wie sie zu diesem Ruf kamen. Da ist keine Wildheit und kein Trotz an diesen armen und furchtsamen Bewohnern der Dschungeln. Wenn man von ihren Ehegesetzen absieht, ist ihr Betragen ziemlich frei von Sünde und Verbrechen. Kleine Lügen, kleine Diebereien, harmloser Zank nach dem Trinken, Unbeständigkeit und Trägheit sind geringere Fehler. Der Missionär hofft, diese Fehler allmählich zu beseitigen und den verwahrlosten Wilden die Liebe zur Arbeit und Ausdauer beizubringen.

Die geistige Begabung der Paliyans ist die Durchschnittsbegabung der andern dravidischen Kasten, was allerdings nicht viel heißen will. Die Weiber zeigen ein besseres Verständnis für die Glaubenswahrheiten als die Männer. Nur einige von ihnen können bis zu zwanzig zählen.

Zum Schlusse noch ein Wort über ihren Glauben in Betreff des Todes. Man kann über diesen Punkt nur unklare Antworten von ihnen erhalten. Einige werden dem Fragesteller antworten, daß sie darüber nichts wissen; sehr viele werden aber — und hier haben wir einen Beweis des alles durchdringenden Hindueinflusses — antworten, daß die guten Seelen bei Gott sein werden, einem sehr unbestimmten Gott, von dessen Natur und Aufenthaltsort sie nichts Bestimmtes wissen, während die Seelen der Bösen in die Leiber niederer Tiere (Hunde, Schweine, Schakale usw.) einziehen werden. Was aber auch ihr Glaube in Bezug auf die Toten sein möge, sie geben wenig auf sie acht und haben keine Begräbnisfeierlichkeiten. Zuweilen lassen sie den Leichnam verwesen, wo er gerade liegt; zuweilen begraben sie ihn und legen dann einen Stein oder Ast auf das Grab; aber nie besuchen sie dasselbe.

12. Die Parias.

Die Paraiyans oder Parias, wie sie von den Europäern genannt werden, sind bekanntlich eine der niedrigsten und verachtetsten Volksklassen Indiens. In ganz Indien zählt man mindestens fünf Millionen Parias. In der Präsidentschaft Madras allein wurden beim Zensus von 1901 mehrere Millionen gezählt. Einige davon sind Christen, die meisten aber Heiden. Sie werden oft als außerhalb der eigentlichen Kasten stehend (outcast) bezeichnet, weil sie außerhalb der als rassenrein anerkannten Kasten stehen, aber sie bilden trotzdem eine festumgrenzte, von allen andern unterschiedene Kaste. Auch sie haben ihre Kastenüberlieferungen, Gesetze und Privilegien, die sie eifersüchtig hüten [1]. Bis in die neueste Zeit war es den Parias verboten, aus den Brunnen anderer Volksklassen Wasser zu schöpfen; ihre Wohnungen mußten sie mit Tierknochen umgeben, damit sich alle vor ihnen hüten könnten. Wenn ein Inder aus einer andern Kaste dem Paria

[1] Vgl. Katholische Missionen, 36. Jahrg. (1907—1908), 35.

erlaubte, mit ihm zu sprechen, so mußte sich dieser die Hand vor den Mund halten, um den andern nicht zu verunreinigen, und bei der Begegnung auf der Straße mußte der Paria immer weit ausweichen. Jeder, der einen Paria berührte, war verpflichtet, sich durch ein Bad zu reinigen; man durfte auch nichts essen, was ein Paria gekocht, und aus keinem Gefäße trinken, das er berührt hatte [1].

Noch heute werden nach Dubois [2] die Parias in ganz Indien wie verachtete Sklaven behandelt. Fast nirgends dürfen sie den Boden zum eigenen Vorteil bebauen, sie müssen sich als Arbeiter an andere Kasten verdingen und erhalten bei schwerster Arbeit den kärglichsten Lohn. Der Herr kann sie nach Willkür schlagen, ohne daß sie sich darüber beschweren dürften.

Die Parias zerfallen in zahlreiche Abteilungen, die an verschiedenen Orten verschiedene Namen haben. Nach einer alten Überlieferung sollen sie in früheren Zeiten einen weit höheren Rang in der Gesellschaft eingenommen haben. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Tradition findet man in gewissen Privilegien, welche die orthodoxen Hindus einem Paria in seiner heutigen Stellung nie zugestanden hätten; so z. B. sitzt bei dem großen Sivafest zu Trivalur in Tanjore ein Paria mit dem Gott auf einem Elefanten u. dgl. [3] Zuweilen werden Mitglieder höherer Kasten in die Kaste der Parias aufgenommen [4]. In jeder Parianiederlassung gibt es eine kleine Zahl von angesehenen Männern, die Panakkaran heißen und eine Art Rat bilden, dem die Entscheidung in gewöhnlichen Streitfällen und die Bestrafung der Beschädigung anderer durch Überfall, Verführung, Entführung und Ehebruch obliegt. Sie haben auch die Macht, die Ehe zu scheiden, wenn die Frau es verlangt oder der Mann sie böswillig verlassen hat. Ihr Rang ist erblich. Die Strafe für den Ehebruch ist verschieden, je nachdem die Verführte verheiratet oder ledig ist. Früher wurde ein Paria, der eine Schuld gegen sein Gemeinwesen auf sich geladen hatte, an einen Pflock gebunden und geprügelt. Doch konnte er sich von der Züchtigung durch eine Geldsumme loskaufen. In einigen Orten wird einer ledigen Frau, der man Ehebruch nachgewiesen, öffentlich zum Spott ein neues Kleid und etwas Stroh gegeben. Früher mußte sich, so wird behauptet, eine Braut, gegen deren Keuschheit begründeter Verdacht vorlag, durch eine Art Ordal reinigen; sie mußte nämlich einige Kuchen aus siedendem Öl herausziehen.

Die Ehe wird zuweilen von den Eltern vereinbart, während die Brautleute noch Kinder sind, doch wartet man damit sehr oft, bis das Mädchen zur Pubertät gelangt ist. Der Bräutigam muß stets älter sein als die Braut. Ist diese Bedingung vorhanden, so heiratet gewöhnlich der Jüngling die Tochter der Schwester seines Vaters oder die Tochter des Bruders der Mutter. Die Braut hat nie ein Recht, den Bräutigam zu wählen, doch wird zuweilen auf ihre Neigung Rücksicht genommen. Die ältere Tochter soll vor der jüngeren verheiratet werden. Der Ehevertrag ist eine Art Handelsgeschäft. Geschenke an Kleidern, geringwertigen Schmucksachen, Reis, Vegetabilien und vielleicht ein

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India VI 79.
[2] Hindu Manners 49.
[3] Vgl. Thurston and Rangachari a. a. O. VI 83. [4] Ebd. VI 90.

paar Rupien werden zwischen den Familien der Braut und des Bräutigams ausgetauscht. Die Familie, welche die Ehe beantragt, gibt natürlich größere Geschenke. Der wesentliche Teil der Hochzeitszeremonie besteht darin, daß der Braut das Abzeichen der verheirateten Frauen (tali), dessen Wert zwischen einigen Annas und vier oder fünf Rupien schwankt, um den Hals gebunden wird. Dies besorgt der Bräutigam in Gegenwart eines Valluvans (eines Pariapriesters), der einen Segen über die Ehe spricht [1]. Es folgt dann eine Reihe von Festlichkeiten, an denen die Familien beider Brautleute teilnehmen. Die letzteren leben aber nicht gleich nach der Hochzeit zusammen, auch wenn die Braut das nötige Alter hat. Die Mutter der Braut bezeichnet den Tag, an dem das Zusammenleben beginnt, und dieser wird wieder durch ein Fest gefeiert, bei dem es nicht immer geziemend hergeht.

Eigentliche Polygamie ist selten, doch hat ein Paria oft neben seiner förmlich angetrauten Frau noch ein anderes Weib, das eine anerkannte Stellung im Haushalt hat, aber keinen Tali trägt. Diese zweite Frau kann vom Mann nicht entlassen werden ohne die Billigung des Rates der Kaste (paracheri), und ihre Kinder werden als rechtmäßig anerkannt. Nach einigen Schriftstellern nimmt der Paria in der Regel nur dann eine zweite Frau, wenn die erste unfruchtbar ist. Unter den beiden Frauen herrscht oft Zank und Streit. Sehr häufig heiratet der Paria die Schwester seiner verstorbenen Frau, wenn sie noch ledig ist.

Einen oder zwei Monate vor der Geburt ihres ersten Kindes zieht die Pariafrau in das Haus ihrer Mutter, damit das Kind dort zur Welt komme. Eine Woche nach der Geburt muß sie sich einer Reinigungszeremonie unterwerfen, indem man sie mit Öl einreibt und badet. Eine Witwe trägt den Tali nicht; dieser wird einige Tage nach dem Tode des Mannes in einer Versammlung der Verwandten entfernt. Die Witwe, die noch in gebärfähigem Alter ist, lebt gewöhnlich mit einem andern Manne als dessen Frau, trägt aber keinen Tali; doch wird sie zuweilen regelrecht geheiratet und erhält dann den Tali. Man wirft den Parias vor, daß sie bei Eingehung der Ehe wenig Rücksicht auf Blutsverwandtschaft nehmen [2].

Der „Madras Census Report" von 1891 behauptet, „die Paraiyans hätten sich von den brahmanischen Lehren und Gebräuchen ziemlich frei gehalten, nur in Bezug auf gewisse Zeremonien seien sie ihrem Einfluß nicht ganz entgangen. Dem Namen nach sind die Parias Sivaiten, aber in Wirklichkeit sind sie Teufelsanbeter". Der Homakulamteich im südlichen Arcotdistrikt gilt als der Platz, wo Nanda, der Heilige der Parias, sich badete, bevor er in die Brahmanenschaft überging. Thurston [3] glaubt, die Parias seien überhaupt in keiner Weise von dem Brahmanismus beeinflußt. Kein Paria darf einen Vischnu- oder Sivatempel betreten, so armselig derselbe auch sei, obwohl selbstverständlich seine Geldopfer Annahme finden, wenn sie durch die Hand eines Sudras dargeboten werden. Die Parias sind weder Sivaiten noch Vischnuviten.

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India VI 94—95.

[2] Ebd. 103. [3] Ebd. 104.

Von den Parias in der Präsidentschaft Madras schreibt Thurston[1]: „Wie alle andern Dravidier anerkennen die Parias das Dasein eines höchsten, allgegenwärtigen, persönlichen, geistigen Wesens, das die Quelle aller Dinge ist und Kadavul (Er, der ist, der Seiende) genannt wird. Kadavul besitzt keine Tempel und hat keinen Kult, aber er ist der höchste Begriff im Denken der Parayas. Die Parayas verehren wenigstens drei Klassen von kleinen Göttern oder Devatas, die im allgemeinen Mütter (amma) heißen. Zuweilen werden sie verehrt als die Jungfrauen (Kanniyamma) oder die sieben Jungfrauen. Diese Mütter werden gemeinsam als eine Gruppe angerufen und symbolisch durch sieben Steine oder Ziegel dargestellt, die sich in einer kleinen Umzäunung oder auf einer Plattform im Pariaweiler oder unter einem Margosabaum oder im Schutz einer Zaunhütte oder selbst in dem eines kleinen Ziegeltempels befinden." [2] Der Name dieser weiblichen Gottheiten ist Legion. Jedes Dorf hat seine besondere Mutter, von der es gegen Unglück, Krankheit und Hungersnot beschützt wird und Kinder und Fruchtbarkeit für das Vieh erwartet. Alle diese Mütter gelten als Schwestern.

Die Zeremonien bei der Verehrung aller Klassen von Devatas bestehen darin, daß der Andächtige sich vor dem Symbol der Gottheit, einem Stein oder einem Bilde, hinwirft, dasselbe mit Öl salbt, mit Safran beschmiert, rote Farbe darauf streicht, es mit Blumengirlanden ziert, etwas Kampfer verbrennt und um den Götzen herumschreitet, so daß er ihm immer die rechte Seite zukehrt. Bei besondern Gelegenheiten bricht er auch Kokosnüsse, tötet Hühner, Ziegen oder Schafe. Die beiden letzten Tiere müssen mit einem Schlage getötet werden. Dann wird ihr Blut ausgegossen und vielleicht noch etwas Geld hingelegt. Besondere Schreine an bestimmten Orten genießen bedeutenden Ruf und werden an ihren Jahresfesten von großen Scharen von Pilgern besucht.

Zwei Göttinnen nehmen neben den Mutter- oder Schutzgöttinnen eine besondere Stellung ein, die Göttinnen der Cholera und der Blattern. Diese Göttinnen sind fast immer auf der Wanderung und werden besonders zur Zeit der genannten Krankheiten verehrt. Außerdem gibt es noch eine Zahl von Geistern, Kobolden oder Gespenstern, die man zu versöhnen sucht.

Bei den Tamil-Parias gibt es fast in jedem Dorfe Familien, die nach der Meinung ihrer Stammesgenossen in gewissem Sinne den Rang von Priestern einnehmen. Sie heißen Valluvans und werden von den andern Kasten spöttisch die Brahmanen der Parias genannt[3]. Ihr Ansehen hängt sehr von ihrer Schlauheit ab. Äußerlich unterscheiden sich diese Priester wenig von den übrigen Parias. Sie haben die Leitung der Dorffeste und sprechen bei den Ehen den Segen. In Fällen vermeintlicher Besessenheit durch Dämonen oder durch die „Mütter" werden die Valluvans zu Rate gezogen; sie müssen auch „den Geist" austreiben.

Obwohl die Parias zuweilen die Leichen verbrennen, ist doch die Beerdigung bei ihnen die Regel. Ein Teil des zum Dorfe gehörigen Ödlandes dient als Friedhof, auf dem nur Parias begraben werden dürfen. Die Leiche wird in ein, wenn möglich, neues Baumwollkleid gehüllt und auf einer Matte von Palm-

[1] Ebd. [2] Ebd. 105. [3] Dubois, Hindu Manners 61.

blättern, die auf Bambusrohren ruht, zum Grabe getragen. Eine Brandfackel wird mitgenommen, und am Grabe geht der Sohn mit einem Topf um die Leiche herum und zerbricht dann denselben über dem Kopf des Toten. Am dritten oder fünften Tage nach dem Tode wird vom nächsten Verwandten etwas Milch ausgegossen als Opfergabe für den Geist des Verstorbenen. Von diesem Geist wird vorausgesetzt, daß er wieder eine Art Körper annehme und nach einem Ort der Ruhe wandere, wo er wartet, bis das Schicksal bestimmt, daß er wiedergeboren werden solle. Am 15. Tage versammelt sich die Familie wieder und opfert dem Toten etwas Nahrung. Gelegentlich werden mehrere Monate lang Blumen auf das Grab gelegt oder Kokosnüsse darüber gebrochen. Die Ideen des gewöhnlichen Parias über das Leben nach dem Tode bestehen in einem unbestimmten Glauben, daß die Seele des Verstorbenen irgendwie weiterlebt. Eine geordnete Eschatologie hat er nicht. In einigen Distrikten spricht der Sohn des Verstorbenen am Grabe: „Gehe ein in Kailasam (die Wohnung Sivas). Finde deinen Weg nach Paralokam (die andere Welt). Gehe ein in die Wohnung des Gottes der Toten. Elf Nachkommen von mütterlicher und zehn von väterlicher Seite, zwanzig im ganzen, mögen sie alle in den Himmel eingehen." [1]

Es existiert eine Anzahl tamilischer Sprichwörter, die sich auf die Parias beziehen. „Wenn ein Paraiyan Reis kocht, wird dieser nicht Gott erreichen?" d. h. Gott nimmt jede fromme Verehrung an, selbst die eines Paraiyans. „Die Palmyra-Palme hat keinen Schatten, der Paraiyan keinen Anstand", ein verächtlicher Hinweis auf die Moralität des Parias. „Obwohl 70 Jahre alt, wird der Paraiyan nur das tun, wozu er gezwungen wird." „Man kann einem Paraiyan glauben, selbst auf zehn Wegen, einem Brahmanen aber kann man nicht glauben." Das ist fast das einzige Sprichwort, das ein Lob für die Parias enthält.

Obwohl die Parias keine Verbrecherkaste bilden, so liegt es doch fast naturgemäß in ihrer gedrückten Lage, daß sie ein großes Kontingent zu den Verbrechern, namentlich zu den Einbrechern und Dieben, liefern. Doch gibt es auch unter ihnen viele gute und ehrliche Leute. So heißt es im „Madras Census Report" von 1871 von den Paraiyanklassen: „Sie sind ein arbeitsames, frugales, heiterem Spiel ergebenes Volk, sie sind das wahre Lebensblut des Landes, auf welchem Felde der Arbeit sie auch immer angestellt sein mögen." Die englische Regierung hat sie von dem Joche der erblichen Sklaverei und andern gesetzlichen Benachteiligungen befreit, aber gegen die öffentliche Meinung und Jahrtausende alte Gebräuche ist schwer aufzukommen. Indessen haben die christlichen Missionäre durch die Schule und Kirche schon vieles getan, um die Lage dieser armen, verachteten Menschen zu heben [2]. Viele Parias werden ausgezeichnete Christen. Von den Parias in Ceylon schreibt P. van der Aa [3]: „Die einmal bekehrten Parias sind die großmütigsten Christen, die man finden kann. An alle Verdemütigungen und Entbehrungen gewöhnt, scheint es ihnen nichts mehr zu kosten, ihrem Gewissen zu folgen. Sie sind einfach bewunderungswürdig und scheinen keine Ahnung davon zu haben."

---

[1] Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India VI 112.
[2] Ebd. 119. [3] Ile de Ceylon, Louvain 1899, 157.

13. Die Pulayas in Travancore.

Der Staat Travancore an der westlichen Hälfte der Südspitze Vorderindiens gehört als Vasallenstaat zur Präsidentschaft Madras. Unter den zahlreichen dort lebenden Stämmen bieten die Pulayas (Puliahs) ein besonderes Interesse. Nach Dubois[1] stehen sie in Gesittung und Bildung noch unter den Parias und werden fast wie Tiere behandelt. Nach Rev. Painter[2], der mit ihnen näher bekannt geworden, bilden sie die unterste Menschenklasse und werden fast ausschließlich dazu verwendet, das Land zu bearbeiten und dessen Erzeugnisse zu ernten. Ihre Abstammung ist schwer festzustellen. Bischof Caldwell hält sie für Ureinwohner, ähnlich den Negroiden der Sundainseln und Australiens. Sie sind von kurzer Statur, haben eine niedrige Stirn und vorspringende Backenknochen, einen großen Mund, eine breite Nase und dicke Lippen. Daß sie von den Parias verschieden sind, beweisen ihre Sprache, ihre Traditionen und ihre Gebräuche. Die Parias verzehren z. B. Aas, tragen ein Kudumi und sprechen eine Sprache, welche nicht Malayalam ist, und ihrer Sage nach sind sie Nachkommen von Brahminen, welche von ihren Feinden zum Fleischessen verführt und deshalb ausgestoßen wurden. Die Pulayas dagegen verzehren selten, wenn überhaupt, Aas, tragen niemals den Kudumi, die gebräuchlichste Sprache ist Malayalam, wenn auch verändert gesprochen, und ihre ältesten Traditionen reden von ihnen nur als von Sklaven.

Die Pulayas teilen sich in vier oder fünf Klassen, lassen sich jedoch der Hauptsache nach in zwei große Abteilungen scheiden: die Ost- und Westpulayas. Die ersteren, welche bis vor wenigen Jahren nur Laubgeflechte als Kleidung trugen und es zum Teil noch heute tun, stehen viel tiefer als die letzteren, welche selbst mit jenen nicht zusammenessen wollen. Nach alten Überlieferungen waren beide Sklaven der zwei feindlichen Parteien im großen Krieg der Mahabharata, und die Ostpulayas waren die Sklaven der Besiegten. Polygamie wird öfter bei Pulayas gefunden, während Polyandrie, die bei Parias vorkommen soll, bei ihnen unbekannt ist. Entsprechend dem langen Zustande der Unterdrückung ist ihr Äußeres schmutzig und ihre Unwissenheit grenzenlos; sie lassen sich nur schwer zum Lernen bewegen, und ihre Fähigkeiten sind gering. Gegenstände ihrer Verehrung sind die Seelen ihrer Vorfahren, von denen sie kleine metallene Bildnisse besitzen, dann Dämonen oder Teufel. Die ersteren wandern, wie sie glauben, umher und wachen über das Wohl ihrer Nachkommen, wenn sie durch Opfer von Reis, Arrak usw. geneigt gemacht werden, belästigen sie aber, wenn man sie vernachlässigt; deshalb opfert man ihnen, um ihren Verfolgungen zu entgehen. Jedenfalls ergibt sich aus dieser Tatsache klar ihr Glaube an das Fortleben nach dem Tode.

Die Existenz eines höchsten Wesens wird von ihnen anerkannt, doch glauben sie, zu tief zu stehen, als daß sie sich ihm nähern dürften. Eigene Tempel oder Stätten für den Götzendienst haben sie nicht,

---

[1] Hindu Manners 60.

[2] Vgl. Globus XLIV (1883) 188 nach dem Church Missionary Intelligencer and Record 1883 (April), 215 ff.

errichten jedoch zuweilen aus einigen roh zusammengefügten Steinen eine Art Altar, in dessen Nische sie ein kleines Bild eines hervorragenden Ahnen aufstellen [1].

In einem Bericht aus dem Jahre 1850 heißt es: Die Lage der Pulayas ist äußerst bedauernswert; ihre Berührung und sogar ihre Nähe wird als unrein angesehen. Dabei stehen sie mit Leib und Seele zur Verfügung ihres Herrn, der sie wie Vieh kauft und sie oft noch schlimmer als solches behandelt; er darf sie züchtigen, verstümmeln und selbst töten. Wenn diese Grausamkeiten auch nicht gerade durch das Gesetz gebilligt werden, so fehlt doch jedes Mittel zur Besserung ihrer Lage. Die Bezahlung ihrer Arbeit ist so gering, daß sie kaum zur notdürftigsten Ernährung genügt und überhaupt kaum einige Pfennige für den Tag beträgt. Die Kinder der Sklaven bleiben meist im Besitze der Eigentümer der Mutter. Seither ist zwar die Sklaverei aufgehoben worden, aber die Lage der Unglücklichen hat sich noch wenig gebessert. Bis in die neuere Zeit war ihnen nicht gestattet, Hütten zu bauen, um sich gegen die Ungunst der Witterung zu schützen. Eine Art Dach auf vier Bambuspfählen ohne jede Wand schützt sie gegen den Regen, nicht aber gegen den Wind. Viele bauten sich eine Art Nest in den Zweigen der Bäume, wo sie wie die Vögel ruhten. Sie durften auch nicht friedlich auf der offenen Straße einhergehen, sondern mußten, wenn sie jemand nahen sahen, einen Schrei ausstoßen und auf einem großen Umweg vorbeigehen [2]. So waren sie ganz vom Verkehr mit der übrigen Gesellschaft ausgeschlossen. Der Besuch der Märkte war ihnen verboten; wollten sie in einem Geschäft etwas kaufen, so legten sie das Geld in einiger Entfernung davon hin, riefen laut, was sie wünschten, und mußten sich nun zurückziehen, während der Verkäufer das Geld holte und an dessen Stelle die Ware hinlegte. Obwohl nominell der Erwerb von Eigentum ihnen gestattet war, kamen sie doch nie zu solchem, weil die Früchte ihres Fleißes von ihrem Herrn in Beschlag genommen wurden. Denn auch der schwache gesetzliche Schutz nützt ihnen nichts, weil die Beamten nicht zu ihren Gunsten einschreiten und damit stillschweigend die schädigende Behandlung derselben billigen. „Dabei spricht sich ein offizieller Bericht der Regierung von Travancore vom Jahre 1875 sehr lobend über ihren Charakter aus; sie seien ein tüchtiger, arbeitsamer Menschenschlag und zeichneten sich häufig durch eine seltene Treue und Ehrenhaftigkeit aus, denen die über ihnen Stehenden nur nacheifern möchten." [3]

Daß die Bemühungen der Missionäre zur Besserung der Lage der Pulayas bisher nicht größere Erfolge erzielten, hat vor allem in der Grausamkeit der Sklavenbesitzer seinen Grund, die manchmal die Sklaven, welche am Unterricht im Christentum teilnahmen, zu Tode peitschen ließen. Sodann weil sie auch heute noch tatsächlich, selbst wenn sie schon Christen sind, von der Bevölkerung nicht als Christen, sondern nur als Pulayas behandelt werden, von den Märkten ausgeschlossen sind, nicht selbst vor Gericht erscheinen dürfen usw. Trotzdem sind schon mehrere Tausend aus ihnen Christen geworden, und aus den christ-

[1] Globus XLIV 189. [2] Dubois, Hindu Manners 62.
[3] Globus XLIV 189.

lichen Schulen unter den Pulayas sind manche brauchbare Leute hervorgegangen, die beweisen, daß es dem armen Volke nicht an Bildungsfähigkeit fehlt[1].

14. Die Todas[2].

Das Hochplateau der Nilgiri Hills oder Blauen Berge im südlichen Vorderindien zwischen Mysore, Malabar und Koimbatur wird hauptsächlich von drei Stämmen bewohnt: den Todas, den Kotas und den Badagas. Die Todas (Tudas) führen ein reines Hirtenleben; ihre ganze Tätigkeit beschränkt sich auf die Viehzucht und die Beobachtung des sehr komplizierten Rituals, das sich im Zusammenleben mit ihren Herden herausgebildet hat. Die Badagas sind hauptsächlich Bauern und die Kotas Handwerker.

Die Todas sind kräftige, nicht unschöne, intelligente Leute und in ihrem Auftreten männlich, selbstbewußt und würdevoll, dabei heiter und gegen alle wohlgesinnt. Sie leben in kleinen, über die Hügel zerstreuten Dörfern (mands), die selten aus mehr als sechs bis sieben Hütten bestehen. Die Hütten erheben sich gewöhnlich auf einer Erhöhung und sind einem Fasse nicht unähnlich, dessen untere Hälfte abgeschnitten wurde, so daß es wie ein Halbbogen auf dem Boden liegt. Das ganze Dorf ist gewöhnlich von einer Mauer umgeben. In den meisten Dörfern befindet sich wenigstens ein Milchkeller oder Milchtempel. In der Kleidung unterscheiden sich Frauen und Männer wenig. Beide tragen ein großes Stück Tuch, das unter dem rechten Arm durchgezogen und über die linke Schulter geworfen wird, und darunter ein Lendentuch, das bei den Männern bis zu den Knien, bei den Frauen bis auf die Füße reicht.

Wenn die Männer am Morgen aufstehen, grüßen sie die Sonne, indem sie den Turban vom Kopf nehmen und mit dem entblößten rechten Arm die Hand an die Stirn legen. Hierauf beginnt das Melken der Kühe und die Butterbereitung; dann werden die Büffel auf die Weide getrieben. Nach der ersten Mahlzeit wenden sich die Männer irgend einer andern Beschäftigung zu (Holzsammeln, Getreideholen u. dgl.). Die Hauptleute müssen vielleicht einer Sitzung des naim (des Rates) beiwohnen. Die Frauen zerstoßen das Korn und sieben es, reiben Stühle und Betten mit trockenem Kuhdünger ein, reinigen mit demselben auch die Hausgeräte, machen Kleider usw. Am Abend kommen die

---

[1] Globus XLIV 189—190.

[2] W. H. R. Rivers, The Todas, London 1905. Thurston and Rangachari, Castes and Tribes of Southern India s. v. Todas. Rivers' Buch gilt als das beste Werk über die Todas; die gesamte Literatur über dieses interessante Völklein, das sich bis in die neueste Zeit gegen auswärtige Einflüsse fast ganz abgeschlossen hat, findet sich bei ihm zusammengestellt und verwertet. Der älteste eingehendere Bericht über die Todas ist der des Jesuitenmissionärs P. Jakob Finicio aus dem Jahre 1603, mitgeteilt bei Rivers a. a. O., Anhang S. 721. Nach andern hieß der Missionär nicht Jakob Finicio, sondern Hieronymus Ferreiri (vgl. Missions catholiques 1910, 164). Trotz Rivers' Buch bleibt aber noch manches in den religiösen und sittlichen Anschauungen der Todas dunkel. Eine gute Schilderung der Todas und Bagadas aus der Feder des Missionärs H. Tignous brachten die Missions catholiques 1910, 138 ff 148 ff. Man vgl. außerdem G. Appert, Über die Toda und Kota, in der Zeitschrift für Ethnologie XXVIII (1896) 214.

Büffel wieder am Milchplatz zusammen, und es wiederholen sich die ersten Arbeiten des Morgens. Für die Nacht wird eine Lampe angezündet, die von den Männern in derselben Weise gegrüßt wird wie die Sonne am Morgen[1].

Der Grundzug der gesellschaftlichen Organisation der Todas ist die Einteilung des ganzen Volkes in zwei vollkommen verschiedene Gruppen: die Tartharol und die Teivaliol, die etwas Ähnlichkeit mit zwei Hindukasten haben. Gewisse Funktionen oder Grade des Priestertums sind das Vorrecht der Teivaliol. Ehen zwischen Gliedern der beiden Gruppen sind verboten, während man gewisse illegitime Verhältnisse zuläßt. Jede von diesen beiden Hauptgruppen wird wieder in Untergruppen oder Klans abgeteilt. Diese Klans sind exogam. Jeder Klan besitzt eine Anzahl Dörfer und erhält seinen Namen von dem Häuptling dieser Dörfer. Die Tartharol werden in zwölf Klans eingeteilt, die ihre Namen von zwölf Dörfern (Nodrs, Kars usw.) haben und deshalb bekannt sind als Nodrsol, Karsol usw. Die Teivaliol werden in sechs Klans eingeteilt und ebenfalls nach den Dörfern Kuudrol usw. genannt. In jedem Klan gibt es zwei Klassen, von denen die eine nur für das religiöse Zeremoniell von Bedeutung ist, die andere in Betracht kommt, wenn es sich um die Entscheidung handelt, wieviel der einzelne von den Gesamtlasten eines Klans zu tragen hat[2].

Die Büffel werden in „heilige" und „gewöhnliche Büffel" eingeteilt. Die letzteren können von allen gepflegt werden und verlangen kein spezielles Zeremoniell. Anders ist es in Bezug auf die „heiligen" Büffel. Die Teivaliol besitzen nur eine Klasse von heiligen Büffeln, die Tartharol dagegen mehrere; deshalb ist auch bei den letzteren die Organisation komplizierter. Diese verschiedenen Büffelklassen sind nicht alle gleich heilig, und dementsprechend sind auch die zu ihrem Dienst bestimmten Priester und Milchtempel und das entsprechende Zeremoniell sehr verschieden[3].

Die heiligen Büffel werden von den Todas in gewissem Sinn als Eigentum der Götter angesehen, und der Büffelpriester gilt als Priester dieser Götter. Ein Hauptgott der Todas ist Teu. Bevor die Todas geschaffen wurden, lebten die Götter allein auf den Nilgiribergen; dann kam eine Periode, in der Götter und Menschen zusammenlebten. Die Götter leiteten die Menschen und bestimmten, wie sie leben sollten, und daher kommen die Gewohnheiten und Gebräuche der Todas. Außerdem stehen zwei Gottheiten im Vordergrund der Toda-Mythologie: eine männliche: Ön, und eine weibliche: Teikirzi, deren Stellung zueinander nicht klar ist. Pithi ist der Vater Öns, und nach einigen soll er der Schöpfer der Todas sein, während andere Ön als diesen Schöpfer ansehen. Ön schuf die Büffel und die Todas und wurde der Herrscher von Amnódr, d. h. von dem Land der Toten, wo er jetzt lebt. Hinter den Büffeln, die Ön geschaffen, kam ein Mann zum Vorschein, der den Schweif des letzten Büffels festhielt. Dieser Mann war der erste Toda. Ön nahm nun eine von den Rippen des Mannes und machte daraus eine Frau, die erste Todafrau. Die Nachkommen der von Ön geschaffenen Büffel sind die heiligen Büffel, während die Nachkommen derjenigen, welche das Weib Öns, Pinakur, schuf, die gewöhnlichen Büffel sind.

---

[1] Rivers, The Todas 33—34. [2] Ebd. 36—37. [3] Ebd. 38—143.

Öns Schwester Teikirzi soll den Todas ihre wichtigsten Einrichtungen gegeben haben. Außerdem gibt es noch viele andere Gottheiten: Teipath, Anto, Kulinkars usw.

Nach dem Major W. Roß King, der Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts drei Jahre bei den Todas gelebt, um ihre Sitten zu erforschen, glauben die Todas an einen höchsten, unsichtbaren Geist und an einen Zustand nach dem irdischen Leben, an ein Paradies mit vielen Büffeln und Überfluß an Milch. Verehrt, aber nicht angebetet, werden auch Hügel, Wälder, die aufgehende Sonne usw[1]. Wie diese Angaben zu denen Rivers' stimmen, wissen wir nicht zu sagen, aber es darf nicht übersehen werden, daß dieser Forscher nur etwa sechs Monate bei den Todas zugebracht hat, und deshalb dürfen wir der positiven Aussage Roß Kings wohl mehr Glauben schenken. Die Angaben des letzteren werden übrigens bestätigt durch das Zeugnis des schon erwähnten Missionärs Tignous, demzufolge der Hauptgott der Todas Hiria heißt[2]. Tignous macht auch darauf aufmerksam, daß es fast unmöglich sei, von diesem Volke klare und verständliche Angaben über seine Religion zu erlangen. „Alle ihre Gedanken konzentrieren sich auf ihre Büffel, von denen sie in der andern Welt nicht getrennt zu werden hoffen; denn sie glauben, daß ein anderes Leben dem Leben folgen wird, welches sie hier auf Erden hinter ihren Herden führen. Aber die Idee, die sie von einem Himmel für die Guten und einer Hölle für die Bösen haben, scheint ihr Leben wenig zu beeinflussen."

Den verschiedenen Göttern werden in den verschiedenen Phasen des Melkens und Buttermachens von dem Priester Gebete dargebracht. Rivers teilt einige davon mit, aber sie sind so unverständlich, daß wir stark vermuten, man habe ihm nicht die ganze Wahrheit enthüllt. Er selbst beklagt sich wiederholt über die große Schwierigkeit, von den Todas Aufschluß über ihre religiösen Gebräuche zu erlangen, weil sie dadurch der Strafe der Götter zu verfallen glauben. Übrigens beten sie nicht nur bei den Milcharbeiten, sondern auch zu andern Zeiten. Fragt man, worin ihr kompliziertes Kuhritual seinen tiefsten Grund habe, so weisen viele Todas auf eine Anordnung der Götter hin. Rivers meint, man wolle durch dasselbe der Gefahr zuvorkommen, die sich aus einer Profanation der heiligen Substanz, der Milch, ergeben könnte, oder man wolle den Tapu beseitigen, der den allgemeinen Gebrauch dieser Substanz verbietet.

Außer den Priestern, die mit der Pflege der heiligen Büffel betraut sind, haben die Todas ihre Wahrsager, Zauberer, Medizinmänner usw.[3] Überhaupt spielt der Aberglaube in allen Formen bei diesem Volke eine große Rolle. Sie glauben an den bösen Blick, an zahlreiche Zaubermittel, gute und böse Vorzeichen. Die Todas bringen auch ein oder mehrmals im Jahre Opfer dar, um die Götter zu versöhnen. Gewöhnlich wird in jedem Dorfe wenigstens einmal im Jahr ein männliches Kalb geopfert.

Die Leichenfeierlichkeiten ziehen sich bei den Todas zuweilen Monate lang hin. Bald nach dem Tode wird die Leiche verbrannt. Einige Zeit später

---

[1] Vgl. Globus XVIII (1870) 356.
[2] Missions catholiques 1910, 148.
[3] Rivers a. a. O. 249 ff.

werden einige Überbleibsel des Verstorbenen, die man für diese Gelegenheit aufbewahrte, herbeigebracht und eine zweite Feier veranstaltet. Die Schlußfeier, bei der man die Reliquien verbrennt und die Asche begräbt, findet vor dem Anbruch des folgenden Tages statt und heißt azaramkedr, wegen des azarams oder Kreises von Steinen, in dem die Verbrennung stattfindet. Beim Tode eines Todas werden auch einige Büffel getötet, um dem Verstorbenen in der nächsten Welt zu dienen[1]. Der Tote wird überhaupt mit allem ausgestattet, was ihm für die künftige Welt nötig ist, hauptsächlich mit Nahrungsmitteln, Schmucksachen und Geld[2]. Das Geld wird von den Anwesenden gesammelt und in Rollen in lange Beutel gelegt. Bevor man den Leichnam auf den Scheiterhaufen hebt, wird er dreimal durch das Feuer gezogen. Die Wertgegenstände werden dann aus dem Sarge entfernt[3].

Amnódr ist die andere Welt der Todas, in die der Verstorbene geht. Sie liegt im Westen und wird von derselben Sonne beleuchtet wie die Erde. Die Sonne geht dorthin, wenn sie im Westen untersinkt, so daß es dort heller Tag ist, während die Nacht die Nilgiriberge bedeckt. In Amnódr herrscht der Gott Ön, und nach ihm wird es auch oft Önnódr genannt, während unsere gegenwärtige Welt, über die die Göttin Teikirzi herrscht, Inanódr heißt. Die Einwohner der Unterwelt (amatol) leben in derselben Weise mit ihren Büffelherden wie die Menschen auf Erden[4]. Nur müssen sie viel umherwandern und dadurch nutzen sie ihre Beine ab; wenn dieselben bis zu den Knien abgenutzt sind, sendet Ön diese Amatol als andere Leute auf die Erde zurück.

Die Toten treten ihre Wanderung in das Jenseits erst nach der zweiten Leichenfeier an, und sie haben eine bestimmte Reiseroute, die zu einem großen Steine führt. Auf diesen Stein muß jeder Tote klopfen; dadurch verliert er alle Liebe zu dieser Welt. Später kommt er zu einem zweiten Stein, auf den er wieder klopft, wodurch er alle Krankheiten entfernt und gesund und stark nach Amnódr gelangt. Auf dem Wege dahin kommt der Verstorbene an einen Fluß, über den eine Fadenbrücke führt. Diejenigen, die während des Lebens schlechte Todas gewesen sind, fallen in den Fluß und werden von Blutegeln gebissen[5]. Diejenigen, welche ohne Unfall über die Brücke gelangen, gehen direkt nach Amnódr; die in den Fluß Gefallenen werden von Leuten gerettet, die an dem jenseitigen Ufer des Flusses wohnen und zu allen Stämmen gehören. Diese können die bösen Todas einige Zeit bei sich behalten, und zwar um so länger, je größer ihre Verbrechen waren. Früher oder später aber kommen auch diese nach Amnódr. Die folgenden Leute fallen in den Fluß: 1. die Selbstsüchtigen; 2. die Eifersüchtigen und Neidischen; 3. diejenigen, welche die Satzungen in Bezug auf die heiligen Milchräume nicht beobachtet haben.

Die Gefahr, in den Fluß zu fallen, scheint aber keinen großen Eindruck auf die Todas zu machen. Man hat den Fluß die Todahölle genannt, aber er ist eher eine milde Art von Reinigungsort und bringt nur einen unangenehmen Aufenthalt auf der Reise nach der andern Welt. Außerdem scheinen einige

---

[1] Rivers, The Todas 274 401. [2] Ebd. 361. [3] Ebd. 362.
[4] Man vgl. die schon mitgeteilte Angabe des Missionärs Tignous.
[5] Rivers a. a. O. 399.

Klans das Vorrecht zu haben, in das Jenseits zu gelangen, ohne die Brücke passieren zu müssen, wie schlecht sie auch auf Erden gelebt haben [1].

Die Kinder werden in früher Jugend verheiratet, oft im Alter von zwei oder drei Jahren. Wenn ein Mann seinen Sohn zu verheiraten wünscht, so wählt er ihm ein passendes Mädchen, das wo möglich die Tochter des Bruders der Mutter oder der Schwester des Vaters sein sollte. Der Vater besucht die Eltern des Mädchens, und ist die Ehe vereinbart, so bleibt er eine Nacht in dem Dorfe und kehrt dann nach Hause zurück. Einige Tage später nimmt er den Sohn mit sich zum Hause der Braut. Sie bringen ein Lendentuch als Hochzeitsgabe; der Knabe begrüßt in feierlicher Weise die Brüder des Mädchens und übergibt dann diesem das Lendentuch. Vater und Sohn bleiben eine Nacht im Dorfe des Mädchens und kehren am folgenden Morgen heim. Zuweilen geht das Mädchen mit in das Dorf ihres zukünftigen Mannes, gewöhnlich aber bleibt es bis zum 15. oder 16. Jahre bei den Eltern [2].

Wurde der Jüngling nicht schon in der Kindheit verlobt, so muß er sich selbst seine Braut suchen. Er geht dann ohne Begleitung zu den Eltern des erkornen Mädchens, und wenn diese in die Heirat einwilligen, so kann er die Braut gleich mitnehmen, wofern sie alt genug ist. Von der Zeit der Kinderheirat an muß der Knabe seiner Braut zweimal jährlich, bis diese zehn Jahre alt ist, ein Lendentuch schenken und von da an ebenso oft einen Mantel (putkûli). Stirbt ein Glied der Familie des Mädchens, so erwartet man, daß die Familie des Bräutigams eine Summe von acht Annas oder eine Rupie bezahle und der Bräutigam dem Begräbnis beiwohne. Kurz bevor das Mädchen in das Alter der Pubertät gelangt, findet eine Feier statt. Ein Tartharol, wenn das Mädchen zu den Teivali gehört, oder ein Teivaliol, wenn es eine Tarthar ist, kommt am Tage in das Haus des Mädchens, legt sich neben dasselbe und breitet einen Mantel aus, so daß dieser beide bedeckt, und bleibt einige Minuten so liegen. Zwei Wochen später kommt ein starker Mann, der aber nicht zum Klan des Mädchens gehören darf, zu diesem, um mit ihm zu schlafen. Dies muß vor der Pubertät geschehen; es bis nach dem Eintritt der Pubertät zu verschieben, gilt als schimpflich und kann Ursache sein, daß das Mädchen keinen Mann mehr findet.

Ist das Mädchen 15 oder 16 Jahre alt, so kommt am festgesetzten Tage der Bräutigam mit seinem Vater und einem männlichen Verwandten vom selben Klan in das Dorf der Braut, wo sie festlich bewirtet werden. Er legt fünf Rupien in die Manteltasche der Braut und nimmt dann diese mit sich nach Hause. Dort findet keine weitere Begrüßungszeremonie statt.

Wenn der junge Mann zur Zeit, wo er die Braut heimführen soll, nicht mit ihr zusammenleben mag, so kann er die Ehe rückgängig machen, muß aber den Eltern des Mädchens einen Büffel und eine Geldstrafe bezahlen; diese müssen jedoch ebenfalls den Betrag zurückgeben, den sie vom Bräutigam bei Begräbnissen erhalten haben. Will aber das Mädchen den Mann nicht, so ist die Geldstrafe eine größere; dieselbe wird gewöhnlich in einer Ratsversammlung festgesetzt [3].

[1] Ebd. 400. [2] Ebd. 502. [3] Ebd. 504.

Daß die Tartharol und Teivaliol zwei endogame Gruppen mit exogamen Unterabteilungen oder Klans bilden, wurde schon oben bemerkt. Unter gewissen exogamen Klans ist nicht nur die Ehe, sondern jeder Geschlechtsverkehr verabscheut. Unter bestimmten Bedingungen kann allerdings z. B. ein Teivalimann mit einer Tartharfrau zusammenleben, aber das ist, obwohl geduldet, keine orthodoxe Form der Ehe. Die Todas haben großen Abscheu gegen Ehen mit Auswärtigen, d. h. mit Nichttodas; aber gegen vorübergehenden Geschlechtsverkehr mit solchen scheint die Abneigung nicht groß zu sein[1].

Ein Schandfleck der Todas ist die Vielmännerei, die als regelrechtes System existiert. Wenn eine Frau einen Mann heiratet, so gilt es als selbstverständlich, daß sie zugleich die Frau von seinen Brüdern wird. Selbst die Brüder, welche erst später geboren werden, nehmen teil an den Eherechten ihrer älteren Brüder. In der großen Mehrzahl polyandrischer Ehen sind die Ehemänner leibliche Brüder. In wenigen Fällen sind die Ehemänner nicht leibliche Brüder, sondern Klanbrüder, d. h. Männer, die zu demselben Klan und demselben Geschlecht gehören. Die Einrichtung des Familienlebens in einer polyandrischen Ehe ist sehr verschieden, je nachdem die Mitehemänner leibliche Brüder sind oder nicht. Im ersteren Falle scheinen keine Streitigkeiten vorzukommen. Wenn die Frau schwanger wird, so nimmt der älteste Bruder die Zeremonie der Überreichung des Bogens und Pfeiles vor, aber alle Brüder werden gleichmäßig als Väter des Kindes betrachtet. Nur wenn ein Bruder die übrigen verläßt und eine eigene Haushaltung gründet, scheint er das Recht zu verlieren, als Vater des Kindes angesehen zu werden. Fragt man jemand nach dem Namen seines Vaters, so nennt er nur einen Mann, auch wenn er aus einer polyandrischen Ehe hervorgegangen. Wahrscheinlich wird nur der hervorragendste Vater genannt.

Sind die Ehemänner nicht Brüder, so muß man unterscheiden, ob sie in demselben Hause zusammen- oder aber in verschiedenen Niederlassungen getrennt leben. Im ersteren Falle ergeben sich selten Schwierigkeiten, im letzteren Falle lebt die Frau abwechselnd, gewöhnlich einen Monat lang, bei einem Mann und nachher bei einem andern. Wird eine Frau zweier oder mehrerer Männer, die nicht Brüder sind, schwanger, so wird vereinbart, daß einer der Männer die Zeremonie mit dem Bogen und Pfeil vornimmt[2]. Dieser wird dann Vater des Kindes in allen gesellschaftlichen Beziehungen; das Kind gehört zu dem Klan dieses Mannes, wenn der Klan der Ehegatten verschieden ist, und zu

[1] Rivers, The Todas 508.

[2] Diese Zeremonie (pursütpimi) besteht in folgendem: Im siebten Monat der Schwangerschaft, am Vorabend des Neumondes, geht die schwangere Frau in einen nahen Wald, begleitet von ihrem Mann oder, wenn sie mehrere Männer hat, von demjenigen, der ihr Bogen und Pfeil überreichen soll. Der Mann schneidet eine dreieckige Nische in einen Baum, in der eine Lampe Platz hat, die mit geläuterter Butter (ghi) gefüllt und angezündet wird. Dann gehen Mann und Frau, um ein bestimmtes Holz für den Bogen und ein bestimmtes Gras zu suchen. Hierauf kehren sie zum Baum zurück, wo die Verwandten des Paares sich einfinden. Hier macht der Vater der Frau das Gelübde, ein Kalb zu opfern; die Frau setzt sich unter den Baum, und der Mann übergibt ihr die Nachahmung des Bogens und Pfeiles unter Anrufung der Götter (vgl. Rivers a. a. O. 319—321).

dessen Familie, wenn nur die Familien verschieden sind. Wird später die Frau wieder schwanger, so nimmt zuweilen ein anderer Ehemann die genannte Zeremonie vor und wird dadurch Vater des Kindes; meistens jedoch unterbleibt diese Zeremonie bei der zweiten Schwangerschaft, und dann gehört das Kind dem ersten Ehemann. Gewöhnlich wird die Angelegenheit so geregelt, daß bei den ersten zwei oder drei Kindern der erste Mann Bogen und Pfeil überreicht und Vater wird, bei den folgenden der zweite Mann. Die gesetzliche Vaterschaft hängt ganz von der Zeremonie des Pursütpimi ab. Wird eine Ehe geschieden, so nimmt jeder Mann die Kinder mit, die ihm kraft dieser Zeremonie gehören.

„Es ist kein Zweifel", schreibt Rivers[1], „daß die Polyandrie der Todas innig mit der Tötung der weiblichen Kinder zusammenhängt. Wie wir gesehen, behaupten die Todas heute, sie hätten die Tötung der Mädchen vollständig aufgegeben, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß die Praxis noch bis zu einem gewissen Grade besteht. Doch hat sie abgenommen, und die daraus folgende verhältnismäßige Zunahme der Frauen führt auch zu einer Änderung der Polyandrie." Aus den Geschlechtsregistern erhellt, daß heute oft jeder Bruder seine eigene Frau hat oder daß mehrere Brüder mehr als ein Weib zusammen haben. Es scheint also, daß die Polyandrie sich mehr und mehr mit der Polygynie verbindet. Doch scheint nach Rivers eine Tendenz vorhanden zu sein, daß mehr und mehr jeder Bruder eine Frau als seine eigene betrachtet. Bei diesem verwahrlosten Zustande darf es uns nicht wundern, daß das Eheband sehr locker ist. Weiber werden beständig von einem Mann oder einer Gruppe von Männern auf andere übertragen; die dafür zu entrichtende Bezahlung wird durch den Rat bestimmt. Es kann z. B. geschehen, daß ein Mann, dessen Frau gestorben ist, das Recht auf eine andere Ehefrau erwirbt, die schon verheiratet ist, wenn er die Einwilligung dieser Frau, ihres Gatten und ihres Vaters erlangt. Natürlich muß er dafür einige Büffel bezahlen. Außer dieser Übertragung kommt auch eine eigentliche Ehescheidung vor, aber nur wegen Irrsinns und Trägheit. Unfruchtbarkeit gilt nicht als allgemeiner Ehescheidungsgrund. In einem solchen Falle hilft sich der Mann dadurch, daß er eine zweite Frau nimmt. Der Geschlechtsverkehr zwischen der Frau und einem andern Mann gilt auch nicht als Scheidungsgrund, „wird vielmehr als ein vollkommen natürliches Vorkommnis angesehen", so behauptet wenigstens Rivers[2]; er selbst erzählt jedoch von den Verhandlungen, die nötig seien, damit ein Mann ein Anrecht auf eine schon verheiratete Frau erlange. Wenn er aber nach Belieben mit den verheirateten Frauen Umgang pflegen kann, so braucht er sich dieses Recht nicht teuer zu erkaufen. Daß den Frauen auch mit den Büffelpriestern in ihren Milchtempeln zuweilen freier Umgang gestattet ist, beweist noch nicht, daß die Männer allgemein die Untreue ihrer Frauen mit geduldiger Gelassenheit hinnehmen. Dem Missionär Finicio sagte ein Todapriester, er könne mit jeder

[1] Bei der Volkszählung von 1901 umfaßte die Todabevölkerung 805 Individuen, davon 451 männliche und 354 weibliche; Rivers berechnete die Bevölkerung im Jahre 1905 mit Auslassung der Kinder unter fünf Jahren auf 320 Männer und 183 Frauen (vgl. Rivers a. a. O. 469).

[2] A. a. O. 526.

Todafrau nach Wahl Umgang pflegen, und die Männer erlaubten das, *solange er sie bezahle*[1].

In der Todasprache scheint kein Ausdruck für Ehebruch vorhanden zu sein. Dazu sagt Rivers[2]: „Wenn ein Wort für einen Begriff in einer Sprache fehlt, so folgt daraus keineswegs, daß der Begriff selbst nicht entwickelt sei; aber in diesem Falle habe ich kaum Zweifel daran, daß in dem Geiste der Todas keine bestimmte Idee von dem vorhanden ist, was wir mit dem Wort ‚Ehebruch' bezeichnen. Anstatt daß man den Ehebruch als unmoralisch betrachtet, vermutete ich eher — denn ich konnte über diesen Punkt zu keinem befriedigenden Resultate gelangen —, daß nach der Idee der Todas Immoralität eher dem Mann zuzuschreiben ist, der seine Frau einem andern neidisch vorenthält." Allerdings fügt er in einer Anmerkung hinzu, man dürfe nicht außer acht lassen, daß in der Geschichte ihres Gottes Kwoten sich eine sehr starke Eifersucht offenbare[3].

Die Berechnung der Verwandtschaft richtet sich bei den Todas immer nach der männlichen Linie. Ein Mann gehört stets zum Klan seines Vaters, wenn wir unter Vater denjenigen verstehen, der die Pursütpimi für das Kind vorgenommen hat. Doch kommen einige Ausnahmen vor. Annahme an Kindes Statt ist bei den Todas unbekannt. Die Regierung liegt hauptsächlich in den Händen eines Rates (naim). Dieser regelt die allgemeinen Angelegenheiten der Todas; er soll aus fünf Gliedern bestehen, die bestimmten Klans und Familien entnommen sein müssen, und beschäftigt sich hauptsächlich mit Übergaben oder Abtretungen von Frauen und allem, was damit zusammenhängt, namentlich mit Eigentumsstreitigkeiten. Ob er sich mit Kriminalsachen befaßt, konnte Rivers nicht ermitteln, aber er meint, es sei zweifelhaft, ob man überhaupt bei den Todas von solchen Verbrechen reden könne. Kindertötung kommt vor, gilt aber nicht als Verbrechen; Mord scheint nicht vorzukommen.

Besitzer von *Eigentum* können bei den Todas sowohl der Klan als die Familie und das Individuum sein. Im allgemeinen gehören das Land, die Milchtempel der Hauptdörfer und einige Büffel dem Klan. Das Haus und wahrscheinlich auch einige Dörfer sind das Eigentum einer Familie, und die meisten Büffel, Haushaltungsgegenstände und Schmucksachen sind das Eigentum eines Individuums[4]. Oft bleibt das Eigentum mehrerer Brüder, die zusammenleben, ungeteilt, bis etwa ein Streit oder eine Trennung die Teilung notwendig machen. Sind zwei Söhne und die zu verteilenden Büffel in gerader Zahl vorhanden, so erhält jeder die Hälfte; sind die Büffel in ungerader Zahl, so erhält der ältere Sohn einen mehr als der jüngere. Sind mehr als zwei Söhne vorhanden, so werden die Büffel zu gleichen Teilen verteilt, nur erhalten der älteste und der jüngste einen mehr als die andern. Andere Haushaltungsgüter und Gelder werden bei der Teilung möglichst gleichmäßig unter die Söhne verteilt. Die Töchter erben nicht; sie erhalten bloß, was ihnen ihre Eltern als

[1] Rivers, The Todas 725. [2] A. a. O. 529—530.

[3] Man darf übrigens nicht vergessen, daß Rivers, der nur kurze Zeit bei den Todas weilte, ihre Sprache unmöglich vollkommen beherrschen konnte. Es ist zu bedauern, daß wir keine Berichte von Missionären besitzen, die jahrelang unter den Todas weilten.

[4] Rivers a. a. O. 557.

Mitgift geben[1]. Stirbt ein Toda verschuldet, so müssen seine Söhne die Schulden bezahlen. Sind keine Söhne vorhanden, so geht diese Pflicht auf die Brüder des Verstorbenen über.

Die Frauen nehmen bei den Todas eine sehr untergeordnete Stellung ein. Sie sind als unrein vom Dienste der heiligen Büffel und der Milchtempel ausgeschlossen und schon dadurch in der sozialen Stellung beeinträchtigt. Auch muß die Vielmännerei eine Entwürdigung der Frau zur notwendigen Folge haben.

15. Die Badagas.

Wie wir schon gesagt haben, leben die Badagas seit langem neben und unter den Todas in den Blauen Bergen. Sie sind viel zahlreicher als die Todas. In etwa 250 Dörfern sollen ca 40000 Badagas leben. Der Name „Badagas" bedeutet „Menschen des Nordens". Sie kamen vor drei Jahrhunderten in ihr heutiges Gebiet. In ihrem Typus gleichen sie den Hindus, nur ist ihre Hautfarbe heller. Sie sind sehr arbeitsam. Männer und Frauen bebauen fleißig den Boden. Auch ihre Höflichkeit, ihre Fröhlichkeit, Zuvorkommenheit, Gastfreundschaft und Nüchternheit werden gelobt[2]. Einige Zeit hatten sie zwar im Umgang mit Europäern und Hindus in der Ebene stark dem Trunk von Bier und Palmwein gehuldigt, dann aber verpflichtete sich der ganze Stamm feierlich, keine geistigen Getränke mehr anzurühren und jeden, der mit einem Glas in der Hand ertappt würde, aus der Kaste zu werfen, und das hat geholfen. Zu den Fehlern der Badagas gehören ihre Habsucht, ihr Jähzorn und ihre Neigung zur Rachsucht und zu Schikanen.

Die Kleidung der Männer gleicht der der Todas, aber sie tragen einen Turban. Die Frauen hüllen sich in ein großes weißes Tuch, das mit einem Band am Hals und mit einem Gürtel um die Hüften befestigt wird und bis zu den Füßen herabreicht. Auch tätowieren sie die Stirne und die Arme. Die Dörfer der Badagas sind meist ziemlich groß, die Häuser reinlich und mit weißem Kalk getüncht. Alles verrät einen behäbigen Wohlstand. Die Hauptnahrung ist Hirse, Korn, Milch, Butter und Honig.

Die Badagas haben ihr Kastenwesen wie die Hindus. Die Kaste der Kongas z. B. heiratet nie eine Frau aus einer andern Badagakaste; andere Kasten sind in dieser Beziehung freier und nehmen ihre Frauen aus allen Kasten; doch muß die Frau gewöhnlich die Sitten und Gebräuche der Kaste annehmen, in die sie heiratet. Ein Glied einer höheren Kaste darf nie in dem Hause einer niedrigeren Kaste essen.

Der Religion nach sind die Badagas Sivaiten oder Verehrer Sivas, aber in einer ihnen eigentümlichen Form. Sie haben keine heiligen Bücher und keinen Religionsunterricht. Alles, was sie über ihre Religion und ihre zahllosen Götter wissen, wird mündlich von den Alten dem jüngeren Geschlecht überliefert. Sie glauben nicht an die Seelenwanderung, haben aber eine Idee von einem künftigen Leben, in dem die Guten belohnt und die Bösen durch das Feuer bestraft werden[3]. Sie hoffen in den Himmel

[1] Ebd. 565. [2] Missions catholiques 1910, 149. [3] Ebd. 151.

zu kommen, wenn sie ihre Sünden auf ein Kalb übertragen, das auffallend an den Sündenbock des Levitikus erinnert. Den Himmel verlegen sie auf den Mugrutiberg. Um dahin zu gelangen, muß man auf einem Faden, der als Brücke dient und durch einen goldenen und einen silbernen Pfeiler an den Enden bezeichnet wird, über einen Abgrund gehen. Eigentliche Priester haben die Badagas keine. Sie bezeichnen für jeden Tempel ein bestimmtes Individuum, das an den Festtagen dort die Zeremonien vornehmen, d. h. Hühner opfern, Gaben von Kokosnüssen darbringen und Weihrauch verbrennen muß. Die Tempel sind kleine, unansehnliche viereckige Bauten mit einer bescheidenen Kuppel, die gewöhnlich mit grotesken Figuren von Männern, Weibern, Schlangen, Kühen, Tigern oder Hirschen geschmückt sind.

Die Feste der Badagas richten sich nach den Feldarbeiten. Das Hauptfest Dhodda Habba wird am Schluß der Ernte mit öffentlichen Ergötzungen und dem Ballspiel gefeiert. Der Reis, ein saftiger Kary (Kurry?) und einige Libationen gehören zum Programm dieses großen Tages. Das Hathaifest (Fest der Großmutter) gilt dem Andenken an eine treue Gattin, die nach dem Tode ihres Mannes sein Bild in einem Brunnen sah, aus dem sie Wasser schöpfen wollte, und sich in den Brunnen stürzte, um ihn wiederzufinden. Jährlich besucht man ihren Tempel, um zu opfern und den Schutz der Göttin anzuflehen. Außer diesen Festen beobachten die Badagas alle Montage und mehrere Samstage des Jahres als Ruhetage.

Bei der Geburt eines Kindes werden die Sterne befragt. In jedem Stamm gibt es einige gewerbsmäßige Sterndeuter, die die Namen einer Anzahl von Sternen kennen. Das Amt ist erblich, und die Väter übermachen ihren Erstgebornen die Beobachtungen, die sie von ihren Ahnen erfahren oder die sie selbst gemacht haben. Am achten, zehnten oder zwölften Tage nach der Geburt des Kindes hat der Astrolog einen günstigen Stern gefunden, und unter seinem Vorsitz wird ein Mahl gehalten, zu dem man einige Alte des Dorfes einladet. Einer von diesen mischt etwas Milch mit Reiskörnern, berührt damit die Lippen des Kindes und gibt ihm einen Namen. Den Knaben wird nach Ablauf eines Jahres der Kopf rasiert, und die Mädchen erhalten eine Tonsur, die sie bis zum achten oder zehnten Jahre bewahren, dann lassen sie die Haare ganz wachsen. Die Männer lassen ihre Haare wachsen, wenn sie ein Gelübde gemacht haben; nach Erfüllung des Gelübdes rasieren sie sich wieder den Kopf.

Wenn eine Ehe vereinbart ist, begeben sich die Eltern des Bräutigams in das Haus der zukünftigen Frau und bezahlen den Brautpreis, der sich bei reichen Leuten auf hundert Rupien beläuft. Am bestimmten Tage wird die Braut unter Musik zum Hause des Bräutigams geführt, wo sich die Brautleute niedersetzen und die eingeladenen Gäste ihre Beiträge zu den Hochzeitskosten vor sie niederlegen. Dann beginnt eine große Schmauserei, und die Ehe ist geschlossen. Bis zur Geburt des ersten Kindes waschen sich die jungen Frauen nicht und wechseln auch ihre Kleider nicht. Die Ehescheidung ist leicht und häufig. Sobald Mann und Frau sich nicht mehr vertragen, trennen sie sich und gehen eine andere Ehe ein. Der Vater der Frau gibt seinem Schwiegersohn das Geld und die Schmucksachen zurück, die er für seine Tochter erhalten,

und die Ehe ist gelöst. Die Badagafrauen, die sehr empfindlich sind, erhängen sich zuweilen aus Verzweiflung, um sich für die Mißhandlungen zu rächen, die sie erlitten haben.

Beim Tode eines Badagas scharen sich seine nahen Verwandten und Freunde um ihn. Man schiebt ihm eine Mischung von Milch und Butter mit einem Goldkörnchen im Werte von einigen Groschen in den Mund. Dieser Zehrpfennig soll ihm auf der Reise in die andere Welt dazu dienen, sich die nötigen Lebensmittel zu beschaffen und den Zoll an den Grenzpfählen zu entrichten, die er etwa antrifft[1]. Sobald der Tod eingetreten, wird derselbe in den umliegenden Dörfern verkündet, und alles kommt herbei, um an der Trauer teilzunehmen. Im Dorfe des Toten verlassen alle ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, um an der Errichtung des monumentalen, mehrstöckigen Katafalks mitzuhelfen, der mit Grün, farbigen Stoffen, Fahnen und Regenschirmen geschmückt wird. Der Tote wird in einem Bett auf den Katafalk gelegt, und es werden unter Musik und Klagegesängen Tänze aufgeführt. Dann trägt man den Katafalk mit dem Toten auf einen Rasenplatz. Hier gehen die Brüder, Kinder und Enkel des Verstorbenen mit Ausschluß der Mädchen dreimal um die Leiche herum, indem sie in der linken Hand irgend ein Werkzeug tragen, das später auf den Scheiterhaufen geworfen wird, und in der rechten Hand etwas Reis. Beim dritten Umgang werfen sie diesen Reis auf das Angesicht des Toten. Ist der Tote ein Mann, so wird ein Kalb, ist es eine Frau, eine Färse herbeigebracht. Ein Alter hält die Hand auf den Kopf des Tieres und legt die öffentliche Beicht des Toten ab. Nach jedem aufgezählten Fehler antwortet die Versammlung im Chorus: „Das ist eine Sünde.“[2]

Wir lassen hier eine kleine Auswahl von den abgelegten Bekenntnissen folgen: Er hat ein leichtsinniges Leben geführt; er hat seine Brüder entzweit; er hat sich Übergriffe auf fremden Boden erlaubt; er hat die Hecke eines andern ausgerissen; er hat Schlangen, Eidechsen und Ratten getötet; er hat das heilige Kalb arbeiten lassen; er hat die Nahrungsmittel vergiftet; er hat den Armen nicht zu essen gegeben; er hat diejenigen, die kalt hatten, nicht erwärmt; er hat die Frau seines Nächsten begehrt; er hat den Büffel des Nächsten begehrt; er hat die Ernte eines andern begehrt; er hat sich während einer Mondfinsternis schlafen gelegt; er hat die Grenzmarken des benachbarten Feldes ausgerissen; er hat üble Nachrede verbreitet; er hat verleumderische Berichte erstattet; er hat seinen Wohltäter verraten; er hat nicht auf gute Ratschläge gehört; er hat seinem Nächsten Ärgernis gegeben usw. „Er hat“, fährt der Älteste des Volkes am Schlusse fort, „diese und tausend andere Sünden begangen. Mögen sie ihm alle verziehen werden. Mögen seine Sünden auf das Kalb übergehen; mögen sie weggenommen werden. Möge der Weg zum Himmel ihm offen, der zur Hölle verschlossen sein. Möge die Hand des Almosens offen und die der Sünde geschlossen sein. Mögen alle seine Wünsche erfüllt werden. Möge ihm der Scheiterhaufen kühl sein. Möge der Mund der Würmer verschlossen sein. Möge die Fadenbrücke stark sein. Möge er am goldenen Pfeiler ruhen und sich auf den silbernen stützen. Möge er die Heiligen

[1] Missions catholiques 1910, 152. [2] Ebd. 162.

verehren, die tot sind. Möge er, durch das Sühnopfer geleitet, zu Brahma gehen, der uns alle erschaffen hat, und zum Leben gelangen."

Von diesem Augenblick an wird man das Kalb nicht mehr zur Arbeit verwenden und die Färse nicht melken; man läßt diese Tiere frei im Walde herumlaufen. Am Schlusse der Totenfeier werden die Leiche und der Katafalk am Rande eines Baches verbrannt. Die hier geschilderte Bestattung ist den Brahmes-Badagas und den Thoreyas eigentümlich. Die andern Kasten begraben ihre Toten in sitzender Stellung. Alle 12, 15 oder 20 Jahre findet eine ähnliche Feier zur Erinnerung oder zum Trost der Toten statt, um denen den Eingang in den Himmel zu erleichtern, deren Sünden noch nicht vergeben sind oder die kein geziemendes Begräbnis erhalten haben. Man errichtet bei diesen Gelegenheiten einen Katafalk von zwölf Stockwerken in einer Höhe von 50 bis 60 Fuß[1].

Sechstes Kapitel.

Die Naturvölker Hinterindiens.

1. Die Nagastämme in Manipur.

Der Staat Manipur (Hinterindien) untersteht mit Britisch-Birma dem Vizekönig von Indien. Die Bevölkerung besteht heute vorwiegend aus Kukis, Luschais und Meitheis, die in den letzten Jahrhunderten in das Land eindrangen, die fruchtbarsten Teile in Besitz nahmen und die Urbevölkerung in die Gebirge zurückdrängten. Diese Urbewohner sind die Nagastämme, die das Bergland im Osten und Norden Manipurs inne haben und über die wir eine ausführliche Monographie besitzen, und zwar aus der Feder eines Mannes, der sich lange in Manipur aufgehalten hat[2].

Die Nagas setzen sich aus folgenden Stämmen zusammen: den Tangkhuls, den Maos, den Marams, den Kolyas, den Kabuis, den Quoirengs, den Chirus und den Marrings. Über die Herkunft der Nagas konnte Hodson nichts Sicheres ermitteln. Sie sprechen Dialekte derselben Sprache, die zur tibeto-birmanischen Sprachfamilie gerechnet wird. Nach einer weitverbreiteten Sage sind sie auf diese Welt gekommen, indem sie aus einer Höhle tief in der Erde entflohen. Die Hauptkleidung der Männer an gewöhnlichen Tagen besteht aus einem Lendentuch, dessen Enden vorn und hinten herunterhängen. Die Frauen tragen eine Art Unterrock, der von den Hüften bis zu den Knien reicht. Den größten Teil des Jahres beschäftigen sie sich mit Landbau, daneben treiben sie Jagd und Fischerei und verschiedene Handwerke, besonders Weberei, Töpferei und Korbflechten.

Die Dörfer sind aus Gesundheitsrücksichten meist auf Hügeln gebaut und mit Palisaden umgeben. Diese Lage der Dörfer zwingt die Nagas oft, das Wasser aus weiter Ferne herbeizutragen. Die Häuser sind fest gebaut und

[1] Missions catholiques 1910, 163.

[2] J. C. Hodson, The Naga Tribes of Manipur, London 1911.

gut mit Stroh bedeckt. Bei den Marams darf die Front nicht nach Westen gerichtet sein, weil die Toten in dieser Richtung zu ihrer Ruhestätte gehen. Neben den Wohnhäusern stehen kleine Speicher zur Aufbewahrung der Feldfrüchte und anderer Wertsachen. Ihr Boden liegt mehrere Fuß über der Erde und ruht auf Pfählen. Sie haben keine Schlösser, sondern sind bloß durch hölzerne Riegel von außen zugesperrt. Die Achtung vor dem Privateigentum ist aber bei diesen einfachen Leuten so groß, daß ein Diebstahl äußerst selten vorkommt[1]. In jedem Dorfe ist ein größeres Männerhaus, wo die jungen Burschen von der Zeit an, da sie das Lendentuch anlegen, schlafen müssen.

Die Familie der Nagas besteht heute aus den Eltern und ihren Nachkommen. Hodson glaubt, daß vor noch nicht langer Zeit der einzige dauernde Insasse eines Hauses die Mutter war, die natürlich ihre kleinen Kinder bei sich behielt; sobald aber diese das bestimmte Alter erreicht hatten, zogen die Knaben in das Haus der ledigen Männer und die Mädchen in das der ledigen Frauen. Ihr Mann blieb im Männerhause und durfte bis zu einem gewissen Alter nicht dauernd im Hause seiner Frau schlafen. Doch scheint dieser Gebrauch immer mehr zu verschwinden. Die Verwandtschaft wird nach dem Vater berechnet, und das männliche Geschlecht hat in jeder Beziehung den Vorrang. Dem Haupt der Familie liegt die Pflicht ob, gewisse religiöse Zeremonien gegen die Hausgottheit im Innern des Hauses vorzunehmen. Da die Klans alle exogam sind, gehen bei der Heirat die Töchter in einen andern Klan über; doch ist die Trennung von ihrem Geburtsklan nicht vollständig, weil dieser im Falle, daß sie verletzt werden, die Pflicht der Rache behält. Wenn ein Sohn heiratet, wird bei den Tangkhuls die frühere Familie gewissermaßen aufgehoben, weil bei der Heirat der Söhne die Hauptmasse des Vermögens nach dem herrschenden Brauch auf diese übergeht und die Eltern verpflichtet sind, wenn nicht das ganze Haus, so doch den besten Teil desselben zu räumen. Dieser Brauch dehnt sich auch auf die Dorfämter aus, aus denen er wahrscheinlich hervorgegangen ist.

Die Dörfer bestehen stets aus mindestens zwei, manchmal aus acht bis zehn exogamen Klans und diese aus mehreren nahverwandten Familien, die als Nachkommen desselben Ahnen gelten und oft alle seinen Namen tragen. Jeder Klan hat ein Oberhaupt und vielfach auch gemeinsame Gennas oder Tapus, die dem Oberhaupt gewisse religiöse Pflichten auferlegen. Der Klan bildet eine geschlossene Einheit für die Blutrache. Die Fehden unter den Klans waren vor der englischen Herrschaft ebenso blutig und häufig wie die Fehden unter den Dörfern.

Jedes Dorf besitzt ein genau umgrenztes Gebiet nicht nur von Kulturboden, sondern auch von Brach- und Ödland. Auch wo die Fischerei von Bedeutung ist, hat jedes Dorf seine genau bestimmten Rechte; dasselbe gilt von den Jagdrechten. Die Grenzen der Gebiete sind zuweilen durch die Natur selbst genügend bestimmt, in andern Fällen werden sie durch Grenzsteine bezeichnet. Das Dorf bildet übrigens nicht bloß in politischer und wirtschaftlicher, sondern auch in

[1] Ebd. 42.

religiöser Beziehung eine Einheit; manche Speisegennas (tapus) verpflichten das ganze Dorf, und dieses muß auch als Ganzes sich an gewissen religiösen Gebräuchen beteiligen. Manchmal findet man auch Spuren einer losen Vereinigung mehrerer Dörfer zu einem Stamm, namentlich in religiöser Beziehung, da sie gewisse Speiseverbote gemeinsam haben. Gewöhnlich sind jedoch die Dörfer voneinander unabhängig. In den Tangkhuldörfern findet man fast immer zwei Dorfbeamte; vielleicht hängt diese Einrichtung mit einer ursprünglichen Teilung der Dörfer in zwei exogame Gruppen (Klans) zusammen [1].

Früher hatten, wie schon angedeutet wurde, die ledigen Mädchen ebenfalls ein getrenntes Haus, über das ein eigener Beamter die Aufsicht führte. Vielleicht hing diese Einrichtung damit zusammen, daß die Mädchen bei der Heirat ihren Geburtsklan verlassen und in einen andern übertreten mußten; doch mochten auch sittliche Rücksichten zu Grunde liegen. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß, während von den verheirateten Frauen die eheliche Treue streng gefordert wird, der Verkehr der ledigen Leute untereinander ein äußerst freier ist. Der Geschlechtsverkehr auch solcher jungen Leute, die einander nicht heiraten dürfen, wird geduldet. Bei den Tangkhuls besteht ein Erntefest, bei dem die Mädchen und Jungen in entgegengesetzter Richtung an einem Seile ziehen und sich dann den wüstesten Orgien hingeben.

Die Mädchen *heiraten* im Alter von ungefähr 14 Jahren, d. h. bald nach dem Eintritt der Pubertät, die Jünglinge müssen, bevor sie heiraten dürfen, einen Beweis sozialer und physischer Reife geliefert haben; diesem Umstand wird der frühere Gebrauch der Kopfjagd zugeschrieben. Die Ehe wird zuweilen von den jungen Leuten selbst auf Grund gegenseitiger Neigung abgeschlossen, meistens aber bedient man sich einer alten Frau als Vermittlerin. Der geschlechtliche Verkehr innerhalb des Wohnhauses ist für die erste Nacht und in einigen Fällen für einen ganzen Monat den Neuverheirateten verboten. Bei einigen Gruppen werden die neuverheirateten Männer in dem Männerhaus eingesperrt, so daß ein Verkehr zwischen Mann und Frau kaum möglich ist [2]. Noch später ist den Ehegatten der Geschlechtsverkehr infolge bestimmter Gennas verboten; die Geschlechter müssen dann auch getrennt kochen und essen. Den Häuptern des Dorfes ist der Geschlechtsverkehr untersagt am Vorabend von Dorffesten, den Kriegern, wenn sie einen Zug vorhaben, weil der Geschlechtsverkehr sie den Gefahren zugänglicher machen würde. — Im allgemeinen sind die Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Klans gestattet, doch gibt es Dörfer mit vier Klans, die zwei exogame Hälften bilden.

Die Höhe des Brautpreises richtet sich nach dem Stand und Reichtum der Eltern der Braut. Der Preis wird gewöhnlich in Natur bezahlt; doch kommen auch Fälle vor, in denen der Bewerber die Braut dadurch erwirbt, daß er ihren Eltern dient. Mit der Ehe hängt vielleicht die sonderbare Sitte der Kabuis zusammen, nach der man beim Tode einer verheirateten Frau den Mandu oder „Preis für ihre Gebeine" von dem Manne fordert. Diese Forderung stellt der Vater der Frau oder, wenn er schon gestorben ist, ihr nächster Verwandter. Bei jeder Forderung des Mandu tötet der Forderer ein Schwein,

[1] Hodson, The Naga Tribes of Manipur 74. [2] Ebd. 87.

und der Mandu oder Preis ist auf einen Büffel festgesetzt. Vielleicht ist dieser Mandu nur ein Teil des Brautpreises, der seinerzeit nicht bezahlt wurde und jetzt beim Tode fällig wird. Kein Mandu wird verlangt für Personen, die durch Feinde oder wilde Tiere umgekommen und an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind. Die Erklärung dieser Tatsache ist zweifelhaft. Vielleicht bezweckt sie auch, wie G. Watt[1] glaubt, den Schutz der Frau und der Kinder. Nach Hodson hängt sie mit dem Glauben zusammen, daß die Seelen der in gewöhnlichen Umständen Gestorbenen nach einiger Zeit wiedergeboren und deshalb ihre Gebeine aufbewahrt werden; diejenigen aber, die eines gewaltsamen Todes sterben, haben keine Aussicht auf Wiedergeburt, und deshalb wird jede Verbindung mit ihnen abgebrochen[2].

Polygamie ist bei den Tangkhuls gestattet, doch nicht sehr verbreitet, da besondere Wohnungen für die Frauen errichtet werden müssen und nach herrschender Sitte der älteren Frau größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Bei den Maos, Marams und Kabuis ist die Polygamie sehr selten und wird von der öffentlichen Meinung nicht begünstigt. Merkwürdig ist, daß die Polygamie dort am seltensten vorkommt, wo man noch an der gemeinsamen Halle der ledigen Männer festhält. Die Marrings erschweren die Polygamie, indem sie den Mann bei der zweiten Heirat zu wertvollen Geschenken an die Eltern der ersten Frau verpflichten. Die Witwe darf sich bei den Tangkhuls nach Vollendung der Totenzeremonien wieder verheiraten; zuweilen heiratet sie den jüngeren Bruder ihres verstorbenen Mannes, doch ist sie dazu nicht gezwungen. Bei den Marams kann sie im Hause ihres Mannes bleiben, und hat ein Recht auf Unterhalt, solange sie allein und keusch bleibt. In Yang, einem Dorfe der Maos, ist die Witwe verpflichtet, den Bruder des verstorbenen Mannes zu heiraten; die Bewohner behaupten, diese Sitte habe bei ihnen seit alten Zeiten bestanden. Wo diese Verpflichtung besteht, muß der jüngere Bruder, der sich weigert, die Witwe zu heiraten, eine Strafe bezahlen.

Die Ehe wird als eine dauernde Vereinigung von zwei Personen betrachtet und von dem vorübergehenden Verkehr junger Leute wohl unterschieden. Die Kinder unverheirateter Mädchen läßt man bei einigen Gruppen am Leben, wenn der Vater sie anerkennt, bei andern werden sie einfach im Stiche gelassen. Die Maos strafen diese unehelichen Mütter, während die Marrings den Vater strafen. Es scheint also doch, daß der Geschlechtsverkehr der jungen Leute keineswegs allgemein und völlig schrankenlos ist. Bei den Chirus ist die Ehescheidung verboten, bei den andern Stämmen gestattet, jedoch wegen der damit verbundenen Kosten ziemlich selten. Als ausreichender Scheidungsgrund gilt meist Ehebruch, Unverträglichkeit oder Mißhandlung der Frau. Wenn die Frau die Scheidung beantragt, so muß dem Mann der Brautpreis zurückbezahlt werden; dies geschieht nicht, wenn der Mann die Frau entläßt.

Manche Dörfer besitzen weite, terrassenförmige Ländereien, die einen ungeheuren Aufwand von Arbeit erfordern und, obwohl das Wasser aus weiter

---

[1] The aboriginal Tribes of Manipur, in der Zeitschrift The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XVI (1886) 355.

[2] Hodson a. a. O. 93—94.

Ferne durch Kanäle herbeigeführt werden muß, trefflich bewässert sind. In solchen Dörfern existiert ein sehr detailliertes Gewohnheitsrecht für die Verteilung des Wassers über die Felder. Die einzelnen Felder sind, soweit möglich, mit kleinen Steinen umgeben, die als Grenzmarken dienen. Einige derartige Terrassen hat fast jedes Dorf; in manchen Strichen jedoch, namentlich bei den Kabuis und Marrings, herrscht das sog. Jhumsystem (Rodungssystem) vor. Das Bergland um das Dorf herum ist innerhalb genau bestimmter Grenzen Eigentum des Dorfes. Dieses Gebiet wird in zehn Teile zerlegt, von denen jeder in einem Turnus von zehn Jahren einmal zur Bebauung gelangt. Wo nun ständige Dörfer sind, die dieses Jhumsystem haben, wird das Recht des Privateigentums an dem kultivierten Boden anerkannt, aber unter der Bedingung, daß er nicht an Auswärtige veräußert werde. Fehlen die Erben, so fällt der Boden dem Klan oder dem Dorf anheim[1].

Die wichtigste Form des Eigentums knüpft sich im Nagagebiet an das Dorfbeamtentum, weil in jedem Dorf der Khullakpa (Leiter des Dorfes) das Recht auf besondere Privilegien und Leistungen hat, wie z. B. das Recht auf die Hilfe des Dorfes beim Säen und Ernten, das Recht auf einen Anteil an allem Wild, das auf dem Dorfgebiet erlegt oder gefangen wird. Bei gewöhnlichen Familien der Tangkhuls erhält der älteste Sohn bei der Heirat zwei Drittel vom elterlichen Vermögen, und die Eltern müssen eigentlich das Haus dem Sohne abtreten, wenn sie nicht die Erlaubnis erhalten, darin zu bleiben. Vermögliche Eltern richten schon vor der Heirat des Sohnes eine neue Wohnung für sich ein. Bei der Heirat des zweiten Sohnes kehrt derselbe Prozeß wieder; doch können nach altem Brauch die Eltern, wenn dieser Prozeß mehrmals stattgefunden hat, in das Haus des ältesten Sohnes zurückkehren[2]. Ein Ehepaar, das mehrere Söhne hat, kann infolge dieses Brauches sehr in Not geraten. Vielleicht beruht hierauf die merkwürdige Sitte, einen engen Ring aus Knochen oder Bambus um den penis zu tragen. Dieser Ring wird beim Eintritt in die Pubertät den Knaben angelegt und verursacht in der ersten Zeit große Schmerzen. Sein Zweck ist nach Hodson und andern die Eindämmung des Liebesdranges der Söhne, um so den Augenblick hinauszuschieben, wo der Vater den Söhnen Platz machen muß.

Das Amt des Khullakpa oder Gennabura (d. h. des Mannes, der die Gennas oder Tapus festsetzt) ist wesentlich religiös. Der Khullakpa ist der Priester des Dorfes bei allen religiösen Handlungen, die den Klan als Ganzes betreffen. Er handelt im Namen des Dorfes und ist deshalb mit besondern Tapus umgeben, die seine Wirksamkeit schützen sollen. Nur ein erwachsener Mann in der Vollkraft seiner geistigen und leiblichen Fähigkeiten kann das Amt bekleiden. Das mag der Grund sein, warum bei den Tangkhuls nicht nur der größte Teil des elterlichen Vermögens, sondern auch die Würde des Khullakpa bei der Verheiratung des ältesten Sohnes auf diesen übergeht. Auch in Bezug auf die priesterlichen Funktionen in der Familie tritt bei der Hochzeit der älteste Sohn an die Stelle des Vaters, so daß bei den Tangkhuls die Heirat des Sohnes für die Eltern fast die Rolle spielt, die sonst dem Tode zukommt.

[1] Hodson, The Naga Tribes of Manipur 50—55. [2] Ebd. 99.

Stirbt der Vater vor der Verheiratung des ältesten Sohnes, so erhält dieser von den Immobilien doppelt so viel als die andern Söhne; die Mobilien werden meist gleichmäßig unter den Söhnen verteilt. In einigen Dörfern erhält der Erstgeborne das ganze Grundeigentum, aber mit der Verpflichtung, die jüngeren Söhne zu unterhalten. Frauen erben keine unbeweglichen Güter. Sind keine Söhne vorhanden, so geht die unbewegliche Habe auf die Brüder des Verstorbenen über, die beweglichen Güter dagegen werden unter den Töchtern verteilt. Der älteste Sohn hat auch meist für seine Schwestern zu sorgen, solange sie ledig und keusch bleiben. Es herrschen jedoch in Bezug auf das Erbrecht mancherlei Verschiedenheiten bei den verschiedenen Stämmen oder Dörfern. Bei den Maos z. B. erhält der älteste Sohn einen größeren Anteil am Erbe, aber das Haus bleibt dem jüngsten Sohne vorbehalten [1].

Ein Mord innerhalb desselben Klans scheint äußerst selten vorzukommen. Ermordet jemand ein Glied eines andern Klans oder Dorfes, so entsteht eine Fehde zwischen den beiden Klans oder Dörfern, die mit der Tötung eines Gliedes aus dem Klan oder Dorf des Mörders endet. Zufälliger Totschlag wird bei den Tangkhuls und einigen andern Stämmen mit einer Buße von ein bis sechs Kühen gestraft, bei andern Stämmen mit kürzerer oder längerer Verbannung aus dem Hause oder aus dem Dorfe. Geringere Verletzungen werden einfach durch Wiedervergeltung von seiten des Verletzten gesühnt. Ehebruch wurde früher mit dem Tode des schuldigen Mannes bestraft. Heute muß der Schuldige bei den Tangkhuls eine Buße an den beleidigten Ehemann und das Dorf bezahlen; bei den Maos wird der Ehebrecher aus dem Dorfe vertrieben und sein Vermögen von dem beleidigten Gatten beschlagnahmt. Auch die schuldige Frau wird bestraft. An manchen Orten muß die Familie der Ehebrecherin dem Manne den Brautpreis zurückbezahlen [2]. — Vor der englischen Herrschaft wurde der Diebstahl, wenn der Täter auf frischer Tat ertappt wurde, mit dem Tode bestraft; heute muß der Dieb das Gestohlene wieder erstatten und außerdem eine Buße bezahlen. In einigen Dörfern wird die Entwendung einer Sache aus dem Hause schwerer bestraft als andere Diebstähle. Bei den Quoirengs erhält der Dieb eine Tracht Prügel [3].

Streitigkeiten und Ehescheidungssachen werden vor den Rat der Dorfältesten gebracht und nach altem Herkommen entschieden. Bei schwierigen Fällen und bei Streitigkeiten zwischen mehreren Klans oder Dörfern nimmt man zum Eide seine Zuflucht, der die Angelegenheit definitiv entscheidet. Bei Prozessen über Rechte am Boden und seinen Produkten schwören die Maos bei der Erde, bei Zwistigkeiten über Holz bei der Axt, in schwierigen Fällen, z. B. bei einem Streit zwischen zwei Klans oder Dörfern, ist der Eid bei der Katze notwendig. Bei den Tangkhuls lautet der schwerste Eid: „Wenn ich lüge, so möge ich und meine Familie (oder meine Klan- oder Dorfgenossen) in die Erde versinken und nicht mehr gesehen werden." Andere schwören bei einem Haufen besonders geformter Steine oder bei des Tigers Zähnen oder bei der Gottheit Kamiu oder der Gottheit Kajing Karei, nach dessen Willen, wie die Leute sagen, alles geschieht, über dessen moralische Eigenschaften sie aber schweigen. Die

[1] Ebd. 103. [2] Ebd. 107. [3] Ebd. 108.

Chirus schwören zuweilen bei der Sonne. Auch Ordalien werden angewendet. Handelt es sich um einen Streit zwischen zwei Klans oder Dörfern, so nimmt man zum Wasserordal seine Zuflucht. Die Khullakpas oder die Obmänner der streitenden Parteien müssen sich in einen tiefen Teich stellen und auf ein gegebenes Zeichen gleichzeitig untertauchen. Wer es länger unter dem Wasser aushält, ist der Sieger. Es kommt vor, daß der Khullakpa, der zuerst den Kopf aus dem Wasser steckt, von seinen erzürnten Anhängern durchgeprügelt und gezwungen wird, wieder unterzutauchen. In andern Fällen kommen die Parteien überein, daß derjenige Klan, der zuerst ein Leben verliert, auch den Prozeß verliert [1].

Der früher bei den Nagas allgemeine Gebrauch der Kopfjägerei hängt mit ihren Blutfehden zusammen; denn die Pflicht der Rache galt als unerfüllt, bis die Reihe der Köpfe auf beiden Seiten gleich war. Deshalb war es auch üblich, bei der Versöhnung zweier Dörfer auf der Rückgabe der Köpfe zu bestehen, um dadurch einem Wiederaufleben des Streites zuvorzukommen. Doch hatte diese scheußliche Sitte hauptsächlich in abergläubischen Anschauungen seinen Grund. Ohne den Kopf eines Menschen galt das Begräbnis als unvollständig. Man meinte, der Mensch, dessen Kopf man erbeutet hatte, werde im künftigen Leben der Sklave des Verstorbenen sein. Auch sollte der Kopf den Einfluß böser Geister fernhalten, Glück und Reichtum verschaffen. Früher war erfolgreiche Kopfjagd ein wesentliches Erfordernis zur Ehe. Kein junger Mann konnte eine Frau finden, wenn er nicht einen Kopf erbeutet und dadurch das Recht erlangt hatte, gewisse Abzeichen des vollberechtigten Mannes und Kriegers zu tragen. Zuweilen wurden ganze Kopfjagdpartien unternommen, auf die man sich durch religiöse Zeremonien vorbereitete. Vor und nach der Jagd waren die jungen Krieger genna, mußten getrennt leben und durften mit Frauen nicht nur nicht verkehren, sondern nicht einmal reden [2].

Wenden wir uns zur Religion der Nagas, so ist sicher, daß sie an viele übermenschliche, persönliche Wesen glauben, die Himmel und Erde bevölkern. Außerdem werden sie von blinder Furcht vor unsichtbaren und unbekannten Mächten beherrscht, von denen sie selbst keine Rechenschaft zu geben vermögen. Manche von den unsichtbaren Wesen sind wahrscheinlich nur die Geister der Nichtbegrabenen, die umherschweifen und sich an den Menschen zu rächen suchen. Oft findet man auf Anhöhen sog. lai-pham, Plätze, wo ein lai (Gottheit) wohnt. Hier werden von den Vorbeigehenden Reis, Blätter, Blumen, Münzen, Tabak usw. als Opfergaben für den dort wohnenden lai niedergelegt [3].

Die Schöpfung der Welt wird fast allgemein der Gottheit (Kajing Karei?) zugeschrieben, die das Erdbeben verursacht. Nach den Tangkhuls und Maos war die Welt eine Wasserwüste ohne Hügel und Bäume. Die Gottheit war darunter eingesperrt und machte solch ungeheure Anstrengungen, um herauszugelangen, daß Berge entstanden. Einige Maos glauben, der Himmel sei das männliche Prinzip, die Erde das weibliche und das Erdbeben ihre Vermählung, aus der alle Fruchtbarkeit, das Wachstum der Erde hervorgehe. Viele Nagas wähnen,

[1] Hodson, The Naga Tribes of Manipur 110. [2] Ebd. 115—122.
[3] Ebd. 126.

tief im Innern der Erde oder unter den Bergen wohne eine Hauptgottheit, deren Herz von Zeit zu Zeit von der Angst befallen wird, die Menschen möchten ganz vom Angesicht der Erde verschwunden sein. Deshalb rufen sie beim Erdbeben laut: „Wir leben noch!“ Wie viele andere Völker schreiben sie die Sonnenfinsternis einem Hunde zu, der die Sonne auffrißt [1].

Sie glauben fest an die Verwirklichung der Träume. Die Deutung ungewöhnlicher Träume ist Aufgabe des Zauberdoktors (maiba) oder einer alten weisen Frau. Wer im Traum ein Brett sieht, stirbt bald, wer eine Katze sieht, wird durch einen Tiger umkommen usw. Krankheiten werden als Folge von Verfehlungen, d. h. Verletzungen der Gennaverbote, angesehen und durch Opfer und Zauberei zu heilen gesucht. Der Maiba oder Zauberer tötet ein Huhn und zieht dann die Ursache der Krankheit, einen kleinen Stein, aus dem Leibe des Patienten. Die gewöhnlichen Opfer zur Erlangung der Heilung sind Hunde, Hühner, Eier und Schweine. In der Regel ißt der Kranke selbst nicht von diesen Opfern [2].

Die Ahnenverehrung ist bei den Nagas wenig entwickelt. Hodson kennt keinen andern Fall einer solchen Verehrung, als daß bei den Maos der Mann bei der Gründung einer Familie Steine für seinen Vater errichtet, damit er ihm in der Not helfe. Deshalb ist die Erhaltung der Steine innig mit dem Glück in der Familie verbunden.

Bei den Tangkhuls verehrt man in Krankheiten und Widerwärtigkeiten den Gott Kamiu, den ältesten Sohn des Schöpfers aller Dinge, und es werden ihm auch Opfer dargebracht. Er ist mit einem dicken Stock bewaffnet und hält Gericht über die Übeltäter. Er wird auch angerufen, wenn man ein fremdes Dorf betritt, und man pflückt einen Zweig vom Indigostrauch, mit dem man Ohren und Stirne berührt, um Schutz zu erlangen [3]. Ein wesentlicher Ritus jeder religiösen Verehrung, mag diese nun vom Dorf durch seinen Religionsdiener, den Khullakpa, oder durch Maibas oder durch einzelne Private in Familienangelegenheiten vorgenommen werden, ist eine Genna (Tapu). Die Opfertiere sind fast nur Haustiere.

Der Dorfpriester ist, wie schon angedeutet, der Khullakpa. Das Familienhaupt ist Priester bei jeder rein häuslichen Verehrung. Der Maiba ist eigentlich kein Priester, sondern Zauberdoktor und Wahrsager. Die Würde des Khullakpa ist erblich, nicht aber die des Maiba. Der Khullakpa ist der Leiter des Dorfes bei allen Gelegenheiten, wo eine Genna stattfindet; und da er mit der Macht des ganzen Dorfes betraut ist und in seinem Namen handelt, wird ihm in religiösen Dingen eine höhere Macht zugeschrieben. Er hat auch eine eigene Tracht, die ihn allen kenntlich macht.

Alle Nagas begraben ihre Toten. Die Tankhuls besitzen Familiengrüfte; bei den Kabuis ist das Dorf und seine unmittelbare Umgebung die Totenstätte, und wenn sie aus irgend einem Grunde zeitweilig ihr Dorf verlassen, wünschen sie immer wieder dahin zurückzukehren, da die Begräbnisstätte der Ahnen ihre Geburtsstätte sei. Wenn jemand in der Ferne stirbt, wird wenigstens der Schädel in die Heimat gebracht, und dort begraben. Diejenigen, welche eines gewaltsamen

[1] Ebd. 129. [2] Ebd. 135—137. [3] Ebd. 139.

Todes sterben oder im Kriege umkommen, oder deren Tod als eine Heimsuchung Gottes gilt (Tod durch Schlangenbiß, durch Ertrinken, durch Fallen von einem Baum, durch einen Tiger in Dschungeln, Tod im Kindbett), werden aus religiösen Gründen nicht bei den übrigen begraben. In das Grab werden verschiedene Gegenstände für den Gebrauch und die Bequemlichkeit des Toten in der andern Welt gelegt: Kleider, Speere, Schwerter, ein Schild, ein Trinkgefäß und ein Vorrat von Speise und Trank. Die Tangkhuls begraben mit dem Manne zwei alte, zerrissene Kleider für seinen eigenen Gebrauch und ein neues Kleid als Geschenk für die Gottheit des Himmels. Auch Tabak und eine Pfeife werden ihm mitgegeben. In das Grab einer Frau legt man Speise und Trank, ihren Zopf von falschen Haaren, ihre Kochtöpfe usw. Kommt jemand durch einen Tiger um, so legen sie ihm ein Jagdhorn ins Grab, um auf dem Wege zum Himmel die Tiger zu verscheuchen. Zuweilen wird auch ein Hund getötet, um den Verstorbenen auf der langen Reise zu begleiten. Die reichen Tangkhuls schlachten am Begräbnistage einen Büffel oder wenigstens eine Kuh oder ein Schwein und geben einen Teil davon dem bösen Geist (kameo) und dem Toten als Speisegabe. Auch Bier wird geopfert und ein kleiner Teil davon ausgeschüttet [1].

Die Begräbniszeremonien finden erst dann eigentlich ihr Ende, wenn der Geist des Toten definitiv und für immer zur Ruhe gelangt ist. Zu diesem Zwecke findet eine zweite, sehr komplizierte Feier statt, an der das ganze Dorf teilnimmt, und bei der wieder Opfergaben für den Kameo und den Geist des Toten dargebracht werden.

Die Nagas glauben, daß beim Tode etwas den Leib verläßt. Dieses Etwas wird oft angesehen als ein geflügeltes Insekt, bald als ein Schmetterling, bald als eine Biene. Um diesem Insekt das Entweichen zu ermöglichen, wird im Dach, gerade über dem Bett des Toten, ein Loch gemacht. Ob dieses Insekt identisch ist mit der Seele oder dem Lebensprinzip, will Hodson nicht entscheiden. Sicher scheint zu sein, daß der Geist des Verstorbenen das vollkommene Ebenbild des Menschen ist in dem Zustand, den er beim Tode hatte; er hat alle Narben, Tätowierungen, Verstümmelungen wie früher und auch das gleiche Bedürfnis für Speise und Trank; deshalb werden ihm auch diese Dinge mitgegeben. Nach den Tangkhuls gehen ihre Toten auf einem Pfade über den Kamm des Sirohifurar zum Himmel, dem Reiche der Gottheit Kok-thi-yong oder Kok-thu. Der Ort heißt Ka-zai-ram oder das Land des Zai. Die Himmelsgottheit ist geneigt, alle fernzuhalten. Bei den Toren flattert ein Specht herum, der Typus ruheloser Wachsamkeit. Die schwachen Geister können sich nicht selbst den Weg erzwingen, und deshalb ist es Pflicht der Hinterbliebenen, einen Büffel für das Begräbnisfest herbeizuschaffen, damit sein mächtiger Geist die massiven Tore öffnen könne. Ein Schwein zu schlachten, würde nicht genügen. Deshalb wartet am Himmelstor immer eine Schar von Geistern, deren lebende Verwandte zu arm oder zu selbstsüchtig waren, um einen Büffel zu schlachten, auf die Ankunft des Geistes eines reichen Mannes. Die Gottheit richtet sie alle. Sobald ein Geist am Eingang ihres großen Hauses

[1] Hodson, The Naga Tribes of Manipur 149—150.

erscheint, findet er sie dort sitzend, und ihre erste Aufgabe ist, sich nach der Art des Gefolges zu erkundigen, das der Geist mit sich bringt. Es gibt zwei Arten davon. Wer ein Dieb gewesen ist, wird alle gestohlenen Dinge im Gefolge haben, jeder andere dagegen alle die Tiere, die er durch rechtmäßige Jagd erworben hat. Da die Tangkhulfrauen nicht jagen, so ist schwer zu sagen, wie Kokto das schwächere Geschlecht unterscheidet. Doch er richtet sie alle, und nachdem er sich die besten mitgebrachten Kleider angeeignet, verurteilt er die Diebe, auf der Straße zur Linken zu gehen, wo sich Würmer und andere schreckliche Dinge finden, der ehrliche Geist dagegen wendet sich zur Rechten und folgt einer reinen Straße. Es scheint aber, daß diese guten und bösen Geister am Rande eines Flusses sich wieder begegnen. Hier treffen sie ihre Verfügung über die mitgebrachten Gaben, schenken einige denen, die noch nicht vom Dorfe fortgegangen sind, andere werfen sie über den Fluß denen zu, die auf dem jenseitigen Ufer sind [1].

In Jessami sagte man zu Hodson: Die Guten gehen in den Himmel droben, die Bösen aber werden in einer Wohnung unter der Erde eingesperrt. „Was genau Gutheit und Schlechtheit sei, wurde mir nicht erklärt." Es scheint uns doch naiv zu sein, von so ungebildeten Leuten eine derartige Erklärung zu erwarten. Wie viele, selbst gebildete Europäer, würden zu einer solchen Erklärung im stande sein? Da übrigens die Nagas den Dieb zu den schlechten Menschen zählen, so wird auch wohl der Mörder, Ehebrecher, Meineidige usw. zur selben Kategorie gehören.

Die Maos glauben an einen Gott mit Namen Pekujikhe, mit dem der Geist einen Kampf bestehen muß; denn er kann nur mit Gewalt den Himmel erobern. Zu diesem Zwecke werden zwei Speere ins Grab gelegt; gelingt es dem Geist, den Gott zu verwunden, so geht es ihm gut, sonst wird er für immer zum Sklaven gemacht. Außerdem gibt es noch einen Gott, der die Geister scheidet, einige nach ihrem Verdienst, andere nach der Art ihres Todes. Im Himmel der Nagas sind viele Abteilungen; in eine kommen die in der Schlacht Gefallenen, in eine andere die, welche im Leben ihre Ohren gespalten haben, in eine dritte die Frauen, die bei der Niederkunft gestorben sind. Nach den Quoirengs kommen die Toten erst nach dem jährlichen Totenfest in den Himmel, der im Nordosten liegt. Das Leben im Himmel ist nur eine Fortsetzung des irdischen Lebens, die Reichen bleiben dort reich und die Armen arm. Einige glauben, daß die Toten im Jenseits mehrmals leben, sterben und wieder geboren, schließlich aber in Wolken verwandelt wurden; andere sagen, nur die Guten würden wiedergeboren, die Diebe aber in Tiere verwandelt. So dunkel diese Ideen über das zukünftige Leben sein mögen, so ergibt sich doch aus dem Angeführten, daß sie eine Ahnung von einer Scheidung von Guten und Bösen und einer jenseitigen Vergeltung haben.

Über die Religion der Kabuis (Kapuis), die er Kaupuis nennt, schreibt der schon erwähnte G. Watt [2]: „Die Kaupuis glauben an ein höchstes

[1] Ebd. 160—161.

[2] The aboriginal Tribes of Manipur, im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XVI (1886) 356.

Wesen, das wohlwollend ist. Diese Gottheit ist der Schöpfer aller Dinge. Sie haben eine dunkle Idee von einem zukünftigen Leben." Auch Hodson[1] bezeugt diesen Glauben der Kabuis an das zukünftige Leben und an die Scheidung der Guten und Bösen, aber er behauptet, die Bösen würden nach ihrer Meinung schließlich vernichtet werden. Watt sagt davon nichts. Hodson beruft sich für seine Behauptung auf die Autorität eines gewissen Brown[2]. Wir sind nicht im stande, dieselbe zu kontrollieren. Nach den Maos werden diejenigen Geister, denen es am Himmelstor schlecht ergeht, für immer zu Sklaven gemacht. Watt sagt von den Kabuis: „Ein ermordeter Mann begegnet in der nächsten Welt seinem Mörder und macht ihn zu seinem Sklaven." Wenn aber der Ermordete als guter Mensch ewig lebt, wird wohl auch sein Sklave am Leben bleiben.

Noch ein Wort über die wiederholt erwähnten Gennas. Genna heißt einfach „verboten", ähnlich wie tapu. Der Ausdruck wird zunächst für die zahlreichen teils ständigen teils zeitweiligen, teils periodischen teils gelegentlichen Verbote gebraucht, die einen hervorragenden Bestandteil der Stammesgesetze der Nagas ausmachen. Das Wort wurde aber dann auf die Gelegenheiten oder Festlichkeiten ausgedehnt, bei denen diese Gennas in Kraft treten. Die Gennas sind religiöser Natur, und ihre Übertretung würde die Strafe der überirdischen Mächte nach sich ziehen. Viele betreffen das ganze Dorf, so z. B. mehrere Erntegennas, Gennas, um Regen zu erlangen oder ansteckende Krankheiten abzuwenden. Auch bei Erdbeben und Mondfinsternissen werden vom ganzen Dorfe Gennas veranstaltet. Bei vielen Gennas werden Fasten beobachtet, Opfer und Gebete dargebracht, muß der Geschlechtsverkehr und müssen viele gewöhnliche Arbeiten unterbleiben usw. In fast allen Dörfern wird jährlich einmal, in einigen bei jedem Todesfall ein Genna für den Verstorbenen abgehalten. Die Totengennas werden nur für die jüngst Verstorbenen veranstaltet, deren Charakter nicht darauf schließen läßt, daß sie gesündigt haben und deshalb vom Vorrecht der Wiedergeburt im Jenseits ausgeschlossen sind[3]. Es gibt auch Gennas, bei denen für einen oder mehrere Tage das ganze Dorf abgeschlossen wird, so daß niemand während dieser Zeit das Dorf betreten oder verlassen darf, ohne sich der Todesgefahr auszusetzen. Außer den Dorfgennas gibt es auch Gennas, die bloß einen Klan oder eine einzelne Familie oder auch einzelne Individuen treffen. Die Gennas scheinen ursprünglich nur die Tapus gewesen zu sein, die sich allmählich zu einem ganzen System religiöser Observanzen erweitert haben.

Hodson untersucht noch die Frage, ob bei den Nagas Totems vorkommen, wie Frazer[4] und andere vermuteten, und er kommt zum Schlusse, daß keine Beweise für solche Totems vorhanden sind[5].

---

[1] The Naga Tribes of Manipur 164.
[2] Selections from the Records of the Government of India (1870).
[3] Hodson a. a. O. 173. [4] Totemism and Exogamy II (1910) 327.
[5] Hodson a. a. O. 195 ff.

2. Die Chins (Tschins).

Das Gebiet von Arakan in Britisch-Birma beherbergt verschiedene wilde Stämme, die bis in die neueste Zeit der englischen Herrschaft nicht geringe Schwierigkeiten machten. Zu diesen wilden Bergvölkern gehören auch die Chins, die an einem Nebenfluß des Koladan (Kuladan) wohnen und deren Sitten uns der Benediktinermissionär Amandolini kurz beschrieben hat[1].

Die Chins bauen ihre Häuser wie Taubenschläge auf etwa zehn Fuß hohen Pfeilern zum Schutz gegen Überschwemmung und wilde Tiere. Stiegen gibt es keine; an einem der Pfeiler sind einige Einschnitte angebracht, auf die man den Fuß stützen kann, und auf diesen klettern sie wie Eichhörnchen in ihre luftige Behausung. Der Boden des Hauses besteht aus einem durchsichtigen Bambusgeflecht.

Diese Eingebornen führen ein sehr frugales Leben. Sie pflanzen nur so viel Reis, als für den Jahresbedarf ausreicht; aus diesem Reis bereiten sie auch eine Art Bier (Kung), das, in größerer Quantität genossen, berauscht. Das Tätowieren ist allgemein Sitte. Selbst die Frauen unterziehen sich in ihrer Jugend dieser schmerzlichen Operation und sind nicht wenig stolz auf die bizarren Figuren und Striche, durch die sie sich entstellen.

Über die Religion der Chins schreibt der Missionär Saint-Guily[2]: „Die heutige Religion der Chins ist der reine Fetischismus. Sie glauben nur an böse Geister. Dem Teufel werden Opfer dargebracht, um ihn den Personen und Wohnungen günstig zu stimmen. Alle widrigen Ereignisse: Epidemien, Krankheiten der Menschen und Tiere, werden dem Einfluß des Dämons zugeschrieben. Befällt ein Glied der Familie eine Krankheit, so hat sich ein böser Geist in seinem Leib einquartiert. Man ruft den Opferer, der ein Huhn oder ein Schwein schlachtet, dem Dämon darbringt und ihm befiehlt, den Leib des Kranken und das Haus zu verlassen. Dann wird das Opfer von der Familie gegessen. Zuweilen werden auch Opfer dargebracht, um vermeintliche Besuche des Teufels abzuwehren. Für die Darbringung dieses Opfers hat jede heidnische Familie einen kleinen, allerdings sehr schmutzigen Altar, der für diese Zeremonien reserviert ist. In jedem Dorfe befindet sich auch ein besonderes Haus, das man den großen Altar des Dämons nennt und wo man bei feierlichen Gelegenheiten Opfer darbringt."

Bei den Chins dürfen nur bestimmte Individuen die Opfer darbringen; es sind gewöhnliche Bauern, die sich von den andern Leuten nur dadurch unterscheiden, daß sie die vorgeschriebenen Gebete auswendig wissen und die zu beobachtenden Zeremonien kennen. „Die meisten Opferer kennen nur die Beschwörungsformeln gegen den Dämon; einige aber, die besser unterrichtet sind, versichern, daß eine gute Anzahl von Gebeten, die sie verrichten, sich nicht an den Dämon, sondern an den allmächtigen und ewigen Gott richtet. Man müßte also schließen, daß die Ahnen der Chins an die Einheit Gottes glaubten und daß sie ihn anbeteten. Da aber niemand da war, der diesen

[1] Vgl. Missions catholiques 1884, 468.
[2] Annales de la Société des Missions Étrangères, 4. Jahrg. (1901), 206.

Glauben in den Seelen unterhielt, so muß er wohl bei der Masse des Volkes verschwunden sein, um dem Fetischismus Platz zu machen, was die natürliche Folge der Unwissenheit ist. Ich habe keinen von diesen unterrichteten Opferern gefunden, aber einer unserer Christen, der sich bei ihnen einige Zeit dem Erlernen der Gebete gewidmet, versichert, daß solche existieren."

Da die besser unterrichteten Opferer aus ihren Gebeten kein Geheimnis machen, so darf man wohl schließen, daß auch aus dem Volke viele eine dunkle Idee von einem höchsten Wesen haben. Der schon erwähnte Missionär Amandolini steht denn auch nicht an zu sagen[1]:

„Man kann mit Gewißheit behaupten, daß die Chins den Begriff eines höchsten Wesens haben. Allein all ihr religiöser Kult besteht in der Anbetung und den Opfern, welche den die Berge, Flüsse, Bäume und Abgründe bewohnenden Geistern dargebracht werden, von denen man annimmt, daß sie die Macht haben, die Menschen vor allen Übeln des Lebens zu bewahren und ihnen alle irdischen Güter zu gewähren. Sie glauben an ein zukünftiges Leben und an die Seelenwanderung. Nach dem Tode werden, wie sie glauben, die Guten ein ewiges Glück genießen, das in Gutessen und -trinken besteht. Die Bösen dagegen werden in dunkle Höhlen kommen, wo die Eingeweide der verschiedenartigsten Tiere gesammelt sind. In ihrem verzehrenden Hunger strecken sie blindlings die Hände aus und greifen die einen nach diesen, die andern nach jenen Eingeweiden und werden nun in die Tiere verwandelt, deren Eingeweide sie verschlungen haben. Die Schlimmsten von allen aber werden nicht einmal diese Genugtuung haben und — Nachtfalter werden."

Die Chins von Oberbirma haben auch eine Überlieferung über die Sündflut. Vor Hunderten von Jahren, erzählen sie, fiel auf der ganzen Erde ein strömender Regen, der die ganze Erdoberfläche mit Ausnahme der höchsten Bergspitzen bedeckte. Als die Wolken verschwanden, brannte die Sonne so heftig, daß alle die, welche der Sündflut entronnen waren, umkamen mit Ausnahme eines jungen Knaben und seiner Schwester. Diese waren auf einen Berg gestiegen und hatten sich in einem ungeheuern irdenen Krug versteckt. Als die Fluten stiegen, fing der Krug an zu schwimmen, und so wurden sie nicht nur aus der Flut gerettet, sondern auch gegen die glühenden Sonnenstrahlen geschützt. Von diesem Paare stammen alle Völker ab. — Die Chins erzählen auch von einem Turm, den ein übermütiger und stolz gewordener Stamm aus Holzklötzen erbaute, um das Land der Nats (himmlischen Geister) zu erobern. Schon erreichte der Turm eine sehr große Höhe, da ergrimmten die Nats und stürzten ihn durch einen gewaltigen Sturm um. Auf der Spitze des Turmes befanden sich im Augenblick der Katastrophe viele Menschen. Diese wurden beim Sturz des Turmes nicht getötet, sondern über Berge und Flüsse in weite Ferne geschleudert, wo sie sich niederließen, Dörfer bauten und einen neuen Stamm gründeten[2].

Ihre Eide legen die Chins mit großer Feierlichkeit ab. Die, welche sich durch ein feierliches Versprechen binden wollen, suchen einen Fluß auf, tauchen

[1] Missions catholiques 1884, 468.
[2] Annales de la Société des Missions Étrangères, 4. Jahrg. (1901), 208.

eine Lanze, ein Schwert, einen Tigerzahn, einen Krokodilzahn und eine Axt hinein. Dann trinken die Kontrahenten einen Schluck von diesem Wasser, indem sie die Geister beschwören, mit dem Tode den oder die zu strafen, welche den Eid brechen sollten[1].

Polygamie scheint allgemein gestattet zu sein. Eine religiöse Feier findet bei der Ehe nicht statt. Die Verwandtschaft wird nach der weiblichen Linie berechnet, und deshalb darf ein junger Chin wohl die Tochter des Bruders der Mutter, aber nie die Tochter der Schwester des Vaters oder der Mutter heiraten. Der jüngere Bruder ist verpflichtet, die Witwe seines älteren Bruders zu heiraten. Ehebruch soll selten vorkommen. Die Ehescheidung ist unbekannt. Entläuft eine Frau, so wird sie aufgesucht und heimgebracht und ihr Verführer getötet[2]. Die Chins begraben ihre Toten und sie halten viel darauf, die Verstorbenen in der Heimat bei den Gräbern der Ahnen zu beerdigen.

3. Die Karenen.

Die Karenen werden auch Karians oder Karén genannt; sie nennen sich selbst Kayas. Sie bilden einen nicht unbedeutenden Teil der Bevölkerung Birmas und leben unter den Talaings (Mon), den Schans und den eigentlichen Birmanen zerstreut von der chinesischen Grenze bis zum Golf von Bengalen und von den Bergen Arakans bis zu den Ufern des Menam. Doch sind die Berge des Pegu und die Bergkette zwischen den Flüssen Salwen und Sittang ihre Hauptsitze. Dort bewohnen sie das Land fast ausschließlich. Man unterscheidet dreißig verschiedene Karenenstämme; zu den nördlichen Stämmen gehören die roten Karenen (Talih), so genannt von dem Schellack, mit dem sie ihre Kleider färben, die Bres, Manos, die weißen Karenen. Zu den südlichen die Sgaus, die Pwos, Dwos, Taungthus, Miesos, Miekins usw. Manche davon, z. B. die Miekins, haben den Buddhismus angenommen. Die folgenden Schilderungen beziehen sich hauptsächlich auf die Miesos-Karenen, über die uns ausführliche Berichte von Missionären schon aus dem Jahre 1847 vorliegen[3]. Diese Berichte stimmen ganz überein mit denen, die der Missionär Bringaud 40 und 60 Jahre später — nach einem Aufenthalt von mehr als 20 Jahren bei den Karenen — veröffentlicht hat[4].

Die Karenen, schreiben die Missionäre, lieben die Einsamkeit; sie haben weder Städte noch Dörfer; sie leben in Gruppen von vier bis fünf Familien, ja oft lebt eine Familie ganz getrennt. Sie bauen ihre Hütten in der Tiefe des Waldes, immer am Ufer eines Flusses oder Baches und meist sehr unsolid, da sie schon nach einem Jahre weiterziehen. Ringsherum haut der Karene ein Stück Wald um, verbrennt das Holz und streut dann den Reissamen hinein, der ihm seinen Unterhalt liefert. Ist die Ernte mit Mühe eingebracht, so zieht er an einen andern passenden Ort. Er nimmt alle Vorräte mit, baut eine

[1] Missions catholiques 1884, 468.
[2] Vgl. Encyclopedia of Religion and Ethics III, Edinburgh 1910, 33.
[3] Vgl. Annales de la propagation de la foi XX 411 ff; XXXVIII 13 ff.
[4] Vgl. Missions catholiques XXVIII (1888) 283 ff. Man vgl. noch ebd. XLI (1909) 142 ff.

neue Hütte und macht ein Feld urbar. Man kann sich kaum einen Begriff von den Mühen dieser armen Leute machen. Männer, Weiber und Kinder arbeiten rüstig und mit unvergleichlicher Ausdauer. Dazu kommt, daß sie wenig substantielle Nahrung haben. Der Hauptsache nach besteht ihre Nahrung in Reis mit einigen Ignamen und etwas Pfeffer und Salz. Deshalb altern sie frühzeitig, und besonders die Männer zeigen eine müde und gedrückte Haltung, die einen lebhaften Kontrast bildet gegen die edle und leichte Haltung der Birmanen. „Indessen dieses frugale und arbeitsame Leben und diese oft vollständige Absonderung inmitten der einsamen Wälder erzeugt eine große Reinheit der Sitten und eine wahrhaft patriarchalische Einfachheit. Man gewahrt auf der Stirn der Jugend eine Reinheit und Bescheidenheit, die schöne und unschuldige Seelen verraten; so viel Geradheit und Offenheit scheinen sich mit einem verdorbenen Herzen nicht zu vertragen. Das beweist auch ihr so dezentes Verhalten.“ [1]

Wie alle Völker Birmas sind die Karenen sehr gastfreundlich. Sie fühlen sich, schreibt der Missionär, geehrt und sehr glücklich, uns in ihrer armseligen Hütte aufnehmen zu können. Wollte man einer Familie nach einem Aufenthalt von drei oder vier Tage bei ihr eine Kränkung bereiten, so brauchte man ihr nur eine Entschädigung anzubieten. Diese Wilden sind sehr höflich gegen uns und immer dienstfertig; sie begreifen sehr wohl, daß wir Priester sind und achten uns als solche[2]. Anfänglich befürchteten wir, daß die Trunksucht dem Evangelium ein großes Hindernis entgegenstellen werde. Heute, schreibt ein Missionär im Jahre 1847, besteht diese Schwierigkeit nicht mehr, denn in diesem Jahre hatten wir in unserem Stamm nur einen einzigen Fall vollständiger Betrunkenheit und drei oder vier Fälle, wo einige stark angeheitert waren. Man muß nämlich wissen, daß sie sowohl bei einem Todesfall als bei einer Heirat übermäßig zu trinken pflegen. Sind sie einmal angeheitert, so schlagen sie sich mit Händen und Füßen, stürzen sich aufeinander und werfen einander um, ohne dabei in Zorn zu geraten. Ich kenne einen, der fünf Tage infolge der bei einer Schlägerei empfangenen Wunden bettlägerig war, und einen andern, dem sein Bruder mit einem Feuerbrand das Gesicht verbrannt hatte. Überall, wo die Zivilisierten noch nicht hingedrungen, sind die Karenen einfach, sanft, unfähig zu betrügen und kennen nur die Ungerechtigkeiten, die sie von den Birmanen zu erdulden haben; doch gibt es leider Ausnahmen von diesem Charakter, hauptsächlich infolge der Berührung mit Fremden.

Über die Religion der Mieſos schreibt der Missionär M. Plaisant im Jahre 1847[3]: „Es gibt, so glauben sie, ein unerschaffenes, allmäch-

---

[1] Annales de la propagation de la foi XX 412. [2] Ebd. 413.

[3] Ebd. 419 ff. Fr. v. Hellwald (Naturgeschichte des Menschen II 492) schreibt von den Karenen: „Der höheren religiösen Begriffe entbehren sie vollständig. Fragt man sie nach übersinnlichen Dingen, etwa nach ihren Vorstellungen über eine Fortdauer nach dem Tode, so antworten sie: ‚Davon wissen wir nichts, denken auch nicht daran; wir wissen nur, daß wir auf die Welt kommen und wieder hinausgehen müssen, und da es auf der Welt so schön ist, wird es wohl auch hernach gut sein.‘“ Man vergleiche mit dieser Behauptung das, was uns die Missionäre nach zwanzigjährigem Aufenthalt berichten!

tiges, höchst vollkommenes und gutes Wesen, das an allen Orten gegenwärtig ist, aber in besonderer Weise im oberen Himmel wohnt. Dieses Wesen hat den Himmel, die Erde und alles, was darin ist, geschaffen, seine Vorsehung leitet und erhält alles. Sein Name ist Phu-Ke-re, d. h. Ahne, Alter, allmächtig. Die Karenen bezeichnen ihn noch mit andern Namen, die seine verschiedenen Eigenschaften und besonders seine Ewigkeit und sein Alter ausdrücken, denn das Wort Phu bildet immer einen Bestandteil desselben. Außer diesen gewöhnlichen Namen hat die Gottheit bei ihnen noch einen ‚großen Namen', wie sie sich ausdrücken, einen unaussprechlichen und nicht mitteilbaren Namen, wie bei den Juden, und was am auffälligsten ist, dieser große Name ist derselbe wie Jehowa, nur wird er wie Jova ausgesprochen. Nach ihrer Erklärung bedeutet dieses heilige Wort: ewig, und sie übersetzen es mit dem birmanischen Thaüra. Vor der Ankunft der Anabaptisten wagten sie nur bei ganz feierlichen Anlässen diesen Namen auszusprechen. Die Eltern schärften den Kindern ein, sie sollten außerhalb dieser Gelegenheiten den Namen nicht gebrauchen, weil es eine große Sünde sei, denselben im gewöhnlichen Verkehr auszusprechen. Seitdem die Anabaptisten diesen Namen durch ihre Bücher und Predigten verbreitet haben, macht sich niemand mehr einen Skrupel daraus, ihn mit Vermeidung der gewöhnlichen Namen auszusprechen." [1]

Mit den obigen Angaben stimmt ganz überein, was der protestantische Missionär Croß von den Karenenstämmen der Sgaus und Pwos berichtet: „Gott, den sie als ein allmächtiges und allgegenwärtiges Geistwesen denken, nennen sie in ihrer Sprache J'wah, was sehr an das hebräische Jehovah gemahnt, mit welchem sie auch ursprünglich den gleichen Grundbegriff verbinden, nämlich den der ewig gegenwärtigen Seinsweise Gottes, wie wir bei Mose (2, 3, 14) durch Gott selber ausgedrückt finden: Ich bin, der ich bin. Zugleich begleitet sie die gleiche religiöse Scheu, diesen hohen Namen auszusprechen, ja eine ihrer Traditionen enthält ausdrücklich das Gebot: ‚Nenne den Namen J'wahs nicht.' Neben J'wah läuft der Name H'tu her, der ebenfalls die Ewigkeit Gottes bezeichnet. Was seine weiteren Eigenschaften betrifft, so sagen sie: ‚Gott ist unveränderlich, ewig, existierend im Anfang. Sein Leben ist ohne Ende. . . . Er ist der Krankheit, dem Tode nicht unterworfen. . . . Er hat eine vollkommene Erkenntnis aller Dinge bis heute. Er sieht alles, und vor ihm können wir uns nicht verbergen. Er ist nicht fern von uns, er ist mitten unter uns. Die Erde ist sein Fußschemel, der Himmel sein Sitz. J'wah ist unser Herr, der Himmel und Erde schuf und alles, was darinnen ist. Wir nennen ihn auch K'tsa J'wa (Herr Gott).'" [2] Der katholische Missionär Mignot schreibt von Südbirma [3]: „Die Ideen der Karians von Gott, dem ewigen Wesen, dem höchsten Herrn, dem obersten Vergelter, dem Schöpfer des Sichtbaren und Unsichtbaren, sind ganz auffallend. Meine geschichtlichen Erinnerungen

[1] Annales de la propagation de la foi XX 420.

[2] Vgl. Allgem. Missionszeitschrift VI (1879) 57. Man vgl. das. S. 57—58 die Erzählung der Karenen über die Erschaffung des ersten Elternpaares, den Sündenfall infolge der Verführung durch einen bösen Geist usw., die auffallend an die biblischen Berichte erinnern.

[3] Missions catholiques 1909, 142.

zeigen mir kein anderes heidnisches Volk, das eine so klare und präzise Gotteslehre hat. Gott heißt Yua (Jua). Yua schuf den ersten Vater und die erste Mutter: Ada und Ju. Der Teufel versuchte Ju, und diese aß von der verbotenen Frucht und verleitete Ada ebenfalls dazu, und so kam Elend und Tod in die Welt" usw. Mignot meint, die Karenen seien verwandt mit den Mongolen, mit denen sie in den religiösen Ideen übereinstimmen. Es sei aber bekannt, daß nestorianische Missionäre nach den Berichten Marco Polos schon früh nach der Mongolei und China kamen und dort christliche Ideen verbreiteten.

„Jova oder Kaxa Jova, der ewige Herr, hat einen Sohn mit Namen Kaxa Klau, d. h. Herr, der sich mit guten Werken beschäftigt. Dieser Sohn hatte als Mutter Phi-naula. Man betrachtet ihn als den Erlöser des Menschengeschlechtes, nicht als ob er die Menschen tatsächlich von der Tyrannei des Dämons und der Sünde befreit, wohl aber in dem Sinn, daß er durch seine mit Wundern bestätigte Predigt eine große Zahl von Menschen auf den Weg des Heiles geführt habe. Nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte, starb Kaxa Klau; aber es scheint, daß er wieder auferstand, denn alle kommen darin überein, daß er im Westen verschwunden sei. Einige glauben, er habe sich auf einem europäischen Schiffe entfernt. Daher stammt vielleicht die andere Überlieferung, die ein Greis erzählte, daß von dieser selben Seite Fremde kommen würden, um ihnen eine vollständigere Religion zu verkünden." [1]

„Jeder Mensch wird nach seinem Tode von dem Herrscher der Unterwelt gerichtet und dann an diesem Ort der Strafen zurückgehalten oder in den Himmel geschickt, je nach seinen Werken. Sowohl die Belohnungen als die Strafen des andern Lebens sind ewig. Vor dem Ende der Welt werden zuerst Mond und Sterne zerstört werden. Dagegen wird es zwei Sonnen geben, die so um die Erden kreisen, daß eine immer über dem Horizont steht. Aus diesem beständigen Tag wird eine solche Hitze entstehen, daß die Erde in Brand gerät, Flüsse und Meer austrocknen. Dann wird alles sterben. Aber vor diesem Brand wird Jova kommen und selbst die Guten von den Bösen trennen." [2]

Die Missionäre wunderten sich, neben einem buddhistischen Fatalismus einen so reinen Gottesbegriff und den biblischen Namen Gottes zu finden. Als sie zuerst den Namen Jova hörten, trauten sie ihren Ohren kaum und dachten, sie hätten ihn von den Anabaptisten gelernt. Aber sie kamen bald zur Gewißheit, daß dem nicht so sei. Wie die Eingebornen zu diesem Namen und zu diesen religiösen, vielfach an christliche Wahrheiten erinnernden Anschauungen kamen, konnten die Missionäre nicht ermitteln.

„Außer dem Privatkult, den die Karenen dem Kaxa Jova durch ihre täglichen Gebete erweisen, haben sie auch einen öffentlichen Kult. Beim Neumond und beim Vollmond versammeln sie sich in ihren Bu-do (Tempeln), wo man keine Idole und kein menschliches Bild findet. Im Hintergrund des Heiligtums sieht man einen mit weißem Tuch bedeckten Altar, der mit Kerzen geschmückt ist, die man während des Opfers anzündet. Die Versammlung wird von zwei

[1] Annales de la propagation de la foi XX 420—421.
[2] Ebd. 421; vgl. noch Missions catholiques XLI (1909) 142.

alten Leuten, einem Mann und einer Frau, geleitet. Diese müssen einen guten Ruf haben und mehr als die andern den Werken der Frömmigkeit, dem Gebete und dem Lobe Jovas obliegen. Sie wohnen gewöhnlich im Tempel und tragen beständig ein weißes Kleid als Symbol der Reinheit, welche ihre Seele schmücken soll. Wenn alle versammelt sind und bevor man in den Tempel geht, nimmt der alte Mann (Bu-Kho) einen Strauß aus drei verschiedenartigen Baumzweigen, taucht denselben in das Wasser, das er vorher auf dem Altare durch verschiedene Exorzismen gesegnet hat, und besprengt damit das Volk mit den Worten: ‚Möge alles Unreine und Schädliche von uns fernbleiben und nichts Böses uns bedrohen und folgen.' Nach dieser Besprengung, die auch in den Privathäusern mit demselben Wasser vorgenommen wird, zieht die Versammlung in das Heiligtum, und das Opfer beginnt; dasselbe besteht in einer Tasse Reis, einer Tasse Wasser, etwas Betel und Palme und wird durch die Hände des Bu-Kho dargebracht, der dabei spricht: ‚Der allmächtige, höchste, sehr große, gute und ausgezeichnete Herr leuchtet in einem hinreißendem Glanz. Er ist in allem vollkommen. Er hat den Himmel, die Erde, die Sonne, den Mond, das Wasser, das Feuer, den Reis geschaffen. Er hat geschaffen unsern ersten Vater und unsere erste Mutter, er hat geschaffen die Früchte und die Blätter, das Bittere und das Süße, die Vögel, die Amphibien, die Fische, die Vierfüßler und alles, was uns ernähren kann. O Herr, deine Wohltaten sind ohne Maß. O Herr, wir sind nicht im stande, dir dafür würdig zu danken. Wir beten dich an, Herr, erbarme dich unser, hilf uns; wir vermögen uns nicht selbst zu bewachen, behüte uns, Herr! Bewahre uns vor der Wärme, bewahre uns vor der Kälte, bewahre uns vor der Bosheit, vor der Sünde; Herr, erbarme dich unser, laß deine wohltätige Kraft auf uns herabsteigen, gib uns Gesundheit, gewähre uns eine reiche Ernte; gib, daß wir im Frieden schlafen, Herr!'

‚Beten wir den Herrn an, indem wir die zehn Finger der Hände miteinander verbinden.' Diese letzten Worte bilden den Schluß fast aller ihrer öffentlichen Gebete. Nach diesem Anfang stimmt die Versammlung verschiedene monotone und melancholische Gesänge zum Lobe Jovas an." [1]

Vor der englischen Herrschaft hielten die Karenen ihre religiösen Versammlungen im geheimen ab aus Furcht vor den Birmanen, die sie verfolgten, wenn sie einen andern Gott anbeteten als Gotama. Wiederholt wurden die Karenen geschlagen und mit schweren Geldbußen belegt, weil sie ihre Religion nicht abschwören wollten. Seit der Ankunft der Engländer sind diese religösen Zusammenkünfte bei den Karenen an der Meeresküste fast außer Gebrauch gekommen. Ohne ihre dogmatischen Überlieferungen aufzugeben, haben die meisten im Umgang mit den Birmanen deren abergläubische Gebräuche und Ansichten angenommen. J. B. Bringaud, der über 20 Jahre bei den Karenen gelebt, hat uns ihre Sitten und Gebräuche eingehend beschrieben [2]. Er bestätigt alles, was die früheren Missionäre über den reinen Gottesbegriff der Karenen sagen, und ergänzt deren Berichte. Die Karenen leben in beständiger Angst vor dem Tode, und aus dieser Angst gehen die abergläubischen Zeremonien

[1] Annales de la propagation de la foi XX 423.
[2] Missions catholiques XXVIII (1896) 510 ff 521 ff.

und Gebräuche hervor, mit denen sie sich gegen den Tod zu schützen suchen. Kommt jemand zum Sterben, so ziehen sich die Schwachherzigen zurück, und die Kinder werden versteckt, damit der Tha, d. h. der Schatten des Verstorbenen, sie nicht mit sich nehme. Um der Seele den Hingang zu erleichtern, macht man im Dache eine Öffnung, wo sie durchziehen kann, wenn sie nicht durch Tür oder Fenster entfliehen will. Die Karenen glauben nicht nur an die Unsterblichkeit der Seelen, sondern erwarten auch die Auferstehung des Leibes von den Toten. Sie glauben, daß jene Menschen, die ohne schwere Schuld auf dem Herzen aus dem Leben scheiden, auf die Erde zurückkehren und in einem neuen Leib das Leben wieder beginnen können. Doch muß die Seele vor dieser zweiten Geburt mit dem Schöpfer einen Vertrag abschließen, und die so übernommene Pflicht ist unabänderlich.

Einst, sagen die Karenen, starb niemand im Land; als aber die Menschen Gott, ihren größten Wohltäter, verließen und dem Teufel Gehör schenkten, wurden sie dem Tode unterworfen. Voll Reue riefen sie nun zu Gott um Erbarmen. Der Herr hatte Mitleid und gab ihnen ein Mittel, um vom Tode wieder aufzustehen. Dieses Mittel bestand darin, daß man die Leiche in Bananenblätter einwickelte. Waren dieselben gelb geworden, so kam der Tote am siebten Tage wieder zum Leben. Allein dem neidischen Teufel Mubrauli gelang es, sie abermals zu täuschen. Er überredete sie, die Toten in einem Loch zu begraben, dann würden sie am dritten Tag wie aus einem Traum erwachen. Die Leute glaubten dem Verführer und taten, wie er gesagt hatte, und seit der Zeit stehen die Toten nicht mehr auf[1].

Das Begräbnis sollte nach alter Sitte erst am siebten Tage nach dem Tode stattfinden. Allein diese Sitte wird fast nur dann beobachtet, wenn jemand nach der Ernte im Februar oder März oder vor der Regenzeit stirbt. In den meisten Fällen wartet man einen günstigen Zeitpunkt ab, um inzwischen alle Glieder der Familie zu versammeln und das Begräbnis mit größerem Pomp zu begehen. Man bestattet also vorläufig die Leiche fast ohne Zeremonie an einem gemeinsamen Begräbnisplatz. Das Grab ist nur etwa drei bis vier Fuß tief und wird zum Schutze gegen Hunde und Schweine mit Reisig und Dornen bedeckt. Infolgedavon verbreiten die Leichen einen widerwärtigen und gesundheitsschädlichen Geruch. Zuweilen wird die Leiche gleich verbrannt. Da die Karenen glauben, die Seele des Verstorbenen habe vor ihrem Eintritt in den Plu (Unterwelt) noch die gewöhnlichen menschlichen Bedürfnisse, so werden am Grabe Geld, Kleider usw. niedergelegt. Das ist den birmanischen Dieben wohl bekannt, und sie holen sich gern diese schönen Sachen.

Das eigentliche Begräbnis ist außerordentlich feierlich. Zu den Gebeinen werden alle Geräte und Werkzeuge des täglichen Gebrauches gelegt, damit sie der Tote im Lande der Verstorbenen gebrauchen könne.

Manches in den Anschauungen der Karenen über das Jenseits kommt der christlichen Wahrheit so nahe, daß man auf eine ältere Beeinflussung seitens der bekehrten Christen aus Jünnan und Birma schließen möchte. Der Tote geht zu Gott in den Himmel, um für seine verdienstlichen Werke belohnt zu werden;

[1] Missions catholiques XXVIII (1896) 521.

der Böse aber kommt in die Hölle, um dort für seine Vergehen schreckliche Strafen zu erdulden. Auf dem Wege zum Plu, wo bloß jene Seelen weilen, die sich von schwerer Schuld rein erhalten, wachen die Cutes, die Diener Motris, des Königs der Hölle, und Zigumanya, der jüngere Bruder Gottes. Erstere suchen die Seelen abzufangen, um sie in die Hölle zu bringen; Zigumanya aber schützt die Gerechten, um ihnen den Himmel zu sichern. Er macht ihnen den Weg frei nach dem Plu und überläßt dem Teufel bloß die unbußfertigen Sünder.

Die Seele eines Verstorbenen kann nicht vor Beendigung der Begräbnisfeier in die Unterwelt gelangen. Bis dahin irrt sie auf dem Begräbnisplatz oder in der Nähe herum. Wenn die Seele es verlangt, erhält sie unter gewissen Bedingungen die Erlaubnis, auf die Erde zurückzukehren und einen andern Leib anzunehmen. Sie kann sich dann mehr heiligen, sich Verdienste erwerben und in den Himmel kommen, wo sie ewig glücklich sein wird. Allein nicht alle Seelen genießen dieses Vorrecht. Viele bleiben auf Erden zurück, ohne jemals in den Plu zu gelangen, nämlich jene, welche durch einen Unglücksfall sterben oder kein Begräbnis erlangen. Sie sind bösartig und bringen Unglück und Tod über die Lebenden.

Die Bewohner des Plu sehen alles, was auf Erden geschieht, kennen die Lage und das Geschick ihrer Familie, ihrer Kinder usw. Gerührt durch das Elend, das sie wahrnehmen, suchen sie die Ihrigen mit sich in den Plu zu nehmen. So wird der Tod der Kinder, die bald nach der Mutter sterben, dieser zugeschrieben. Da sie von ihren Kindern nicht getrennt sein will, holt sie dieselben und befreit sie von den Bedrängnissen dieses Lebens.

Die Karenen sprechen auch vom Ende der Welt und einem Weltgericht. Die Menschen werden immer schlechter und immer kleiner. Eine ihrer Sagen lautet ungefähr: Die Alten sagen, einstens werden Zeiten außerordentlicher Trübsal mit Hungersnot, ansteckenden Krankheiten und Kriegen über die Menschheit kommen und die Leute in Masse sterben. Dann wird eine außerordentliche Frau erscheinen — Muxaro ist ihr Name — von zauberhafter Schönheit, begabt mit überirdischer Macht. Sie wird alle Schlechten verführen. Alle Könige der Erde werden um ihretwegen sich befehden. Sie wird herrschen zu Suëtagon. Sieben Könige und sieben Prinzen werden dorthin kommen, um sie zu sehen und um sie zu kämpfen. Dann wird die Zaubertrommel gerührt, und alle Schlechten werden durch die lockenden Töne verstrickt. Sie werden um Suëtagon sich drängen, und ein blutiges Morden wird beginnen.... Alle Menschen werden dort sein. Keiner wird dem Rufe der Zaubertrommel widerstehen können, und das Blutbad wird schrecklich sein. So sehr hat Muxaro sie durch ihre Zauberkünste verblendet. Dann wird der mächtige Conu, der Vollstrecker der Rachetaten Gottes, vom Himmel niedersteigen, in der Hand einen wunderbaren Bogen, dessen Schwirren dem Rollen des Donners gleicht. Conu wird seine Pfeile nach den vier Enden der Welt absenden und den Rest der Gottlosen vollends ausrotten. Endlich wird nichts mehr sein als Erde und Wasser. Alle Bösen, die ihren Leidenschaften sich ergaben, sind zu Grunde gegangen. Die Guten allein werden glücklich, ihre Zahl aber eine ziemlich geringe sein[1].

[1] Ebd. 552.

Bei verschieden Stämmen der Karenen werden die Kinder schon im zarten Alter verlobt. Doch bleibt es diesen frei, die Wahl zu bestätigen, nur müssen sie im Falle des Rücktritts eine Reuegeld erlegen. Die Ehescheidung kommt selten vor. Sie verheiraten sich jung und bleiben bis zum Tode treu; selbst nach dem Tode der Frau schließen die Männer oft aus treuer Anhänglichkeit an die Verstorbene keine zweite Ehe. Bei Witwen ist eine zweite Ehe eine Ausnahme. Vielweiberei ist zulässig, aber wenig in Gebrauch. Doch gibt es Karenenstämme, bei denen sowohl die Polygamie als die Ehescheidung verboten sind[1]. Bei allen Karenen wird der Ehebruch streng bestraft; derselbe ist aber selten. Der auf frischer Tat ertappten Frau werden vom Ehemann die Ohren abgeschnitten. Bei den roten Karenen (Kareng ni) soll den unverheirateten Mädchen die größte Freiheit gestattet werden.

Die Karenenfamilie ist eine ganz patriarchalische. Das älteste Familienhaupt regiert sie bis zum letzten Augenblick. Alle anerkennen sein Ansehen und umgeben ihn in seinen greisen Tagen mit Beweisen liebender und ehrender Fürsorge. Gewöhnlich herrscht Friede und Eintracht in der Familie und mit den Nachbarn. Der Mann ehrt seine Gattin und hilft ihr bei den häuslichen Arbeiten und bei der Beaufsichtigung der Kinder. Alle führen ein fleißiges und ordentliches Leben und leben mäßig, meist von Reis, Gemüse und Fischen. Wer Kinder hat und ihnen Wohlstand hinterlassen will, kann in wenigen Jahren genug erwerben, wenn ihm nicht die Rinderpest seine Herde vernichtet. Verläßt ein Kind sein Haus, um ein eigenes Heim zu gründen, so statten es die Eltern mit Geld, Land und Vieh nach Kräften aus. Der Vater handelt hierin nach eigenem Ermessen, und die Geschwister beklagen sich nicht über eine Bevorzugung des Bruders. Wenn beim Tode der Eltern sich noch Vermögen vorfindet, so verteilt es gewöhnlich der älteste Sohn, der von diesem Augenblick das Haupt der Familie ist. Der Karene ist gutmütig, aber furchtsam und redet wenig. Die heidnischen Karenen sind beständig voll Angst vor bösen Geistern[2].

Wir zitieren noch einige von den „Sprüchen der Väter", die von den Missionären vorgefunden und gesammelt worden sind. Missionär Croß zweifelt an ihrer Ursprünglichkeit und ihrem hohen Alter nicht, wenngleich die Ähnlichkeit mancher derselben mit Sprüchen der Heiligen Schrift überrascht[3].

1. Kinder, wir müssen Gott lieben. Verehrt nicht die Bilder oder die Kinder der Priester (des Buddha). Verehren wir sie, es ist kein Segen darin für uns; im Gegenteil, es ist eine große Sünde.

2. Kinder, wir müssen unsern Gott anbeten jeden Morgen und Abend. Vergesset unsern Gott nicht. Außer Gott ist nichts Gutes.

3. Nehmt keinem Menschen das Leben, Kinder; wenn wir töten, werden wir bestraft werden.

5. Kinder, stehlet nicht das Eigentum anderer. Was immer wir so gewinnen, ehe wir es essen, muß unser Schweiß rinnen.

6. Kinder, begehet keinen Ehebruch, nicht Mann, nicht Weib. Welche dies tun, stürzen in die Hölle.

---

[1] Vgl. Dautremer, Une Colonie Modèle: La Birmanie sous le régime britannique, Paris (ohne Jahreszahl), 53.

[2] Katholische Missionen 1888, 250. [3] Allgem. Missionszeitschrift VI 67 ff.

7. Kinder, das Weib ist eines und der Ehemann ist eines. Laßt euch nicht gelüsten nach anderer Frauen oder Männern. Gott machte im Anfang nur einen Mann und eine Frau, nur diese beiden.

8. Kinder, lügt nicht; sprecht nur, was wahr ist.

In ähnlichen Sprüchen werden die Pflichten des Gehorsams und der Ehrfurcht gegen Eltern und Vorgesetzte, die Pflichten der Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Verträglichkeit, die Pflicht der Barmherzigkeit gegen Notleidende, ja sogar die Pflicht der Feindesliebe eingeschärft usw. Wir lassen die Frage dahingestellt, ob sich hier nicht irgend ein christlicher Einfluß geltend gemacht hat.

4. Die Katchins (Chingpaw).

Zum Volke der Katchins oder Chingpaw werden fast alle Bergstämme im Norden von Oberbirma gerechnet, die zwar in zahllose selbständige Gruppen zerfallen, in Sprache und Sitte aber eine Einheit bilden. In Bezug auf den Namen dieses Volkes herrscht nicht geringe Verwirrung. Bischof Bourdon nennt sie Ka Khiens, sagt aber, daß sie sich selbst Khyen-Phâu nennen, wobei das au ungefähr auszusprechen sei wie in dem englischen Wort audience[1]. Bastian nennt sie Katchins, andere geben ihnen den Namen Kachyen, Kahung, Singfo usw. Wehrli[2] bezeichnet sie in seiner trefflichen Monographie als Chingpaw. Das Wohngebiet der Katchins liegt am Oberlauf des Irawaddi und seines Hauptnebenflusses, des Chin-dwin. Ein Teil dieses Landes wird mit dem birmanischen Namen seiner Bewohner Kachinberge genannt. Die Katchins führen die Gliederung ihres Volkes in Stämme und Zweige und die gegenseitigen verwandtschaftlichen Beziehungen ihrer Häuptlingsfamilien auf die Abstammung von einem gemeinsamen Stammvater zurück, dessen Söhne die Ahnen verschiedener Stämme wurden[3]. Sie unterscheiden fünf Haupt- oder Urstämme, die sich wieder in Tochterstämme verzweigen.

Diese Stämme bilden aber heute keine politische Einheit; die politischen Einheiten sind die Häuptlingsschaften, seltener die demokratische Dorfschaft. Der Machtbereich eines solchen kleinen Staates umfaßt meist nur ein einziges oder wenige Dörfer und die dazu gehörigen Wald- und Bergländer, die gegen die Gebiete der benachbarten Häuptlingsschaften streng abgegrenzt sind. Die Angehörigen eines solchen selbständigen Gebietes nehmen häufig den Namen der herrschenden Häuptlingsfamilie an.

Die Glieder einer derartigen Gemeinschaft scheiden sich in gewöhnliches Volk und die Duwas, die Angehörigen der Häuptlingsfamilie. Alle Häuptlingsfamilien betrachten sich als Zweige eines großen Adelsgeschlechtes und leiten ihren Ursprung von einem halbgöttlichen Ahnen ab, weshalb sie auch vom gewöhnlichen Volk sehr geachtet werden. Das gewöhnliche Volk ist in eine große Anzahl Familien oder, wie sie Wehrli nennt, Sippen (gentes) gegliedert mit bestimmten Familiennamen. Die Zugehörigkeit zur Sippe bestimmt sich nach dem Vater.

---

[1] Vgl. Missions catholiques 1881, 61.

[2] Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw (Kachin) von Ober-Burma. Supplement zum Bd XVI vom „Internationalen Archiv für Ethnographie", Leiden 1904, 1.

[3] Vgl. darüber Wehrli a. a. O. 12—14.

Die Kinder, eheliche und uneheliche, nehmen den Sippennamen des Vaters an. Adoption soll hie und da vorkommen, aber nur innerhalb der Sippe. Die Institution der Blutrache ist stark ausgebildet. Ob die einzelnen Sippen Totems besitzen, läßt sich nicht nachweisen[1].

Ehe. Innerhalb einer Sippe des gewöhnlichen Volkes herrscht Exogamie. Träger desselben Namens dürfen sich nicht heiraten. Bei einigen Stämmen herrscht die Sitte, daß die Frau aus der Sippe der Mutter des jungen Mannes sein muß. Es besteht auch die Leviratsehe, derzufolge der älteste überlebende Bruder eines Mannes verpflichtet ist, nach dessen Tode die Witwe zu heiraten. Die Angehörigen der Häuptlings- oder Duwafamilien dürfen nur mit Standesgenossen innerhalb der eigenen großen Familien Verbindungen eingehen. — Vor der Ehe herrscht große Freiheit im geschlechtlichen Verkehr. Ein unverheiratetes Mädchen wird wenig geachtet, bis es seine Fähigkeit als Gebärerin bewiesen hat. Es gilt daher für ein Mädchen nicht als Schande, Mutter zu sein, und ist auch kein Hindernis für eine spätere Ehe. In vielen Dörfern soll es eigene kleine Hütten geben, in die sich die Mädchen mit ihren Liebhabern zurückziehen; in andern Orten ist ein eigenes Gemach in der Hütte den jungen Leuten zum freien Verkehr bestimmt. Es wird auch berichtet, daß es in einigen Dörfern sog. Junggesellenhäuser gibt, in denen die jungen Leute beiderlei Geschlechts schlafen, die Jünglinge und Mädchen durch ein Feuer getrennt; doch fehlen genauere Angaben über die Organisation dieser Häuser[2].

Die Ehe kommt dadurch zu stande, daß der Bewerber den Eltern der Braut einen Ersatzpreis zahlt für den Verlust an Arbeitskraft, den sie durch Weggabe der Tochter erleiden. Die Feststellung dieses Preises bildet eine der schwierigsten Angelegenheiten beim Abschluß der Ehe. Bei reichen Familien ist er sehr hoch. Ist der Mann nicht im stande, die hohe Summe zu zahlen, so kann er sie abverdienen, wie es Jakob bei Laban getan hat. Vor der Heirat befragt der junge Mann einen Schamanen über das Schicksal des Mädchens. Ist die Wahrsagung günstig, so sendet er einen Unterhändler mit Geschenken zu einem einflußreichen Manne des Dorfes, in dem das Mädchen wohnt, damit sie zusammen den Brautpreis feststellen. Ist dies geregelt, so wird der Tag bestimmt, an dem die Entführung stattfinden soll. An dem betreffenden Tage schickt der junge Mann fünf Männer und fünf Mädchen in das Haus der Braut, die bei Einbruch der Nacht ohne Wissen der Eltern die Braut zum Bräutigam führen. Am andern Morgen erscheint eine Schar junger Männer aus ihrem Dorfe, um nach dem Mädchen zu suchen. Sobald sie es gefunden, erhalten sie Geschenke und erklären nun, daß es bei ihrem Manne bleiben dürfe. Damit ist die Ehe geschlossen. Bei den Duwafamilien findet keine Entführung statt; die Braut wird in feierlichem Zuge in das Dorf des Bräutigams gebracht. — Während der Ehe wird große Keuschheit und eheliche Treue beobachtet. Bricht eine Frau die Ehe, so steht dem Gatten das Recht zu, sie und den Liebhaber zu töten. Bei Entführung einer Frau hat der Gatte das Recht auf Entschädigung in der Höhe des doppelten Betrages, den er bei

[1] Wehrli, Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw 26.
[2] Ebd. 36.

der Heirat entrichtete[1]. Nach Bischof Bigandet, der die Katchins (er nennt sie Khakhiens) im Jahre 1864 besuchte, gilt die Ehe als unauflöslich[2].

Das neuvermählte Paar läßt sich im Dorfe des Mannes nieder. Es tritt gewöhnlich in den elterlichen Haus- oder Familienverband ein. Ein Hausverband umfaßt in der Regel drei Generationen, so daß oft bis 40 Personen in demselben großen Familienhause beisammen wohnen. Der Hausverband als Ganzes hat Anteil am Grundbesitz der Häuptlingschaft. Er bildet die wirtschaftliche Einheit dieser letzteren. Innerhalb des Hausverbandes besteht eine feste Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen. Die männlichen und weiblichen Glieder essen getrennt. Trotz der genannten Arbeitsteilung wird nach Bigandet die ganze schwere Arbeit von den Frauen und Mädchen verrichtet, während die Männer vielfach faulenzen und rauchen.

Die Erbfolge erfolgt in der Vaterlinie, und zwar ist sowohl bei Häuptlingen als beim gewöhnlichen Volk der jüngste Sohn Haupterbe. Er ist Nachfolger in der Häuptlingswürde und übernimmt nach dem Tode des Vaters das Familienhaus und den Anspruch an das Land des Familienverbandes. Dem ältesten Sohne fällt ein Teil der beweglichen Habe und der Haustiere zu. Stirbt ein Duwa kinderlos, so folgt ihm sein jüngster Bruder oder ein sonstiger Verwandter in Würde und Recht. Der nicht erbberechtigte ältere Sohn eines Duwa vereinigt sich meist mit Freunden, die sich in ähnlicher Lage befinden, wandert aus und gründet mit seinen Gefährten eine neue Siedlung.

Die Bestattung eines Verstorbenen ist bei den Katchins sehr feierlich und umständlich[3]. Wir erwähnen nur einiges. Vor dem Hause des Verstorbenen wird mit langen Bambussen ein Kreis abgesteckt und an jedem der Stäbe eine kleine Flagge befestigt. Den Boden zwischen dem Kreis und dem Hause belegt man mit Grasbüscheln. Der Dumsa (Priester) streut etwas Gras in den Kreis und gießt ein Trankopfer von Katchinbier darüber. Ein junges Schwein wird geschlachtet und dessen Haut an einem der Bambusstäbe aufgehängt. Ältere Leute von demselben Geschlecht wie der Verstorbene ziehen der Leiche neue Kleider an und betten sie in den Sarg. Ein Teil des Fleisches des geopferten Schweines, Reis und Bier werden in den Sarg gelegt; in den Mund des Toten steckt man ein Stück Silber. Häuptlingen legt man noch einen Edelstein in jede Achselhöhle. Der Sarg wird in das etwa 1 m tiefe Grab gesenkt und mit grünen Baumzweigen zugedeckt. Der Grabhügel wird aufgeschüttet, darüber breitet man die Kleider des Verstorbenen aus und übergießt sie mit Bier. Auf dem Rückwege streuen die Trauernden Reis auf den Pfad. Vor dem Dorfe reinigen sie sich mit frischen Blättern; auch vor dem Betreten des Hauses müssen die Angehörigen sich reinigen, indem sie sich vermittels Gras mit Wasser besprengen. Vor das Haus wird ein Bündel Gras gelegt, das der Dumsa mit dem Blute eines Huhnes begießt als Opfer für den Geist des Verstorbenen. Am nächsten Morgen empfängt derselbe ein Opfer, bestehend aus einem Schwein und Bier; am Morgen des dritten Tages errichten die Angehörigen einen Altar vor dem Hause, bedecken ihn mit Blättern

[1] Ebd. 28. [2] Annales de la propagation de la foi XXXVIII (1866) 27.
[3] Ausführlich berichtet hierüber Wehrli a. a. O. 61 ff.

und opfern dem Hausgeist einen Büffel. Es folgt ein letzter Totentanz, durch den der Geist des Toten endgültig aus dem Hause vertrieben wird. — Die Leichen der Häuptlinge werden monate-, ja jahrelang in einem Sarge außerhalb des Dorfes im Dschungel auf einem Gerüste aufbewahrt. Am unteren Ende des Sarges befindet sich eine Öffnung, von welcher ein Bambusrohr bis zur Erde reicht. Diese Röhre gestattet den Verwesungsprodukten, abzufließen. Ist die Verwesung vollendet, so wird der Sarg ins Haus gebracht und mit den Waffen, Kleidern und den Abzeichen des Ranges umgeben und dann in der schon beschriebenen Weise bestattet. Als Grund für diese Sitte wird die Verhütung von Streitigkeiten mit der weit verbreiteten Verwandtschaft angegeben. Selbst die entferntesten Verwandten würden es als eine tödliche Beleidigung auffassen, wenn man die Leiche begrübe, ohne daß die ganze Sippe rechtzeitig vom Tode des Angehörigen benachrichtigt worden wäre.

In politischer Beziehung sind die Katchins nominell den Engländern und Birmanen unterworfen, in Wirklichkeit aber fast unabhängig. Vor der englischen Herrschaft durften sie straflos ihre Raubzüge in die umliegenden Gegenden unternehmen und Beute und Gefangene mit sich schleppen. Dem hat die englische Regierung ein Ende gemacht. Die Stammeshäuptlinge der Katchins heißen nach Bigandet Tsobona, nach andern Sabwas oder Gams[1], während die Dorfvorsteher, wie schon bemerkt, Duwas heißen. Jeder Berg hat seinen Tsobona. Die Hauptaufgabe dieser Häuptlinge, deren Autorität sich übrigens wenig fühlbar macht, besteht darin, die Versammlungen einzuberufen. Sie erheben keine Steuern, aber ihre Felder werden ihnen unentgeltlich angebaut. Dafür sind sie verpflichtet, Feste zu geben, bei denen ungeheure Massen Reis, Fleisch und Fische verzehrt werden und die deshalb große Auslagen verursachen. Der Titel eines Tsobona ist unverlierbar und erblich, geht aber sonderbarerweise beim Tode des Vaters auf den jüngsten Sohn über, wie jung er auch sei; selbst wenn er noch ein Kind wäre, würde seine Autorität respektiert. Wenn die Bevölkerung eines Berges zu groß wird, so werden einige Familien zur Auswanderung auf einen andern Punkt bestimmt. Diese ziehen dann unter der Führung eines Bruders des Tsobona ab, der nun der Tsobona des neuen Distriktes wird. Einige Häuptlinge der Katchins besitzen zahlreiche Herden und viele Sklaven. Die Sklaverei ist in diesem Lande allgemein; die meisten Sklaven sind Kriegsgefangene, andere sind zahlungsunfähige Schuldner, die der Willkür ihrer Gläubiger überliefert werden. Wollen sich die Katchins ihrer Sklaven entledigen, so verkaufen sie dieselben den Birmesen oder Schans[2]. Es ist übrigens anzuerkennen, daß diejenigen Sklaven, die für den Dienst im Innern des Hauses bestimmt sind, mit großer Milde behandelt und den übrigen Familiengliedern fast gleichgestellt werden. Die wegen Schulden in Sklaverei Geratenen werden nicht verkauft, sondern müssen im Dienste ihres Gläubigers bleiben, bis sie ihre Schuld abgetragen haben[3].

---

[1] Vgl. Wehrli, Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw 94.

[2] Man vergesse nicht, daß diese Schilderungen aus der Zeit vor der englischen Herrschaft datieren.

[3] Annales de la propagation de la foi XXVIII (1866) 24.

Der Ackerbau der Katchins ist von der primitivsten Art. Man holzt eine bestimmte Oberfläche des Berges ab, verbrennt das gefällte Holz und reinigt den Boden. Etwas vor der Regenzeit, im Monat Juni wird der Same des Reises oder Getreides in kleine Löcher gestreut, die man mit einem eisenbeschlagenen Stock macht, und im November findet die Ernte statt. In einem andern Jahre nimmt man ein anderes Stück des Berges zum Anbau. Sie pflanzen auch Gemüse, Wolle und Indigo und weben Kleider. Leider pflanzen sie in den Tälern auch Mohn, aus dessen Milchsaft sie das Opium bereiten, das sie mit Leidenschaft rauchen. Diese Leidenschaft vertiert sie physisch und moralisch und ist die Hauptursache der Diebstähle, Räubereien und sonstiger Exzesse, durch die die Katchins eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Menschenjäger oder Kopfjäger scheinen sie aber nie gewesen zu sein, obwohl ihnen die Birmanen das vorwerfen. Der schon erwähnte Missionär Bigandet sah zwar überall an den Häusern die Köpfe der auf der Jagd erlegten Tiere hängen, aber Menschenschädel fand er nirgends.

Über die Religion der Katchins hat in jüngster Zeit Ch. Gilhodes aus der Gesellschaft der Auswärtigen Missionen mehrere interessante Studien veröffentlicht[1]. Da er sich viele Jahre als Missionär bei den Katchins aufgehalten hat und sich die größte Mühe gab, die religiösen Anschauungen des Volkes kennen zu lernen, verdienen seine Angaben gewiß volles Vertrauen. Seine Ausführungen beziehen sich unmittelbar auf die Kauris, die zum Stamm der Laphais gehören, aber er bemerkt ausdrücklich, daß sie im wesentlichen von allen Katchins gelten.

Die Katchins glauben an ein einziges höchstes Wesen, das sie Karai Kasang nennen. Es hat zwar noch verschiedene andere Namen, die sein Wesen unter verschiedenen Rücksichten ausdrücken, aber es ist nach der Aussage der Eingebornen immer der eine und derselbe Große Geist. Karai Kasang bedeutet höchster Herr; die andern Namen drücken seine verschiedenen Attribute aus. Er gilt als der Schöpfer aller Dinge, er weiß alles, er kennt die Gedanken und Herzen der Menschen, er ist der Herr aller Dinge und leitet sie alle, er kann nicht irren und lügen, ist gut und gerecht, er ist Vater und Mutter der Katchins, er belohnt das Gute und bestraft das Böse[2]. Obwohl die Katchins Karai Kasang einen Geist und den Schöpfer aller Dinge nennen, scheinen sie doch weder von dem Wesen des Geistes noch von dem der Erschaffung klare Ideen zu haben. Karai Kasang hat einen Körper, wird aber nie krank und nie alt. Er wird auch der Sohn Sammis und Ningpangs genannt. Wenn man den Katchins einwendet, da Karai Kasang der Schöpfer aller Dinge sei, müsse er wohl der Vater und nicht der Sohn von Sammi und Ningpang sein, antworten sie, die drei Wesen seien zu gleicher Zeit erschienen; Sammi und Ningpang hätten Himmel und Erde erzeugt, Karai Kasang aber habe diese Dinge erschaffen, d. h. gebildet, erhalten und vervollkommnet. Doch wie dem auch immer sei, Karai Kasang gilt den Katchins allgemein als der höchste Geist, der allwissende Herr aller Dinge, der gut und gerecht ist und die Bösen bestraft, die Guten belohnt[3].

[1] Vgl. Anthropos III (1908) 672 ff; IV (1909) 113 ff 702 ff; VI (1911) 428 f.
[2] Ebd. IV 703—705. [3] Ebd. 706.

Obwohl Karai Kasang im Kult hinter den untergeordneten Geistern, den Nats, zurücktritt, wird er doch nicht ganz übersehen. In der Trübsal ruft man ihn oft an und bei einigen Stämmen bringt man ihm auch gemeinsame Opfer dar, um von ihm Wohltaten oder die Abwehr eines Übels zu erlangen. So rufen sie oft: Karai Kasang, schau auf mich, Karai Kasang, rette mich, hilf mir, warum strafst du mich? Wird jemand einer Lüge, eines Diebstahls usw. beschuldigt, so ruft er: O Karai, blicke auf mich, o Karai, ich lüge nicht, ich stehle nicht, ich bin nicht schuldig. Wird jemand beschimpft, so sagt er: O Karai, sieh, wie man mich beschimpft. Ist jemand in Gefahr zu ertrinken, so ruft er: O Karai, rette mich. Dem Karai Kasang bringt man keine blutigen Opfer dar, weil man voraussetzt, daß er kein Fleisch ißt. Man opfert ihm gekochten Reis, Eier, gedörrte Fische, Wasser, Bier und Branntwein. Zuweilen jedoch bringt man ihm auch lebendige Hühner und selbst Büffel dar, denen man die Freiheit gibt und die niemand ohne seine Erlaubnis wieder fangen darf. Wenn Karai Kasang Opfergaben verlangt, muß er seinen Willen nicht durch einen gewöhnlichen Wahrsager, sondern durch einen Myithoi (Prophet) offenbaren; doch geschieht dies verhältnismäßig selten.

Karai Kasang thront im höchsten Himmel auf einem herrlichen Stuhl und hält die Zügel der Welt in seiner Hand. Unter ihm befindet sich das Land der Muni oder Himmelsbewohner. Hier leben Samwi (Wolke), Jan (Sonne), Shata (Mond), Woischun und seine Söhne, die großen Nats (Geister). Noch tiefer, näher bei der Erde oder auf ihr wohnen die untergeordneten Nats in verschiedenen Klassen. Die Zahl dieser Nats ist sehr groß und sie vermehrt sich noch beständig, da sie Kinder erzeugen. Mit der Verehrung der Nats verbinden die Katchins den Ahnenkult. Jeder Mensch hat nach manchen Katchins wenigstens zwei Seelen (minlas oder tsus), die mit dem Tode nicht untergehen; doch ist eine davon die Hauptseele, sie ist unsterblich und unsichtbar wie die Nats, und nur von ihr redet man in den verschiedenen Ereignissen des Lebens. Die Hauptseele geht nach dem Tode in das Land der Ahnen oder sonstwohin; die andere scheint im Hause zu bleiben, sie lebt von den Almosen und wird schließlich ein Nat oder wird in einem Kinde, vielleicht auch in einem Huhn, Schwein oder sonst einem Tier wiedergeboren. Alle Katchins kommen darin überein, daß eine Seele des Menschen in das Land der Ahnen zieht, und ihr bringen sie im Hause Opfer dar. Man betrachtet sie ungefähr wie einen Nat, der nicht sehr übelwollend ist, aber eine große Schlafsucht sendet oder als Ratte die Kleider benagt, um Nahrung zu bekommen. Die Seelen der Häuptlinge werden große Nats, und diesen opfert man in der Wohnung oder in einem heiligen Haine Schweine, Ochsen, Büffel usw.[1] Hauptsächlich werden die Seelen der Eltern verehrt. Man errichtet ihnen im Hause einen besondern Altar und bringt ihnen dort Opfer. Die früheren Ahnen der gewöhnlichen Leute werden nicht mehr verehrt, nur allen bekannten Ahnen der Häuptlinge werden stets Opfer dargebracht.

Wir haben die Nats und Minlas Geister genannt; genau gesprochen sind es aber, wie P. Gilhodes bemerkt, keine eigentlichen Geister, denn sie haben

[1] Anthropos IV (1909) 711.

einen Leib, essen und trinken, gehen auf die Jagd usw. Sie sind teils gut und teils bös, sind zwar keine großen Diebe und auch nicht sehr ausschweifend, aber noch weniger große Heilige; ihnen ist es nur um das Wohlleben zu tun. Sie kümmern sich auch nicht um das sittliche Leben der Menschen, das ist nicht ihre Sache, sondern die Karai Kasangs.

Verschiedene Arten von Personen vermitteln den Verkehr mit den Nats und besorgen ihren Kult. Die Dumsa (tumsa) sind eine Art Priester, an die man sich im allgemeinen wendet, wenn man es mit den Nats zu tun hat. Der Dumsa ruft die Nats an, bringt ihnen die Opfer, verkündet ihren Willen usw. Sein Amt ist nicht erblich; jeder, der will, kann Dumsa werden, wenn er im stande ist, all die geheimnisvollen Formeln und Zeremonien zu lernen. Der Jaïwa[1] ist der Bewahrer und Erzähler der Legenden und Traditionen des Volkes. Er ist zugleich Oberpriester, dessen Gegenwart und Mitwirkung bei gewissen festlichen Anlässen, z. B. bei feierlichen Gelübden, bei den Opfern für die höheren Geister, bei den Ehen der Häuptlinge usw., erforderlich ist. Die Mythoi (mi-twai) sind eine Art „erleuchtete Seher" oder Propheten, durch die die Geister ihren Willen und zukünftige Ereignisse verkünden. Sie werden von den Nats selbst bezeichnet, die ihre Wahl durch krankhafte oder außergewöhnliche Zustände eines Kindes kundtun. Sie geraten bei ihren Funktionen in eine Art Besessenheit, in der ein Nat aus ihnen spricht und angibt, was er haben will. Außerdem gibt es noch verschiedene Arten von Wahrsagern oder Hilfspriestern, die bei den Opfern mitwirken.

Die Nats werden verehrt durch Gebete, Opfergaben, blutige Opfer, sowohl öffentliche als private, Gelübde, Feste usw. Obwohl in der Not jedes Individuum betet und den Hausgöttern opfert, betet doch bei öffentlichen Anlässen der Dumsa für alle, und zwar mit bestimmten Formeln, und begleitet die Gebete mit Gaben und Opfern. Tempel oder Pagoden gibt es bei den Katchins keine. Mit Ausnahme der Anrufung der Hausgötter werden alle Kulthandlungen im Freien verrichtet; nur werden die großen Opfer in dem heiligen Hain dargebracht, der sich bei jedem Dorfe befindet. Als Kultgegenstände gebraucht man auch eine Art Kreuze, an die man die großen Opfertiere heftet, um sie zu schlachten. Die Kreuze haben entweder die Form eines Andreaskreuzes × oder die Form: ⊞.

Der Tod ist nach der Legende der Katchins durch die Schuld eines reichen Mannes in die Welt gekommen. Dieser hatte die Kinder der Sonne angelogen und hintergangen; zur Strafe dafür durchschnitt Karai Kasang die Lebensnerven der Menschen, die er in der Hand hält, und die Folge war, daß die Menschen fortan sterben mußten. — Die Katchins glauben nicht nur an das Fortleben der Seele nach dem Tode, sondern reden auch von einem Paradies und einer Hölle. Das Glück, das sie hoffen, besteht darin, sich nach dem Tode mit den Ahnen zu vereinigen; das Unglück aber, das sie fürchten, darin, ein böser Geist (ein sawn, lasa oder gathung) zu werden. Das glückliche oder unglückliche Los in der andern Welt ist jedoch nicht als Lohn der Tugend oder Bestrafung des Lasters aufzufassen, es hängt nur von der

[1] Wehrli (Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw 54) schreibt stets Ja wa statt Jaiwa.

Todesart ab[1]. Auch der beste Mensch geht, wenn er eines gewaltsamen Todes stirbt, in das Reich der Lasa, und der schlechteste kommt zu den Ahnen, wenn er eines natürlichen Todes stirbt. Doch müssen die Seelen der Verstorbenen, um in ihre betreffende Wohnung zu gelangen, einen Paß von einem Dumsa haben, der den einzuschlagenden Weg angibt. Das Paradies ist nach der Ansicht der Katchins ein glücklicher Ort, wo man Vater und Mutter wiederfindet und Überfluß hat; die Seligen führen dort ein Leben, das dem Leben auf Erden gleicht; ein Häuptling bleibt auch dort Häuptling, ein Beamter bleibt Beamter usw. Obwohl man die Toten beim Begräbnis reichlich mit Vorräten für die Reise ins Jenseits versieht, nimmt man doch an, daß die Verstorbenen oft zu den Orten zurückkehren, die sie nicht vergessen können, und glücklich sind, in einem Kinde oder selbst in einem Tiere wieder geboren zu werden. Beachtenswert ist, daß die Sawn oder Lasa aus der Hölle befreit werden können; nur für die Narren gibt es keine Erlösung aus der Hölle, und ihr Los ist das schlimmste von allen.

5. Die Moi[2].

Die Moi — der Name ist annamitisch und bedeutet „Wilde" — wohnen östlich vom Donnaifluß auf den Westabhängen der Gebirgskette, welche Annam von Norden nach Süden durchschneidet, westlich von den Provinzen Binh Thuan und Bin Thin, zwischen dem 11. und 12. Grad n. Br. Sie werden in zwei Klassen eingeteilt, die abhängigen und unabhängigen Moi. Die ersteren haben je nach der Gegend, in der sie wohnen, oder nach ihren Häuptlingen speziellere Namen. Sie wohnen meist auf freien, erhöhten Plätzen, umgeben von stattlichen Hochwaldungen, während die unabhängigen Moi ihre Wohnungen in dichten Bambuswäldern und an abgelegenen Orten aufzuschlagen pflegen. Die Hütten der verschiedenen Moistämme sind ziemlich gleicher Konstruktion, doch von denen der Nachbarvölker sehr verschieden. In einer solchen Hütte wohnt das ganze Dorf zusammen, und dementsprechend sind die Größenverhältnisse dieser eigentümlichen Bauwerke. Sie sind bis zu 80 Meter lang und stehen auf Bambuspfählen, auf denen sich zunächst der Wohnraum erhebt mit schräg nach außen geneigten Wänden, kaum so hoch, daß ein Europäer darin aufrecht gehen kann. Über der Wohnung befindet sich der Dachraum, der als Speicher benutzt wird. Das Dach besteht aus Reisstroh. In der Wohnung befinden

[1] Da der Tod nie von den Nats, sondern nur von Karai Kasang ausgeht, der als gut, gerecht und weise geschildert wird, so kann man vielleicht annehmen, daß die Todesart selbst sich nach dem Leben des Menschen richtet. P. Gilhodes sagt darüber nichts; aber es wäre jedenfalls der Mühe wert, zu untersuchen, in welchem Zusammenhang nach der Anschauung der Katchins der Tod mit dem Leben steht. Da nach der Mythologie der Katchins alle sozialen Erscheinungen auf einen überirdischen Einfluß zurückgeführt werden, so mag dies vielleicht auch in Bezug auf die Todesart der Fall sein. Nach Wehrli (Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw 52) leben die Geister der Verstorbenen, die auf der Erde sich gut betragen haben, in der Luft oder werden als Häuptlinge, Duwa, wiedergeboren. Die Bösen verwandeln sich in Tiere und Insekten. Wehrli meint allerdings, diese Mythe weise auf hinduistische Einflüsse hin.

[2] Vgl. C. W. Rosset im Ausland 1890, 505 ff.

sich mehrere Abteilungen für die verschiedenen Familien. Jede Familie kocht für sich getrennt, und da es keine Schornsteine gibt, so ist die ganze Hütte voll Rauch und geschwärzt. Reis und wilde Bananen sind die Hauptnahrung. Als Kochgeschirre verwendet der Moi irdene Töpfe, die er selbst verfertigt. Unter der Wohnung zwischen den Bambusstämmen, auf denen die Hütte ruht, befindet sich der Viehstall mit Schweinen und Hühnern.

Als Kleidung tragen die Männer eine 20—30 Zentimeter breite Binde um die Hüfte. Die Weiber kleiden sich etwas besser; ihr Gewand reicht von der Hüfte bis zum Knie. Die übrigen Teile des Körpers sind unbedeckt, außer bei Ankunft eines Fremden oder bei kalter Witterung. Der Moi ist ernst und ruhig, zeigt aber eine ängstliche Befangenheit vor den Europäern. Er ist jedoch gutmütig und ungefährlich. Widerstrebt es nicht seinen religiösen Anschauungen, so wird er keinen Dienst verweigern, den der Reisende von ihm verlangt. Leider ist er sehr unsauber und träg und lügt fürchterlich.

In religiöser Beziehung ist der Tierkultus der Moi erwähnenswert. Der Moi ist der Meinung, daß alle Tiere nach ihrem Tode als unsichtbare Geister im Walde fortleben, und spendet daher den Seelen der von ihm getöteten Tiger, Elefanten usw., um sie zu versöhnen, hin und wieder ein nicht unbedeutendes Opfer in Gestalt eines Schweines, Huhnes oder eines irdenen Topfes mit Schum-Schum, d. h. Reisschnaps. Von jedem Tiere wird ein Erinnerungszeichen an der Decke der Hütte aufgehängt, sei es ein Zahn, wie beim Elefanten, oder ein Unterkiefer, wie bei den eßbaren Tieren. Statt einer solchen vom Tiere direkt herrührenden Versinnbildlichung verwendet der Wilde auch wohl ein Bambusgeflecht, dem er für jede Tierart eine besondere Form gibt. Vor solch einem Symbol wird der Topf mit Schum-Schum aufgestellt, zu beiden Seiten eine Wachskerze, und es werden allerlei Zeremonien, bestehend in Gesängen, Gebeten und Tänzen, vorgenommen. Alsdann wird mit dem Schnaps ein Trinkgelage veranstaltet, an dem sich alle, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, beteiligen.

Die Polygamie gilt nicht als unerlaubt, aber tatsächlich haben nur der Chef des Dorfes und die Reicheren mehrere Frauen, weil die andern zu arm sind, um mehrere Frauen zu halten. Kommt jemand durch Glück zu mehr Geld oder Waren, so ist das erste, was er tut, daß er sich ein oder zwei Weiber zulegt. Gerät er später in Schulden, so entschlägt er sich, um dieselben zu bezahlen, einfach einer seiner Frauen. Dieselbe figuriert zunächst als Pfand; er kann sie, wenn er seine Schuld in einer bestimmten Frist bezahlt, immer noch zurückbekommen. Läuft aber die festgesetzte Frist ab, so verfällt das Pfand, und das Weib bleibt als Sklavin in der Hand des Gläubigers. Im Leben der Eheleute herrscht Sittlichkeit, die Frau wird nie einen Ehebruch begehen. Nach dem französischen Reisenden Gautier[1] genießt die Frau hohe Achtung. Mann und Frau haben ihre getrennte Beschäftigung. Der wahre Herr im Hause ist das mit Liebe und Sorgfalt gehütete Kind, welches zu schlagen dem Moi als eine Ungeheuerlichkeit gilt. Von der angeblich vorkommenden Polyandrie konnte Gautier kein Beispiel entdecken. Eine Tochter, welche sich verheiratet,

[1] Bulletin de la Société de Géographie, Paris 1883, 495.

verläßt ihre Eltern nicht, sondern der Gatte muß in das Haus seiner Frau ziehen, wenn er nicht reich genug ist, um seinem Schwiegervater als Ersatz für die Tochter einen Sklaven zu geben. Vor der Heirat ist den Mädchen große Freiheit gestattet, selbst den Fremden (Annamiten und Chinesen) gegenüber. Für geringe Geschenke bieten sich die jungen Damen an. Nur vermeiden sie ängstlich jede Berührung mit einem Europäer; denn vor einem solchen, meint unser Gewährsmann, haben sie einen zu großen Respekt. Manche Annamiten nehmen auch Moimädchen zu Frauen, das Umgekehrte dagegen kommt selten vor [1].

Der Moi liegt zwar auch der Jagd ob, ist aber kein leidenschaftlicher Jäger. Er erlegt sein Wild mit der Armbrust oder mit Pfeilen, die teilweise vergiftet sind. Selbst dem Elefanten und dem Tiger weiß er auf diese Weise geräuschlos beizukommen. Geht es auf die Tiger- oder Elefantenjagd, so schart sich das ganze Dorf zusammen und teilt sich in den Gewinn.

Der Sklavenhandel ist bei den Moi nicht unbekannt. Mit Annam und Kambodscha findet derselbe auf Grund gegenseitigen Einverständnisses statt, d. h. jeder Kambodschaner oder Annamit kann bei den Moi Männer, Weiber und Kinder für einen bestimmten Preis kaufen. Am besten werden natürlich junge Mädchen bezahlt. Auch ältere Sklaven, die für die Kindererziehung verwendet werden, gehören zu den besseren Waren. Zwischen den Moi und ihren Nachbarstämmen im Innern wird kein Menschenhandel getrieben, sondern hier herrscht das Prinzip des gegenseitigen Sklavenraubs [2].

Die Zeremonien bei Todesfällen bestehen darin, daß der Tote zwei bis drei Tage lang von den Weibern mit Wehklagen betrauert wird. Stellen sich die ersten Anzeichen der Verwesung ein, so wird der Leichnam auf eine Bambusbahre gelegt und zu einem nahen Wald getragen, wo vorher ein etwa ein Meter tiefes Loch gegraben wurde. In dieses Grab wird der Tote mit dem Kopf nach Osten und den Beinen nach Westen hineingesenkt; den Weibern werden die Schmucksachen, die sie im Leben getragen, mit ins Grab gegeben. Auf das Grab werden verschiedene Töpfe gestellt, darunter einer mit Reis, ein anderer mit Patti (Reis in der Hülle), ferner eine Beteldose, ein kleiner Topf mit Schum-Schum und einer mit Wasser. Diesem Brauche huldigt der Moi deshalb, damit der Tote bei dem Übergang zu seinem Leben als Waldgeist auch etwas zu essen und zu trinken habe; das hindert ihn aber nicht, diese Speisen und Getränke bald selbst zu genießen. Nachdem alles geleert ist, werden die Gefäße mit der Lanze oder einem Stein durchlöchert. Rosset meint, das geschehe vielleicht, um anzudeuten, daß jetzt alles mit dem Toten vorbei sei. Aber das kann jedenfalls nur für das Erdenleben gemeint sein; denn nach Rosset selbst glauben die Moi an das Fortleben der Verstorbenen als Waldgeister. Nach dieser Vorfeier findet der eigentliche Leichenschmaus daheim statt. Ein Ochse und mehrere Schweine sind vorher zu dem Zwecke geschlachtet worden und dem Schum-Schum wird tüchtig zugesprochen [3]. Nach Baudesson [4] werden von den Mois die Ahnen sehr verehrt und jährlich einmal werden allen während des Jahres Verstorbenen auf dem gemeinsamen Friedhof feierliche Opfer dargebracht. Auch die Einrichtung der Tapus besteht bei ihnen.

---

[1] Ausland 1890, 506. [2] Ebd. 507. [3] Ebd. [4] Tour du Monde 1906, 358.

6. Die Bannars (Ba-Hnars) in Ostcochinchina.

Die Bannars wohnen zwischen dem 14. und 15. Grad n. Br. und dem 104. und 105. Grad ö. L. in Ostcochinchina. Sie gehören wahrscheinlich zu den Ureinwohnern des Landes. Die Zahl der Bannardörfer belief sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf etwa 90—100 mit einer Gesamtbevölkerung von ungefähr 25000 Seelen[1]. Die von ihnen bewohnte Gegend ist gebirgig und mit dichten Wäldern bestanden. Obwohl das Land fruchtbar ist, leiden die Eingebornen oft großen Mangel, weil sie den Boden nicht auszunützen verstehen und nur schlechte Werkzeuge besitzen. Außerdem sind auch die ewigen Kriege schuld am Daniederliegen der Bodenkultur. Glücklicherweise, schreibt der Missionär Combes, verstehen sie es, den Hunger mutig zu ertragen, und die Not treibt sie zur Arbeit. Wenn ihnen der Reis fehlt, so nähren sie sich von wilden Blättern und Wurzeln. Die Frau muß sie sammeln, und wenn sie allein nicht das Nötige für die Familie zusammenbringen kann, so nimmt der Mann an der Arbeit teil. Trotz dieser häufigen Not wissen sie doch ihr Leben zu verlängern und ihre Heiterkeit zu bewahren.

An Haustieren besitzen die Bannars nur Hunde, Hühner, Ziegen und Schweine, und zwar nur so viel, als zu ihren abergläubischen Opfern nötig ist. Das Land könnte Hunderte von Büffeln ernähren; aber wenn der Bannar einen erworben hat, wird er sofort geopfert, sei es, um sich die Geister günstig zu stimmen, sei es, um die Manen der Verstorbenen an ihrem Jahrestage zu bewirten. An diesen Opfern hängen die Bannars sehr[2]. Damit kommen wir zur Religion der Eingebornen.

Sie glauben an das Dasein unzähliger, teils wohlwollender teils bösartiger Geister. Jeder Berg, jeder Fluß, jeder Felsen, jeder große Baum hat seinen eigenen Geist. Die Kenntnis eines allmächtigen Schöpfers und Herrn aller Dinge scheinen sie nicht zu besitzen; „wenigstens", fügt der Missionär hinzu, „habe ich sie nicht konstatieren können"[3]. Vom Ursprung des Menschen wissen sie nur, daß der gemeinsame Vater des Menschengeschlechtes bei einer ungeheuren Überschwemmung sich in einem großen Kasten rettete. Sie haben auch eine Sage von einem früheren glücklichen Zeitalter, wo ein Reiskorn ausreichte, um einen Kochtopf zu füllen und eine ganze Familie zu sättigen.

Von der Unsterblichkeit der Seele sind die Bannars überzeugt. Nach der Trennung von dem Leibe irrt die Seele des Verstorbenen in den umliegenden Gräbern und Bergen umher und erschreckt zuweilen die Lebenden durch nächtliches Erscheinen. Endlich verschwindet sie für immer in der dunkeln Tiefe des Südens, dem allgemeinen Sammelplatz der Seelen nach dem Tode. Von einer jenseitigen Vergeltung scheint der Bannar nichts zu wissen. Überhaupt

---

[1] Wir folgen in unserer Darstellung den Angaben des Missionärs Combes aus dem Jahre 1853 (vgl. Annales de la propagation de la foi XXVII 405 ff), ferner dem Werke Dourisboure, Les sauvages Ba-hnars, souvenirs d'un Missionaire, Paris 1875, und den Missions catholiques 1884, 22 ff.

[2] Annales de la propagation de la foi XXVII 409.

[3] Ebd. 432.

ist das Jenseits für ihn in dunkles Geheimnis gehüllt, in das er nicht einzudringen sucht. Das Diesseits nimmt all sein Sorgen in Anspruch [1].

Der ganze religiöse Kult der Wilden besteht in Opfern, Gelübden und zahllosen abergläubischen Gebräuchen, deren einziger Zweck ist, die Übel zu beschwören, die Leiden zu lindern und die Todesstunde möglichst hinauszuschieben. Jedes Familienhaupt ist der geborne Opferer; einen eigentlichen Priesterstand gibt es nicht, wohl aber eine Unzahl von Zauberinnen und Wahrsagerinnen, welche als die untrüglichen Dolmetscher der Geister gelten, und deren Entscheidungen wie Orakel aufgenommen und als allgemeine Satzungen anerkannt werden. Nur selten spielen auch Männer die Rolle der Zauberer [2].

Werfen wir einen Blick auf das Familienleben, so haben im allgemeinen die Bannars nur eine Frau; doch ist die Polygamie nicht verboten, und reiche Leute haben zuweilen zwei oder drei Frauen. Aber in diesem Falle muß der Mann der legitimen Frau, die immer den ersten Rang behält, die Peukra, d. h. einen Büffel, ein Schwein und andere Waren als Entschädigung geben, und ihre Kinder haben immer den Vortritt vor denen der andern Frauen. Sollte später die Familie in Schulden geraten und es notwendig werden, ein Glied der Familie zu verkaufen, um den Gläubiger zu befriedigen, so wird man immer zuerst nach den Konkubinen und ihren Kindern greifen. Die Frau muß alle Arbeiten des Haushaltes besorgen. In der Familie haben die Eltern mehr oder weniger Autorität, je nachdem es den Kindern beliebt. Nie wird der Vater den Gehorsam der Kinder erzwingen. Körperliche Züchtigungen sind unbekannt. Die Kindertötung ist im allgemeinen nicht im Gebrauch. Doch gibt es einige Stämme, bei denen die junge Mutter ihr erstes Kind durch Abortus tötet. Das geschieht ganz offen und gilt als eine zu Recht bestehende Sitte, die den Missionären bei ihrem Bekehrungswerk große Schwierigkeiten bereitete [3].

Als Kleidung tragen die Männer den Keupén, d. h. einen langen Wollengürtel, der zwischen den Beinen durchgezogen und mehrmals um die Lenden gewunden wird; das eine Ende des Gürtels hängt vorn herunter und das andere an der Seite. Das Hauptkleidungsstück der Frauen besteht in einem einfachen Stück Tuch, das um die Hüften festgebunden wird und fast bis zu den Knien herabreicht. Die Brust bleibt bei Männern und Frauen meist offen; doch tragen beide Geschlechter eine ärmellose, vorn offene Weste. Dazu kommen noch verschiedene Schmucksachen, durch die besonders die jungen Leute ihrer Schönheit aufzuhelfen suchen.

Die Sitten der Bannars werden uns als einfach und rein geschildert. „Jede verbrecherische Handlung wird nicht bloß durch die allgemeine Mißbilligung gebrandmarkt, sondern auch durch strenge und verdemütigende Strafen, wie z. B. Sklaverei und Verbannung der Übeltäter, geahndet.“ [4] Sogar der

[1] Annales de la propagation de la foi XXVII 432 und Missions catholiques 1884, 465.

[2] Annales de la propagation de la foi XXVII 433—435.

[3] Missions catholiques 1884, 81.

[4] Annales de la propagation de la foi XXVII 420. Dourisboure, Les sauvages Ba-hnars 300.

Selbstmord, der zuweilen vorkommt, hat einen eigenen Artikel im Strafgesetzbuch der Wilden: wer sich desselben schuldig gemacht, wird in einem verborgenen Winkel des Waldes, fern von den Gräbern seiner Brüder, beerdigt, und alle, die bei seinem Begräbnis mithelfen, müssen sich nachher einer besondern Reinigungszeremonie unterziehen, weil sie sich eine Verunreinigung zugezogen haben.

Leider mischt sich der lächerlichste Aberglaube in alle Verhältnisse der Wilden und gibt zu vielen Streitigkeiten und Kriegen Veranlassung. Jedes Unglück wird der Zauberei eines boshaften Menschen zugeschrieben, und der Schuldige muß durch Zauberkünste entdeckt werden, was zu vielen ungerechten Anklagen führt. Behauptet der Angeklagte, es geschehe ihm unrecht, und verweigert er die geforderte Genugtuung, so nimmt man zu Zauberkünsten oder zu einer Art Ordal seine Zuflucht: der Ankläger und der Angeklagte müssen sich beide mitten in einen Fluß hineinstellen und mit dem Kopfe untertauchen. Wer es länger aushält, hat die Wahrheit auf seiner Seite. Erhebt der Angeklagte zuerst sein Haupt, so ist er des angeklagten Verbrechens schuldig und muß die von einem Schiedsgericht verhängte Strafe erdulden; gelingt es ihm aber, den Kopf länger im Wasser zu halten, so gilt der Ankläger als ein Verleumder und muß Genugtuung leisten. Die Wilden glauben wirklich, „der Geist" werde dem Schuldigen nicht gestatten, den Kopf länger im Wasser zu halten als dem Unschuldigen.

Die politischen Angelegenheiten werden bei den Bannars in sehr patriarchalischer Weise geregelt. Jedes Dörfchen ist unabhängig, bildet eine kleine Republik für sich und wird von einem aus den einsichtigsten Greisen gebildeten Senat geleitet. Die Beratungen finden in höchst ungezwungener Weise statt. Jeder hat das Recht, ohne jemand zu fragen, frei und offen seine Ansicht zu äußern; doch sprechen die Jünglinge selten, meistens hören sie schweigend den Worten der Alten zu. Die Bannars lieben die Freiheit leidenschaftlich und dulden hierin keine Beeinträchtigung. Sie zahlen niemand Tribut und halten jedes tributpflichtige Volk für sklavisch.

Eine Eigentümlichkeit der Bannars ist der Freundschaftsbund. Die Verwandtschaft gilt ihnen als etwas so Heiliges, daß es unter keinem sonst noch so gerechten Grund erlaubt sein kann, gegen einen Verwandten Krieg zu führen. Die öffentliche, feierliche Eingehung des Freundschaftsbündnisses gilt aber der Verwandtschaft gleich. Sie geschieht in mehrfacher Weise; die gebräuchlichste ist folgende: Zwei oder drei Wilde, welche mit den Absichten der zukünftigen Freunde bekannt sind, machen die Zwischenhändler. Sie erscheinen abwechselnd bei beiden und fragen sie wiederholt, ob sie wirklich die Absicht haben, sich gegenseitig Freundschaft zu schwören. Auf deren bejahende Antwort lassen sie sich von jedem einen Krug Reiswein und ein Huhn geben. Eines von den beiden Hühnern wird gebraten, dann zerschneiden die Zwischenhändler das Herz, die Leber und die Schenkel in zwei Teile und überreichen jedem der Freunde einen Teil. Zugleich werden zwei Bambusrohre in einen von den Krügen gesetzt. Bevor nun die Freunde trinken, ruft einer der Zwischenhändler mit feierlicher Stimme ungefähr folgendes: „Erinnert euch und vergesset nie, daß ihr heute Brüder werdet; die Freunde des einen sind die Freunde des

andern; die Verwandten des einen die Verwandten des andern. Sollte einer von euch das Unglück haben, den Bruder zu verraten, so möge ihn der Blitz zerschmettern, er möge in die Sklaverei versinken, er möge elend sterben, und sein Leib möge des Begräbnisses entbehren und den Fischen im Wasser oder den Raben des Waldes zur Beute werden" usw. Dann essen und trinken die beiden Freunde, und der Freundschaftsbund ist geschlossen. Der Missionär Dourisboure erzählt, daß ein Bannar mit einem Diener der Mission den Freundschaftsbund einging und seit jener Zeit in allen Wechselfällen und bei den größten Schwierigkeiten den Missionären unverbrüchlich die Treue bewahrte und sie beständig beschützte [1].

„Der Diebstahl ist bei den Bannars unbekannt oder kommt wenigstens äußerst selten vor." [2] Gefundene Sachen erstatten sie dem Eigentümer, fordern aber hohen Finderlohn. Für wie schimpflich der Betrug gehalten wird, geht z. B. daraus hervor, daß ein Wilder, der einst die Missionäre hintergangen hatte und ertappt wurde, sich zwei Jahre lang nicht mehr bei ihnen sehen zu lassen wagte. Die Entheiligung der den Geistern geweihten Sachen sehen sie als ein schweres Vergehen an, das die Geister mit schrecklichen Strafen züchtigen.

Wahrhaft rührend sind die Züge treuer und selbstloser Anhänglichkeit an die Missionäre, die uns Dourisboure von einem Eingebornen namens Hmur erzählt. Hier nur einer, der für die sittlichen Begriffe der Bannars charakteristisch ist. Mehrere Wilde hatten beschlossen, die Missionäre zu töten. Am Vorabende des Tages, an dem der Mord ausgeführt werden sollte, war großes Fest im Gemeindehause, das sich in der Mitte eines jeden Weilers befindet. Hmur, der wegen seines Mutes bekannt und allgemein geachtet war, führte die Missionäre auch zum Fest. Lange schon hatte die Festfeier gedauert, als Hmur sich plötzlich mitten in der Versammlung erhob und mit Donnerstimme den Wilden zurief: „Ich habe gehört, daß man mir ein Verbrechen daraus macht, der Freund dieser Annamiten (so wurden die Missionäre und ihre Gehilfen genannt) zu sein, und man tadelt mich, weil ich sie heute zur Teilnahme an unserem Feste eingeladen habe. Warum haben sie denn Feinde unter uns? Was haben sie uns Übles getan? Welches Unrecht haben sie begangen? Wenn sie euern Reis gegessen, so haben sie ihn bezahlt, niemand hat euch gezwungen, denselben zu verkaufen. Ist auch nur einer unter euch, vom kleinsten Kind bis zum Ältesten, dem sie das geringste Unrecht zugefügt haben? Stehet auf, ihr, die ihr nur im geheimen zu reden, in die Ohren zu flüstern wagt. Ihr Feiglinge, wenn jemand mir zu antworten wagt, so erhebe er sich. Ja, ich sage es vor dem ganzen Dorfe, daß ich diese Fremden liebe, weil sie gut sind, ich allein lasse ihnen Gerechtigkeit widerfahren." Dann schwor er mit einem brennenden Stück Holz in der Hand dem Rädelsführer Haß. Durch dieses Auftreten wurden die Mörder so eingeschüchtert, daß sie ihr Vorhaben aufgaben [3].

Von demselben Hmur sagt Dourisboure: „Oft wenn ich daran dachte, wie ehrlich, gerecht, wahrheitsliebend und dienstfertig Hmur sei, fiel mir das

---

[1] Dourisboure, Les sauvages Ba-hnars 22 ff. [2] Ebd. 81.
[3] Ebd. 65—67.

Wort des hl. Thomas ein, Gott werde einem Manne, der sein ganzes Leben hindurch die Vorschriften des natürlichen Sittengesetzes beobachtet, eher einen Apostel schicken, als ihn ohne Taufe sterben lassen. In diesem Falle war Hmur. Haß der Ungerechtigkeit, natürliche Liebe zur Wahrheit und Edelsinn sind bei den Heiden nicht so selten, daß sich nicht manche Beispiele anführen ließen. Aber selbst in verborgener Einsamkeit keusche Sitten bewahren, schlechte Gedanken und schuldbare Begierden von seinem Geiste und Herzen fernhalten, ist eine Erscheinung, die man unter Nichtchristen selten antrifft. In Bezug auf diesen Punkt nun sagte Hmur einem Missionär, der ihm die Pflicht der Keuschheit selbst in Betreff der Gedanken und Worte darlegte: O Vater, hierin weiß ich schon lange, was in Gedanken und Werken erlaubt ist. Früher, in meiner Jugend, wenn ich auf meinem Wege einem Mädchen begegnete, so wendete ich meine Blicke ab, um keine schlechten Begierden in mir aufkommen zu lassen." [1]

Bezeichnend für die Strenge, mit der die Bannars auf die Keuschheit halten, ist der Umstand, daß nur Mann und Frau mit den kleinen Kindern um denselben Herd schlafen. Die etwas größeren Mädchen schlafen in einem getrennten Winkel, und die Jünglinge vom 13. Altersjahre an bis zur Heirat müssen das Gemeindehaus inmitten des Dorfes bewohnen [2].

Zur Vervollständigung unseres Bildes lassen wir noch einen Zug folgen, der die Ansichten des Bannars in Bezug auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern beleuchtet. Einst fragte ein Wilder namens Lam den Missionär, ob seine Eltern noch lebten, und als dieser es bejahte, fragte Lam weiter, warum er sie denn verlassen habe. „Um dich im Glauben zu unterrichten", entgegnete der Missionär. Lam: „Aber später wirst du doch nach Europa zurückkehren?" Missionär: „Nein, ich werde bis zum Tode hier bei euch bleiben." Lam: „Aber dann bist du undankbar. Du liebst deine Mutter nicht." Der Missionär hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, wie sein Verhalten mit der Liebe und Dankbarkeit gegen seine Mutter recht wohl vereinbar sei [3].

Ich glaube, diese wenigen Angaben genügen, um uns fühlen zu lassen, daß wir uns bei den Bannars in Bezug auf die sittlichen Anschauungen ganz auf heimischem Boden befinden.

7. Die Selungs im Mergui-Archipel.

Über die Selungs im Mergui-Archipel, im Süden von Birma, schreibt der Reisende Adolf Fischer [4]:

Die Selungs sind Wassernomaden, die im genannten Archipel umherirren. Außer der Regenzeit halten sie sich selten mehr als acht Tage am selben Orte auf. Die ersten Selungs, die Fischer antraf, verkrochen sich wie scheue Hunde in ihre Hütten, aus denen sie fürs erste nicht zu locken waren; sie sahen ver-

---

[1] Ebd. 127.
[2] Annales de la propagation de la foi XXVII 417. Missions catholiques 1884, 82.
[3] Dourisboure a. a. O. 95.
[4] Zeitschrift für Ethnologie, 33. Jahrg., Berlin 1903, 966 ff.

hungert aus. Um ihre Körper hatten sie von der Hüfte bis zu den Knien reichend ein rohes Gewebe, das sie von den Chinesen einhandeln, geschlungen, sonst trugen sie weder Schmuck noch Waffen. Die Lager bestehen meist aus einigen Hütten. Das erste Lager, das Fischer sah, bestand aus einem Dutzend erbärmlicher Hütten, und zwar aus in die Erde gerammten Pfählen, über die als Fußboden in Manneshöhe unbehauene Zweige gebreitet lagen. Feste Wände oder ein Dach haben diese Quartiere nicht; beide bestehen aus geflochtenen Matten oder aus aneinandergehefteten Palmblättern. Da die Selungs beim Wechseln der Lagerplätze das Gerippe ihrer Hütten stehen lassen und nur die vortrefflichen Matten, die ein beliebter Handelsartikel sind, mitnehmen, so vollzieht sich die Mobilmachung in ein paar Minuten.

Ihrer physischen Beschaffenheit und ihrer Sprache nach gehören die Selungs zur malayischen Rasse. Sie sind von schokoladebrauner Farbe, viel dunkler als die Birmanen. Authentisches über ihre Herkunft weiß man nichts. Sie gelten als die Ureinwohner Sumatras, die von einer tatkräftigen Rasse aus ihrer Heimat verdrängt und in den weltentlegenen Mergui-Archipel verschlagen wurden. Fischer spricht ihnen die Zivilisationsfähigkeit ab, weil wiederholte Versuche der englischen Regierung, sie seßhaft zu machen und zu heben, mit wenigen Ausnahmen fehlschlugen. Aber schon diese Ausnahmen widerlegen seine Behauptung, denn diese Ausnahmen gehörten doch auch zur Rasse; es fragt sich sodann, wie diese Versuche angestellt wurden; nur durch Vermittlung der Religion lassen sich diese Söhne der Wildnis für die Zivilisation gewinnen.

Das einzige Haustier der Selungs ist der Hund, der ihnen als Wach- und Jagdhund dient. Sie kennen weder Tierfallen noch Bogen noch sonst eine Waffe, ausgenommen den an einer langen Stange befestigten eisernen Dreizack, mit dem sie auch, da sie keine Netze haben, Fische und Schildkröten spießen und dem vom Hunde halbtot gebissenen Wild den Garaus machen. In unförmigen irdenen Töpfen kochen sie wildwachsende Knollenfrüchte, die sehr nahrhaft sind. Ihre Boote bestehen aus einem massiven, ausgehöhlten Baumstamm, der durch ein Feuer unterhalb desselben erhitzt und durch Eintreiben von Querhölzern ausgeweitet wird. Ein Feuerplatz in der Mitte fehlt in keinem dieser Fahrzeuge, da dasselbe die beständige Wohnstätte der Selungs ist. Das Segel besteht aus mehrere Meter langen, horizontal laufenden Blattstreifen einer Pandanusart, die durch Bambussplitter aneinandergeheftet werden. Das Ruder ist breit, läuft aber lanzenförmig zu.

In Bezug auf die Religion sagt Fischer: „Religiöse Begriffe fehlen den Selungs; nur dunkle Vorstellungen von bösen Geistern beherrschen sie.“ [1] Wenn in diesem Satze das Wort Religion nicht in einem unzulässig engen Sinn genommen wird, enthält er einen Widerspruch. Das wird noch klarer, wenn man beachtet, was er kurz vorher schreibt. „Dicht beim Lager erhob sich aus einer mächtigen Gruppe von Euphorbien ein großer, mehrere Meter an Umfang messender Baum, silk cotton tree, ein Prachtexemplar, das mit Tausenden sternförmiger, purpurroter Blüten bedeckt war. Um denselben hingen bunte Zeuglappen an Stöcken; diese Lappen und Fähnchen waren den Nats, den

[1] Zeitschrift für Ethnologie, 33. Jahrg., 974.

Geistern, dargebrachte Opfer; denn die Selungs versuchen Krankheiten durch Geisterbeschwörungen zu heilen. In jedem Familienverband, der oft mehrere Dutzend Familien umfaßt, gibt es solche, denen die Gabe zugeschrieben wird, die bösen Geister zu beeinflussen. Um den Kranken wird eine Art Teufelstanz aufgeführt. Hat er Erfolg, so entflieht der Krankheitsteufel durch den Arm und geht auf denjenigen über, der ihn austrieb. Um aber diesen Wanderteufel, der sehr durstig ist, unschädlich zu machen, trinkt der zuletzt von ihm Besessene eine Unmenge Samshu; denn erst mit dem Rausch verzieht sich der Unhold."

„Was das Familienleben dieser primitiven Menschen betrifft, so behandeln sie ihre Frauen keineswegs roh, sondern mit einem gutmütigen Stumpfsinn. Für ihre Kleinen hegen sie sichtlich einen gewissen Grad von Zärtlichkeit und Anteilnahme, für ihre Schwerkranken hingegen mangelt ihnen jedes Mitgefühl; sie betrachten dieselben nur als unnützen Ballast, dessen sie sich entäußern können. In einem mit Proviant versehenen Boot setzen sie den Kranken auf eine Insel aus und überlassen ihn dann seinem Schicksal. Gesundet er, so kann er wieder zu den andern stoßen." Jedes Mitleid mit den Kranken kann ihnen aber doch nicht fehlen, sonst würden sie keine Teufelstänze und Beschwörungen anwenden, um sie zu heilen. Daß sie den Kranken, wenn die Beschwörungen nichts helfen, im Stiche lassen, ist leicht erklärlich, da sie keine andern Heilmittel kennen und das Mitschleppen der Unheilbaren ihnen bei ihrem Wanderleben sehr hinderlich wäre.

Stirbt ein Selung im Lager, so wird er nicht bestattet, sondern tief im Dickicht auf einem aus rohen Stämmen verfertigten Rost ausgesetzt, um den wilden Tieren als Speise zu dienen.

„Außer zur Trunksucht neigt der Selung zu keinen Exzessen. Nach unsern Begriffen ist sein sexuelles Leben ein geregeltes, normales. Vielweiberei verbieten schon die Nahrungssorgen. Die Menschen vegetieren stumpfsinnig, leidenschaftslos dahin. Eheschließungen vollziehen sich bei diesen Insulanern in äußerst einfacher Weise. Gewöhnlich bringt der Werber im Namen seiner Eltern den Eltern seiner Auserwählten ein von den Chinesen eingehandeltes Stück Zeug, dem Mädchen selbst aber schenkt er Tabak, Blätter für Matten und ähnliches. Gaffend und schwatzend, von den Chinesen eingehandelten Samshu in Menge trinkend, umsitzen alle zum Familienverband Gehörigen das Paar, das von nun an als zusammengehörig betrachtet wird. Falls der junge Ehemann noch kein eigenes Boot hat, bleibt er einstweilen in dem seiner Schwiegereltern." [1]

8. Die Eingebornen der Halbinsel Malakka.

Die malaiische Halbinsel wird durch eine von Norden nach Süden laufende Gebirgskette in zwei Hälften geteilt. In den Tälern und an den Abhängen dieses Gebirges leben zahlreiche eingeborne Stämme, die oft mit dem allgemeinen Namen Orang-Utan (Menschen des Waldes) bezeichnet werden. Je nach dem Wohnort werden sie oft unterschieden in Orang-Bukit (Menschen der Berge), Orang-Darat (Menschen des festen Landes), Orang-Laut (Menschen des Meeres),

[1] Ebd. 975.

Orang-Liar (wilde Menschen) usw. Einzelne Notizen über diese verschiedenen Völker besaß man schon seit langem sowohl von Missionären als von Reisenden; aber erst in neuester Zeit haben die Engländer W. W. Skeat und Ch. O. Blagden teils auf Grund eigener Forschungen teils mit Benutzung der gesamten vorhandenen Literatur eine Monographie über die einzelnen Stämme veröffentlicht, die uns ein ziemlich zuverlässiges Bild derselben liefert[1].

Man kann diese Stämme in drei physisch und sprachlich verschiedene Gruppen einteilen: die Semangs, die Sakais und die Jakuns, die aber alle wieder in verschiedene Unterabteilungen zerfallen. Die Semangs bewohnen vorwiegend den Norden, die Sakais das Zentrum und die Jakuns den südlichen Teil der Halbinsel. Doch sind sie weder lokal noch ethnologisch immer genau unterschieden. Die Semangs nennen sich selbst auch Meni oder Mendi; zu ihnen gehören die Pangans an der Ostküste. Sie haben negerartigen Typus und werden deshalb als Negritos bezeichnet. Die Sakais werden zur dravido-australischen Rasse gerechnet, und die Jakuns sind malaiischer Abstammung oder wenigstens stark mit malaiischem Blute vermischt.

Man hat wiederholt behauptet, viele Stämme der Halbinsel verschmähten jedes Kleidungsstück. Das ist nach Skeat-Blagden eine Behauptung, für die jeder Beweis fehlt und der die Eingebornen selbst widersprechen. Wohl gehen die Kinder bis zum Alter der Pubertät vollständig nackt, aber die Erwachsenen tragen alle eine Hülle: die Männer einen Gürtel, der vorn herunterhängt und eine Art Schürze bildet, die Frauen ein breites Lendentuch (sarong), das um die Hüften gewunden wird und bis zu den Knien herabreicht[2].

Ein großer Teil der wilden Malakkastämme sind Nomaden; manche bleiben selten mehr als drei oder vier Tage an demselben Ort, d. h. gerade so lang, als ihnen die Umgegend eßbare Pflanzen und Wild bietet. Einige Stämme leben auch von Reis; da sie aber mit eigenem Anbau ihren Bedarf nur zum geringen Teil decken, müssen sie denselben gegen Umtausch ihrer Dschungelprodukte kaufen. Messer und Gabel sind unbekannt; als Trinkgeschirre dienen Bambusgefäße, Kürbisse oder Kokosnußschalen oder auch — bei einigen zivilisierteren — irdene Gefäße. Bei allen Stämmen essen die Frauen und Mädchen erst, nachdem die Männer die Mahlzeit beendigt haben.

Die Hütten, in denen die Semangs wohnen, gleichen denen der Andamaner und bestehen aus Palmblättern, die in einem Kreis oder Halbkreis in den Boden gesteckt und oben miteinander verbunden sind; meistens errichten sie diese Hütten auf dem flachen Boden, während die Sakais und die Jakuns die ihrigen nicht selten auf hohen Pfosten in der Luft herstellen. Die Semangs benutzen zuweilen Felsenhöhlen zur Wohnung. Manche Jakuns bauen — wahrscheinlich aus Furcht vor wilden Tieren — ihre Hütten auf hohen Bäumen, in der Höhe von 60 und mehr Fuß. Man steigt auf einer Leiter hinauf. Diese Hütten, schreibt ein Missionär[3], sind so eng, daß ein Fremder nur auf Kosten eines Familiengliedes zugelassen werden kann.

---

[1] Walter William Skeat, M. A., and Charles Otto Blagden, M. A., Pagan Races of the Malay Peninsula, 2 Bde, London 1906.

[2] Ebd. I 21 ff.

[3] In den Annales de la propagation de la foi XX 428—429.

Bisher haben wir einen allgemeinen Überblick über die Malakkastämme gegeben, im folgenden wollen wir die drei oben genannten Gruppen gesondert betrachten, da sie mancherlei Verschiedenheiten zeigen, besonders in religiöser Beziehung.

I. Die Semangs.

Der Häuptling jedes Semangstammes heißt heute „Pelima". Früher scheint es auch größere Häuptlinge gegeben zu haben, die einen weitreichenden Einfluß ausübten und „Puttos" genannt wurden. Heute ist dieser Name verschwunden. Der letzte „Große Häuptling" (Pelima Besar) des Kedakstammes hieß, so wurde Skeat versichert, „Pelima Chiak". Er galt als unverwundbar und hatte deshalb großen Einfluß. Einst band er einen Malaien, der einen Semang ermordet hatte, für zwei oder drei Monate an einen Baum, bis eine Blutstrafe von 23 Dollar bezahlt wurde. Der Pelima ist auch heute noch der Hauptmedizinmann des Stammes. Praktisch ist seine Autorität die eines Familienhauptes, nur daß die Familie oft eine ausgedehntere Bedeutung hat und den ganzen Stamm umfaßt.

Verbrechen sind, wie es scheint, unter den Semangs sehr selten. Nach den Angaben eines Pelima wurde der Diebstahl eines Blasrohrs mit einer Buße von 5 Dollar, der eines Bogens mit 6, der eines Gewehres mit 10, die Entführung einer verheirateten Frau mit 40 Dollar bestraft. Die letztgenannte Strafe wurde auch über den Mord verhängt. Konnte der Schuldige nicht bezahlen, so wurde er mit einem Rohr geschlagen oder an einen Baum gebunden, bis die Strafe bezahlt war. Der Mann, der einen Stammesgenossen betrog, mußte, solange er Geld hatte, die Buße bezahlen, sonst aber sich von allen Stammesgliedern schelten lassen. — Die früheren Puttos der Semangs in Perak hatten auch die Pflicht, die Unterhäuptlinge zu wählen und ihr Volk in der Religion zu unterrichten[1]. Entsteht zwischen mehreren Dörfern ein Streit, so halten die Häuptlinge der betreffenden Dörfer eine Versammlung, zu der sie auch einige andere in der Angelegenheit erfahrene Männer beiziehen, und suchen auf diese Weise den Streit zu schlichten.

Unter den Stammesgenossen herrscht vollständige Gleichheit, und Kasten sind unbekannt; selbst der Häuptling steht — außerhalb seiner offiziellen Verrichtungen — den andern gleich. Jede Familie hat all ihr Eigentum im Gemeinbesitz[2].

Die Ehe wird bei den Semangs durch eine Art rituellen Kauf geschlossen, dem gemeiniglich eine Mahlzeit folgt, an der neben den beiden Brautleuten ihre Verwandten und der Häuptling des Stammes als Zeugen teilnehmen. Zuweilen besteht die Heirat auch bloß in dem Kauf. Trotz dieser spärlichen Zeremonien darf man aber, sagen Skeat-Blagden, nicht glauben, „daß bei den Semangs die Ehe nicht als im höchsten Grade bindend angesehen werde; das gerade Gegenteil ist der Fall. Die Semangs leben, so viel ich erfahren konnte, gewöhnlich in Monogamie, und es ist mir nicht gelungen, auch nur einen Beweis für die mehr als einmal geäußerte Behauptung zu finden, daß ihre Frauen

[1] Skeat-Blagden a. a. O. I 498. [2] Ebd. I 499.

wie das sonstige Eigentum Gemeinbesitz seien. Diese Meinung über den lockern Charakter des Ehebandes bei den Negritos ist möglicherweise deshalb aufgekommen, weil den jungen Leuten vor der Ehe, wie es scheint, die größte Freiheit gestattet ist; aber alles spricht dafür, daß die Semangs, Männer und Frauen, wenn sie einmal verheiratet sind, einander im höchsten Grade treu und daß Fälle von Untreue äußerst selten sind. Daß die eheliche Untreue sehr verabscheut wird, erhellt aus der strengen Bestrafung derselben." [1] Bei den Kedak-Semangs konnte der Ehebruch mit dem Tode bestraft werden; doch wurde die Strafe oft in eine Geldbuße von 40 Dollar umgewandelt. — Totemismus bestand bei den Semangs nicht.

Die Negritos zeigen wenig Furcht vor den Geistern der Verstorbenen. Heute besteht bei ihnen zur Beisetzung der Toten die einfache Beerdigung; als ehrenvoller jedoch gilt die Aussetzung auf Bäumen, die den großen Zauberpriestern (B'lians) zu teil wird, damit sie auf diese Weise im stande seien, über den Kopf der schrecklichen Gestalt hinüberzufliegen, die den Weg in das Paradies der Wilden versperrt. Beim Tode werden die Pangans oder östlichen Semangs gebeten, nur an ihre verstorbenen Ahnen zu denken und die lebenden Freunde zu vergessen [2]. Bei der Beerdigung wird die Leiche auf ihre rechte Seite gelegt, und die Beine werden gekrümmt. Einige Kokosnußschalen, mit Reis oder Wasser gefüllt, werden neben die Leiche gestellt. Über der Leiche werden Querstangen schief in die Wände des Grabes eingesteckt und mit Blättern bedeckt, so daß sie eine Art Dach bilden und beim Auffüllen des Grabes die Erde verhindern, unmittelbar auf die Leiche zu fallen. Bei den meisten Semangs wird dem Toten von einem untergeordneten Häuptling (Sna-hut) ein mit verschiedenen Zeichen bemalter Bambus mitgegeben, damit er ihm jenseits des Grabes als Zeugnis für sein Verhalten in diesem Leben diene. Dieser Bambus wird am Gürtel des Verstorbenen befestigt. Ist kein Sna-hut in der Nähe, so wird der Tote ohne Bambus begraben; dieser wird aber später durch ein tiefes Loch in das Grab hinuntergelassen. Die Seele muß im Leibe bleiben, bis der Begräbnis-Bambus ankommt, da sie sich bewußt ist, nichts getan zu haben, was die Verweigerung desselben rechtfertigen könnte. Doch wenn die Seele nicht ziemlich bald das Grab verläßt, wird Kari (der Gott der Wilden) ungeduldig und sendet Donner und Blitz, um die säumige Seele voranzutreiben, und obwohl die Eingebornen die genaue Wirkung dieser Langsamkeit nicht kennen, glauben sie doch, daß die Seele dafür büßen müsse. Deshalb wird auch keine Zeit verloren, um möglichst bald einen Grab-Bambus zu erlangen, von denen der Sna-hut immer einige bereit liegen hat. Ist der Tote ein erwachsener Mann, so zeichnet der Sna-hut dessen Namen in den Bambus, bevor er ihn den Verwandten übergibt.

Wurde eine unschuldige Seele durch Zufall oder Bosheit des Grab-Bambus beraubt, so konnte sie denselben von Kari fordern, und hielt der Sna-hut den Bambus ungerecht zurück, so traf ihn Karis Blitz und schleuderte ihn hinunter in die Hölle. Dem Leichnam einer Frau wurden außer dem Bambus

[1] Skeat-Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula II 55—56.
[2] Ebd. 91.

auch alle ihre Kämme mitgegeben; dem eines Mannes alle seine Köcher und seine Zauber-Bambus[1].

Kommen wir zur Religion der Semangs, so ist sicher, daß sie einen Donnergott (Kari) und verschiedene untergeordnete Götzen anerkennen. Doch haben sie wenig religiöse Zeremonien, und ihr Glaube besteht hauptsächlich in Mythen und Legenden; anderseits haben sie merkwürdig wenig Spuren von Dämonenverehrung, sehr geringe Furcht vor den Geistern der Toten und noch weniger irgend eine Art animistischen Glaubens.

Der Hauptgott der Semangs, Kari (kare = Donner), ist von übernatürlicher Größe, aber unsichtbar; er wird zwar nicht ausdrücklich als unsterblich bezeichnet, aber er hat immerwährend vom Anfang der Welt an gelebt. Er hat alles geschaffen, außer der Erde und den Menschen, und als Ple die letzteren geschaffen hatte, gab Kari ihnen Seelen. Er ist allwissend, wenigstens weiß er es, wenn die Menschen Böses tun, und er ist allmächtig. Die Begehung gewisser Handlungen erzürnt ihn, doch zeigt er zuweilen Mitleid und redet mit Ple zu Gunsten der Menschen, wenn der letztere (ihr unmittelbarer Schöpfer) erzürnt ist. Kari ist ferner der höchste Richter der Seelen, und da er der Geber des Lebens ist, so muß er dasselbe auch zerstören. Wenn er erzürnt ist, erschlägt er die Menschen entweder direkt durch den Blitz oder durch Vermittlung eines Tieres, das Tinjui heißt. Doch kommt das selten vor, da er gewöhnlich das Töten seinen Boten überläßt. Er verlangt zuweilen Blutopfer, macht aber keinen Gebrauch davon. Für die Darbringung dieses Opfers ist eine Gebetsformel vorgeschrieben, und diese ist das einzige Beispiel eines Gebetes, das die Semangs an ihn richten.

Von Ple, dem zweiten Gott, ist wenig bekannt. Er hat unter der Leitung Karis die Erde und die Menschen geschaffen. Kult hat er gar keinen. Merkwürdig ist, daß Skeat trotz aller seiner Nachforschungen von den beiden genannten Gottheiten (Kari und Ple) nichts erfahren konnte; dagegen erzählten ihm die Semangs von „Ta-Pönn" (Gaffer-Pönn), einem sehr mächtigen und wohlwollenden Wesen, das als der Schöpfer der Erde beschrieben wurde; niemand stehe über ihm. Dieser Ta-Pönn soll der Mann des Mondes sein und im östlichen Himmel mit der Krähe, dem Mann der Sonne, wohnen. Er hat vier Kinder und auch eine Mutter. Sein großer Feind ist Kakuh, ein sehr gefährliches Wesen, das im Westen lebt[2]. Sollte dieser Ta-Pönn nicht der Kari unter anderem Namen sein? Es wäre jedenfalls nötig, den Götterglauben der Semangs noch eingehender zu erforschen. Sie reden auch davon, daß die Menschen ursprünglich unsterblich waren; aber als sie sich zu sehr vermehrten und den Unwillen Karis erregten, wurden sie mit Krankheiten und Tod heimgesucht.

Nach den Pangans (östlichen Semangs) hat jeder Mensch eine Seele von der gleichen Gestalt wie er selbst. Diese Seele ist rot wie Blut und so groß wie ein Maiskorn. Die Semangs glauben, daß den Menschen in der verschiedensten Weise die Seelen verschafft werden, durch Tiger, Vögel, Fische usw. Die Seele des B'lian (Priesters, Häuptlings, Zauberers) geht nach dem Tode in den Leib

[1] Ebd. 94. [2] Ebd. 210.

eines wilden Tieres (Elefanten, Tigers usw.). Hier bleibt sie, bis das Tier stirbt, dann wird sie in den oberen Himmel zugelassen. Die Seelen der gewöhnlichen Leute müssen nach dem Tode auf einer Baumbrücke über einen siedenden See setzen. Die Bösen gleiten auf dieser Brücke aus, fallen in den See und werden dann in verschiedene weniger einladende Paradiese verteilt. Die westlichen Semangs behaupten, die Seelen der alten und weisen Leute ziehen in ein Paradies, wo herrliche Fruchtbäume der verschiedensten Art wachsen; aber um dahin zu gelangen, müssen sie über eine Brücke gehen, die aus einem Baumstamm besteht. Am Ende dieser Brücke steht ein schreckliches Ungeheuer, welches manche Seelen derart mißhandelt, daß sie vor Schrecken in den siedenden See darunter fallen. Umsonst suchen sie an den glatten Seiten des Sees herauszuklettern. Nach dreijährigem Todeskampf hält ihnen der Herrscher des Fruchtbaumhimmels die große Zehe hin, an den sie sich anklammern und so herausgezogen werden. Die gewöhnlichen Leute gehen auf einem langen Wege am See entlang in ein Land mit Schraubenbäumen (Pandanus); hier ist ein Loch, in welches die Sonne während der Nacht fiel. Die, welche etwas Böses getan hatten, kamen, obwohl sie auf derselben Straße wie die andern gingen, nicht an denselben Bestimmungsort, sondern wurden gezwungen, nach Norden zu ziehen, über einen See und in ein Land, wo abwechselnd zwei Monate lang Tag und ein Monat lang Nacht ist.

Der Bericht Vaughan-Stevens', der vielleicht am meisten zur Erforschung der Eingebornen Malakkas geleistet hat, lautet etwas verschieden. Alle Seelen gehen geradeswegs zu Kari, um ihren Urteilsspruch zu empfangen. Gute Seelen gehen in die Gegend des Sonnenunterganges; aber der Eingang zum Paradiese (Seap[n]) und der zum Reinigungsort (Belet) liegen nahe beieinander. Der Eingang zum Reinigungsort heißt Sonnenuntergang; der Reinigungsort selbst ist eine riesige, von Felsen umgebene Höhle im Gebirge „Huya" am Ende der Welt. Gute Seelen übersteigen diese Felsenwälle und gelangen auf die andere Seite der Welt, wo sie mit den Chinoi, den Dienern Karis, zusammenwohnen. Der Herrscher des Reinigungsortes ist ein gewisser Kamoj (eine schwarze, ungeheure und schreckliche Gestalt), der die an Kälte, Hunger und Durst leidenden und wandernden Seelen mit einer schweren Keule schlägt. Am Eingang des Paradieses steht unter andern ein Tier, welches die Seelen der schlechten Semangs nicht eintreten läßt[1].

So unklar und verworren alle diese Angaben sind, so viel ergibt sich aus denselben mit Sicherheit, daß die Semangs allgemein eine dunkle Idee von einem Schöpfer und einer jenseitigen Vergeltung von Gut und Bös hatten und haben.

II. Die Sakais.

Bei den Sakais scheint Polygamie zu herrschen. Für die Ehe wird die Einwilligung des Mädchens und ihres Vaters oder, wenn dieser gestorben ist, des ältesten Gliedes der Familie erfordert. Die Braut bringt keine Mitgift mit, der Bräutigam muß dem zukünftigen Schwiegervater verschiedene Geschenke

[1] Skeat-Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula II 207—209.

machen, ein Messer, eine Axt oder Yams, je nach dem Vermögen. In Anbetracht der Geringfügigkeit der Geschenke kann man von einem eigentlichen Kauf der Frau nicht reden. Die Hochzeit besteht darin, daß Braut und Bräutigam, von ihren Verwandten begleitet, sich zum Hause des Stammeshäuptlings begeben. Dieser erkundigt sich nach den Aussichten des neuen Haushaltes, und ist kein Hindernis vorhanden, so erklärt er formell die Ehe für geschlossen; damit ist die Hochzeit zu Ende. Das junge Paar muß nun eine Hütte bauen und eine Lichtung herstellen; inzwischen leben sie auf Kosten ihrer Familien. In einigen Orten besteht auch der Hochzeitsgebrauch, daß Braut und Bräutigam aus derselben Schüssel essen und der kleine Finger der rechten Hand des Mannes mit dem der linken Hand der Frau verbunden wird. An Stelle des Häuptlings erklären wohl auch die beiderseitigen Eltern die Ehe für geschlossen und geben dem jungen Paar Ratschläge für die Zukunft[1]. Von den Selangor-Sakais berichtet Campbell folgenden Hochzeitsgebrauch. Die Verwandten der Brautleute setzten sich rings um einen Ameisenhaufen; nun stellte der Vater der Braut an den Bräutigam verschiedene Fragen: ob er geschickt sei im Gebrauch des Blaserohrs, im Fällen oder Erklettern der Bäume usw. Dann gab der Bräutigam der Braut eine Zigarette und zündete selbst eine an, und nun liefen beide dreimal um den Haufen herum; holte der Mann die Braut ein, so war die Ehe geschlossen; sonst mußte er an einem andern Tage wieder sein Glück versuchen.

Wie es scheint, waren früher Heiraten innerhalb desselben Klans verboten, und die Übertretung dieses Verbotes wurde mit Ausstoßung aus dem Klan bestraft. Im allgemeinen wurde die Abstammung nach dem Vater berechnet. Auch der Totemismus bestand. Die Kinder erbten gewöhnlich das Totem des Vaters. — Ehescheidung scheint leicht gewesen zu sein; doch war sie an gewisse Formen gebunden, und die Kinder blieben immer beim Vater. Der Mann konnte im Falle eines Ehebruchs die Frau und ihren Verführer töten, doch mußte er möglicherweise die Rache der Verwandten fürchten.

Im Unterschied zu den Semangs zeigen die Sakais große Angst vor den Toten. In einzelnen Fällen scheinen sie einfach die Leichen der Verstorbenen im Stiche gelassen und die Flucht ergriffen zu haben. Gewöhnlich aber wurde die Leiche begraben; mit dem Mann begrub man seinen Tabaksbeutel, seinen Holzkasten usw., mit der Frau ihren Kamm, ihr Halsband und die Armspangen. Die Hütte, in dem sich der Todesfall ereignete, wurde unfehlbar niedergebrannt und die Niederlassung aufgegeben, auch mit dem Verlust der stehenden Saat. — Nach P. Ch. Letessier wurde in Selangor der Tote mit den besten Kleidern beerdigt; sein Dolch und sein Messer samt dem Betelblattbeutel wurden auf die Brust des Toten gelegt. War er ins Grab gesenkt, so wurde ihm „zum letztenmal" Tabak (Betelnuß) dargebracht. Am gleichen Tage wurden Reis und Kuchen auf das Grab gelegt; dasselbe geschah am dritten, siebten und hundertsten Tage nach dem Begräbnis. Als Zweck dieser Opfer gab ein Sakai dem P. Letessier an, um von Gott Verzeihung für die Sünden des Verstorbenen zu erlangen; doch verrät diese Antwort vielleicht schon christlichen Einfluß[2].

[1] Ebd. 60. [2] Ebd. 99.

Von der Religion der Sakais schreibt Alb. Grubauer[1]: Sie „kennen eine Religion überhaupt nicht. Das, was so genannt werden könnte, basiert auf reinem Seelenglauben. Sie kennen keinen ‚Toewan Allah' (Gott), der Glaube an Hantus (Geister) beherrscht ihre Vorstellungs- und Denkweise. Überzeugt, daß die Geister ihrer Vorfahren die Wildnis bewohnen, hegen sie vor den Plätzen, wo einer der Ihren begraben, eine abergläubische Scheu." Der erste Teil dieser Darlegung ist nicht richtig[2]. Die Sakais anerkennen eine oberste Gottheit, die unter verschiedenen Namen bekannt ist. Sie heißt Tuhan oder auch Pirman oder Peng und nimmt bei den Sakais ungefähr dieselbe Stelle ein wie Kari bei den Semangs. Tuhan wird zwar nicht ausdrücklich als Schöpfer bezeichnet, aber er herrscht über alles, was existiert, hat Gewalt über Leben und Tod sowohl in Bezug auf das Menschengeschlecht als das Geisterreich. Er weiß es, wenn die Menschen Böses tun; er wird durch die Begehung gewisser Handlungen erzürnt, kann sich aber auch erbarmen. Er ist der höchste und oberste Richter der Seelen. In Schwierigkeiten nehmen die Menschen zu ihm ihre Zuflucht[3]. Außer diesem höchsten Wesen anerkennen die Sakais auch viele Geister und Dämonen. Rahu ist ein drachenartiges Ungeheuer, das dem Monde und der Sonne nachstellt. Bei der Mond- und Sonnenfinsternis machen die Sakais an manchen Orten mit Trommeln, Bambus und Geschrei einen furchtbaren Lärm, um Rahu zu verscheuchen. Auch um die Geister des Donners zu vertreiben, verlassen sie ihre Häuser und schwingen laut schreiend Stangen und Waffen.

Nach dem Tode, sagen die Sakais, wäscht „Granny Lanyut", die Herrscherin der Unterwelt, ihre mit Sünden befleckten Seelen in heißem Wasser, denn die Seelen aller Menschen müssen gereinigt werden. Diese Seelen ziehen nach Neraka (Unterwelt), wo Granny Lanyut, eine Riesin mit ungeheuren Brüsten, weilt. Nachdem diese die Seelen gewaschen, läßt sie dieselben horizontal über die Schneide eines großen Messers wandeln, das über einem Kessel schwebt und ungefähr bis zur Mitte des Kessels reicht. Das Wasser im Kessel wird immer siedend erhalten. Ein Holzblock ragt vom entgegengesetzten Ende des Kessels hervor und erreicht fast die Spitze des Messers; über diesen Zwischenraum müssen die Seelen springen. Schlechte Seelen fallen hinunter, die Guten aber kommen glücklich hinüber und gehen nun in der Richtung des Holzblockes nach der Insel der Fruchtbäume. Hier warten sie, bis ihnen Tuhan einen Freund ihres Geschlechtes sendet, der ihnen den Weg zu den „Wolkenschalen" zeigt. Haben sie keinen Freund, so müssen sie auf die Ankunft einer andern Seele warten, die einen Freund hat. Auf dieser Reise werden die beiden Geschlechter getrennt, und nur Erwachsene dürfen sie machen. Alle Kinder, welchen Alters und Geschlechtes sie auch seien, bleiben bei Tuhan, anstatt zu Granny Lanyut zu gehen[4].

---

[1] In Petermanns Geographischen Mitteilungen LI (1905) 273.

[2] Vgl. Allgem. Missionszeitschrift XXI 367; Skeat-Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula II 178 180 ff.

[3] Skeat-Blagden a. a. O. 179 241.

[4] Ebd. 240. Dieser Unterscheidung liegt offenbar die richtige Meinung zu Grunde, daß die Kinder der Verantwortung noch nicht fähig sind und noch keine Schuld haben.

Die Seelen, die in den siedenden Kessel fallen, werden von Granny Lanyut, sobald sie rein genug sind, herausgefischt, gerieben und auf einen Holzblock gelegt. Erfordern sie dann noch eine weitere Reinigung, so werden sie zum zweitenmal oder, wenn nötig, zum dritten- usw. bis zum siebtenmal in den Kessel geworfen. Sind sie dann noch schwarz, so werden sie von Granny Lanyut wieder auf die Erde gebracht, um dort als Dämonen herumzuwandern, und zwar in der Form, die für ihre begangenen Sünden am meisten paßt. Zwei solche „verlorene Seelen"-Dämonen sind der Dämon Degup und der Grabdämon Hantu Kubur.

Die Dämonen gelten alle wie Granny Lanyut als Strafwerkzeuge Tuhans und sie können nur mit Tuhans Erlaubnis die Menschen angreifen; eine Ausnahme macht nur Degup, der stets die Menschen zu töten sucht. — Der Zauberer allein ist im stande, die Geister und Dämonen fernzuhalten, wenn sie schaden wollen, und zwar auch nur dann, wenn Tuhan (Peng) keinen Grund hat, den Dämonen zu erlauben, Schaden zuzufügen. Ist dies letztere der Fall, so ist der Zauberer machtlos. Für Hantu Kubur werden über den Gräbern der Sakais Opferschalen aufgehängt, in die man Nahrung und Wasser legt; für ihn werden auch Feuer auf dem Grabe angezündet. Die Seele des Verstorbenen ist schon in die Unterwelt gezogen, aber *ihre bösen Taten* wandern noch in Gestalt eines Grabdämons in der Nähe des Grabes, um Gelegenheit zu finden, in einen menschlichen Leib einzukehren. Ein *guter Mensch* gibt ihnen keine Gelegenheit dazu, aber ein *böser Mensch* gestattet ihnen Einlaß und wird dadurch schlechter[1].

Grubauer[2] lobt das Verhalten der Sakais gegen ihn. Zwar war er gleich nach der Ankunft im Dorfe von Neugierigen umringt; als er aber nach der Zubereitung der Mahlzeit anfing zu essen, verließen alle unaufgefordert die Hütte. „Ein Zartgefühl, das Malayen z. B. nicht im Traum einfallen würde." Trotz der Neugierde, mit der sie alles sehen und betasten wollten, „zeigte sich niemand frech und zudringlich, und als ich gegen 10 Uhr kundtat, daß ich müde sei und schlafen wolle, verließen sie sofort willig den Raum". Von ihrem täglichen Leben sagt Grubauer: Die Ehepaare leben in Eintracht zusammen und führen anscheinend ein glückliches Familienleben. An ihren Kindern hängen sie mit großer Liebe. Züchtigungen sind so gut wie unbekannt. Von Erziehung ist keine Rede. Die Kinder bleiben sich selbst überlassen; sie begleiten die Eltern überallhin und lernen auf diese Weise durch das Beispiel das wenige, was ihnen zu wissen notwendig.

III. Die Jakuns.

Die Jakuns sind in der Regel *Monogamisten*, und ihre eheliche Treue, die allerdings nicht bei allen Stämmen ganz gleich ist, steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu ihrer vorehelichen Ausgelassenheit. Die *Ehezeremonie* enthält bei den Jakuns als Hauptteil das gemeinsame Essen der beiden Brautleute aus einer Schüssel und das einmalige Wettrennen um einen Ameisenhaufen,

---

[1] *Petermanns* Geographische Mitteilungen LI 244. [2] Ebd. 272—273.

für das einige Stämme am Meere eine Wettfahrt in einem Kanoe substituieren[1]. Auch ein Balin (Häuptling-Priester) wirkt beim Abschluß der Ehe mit. Bei den Mantsas, einem Jakunstamm, ermahnt bei der Hochzeit der Vater seinen Sohn, der sich verheiratet, seine Frau zu lieben, gegen sie gütig zu sein, sie nie zu schlagen, nie gegen sie roh zu sein; wenn sie ihn beleidige, solle er sich an ihre Eltern wenden. Ebenso mahnt der Vater der Braut diese an ihre Pflichten.

Ehebruch wurde bei den Mantsas mit dem Tode bestraft, wenn er durch Zeugen bewiesen werden konnte. War der Mann überzeugt von der Untreue seiner Frau, ohne sie beweisen zu können, so durfte er sie verlassen, mußte sie aber im Besitze des Hauses und der Lichtung lassen und ihr noch Geld und Tuch geben.

Bei einem Todesfall ist es die erste Sorge der Jakuns, für die Bedürfnisse der Geister des Verstorbenen zu sorgen, und deshalb verlassen sie die Todesstätte erst nach einem Monat, wenn die Zeit der Trauer vorbei ist. Ein Begräbnis der Jakuns in Semlilan schildert ein Augenzeuge, W. R. Rowland, wie folgt[2]. Es handelt sich um das Begräbnis einer Frau. Die Leiche wurde aus der Hütte herausgetragen und dann von zwei Frauen gewaschen. Rowland bemerkte dabei die zarte Rücksicht der beiden Frauen. Sie vermieden es sorgfältig, gewisse Teile des Leibes zu entblößen. Sie benetzten bloß das Lendentuch von außen oder hoben es nur so weit auf, als nötig war, um etwas Wasser darunter zu gießen. Die jüngere Frau hatte ihren Sarong, der auch die Brust bedeckte, bis zu den Hüften heruntergelassen, was sonst vor Fremden nie geschieht. Der Mann schloß dann der verstorbenen Frau die Augen ehrfurchtsvoll zu, und nun wurde die Leiche in Tücher gehüllt, festgebunden und auf einer Bahre zum Grabe getragen, in das man sie mit dem Gesicht nach oben und den Füßen nach Süden hineinlegte und einige Schmucksachen dazutat. Über der Leiche wurden Querhölzer befestigt und mit Rinde zugedeckt, so daß sie eine Art schiefes Dach bildeten, auf dem die Erde zu einem Hügel aufgeschichtet wurde. Zwei Portionen gekochten Reises wurden auf großen Blättern auf das Grab gelegt, die eine für die verstorbene Frau, die andere für die Geister (hantu) der Eltern und Verwandten.

Religion der Jakuns. Sicher ist, daß die Jakuns heute an einen Gott glauben, den sie „Tuhan" oder „Tuhan Allah" nennen. Er ist der Gott ihrer mohammedanischen Nachbarn, der Malaien. Zweifelhaft ist nur, ob sie nicht schon vor dem Eindringen mohammedanischer Ideen einen Begriff von Gott hatten. Skeat-Blagden meinen: „Geht man bei den Mantsa und den andern Jakunstämmen der Frage tiefer auf den Grund, so existiert zweifellos bei ihnen, wenn auch sehr dunkel, der Glaube an eine Gottheit, und zwar unabhängig von arabischen Quellen. Es finden sich hier, wie bei den Semang, Spuren eines dualistischen Systems, in dem sich zwei große mythologische Mächte erkennen lassen: ein Herr der Obern Welt und ein Herr der Untern Welt. Dem

[1] Skeat-Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula II 56—57. Doch kommt diese Zeremonie heute immer mehr außer Gebrauch.

[2] Ebd. 100 ff.

letzteren wird die Erschaffung der Erde zugeschrieben. Er beschützt auch die Menschen vor dem Verhungern infolge der raschen Zunahme der Bevölkerung, ein Ziel, das er eventuell durch Schaffung des Todes erreicht." [1]

Von Gebeten, die die Jakuns an Tuhan richten, wird nichts berichtet. Infolge des Eindringens des Hinduismus und des Islams hat bei den Jakuns die ursprüngliche Religion sich sehr verändert und besonders den Glauben an zahlreiche Geister und Dämonen aufgenommen. So erklärt es sich auch, warum bei den Sakais und Jakuns, die mit den Malaien in stärkere Berührung traten, der Geister- und Dämonenglaube eine weit größere Rolle spielt als bei den Semangs [2]. Wie die Semangs haben auch die Jakuns eine Legende von einer großen Flut, welche über die Erde hereinbrach. Nach einer Sage der Benua retteten sich die ersten Eltern des Menschengeschlechts in einem großen Gefäß aus dieser Flut. Auch die Jakuns erzählen von einer schmalen Paradiesesbrücke über einen siedenden See, von der die Seelen der bösen Menschen hinuntergestürzt werden. Gewisse Darwinisten werden sich wahrscheinlich freuen, zu vernehmen, daß nach einer Überlieferung der Jakuns die Menschen von zwei weißen Affen abstammen. Diese Affen schickten ihre Jungen in die Ebenen, und dort vervollkommneten sie sich so, daß sie und ihre Nachkommen Menschen wurden, während die, welche in die Gebirge zurückkehrten, Affen blieben [3].

Über den Charakter der Wilden in den Wäldern Malakkas überhaupt urteilt der Missionär Bigandet [4]: „Vom sittlichen Standpunkt betrachtet, hat dieses Volk als unterscheidenden Zug einen naiven und unschuldigen Geist, der zum Frohsinn hinneigt. Er vereinigt mit dem Schein der Furchtsamkeit die Unabhängigkeit eines freien Lebens inmitten der Wälder. Ehrfurchtsvoll, ohne knechtisch zu sein, nimmt er in der Unterhaltung einen abrupten und hastigen Ton an, der mit seiner gewöhnlichen Sanftmut kontrastiert. Er ist von einer Einfachheit, Offenheit und Bescheidenheit, die an die besten Eigenschaften der Karenen erinnern, aber, wie der Karene, ist auch der Wilde der malayischen Halbinsel ein Liebhaber der starken Getränke und betrinkt sich ohne Skrupel, wenn er die Gelegenheit dazu hat. Er lebt ohne Voraussicht, und in seiner Gleichgültigkeit bei jedem Ereignis ist nichts im stande, ihn in Aufregung zu bringen."

9. Die Stiengs.

Die Stiengs oder Stien sind ein wildes Volk im Osten von Kambodscha. Ihr Gebiet liegt ungefähr unter dem 12.° n. Br. und dem 107.° 12′ ö. L. von Greenwich. Henry Mouhot [5], der in den Jahren 1858—1861 Siam und Kambodscha bereiste, hat eine interessante Charakteristik dieses Volkes entworfen. Nach ihm gehören die Stiengs, von denen hier die Rede ist, zu derselben Rasse wie die Stämme der Hochebenen und Berge, die Siam und Kambodscha von Annam trennen. Wahrscheinlich sind sie die Ureinwohner, die von den bis nach

[1] Ebd. 179—180. [2] Ebd. 181. [3] Ebd. 189.

[4] Annales de la propagation de la foi XXVII 433.

[5] Le Tour du Monde VIII (1863) 283 ff. Man vgl. außerdem den Bericht Mouhots in The Journal of the Royal Geographical Society XXXII, London 1862, 142 ff.

Kambodscha vordringenden Tibetanern in die Wälder zurückgeworfen wurden. Der Stieng ist sehr anhänglich an seine heimatlichen Wälder und freiheitsliebend. Bis heute noch (1862) sind sie fast unabhängig, obwohl die umliegenden Staaten sie zu unterjochen suchen. Auch unter sich sind die Dörfer der Stiengs unabhängig; ein jedes hat seinen Häuptling, dessen Würde vielfach erblich ist. Es herrscht bei ihnen ein weitgehender Kommunismus; solange einer etwas hat, genießt das ganze Dorf davon; wenn der Hunger sich einstellt, so ist man sicher, daß niemand mehr etwas hat.

Sie sind geschickte Eisen- und Elfenbeinarbeiter und treiben etwas Ackerbau, pflanzen Reis, Mais, Gemüse, Tabak, Gurken usw. Außer einigen Sklaven hat jedes Familienhaupt sein Feld, das sorgfältig gepflegt wird. Auf dem Felde steht gewöhnlich eine kleine Hütte auf Pfählen, in der der Stieng während der Regenzeit Wache hält, um die Pflanzen gegen die wilden Tiere und Vögel zu schützen[1].

Die Stiengs sind sehr gastfrei, und der Fremde wird immer in freundlichster Weise aufgenommen und bewirtet. Ihre Kleidung besteht in einem schmalen Tuchstreifen, der um die Lenden gewunden wird. Öfters überraschte Mouhot die Eingebornen in der Hütte nackt, aber sobald sie ihn bemerkten, verhüllten sie sich. Den Sklaven läßt man die größte Freiheit, und eine körperliche Züchtigung eines Menschen kommt bei ihnen nicht vor. Bei einem Diebstahl, der übrigens selten sein soll, verurteilt man den Schuldigen dazu, ein Schwein oder einen Ochsen zu schlachten oder mehrere Krüge Wein zu liefern. Das ganze Dorf nimmt teil am Feste, und wenn sich der Betreffende dem Urteil nicht unterwirft, so wächst seine Schuld, so daß sie sich bald auf 15—20 Ochsen beläuft, und dann wird er als Sklave verkauft.

Über die Religion schreibt Mouhot: „Die Stiengs haben weder Priester noch Tempel, doch anerkennen sie das Dasein eines höchsten Wesens, mit dem sie alles Gute und alles Böse in Beziehung bringen; sie nennen es Brā und rufen es in allen Umständen an.“[2] In dem Journal of the Royal Geographical Society[3] wird die Ansicht Mouhots anders dargestellt. Da lesen wir: „Sie glauben an ein höchstes Wesen, aber sie beten nur zu dem Bösen Geist, damit er sie in Ruhe lasse.“ Die englische Zeitschrift erzählt noch: „Wird jemand krank, so sagen sie, der Böse Geist quäle ihn, und um ihn zu befreien, vollführen sie beim Kranken einen furchtbaren Lärm, der Tag und Nacht nicht aufhört, bis einer der Anwesenden in Ohnmacht fällt und schreit: ‚Ich habe ihn — er ist in mir — er erwürgt mich.‘ Dann fragen sie die besessene Person: ‚Was verlangt der böse Geist, um seine Beute loszulassen?‘ Zuweilen verlangt er einen Ochsen oder ein Schwein, nur zu oft aber auch ein Menschenopfer, und in diesem Falle wird ein armer Sklave ergriffen und unbarmherzig dem Dämon geopfert.“ Diese beiden Berichte stimmen darin überein, daß die Stiengs ein höchstes Wesen anerkennen, im übrigen weichen sie voneinander ab. Von dem bösen Geist ist im ersteren Bericht keine Rede und auch nicht von Menschenopfern. Doch klingen diese Zusätze des zweiten

[1] Le Tour du Monde VIII 285. [2] Ebd. 286. [3] XXXII 147.

Berichtes sehr wahrscheinlich; der erste Bericht leugnet nicht positiv den Glauben an einen bösen Geist, aber er sagt darüber nichts. Auch was der zweite Bericht bei Besprechung der Krankheiten und Heilmittel der Stiengs von Besessenheit und Teufelsaustreibung erzählt, ist mehr als wahrscheinlich, obwohl Mouhot selbst nichts davon sagt.

Über die Ehen der Stiengs berichtet Mouhot[1], daß sie vor dem Häuptling des Stammes abgeschlossen werden und mit Ergötzungen verbunden sind.

Die Leichenbegängnisse sind sehr feierlich. Die nahen Verwandten des Verstorbenen bleiben zuweilen allein zu Hause; alle, die dem Begräbnis beiwohnen, ob sie traurig seien oder nicht, stoßen laute Klagerufe aus. Man beerdigt die Leiche in der Nähe der Wohnungen, bedeckt das Grab mit einem kleinen Laubdach und legt dann mit Wasser gefüllte Kalebassen, Pfeile, zuweilen einige Reiskörner darauf, damit der Tote sich damit ernähren und wie früher fortleben könne. In dieser Beziehung haben sie dieselben Gewohnheiten wie die Chinesen. Sie tragen dafür Sorge, vor jeder Mahlzeit etwas Reis auf die Erde zu streuen zur Nahrung für die Seelen ihrer Ahnen. Auch an den von ihnen ehemals oft betretenen Wegen und in ihren Feldern bringen sie die gleichen Opfergaben dar. An der Spitze eines in den Boden gesteckten Bambus befestigen sie Büschel und weiter unten einige kleine Bambus, welche ein paar Tropfen Wasser oder Wein enthalten; endlich legen sie auf ein über dem Boden erhöhtes Gitterwerk etwas Erde, stecken einen Pfeil darin und werfen einige Körner gekochten Reises, einen Knochen, etwas Tabak und ein Blatt darauf.

Nach ihrem Glauben haben die Tiere auch eine Seele, welche nach dem Tode fortfährt, umherzustreifen; damit diese Seele sie nicht etwa belästige, bitten sie, wenn sie ein Tier getötet haben, dasselbe um Verzeihung für das ihm zugefügte Übel und bringen ihm ein kleines Opfer dar, das der Kraft und Größe des Tieres entspricht. Für einen Elefanten ist die Zeremonie mit großem Pomp verbunden. Man flicht Kronen, um damit sein Haupt zu schmücken, das Tamburin und Lieder ertönen sieben Tage hintereinander. Das ganze Dorf wird durch die Trompete zusammengerufen, alles nimmt teil am Feste, und jeder hat das Recht auf ein Stück.

Wenn ihre Felder sie nicht in Anspruch nehmen, sind die Stiengs stets mit Jagd und Fischerei beschäftigt; sie sind lebendig, leicht und flink und scheinen Ermüdung fast nicht zu kennen. Im Gebrauch ihrer Armbrust sind sie außerordentlich gewandt. Für die großen Tiere, wie Elefanten und Rhinozerosse, vergiften sie die Pfeile.

Die Polygamie ist bei den Stiengs im Gebrauch; doch sind fast nur die Häuptlinge reich genug, um mehrere Frauen halten zu können. Mouhot befand sich im Augenblick einer vollständigen Sonnenfinsternis bei den Stiengs. Wie die Kambodschaner behaupten sie, dieses Phänomen werde von einem mächtigen Wesen verursacht, das den Mond und die Sonne verschlingt. Um dem Gestirn in der Gefahr zu Hilfe zu kommen, machen sie einen Höllenlärm. Sie schlagen

[1] A. a. O. VIII 286.

den Tamtam, schreien wild durcheinander, schießen Pfeile in die Luft bis zum Augenblick, wo die Sonne wieder erscheint.

Ihr Gedächtnis ist kurz, und die Erlernung des Rechnens fällt ihnen schwer. Wenn sie hundert Maisähren zu verkaufen haben, so bringen sie sie in Gruppen von je zehn und brauchen lange Zeit, bis sie sich überzeugt haben, daß die Zahl stimmt.

Sie führen häufig Kriege, aber nie sehr ernste. Diese Kriege sind gewöhnlich nur Repressalien unter den verschiedenen Dörfern und bestehen meist in plötzlichen Überfällen auf den Feldern oder an den Wegen. Der Gefangene wird mit dem Kang um den Hals weggeführt und als Sklave an die Laotier oder Kambodschaner verkauft. Ihr Charakter ist, kann man sagen, sanft und furchtsam. Beim geringsten Zeichen der Gefahr fliehen sie in die Wälder, und zwar auf den Wegen, die mit spitzen, in den Boden gesteckten Bambusrohren versehen sind, auf denen sich ihre Verfolger die Füße durchbohren[1].

Siebtes Kapitel.

Die Naturvölker der ostindischen Inseln.

Um den Süden Asiens herum lagert eine große Reihe von Inseln, die wir unter dem Namen ostindische Inseln zusammenfassen können. Wir rechnen dazu alle Inseln von Ceylon bis Borneo und Celebes.

1. Die Weddas auf Ceylon.

Die meisten Einwohner Ceylons sind Buddhisten, Mohammedaner, Hindus oder Christen. Nur im Osten, in der nordzentralen und östlichen Provinz und in der von Uva hat sich das Naturvolk der Weddas erhalten, das heute noch etwa 3000 Seelen stark, aber rasch am Verschwinden ist. Man hat sich um die Erforschung dieses interessanten Völkleins in neuester Zeit viel Mühe gegeben. Über die materielle Kultur war man schon durch die Forschung der Gebrüder Sarasin[2] ziemlich gut unterrichtet, weniger dagegen über die sozialen und religiösen Vorstellungen. Das ist nun durch die Forschungen von Seligmann, Moszkowski und Evrard anders geworden.

Der Ursprung der Weddas ist dunkel. Seligmann und Moszkowski schreiben ihnen einen gemeinsamen Ursprung mit den Sakais auf Malakka und Sumatra und den Papuas auf Neuguinea zu. Ob es noch Vollblut-Weddas gibt, ist sehr zweifelhaft. Parker, der längere Zeit als Regierungsagent in Ceylon war, hält die meisten Weddas für rassenrein, Seligmann und Moszkowski[3] sprechen von einigen rassenreinen Familien, andere sehen die heutigen Weddas ausnahmslos für Mischlinge an.

---

[1] Mouhot, Le Tour du Monde VIII 287.

[2] Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, 3 Bde, Wiesbaden 1887 bis 1893.

[3] Vgl. Globus XCIV (1908) 133.

Manche unterscheiden zwischen Felsen- und Dorfweddas, aber diese Unterscheidung ist nach Moszkowski[1] und P. Evrard[2] unhaltbar. Eigentliche wilde Weddas, die nackt durch die Wälder streifen und vom bluttriefenden Fleisch des erlegten Wildes leben, gibt es heute keine mehr. Was heutzutage auf Photographien als eigentliche wilde Weddas auftritt, ist eigens zu diesem Zwecke kostümiert und in Pose gestellt worden. Alle haben einen Anstrich von Kultur, und je nachdem sie mehr mit Singhalesen oder Tamulen in Berührung gekommen sind, kann man allenfalls singhalesische oder tamulische Weddas unterscheiden.

Nach Haeckel[3] ist der Abstand zwischen einem Wedda und einem hochentwickelten Kulturmenschen viel größer als der zwischen einem Wedda und einem Affen oder Hund, und nach Hartskorn[4] können die Weddas nicht zählen und entbehren jeglicher Religion. Diese Fabeln sind längst durch die ernste Forschung zerstört worden. Die äußere Erscheinung der Weddas hat nichts Abschreckendes, sie sind schlank und gut gebaut. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Lendentuch, dessen Enden vorne herunterhängen; die Frauen bedecken den ganzen Leib. Ihre Wohnungen sind allerdings sehr primitiv und bestehen aus kleinen, niedrigen Hütten oder engen Pfahlbauten. Den Lebensunterhalt gewinnen sie durch Jagd, Sammeln von Wachs und Honig und etwas Ackerbau und Tauschhandel. Alkoholische Getränke sind ihnen gänzlich unbekannt. Auch das berauschende Opium- und Haschischrauchen kommt bei ihnen nicht vor. Wie die äußere Gestalt, so bietet auch der Charakter der Weddas nichts Abstoßendes. Die Missionäre rühmen ihnen große Einfalt, Sanftmut und Harmlosigkeit nach. Während die kulturell viel höher stehenden Singhalesen und Tamulen den Gerichten wegen Diebstählen und Schlägereien viel zu schaffen machen, kommt kaum je ein Wedda ins Gefängnis. Streitereien untereinander werden nie mit den Waffen in der Hand geschlichtet.

Als Hauptfehler der Weddas bezeichnet der Missionär Evrard[5], der viel mit ihnen verkehrte, ihre übertriebene Scheu vor Fremden, ihre übergroße Empfindlichkeit, die selbst das Lachen anderer als Spöttelei auffaßt und sich auf Schleichwegen, namentlich durch Zauberei, zu rächen sucht.

Unter der portugiesischen und holländischen Herrschaft blieben die Weddas in ihren Wäldern und Dschungeln fast ganz unabhängig; erst den Engländern ist es gelungen, die Anerkennung der britischen Herrschaft durchzusetzen, doch bilden sie auch heute noch in ihren inneren Angelegenheiten ein eigenes Gemeinwesen und folgen den Entscheidungen des Rates der Stammesältesten. Diese versammeln sich im Schatten eines alten Baumes, entscheiden dort alle Streitigkeiten, beratschlagen über Zweckmäßigkeit einer religiösen Feierlichkeit, eines bei der Regierung zu unternehmenden Schrittes und erledigen auch die Ehesachen.

Die Ehen der Weddas sind im Prinzip monogam und unauflöslich. Allerdings entspricht das tatsächliche Verhalten nicht immer diesen Anschauungen,

---

[1] Ebd. 134.

[2] Chine, Ceylan et Madagascar. Lettres des Missionaires français S. J. Nr 25, Abbeville 1907, S. 89. Vgl. auch Kathol. Missionen, Freiburg i. Br. 1910—1911, 191.

[3] Lebenswunder Kap. 17. [4] Globus XXVIII 256.

[5] A. a. O. 96.

und die Sittsamkeit ist, wie bei allen Naturvölkern, keineswegs exemplarisch; aber dabei bleibt bestehen, daß sie grundsätzlich weder die freie Liebe noch die Vielweiberei und die Ehescheidung als Recht anerkennen. Wenn die untreuen Ehegatten eine neue Ehe eingehen, unterbleiben gewöhnlich die üblichen Heiratszeremonien. Bei der Eheschließung halten sich die Weddas an bestimmte, althergebrachte Gebräuche. Noch heute wird bei mehreren Abteilungen der Weddas das Gesetz der Exogamie streng beobachtet. Die Frau muß immer aus einem fremden Stamme oder einer fremden Gruppe genommen werden. Die Heirat findet gewöhnlich statt, wenn der Bräutigam 15 und die Braut 10 Jahre alt ist. Während der Hochzeit werden keine Opfer dargebracht und keine Zaubereien vorgenommen. Allerdings kommt es vor, daß man aus Eifersucht schon vor der Ehe einem der Ehegatten durch teuflische Zauberei zu schaden sucht. Während der Hochzeit wird höchstens die Versammlung mit einem vom Zauberer bereiteten Wasser besprengt, und man gibt den Ehegatten irgend ein glückbringendes Amulett. Die Eltern der Braut geben in ihrem Hause ein Festessen, an dem alle Eingeladenen teilnehmen, jedoch so, daß Männer und Frauen getrennte Gruppen bilden. Gelacht wird dabei nie, wohl aber getanzt. Das Lachen ist verboten, nicht etwa aus Aberglauben, sondern weil sie es als eine Verspottung ansehen.

Am Tage der Hochzeit schenkt der Bräutigam seiner Braut als Kostbarkeiten einen Ring, kupferne Armspangen, fünf oder sechs Korallenhalsbänder usw. Die Braut hingegen gibt ihrem Bräutigam Milchreis, Mais- oder Hirsekuchen und Früchte des Dschungels. Der Unterschied zwischen glückbringenden und unheilvollen Tagen für die Hochzeit scheint bei den alten Weddas unbekannt gewesen zu sein, kommt aber jetzt allmählich durch den Einfluß des Buddhismus auf. Am Abend nach Sonnenuntergang, wenn das Hochzeitsmahl zu Ende ist, zieht der junge Mann, von Männern, und die junge Frau, von Frauen umringt, in Prozession zur neuerrichteten Hütte, die der neuen Familie als Wohnung dienen soll [1].

Ein eigentliches Kastenwesen existiert bei den Weddas nicht. Das Gastrecht gilt als heilig. Ist der Fremde einmal eingelassen, so wird er wie einer der Ihrigen behandelt. Evrard meint, viele Singhalesen und Tamulen könnten von diesen sog. „Barbaren" die elementaren Regeln der Menschlichkeit und Gerechtigkeit lernen.

Wie wir schon bemerkten, haben viele Reisende den Weddas jede Religion abgesprochen. Noch heute steht z. B. in einem Schulbuche, das vom Minister des öffentlichen Unterrichts auf Ceylon gutgeheißen ist, der Satz zu lesen: „Außer einigen zu Ehren der bösen Geister gebräuchlichen Zeremonien wissen die Weddas nichts von Religion." Dazu bemerkt P. Evrard [2]: „Hätten die, welche solche Behauptungen aufstellen, gleich dem katholischen Missionär in beständiger Berührung mit dem Volk gelebt, von dem sie reden, sie würden ohne Zweifel ganz anders urteilen."

Die religiösen Übungen der Weddas im Innern des Landes tragen buddhistisches, die der Weddas an den Küsten hinduistisches Gepräge. Doch beschränkt sich die

[1] Evrard, Chine, Ceylan et Madagascar 100—101. [2] Ebd. 91.

religiöse Betätigung fürs gewöhnliche auf bloße Anteilnahme an den Gebeten und Opfern und besitzt kaum Einfluß auf das tägliche Leben. Die eigentümliche und allen Weddas gemeinsame Grundlage des Kultes bildet die Zauberei. In jeder Lebenslage wird der Zauberer zu Rate gezogen. „Er muß durch geheimnisvolle Sprüche, Amulette, die man am Hals trägt, Wollfäden, die man an den kranken Gliedern befestigt, oder Öl zum Einreiben mit Zauberkraft ausrüsten, um dadurch den kleinen Teufel Yâkâ, der sie quält, zu versöhnen." Auch zum Schutz gegen den Biß der wilden Tiere und um Rache zu nehmen, werden ähnliche Zeremonien vorgenommen. Doch gehen die religiösen Ideen der Weddas nicht im Glauben an Zauberei und gewisse geheimnisvolle, übernatürliche Wesen auf. „Sie anerkennen, wenn auch konfus, so doch sehr reell, daß es über dieser Welt ein höchstes Wesen gibt, das über der Natur, dem Teufel und den Menschen steht und Urheber und Wohltäter des Weltalls ist. Sie sind überzeugt, daß sie nach dem Tode werden Rechenschaft ablegen müssen; daß die Guten von Gott (Deyo) in den Himmel (dive-loka) gesandt werden, während der Anteil der Bösen die naravolla (Hölle) sein wird." Sie mischen allerdings in ihren alten Glauben allerlei Fabeln und Legenden, aber trotzdem fehlt ihnen die religiöse Idee, insbesondere der Glaube an das höchste Wesen nicht.

„Sie haben die Überzeugung, daß von einem höchsten Wesen der Gute in einem andern Leben belohnt und der Lasterhafte bestraft werden muß." [1] Wenn einige erwachsene Weddas im Innern buddhistische und an der Küste sivaistische Lehren annehmen, so ist das nicht ihr alter, von den Ahnen empfangener Glaube, sondern eine Wirkung des Umgangs mit Buddhisten und Sivaiten und hat für die große Masse der Weddas keine Bedeutung. Bei den Weddaschulkindern hatten die Missionäre Gelegenheit zu erfahren, wie empfänglich ihre noch unverdorbenen Seelen für die christlichen Wahrheiten sind. Der Bischof Lavigne und der Inspektor des öffentlichen Unterrichts sprachen sich sehr lobend über die Gelehrigkeit und gute Haltung der Kinder aus.

P. Evrard [2] schließt seine interessanten Ausführungen mit den Worten: „Dieses arme Weddavolk, das die europäische Presse so oft entstellt hat, verdient gewiß in materieller Beziehung unser Mitleid, aber der zivilisierten Welt, die das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und das zukünftige Leben leugnet, liefert es eine lebendige Widerlegung und den greifbaren Beweis von dem, was der Mensch ist, der zwar isoliert lebt, aber der Stimme des von keinen Vorurteilen irregeleiteten Gewissens folgt."

2. Die Minkopies auf den Andamanen.

Minkopies ist der Name der Eingebornen auf den Andamaneninseln im Bengalischen Meerbusen. Manche Ethnologen rechnen sie zu derselben Rasse wie die Zwergvölker Afrikas, die Negritos auf den Philippinen, die Tasmanier usw. Sie sind ein kleiner Menschenschlag mit dunkler Hautfarbe und krausem Haar und

[1] Ebd. [2] Ebd. 107.

zeigen auch sonst manche Eigentümlichkeiten, die an die Neger erinnern. Lange Zeit galten sie als völlig vertierte Menschen. „Infolge der übertriebenen Berichte von Reisenden", schreibt Max Müller[1], „waren die Einwohner dieser Inseln in den Ruf einer solchen Wildheit und Vertiertheit gekommen, daß jahrhundertelang kein Schiff, das an diesen knapp an der Handelsstraße gelegenen Inseln vorüberfuhr, sich in die Nähe wagte."

Nach dem Sepoyaufstand im Jahre 1857 wurden die Andamanen von der englischen Regierung als Strafkolonie ausersehen. „Die Verheerung, die durch diese plötzliche Berührung zwischen den Bewohnern der Andamanen und diesen indischen Sträflingen angerichtet wurde, war entsetzlich, und das Ende wird wahrscheinlich dasselbe sein wie in Tasmanien — die eingeborne Bevölkerung wird ausgerottet werden."

Edward Horace Man, der Hilfssuperintendent der Inseln, dem insbesondere die Aufsicht über die Eingebornen anvertraut war, hat sie eingehend geschildert und gewissermaßen in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitiert. Man ist, wie Max Müller[2] sagt, „ein sorgfältiger Beobachter, ein Sprachforscher und vollkommen vertrauenswürdig"[3]. Er selbst bemerkt, er habe elf Jahre auf den Andamanen zugebracht, und da er im Interesse der Wahrheit und der Wissenschaft früheren Berichten entgegentreten müsse, so habe er sich große Mühe gegeben, all seine Angaben auf das genaueste zu prüfen und mit den Schilderungen anderer zu vergleichen[4].

Die Ehe wird nie eingegangen, bis beide Teile die Reife erlangt haben, und in der Regel noch später; das gewöhnliche Heiratsalter ist für das männliche Geschlecht das 18. bis 22. Jahr, für das weibliche das 16. bis 20. Die Durchschnittszahl der Kinder eines Ehepaares ist drei oder vier. Außereheliche Geburten gelten als schimpflich, und in dem einzigen bekannten Beispiel dieser Art heirateten die Eltern gleich nach der Geburt. In der Behandlung der Kinder wird kein Unterschied gemacht[5]. Die beschränkte Fruchtbarkeit der Frauen mag dem Umstand zuzuschreiben sein, daß sie ihre Kinder nie entwöhnen, solange diese saugen können; nicht selten sieht man die zwei jüngsten Kinder gleichzeitig an der Mutterbrust. Künstliche Mittel, um Kindersegen zu verhindern, werden nicht gebraucht. Idioten, Rasende und Mondsüchtige sind bei den Minkopies noch nicht bemerkt worden, und nicht etwa deshalb, weil dieselben getötet oder eingesperrt werden, denn den kranken, alten und hilflosen Leuten wird stets die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu teil[6]. Die Syphilis ist auf den Andamanen erst in jüngster Zeit durch indische Sträflinge eingeschleppt worden[7].

Über die Sittlichkeit der Andamanesen schreibt Man[8]: „Es ist von allen, die sich für diese Rasse interessieren, mit Bedauern bemerkt worden, daß der Verkehr mit der fremden Bevölkerung im allgemeinen ihre Sitten sehr nachteilig beeinflußt hat, und daß die Offenheit, Wahrhaftigkeit und das Selbst-

[1] Anthropologische Religion. Deutsch von Winternitz, Leipzig 1894, 169.
[2] On the aboriginal inhabitants of the Andaman Islands, im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XII, London 1885, 69 ff.
[3] Anthropol. Religion ebd. [4] Journal of the Anthropol. Institute XII 69.
[5] Ebd. 81. [6] Ebd. 82. [7] Ebd. 83 Anm. [8] Ebd. 92.

vertrauen, die sie in ihrem wilden, freien Zustand offenbaren, in weitem Umfang verloren gehen, wenn sie mit den Ausländern in Verbindung treten, und dafür die Unwahrhaftigkeit, Unterwürfigkeit und Trägheit überhandnehmen."

Früher wurde ihnen große Kühnheit zugeschrieben; doch scheint ihr Mut nicht übermäßig zu sein, obwohl sie die Kühnen bewundern und die Feigen auslachen. Im Kriege gilt ihnen alles für gut, List und Verrat. Aus einigen Zügen läßt sich übrigens entnehmen, daß ihnen nicht jedes Gefühl für Ehre und Gerechtigkeit abgeht. Als sie einst zur Rede gestellt wurden, weil sie einige entwichene Sträflinge zwar zurückgebracht, zuvor aber bestohlen und außerdem alles Eisen an deren Kahn beiseite gebracht hatten, schickten sie einen ihrer Kähne, um das Unrecht wieder gut zu machen[1]. In ihren gesellschaftlichen Beziehungen zeigen sie viel gegenseitige Liebe; dasselbe kann man auch in ihrem Verkehr mit den Fremden beobachten, wenn einmal ein gutes Verhältnis hergestellt worden ist. Besonders bemerkenswert ist, daß sie alle den ganz Kleinen, den alten Leuten und den Hilflosen große Sorge und Rücksicht angedeihen lassen. Die Kinder der Andamanesen werden ausgescholten, wenn sie unverschämt und vorlaut sind, aber nie körperlich gezüchtigt; früh werden sie angeleitet, großmütig zu sein und sich selbst zu bezwingen, und der Zweck der langen Fasten, denen sie unterworfen werden, scheint der zu sein, Knaben und Mädchen an Ausdauer und Starkmut zu gewöhnen, bevor sie die Sorgen des Ehestandes auf sich nehmen. Die Pflicht, Freunden und Besuchern Achtung und Gastfreundschaft zu erzeigen, wird ihnen von frühen Jahren an eingeschärft; alle Gäste werden gut behandelt[2].

Wie andere primitive Völker sind auch die Andamanesen ein Beleg dafür, daß Bescheidenheit und Sittlichkeit nicht von dem Maß der Bekleidung abhängen, das Männer und Frauen für notwendig halten. Die Frauen zeigen sich allerdings nie ohne eine Schürze aus Laub (obunga)[3]. Die Männer aber gehen, wenigstens bei manchen Gelegenheiten, ganz nackt oder tragen höchstens einen kleinen Schamgürtel. Trotzdem sagt Man[4]: In Bezug auf die Achtung, in der diese Tugenden bei ihnen stehen, und die Selbstachtung, die sie im Verkehr miteinander bewahren, könnten sie mit Vorteil den Vergleich mit bestimmten Volksschichten der zivilisierten Nationen aushalten. Selbstsucht ist kein hervorstechender Charakterzug der Andamanesen, denn sie verschenken oft das Beste von dem, was sie haben, allerdings stillschweigend voraussetzend, daß man ihnen ein gleichwertiges Gegengeschenk mache. Im Zorn und Streit mit einem andern greifen sie nie den Ruf seiner Verwandten an, noch gebrauchen sie ungeziemende Ausdrücke, sondern begnügen sich mit geringeren Scheltworten, wie z. B. du Lügner, du Dummkopf, du lange Nase u. dgl.[5]

Wie fast alle Wilden glauben die Andamanesen an Träume und richten ihr Verhalten nach denselben. Es gibt unter ihnen Individuen, denen man besondere übernatürliche Kräfte zuschreibt, wie z. B. ein zweites Gesicht oder geheimnisvollen Einfluß auf das Vermögen und Leben ihrer Nebenmenschen. Sie glauben, diese Zauberer seien im stande, Krankheit und Tod über sie zu bringen, wenn

---

[1] Ebd. 92—93. [2] Ebd. 93—94. [3] Ebd. 330. [4] Ebd. 94.
[5] Ebd. 95.

sie ihnen nicht wertvolle Geschenke machen. Alle diese Zauberer können nach der Meinung der Eingebornen in Träumen mit den guten und bösen unsichtbaren Mächten verkehren, die Geister der Verstorbenen sehen und ebenso diejenigen, die krank sind. Kommt in einer Niederlassung eine ansteckende Krankheit vor, so schwingt der Zauberer ein brennendes Holzscheit und befiehlt dem bösen Geist, fernzubleiben; zur größeren Vorsicht pflanzt er mehrere Fuß lange Stangen vor jeder Hütte auf, die mit Streifen von schwarzem Bienenwachs bemalt sind. Der Geruch davon soll dem Geist so zuwider sein, daß er sich bald entfernt. Man nimmt an, daß diese Zauberer selbst an ihre geheimnisvolle Macht glauben[1].

Schon vor der Einführung der europäischen Zivilisation lebten die Andamanesen, wenigstens zum größten Teil, in kleinen Dörfern und wohnten in Hütten aus Baumästen und Blättern. Sie hatten drei verschiedene Arten von Hütten, je nachdem diese zu dauerndem oder bloß zu vorübergehendem Aufenthalt bestimmt waren[2]. Den Ackerbau kannten sie nicht und sie hielten weder Geflügel noch Haustiere. Ihre Töpferwaren waren alle mit der Hand gemacht. Im Schwimmen und Tauchen waren sie außerordentlich geschickt, ebenso im Verfertigen gutgearbeiteter Baumkähne. Metalle besaßen sie keine, als Werkzeuge benutzten sie Muscheln, Hämmer und Ambosse aus Stein, als Waffen Bogen und Pfeile und Harpunen zum Töten der Schildkröten und Fische.

Das Land ist unter die verschiedenen Stämme verteilt, und jeder Stamm betrachtet sein Territorium als Gemeineigentum aller, nicht als ausschließliches Eigentum der Häuptlinge. Das Haupt eines Stammes heißt nai-a-igla, und die Unterhäuptlinge über eine einzelne Niederlassung von 20 bis 50 Individuen mai-ola. Die Gewalt des Häuptlings wie der Unterhäuptlinge ist sehr gering. Obwohl die Frauen nicht Häuptlinge werden können, besitzt doch die Frau des Häuptlings über die andern Frauen eine ähnliche Autorität wie ihr Mann[3].

Ein eigentliches Gerichtsverfahren scheint nicht zu bestehen. Jede geschädigte Partei sucht sich selbst zu ihrem Recht zu verhelfen. Tötet ein Mann seinen Gegner, so darf ein Freund oder Verwandter des Getöteten die Bluttat rächen. Seitdem die englische Regierung den Mord mit dem Tode bestraft, kommt dieses Verbrechen selten mehr vor. Selbstmord ist bei den Eingebornen unbekannt. „Daß ihnen das sittliche Bewußtsein nicht ganz fehlt, wird, glaube ich, in gewissem Grad durch die Tatsache bewiesen, daß sie ein Wort yubda besitzen, das Sünde oder Unrecht bedeutet. Es wird gewöhnlich in Verbindung mit Falschheit, Diebstahl, schwerer Mißhandlung, Mord, Ehebruch und — Wachsverbrennen gebraucht, alles Taten, von denen sie glauben, daß sie Pu-luga, den Schöpfer, erzürnen.“[4]

Ehebruch zwischen Personen desselben Dorfes soll selten vorkommen. Der beleidigte Ehemann sucht Rache zu nehmen, so gut er kann. Ist die Beleidigung oder Mißhandlung oder der Diebstahl von einem oder mehreren Angehörigen eines andern Stammes geschehen, so kommt es gewöhnlich

[1] Journal of the Anthropological Institute XII 97. [2] Ebd. 105—106.
[3] Ebd. 108—109. [4] Ebd. 112.

zu einem blutigen Kampf zwischen den Stämmen. Der Verkehr mit Europäern und andern Ausländern hat, das muß zugestanden werden, die Eingebornen unglücklicherweise mit gewissen Lastern bekannt gemacht, die ihnen früher unbekannt waren, so namentlich die Trunksucht, da sie früher keine berauschenden Getränke besaßen[1]. Kannibalismus hat auf den Andamanen nie geherrscht; die Insulaner zeigen den größten Abscheu gegen dieses Laster und protestieren gegen die Behauptung, es habe früher bei ihnen bestanden[2].

Merkwürdig ist die weitverbreitete Sitte der Annahme an Kindes Statt. Man darf aber daraus nach Man nicht schließen, es fehle ihnen die Liebe zu den eigenen Kindern; der Schluß wäre ganz unrecht. Sie betrachten es als ein Kompliment und als ein Zeichen der Freundschaft, wenn ein Mann bei einem Besuch seinen Gastgeber bittet, eines seiner Kinder adoptieren zu dürfen. Daher soll es selten vorkommen, daß man ein über sechs oder sieben Jahre altes Kind bei seinen Eltern antrifft. Jeder kann fremde Kinder adoptieren, so viel er will; er muß sie aber behandeln wie seine eigenen Söhne und Töchter, und diese hinwiederum schulden den Pflegeeltern kindliche Liebe und Gehorsam[3]. Man[4] bemerkt: „Die menschliche Natur ist überall auf der Welt dieselbe, und Burschen bleiben Burschen auch in den Binsen der Andamanen; es ist deshalb nicht überraschend, daß trotz aller Vorsicht von seiten der Alten bei den jungen Leuten viele Liebeleien und schlimmere Dinge vorkommen, die aber möglichst geheim gehalten werden, bis das Verhältnis nicht mehr geheim gehalten werden kann und mit einer Heirat enden muß."

Eine Heirat zwischen Personen, die auch nur entfernt blutsverwandt sind, wird als unerlaubt angesehen, und dieses Gesetz gilt selbst in Bezug auf solche, die nur durch Adoption zur Familie gehören. Verschwägerung durch Heirat bildet aber kein Ehehindernis. Die Blutsverwandtschaft wird sowohl nach der Seite des Vaters als nach der der Mutter berechnet[5]. Da sie aber keine Mittel besitzen, die Verwandtschaftsverhältnisse in der Erinnerung zu behalten, und dieselben infolge der Adoption sehr verwickelt sind, nehmen sie bloß auf die Verwandtschaft bis zum dritten Grade Rücksicht.

Wie viele andere Völker haben auch die Andamanesen ihre Einweihungszeremonien, wenn die jungen Leute in das heiratsfähige Alter kommen. Vor denselben müssen diese eine Periode des Fastens durchmachen, in der sie sich mancher Speisen, z. B. der Turteltauben, des Honigs usw., zu enthalten haben. Die Dauer dieser Fastenzeit wird vom Häuptling bestimmt. Wenn dieser glaubt, daß die jungen Leute genügend Proben ihrer Kraft und Selbstverleugnung abgelegt, findet die Einweihungszeremonie statt, bei der ein Festmahl aus den bis dahin verbotenen Speisen bereitet, die Einzuweihenden mit Fett eingesalbt und mit den genannten Speisen genährt werden usw.[6]

In Bezug auf die Ehe schreibt Man wörtlich: „Man hat behauptet, daß das System der ‚Kommunalehe' herrscht, und daß ‚die Ehe bei ihnen weiter nichts ist als das Zusichnehmen einer Sklavin', aber weit entfernt, daß der

---

[1] Ebd. 112.
[2] Ebd. 113. Auch der Kindermord ist auf den Andamanen unbekannt (vgl. ebd. 329).
[3] Ebd. 125. [4] Ebd. 125—126. [5] Ebd. 126. [6] Ebd. 129—134.

Ehevertrag als ein zeitweiliges Arrangement angesehen würde, das durch den Willen einer der beiden Teile nach Belieben aufgehoben werden kann, ist keine Unverträglichkeit des Temperaments noch irgend ein anderer Grund genügend, das Eheband zu lösen; und während Bigamie, Polygamie, Polyandrie und Ehescheidung unbekannt sind, ist eheliche Treue bis zum Tode nicht die Ausnahme, sondern die Regel, und eheliche Zwistigkeiten, die jedoch selten vorkommen, werden, mit oder ohne Vermittlung von Fremden, leicht beigelegt. Es ist unzweifelhaft wahr, daß unsittliche Vergehen bei einigen verheirateten Personen, die längere Zeit zu Port Blair gelebt haben, vorgekommen sind, aber das war zu erwarten infolge des beständigen Verkehrs mit den Aufsehern der indischen Sträflinge in verschiedenen Häusern; die Gerechtigkeit verlangt jedoch, daß wir bei Beurteilung ihrer sittlichen Eigentümlichkeiten nur die in Betracht ziehen, die nicht durch die Laster oder Tugenden fremder Rassen beeinflußt sind."

„Wie bei manchen andern wilden Stämmen scheint die Unkeuschheit bei den Unverheirateten beiderlei Geschlechts allgemein zu sein und wird tatsächlich so gänzlich geduldet, daß selbst von den nächsten Verwandten den Schuldigen kein Vorwurf gemacht wird; trotz dieser laxen Moral sind aber die Mädchen auffallend bescheiden und kindlich im Betragen, und einmal verheiratet, sind sie gute Frauen und Muster der Treue, und die Männer geben ihnen in dieser Beziehung nichts nach. Übrigens muß erwähnt werden, daß die geschlechtliche Freiheit vor der Ehe sich nur auf die erstreckt, die nicht innerhalb der Verwandtschaft stehen; denn eine Vereinigung selbst zwischen entfernten Verwandten verbietet ihre Sitte; deshalb erscheint es ihnen auch sehr tadelnswert, daß wir Ehen zwischen Geschwisterkindern gestatten." [1]

Die Eltern und Pflegeeltern haben das Recht, ihre Kinder schon in der frühesten Jugend zu verloben, und obwohl der Vertrag gelöst werden kann, solange diese noch Kinder sind, muß er doch erfüllt werden, sobald sie das heiratsfähige Alter erreichen. Gleich nach der Verlobung wird das Mädchen in das Haus des zukünftigen Schwiegervaters gebracht und die Kinder einige Monate beisammen gelassen, damit die Verlobung allgemein bekannt werde. Nachher kehrt das Mädchen zu ihren Eltern zurück [2].

Die Ehe der Andamanesen scheint keinerlei religiösen Charakter zu besitzen, da sie von der Anrufung der Hilfe des höchsten Wesens keine Idee haben. Am Abend des Hochzeitstages versammeln sich die Verwandten der Brautleute in der Hütte des Häuptlings oder einer der von den unverheirateten Frauen bewohnten Hütten. Die Braut sitzt mit einer oder zwei älteren Frauen auf der einen Seite und der Bräutigam nimmt auf der andern Seite unter den unverheirateten Männern Platz, bis sich der Häuptling ihm nähert. Dann nimmt er eine bescheidene Haltung an und scheint sich zu sträuben; aber unter ermutigenden und beruhigenden Bemerkungen läßt er sich langsam, zuweilen fast mit Gewalt, zur Braut hinführen; diese trägt nun, besonders wenn sie jung ist, große Bescheidenheit zur Schau, weint und verhüllt ihr Gesicht, während ihre weiblichen Begleiterinnen sie vorbereiten, indem sie ihr die Beine strecken.

[1] Journal of the Anthropological Institute XII 135. [2] Ebd. 136.

Der Bräutigam muß sich nun auf ihre Schenkel setzen, Fackeln werden angezündet und in die Nähe des Paares gebracht, damit alle Gegenwärtigen bezeugen können, daß die Zeremonie in der richtigen Weise stattgefunden habe. Der Häuptling erklärt nun beide für richtig verheiratet, und sie dürfen sich jetzt in die für sie vorbereitete Hütte zurückziehen [1].

Stirbt der Mann, so verteilt die Witwe sein Eigentum, mit Ausnahme dessen, was sie persönlich braucht, unter dessen männliche Verwandte. Beim Hinscheiden eines Andamanesen ist die Trauer sehr laut und allgemein. Stirbt ein Kind, so bleiben die Eltern und Verwandten vier Stunden weinend bei der Leiche, das Begräbnis findet nach achtzehn Stunden statt. Die Leiche wird von der Mutter bemalt und dann so zusammengefaltet, daß sie möglichst wenig Platz einnimmt. Die Knie werden an das Kinn gezogen, und die Leiche in große Blätter eingehüllt und zusammengebunden. Inzwischen hat der Vater in der Hütte an der Feuerstelle ein Grab hergerichtet; der Kopf des Kindes wird dann entblößt, und die Eltern blasen zwei- oder dreimal sanft in das Gesicht, um Abschied von ihrem Kinde zu nehmen. Endlich wird die Leiche in sitzender Stellung ins Grab gelegt, dieses mit Erde zugedeckt und das Feuer über dem Grabe wieder angezündet. Neben das Grab legt die Mutter etwas von ihrer eigenen Milch in eine Schale als Nahrung für das Kind [2]. — Die Leichen der Erwachsenen werden in ähnlicher Weise zubereitet, aber nicht im Dorfe begraben, sondern außerhalb desselben an einem abgesonderten Ort, und zwar ebenfalls in sitzender Stellung. Neben die Leiche werden eine Schale Wasser und einige Gegenstände, die dem Verstorbenen gehört hatten, ins Grab gelegt. Das Angesicht des Toten wird immer nach Osten, der aufgehenden Sonne zu, gewendet, wohl deshalb, weil der jereg oder die Unterwelt, in welche die Seelen der Verstorbenen fliegen, im Osten liegt [3]. Da man annimmt, daß der Geist des Verstorbenen noch einige Zeit um das Grab und das Dorf herumspuke, so verläßt die Gemeinde für diese Zeit das Dorf.

Den Andamanesen haben bekanntlich John Lubbock und andere jede Religion abgesprochen. Auch C. Lüders schreibt im „Ausland“ [4]: „Von Unsterblichkeit wissen sie nichts und von einer Götterlehre haben sie nur geringe Spuren.“ Doch fügt er hinzu: „Sie kennen einen guten und einen bösen Geist.“ Diese Ansicht ist längst widerlegt. Hören wir Man. „Obwohl man bei ihnen keine Formen der Gottesverehrung oder religiöser Riten findet, so haben sie doch bestimmte Glaubensansichten in Bezug auf gute und böse Mächte, die Erschaffung und eine Welt jenseits des Grabes, die beweisen, daß selbst diese Wilden ihre der Wahrheit mehr oder weniger nahekommenden Überlieferungen besitzen, mag es auch für immer ein Geheimnis bleiben, wie sie zu denselben gelangt sind.“ [5] Nach Man ist es äußerst unwahrscheinlich, daß sie durch Ausländer zu diesen Ansichten gelangten. Denn nicht nur besteht bei ihnen keine Spur von Überlieferung, daß sich je Fremde auf ihren Inseln niedergelassen, sondern sie wehrten alle Ankömmlinge mit Gewalt ab und waren gerade deshalb als wilde Kannibalen gefürchtet. Außerdem hat sich Man

[1] Ebd. 137. [2] Ebd. 141—143. [3] Ebd. 144—145. [4] 1886, 547.
[5] Journal of the Anthropological Institute XII 156.

Mühe gegeben, gerade solche Eingeborne auszuforschen, die mit den Europäern fast gar keinen Umgang gehabt hatten. Endlich sagen die Andamanesen selbst, sie hätten ihre Anschauungen von ihrem ersten Vater Tô-mo erhalten. Welches ist nun die Religion der Minkopies? Man sagt wörtlich:

„Trotz ihrer Kenntnis oder ihres Glaubens an ein höchstes Wesen, das sie Pu-luga nennen, leben sie in steter Furcht vor gewissen bösen Geistern, die sie fast überall wahrnehmen, und von denen sie meinen, sie seien stets auf der Lauer, um ihnen am Leibe Schaden zuzufügen. Von Pu-luga sagen sie: 1. Obwohl seine Erscheinung gleich dem Feuer ist, so ist er doch (heute) unsichtbar; 2. er ist nie geboren und unsterblich; 3. durch ihn ist die Welt und sind alle Dinge, belebte und unbelebte, erschaffen, ausgenommen die Mächte des Bösen; 4. er wird als allwissend während des Tages angesehen; er kennt selbst die Gedanken in ihrem Herzen; 5. er wird erzürnt durch gewisse Sünden[1], während er mit denen, die in Mühe und Kummer sind, Mitleid hat und ihnen zuweilen Hilfe gewährt; 6. er ist der Richter, von dem jede Seele nach dem Tode ihren Urteilsspruch empfängt, und bis zu einem gewissen Grade soll die Hoffnung, den Qualen des jereglar-mugu (von dem gleich die Rede sein wird) zu entgehen, den Verlauf ihrer Handlungen in diesem Leben beeinflussen." [2]

Freilich ist die erhabene Gottesidee mit Irrtümern und Albernheiten vermengt. Pu-luga lebt in einem großen Steinhaus in den Wolken, mit einem Weib, das er für sich geschaffen, und das grün aussieht. Von ihr hat er zahlreiche Kinder, alles Mädchen mit Ausnahme des Erstgebornen. Die Mädchen gelten als Geister in den Wolken, der Sohn verkündet ihnen den Willen seines Vaters. Pu-luga ißt und trinkt, und während der trockenen Monate schläft er viel, weil man seine Stimme (den Donner) selten hört. Er ist die Quelle, aus der sie ihren Vorrat an Tieren und Vögeln, besonders Turteltauben, erhalten; wenn sie ihn erzürnen, so kommt er aus seinem Hause, bläst, heult und schleudert brennende Reisbündel nach ihnen, — mit andern Worten, er sucht ihre Vergehen mit heftigen Stürmen heim. Sonst verläßt er nie seine Wohnung, außer zur Regenzeit, wo er auf die Erde herabkommt, um sich eine Art Nahrung zu verschaffen. Pu-luga tötet niemand selbst, er hat keine Gewalt über die bösen Geister. Diese haben sich selbst erschaffen und existieren seit unvordenklichen Zeiten. Die hauptsächlichsten bösen Geister sind drei, der böse Geist der Wälder, der von seinem Weibe zahlreiche Nachkommenschaft besitzt;

[1] S. oben S. 448.

[2] Journal of the Anthropological Institute XII 157—158. Auch R. C. Temple (Encyclopaedia of Religion and Ethics, edited by James Hastings, I, Edinburgh 1908, Art. Andamans), der längere Jahre auf den Andamanen und Nikobaren als Hauptkommissär der Regierung war, meint, trotz aller Albernheiten, welche sie mit der Idee Pu-lugas verbinden, habe dieser so viele Eigenschaften der Gottheiten, daß man den Namen Pu-luga mit Gott zu übersetzen berechtigt sei. Dasselbe bestätigt der anglikanische Bischof Titcomb: „Sie glauben an ein großes Wesen, Poluga genannt, welches der Urheber alles Guten ist. Außer diesem kennen sie noch drei obere böse Wesen und eine Menge niederer. Polugas Sohn ist ein höherer guter Geist, welcher seinem Vater beisteht und dessen Befehle an die niedern Geister überbringt" (vgl. Allgem. Missionszeitschrift XX [1893] 198).

der böse Geist des Meeres, der im Meer lebt, ebenfalls verheiratet ist und Kinder hat, und endlich der Geist der Ameisenhügel, der unverheiratet und weniger bösartig ist[1].

Aus einigen Legenden schließt Man, die Andamanesen glaubten an die Seelenwanderung, da einige von ihren Ahnen von der Erde verschwunden sein sollen in der Gestalt von verschiedenen Tieren[2]. Sie glauben auch, daß alle Verstorbenen etwas von dem wissen, was in der Welt vorgeht, und daß sie im stande sind, das Wohlergehen derjenigen zu fördern, die ihrer gedenken. Zwischen der Erde und dem östlichen Himmel dehnt sich eine unsichtbare Rohrbrücke aus, welche die erstere mit dem Paradiese (jereg) verbindet. Über diese Brücke gehen die Seelen der Verstorbenen in das Paradies oder jereg-lar-mugu, das unter ihr liegt. Dieser letztere Platz wird beschrieben als ein Reinigungsort, denn er ist der Strafort für diejenigen, welche abscheulicher Verbrechen, z. B. des Mordes, schuldig sind. Wie Dante schildern sie diesen Ort als sehr kalt und unangenehm. „Aus allem diesem kann man entnehmen, daß diese verachteten Wilden an einen zukünftigen Zustand und an die Zusammensetzung des Menschen aus drei Bestandteilen glauben." [3] Die Minkopies unterscheiden nämlich Leib, Seele und Geist. Die Seele ist rot, der Geist schwarz, und obwohl sie dem menschlichen Auge unsichtbar sind, nehmen sie doch an der Gestalt des Menschen teil, dem sie angehören. Das Böse kommt von der Seele und alles Gute vom Geist; bei der Auferstehung werden sie wieder vereinigt und dauernd auf der neuen Erde leben; denn die Seelen der Bösen werden durch die Strafen, die sie während ihres Aufenthaltes in jereg-lar-mugu erduldet haben, gebessert sein. Das zukünftige Leben wird nur eine Wiederholung des gegenwärtigen sein, aber alle werden dann in der Blüte der Jugend bleiben, Krankheit und Tod werden unbekannt sein, und auch Ehen werden keine mehr stattfinden. Die Tiere, Vögel und Fische werden ebenfalls in der gegenwärtigen Gestalt in der neuen Welt erscheinen[4].

Wir ergänzen das Gesagte noch durch das Zeugnis, das der Oberkommissär der Andamanen, Oberst Cadell, zu Gunsten der Minkopies ablegt, und das Max Müller[5] anführt. Dieser Inhaber des Victoria Cross, der Ehrenmedaille für militärische Leistungen, bemerkt Müller, dürfte schwerlich zu übermäßiger Sentimentalität hinneigen. Folgendes sagt er von diesen wilden „Kettenhunden": „Sie sind fröhliche, kleine Leute. Man kann sich kaum vorstellen, wie überaus einnehmend sie sind. Jeder, der mit ihnen zu tun hatte, gewann sie lieb." Leider muß auch Oberst Cadell konstatieren, daß die Berührung mit der Zivilisation ihre Sitten nicht gebessert hat. Im natürlichen Zustand seien sie wahrheitsliebend und ehrlich, großmütig und selbstlos. Er habe sie beobachtet, wie sie um das Feuer herumsaßen und ihr Abendbrot bereiteten, und er habe mit wahrem Vergnügen gesehen, wie sie ohne alle Gier und mit der größten Höflichkeit die Leckerbissen heraussuchten und einander in den Mund warfen. Wald und Meer genügten vollauf für ihre Bedürfnisse, und deshalb sei es nicht überraschend, daß alle Versuche, sie zum Ackerbau zu

[1] Journal of the Anthropological Institute XII 158—159. [2] Ebd. 161.
[3] Ebd. 162. [4] Ebd. 162—163. [5] Anthropologische Religion 172.

bewegen, fehlschlugen, so sehr sie auch den Reis und das indische Korn, die ihnen gelegentlich gegeben wurden, zu schätzen wußten.

Mit Recht macht M. Müller bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, wie notwendig es sei, nur solchen Zeugen zu trauen, die unter sog. Wilden jahrelang gelebt und sich eine praktische Kenntnis ihrer Sprache angeeignet haben[1].

3. Die Nikobarer.

Die Inselgruppe der Nikobaren, bestehend aus acht größeren und zwölf kleineren Inseln, liegt im südöstlichen Teil des Bengalischen Meerbusens zwischen den Andamanen und Sumatra und unterstand bis 1848 der dänischen, seither der englischen Herrschaft. Seit 1869 wurden sie zum Teil als Verbrecherkolonie benutzt.

Über die Herkunft der Eingebornen weiß man nur Negatives mit ziemlicher Sicherheit, nämlich, daß sie weder mit den Malaien noch Birmanen und Siamesen, noch weniger mit den Hindus körperlich oder sprachlich verwandt sind. Auch von den Minkopies auf den Andamanen unterscheiden sie sich scharf. Ihre Gestalt ist gedrungen, oft plump, die Nase flach wie beim Neger, der Mund breit, der untere Teil des Gesichtes von der Nase an stark hervortretend. Sie tätowieren sich nicht, aber bemalen die Nase, die Backen und das Kinn mit rötlicher Farbe. Die Weiber scheren ihren Kopf ganz kahl. Die Ohrlappen durchbohren sie, um die Zigarren darin aufzubewahren, da sie leidenschaftliche Raucher sind, aber keine Taschen zum Aufbewahren derselben haben. Die Zähne färben sie schwarz, und die Männer spitzen die Vorderzähne mit einer Feile. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Streifen blauer Leinwand, der um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen wird, so daß das Ende hinten wie ein Schwanz herunterhängt. Dieser Umstand hat wahrscheinlich zu der Behauptung einiger Reisenden Anlaß gegeben, auf den Nikobaren lebten geschwänzte Menschen. Die Frauen wickeln stets ein Stück farbiges Zeug um die Hüften, welches vorn bis auf die Knie herunterhängt. Bei besondern Gelegenheiten hüllen sie sich in ein Gewand, das den ganzen Leib bedeckt[2].

Die Frauen lassen im Punkte der Keuschheit viel zu wünschen übrig, weshalb sie von den Männern eifersüchtig bewacht und versteckt werden, wenn sich Schiffe den Inseln nähern, da sie, wie es scheint, mit den Fremden traurige Erfahrungen gemacht haben. „Die Ehen der Nikobaresen sind zwar nicht besonders zärtlich und heilig, aber es sind immerhin Ehen. Polygamie ist auf den Inseln unbekannt. Bigamie soll nunmehr, aber in seltenen Fällen, bei besonders ‚reichen' Häuptlingen, die viel mit Malaien zu tun haben, vorkommen; die älteren Kenner der Nikobaresen bis auf Rosen herab wußten nur, daß die Eingebornen in Monogamie lebten."[3] Die Ehen werden ohne

[1] Journal of the Anthropological Institute XII 174.

[2] Fr. Maurer, Die Nikobaren, Berlin 1867. Als Quellen benutzte Maurer besonders die Angaben der dänischen und englischen Missionäre (vgl. das. am Schluß das Literaturverzeichnis).

[3] Ebd. 68.

Zeremonien geschlossen. Mögen sich ein Paar junge Leute, dann zieht der junge Mann ins Haus des Schwiegervaters (doch wohl mit dessen Einwilligung!) und lebt dort mit seiner Erkornen, solange beide wollen, oder sie bauen eine eigene Hütte. Mann und Weib sind hinsichtlich der Rechte und Pflichten völlig gleich. Gefällt einem von beiden die Ehe nicht mehr, so laufen sie auseinander, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Nur bei Entführung oder offenkundiger Verführung wird die Sache ernster genommen. Der geschädigte Mann schickt dann dem Verführer eine Forderung zum Zweikampf, der nie abgelehnt, sondern im Beisein vieler Zeugen mit Stöcken ausgefochten wird. Oft erhält hierbei der Beleidigte mehr Prügel als der Beleidiger; im umgekehrten Fall aber erhält der siegreiche Ehegatte seine entlaufene Ehehälfte zurück, und beide leben weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Gegen Fremde wird aber nicht so viel Gleichmut geübt, vielmehr von allen Männern die Ermordung des Eindringlings beschlossen und wenn möglich durch einen Überfall ausgeführt.

Die Ehen sind gewöhnlich mit fünf bis sechs Kindern gesegnet; doch gelingt es der Familie wegen der großen Kindersterblichkeit selten, so viele Sprößlinge aufzuziehen. Auf ihre Erziehung wird keine Sorgfalt verwendet; die ihnen notwendigen Künste lernen sie von selbst durch Sehen und Nachahmen. Die Eltern sollen während der Schwangerschaft der Mutter da und dort Kokosnüsse pflanzen und die daraus emporgewachsenen Bäume dem betreffenden Kinde, sobald es drei Jahre alt geworden, wiederholt zeigen und als erbliches Eigentum überweisen. Werden Zwillinge geboren, so wird dasjenige, das die Mutter bezeichnet, getötet, indem man Wasser in die Nasenlöcher gießt. Ein zärtliches, inniges Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, Mann und Frau besteht nicht. „Man ist sich gut, ohne sich zu lieben (?), und gibt sich den Affekten hin in der Weise, wie sich die Gelegenheit bietet, und geradeso, wie dies bei uns die Kinder zu tun pflegen. Als erwachsene Kinder mit von Hause aus harmloser und guter Anlage muß man die Nikobaresen überhaupt auffassen, will man sie richtig behandeln und zu Menschen erziehen.“ [1]

Die Geburt eines Kindes geht nicht so ganz unbemerkt vorüber. Die Mutter, welche sich während der letzten Zeit der Schwangerschaft möglichst der Arbeiten enthält, tut zehn Tage lang nach der Niederkunft gar nichts und fastet etwa einen Monat lang. Dann werden die Bewohner der nächsten Dörfer zu einem Fest eingeladen, bei dem tüchtig Toddy getrunken, gegessen und getanzt wird. Hierauf beginnt für die Mutter wieder das alltägliche Leben.

Totengebräuche. Sobald ein Sterbender seine Seele ausgehaucht hat, gießt ihm der nächste Verwandte ein paar Tropfen Kokosmilch in den Mund, und Weiber und Kinder fangen ein lautes Wehegeheul an; etwa eine Stunde nach dem Tode werden acht oder noch mehr Stücke neues Zeug um die Leiche gewickelt, die dann an den Ellenbogen und an Händen und Füßen mit Stricken gebunden wird [2]. Sobald alle Verwandten und Eingeladenen beisammen sind,

[1] Ebd. 69.

[2] Das Umhüllen der Leiche scheint den Zweck zu haben, zu bewirken, daß die bösen Geister sich darunter verbergen und so mit der Leiche aus dem Hause geschafft werden (vgl. Allgem. Missionszeitschrift XX 200).

schreitet man zur Beerdigung, zu der fast alle Männer mit ihren Speeren in der Hand erscheinen. Hinter dem Hause oder jedenfalls unweit des Dorfes wird ein drei Fuß tiefes Grab gemacht, ein Schwein geschlachtet und der Rand des Grabes mit dem Blut des Tieres bespritzt. Dann legen die Verwandten all ihren Schmuck ab, die Geräte, Waffen und Kleidungsstücke des Toten werden von einem der Trauernden getragen, ein Stück der Rinde eines bestimmten Baumes wird um die Leiche gewickelt und ein lebendiges Küchlein auf ihrer Brust festgebunden. Das erste Schreien dieses Tierchens ist für alle anwesenden das Zeichen zum Anstimmen des Wehklagens. Die Leiche wird danach von zwei Männern um die Hütte herum getragen, wobei der vordere Träger mit einem Stock gegen jeden Hüttenpfahl schlägt; dann geht der Zug zum Grabe, die Männer zuerst und hinter ihnen die Weiber. Am Grabe werden die Stricke von der Leiche gelöst, diese selbst mit dem Küchlein hineingesenkt und verscharrt. Auf dem Grabe wird ein Pfahl errichtet und mit den Sachen des Toten behangen, worauf jeder mit einem grünen Zweig in der Hand an das Meer eilt, um sich zu baden. Hernach kehren alle zum Trauerhause zurück, wo ein reiches Mahl zubereitet und der Abend mit Schmausen, Singen und Tanzen zugebracht wird [1].

Die Eingebornen glauben, die Seele des Verstorbenen halte sich drei Monate lang noch an den Stätten auf, die er im Leben betreten; deshalb wird dieser Zeitraum in Trauer verbracht, d. h. sie gehen ohne Schmucksachen, essen kein Schweinefleisch und betrinken sich nicht mit Toddy. Am Ende der drei Monate wird ein Fest veranstaltet, das so lange dauert, als die Vorräte langen. Hierbei ist nur auffällig, daß die zu verspeisenden Schweine nicht in gewöhnlicher Weise geschlachtet, sondern mit Spießen förmlich erlegt werden; es gilt als schlechtes Omen, wenn das Tier entwischt. Drei Jahre nach dem Tode wird ein seltsames Fest veranstaltet. Der Kopf des Hingeschiedenen wird ausgegraben, mit Safranwasser gewaschen, mit einem Stück Zeug turbanartig umwickelt und in der Hütte aufgestellt. Man steckt ihm einen Betelpfriemen zwischen die Zähne sowie eine angezündete Zigarre und gießt einen Schluck Branntwein oder Arrak in die Kinnladen. Dann wird der Schädel wieder eingegraben, der Pfahl aufs neue aufgerichtet, aber die bisher daran aufgehängten Sachen werden weggenommen. Sieben Triennien wird dieses Totenfest wiederholt, dann erst wird des Verstorbenen nicht weiter gedacht. Bei Gelegenheit solcher Feste entfaltet der Festgeber seinen ganzen Reichtum vor den Gästen, indem er alles, was er an Kostbarkeiten besitzt, in der Hütte ausbreitet und bewundern läßt [2].

Von der Religion der Nikobarer sagt Maurer [3]: „Sie glauben nicht an ein höheres Wesen, haben überhaupt von einem solchen keine Ahnung, doch glauben sie desto eifriger an Dämonen, die sie Iwi oder Eiwi nennen, und von denen sie allerlei Schabernack, ja sogar mörderische Absichten auf ihr Leben und ihre Gesundheit befürchten." Dem widersprechen aber andere Angaben. Die älteste Nachricht, die wir über die Religion der Nikobarer haben, stammt

[1] Maurer, Die Nikobaren 70. Vgl. auch Allgem. Missionszeitschrift XX 200.
[2] Maurer a. a. O. 71. [3] Ebd. 71—72.

wohl von P. Faure S. J. Dieser landete auf den Nikobaren im Jahre 1710. Er blieb zwar nur kurze Zeit dort, aber er erkundigte sich über die Religion und die Sitten der Eingebornen, weil man unter ihnen eine Missionsstation zu errichten beabsichtigte. Das Ergebnis seiner Nachforschungen faßt er in einem Briefe so zusammen[1]: „Alles, was ich von der Religion der Nikobarer erfahren konnte, ist, daß sie den Mond anbeten und daß sie sehr die Dämonen fürchten, von denen sie eine dunkle Idee haben. . . . Man sieht dort kein öffentliches, dem religiösen Kult geweihtes Gebäude; nur gibt es einige tiefe Felsenhöhlen, für die die Insulaner eine große Verehrung hegen, in die sie aber aus Furcht vor Mißhandlung durch den Dämon nicht hineinzugehen wagen."

Diese Angaben werden näher beleuchtet durch das, was der anglikanische Bischof Strachan[2] berichtet: Die Nikobarer haben eine unklare Idee von einem höheren Wesen, aber kein Wort, um dasselbe zu bezeichnen. Wenn sie von ihm sprechen, sagen sie „oben" oder „da oben". Sie haben die Einwirkung des Mondes auf Flut und Ebbe erkannt und meinen, das gute Wesen wohne im Monde, und glauben, daß die Licht- und Schattenflecke in demselben das Gesicht Gottes zeigen, wie er auf die Erde blickt. Auf ihren Votivtafeln stellen sie manchmal den „Geber aller Gaben" in der Form eines Mannes dar, welcher mit einem aus verschiedenen Gräsern geflochtenen Gewande bekleidet ist. Sie beten diesen Gott nicht an noch haben sie irgendwelche Götzenbilder[3].

Um die vielen bösen Geister abzuwehren, haben sie Zauberer (Manuénen); diese verstehen es, die von den Geistern verursachten Krankheiten dadurch zu heilen, daß sie Steine, Scherben, ja sogar Bananen im geeigneten Augenblicke plötzlich vorweisen, als hätten sie dieselben aus dem Leibe des Kranken gezogen. Zu gewissen Zeiten treiben die Manuénen den Iwi aus dem Dorfe, wobei sie, schrecklich bemalt und unter entsetzlichen Grimassen, gegen den vermeintlichen Feind kämpfen, ihn schließlich bei den Haaren erwischen und auf den Hanmai (eine Art mit Masten und Segeln ausstaffiertes Floß aus zwei langen Baumstämmen) werfen, der im Schlepptau zweier Kanoes liegt, deren Bemannung dann in größter Eile ins Meer hinausrudert und dort das Teufelsschiff Wind und Wellen überläßt. Wird ein Hanmai nach der Landungsstätte eines andern Dorfes getrieben, so entsteht zwischen den betreffenden Dörfern (Kampons) grimmige Feindschaft. In den Schlachten kommt aber selten jemand um, da sie nur mit Stöcken in gemessener Weise miteinander kämpfen. Wer am meisten Prügel bekommt, gilt als Sieger[4].

Die Manuénen sind Trunkenbolde und rechte Schelme; zur Erreichung ihres Amtes müssen sie eine Schule bei einem Zauberer durchmachen, der sie die geheimen Künste lehrt und ihnen die Traditionen mitteilt. Sterben einem Manuénen sehr häufig Kranke oder hat sein Dorf viel Unglück, so wird er

---

[1] Vgl. Lettres édifiantes et curieuses, X Recueil, Paris 1713, 69.

[2] Allgem. Missionszeitschrift XX 199.

[3] Nach andern Missionären heißt dieses Wesen Dewshe ol Kahoe. Dew ist wohl eine Korruption des indischen Deo oder Dew = Gott (vgl. Allgem. Missionszeitschrift XX 199 A. 1).

[4] Maurer a. a. O. 72—73.

nach Verabredung von seinen Freunden eines schönen Tages erschlagen. Diese Radikalkur wird übrigens auch gegen unverbesserliche Diebe oder Mörder in Anwendung gebracht, bei ersteren aber nur, nachdem wiederholte im Zweikampfe erhaltene Prügel nichts fruchteten oder der Dieb immer Sieger blieb und deshalb das Gestohlene behalten durfte.

Die Nikobarer haben auch eine Überlieferung über die Sündflut. Die Sage lautet: In den ältesten Zeiten kam eine große Wasserflut, welche Menschen und Tiere ersäufte; doch rettete sich ein Nikobarer, indem er den höchsten Baum des höchsten Berges von Loang erkletterte und dort wartete, bis das Wasser fiel. Als dies geschehen war, stieg er herab und sah sich nach Menschen und Tieren um, doch fand er auf der ganzen Insel kein anderes lebendes Wesen als eine Hündin. Mit dieser zeugte er das Geschlecht der Nikobarer[1].

In politischer Beziehung unterstehen die Nikobarer jetzt den englischen Beamten; doch scheint auch heute noch jedes Dorf im Innern ein ziemlich unabhängiges Gemeinwesen zu bilden, dessen oberste Autorität die ganze Dorfversammlung ist, obwohl die Missionäre wiederholt von dem hervorragenden Einfluß gewisser angesehener Familien reden[2].

Man wirft den Nikobarern viele Strandräubereien vor, und daß sie wiederholt fremde Schiffe überfallen, geplündert und die Mannschaft umgebracht haben, ist allerdings sicher; aber sehr wahrscheinlich waren diese Handlungen Repressalien oder, nach ihrer Meinung, notwendige Mittel zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und Freiheit. Die Missionäre versichern oft, daß die Eingebornen von Haus aus harmlos, gutmütig und äußerst freigebig seien, und wenn man einmal ihr Vertrauen erobert hat, auch opferwillige Treue und Anhänglichkeit beweisen[3].

Erwünschte Ergänzungen zu den obigen Ausführungen bringt Hermann W. Vogel[4]. Er schreibt über die Nikobarer auf der Insel Kamorta. Von Polyandrie habe er nichts gehört und Polygamie verbiete sich von selbst[5]. Bei der Heirat werden die Mädchen nicht verhandelt, sondern nach Neigung gewählt. Selbstverständlich spielen hier nicht bloß persönliche Sympathien, sondern auch Rücksicht auf die Wohlhabenheit des Bräutigams eine Rolle. Die Mädchen bekommen bei der Verheiratung eine Mitgift, bestehend in Schweinen, Kokosnuß- und Pandanusbäumen. Seltsamerweise zieht das Weib nicht zum Manne, sondern der Mann in die Hütte der Eltern des Weibes. Das Weib genießt volle Freiheit; sie wandelt, ohne ihr Gesicht zu verhüllen, frei umher wie die Männer und genießt als Mutter die Achtung und Liebe ihrer Kinder. Stirbt der Mann, so ist die Witwe Herrin des Hauses. Rührend ist die Sorge für die Schwangern; sie und ihr Mann werden von

---

[1] Maurer, Die Nikobaren 58.

[2] Vgl. z. B. Annales de la propagation de la foi XVI 121—123.

[3] Vgl. ebd. 120 121 ff.

[4] Vom Indischen Ozean bis zum Goldlande, Berlin 1877. Vgl. Ausland 1878, 877 ff.

[5] Auch Westermarck (Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe II 316) sagt: „Die Eingebornen von Kar-Nikobar besitzen nach Distant nur eine Gattin und betrachten die Unzucht als eine Sünde."

allen Arbeiten dispensiert, sie haben nur Feiertage, besuchen ihre Verwandten, und wo sie erscheinen, ist Freude in der Hütte; gewöhnlich wird die Frau veranlaßt, etwas Samen im Garten zu säen; man erhofft von dieser Saat besondere Fruchtbarkeit.

Der Europäer, der das dürftige Kostüm dieser Wilden zum erstenmal erblickt und die Ungezwungenheit im Verkehr beider Geschlechter beobachtet, ist leicht geneigt, ihnen geschlechtliche Freiheiten zuzuschreiben, und doch existiert in diesen nackten Wilden ein Gefühl für Anstand und gute Sitte, das man öfter bei Individuen zivilisierter Rassen vermißt. Untreue der Weiber ist in einer Nikobarenehe sehr selten. Häufiger sind Trennungen der Ehen wegen Unfriedens. Verheiratet sich dann ein Teil wieder, so werden die Kinder der vorhergehenden Ehe nicht mit in die neue hinübergenommen, sondern zu Verwandten gegeben.

Den Charakter der Nikobarer schildert Vogel als bodenlos gutmütig, „so daß fast niemand vorhanden ist, der geneigt wäre, seinem Nächsten Übles zu tun. Sie stehlen nicht, obwohl sie den Begriff des Eigentums wohl kennen, sie morden nicht, sie lügen nicht, sie ehren ihre Eltern, kurz, sie halten die heiligen zehn Gebote besser als wir, ohne sie zu kennen". Die letzte Behauptung bedarf einer Berichtigung; die Nikobarer richten doch wohl ihr Verhalten nach dem, was sie als gut oder bös erkennen, nur braucht diese Erkenntnis keine klar bewußte und reflexe zu sein. Das geht unzweideutig aus dem weiteren Berichte Vogels hervor. Der provisorische Verwalter der Insel, Dr Röpstorff, erzählte Vogel, „daß hie und da Diebstähle vorkämen, und daß der Dieb der allgemeinen Verachtung verfalle und die Dörfer meiden müsse"[1]. Das beweist doch, daß die Eingebornen den Diebstahl als schlecht und verabscheuenswert verurteilen.

Die staatliche Organisation scheint sehr dürftig zu sein. Es finden sich zwar in mehreren Dörfern sog. Kapitäne, aber Vogel meint, diese Würden seien englisches Produkt, wie der Name andeutet. Dieser Name ist allerdings den Europäern entlehnt, er beweist aber nicht, daß es nicht schon von jeher ein politisches Oberhaupt gegeben, das früher vom Volke selbst hervorging, heute aber der Anerkennung durch die englische Regierung bedarf und von ihr einen Namen bekommen hat; es kann aber auch sein, daß die Eingebornen aus eitler Nachahmungssucht den europäischen Titel angenommen haben.

Etwaige Meinungsverschiedenheiten werden von Freunden und Verwandten der Beteiligten geschlichtet, und der Teil, der unrecht hat, wird veranlaßt, zur Versöhnung ein Fest zu geben. Größere Kämpfe zwischen zwei Dörfern kommen zwar vor, sind aber nur Prügeleien mit langen Knütteln, die durch das Dazwischentreten der Weiber geschlichtet werden.

Über die Religion der Nikobarer erfahren wir, daß sie an einen bösen Geist (Iwi) glauben, dem sie alle Übel zuschreiben; sie bringen ihm Opfer in Gestalt von Bissen von Speisen, kleinen Mengen Getränken, Früchten usw. Sie legen dieselben auf ein Brettchen, das in jeder Hütte oberhalb einer Bildertafel von Palmbast mit seltsamen Zeichen angebracht ist. Diese Bildertafel enthält gewöhnlich im oberen Teil eine Darstellung von Sonne und Mond und

[1] Ausland 1878, 898.

fliegenden Vögeln, darunter Abbildungen von Gebäuden und Palmen; im mittleren Teil finden sich Bilder von Schweinen und Hühnern und unten Bilder von Fischen und Krustazeen.

Der Sonne und dem Monde scheinen sie übernatürliche Dinge zuzuschreiben. Zur Zeit des Eintritts der totalen Sonnenfinsternis am 6. April 1877 stürzten die Bewohner des Dorfes Malacca unter großem Geschrei in das Wasser und bespritzten sich gegenseitig. — Neben den schon erwähnten Bildern findet man in jeder Hütte noch eigentümliche Figuren aus Holz, lebensgroße Darstellungen von Menschen, manche mit zum Schlage aufgehobenem Arm, rotem Gesicht, Perlmutteraugen, Zylinderhut und Schurz von Palmblättern um die Lenden. Nicht selten hängen an ihren Armen leere Fläschchen, Gläschen usw. Nach Roepstorff sind diese Figuren keine Götzenbilder. Jedenfalls aber messen ihnen die Eingebornen einen übernatürlichen Einfluß bei. Zur Bannung des bösen Geistes, des Iwi, scheinen aber diese Figuren den Eingebornen nicht zu genügen; für diesen Zweck veranstalten sie besondere Feste, bei denen ein mit Girlanden bekränztes, kleines Schiff unter wilden Zeremonien in das Meer gestoßen wird in dem Glauben, daß alles Übel mit dem Schiffe das Dorf verlasse. Wird daher ein solches Schiff von Wind und Flut bei einem andern Dorf ans Land getrieben, so gilt dies als ein großes Unglück, und das davon betroffene Volk ist verpflichtet, das Dorf, von dem das Schiff ausging, mit Krieg zu überziehen.

4. Die Bataks auf Sumatra.

Der größere Teil der Bevölkerung Sumatras: die Atschinesen im Nordwesten, die Malaien in der Mitte der Insel sind Anhänger des Islams, der noch unter der holländischen Regierung gewaltige Fortschritte gemacht hat. Zwischen beiden Völkern auf der Hochebene Toba wohnen die Bataks oder, wie sie auch genannt werden, Bata, Battas, von denen ein großer Teil seine alte Religion bewahrt hat. Der protestantische Missionär A. Schreiber[1] hat sie uns geschildert, so wie sie vor und außerhalb des holländisch-malaiischen Einflusses bestanden und noch bestehen.

In ihrer äußeren Erscheinung weichen die Bataks nicht viel von dem allgemeinen malaiischen Typus ab. Was Nahrung, Kleidung, Wohnung und Lebensweise betrifft, so herrscht in den einzelnen Landschaften große Verschiedenheit. Die Bataks zerfallen in drei Stämme, deren Sprachen (Dialekte) als Mandeling, Toba und Dairi unterschieden werden. Aber auch innerhalb dieser Stämme herrscht große Mannigfaltigkeit, da jedes Dorf fast ganz selbständig und der Verkehr nur unbedeutend ist. So gibt es noch Gegenden, wo ein Teil der Bevölkerung Baumrinden zu seiner Kleidung verarbeitet, was früher wahrscheinlich allgemein der Fall war; in den meisten Gegenden dagegen tragen die Leute nur gewebte Stoffe. Bei den Tobas tragen die Männer ein breites Stück Zeug um die Lenden und außerdem eine Art Plaid über die Schultern, die Frauen ein großes Tuch, das den Leib von den Füßen bis unter die Arme

[1] Allgem. Missionszeitschrift III (1876) 257 ff.

verhüllt. In Mandling tragen die Männer kurze, weite Hosen und vielfach auch kurze Jacken, die Frauen nur ein Kleid in Form eines unten und oben offenen Sackes. Ihre Häuser sind ausnahmslos auf Pfählen erbaut, aber in verschiedener Höhe über dem Boden und in sehr verschiedener Größe. In den meisten Häusern wohnen mehrere Familien zusammen. Das Innere des Hauses bildet nur einen Raum; in der Nacht stellt man durch aufgehängte Matten Scheidewände zwischen den Schlafstellen der einzelnen Familien her. Zu jedem Hause gehört ein Gebäude (sopo), das mit seinem Dachraum als Vorratskammer gebraucht wird, während der untere Raum entweder unbenutzt bleibt oder aber in halber Höhe mit einem Fußboden und einer niedrigen Umwandung versehen ist und dann als Sitzplatz bei Ratsversammlungen, bei Tag auch den webenden Frauen und Mädchen, bei Nacht den ledigen jungen Männern zum Aufenthalt dient. Soweit nicht die holländische Kolonie reicht, ist jedes Dorf wie eine Festung durch eine hohe, dicke Hecke aus Dornen-Bambus und zuweilen auch mit Gräben und Palisaden umgeben. Die Hauptbeschäftigung der Bataks ist Ackerbau und Viehzucht, die Hauptnahrung sind Reis, süße Kartoffeln (Yams), Sago, Bananen usw.[1]

In ihrem Charakter sind sie je nach der Landschaft sehr verschieden. Während z. B. in manchen Gegenden Diebstähle sehr selten sind, finden sich in andern selbst berufsmäßige Diebe in bedeutender Zahl; während manche den Eindruck eines geraden, treuherzigen Charakters machen, sind andere äußerst berechnende und verschlagene Menschen. Im allgemeinen jedoch kann man sie wohl als ein ziemlich offenherziges, ehrliches Volk bezeichnen — obwohl es natürlich an Lügen nicht fehlt —, als anhänglich an Familie und Freund, als freiheitsliebend, höflich ohne Kriecherei, auch nicht gegen ihre Fürsten, ziemlich arbeitsam und sparsam, aber auch als rechthaberisch, rachsüchtig, mißtrauisch und wetterwendisch. Ihre Hauptleidenschaft ist das Spiel, besonders Karten- und Würfelspiel, im Süden auch die Hahnenkämpfe. Obwohl sie ihrem Landesgetränk, dem tuwak (einem Palmsaft, der durch bittere Rinden und Blätter gewürzt und in Gärung versetzt wird), gern zusprechen, sind sie doch im allgemeinen keine Trinker. Das Opiumrauchen verschmähen sie.

Die Ehe wird durchgängig durch Kauf geschlossen. Der Ehebruch wird überall mit den härtesten Strafen, oft sogar mit der Todesstrafe geahndet; Polygamie kommt zwar überall vor, aber nur vereinzelt und aus besondern Gründen. In Bezug auf die Ehescheidung weichen die Sitten verschiedener Gegenden sehr voneinander ab. In einigen Gegenden kann der Mann jeden Augenblick ohne weiteren Grund seine Frau dem Vater zurückschicken und den Kaufpreis zurückverlangen, solange er noch keinen halb erwachsenen Sohn von ihr hat, in andern Gegenden aber ist die einmal förmlich eingegangene Ehe so gut wie unauflöslich. Aus der strengen Bestrafung des Ehebruchs darf man aber nicht auf eine allzu große Sittenreinheit schließen; der Mann betrachtet die Frau als sein kostbarstes Eigentum, das er äußerst eifersüchtig überwacht. Vor der Verheiratung findet unter den jungen Leuten vielfach ein freier Verkehr statt, jedoch meist nur unter Verlobten. Uneheliche Kinder sind selten, und

[1] Schreiber ebd. 264—265.

öffentliche Dirnen gibt es gar nicht. Die Stellung der Frau ist im ganzen besser, als man es nach der herrschenden Auffassung erwarten sollte, die in der Frau lediglich die Sache oder das Eigentum des Mannes sieht. Die Kinder, Knaben und Mädchen, werden mit gleicher Liebe von den Eltern behandelt, vielfach freilich mit einer Affenliebe, bei der die Eltern eher den Kindern gehorchen als umgekehrt. Bei der Verheiratung wird die Neigung des Mädchens meist berücksichtigt, obwohl Fälle vorkommen, wo die Braut wider ihren Willen dem Bräutigam übergeben wird. Als Dienerin des Mannes muß die Frau tüchtig arbeiten, doch ist die Arbeit nach fester Sitte so zwischen Mann und Frau geteilt, daß dem Mann zumal beim Feldbau der schwierigste Teil zufällt. Zuweilen beherrschen sogar die Frauen den Mann, und alte Frauen üben oft einen großen Einfluß auf die ganze Familie aus[1]. — Nach allgemeiner Sitte der Bataks darf die Braut niemals aus dem Stamm (marga) des Mannes sein. Jede eheliche Verbindung zwischen Gliedern derselben Marga gilt als Blutschande. Dagegen ist die Heirat mit der Tochter des Bruders der Mutter nicht nur erlaubt, sondern wird als so naturgemäß angesehen, daß boru ni datulang (Tochter von Mutters Bruder) sogar die allgemeine Bezeichnung der Braut geworden ist.

Verschiedenheit in den sozialen Verhältnissen gibt es kaum, weil es keine Verschiedenheit der Berufsarbeiten gibt. Alle Handwerke und Künste sind Gemeingut des ganzen Volkes; nur Schmiede oder Töpfer trifft man hier und da, aber fast immer sind diese Leute daneben Ackerbauer. Verschiedene Stände gibt es zwar, aber der Unterschied, sofern er sich in Nahrung und Lebensweise zeigt, ist nur gering. Je weiter nach Süden, desto bedeutender ist Macht und Ansehen der Fürsten. In Mandling finden sich eigentliche Fürsten mit weiter reichender Macht; in Toba dagegen, wo man wohl noch die ursprünglichen batakschen Verhältnisse findet, nennen sich alle Glieder des Stammes, dem das Dorf gehört, radja, und nur größerer Reichtum oder Klugheit gibt den einzelnen eine hervorragende Stellung. Das Ansehen der Dorfhäuptlinge ist dort sehr gering. Vielfach bilden die dem Fürsten am nächsten verwandten Familien eine Art Adel, der als Abzeichen einen Perlenrand an seiner Kleidung trägt. Sklaven gibt es in den meisten Landschaften; doch sind sie nicht rechtlos, ihre Leistungen sind durch Herkommen fest bestimmt, sie haben auch das Recht eigenen Besitzes und damit die Möglichkeit, sich loszukaufen. Verkauf von Sklaven kommt nicht oft vor, meist wechseln sie nur durch Erbschaft ihren Herrn oder werden als ein Teil des Brautpreises abgegeben[2].

Das ganze Leben der Bataks ist fest geregelt durch das Herkommen (adat oder uhum), das zugleich der Inbegriff alles Rechtes ist. Dieses Herkommen, das nach den verschiedenen Landschaften sehr verschieden ist, umfaßt alle Gebiete des Lebens: Religion und Rechtspflege, Familienverhältnisse, Leben und Sterben. Es bestimmt genau für jeden Fall, nicht nur wie z. B. der Dieb bestraft, wie eine beleidigende Äußerung gesühnt oder wie der Krieg erklärt, der Friede geschlossen werden soll, sondern auch wie der Jüngling um die Hand des Mädchens anzuhalten, wie sie ihm zu antworten, welche Tracht

[1] Allgem. Missionszeitschrift III 266—267. [2] Ebd. 267—268.

die Braut je nach ihrem Stand am Hochzeitstage zu tragen hat usw. Merkwürdig ist, daß die Bataks, die doch von alters her im Besitz einer eigenen Schrift waren, nie daran dachten, ihr so wichtiges adat niederzuschreiben; auch in Rechtssachen werden Urteile nie schriftlich aufgezeichnet. Daraus folgt natürlich eine bedauerliche Unsicherheit in den Rechtsverhältnissen[1].

Ein Schandfleck der Bataks ist der Kannibalismus, der zum adat gehört und einen Teil des Strafverfahrens bzw. des Kriegsrechts bildet, denn nur bei Kriegsgefangenen und Verbrechern kommt er zur Anwendung. Soweit die Macht der Holländer reicht, ist heute die Menschenfresserei verschwunden, aber in den unabhängigen Batakgebieten kam sie noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor. Nach Junghuhn[2] wurden gewöhnlich nur Ehebrecher und Kriegsgefangene aufgefressen, nach Schreiber wurden gelegentlich auch Diebe, ja selbst Schuldner verzehrt, wenn diese letzteren ihre Schuld nicht bezahlen konnten und die Gläubiger keine Lust hatten, sie noch länger im Block zu halten. Worin diese sonderbare Sitte ihren Grund hat, weiß man nicht sicher. Nach einigen soll durch die schimpfliche Vertilgung des Verbrechers der allgemeine Abscheu an den Tag gelegt werden, nach andern glaubt man, daß diejenigen, die ein Stück von dem Fleisch des Bösewichts im Magen haben, sicher seien gegen den Schaden, den sein Geist ihnen zufügen könnte[3].

Die Religion der Bataks hat Joh. Warneck auf Grund eigener und fremder Beobachtungen ausführlich geschildert[4]. Er benutzt das batakische Heidentum als Paradigma für die Religionen Indonesiens überhaupt, doch wir berücksichtigen hier nur die Bataks selber. Die intelligenten Bataks nennen, wenn sie nach ihren Göttern gefragt werden, fünf Namen: Batara guru, Soripada, Mangalabulan, Ompu Tuhan Mula djadi und Debata Asiasi. Die drei ersten, gewöhnlich „die drei Götter" genannt, sind nach Warneck den Bataks nicht ursprünglich eigen, sondern ihnen durch die Hindu aufgedrungen worden, als diese im 13. und 14. Jahrhundert einen großen Teil der Sundainseln beherrschten. In ihnen finden wir die indische Trimurti wieder. Der ursprüngliche batakische Obergott ist Ompu Tuhan Mula djadi; das beweist schon sein Name: „Herr Ursprung des Werdens". Auffallenderweise ist dieser nationale Obergott zurückgedrängt worden. Dem Volksbewußtsein gilt heute Batara guru (Herr Unterweiser) als oberste Gottheit. Man machte die drei indischen Götter zu Söhnen des batakschen Obergottes und assimilierte sie so dem Volksglauben. Batara guru verehrt man heute als den Welterhalter, mit dem man am meisten zu tun hat; man nennt ihn: „Batara guru, auf den man hört, bei dem man anfragt, von dem man abhängt, von dem das Recht erfragt wird, von dem das Gesetz der Menschenwelt abhängt." An ihn hat Ompu Tuhan Mala djadi sein Weltregiment abgetreten; er ist der populärste von jenen fünf, doch scheint auch er sich wenig um die Menschenkinder zu kümmern[5]. Soripada steht ihm bei; von ihm erwartet man Kindersegen. Mangalabulan ist das böse Prinzip,

[1] Ebd. 269. [2] Die Battaländer auf Sumatra, Berlin 1847.

[3] Schreiber in der Allgem. Missionszeitschrift III 270.

[4] Die Lebenskräfte des Evangeliums. Religionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums, Berlin 1908. Man vgl. noch Globus LX 289 ff; Ausland 1882, 316; Allgem. Missionszeitschrift III 348 ff.

[5] Warneck a. a. O. 12.

er wirkt Göttern und Menschen entgegen und wird darum aus Furcht in den Gebeten mit angerufen, Asiasi bedeutet Mitleid. Praktisch ist die Unterscheidung jener fünf ziemlich belanglos; sie werden meist durcheinander geworfen. Der gemeine Mann kann über die Namen und Funktionen der Götter überhaupt keinen Aufschluß geben.

Die Bataks denken sich wie viele indische Völker drei Welten übereinander: die Oberwelt als Sitz der Götter, die Mittelwelt als Wohnung der Menschen und die Unterwelt als Behausung der Geister und Dämonen. Das Leben der Götter gleicht dem der Menschen, sie haben Weiber und Kinder, Sklaven und Vieh, führen Krieg, spielen, prozessieren usw. Von der Oberwelt werden die menschlichen Seelen aus einer Art Präexistenz in die irdische Mittelwelt herabgeschickt. Als Schöpfer wird Ompu Tuhan Mala djadi angesehen. Von ihm sagt man: „Er schlägt den Scheitel platt, flechtet die Eingeweide, spaltet die Finger, rundet das Herz, breitet aus die Leber, öffnet den Mund und macht hell das Auge der Menschenkinder." Damit wird er als Menschenschöpfer anerkannt, doch tritt dieser Gedanke im Volksbewußtsein zurück. Es kursieren auch Sagen, die den Menschen bald aus dem Ei eines fabelhaften Vogels, bald aus Pilzen, bald aus Tieren geboren werden lassen.

Eine ausführliche Legende existiert über die Erschaffung der Welt. Die Tochter des Ompu Tuhan Mala djadi wickelte eines Tages in der Oberwelt mit ihrer jungen Schwester Garn auf. Da ihr Knäuel nicht größer werden wollte als ein Ei, ließ sie ihn aus Ärger auf die Mittelwelt (deren Materie als Schlamm schon existierte) herabfallen, behielt aber das Ende des Fadens in der Hand. An dem Faden kletterte sie in die Mittelwelt herab, wo die Spur des Knäuels sich im Schlamm und Wasser verlor. In ihrer Ratlosigkeit sandte sie eine Schwalbe und einen Käfer (Boten Gottes) zu ihrem Vater und ließ ihn um eine Handvoll Erde bitten. Diese breitete sie auf dem Wasser aus und schuf so die Erde, auf der sie sich niederließ. Da kam ein Drache und zerstörte die Erde. Zum zweitenmal schuf die Himmelsjungfrau die Erde und zum zweitenmal zerstörte sie der Drache. Auf ihre Bitte läßt nun ihr Vater die Erde austrocknen, sie findet den Drachen und fesselt ihn heimlich, bis er sich nicht mehr regen kann. Darauf schuf sie noch einmal die Erde, die nun Bestand hatte.

Bilder oder Symbole der fünf Obergötter gibt es nicht. Sie werden weder in Tempeln noch an heiligen Stätten verehrt. Die Menschen haben mit ihnen wenig zu tun: dagegen um so mehr mit den Untergöttern, die nicht menschlichen Ursprungs sind, wie die hauptsächlich verehrten Ahnen, aber auch von den Hauptgöttern nicht abhängig. Ihnen räumt man stets die erste Stelle in den Opfergebeten ein. Mehrere von ihnen werden in Symbolen dargestellt und verehrt, so die Debata itup, eine männliche und eine weibliche Gottheit, die Kindersegen verleihen. Man verehrt sie in Gestalt zweier hölzerner menschlicher Figuren, einer männlichen und einer weiblichen, welche von dem Kindersegen erflehenden Ehepaar auf dem Rücken um den Hals herum getragen werden. Viel verehrt wird die freundliche Erdgottheit, von der man Fruchtbarkeit erwartet. Diese Gottheit wird von allen am meisten gefürchtet und verehrt. In allen Opfergebeten wird sie an erster Stelle angerufen. Auch Wasser-

gottheiten gibt es; dazu kommen noch unzählige Lokalgottheiten. Die Grenze zwischen diesen lokalen Naturgottheiten und den Ahnen, die man an solchen Orten wohnhaft denkt, ist fließend. Über und hinter allen andern Gottheiten steht aber im Volk der allerdings dunkle Glaube an eine über allen jenen Gottheiten thronende Allmacht, die sich bei den Bataks in dem Allgemeinnamen Debata, d. i. Gottheit, abspiegelt. Man nennt diese Allmacht schlechthin „Gott", auch „Herr" und „Großvater" [1]. Die Idee des höchsten Gottes, der wir hier begegnen, ist allerdings sehr vag. Debata werden auch jene Hauptgötter, auch große Häuptlinge genannt, indem sie für ihre Untertanen das höchste, weil am meisten zu fürchtende Wesen sind. Die Mythen über die verschiedenen Gottheiten sind kaum Gemeingut des Volkes, aber in Debata ahnt es dunkel „den über dem Weltall im allgemeinen und dem Menschen im besondern thronenden Herrn". An ihn wendet man sich impulsiv in besondern Bedrängnissen. Im täglichen Leben hört man oft Redensarten wie die: „Von Gott hängt alles ab", „Wir sind in Gottes Hand", „Wie Gott gibt", „Gott ist gnädig". Es gibt schöne Sprichwörter über Gott: „Wenn Gott hilft, wird ein Tautropfen zur Speise"; „Was Gottes Tun ist, soll der Mensch nicht ändern"; „Gott steht und sieht herab auf die Menschen, denen Unrecht geschieht"; „Gott ist ein gerechter Richter"; „Gehe nicht krumme Wege, von Gott kommt der Reichtum"; „Wo wir auch sitzen, da ist Gott". „Gott, nicht Mula djadi oder ein anderer Gott der Mythologie, wird im Volksbewußtsein als Vergelter und Wächter des Rechts wenigstens geahnt. Der Schwur, bei dem man Gott zum Richter anruft, wird heilig gehalten; Gottesurteile sind eine gefürchtete ultima ratio bei der Rechtspflege. Man läßt z. B. die Verdächtigen glühendes Eisen anfassen oder auf einander schießen. Auch der Krieg wird als Gottesurteil aufgefaßt: Welche Partei zuerst einen Toten hat, deren Unrecht ist durch Gottesurteil erwiesen. Darum beten die Kriegführenden vor der Schlacht zu Gott, daß er der gerechten Sache zum Siege verhelfe." [2]

Während bei den andern Gottheiten keine Beziehung zur Sittlichkeit zu Tage tritt, ist dies bei „Debata" der Fall, obwohl über das Warum der Batak keine Rechenschaft zu geben vermag. „Das erklärt sich", sagt Warneck, „nur, wenn man annimmt, daß neben und über der Vielgötterei die Trümmer einer reineren Gottesidee im Volksbewußtsein vorhanden sind, welche nicht aus jener hergeleitet werden können. Der Gottesglaube wurde durch Naturverehrung, Geisterfurcht und sittliche Verrohung allmählich bis zur Unkenntlichkeit überwuchert, die Schar der aus der Furcht gebornen Geister drängte sich zwischen Gott und Menschen, und es blieb jenes abgeblaßte Gottesbild zurück, das nur noch im Empfinden des Volkes, aber nicht mehr in seinem Denken (?) einen schwachen Schatten wirft und darum so widerspruchsvoll anmutet."

Obwohl sich aber die Gottesidee dunkel erhalten hat, ist die Verehrung des wahren Gottes ganz abhanden gekommen und auch die Verehrung der Ober-

[1] Warneck, Die Lebenskräfte des Evangeliums 18. [2] Ebd. 19.
[3] Ebd. 20.

götter in den Hintergrund getreten. Von den Geistern der Verstorbenen fühlt man sich abhängig, von den Göttern wenig. Allerdings ruft man ihre Namen bei Opfergebeten an, aber nur in Verbindung mit den Untergottheiten, Dämonen und Ahnen. Die Geister werden stets an erster Stelle angerufen. Man scheut sich, in den Gebetsformeln eine Gottheit zu übergehen. Das Gebet ist hier kaum noch Gebet im christlichen Sinn, sondern fast eine Art Beschwörung der Gottheit. Man bittet um Gedeihen der Feldfrüchte, des Viehstandes, um Gesundheit, Sieg, zahlreiche Nachkommenschaft. Während die Verehrung der Geister bei den Bataks jedermann obliegt, ist die Verehrung der Götter Sache der Priester. Den Göttern werden nur selten Opfer dargebracht: das Opfertier ist meist das weiße Pferd, das entweder in Gegenwart des ganzen Stammes geschlachtet wird, wobei das Blut als Opfergabe gilt, oder am Leben bleibt, aber nicht mehr veräußert werden darf. Man scheut sich nicht, die Götter zuweilen zu betrügen, anzulügen, ihnen selbst zu fluchen, wenn es nicht nach Wunsch geht usw.[1]

Die Bataks glauben an eine menschliche Seele und deren Fortleben nach dem Tode; sie scheinen aber die Seele nur für einen feineren Stoff zu halten, und die Ideen über das Leben nach dem Tode und dessen Dauer sind dunkel und verworren[2]. Vor der Geburt hat die Seele des Menschen sich ihr Geschick gewählt. Vor ihrer Erdenzeit sind die den Menschen bestimmten Seelen in der Oberwelt bei Batara guru oder Mula djadi. Dort steht ein Baum mit vielen Blättern, auf denen die verschiedenen Schicksale der Menschen beschrieben sind. Nun darf die Seele sich ihr Los in Gestalt eines Blattes abpflücken und damit steht ihr Schicksal unumstößlich fest. Dieser Fatalismus beherrscht das Denken und tötet jede Energie. Mit stumpfer Gelassenheit beugt man sich unter das unabänderliche Schicksal, das auch für das Leben nach dem Tode schon festgelegt ist[3].

Das Totenreich befindet sich unter der Erde oder an unheimlichen Plätzen. Schattenhaft spielt sich dort das Leben ab wie auf Erden: wer als Häuptling starb, ist dort wieder Häuptling, Sklaven bleiben Sklaven usw. Die Toten halten Märkte ab wie die Menschen, veranstalten Ratsversammlungen, spielen, feiern Feste, führen Kriege, haben Weiber und Kinder, Äcker und Vieh. Sie wohnen familienweise beisammen[4]. Menschen, die an entehrenden Krankheiten sterben wie Aussatz, werden im Totenreich Sklaven. Als höchst entehrend gilt der Selbstmord; den Selbstmörder erwartet im Totenreich ein trauriges Los. Schmachvoll ist auch der Tod im Wochenbett oder sonst plötzlicher Tod oder kinderloses Ableben. Die Bataks teilen die Seelen der Verstorbenen in drei Klassen: 1. „Begu", d. h. allgemein Seelen der Toten, teils gutartige, teils schlimme. Zu fürchten sind sie alle. 2. Aus den Begu können mit der Zeit, wenn viele Nachkommen ihnen die gehörige Ehre erweisen, höhere Geister werden, welche im Totenreich eine angesehene Stellung einnehmen und „Sumangot" heißen. 3. Über ihnen stehen noch die Sombaon, die vornehmsten unter den Ahnen, Stammväter größerer Gemeinschaften, die mindestens sieben Geschlechter

[1] Warneck, Die Lebenskräfte des Evangeliums 24. [2] Ebd. 31 ff.
[3] Ebd. 36. [4] Ebd. 53.

unter sich haben müssen. Durch ein großes Fest werden die Ahnen feierlich in diese Würde eingesetzt[1]. An die Unsterblichkeit der Seele im strengen Sinne scheinen nach Warneck die Bataks nicht zu glauben. Man sagt nicht geradezu, daß die Begu wieder sterben, läßt sie aber im Lauf der Jahre verschwinden[2]. Der Ahnendienst wurzelt nicht in der Pietät, sondern in der Furcht. Einen lebenden alten Vater oder Großvater behandelt man oft abscheulich, sobald er aber gestorben ist, wird ihm große Ehre zuteil, um von ihm Segen und reiche Nachkommenschaft zu erlangen; anderseits hängt die Stellung des Verstorbenen von der Verehrung der Nachkommen ab. Die verstorbenen Ahnen sieht man als die Wächter der ererbten Sitte an. Was gegen diese Sitte verstößt, betrachtet man als unrecht und als Sünde, die von den Ahnen gestraft wird. Die Rache trifft aber nicht den einzelnen, sondern den ganzen Stamm.

Obwohl das Heidentum voll Unwahrheit und Widerspruch ist, darf man doch nicht glauben, alles sittliche Gefühl sei abhanden gekommen. „Mord, Diebstahl, Ehebruch, Treulosigkeit scheinen verurteilt zu werden; es gibt genug moralische Sprichwörter, aus denen man auf ein feines sittliches Empfinden schließen möchte.“[3] Derartige batakische Sprichwörter sind z. B.: „Hochmut ist der Anfang des Verderbens“; „Höflichkeit ist Leben, Frechheit ist Verderben“; „Wenn der Zorn aufsteigt, denkt man nicht an das Verderben“; „Schlage nicht nach dem, der dich rücksichtsvoll behandelt, auch nicht nach dem, der dir entgegenkommt“; „Du leidest nicht darunter, wenn du einem Bittenden gibst“; „Es hat seinen Grund, wenn man verloren geht, seine Ursache, wenn man untersinkt“; „Wenn man sich streitet, hat man nur Unheil davon“; „Geraubtes Gut schwindet“ usw. „Auch gibt es genug Moralfabeln, die einem Gellert Ehre machen würden, in denen unter anderem Menschenliebe, Treue, Erbarmen, Dankbarkeit behandelt werden.“ Warneck meint allerdings, diese Sprichwörter täuschten über den sittlichen Stand des Volkes. Aber man muß Erkennen und Wollen unterscheiden. Daß die Bataks Diebstahl, Lüge, Betrug, Mord, Unbarmherzigkeit u. dgl. im allgemeinen als verwerflich ansehen, gibt er selbst zu. Daß sie häufig sich um diese Erkenntnis im praktischen Leben nicht kümmern, beweist nichts dagegen. Geschieht das nicht oft genug bei christlichen Völkern? Dann muß man das theoretische und praktische Erkennen unterscheiden. Auch wer den Diebstahl im allgemeinen als verwerflich ansieht, macht sich in einzelnen Fällen ein X für ein U vor und sucht sich zu überreden, daß in diesem konkreten Falle das Wegnehmen der Sache ihm erlaubt oder wenigstens nicht so schlimm sei. Das sind allgemein menschliche Erscheinungen. Auch die sprichwörtliche Verlogenheit der Bataks und fast aller Heiden beweist nicht, daß sie die Lüge für gut halten. Von den Bataks gilt, was Warneck von den Papua sagt: „Der Papua hält das Lügen für eine feine Kunst, obwohl er sagt: Lügen ist schlecht.“[4] Wenn Warneck meint, die animistischen Völker besitzen eine Sitte,

[1] Ebd. 55.

[2] Daraus folgt aber nicht, daß diese Begu aufhören zu existieren; sie verschwinden einfach aus der Erinnerung der Menschen, die sich nicht mehr um sie und ihren Zustand kümmern.

[3] Warneck a. a. O. 88. [4] Ebd. 91.

ein Recht, aber keine Sittlichkeit, und wiederum: es fehlt ihnen nicht der Begriff des Erlaubten und Unerlaubten, wohl aber der des Guten und Bösen[1], so ist das ein Widerspruch. Etwas zu tun, was unerlaubt, d. h. von der rechtmäßigen Autorität verboten ist, ist böse. Ehebruch wird, meint Warneck weiter, bei den Bataks mit Todesstrafe bedroht, freilich nicht aus sittlichen Gründen, sondern weil die Frau (auch die verlobte) als gekauftes Eigentum unantastbar ist. Wenn hier sittlich nur bedeuten soll: der Keuschheit zuwiderlaufend, so lassen wir die Behauptung gelten, wenn aber sittlich in weiterem Sinn, im Gegensatz zu nicht sittlich genommen wird, so ist die Behauptung falsch, weil die Verletzung der Gerechtigkeit doch wohl unsittlich ist. Warneck selbst gesteht: „Die indonesischen Völker zeigen eine auffallende Fähigkeit der Selbstbeherrschung, Fassung im Unglück, Familiensinn, Gastfreundschaft, Höflichkeit. . . . Das Recht mancher Stämme mit seinem Strafkodex verrät ein nicht geringes Rechtsgefühl."[2] An einer andern Stelle sagt er: Den animistischen Heiden ist das Wissen von Gut und Böse nicht gänzlich abhanden gekommen, ihr Verstand stimmt den christlichen Geboten zu, sie leuchten ihnen ein, weil sie für das gesellschaftliche Leben brauchbar sind (bloß?), aber das Gewissen reagiert nicht darauf (?). Der Heide nimmt es nicht ernst mit den Tugenden, von denen seine Reden überfließen[3]. Wenn seine Reden von den Tugenden überfließen, muß er sie doch wohl erkennen und für preiswürdig halten.

„Einen Meineid wird so leicht kein Batak wagen, weil er die Rache der Gottheiten bzw. Ahnen fürchtet. Ehebruch kommt auf Nias wenigstens beim gewöhnlichen Volke kaum vor, weil die beleidigte Partei auf grausame Todesstrafe dringt. Man tut nicht gern etwas ‚Unerhörtes', weil die Ahnen darauf aufmerksam würden. So beliebt das Stehlen ist, so übt man die Kunst doch nur heimlich, denn der ertappte Dieb sieht schwerer Buße entgegen. Ehebruch — wenigstens seitens gewöhnlicher Menschen, denn den Übermenschen ist alles gestattet — ist bei den Bataks und vielen andern indonesischen Völkern sehr riskant, denn der in flagranti ertappte Ehebrecher darf ‚wie ein Schwein im Reisfelde' niedergestochen werden. Keuschheit gilt durchaus nicht als Tugend (?), aber man fürchtet sich, ein fremdes Weib zu berühren. Niemand wird gegebenen Falles vor einem Morde zurückscheuen, denn ein Menschenleben gilt nicht viel; aber es sind doch nur die Mächtigen, welche die Freiheit des Mordens besitzen. Dieselbe Furcht, die den Heiden grausam und roh macht, zwingt ihn unter andern Umständen, seinen Leidenschaften einen Zaum anzulegen. Die Furcht diktiert eine gewisse Rücksicht, die mit Moral wenig zu tun hat"[4] usw. Aus alledem folgt keineswegs, daß dem Batak die sittlichen Begriffe fehlen. Mag er auch nur aus Furcht Mord, Diebstahl, Ehebruch, Betrug u. dgl. unterlassen, so erkennt er doch, daß, wenn er ertappt wird, die Strafe gerecht ist, daß er sie verdient; deshalb wird auch die Tötung eines Mörders oder Ehebrechers nicht Mord genannt, weil sie gerecht ist. Vom Batak gilt in dieser Beziehung, was von unzähligen Europäern, die kaum durch die schwersten Strafen vor großen Verbrechen bewahrt werden können, und doch

[1] Warneck, Die Lebenskräfte des Evangeliums 129—130. [2] Ebd. 130.
[3] Ebd. 156. [4] Ebd. 160.

das Verwerfliche ihres Treibens sehr wohl erkennen und von der Gerechtigkeit der über sie verhängten Strafen überzeugt sind. Es ist so, wie Warneck an einer andern Stelle schreibt[1]: „Eine Ahnung von Gerechtigkeit schlummert in den heidnischen Herzen. In der Praxis herrscht ja trostlose Verwirrung über die sittlichen Begriffe. Aber es geht doch ein Erinnern an reinere sittliche Normen durch die Herzen, das zwar nicht Energie genug besitzt, sich in die Tat umzusetzen, aber doch so viel Zähigkeit, daß es in dem Sumpf der Unsittlichkeit nicht ganz und gar erstickt ist."

5. Die Orang-Kubus.

Sumatra wird durch einen von Norden nach Süden laufenden Gebirgszug in zwei Hälften geteilt. Östlich von diesem Gebirge, zwischen dem Musifluß im Süden und dem Batang-Harifluß im Norden, dehnen sich ungeheure, von zahlreichen Flüssen durchschnittene Waldebenen aus. Hier ist die Heimat der Orang-Kubus, die zum Teil noch heute wild durch die Wälder streifen, zum Teil aber infolge der Bemühungen der holländischen Regierung sich in Dörfern angesiedelt haben und mit der Kultur immer mehr in Berührung kommen. Die wilden Kubus sind erst in neuerer Zeit eingehender erforscht worden, besonders von B. Hagen[2] und G. J. Van Dongen[3].

Die Kubus, wahrscheinlich die Urbevölkerung der Insel, zerfallen in zahlreiche voneinander unabhängige Stämme, die meist nach den Flüssen unterschieden werden, an denen ihr Gebiet liegt. Mehrere Reisende glauben, sie hätten einst auf einer viel höheren Kulturstufe gelebt. Hagen will das nicht gelten lassen; es sei unmöglich, daß ein Volk, welches einmal im Besitz einer höheren Kultur gewesen, je wieder auf ein so tiefes Niveau herabsinke wie das, auf dem die Kubus heute stehen oder noch vor kurzem standen[4]. Diesen aprioristischen Grund können wir nicht als stichhaltig anerkennen, um so mehr, als sich Hagen in Bezug auf das geistige Niveau der Kubus widerspricht, wie wir sehen werden.

Schon der englische Reisende Henry O. Forbes[5] hatte ein sehr düsteres Bild von den Kubus entworfen, und sie fast den Affen gleichgestellt. Auch Hagen sagt, man müsse die Kubus als „das Niedrigste dessen bezeichnen, was uns von menschlichen Existenzformen bis heute bekannt geworden ist"[6]; sie lebten in Zuständen, „die sich tatsächlich nur wenig über

[1] Ebd. 225.

[2] Die Orang-Kubu auf Sumatra, Frankfurt a. M. 1908. Veröffentlichungen aus dem Städtischen Völkermuseum Frankfurt a. M. Hagen teilt auch viele Stellen aus den Berichten der älteren Reisenden mit.

[3] Die Koeboes in de Onderafdeeling Koeboestreken der Residentie Palembang, in den Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlansch-Indië. Zevende Volgreeks. Negende Deel (Jahrg. 1910), S. 177—336. Van Dongen war viele Jahre Kontrolleur auf Sumatra und hat sich sehr eingehend mit der Erforschung der Kubus befaßt. Seine Angaben verdienen mehr Vertrauen als die aller andern Reisenden, die sich höchstens einige Monate bei den Kubus aufgehalten haben und ihre Sprache nur unvollkommen beherrschten.

[4] Hagen a. a. O. 9.

[5] Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel, 1886.

[6] Hagen a. a. O. 160.

die mit Sprachvermögen nicht ausgestatteten Wesen erheben, welche mit ihnen diese Wälder bewohnen". Er zweifelt sogar, ob die Kubus vor der Berührung mit den Europäern am Anfang des 19. Jahrhunderts schon das Feuer kannten und in noch früherer Zeit überhaupt eine Sprache besaßen[1]. Das sind alles freie Phantasien, die durch keine Tatsachen gestützt und zum Teil von ihm selbst widerlegt werden.

Er lobt wiederholt ihre geistige Begabung. „Sie sind sehr lebhaften Geistes, beobachten gut und scharf und begreifen leicht. Ich war ganz erstaunt, wie schnell diese Menschen in Muara Bahar[2] sowohl als in Ikan Jebar das Geheimnis des natürlich nie vorher gesehenen und gehörten Phonographen begriffen, mit welch fröhlichem Gelächter sie, nachdem der Moment ersten ungeheuren Staunens vorüber war, die kurz vorher in ihrer Gegenwart aufgenommene Ansprache ihres Penggawo (Vorstehers) aus dem Schalltrichter hervorkommen hörten. Keine Spur von Angst oder Scheu vor der gespenstischen Stimme, kein blödes Lächeln, sondern fröhliches Begreifen, williges, eifriges Hineinsingen in den Apparat ohne jegliche Furcht oder Scheu, unter Scherzen und Späßen der ganzen Versammlung. Für Witze scheint das Völkchen überhaupt recht empfänglich zu sein."[3] Bei den anthropologischen Untersuchungen benahmen sie sich musterhaft; geduldig folgten sie jedem Wink, zeigten große Wißbegierde und Aufmerksamkeit. „Der Abschied von ihnen war außerordentlich herzlich, die Leute ließen es sich nicht nehmen, unser nicht unbeträchtliches Gepäck den vier Stunden langen Weg nach ihrem Dorf hin und zurück zu tragen, ohne irgendwelche Belohnung dafür anzunehmen."[4]

„Die Kinder aßen sehr manierlich die geschenkten Schokoladeplätzchen und Pisangs, waren durchaus nicht gierig und teilten miteinander friedlich, ohne den geringsten Neid. Einige davon waren ganz prächtige Kerlchen, auch recht lebhaft und intelligent. Zum Abschied pflückten sie Blumen und brachten sie, wagten aber nicht, sie zu überreichen, sondern standen wartend, bis ich sagte: Gebt."

Ähnlich wie Hagen urteilen alle andern Beobachter[5]. Boers sagt: „Sie kennen weder Zorn noch Neid, noch Gewinnsucht. Von Diebstahl hört man nie; Mord oder Totschlag sind selten." Letzterer kommt nach ihm nur bei Ehebruch in Form eines Duells vor. Ist nämlich der Verführer einer verheirateten Frau selbst nicht verheiratet, dann fordert der beleidigte Ehemann denselben zu einem regelrechten Duell, und zwar zu einem Kampf im Wasser heraus. Sie begeben sich in den nächsten Fluß und beginnen miteinander zu ringen, bis es dem einen glückt, den andern zu Fall zu bringen und zu ersäufen.

Der Kubu ist ein „absolut ehrlicher Mensch. Sein Wort ist ihm stets heilig" (Hagen). Auch nach Van Dongen[6] war das Lügen und Stehlen vor der Berührung mit den Zivilisierten unbekannt. Heute ist das allerdings

---

[1] Hagen, Die Orang-Kubu auf Sumatra 160.
[2] Einer Kubu-Ansiedelung auf Lalang. [3] Hagen a. a. O. 66.
[4] Ebd. 68. [5] Z. B. Mohnike im Globus XXVI 45.
[6] De Koeboes 183.

anders geworden. Von der Friedfertigkeit der Kubus sagt Van Dongen: „Seit Menschengedenken ist noch nie ein Streit oder Zwist zwischen den Ridan-Kubus gewesen. Und mit den Leuten außerhalb ihres Stammes bekommen sie keinen, da sie durch systematisches Meiden aller Berührung mit einem Nichtstammesgenossen alle Gelegenheit dazu abschneiden." Van Dongen weiß auch von Fällen zu berichten, wo sich die Kubus sehr dankbar erzeigten [1].

Hagen faßt sein Endurteil über den Charakter der Kubus in die Worte zusammen: „Der Kubu ist ein harmloser, aufrichtiger, gutmütiger und äußerst friedsamer, treuer Mensch ohne Falsch und Laster, ein goldenes Herz, wie man es bei uns hochgebildeten Kulturmenschen kaum einmal unter tausend findet, ein Mensch, den man lieb haben und ans Herz drücken möchte, wenn er — nicht so entsetzlich unreinlich wäre." [2]

Daß den Kubus die Scham nicht fehlt, beweist ihre Kleidung. Wo sie in Dörfern zusammenleben, ist dieselbe, wenn auch ärmlich, doch im allgemeinen anständig. Nur hier und da trifft man dort noch Leute an, die nichts anhaben als den Tjawat, d. h. einen Streifen geschlagener Baumrinde, der als Gürtel dient, und einen zweiten Streifen, der zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten am Gürtel befestigt wird, um die Schamteile zu bedecken. Wo sie dagegen in Wäldern zerstreut leben, tragen Männer und Frauen, jung und alt nichts als den Tjawat. Die Kinder, die noch nicht im heiratsfähigen Alter sind, bleiben vollständig nackt [3]. Trotz dieser dürftigen Kleidung ist, wie Hagen bemerkt, der Kubu „doch ein sittlich hochstehender Mensch, dem Laster irgendwelcher Art, und ganz besonders in sexueller Hinsicht, gänzlich fremd". Die Kubus sind ein keusches Volk. Ähnlich urteilt Van Dongen.

Die Ehen werden geschlossen, wenn die Mädchen noch sehr jung sind. Hat der Jüngling ein Mädchen gefunden, das ihm gefällt und seine Liebe erwidert, so verhandeln die Eltern miteinander. Der Vater des Bräutigams bietet dem Vater der Braut acht Reichstaler an. Nimmt dieser die ganze Summe an, so verliert er nach der Heirat alle Rechte auf seine Tochter, gibt er dagegen, was meist geschieht, die Hälfte zurück, so behält er auch nach der Heirat noch gewisse Rechte auf die Arbeit derselben. Bei der Hochzeit setzen sich Braut und Bräutigam nebeneinander und ihnen gegenüber die Mütter der beiden. Jede der vier Personen singt eine Strophe eines vierstrophigen Liedes, und währenddessen nimmt der Bräutigam der Braut die Ringe von den Ohren, um ihr anzudeuten, daß der Mädchenstand jetzt vorüber ist. Damit gilt die Ehe als geschlossen [4].

Ein Mann darf höchstens zwei Frauen besitzen, von denen jede ihr eigenes Haus, ihre eigene Pflanzung usw. hat. Beide sind völlig gleichberechtigt. Gewöhnlich nimmt der Mann erst dann eine zweite Frau, wenn er von der ersten keine Kinder hat. Die Ehescheidung ist leicht. Geschieht diese durch gegenseitige Einwilligung, so werden Kinder und Güter geteilt. Ein Ehegatte kann aber auch den andern in gewissen Fällen „verfluchen und verstoßen", z. B. im Fall, wo er wegen Ehebruchs oder Diebstahls verurteilt wird [5].

---

[1] Vgl. ebd. 211 Anm. [2] Ebd. 72. [3] Van Dongen a. a. O. 197—198.
[4] Ebd. 219—221. [5] Ebd. 224 ff.

Daß den Kubus der Eigentumsbegriff nicht fehlt, geht schon aus dem hervor, was wir über den Kauf der Braut, die Güterteilung, die Verabscheuung des Diebstahls gesagt haben. Hagen meint, der Begriff des unbeweglichen Eigentums habe ihnen früher gänzlich gefehlt, denn „die ephemere Schutz- und Schlafhütte stellt kein Wertobjekt dar". Selbst wenn dem so wäre, so ließe sich daraus nicht auf das Fehlen des Begriffes schließen. Auch wer kein Grundeigentum hat, kann den Begriff des Grundeigentums haben. Es ist sodann nicht wahr, daß die Hütte keinen Wert hatte für ihren Erbauer und seine Frauen. Solange er am selben Ort blieb, betrachtete er gewiß die Hütte als sein ausschließliches Eigentum. Übrigens zitiert Hagen selbst, was Forbes erzählt: „Wenn einer im Wald einen von Bienen besetzten oder Damar (Harz) liefernden Baum findet, den Boden umher reinigt und einige Hiebe in den Baum macht, wobei er eine Zauberformel spricht, so wird der Baum von den andern als sein unbestrittenes Eigentum anerkannt." Selbst das Erbrecht ist genau geordnet. Beim Tode eines Kubu gehen seine Besitzungen auf die Kinder und die Witwe (bzw. Witwer) über. Stirbt jemand kinderlos, und hinterläßt er nur eine Witwe, so erben die Geschwister, die der Witwe so viel mitteilen, als sie wollen. Männliche und weibliche Erben erhalten gleich viel [1].

Die Grundlage der sehr ursprünglichen Gesellschaftsorganisation bildet die Familie. Die Familie im weiteren Sinne besteht z. B. bei den Lalang-Kubus aus zwei Gruppen von ungefähr 30 Familien. Sie sind durch Blutsverwandtschaft untereinander verbunden und nennen sich suku (Abkömmlinge eines Geschlechts). Das Haupt eines meist beisammen wohnenden Geschlechts ist der Regent desselben. Er schlichtet die entstehenden Zwiste und trachtet, die feindlichen Parteien zu versöhnen. Zwei oder drei Geschlechter wählen einen Pasirah, der in wichtigeren Dingen als Richter fungiert, z. B. bei Mord, der manchmal, obwohl selten, infolge von Ehebruch vorkommt. Bei den schon ansässigen Kubus ist der Pasirah auch der Vermittler in Handelsstreitigkeiten mit den Malaien. Den Anspruch auf die Würde eines Suku-Hauptes verleiht das Alter oder das Ansehen. Daher kommt es, daß der Älteste auch ohne Wahl das unbestrittene Stammeshaupt darstellt, solange seine physischen und geistigen Kräfte ihm die Führerrolle gestatten [2]. Besondere Abzeichen seiner Würde hat er nicht.

Die Religion der Kubus fordert unsere besondere Aufmerksamkeit. Man hat ihnen nämlich jede Idee von Unsterblichkeit und von göttlichen Dingen abgesprochen. Schon Forbes sagt von den Rawas-Kubus: „Sie scheinen keinen Begriff von einem Zustand nach dem Tode zu haben; wenn wir tot sind, sind wir tot." Auch Hagen meint, bei manchen Kubustämmen gebe es keine transzendenten Ideen von überirdischen, unsichtbaren Wesen und Geistern. Neuestens hat W. Volz den Kubus jede Religion abgesprochen [3]. Diese vermeintliche Entdeckung wurde sofort in verschiedenen Zeitschriften der Welt verkündet. Die „Natur" [4] schrieb, durch die Volzsche Entdeckung erleide die

[1] Van Dongen, De Koeboes 239.
[2] Hagen, Die Orang-Kubu auf Sumatra 155.
[3] In Petermanns Geographischen Mitteilungen 1911, I. Halbbd 288 ff.
[4] Hrsg. von Francé, Leipzig 1911, Nr 22, S. 348.

„kirchliche Ansicht“ (!), daß ein religionsloser Zustand unmöglich sei, einen „argen Stoß“. Nach Volz ist es *sicher*, „daß im Laufe der Entwicklung des Menschengeschlechts dieser voraussetzungslose, religionslose Zustand einmal geherrscht hat“ [1]. Wie kommt er zu dieser Sicherheit? Das ist sehr einfach. Die Entwicklung des Menschen aus einem Tiere wird als unumstößliches Dogma vorausgesetzt und von diesem „voraussetzungslosen“ Standpunkt weiter argumentiert, obwohl doch selbst die größten Naturforscher, wie Virchow, J. Ranke, Klaatsch u. a., zugeben, daß man für die tierische Abstammung des Menschen bis heute noch keinen einzigen stichhaltigen Beweis habe!

Allzu große Zuversicht hatte man aber auf die neue Entdeckung doch nicht. Selbst der eben erwähnte Berichterstatter in der „Natur“ meinte, die Volzschen Mitteilungen seien „mit großer Vorsicht aufzunehmen“ und einer „Nachprüfung“ bedürftig. Diese ist schon längst erfolgt. Wenn Volz behauptet, die Kubus seien ein *Volk ohne jede Spur von Religion*, so entspricht das den Tatsachen nicht. Den Unsterblichkeitsglauben der Kubus bezeugen schon die älteren Reisenden Boers und Valette, die Hagen anführt; ebenso Mohnike, der während seines Aufenthaltes in Palembang von Obersten de Kock und andern wohlunterrichteten Leuten Nachrichten erhielt und auf Grund derselben schreibt: „Das sog. Gottesbewußtsein und die Ahnung von einem Leben nach dem Tode ist bei ihnen (den Kubus) höchst dunkel. Sie meinen, daß die Seele ihrer Anverwandten den Ort, wo ihre Gebeine ruhen, als *Geister* umschweben. Sie geben ihr (der Leiche) einen Eßtopf und einen Becher aus Bambusrohr mit.“ [2] Der von Hagen zitierte Valette sagt, „die schwangere Frau setze sich einmal vor ihrem Manne nieder, der ihr den Rauch des in einer Kokosnußschale brennenden ‚Benzoes‘ zufächelt und dabei *die Hilfe der Geister seiner Vorfahren anruft*, auf daß das Kind lebend zur Welt komme“.

Genauere und zuverlässige Nachrichten über die Religion der Kubus haben wir von dem schon erwähnten *Van Dongen*, der nicht wie Hagen, Volz u. a. nur einige Wochen, sondern viele Jahre mit den Kubus verkehrte und ihre Sitten eingehend studierte. Die Kubus glauben, der Mensch bestehe aus drei Teilen: dem Leib oder der Materie (sipat), dem Geist oder dem Denkvermögen (roh) und dem Atem oder Hauch (njawa). Sie scheiden also unsere Seele in zwei Teile: den Atem, der den Leib im Leben nie verläßt, sondern erst im Tode, und den Geist, der zeitweilig den Leib verlassen und herumirren kann, z. B. im Traum. Doch gehören Geist und Atem unzertrennlich zusammen, und der eine kann bei der völligen Abwesenheit des andern nicht bestehen, da sie zusammen mit dem Leibe den Menschen ausmachen [3]. Unter Napas verstehen die Kubus das, was beim Atmen ausgestoßen wird, und woran man erkennt, daß die Njawa noch im Leibe ist, der Mensch also noch lebt. Beim Tode „gehen *Geist* (roh) und Atem (njawa) in den Himmel (sorga) und empfangen dort von Gott (Radja Njawa) die Vergeltung für Gutes und Böses“ [4].

---

[1] In *Petermanns* Geographischen Mitteilungen I 291.
[2] Globus XXVI 46. [3] *Van Dongen* a. a. O. 244. [4] Ebd. 245.

„Wie die Vergeltung für Gut und Bös stattfindet, und wie es bei Radja Njawa in seiner Wohnung über den Wolken aussieht und zugeht, das weiß man nicht, und man müht sich umsonst ab, sich davon eine Vorstellung zu machen oder es zu erklären. Ein Kubu kümmert sich darum nicht, und wenn der Mensch stirbt, dann kehren Njawa und Roh ebenso wie der Leib zurück zu einem Zustand der Ruhe, und gleichwie der Leib schließlich verschwindet und in die große Materie aufgelöst wird, so verschwindet auch die Kraft der Njawa und Roh (d. h. ihr selbständiges Fortbestehen [nabestaan], ihre Beschäftigung mit dem Irdischen), um sich endlich aufzulösen, ganz aufzugehen in den Radja Njawa, den man wohl als Allgeist, Weltseele, Weltkraft deuten kann. Man kann wohl sagen: ihr Verschwinden hält gleichen Schritt mit der stets mehr verschwindenden Erinnerung der irdischen Wesen an sie, d. h. an ihre abgestorbenen Verwandten."

Ob diese Deutung, die van Dongen den Jenseitsideen der Kubus gibt, richtig ist, läßt sich doch sehr bezweifeln. Sie selbst erklären ja, über das Wie des Jenseits nichts zu wissen, und solche Ideen, wie die einer Weltseele oder einer abstrakten Weltkraft scheinen ihnen recht fern zu liegen. Auch sieht man nicht, wie diese Deutung mit der Idee der Vergeltung von Gut und Bös bestehen kann, die doch vorhanden ist. Endlich stimmt sie wenig zu dem, was van Dongen gleich hinzufügt: „Beim Kubu besteht gleichwohl die Idee, daß man jemand nach seinem Tode verehren soll, indem man auf verschiedene Weisen seiner gedenkt, da der Tote seine Verwandten sonst belästigen kann; denn ebenso gut als der roh zu Lebzeiten des Menschen schon herumzuschweifen geneigt ist, so kann er auch nach dem Tode herumirren, um den Verwandten Gutes oder Böses zu tun, je nachdem man ihn in gutem Andenken behält, oder aber ihn verleugnet und ihm unangenehm ist[1]. Das setzt doch voraus, daß der Geist nach dem Tode als selbständiges Wesen fortlebt und das Treiben der Menschen beobachtet.

Aufgabe des Zauberpriesters (malim) ist es, die bösen Geister, die dem Menschen schaden, zu vertreiben. Zu dem Zweck muß er genau die verschiedenen Teile, aus denen der Mensch besteht, durchschauen. Erst wenn dies der Fall ist, kann er herausbringen, von welchem Geist die bösen Einflüsse auf einen Kranken ausgehen, und die bösen Mächte vertreiben. Zu diesem Behufe muß der malim seine ganze Aufmerksamkeit auf den Kranken richten und alle Zugänge seines Leibes gegen äußere, störende Einflüsse versperren, so daß er nichts mehr von dem sieht und hört, was um ihn herum vorgeht (wozu die Nacht die beste Zeit ist); jetzt erst kann er durch den Einfluß seines hochbegnadigten und mächtigen Sehergeistes und inspiriert durch Malim Koejoeq[2] die bösen Geister, die den Kranken quälen, vertreiben[3]. Ganz umständlich und verwickelt sind die Zeremonien, die dabei angewendet werden. Bei schwierigen und wichtigen Fällen wird der Oberpriester (Hauptmalim) herbeigerufen, und er erscheint, umgeben von seinen Gehilfen. Vor Beginn der Zeremonien muß

[1] Van Dongen, De Koeboes 245.

[2] Der erste und mächtigste Zauberer, den die Zauberpriester als ihren Ahnherrn verehren (vgl. ebd. 240).

[3] Ebd. 246.

er sich mit seiner Begleitung baden und mit Zitronensaft einreiben. Die Zeremonien bestehen aus vielen Szenen, bei denen Lieder gesungen und Tänze aufgeführt werden. In einem Liede heißt es: O kleiner, reiner Atemhauch (Seele), der malim kommt, um dich demütig zu besuchen, beugt sich demütig vor dem heiligen Wesen, beugt sich tief nieder im Schatten des Gebieters, beugt sich in Anbetung im Schatten des obersten Geistes" (Radja Njawa)[1]. In einer andern Beschwörungsformel heißt es, obwohl es unmöglich sei, mit einem Netze Wind oder Tau zu fangen, so fange doch Radja Njawa den Njawa und den Roh[2]. Merkwürdig ist noch, daß sie sich die Nachgeburt als eine zweite Seele vorstellen, welche man den „Bruder" des Menschen nennt und in dem man eine Art Schutzgeist des Menschen sieht[3]. Ein böser Geist heißt Njarn, sein Reitpferd ist der Blitz[4].

Wie sehr der Aberglaube die Kubus beherrscht, zeigt ihr Verhalten beim Tode. Verzweifelt man am Aufkommen eines Kranken, so verlassen alle den Ort, wo er liegt, und laufen in den Wald; denn es ist pantagam[5], jemand sterben zu sehen. Nach drei Tagen und drei Nächten geht dann einer der nächsten Verwandten, um nachzusehen, ob der Kranke noch lebe. Ist er noch am Leben und glaubt man, daß er genesen könne, so kommen die Flüchtlinge zurück, und man versucht es aufs neue, ihn durch Medizin oder Bespucken mit Hilfe des Zauberdoktors zu heilen. Ist der Kranke gestorben, so kehrt alles aus dem Walde zurück, alle fangen an zu weinen und zu klagen, und um den Toten herum wird ungeschälter Reis gestreut, indem man spricht: „Das Ausgestreute begleite dich auf deiner Reise" (d. h. soll deine Nahrung auf der Reise in das Jenseits sein)[6]. Der Tote wird in Tücher gehüllt und auf einer Bambusleiter von zwei Personen zur Ruhestätte getragen. Der Leichnam wird ohne Zeremonien in ein metertiefes Grab gelegt, damit er von Tigern oder Wildschweinen nicht geschändet werde. Auf das zugeschüttete Grab wird in Pisangblätter gehüllter, gekochter Reis gelegt und darüber ein gebratenes Huhn. Nahe daneben bindet man, wenn der Verstorbene ein Mann war, einen lebendigen Hahn, wenn aber eine Frau, eine lebendige Henne an einen Pfahl, wobei man dem Toten zuruft: „Dieses gereiche dir über das Grab zum Heil." Dann sagt jeder von denen, die beim Begräbnis geholfen haben: „Dies ist dein Reis; damit du davon verkosten könnest; wenn du das gebratene Huhn zu essen wünschest, sieh hier deine Zukost, nimm." Hiermit ist das Begräbnis beendet. Nicht alle Kubus lassen diese Gerichte lange auf dem Grab; manche Hungrige kommen schon am folgenden Tag, wenn nicht früher, um zu sehen, was noch zu retten ist. Ein kubuscher Friedhof gleicht einem gewöhnlichen inländischen Begräbnisplatz, wird aber meist besser gepflegt. Zur Zeit der Reis- oder Fruchternte und auch wohl zur Zeit, wo die Fruchtbäume in Blüte stehen, besucht man regelmäßig den Kirchhof, bringt die Gräber in Ordnung und legt neben die Gräber der Verwandten etwas Reis oder Früchte, indem man der Hoffnung Ausdruck verleiht, daß die Toten sich nun wohl

[1] Ebd. 258. [2] Ebd. 262. [3] Ebd. 229. [4] Ebd. 215.

[5] Pantagam ist den Kubus alles, was nicht getan, gesehen oder ausgesprochen werden darf, ohne daß man sich ein Unheil zuzieht; es ist eine Art tapu.

[6] Van Dongen a. a. O. 234.

fühlen und den Lebenden zu einer guten Ernte verhelfen mögen[1]. Klarer kann man wohl nicht den Glauben und das Fortleben der Seele nach dem Tode ausdrücken.

Nicht bei allen Kubus wird die Leiche begraben. In den Wäldern, wo sie sich nur zeitweilig an einem Orte aufhalten, wird die Leiche des Verstorbenen oft in eine verschlossene kleine Hütte auf Stangen gelegt und darunter ein Feuer angemacht, in der Hoffnung, daß dieselbe mit ihrem Inhalt verbrenne, dann ergreift man so schnell als möglich die Flucht.

Obwohl die Rechtspflege offiziell in den Händen der Regierungsbeamten ist, erledigen die Kubus auch heute noch sehr viele Rechtssachen unter sich. Die Ältesten oder Häupter der Niederlassungen üben das Richteramt aus und halten sich an die alten traditionellen Rechtsgewohnheiten, sowohl in Zivil- als Kriminalsachen. Sie kennen auch einen feierlichen Eid. Der Eidleistende geht an einen offenen Platz im Wald, setzt sich auf den Boden, legt eine Schale mit Weihrauch neben sich, zündet diesen an und spricht: „Wenn ich bei dieser meiner Behauptung lüge, so soll mein Leben ohne Segen und mein Tod ohne Erbarmen sein"; dann schlägt er siebenmal mit der flachen Hand auf den Boden und wirft zugleich den Kopf so zurück, daß er mit den Augen den Zenit sieht, und spricht darauf: „Diese Erde, Mond, Sterne und Sonne nehme ich zu Zeugen; wenn ich lüge, soll oben nichts mehr sprießen, sollen unten die Wurzeln nicht mehr grünen" usw. Für ihre Keuschheit ist folgendes Strafgesetz bezeichnend: „Wer einem Badenden des andern Geschlechts zuschaut, muß zur Strafe zwölf Reichstaler bezahlen. Auch ein Mann, der eigenmächtig ein Mädchen oder eine Witwe bleibend in sein Haus aufnimmt, wird gestraft. Totschlag wird mit einem Blutpreis von achtzig Gulden, der an die Erben zu bezahlen ist, gesühnt. Wird ein Ehebrecher mit der Frau eines andern auf frischer Tat ertappt, so ist der betrogene Ehemann nicht strafbar, wenn er beide tötet usw.[2]

6. Die Bewohner der Insel Nias[3].

Die Insel Nias liegt an der Westküste von Sumatra — von dieser durch eine Entfernung von etwa 16 Meilen getrennt — zwischen dem 97. und 98.° ö. L. von Greenwich. Die Bewohner nennen sich Niha (Mensch, im Unterschied zum Tier) oder auch Ono niha (Kinder der Menschen). Über ihre Herkunft ist nichts Sicheres bekannt. Sie selbst sagen, ihre Ahnen seien vom Himmel herniedergelassen worden. Es scheint sicher zu sein, daß sie mit den Bataks auf Sumatra verwandt sind. Jetzt ist das Volk in viele Stämme geteilt und seine Zahl mag sich vielleicht auf 300 000 Köpfe belaufen. Die Kleidung ist sehr primitiv, doch sieht man außer Kindern niemand nackt. Die Männer tragen gewöhnlich nur einen Streifen Leinen oder weichgeklopften Baumbast, den sie einigemal um die Lenden schlingen und einmal zwischen den Schenkeln durchziehen. Das Ende baumelt vorn herunter. Die Frauen schlagen einen viereckigen Lappen

---

[1] Van Dongen, De Koeboes 236. [2] Ebd. 289—295.

[3] Nach Missionär H. Sundermann (vgl. Allgem. Missionszeitschrift, hrsg. von Warneck, 1884, 345 ff).

Zeug um die Lenden, der eine Art Röckchen bildet, das an der Seite offen ist. Darunter haben sie gewöhnlich noch einen kleineren Lappen. „Begegnen sie einem, so halten sie der Scham halber die offene Seite zu.“ [1]

Dem Charakter nach ist das Volk im allgemeinen fröhlich und sorglos, aber sehr träge und verlogen. Der letztere Umstand mag es erklären, daß sie ihren Behauptungen so leicht Flüche und Verwünschungen beifügen: Möge mich Gott erdrücken, wenn es nicht so und so ist, oder: Möge Gott ein Verbrechen auf dich bringen, wenn usw. — Was die politischen Verhältnisse angeht, so steht die Insel unter holländischer Herrschaft, aber der tatsächliche Einfluß des Gouverneurs reicht nicht weit. Sonst steht die Insel unter kleinen, voneinander unabhängigen Häuptlingen. Von einem eigentlichen Volksverband ist keine Rede. Im Innern der Insel gibt es noch Kopfjäger, vor denen man sich sehr fürchtet. Früher war auch der Menschenraub im Schwange und die Geraubten wurden an die Atschinesen verkauft. Die Dörfer, die unter einem großen Häuptling verbunden sind, bilden eine Âri (Bezirk), jedes Dorf hat dann seinen eigenen Unterhäuptling. Der Oberhäuptling steht nominell in einem gewissen patriarchalischen Verhältnis zu seinen Leuten und wird mit „Vater“ oder „Großvater“ angeredet, benutzt aber seine Macht vielfach, um sich auf Kosten seiner Untertanen zu bereichern.

Die Stellung der Frau ist bei den Niasern schon wegen der herrschenden Polygamie eine niedrige. Die ärmeren Leute haben allerdings meist nur eine Frau, aber bloß deshalb, weil sie die Mittel für eine zweite nicht aufbringen können. Praktisch ist die Frau die Sklavin, die für den Mann arbeiten und kochen muß. Eigentliche Ehescheidungen kommen aber kaum vor. Taugt die Frau nicht, so nimmt der Mann womöglich eine andere hinzu und gebraucht die erste als Sklavin. Stirbt der Mann, so nimmt vielfach der Bruder oder auch gar der Vater die hinterlassene Frau, und zwar aus Habsucht, weil man für eine Witwe nur die Hälfte von dem bekommt, was für ein junges Mädchen gegeben wird. Es kommt auch vor, daß der Sohn eine nachgelassene Frau seines Vaters (nicht seine Mutter) nimmt. Obwohl Ehebruch und Hurerei immerhin vorkommen, so sind diese Sünden „im entferntesten nicht so häufig wie in Europa“ [2].

Von einer Erziehung der Kinder ist so gut wie keine Rede. Man hat sie zu lieb, wie man meint, um sie zu strafen; deshalb sind die Kinder ungehorsam und tun, was sie wollen. Bei alledem besteht ein sehr starkes Familienbewußtsein. Die Eltern und Kinder hängen gegenseitig sehr aneinander. Selbst Erwachsene können sich oft nicht von ihren Eltern trennen. — Die Rechtspflege wäre bei den Niasern gut, wenn die Häuptlinge sich nicht oft durch Geschenke bestechen ließen. Auf Ehebruch und Hurerei steht die Todesstrafe, wenigstens wenn die Frau einer Häuptlingsfamilie angehört, für die andern Frauen nur, wenn sie schwanger wurden; sonst müssen die Verführer eine Geldstrafe bis zu hundert Gulden bezahlen. Uneheliche Kinder werden ausgesetzt, d. h. in einen Sack getan, an einen Baumzweig gehängt und dem Hungertode preisgegeben. Den Mord rächen gewöhnlich die Verwandten blutig, wenn möglich; kommt

[1] Ebd. 351. [2] Ebd. 420.

die Sache vor den Häuptling, so erhält der Mörder eine Geldstrafe, die zum Teil dem Häuptling zufällt. Wer Geld oder Schweine stiehlt, darf ebenfalls von dem Bestohlenen getötet werden; wer anderes stiehlt, wird mit Geld bestraft. Bei schweren Verfluchungen wird ein Hund lebendig verbrannt und dabei gesagt, so möge es dem Diebe ergehen. Zur Ermittlung des Diebes wendet man Ordalien an, z. B. das Untertauchen, oder man hackt einem Huhn den Kopf ab und sieht, auf wen es losstürzt usw.[1] Hat jemand einen andern verleumdet, so kann er bis zu zwanzig Gulden bestraft werden. Trunkenheit ist auch hier „ein mildernder Umstand".

Unzählig sind die abergläubischen Gebräuche, denen sich Vater und Mutter bei der Geburt eines Kindes unterziehen müssen. Zwillinge werden als ein Unglück angesehen und wenigstens eines der Kinder wird ausgesetzt. Viele Opfer werden den Ahnen dargebracht, damit die Verfehlungen der Eltern den Kindern nicht schaden. Durch ein eigenes Opfer wird den Ahnengötzen die Ankunft des Kindes gemeldet, das bei dieser Gelegenheit einen Namen erhält. Auch bei der Beschneidung, die erst im Alter von 14 bis 17 Jahren stattfindet, wird ein Opfer dargebracht. — Bei der Ehe wird die Frau gekauft; der Brautpreis beträgt gewöhnlich 150—400 Gulden. Die Verlobung geschieht oft schon im zartesten Alter, ja selbst dann schon, wenn das Mädchen noch nicht geboren ist. Die Hauptzeremonie bei der Hochzeit besteht darin, daß den beiden Brautleuten vor dem Hause der Braut zu Füßen eines Götzen die Köpfe zusammengestoßen werden[2].

Kommt jemand zum Sterben, so bereiten ihm die Verwandten noch ein Essen und lassen sich von ihm segnen. Ist der Sterbende ein Hochgestellter, so legt der älteste Sohn seinen Mund auf den des Vaters und empfängt den Geist (Eheha) desselben, der ihm in Gestalt eines Steinchens aus dem Munde kommt. Hat er keinen Sohn, so fängt man den Geist mit dem kleinen Beutel auf, in dem Gold aufbewahrt wird. Später hängt man den Beutel an das für den Toten verfertigte Ahnenbild und der Geist geht in dasselbe hinein. Ist der Tod eingetreten, so wird dem Verstorbenen die Nase zugestopft und die Kinnlade festgebunden. Ferner bindet man die beiden großen Zehen zusammen und je den Zeigefinger und den Daumen der Hände, weil so der Bechoe (das Unsterbliche) den Toten besser verlassen kann. Bei der Totenklage wird der Hingeschiedene und sein Sterben besungen. Es wird gesagt, daß es eigentlich kein Sterben, sondern nur ein Auswandern sei, daß indessen der Tote von dem Orte jenseits des Meeres, wo er sich jetzt aufhalte, in der jetzigen Weltzeit nicht zurückkehre. Vor dem Begräbnis wird dem Toten sein eigenes Gold gezeigt und ihm wohl auch Gold in den Mund gelegt. An das Fußende des Sarges wird ein zerdrückter irdener Topf, in dem sich ein Hühnchen und etwas Reis befindet, angebracht und dem Toten in die Unterwelt mitgegeben. Dann wird der Sarg in die Gruft gesenkt und diese in aller Hast zugeschüttet, so jedoch, daß der Stengel einer Pflanze (toegala), den man auf den Sarg stellt, aus der Erde herausseht als Weg für das Mokomoko, das Überbleibsel des Herzens, welches in Gestalt einer Spinne aus dem Grabe aufsteigt.

[1] Allgem. Missionszeitschrift 1884, 422. [2] Ebd. 443.

Nach dem Begräbnis wird dem Toten vier Tage lang zweimal täglich etwas Speise an den Fuß des Hausdaches gesteckt. Nachher werden die Götzen, die der Verstorbene früher bei Krankheiten machen ließ, sowie dessen sonstige Utensilien: Betelsack, Teller usw., auf das Grab oder neben dasselbe gebracht, damit der Geist nicht in das Haus zurückkehre, um noch etwas von den Sachen zu holen. Im Süden der Insel begräbt man die Toten nicht, sondern man stellt den Sarg auf ein Gerüst, das mit einem Dache versehen ist. In der Nähe des Dorfes ist die Dela, der Versammlungsort der Toten, wo man für jeden Verstorbenen einen Stein aufpflanzt, vor dem man einen Teller und eine Flasche bzw. die Scherben davon niederlegt und ein Ei opfert. Dort wird auch in der Nähe des Ahnenbildes eine Spinne als das Mokomoko des Verstorbenen losgelassen. Dieselbe geht, wie man sagt, in das Ahnenbild ein[1].

Die Religion der Niaser ist hauptsächlich Dämonen- und Ahnendienst, daneben verehrt und fürchtet man noch ein göttliches Wesen — Latoere genannt —, das man weder zu den Ahnen noch zu den Dämonen zählen kann. „Auch ein höchstes Wesen — Gott — ist ihnen bekannt und wird vielfach genannt." Sein Name ist Lowalangi, dessen Bedeutung nicht zu ermitteln ist. Von eigentlicher Verehrung oder Anbetung desselben ist aber so gut wie keine Rede — außer etwa bei einigen Opfern, wo man behauptet, wirklich Gott anzurufen —, wenn man ihm auch die höchste Gewalt zuschreibt und seinen Namen fort und fort im Munde führt. „Er hat die Menschen gemacht und das jetzige Verhältnis zu ihm könnte man vielleicht als einen wenigstens praktischen Deismus bezeichnen, neben welchem natürlich der Polytheismus besteht." Manches wird auf ihn zurückgeführt und in seine Macht und sein Belieben gestellt. Oft hört man sagen: es steht im Belieben Gottes (Lowalangis), Gott sieht es. Ist jemand einer Gefahr glücklich entronnen, so sagt man Lowalanginia = das war sein Gott, wie wir sagen: er hat noch Glück gehabt. Lowalangi scheint selber entstanden zu sein. Über die Entstehung des Alls und zugleich Gottes erzählen manche Eingeborne: Über unserer Erde gibt es noch acht Schichten, die sich nach und nach gebildet haben und zu denen die Bewohner allmählich herniederstiegen. Ganz im Anfang gab es nichts als 30 Winde, die ganz oben waren. Diese kamen zusammen, und es wuchsen aus ihnen zwei Bäume hervor. Der erstere trug zwei Fruchtkolben, aus deren einem Latoere hervorging, aus dem andern ein Bechoe salto (schwarzer Geist); dieser letztere bekam zwei Kinder: Bahari und Lafaboea Tocha ndraza. Der Sohn des Bahari ist Afocha (Teufel) und dessen Kinder sind die Bechoe sojo (rote Geister), sie werden alle mit dem Namen des Stammvaters (Afocha) bezeichnet. Der Sohn des Lafaboea ist Wa'o und dessen Sohn ist Nadaoja, dessen Nachkommen alle den Namen ihres Vaters tragen. Der zweite Baum trug ebenfalls einen Fruchtkolben, und aus ihm ging Lowalangi (Gott) hervor. Sein Sohn ist Balioe. Darauf trug der Baum wieder zwei Fruchtkolben. Aus dem einen entstand ein Mensch, der aber kein Leben hatte. Lowalangi gab ihm Leben, aber er starb wieder. Darum schoß aus seinem Herzen ein Sproß hervor und dies gab den Baum Tora'a. Auch

[1] Ebd. 447—448. Nach Warneck (Die Lebenskräfte des Evangeliums 19) gilt Lowalangi als „Vergelter des Guten und Bösen".

dieser trug Fruchtkolben, und zwar goldene. Daraus entstand wieder ein Mensch. Er wurde von Lowalangi zu einem Menschen gemacht und Balioe wog ihm die Seele zu. Dieser war der erste eigentliche Mensch, von dem die andern Menschen abstammen. Wir übergehen die endlosen Genealogien dieser Menschen und die Art und Weise, wie die Erde, Sonne und Mond, Sterne usw. entstanden sein sollen[1].

Seltsam ist die Psychologie der Niaser. Sie unterscheiden mehrere Prinzipien im Menschen. Der Eheha (Geist) geht auf die Nachkommen über, doch beachtet man bei geringen Leuten den Eheha nicht, wenn sie überhaupt einen solchen haben. Die Noso (Atem, Seele) reißt beim Sterben ab und wird von dem Engel des Sterbenden wieder in die Seelenvorratskammer gebracht. Es wird eine gewisse Präexistenz der Seele angenommen, obwohl weniger der persönlichen Seele als vielmehr des Seelenvorrats. Aus letzterem wird jedem Menschen die Seele von Balioe zugewogen. Jeder Mensch wird vor der Geburt gefragt, eine wie schwere bzw. wie lange Seele er haben wolle. Der Noso wird also kein persönliches Fortleben zugeschrieben. Das Unsterbliche am Menschen heißt Bechoe zimate (Geist — aber verschieden von dem Eheha). Dem Herzen (todo) wird eine besonders zentrale Stellung zugewiesen. Es ist der Sitz der Gedanken, des Verständnisses, der Gefühle der Freude, der Trauer, des Neides, der Zu- und Abneigung, der Geduld usw.

Über das Leben nach dem Tode haben die Niaser verworrene Ideen. Der Bechoe geht in die Totenstadt drunten. Hier hat er noch verschiedenemal zu sterben. Die Bechoe führen dort ein Leben wie die Menschen hier auf Erden. Ihre Gerätschaften und ihren Besitz nehmen sie in Gestalt des Schattens mit sich. Einer, der auf Erden arm war, kann auch drunten nicht reich werden, und darum hascht man hier nach Gold, um den Schatten desselben mitzunehmen. „Der Bechoe eines solchen, der auf Erden viele böse Taten getan, kehrt in den Leichnam im Grabe zurück und wird dann von der Erde gedrückt und gequetscht. Übrigens werden alle von der Erde zur Rede gestellt, wie sie ihr Leben zugebracht haben. Natürlich bezieht sich der Begriff der Sünde nur auf grobe Verbrechen.“[2]

Diejenigen, die keine männlichen Nachkommen hatten, werden nach dem vielfältigen Sterben in einen großen Nachtschmetterling verwandelt, die Ermordeten in eine Heuschrecke; Selbstmörder und Ermordete sind nicht mit den andern Bechoe zusammen, sondern gehen an einen besondern Ort. — Endlich versinkt die Erde ins Meer und es gibt eine neue Erde resp. die obere Erde sinkt herunter. Dann lassen die Bechoe der Katzen die Bechoe der Menschen über den Bawa gawoewoecha gehen, auf die neue Erde. Als Brücke dient die Schneide eines Schwertes. Hat nun jemand im Leben eine Katze ohne Grund beleidigt oder getötet, so wird er von derselben in den Abgrund gestoßen. Darum fürchtet man sich hier, den Katzen zu nahe zu treten. Überhaupt erreichen nur die Guten das Jenseits, die Bösen stürzen hinunter. Nur die, welche Nachkommen hatten, können hinüberkommen, die andern sind eben

[1] Allgem. Missionszeitschrift 1884, 449—551. [2] Ebd. 453—454.

Schmetterlinge oder dergleichen und können nicht hinüber. Die Bechoe der Kinder werden von ihren Müttern hinübergebracht und gehen zu Gott[1].

Während Lowalangi — abgesehen von einigen Opfern — nur wenig, erhält dafür Latoere um so mehr Verehrung. Von Zeit zu Zeit ißt er einen Menschen auf, was man an der Krankheit sieht; dann muß ihm geopfert werden, um seinen Hunger auf andere Menschen abzulenken. Er ißt übrigens nur den Schatten des Menschen. Außerdem sind es die Afocha und Nadaoja, die den Schatten des Menschen essen und denselben krank machen. Doch wird in diesem Falle der Kranke durch Opfer unfehlbar gesund, wenn nicht zugleich Lowalangi sein Ende beschlossen hat. Auch von Engeln reden die Eingebornen; zuweilen scheint es, als ob man glaube, jeder Mensch habe einen Schutzengel, der nach dem Tode seine Seele zum Ursprung zurücktrage; dann aber wird auch Lowalangi oder selbst Latoere Mala'ika genannt, so daß man wieder glauben könnte, Mala'ika sei nur eine andere Benennung für jene[2].

Die Priester sind die Opferer; sie bilden einen besondern Stand. Die Berufung zu demselben geschieht dadurch, daß die betreffende Person (auch Frauen) von einem Bechoe oder Bela wahnsinnig oder krank gemacht wird, wonach sie im ersteren Falle einige Tage wegläuft und sich irgendwo herumtreibt. Kehrt sie dann zurück, so hat sie bei einem Priester einen Kursus durchzumachen und kann jetzt selbst die Funktionen ausüben. Die Priester können die Bechoe sehen, haben mehr oder weniger Verkehr mit ihnen[3]. Der Adoe (Götzen) gibt es eine ungezählte Menge, man redet aber von einer Zeit, wo es nur sieben gab. Um den richtigen Adoe zu finden, wendet der Priester Zaubermittel an, die in der Art der Anwendung den Ordalien nahekommen. So z. B. versucht er, ein Ei auf einer Flasche zum Stehen zu bringen, und nennt dabei eine Anzahl Adoe. Derjenige, bei dessen Namen das Ei stehen bleibt, ist der rechte. Lowalangi wird nur bei einigen Götzen und Opfern mitangerufen.

7. Die Baduwis auf Java.

Ein interessantes Volk sind die Baduwis (Baduis) im westlichen Java, das sich den am Anfang des 15. Jahrhunderts die Insel erobernden Mohammedanern nicht unterwarf, sondern in das wilde Kendangsche Gebirge (Residentschaft Bantam) zurückzog. Da leben die Nachkommen dieser Flüchtlinge heutigestags noch, „treu ihrem Gottesdienst, treu den von den Vätern erhaltenen Überlieferungen. Sie sind, soweit man dies nach Verlauf von einigen Jahrhunderten sagen kann, der Typus der Bevölkerung von Java, wie sie war, ehe der mohammedanische Einfluß sie berührt hatte, und zwar, wie mir scheint, einer Bevölkerung, auf die auch die Einwirkung der Hindus nicht sehr stark gewesen sein kann.“[4]

---

[1] Ebd. 455. [2] Ebd. 456. [3] Ebd. 456—457.

[4] E. Metzger, Die Baduwis auf Java, im Globus XLIII (1883) 264. Posewitz, Die Badujs auf Java, im Ausland 1891, 378. Die Angaben des letzteren stützen sich hauptsächlich auf das holländische Werk De Baedujs, door Dr Jul. Jacobs en J. J. Meijer, s'Gravenhage 1891.

Die Baduwis nennen sich selbst nach dem Ort, den sie bewohnen: Orang Knekes, Orang Beo (Menschen von Knekes, von Beo) usw. Sie genießen bei den mohammedanischen Nachbarn allgemein einen sehr guten Ruf. Streitigkeiten, sagen diese Nachbarn, kommen bei den Baduwis nie vor, bleiben wenigstens der Außenwelt unbekannt; nie sind sie mit der Bezahlung der Steuern im Rückstand, nie, sagen die Häuptlinge, hat man Mühe mit ihnen. Zwei Eigentümlichkeiten finden sich bei ihnen im Gegensatz zu den Hindus und lassen vermuten, daß sie schon vor dem Eindringen des Hinduismus auf Java lebten. Die eine ist, daß sie keine Sawahs (nasse Reisfelder) bebauen dürfen, diese sind bujut (verboten, bujut ist das tapu der Südseeinseln). Die andere ist, daß sie jedermann, selbst den Regenten, in der gewöhnlichen Sprache anreden, während sonst im Javanischen gewissermaßen zwei Sprachen mit gleichem Bau, aber verschiedenen Wörtern nebeneinander gebraucht werden, je nachdem man mit einem Höhergestellten oder einem Untergebenen spricht[1].

Man unterscheidet bei den Baduwis djelema dalem und djelema luwar (innere und äußere Menschen). Erstere leben in eigenen Dörfern, so viel als möglich von der Außenwelt abgeschlossen. Da Batara Bima, einer ihrer Götter und Vermittler beim höchsten Wesen, befohlen hat, daß nie mehr als 40 Männer zum Opfer zugelassen werden sollen und alle Hausväter an demselben teilzunehmen verpflichtet sind, so darf die Zahl der Haushaltungen der djelema dalem nie mehr als 40 betragen. Wird die Zahl überschritten, so müssen eine oder einige Familien zu den djelema luwar übertreten; wie es scheint, werden die zum Auswandern bestimmten Personen durch den höchsten Häuptling des Dorfes bezeichnet. Die „Außenmenschen" wohnen in den umliegenden Dörfern unter der mohammedanischen Bevölkerung, wo sie ihre Sitten und Gebräuche nicht so streng wie die djelema dalem bewahren und ihren gottesdienstlichen Pflichten nicht so genau wie diese nachkommen können; gleichwohl bleiben sie im allgemeinen abgeschlossen und vermeiden möglichst die nähere Verbindung mit den benachbarten Mohammedanern. Im folgenden ist hauptsächlich von den „Inneren Menschen" die Rede.

Die Verfassung der Dörfer ist ganz patriarchalisch; an der Spitze steht der Girang po-un (Quelle der Freude); er ist der Lehrer und Vater seines Volkes, er leitet die Verwaltung und den Gottesdienst und sorgt für Ruhe und Ordnung; kommen Unordnungen vor, die geahndet werden müssen, so bestehen die Strafen in Verachtung, Schlägen und Verbannung. Verachtung bedeutet eine beschämende Zurechtweisung. Weiter ist der Girang po-un auch Oberpriester, er hat für den Gottesdienst zu sorgen, sowie dafür, daß die Sitten und Gebräuche der Väter erhalten bleiben; demgemäß leitet er alle religiösen Feierlichkeiten, schließt Heiraten und verrichtet die Gebete. Die Girang po-un der djelema dalem haben eine höhere Stellung als die der djelema luwar; ein Girang po-un führt eine gewisse Oberherrschaft über alle andern Oberpriester und Gläubigen; in manchen Fällen entscheidet die Ratsversammlung aller Girang po-un der djelema dalem. Die Würde des Girang po-un ist erblich; sind keine Erben da, so wählen die Girang po-un einen Nachfolger. Bei den

[1] Metzger, Die Baduwis auf Java 265.

„Inneren Menschen" muß das Oberhaupt verheiratet sein. Stirbt seine Gattin, so muß er, da er wie alle Baduwis nur eine Frau haben darf und ebenso wie alle andern nach ihrem Tode drei Jahre lang ledig zu bleiben verpflichtet ist, notwendigerweise abtreten. Sie halten die Ehe heilig. Ehescheidungen, schreibt Metzger[1], kommen meines Wissens nicht vor, andere sagen, daß sie in ganz besondern Fällen erlaubt sind.

Der Girang po-un erhält keine Einnahme von seiner Gemeinde, er muß von dem Ertrag seiner Arbeit leben; er soll das Dorf nie verlassen, mit keinem Fremden verkehren. Ihm steht der Girang seret zur Seite, der die Gemeinde nach außen vertritt. Er wird von allen Hausvätern eines Dorfes gewählt und behandelt alle Angelegenheiten mit europäischen und mohammedanischen Beamten, besorgt die Käufe und Verkäufe. „Soviel ich gehört habe", sagt Metzger[2], „ist er der einzige, welcher Geld anrühren darf; dasselbe wird nur gebraucht, um die Steuern an die Regierung zu bezahlen", unter sich treiben sie Tauschhandel. Was sie von der Ernte an Reis und Mais für sich nicht brauchen, wird auf den benachbarten Märkten gegen Salz, Silber, Garn usw. verkauft. Das Reiten ist für sie bujut (verboten), ebenso der Gebrauch der arabischen Schrift und des Schreibpapiers. Übrigens sollen sie eine eigene Schrift besitzen, die sie auf ein besonderes Material schreiben oder auch mit einem Messer auf Bambus einkratzen.

Die Dörfer der Orang dalem sind ganz abgeschlossen; außerhalb derselben findet man ein Logierhaus mit den nötigen Nebengebäuden, in dem fremde Gäste, namentlich Beamte, durch den Girang seret empfangen werden. Die Baduwis sehen es nicht gern, wenn fremde Besucher sich lange in ihren Dörfern aufhalten, geben nur ungern und zögernd Antworten auf Fragen über ihre Religion und Geschichte, und sind sehr geübt, nur das zu erzählen, was sie wollen. Die Häuser der Baduwis sind wie die aller Sundanesen hoch über dem Boden auf Pfählen erbaut; sie sind alle gleich groß und wenden die Hauptfront nach Norden oder nach Süden; das Haus der Girang po-un liegt am südlichen Ende, mit der Vorderseite nach Norden gekehrt; ihm gegenüber befindet sich ein Raum, wo die Feste gefeiert werden, weiter nach Norden ein Schuppen mit einem ausgehöhlten Baumstamm, wo die Frauen am Abend unter Absingen von Liedern den Reis stampfen. Rings herum liegen zuweilen die Reisscheuern, gewöhnlich jedoch hat jeder Besitzer seine Scheuer neben seinem Hause. Die Häuser sind sehr nett und sauber gearbeitet und die Wege und Grundstücke reinlich gehalten. Die Frauen müssen alles zur Kleidung Gehörige selbst weben; alle auffallenden Farben sind verboten, nur weiße, schwarze und blaue Stoffe erlaubt. Als Oberkleid dient für Männer und Frauen eine Art Kittel, gewöhnlich von weißem, blau gestreiftem Zeug. Als Unterkleid tragen die Männer ein Tuch, das um die Hüften gebunden und zwischen den Beinen hindurchgezogen wird, und darüber einen kurzen Lendenschurz, die Frauen letzteren, der aber beinahe bis zu den Knien herabreicht[3].

Über die religiösen Anschauungen der Baduwis ist es schwer, sichern Aufschluß zu erhalten, da sie dieselben geheimzuhalten suchen. Daß Mohammed

[1] Ebd. 279. [2] Ebd. [3] Ebd. 280.

bei ihnen eine Rolle spiele, bezeichnet Metzger als falsch, wohl aber gebrauchen sie im Umgang mit Fremden zuweilen den Namen Allah, wohl um es zu vermeiden, den Namen ihres höchsten Gottes zu nennen, dessen Begriff übrigens mit dem der Mohammedaner auf Java übereinzustimmen scheint. Sie glauben an ein unfehlbares, weises und wohltätiges Wesen, welches die Welt erschaffen hat und erhält; es ist dies Batara Tunggul, der einzige, der auch in der javanischen Mythologie vorkommt. Die Baduwis wagen es nicht, sich geradezu an ihn zu wenden, und verehren auch kein Bildnis von ihm. Sie glauben aber, daß er ihr Schicksal bestimmt, über sie wacht, sie gegen die bösen Geister beschützt, wenn sie nur seine Gebote beobachten. Um ihm eine Bitte vorzutragen, wenden sie sich an Batara Bima als Vermittler, der gleichsam vom höchsten Wesen angewiesen ist, bei ihm die Interessen der Menschen zu vertreten. Das höchste Wesen hat aber außerdem eine große Zahl Götter hervorgebracht und jedem derselben einen Teil seiner Macht übertragen, und den äußeren Zeichen, unter denen man sich diese Gottheiten vorstellt, wird auch die äußere Verehrung erwiesen. Sie werden ebenso wie bei den Javanern, bei denen sie sich trotz des Islams erhalten haben, Sangjangs genannt; am Ufer eines Flusses, Tjiudjung, hin stehen alte Steine, die Bilder genannt werden; jeder derselben stellt einen der Sangjangs, Götter oder Heiligen, vor, von denen jeder seine besondere Kraft hat. Der eine gibt den Feldern Fruchtbarkeit, der andere segnet die Opfergaben und gibt gute Entschlüsse ein usw.

Obwohl sie keine Buddhisten sind, den Namen Buddhas nicht kennen und auch an die Seelenwanderung nicht glauben, so sind doch buddhistische Einflüsse in ihren Anschauungen unverkennbar. Die zehn Gebote Buddhas werden von ihnen streng beobachtet. So dürfen sie kein Blut vergießen, auch das eines Tieres nicht. Wenn der Mensch stirbt, sagen sie, verläßt die Seele den Körper; die der bösen Menschen brennt in dem Schlunde der Vulkane, die der guten geht nach der Lemah bodas, der weißen Erde, um da mit den Voreltern zusammenzutreffen und mit ihnen die Seligkeit zu genießen. Die Seelen der Heiligen kommen nach Artja domas, dem Heiligen der Heiligen. Wenn die Seelen der Bösen ihre Strafzeit ausgehalten haben, kommen auch sie zur Lemah bodas. Diese liegt flußaufwärts etwa eine Meile von ihren Dörfern entfernt; dort liegen auf einer ansteigenden Fläche mitten im Walde die heiligen Gräber der Voreltern. Basaltsteine von verschiedener Größe liegen auf den Höhen zerstreut umher. Dies sind die heiligen, hochgeehrten Zeichen der Vorzeit; sie sind mit Moos bedeckt, das die Baduwis als Arzneimittel hochschätzen. Ungern sehen diese, daß man sich den Gräbern nähert. Einmal im Jahre kommen sie zu den Gräbern ihrer Ahnen und erinnern sich bei denselben in feierlicher Stille der Tugenden ihrer Voreltern. — Obwohl die Baduwis unter ihren Sangjangs auch Beschützer ihrer Dörfer besitzen, haben sie doch auch solche Geister wie die Danhang desa der Javaner, und diesen zu Ehren werden Opferfeste (kawalu) gehalten. — Endlich sei noch erwähnt, daß die Baduwis auch eine Art Beschneidung, und zwar für beide Geschlechter, haben[1].

[1] Metzger, Die Baduwis auf Java 281.

Der sittliche Charakter der Baduwis wird allgemein gelobt. Lügen und Stehlen, Betrug, Mord aus Habsucht ist bei ihnen fast unbekannt. Sittlichkeit und Keuschheit herrschen in hohem Maße. Es wird ihnen auch große Zufriedenheit, gegenseitige Liebe unter den Ehegatten, Eltern und Kindern, gegenseitiges Vertrauen usw. nachgerühmt[1]. Nur das Verbot, sich zu berauschen, übertreten sie bei ihren religiösen Festen manchmal. Rangunterschiede in der Gemeinde gibt es nicht. Vor dem Gesetz sind alle gleich. Jeder ist unumschränkter Besitzer seiner Reisfelder. Jedes Dorf besitzt ein gemeinschaftliches Reisfeld, wo in Gemeinschaft der „geheiligte Reis" für die Feste gebaut wird.

8. Die Landdajaken auf Borneo.

Die Dajaken sind ein unzivilisiertes Volk, das weite Landstriche an der Nordwestküste von Borneo, in der Landschaft Sarawak, bewohnt. Man begreift aber unter diesem Namen zwei durch Sprache und Sitten sehr verschiedene Völker: Die Landdajaken und die Seedajaken, die wir deshalb auch getrennt betrachten wollen[2].

Die Landdajaken oder Bergdajaken wohnen im Südwesten von Sarawak und zum Teil südlich davon in Holländisch-Borneo. Sie sind freundlicher und sittenreiner als die Seedajaken, und ihre Gastfreiheit und Dankbarkeit wird allgemein gelobt. Low fand auf seinen Reisen überall großes Entgegenkommen und ebenso große Ehrlichkeit. Nie wurde er bestohlen, obwohl er viele Dinge mit sich führte, die von den Dajaken hochgeschätzt werden. Für jeden, auch den kleinsten Dienst zeigten sie sich sehr erkenntlich. Ihrem englischen Radscha, Mr Brooke, der durch seine weise Regierung wirksam für ihr Wohlergehen sorgte, waren sie so zugetan, daß sie ihn zum Rang eines Gottes erhoben und zu ihm beteten. Große Bettler sollen sie allerdings sein, aber auch gewissenhaft ehrlich. Low stellt sie in Bezug auf geistige Begabung über die Malaien, und in sittlicher Hinsicht stehen sie weit über ihnen. Ihre Einfachheit und Geradheit nutzen die Malaien oft aus, um sie zu betrügen und zu plündern. „Der sittliche Charakter der Dajaken", sagt Low, „steht zweifellos hoch. Diese Behauptung wird vielleicht Verwunderung erregen bei allen denen, die von ihnen nur als Kopfjägern und Seeräubern gehört haben. . . . Sie sind nie Seeräuber gewesen, da sie überhaupt nicht auf das Meer gehen, und die Kopfjägerei ist eine durch die vielen kleinen Kriege zwischen einem Dorf und dem andern, einem Stamm und dem andern aufgekommener Brauch, der ebensowenig einen moralisch verdorbenen Charakter voraussetzt, als die vor hundert Jahren

---

[1] Posewitz, Die Baduis auf Java 379 388.

[2] Für die folgende Darstellung stützen wir uns hauptsächlich auf Henry Ling Roth, The Native Tribes of Sarawak and British North Borneo, based chiefly on the Mss. of the late Hugh Brooke Low, 2 Bde, London 1896. Dieser Brooke Low, aus dessen Manuskript Ling Roth hauptsächlich geschöpft, wurde auf Labuan als der Sohn eines englischen Beamten geboren, erhielt seine Ausbildung in England und Deutschland und war dann viele Jahre als Beamter des Radscha von Sarawak, Charles Brooke, angestellt. Ling Roth hat übrigens fast alle Angaben anderer Reisenden und Missionäre über die Dajaken zusammengestellt.

herrschende Sitte des Sklavenhandels. Diesen Flecken in ihrem Charakter stehen sehr viele gute Eigenschaften gegenüber. Sie sind in hohem Grad wahrhaftig und ehrlich. Gerade deshalb ist es oft unmöglich, von ihnen bestimmte Angaben zu erhalten. Sie sagen: ‚Wenn ich dieses oder jenes behauptete, könnte ich vielleicht lügen'; und wenn sie aus freiem Antrieb eine Tatsache berichten, so kann man sicher sein, daß sie die Wahrheit reden. In einem Dajakdorf haben alle Fruchtbäume ihren Eigentümer, und oft, wenn ich einen Einwohner bat, mir einige Früchte zu pflücken, bekam ich zur Antwort: Das darf ich nicht tun, denn der Eigentümer ist nicht da. . . . Auch werden sie einem Europäer nicht das geringste entwenden . . . gewaltsame Verbrechen — abgesehen von der Kopfjagd — sind fast unbekannt; in einem Stamm kam während der Regierung Sir James Brookes ein einziger Mord vor, und dieser wurde von einem Fremden begangen, den der Stamm adoptiert hatte. In manchen sittlichen Dingen stehen sie höher als die meisten unzivilisierten Völker und in einigen selbst höher als verschiedene zivilisierte Nationen. Sie sind mäßig in Speise und Trank, und die rohe Sinnlichkeit der Chinesen und Malaien ist bei ihnen unbekannt. Dagegen haben sie den gewöhnlichen Fehler aller Völker in halbwildem Zustand: sie sind apathisch und schieben stets alles auf." [1] Außerdem sind sie sehr eigensinnig und äußerst empfindlich, wenn sie zurückgesetzt oder zurechtgewiesen werden. Auch zeigen sie kein Verlangen, aus ihrem niedrigen Zustand herauszukommen. Gerühmt wird dagegen ihre außerordentliche Liebe für die alten und kranken Verwandten; denen jedoch, die nicht zur Familie gehören, erzeigt man wenig Rücksicht [2].

Als Kleidung tragen die Männer ein Lendentuch und die Frauen einen kurzen Rock. — Sobald eine Frau schwanger ist, muß sie viele Arbeiten unterlassen, weil sie sonst, wie man meint, dem Kind den Tod zuziehen würde. Naht die Zeit der Niederkunft, so werden zwei Priesterinnen herbeigerufen und ein Huhn wird getötet. Nun ist das Gemach der Frau pamali (interdiziert, tapu). Bei der Geburt wird wieder ein Huhn getötet und die ganze Familie ist für acht Tage interdiziert. Der Mann darf während dieser Zeit nur Reis und Salz essen, während vier Tagen nicht an die Sonne gehen und nicht baden. Ist die Niederkunft sehr schwierig, so werden Zauberer zu Hilfe gerufen. Abortus ist unbekannt. Einige Zeit nach der Geburt wird eine Zeremonie vorgenommen, bei der die Götter um Gewährung von Gesundheit, Reichtum und Glück angefleht werden [3]. Die Eltern lieben die Kinder sehr, und wenn sie keine eigenen Kinder haben, so adoptieren sie fremde. Auch die Kinder sind den Eltern anhänglich, doch werden die Knaben durch zu große Nachsicht verdorben, und je frecher ein Knabe ist, um so stolzer sind die Eltern auf ihn.

Die Mädchen schlafen immer getrennt von den Eltern, zuweilen in demselben Raum, zuweilen darüber. Die jungen Männer werden, wenn sie mit den Mädchen schon bekannt sind, von diesen eingeladen, sie in der Nacht zu besuchen; dann sitzen sie zusammen und plaudern, und wenn sie nach einer kurzen Bekanntschaft einander lieb gewonnen und sich zu heiraten wünschen, so

[1] Roth, The Native Tribes of Sarawak I 66. [2] Ebd. I 68.
[3] Ebd. I 101.

wird die Angelegenheit den Eltern unterbreitet. Diese sonderbare Art des Freiens wird damit begründet, daß sie die einzige Art und Weise sei, wie junge Leute miteinander bekannt werden können, denn während des Tages sind in einem Dajakdorf keine geheimen Zusammenkünfte gestattet. Es wird behauptet, daß bei diesen nächtlichen Besuchen selten Unsittlichkeiten vorkommen[1]. Obwohl der Geschlechtsverkehr unter den jungen Leuten bei ihnen nicht als eigentliches Verbrechen gilt, so betrachten sie denselben doch als sehr unanständig, und ein schwangeres Mädchen zieht nach ihnen oft den Unwillen der höheren Mächte auf eine ganze Gemeinschaft herab. Gewöhnlich wird auch der Vater des Kindes zu einer Geldstrafe verurteilt und muß durch das Opfer eines Schweines den Himmel versöhnen. Allerdings ist man in dieser Beziehung nicht überall gleich streng.

Eine eigentliche Verlobungszeremonie findet nicht statt. Der Bräutigam schenkt seiner Erwählten einige kleine Kästen aus Bambus, in die er Tabak, Betelnüsse usw. und vielleicht einen oder zwei wohlfeile Ringe legt. Bei der Hochzeit wird ein Huhn geopfert, Reis gekocht und von den Verwandten der beiden Brautleute ein Fest veranstaltet. Der Bräutigam zieht gewöhnlich in die Wohnung der Schwiegereltern und wird ein Glied ihrer Familie. Zuweilen jedoch, z. B. wenn die Braut viele Brüder und Schwestern hat und die betagten Eltern des Bräutigams der Unterstützung bedürftig sind, geht die Braut zur Familie ihrer Schwiegereltern und gehört nun zu ihrer Familie. Selten gründet der junge Ehemann sofort einen eigenen Hausstand.

Die Landdajaken heiraten in der Regel nur eine Frau, und in Bezug auf die verbotenen Grade haben sie ungefähr dieselben Regeln wie wir. Es ist ihnen verboten, die Schwester der verstorbenen Frau zu heiraten, auch die Ehen zwischen Geschwisterkindern gelten als verboten. Polyandrie kommt bei ihnen nicht vor. Die Ehescheidung ist häufig. Selten findet man einen Mann in mittleren Jahren, der nicht schon zwei oder drei Frauen der Reihe nach gehabt hat. Solange aber die Ehe besteht, soll Ehebruch selten sein[2]. Begeht ein verheirateter Mann einen Ehebruch mit einer verheirateten Frau, so darf der Gatte der letzteren den Ehebrecher mit einem Stock auf den Kopf schlagen oder ihn sonst züchtigen; und die beleidigte Ehefrau darf in ähnlicher Weise die Ehebrecherin züchtigen, vorausgesetzt, daß die Sache geheim bleibt; wird sie öffentlich bekannt, so wird die Angelegenheit dadurch geregelt, daß den Schuldigen Geldstrafen auferlegt werden.

Bei den Landdajaken werden die Toten verbrannt, nur bei den Ärmeren wird die Leiche einfach in den Dschungel geworfen, wo man die Toten zu verbrennen pflegt. Zugleich mit der Leiche wird auch eine große Quantität Holz, Tuch, Reis usw. verbrannt. Auch Opfer werden dargebracht und Tiere verbrannt, bei den Reicheren Schweine, bei den Ärmeren Hühner oder wenigstens ein Teil eines Huhnes. Ferner werden einige von den persönlichen Gütern des Verstorbenen mitgenommen und am Verbrennungs- oder Begräbnisplatz aufgehängt zum Gebrauch für die Geister[3].

---

[1] Ebd. I 110. [2] Ebd. I 130. [3] Ebd. I 137.

Wenn zwei oder drei in einem Hause gestorben sind, wird dasselbe verlassen, daher kommt es, daß die Landdajaken so oft ihre Wohnung wechseln; denn die Todesstätte gilt ihnen als unheimlich, weil die Geister der Verstorbenen um dieselbe herumspuken. Sieben Tage nach dem Tod gelten das Haus und die Familie des Hingeschiedenen als mit dem Tapu belegt, wird das nicht genau eingehalten, so wird der Ort beständig vom Geist des Verstorbenen heimgesucht. Das Tapu besteht darin, daß das Haus für alle Auswärtigen verschlossen bleibt und unter Todesstrafe niemand dasselbe betreten darf[1]. Aus dem Zeugnisse aller Missionäre und Reisenden geht hervor, daß früher beim Tode der Häuptlinge oder reicher Männer Menschen, meistens Sklaven, getötet wurden, damit sie ihren Herren in der andern Welt dienen könnten. Bei einigen Stämmen herrschte auch die Sitte, daß beim Tode eines Häuptlings dessen Leichnam fein gekleidet in sitzender Stellung und mit den Waffen in der Hand ausgestellt wurde. Nach einiger Zeit wurden die Waffen und Kleider weggenommen, die Leiche in ein Tuch gehüllt und auf den Boden gelegt. Während man die Kleider wegnahm, stand ein Sänger in der Nähe und beschrieb in Liedern die Straße, welche die Seele des Verstorbenen einhalten mußte, um in der andern Welt zu ihrem Stamme zu gelangen.

Religion. Die Landdajaken glauben an viele Geister, über denen einige Hauptgeister stehen. Diese Hauptgeister sind folgende: 1. Tupa, der die Menschen und alles, was Lebensodem besitzt, geschaffen hat und sie durch seine Macht und Güte täglich erhält; 2. Tenubi, der die Erde machte und alles, was darauf wächst, und durch seine stetige Sorge diese Dinge blühen läßt und dem Sämann Samen, dem Esser Brot gibt; 3. Jang oder Jing, der die Gründerin des Ordens der „Barich" in den Geheimnissen der Heilkunst unterwies und ihrem Heilverfahren Kraft verlieh, und endlich 4. Jirong, der Zerstörer, der den drei vorgenannten gleichsteht; wahrscheinlich handelt es sich bei diesen vier Göttern nur um ein und dasselbe große Wesen, den Schöpfer und Erhalter aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Ein sehr intelligenter Mann aus dem Silang-Stamm versicherte dem Missionär W. Chalmers, die vier Namen bezeichneten nur ein einziges Wesen. Auch Spencer St. John[2] glaubt, die drei Götter Tenubi, Jang und Jirong seien nur Agenten von Tapa (Tupa), und er vergleicht ihre Stellung zu Tupa mit der von Brama, Vischnu und Siva zu der Gottheit Bram. Zu der Ansicht, daß Tenubi nur ein anderer Name für Tupa oder Tumpa sei, neigt auch Roth[3].

Außer dieser obersten Gottheit oder Gottheiten glauben die Landdajaken an zwei Arten von Geistern: die Geister der Verstorbenen (Mino) und eine Art Dämonen, die Umot heißen. Beide zerfallen in mehrere Abteilungen. Zu den Umot gehören die Komang und Triu, Geister, die auf den Gipfeln der Berge hausen und an Krieg, Blutvergießen und Tod ihre Freude haben. Zu ihnen gehen nach dem Tode die Geister der Männer, die besonders tapfer gewesen sind. Andere bösartige Geister sind die Umot Lise, Umot Perusong und

[1] Roth, The Native Tribes of Sarawak I 154—155.
[2] Life in the forests in the Far East I, London 1862, 169.
[3] A. a. O. I 165.

Tibong usw. Mino ohne Zusatz werden die Geister derjenigen Verstorbenen genannt, die eines natürlichen Todes gestorben sind; sie halten sich vorzüglich an den Stellen auf, wo die Leichen begraben oder verbrannt werden. Wenn ein Mino stirbt, denn auch er ist sterblich, so geht er nach Rubang Sabayan (Naturwelt), und wenn er von dort zurückkehrt, so wird er ein Bejawi; stirbt ein Bejawi, so wird er ein Begutur, und wenn dieser stirbt, geht dessen geistige Essenz in Baumstämme ein, die er rot färbt; aber seine Persönlichkeit hört nach Chalmer einfach auf[1]. Die Buau sind die Geister der in der Schlacht Getöteten, die ihren Kopf verloren haben; sie sind sehr feindselig gegen die lebenden Menschen. Die Punjabun sind die Geister derjenigen, die verunglückt sind, die Mino Kok Anak die Geister der im Kindbett gestorbenen Frauen.

Götzenbilder haben die Landdajaken nur wenige. Sie pflanzen einen Strauch (Dracaena terminalis) in der Nähe des Hauses und errichten unter seinem Schatten einen kleinen Bambusaltar, der im Winter durch ein Dach gegen den Regen geschützt wird. Vor demselben ist eine kleine Leiter aufgestellt, um dem Geiste den Aufstieg zu erleichtern zu den auf dem Gerüst befindlichen Gaben, die bei festlichen Gelegenheiten hingelegt werden. — Zuweilen beten sie zum höchsten Wesen, um von ihm Schutz und Hilfe zu erlangen, und werfen dabei Reis in die Luft. Sie scheinen nur zu Tupa oder Dewata, wie er auch heißt, zu beten und erwähnen dabei die Opfergaben an Hühnern, Krügen, Kokosnüssen usw., die sie ihm darbringen wollen[2]. Andere dagegen behaupten, daß sie auch und zwar vorwiegend Gebete an die verschiedenen Geister richten. Die Seelen (semengi) der Menschen werden nach dem Tode, wie schon bemerkt wurde, Geister (hantus) und gehen auf die Spitzen der hohen Berge oder wohnen im Dschungel, wo sie von Tupa beschützt werden. Heute scheinen manche Landdajaken keinen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele zu haben, andere dagegen haben diesen Begriff wohl, aber sie sagen, die Seelen gingen in die Wälder oder auf die Berge oder sie wüßten nicht, wohin sie gingen. Die Erstgenannten sind wahrscheinlich „aufgeklärte Geister", deren es heute auch bei den Naturvölkern gibt, die mit den Zivilisierten in Berührung gekommen sind.

Aberglaube, Wahrsagerei, Traumdeuterei u. dgl. spielen bei den Dajaken eine große Rolle. Sie haben auch Gottesurteile, so z. B. das Pangat, welches darin besteht, daß sowohl der Kläger als der Angeklagte gleiche und zu gleicher Zeit angezündete Kerzen in der Hand halten müssen. Derjenige, dessen Kerze zuerst abgebrannt ist, wird als schuldig angesehen[3]. Die gewöhnlichste Form des Ordals ist jedoch das Eintauchen, das von einem Reisenden also beschrieben

---

[1] Ebd. I 167.

[2] Ebd. I 215. Nach Low (ebd. 411) wird Tupa oder Jerroang von den Landdajaken immer bei den landwirtschaftlichen und sonstigen Festen angerufen „zugleich mit der Sonne, dem Mond und den Sternen, dem Sultan von Brunei und ihrem eigenen Radscha", damit sie ihren wohltätigen Einfluß auf die Saat ausüben und günstiges Wetter verleihen. Sie regulieren die Zeiten für den Landbau nach den Himmelskörpern, besonders den Plejaden und andern Sternen, denen sie göttliche Eigenschaften beilegen.

[3] Ebd. I 235.

wird: Ein Mann war des Ehebruchs angeklagt; der beleidigte Ehegatte hatte keinen andern Beweis, als daß er davon geträumt hatte. Man rief deshalb die einflußreichen Männer zu einer Gerichtssitzung zusammen. Nach mehreren Sitzungen wurde beschlossen, beide Streitende sollten einige Krüge als Einsatz herbeibringen und die Taucherprobe bestehen. Beide stellen sich in ein tiefes Wasser, das bis an die Brust reicht, halten sich an einer Stange und tauchen nun gleichzeitig den Kopf unter das Wasser; wer es länger aushält, ist der Sieger. Gewöhnlich geht dieser Probe eine lange Gerichtsverhandlung voraus, in der die Streitenden gefragt werden, ob sie sich ihres Rechtes bewußt seien und Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache hätten, dann erst wird die Entscheidung der Geister durch das Ordal angerufen. Auch das Ordal des Kesselfangs, bei dem die Streitenden mit nackten Armen einen kleinen Stein aus dem siedenden Wasser holen müssen, bestand früher.

Wo der Aberglaube und Zauberei herrschen, blüht auch das Handwerk der Zauberer oder Zauberpriester. Bei den meisten Stämmen der Landdajaken findet man fünf oder sechs Priester, und in einigen Distrikten wird die Hälfte der weiblichen Bevölkerung als Priesterinnen angesehen. Ihre Kraft besteht besonders im Singen, durch die sie wirksam die Geister vertreiben. Man braucht nicht anzunehmen, daß diese Priesterinnen bewußte Betrügerinnen seien. Sie tun, was sie von ihren Vorfahren erhalten haben. Die männlichen Zauberer oder die Medizinmänner (daya beruri) werden besonders in Krankheiten zu Hilfe gerufen; die Zauberinnen (barich) sollen durch ihren Gesang besonders den Paddy heilen. Das Amt der männlichen Zauberer ist oft in einigen Familien erblich. Die Zauberinnen rekrutieren sich dadurch, daß sie junge Mädchen in ihre Genossenschaft aufnehmen. Da die Krankheiten nach den Dajaken immer durch die Gegenwart oder das Wirken eines bösartigen Geistes im Leibe des Patienten verursacht werden, so muß er aus dem Leibe ausgetrieben oder die schon weggeholte Seele des Kranken zurückgebracht werden. Das geschieht meistens durch Reiben oder Bespucken der kranken Stelle. Hilft das nicht, so werden den Geistern Speiseopfer gebracht (Schweine- und Hühnerfleisch, Reis usw.), um sie zu versöhnen und zu vertreiben[1].

Die Landdajaken haben auch ihre Speiseverbote (parich = tapu). So dürfen einige Familien oder einige Individuen gewisse Vegetabilien nicht essen. Alle Landdajaken essen kein Schweinefleisch, weil die Schweine die Geister der Malaien seien; Ziegenfleisch essen sie nicht, weil die Ziegen die Geister der Dajaken sind, und wer eine Ziege ißt, seinen Vorfahren verzehrt[2]. Wie das Essen ist auch das Töten mancher Tiere Tapu[3].

Verfassung. Jeder Stamm der Landdajaken hat einen Orang Kaya (wörtlich: reicher Mann), der Häuptling ist; unter ihm steht ein Pangara (oder Oberer), der eine weiße Jacke trägt, und ein Panglima, der eine rote Jacke hat. Jedes lange Haus hat einen Tuah (Ältesten), der in der Mitte wohnt, die Zwistigkeiten schlichtet und die Gäste bewirtet[4]. Der Orang Kaya und der Pangara werden von allen verheirateten Männern gewählt und von

[1] Roth, The Native Tribes of Sarawak I 260. [2] Ebd. I 388.
[3] Ebd. I 390. [4] Ebd. II 224.

einem Beamten des Radscha bestätigt. Der Orang Kaya und seine Räte sind die Behörden des Dorfes, die alle Vergehen untersuchen und bestrafen (hauptsächlich durch Geldstrafen) und auch festsetzen, welche Ländereien jedes Jahr angepflanzt werden sollen. Die Autorität des Orang Kaya ist übrigens sehr beschränkt und sein Amt ist nicht erblich, es wird gewöhnlich demjenigen übertragen, der sich durch Weisheit und Gewandtheit in den Stammesversammlungen auszeichnet. Den einzigen Vorteil, den der Erwählte von seinem Amt hat, ist, daß ihm die Untertanen jährlich eine Farm einrichten und bebauen, deren Ertrag ihm zukommt.

Grund und Boden ist bei den Landdajaken im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung reichlich vorhanden, aber nur ein geringer Teil ist Eigentum von Individuen. Zwar hat jeder Stamm sein abgegrenztes, von den Vorfahren ererbtes Gebiet, dessen Ausdehnung jeder alte Mann genau kennt. Da keine Lasttiere vorhanden sind, die dem Bebauer die Produkte nach Hause zu bringen helfen, ist es für diesen ein großer Vorteil, seine Felder so nahe als möglich beim Dorfe zu haben, und deshalb teilen die Stämme, die fern von den Flußufern oder an Orten wohnen, wo man mit dem Kanoe nicht hinkommen kann, das Land in der Nähe der Häuser in bestimmte Parzellen, die das anerkannte Eigentum von Individuen sind. Die reichen Leute besitzen oft vier oder fünf solcher Landstücke in günstiger Lage, und sie sind deshalb im stande, jährlich ein Stück Land in der Nähe des Dorfes und zugleich ein anderes großes Landgut in weiterer Entfernung anzupflanzen. Die Wahl dieser letzteren Landstücke wird gewöhnlich vom ganzen Rate des Stammes vorgenommen, und zwar in der Weise, daß ein gemeinsamer Weg zu allen Grundstücken führt. An der Errichtung dieses Weges müssen alle Dorfgenossen mitarbeiten. Beim Tode eines Dajaken wird sein Land gleichmäßig unter seine Kinder verteilt ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht [1].

Alle auf die Wohlfahrt des Dorfes bezüglichen Angelegenheiten werden von den Männern des Stammes in einer Ratsversammlung besprochen, die stets in dem Pangan gehalten wird, dem Gemeindehause, in dem die jungen noch nicht verheirateten Burschen schlafen. Jeder Mann im Dorfe darf der Versammlung beiwohnen, doch wird gewöhnlich nur auf den Rat der älteren Männer gehört, da die jungen Leute den älteren im Rate große Ehrfurcht erweisen. — Bei Eigentumsstreitigkeiten nimmt man oft zu dem sog. Babukid, einer Art Herausforderung (Ordal?) seine Zuflucht. Beide Parteien eilen auf die Kopfjagd; bringt einer allein einen Kopf heim, so hat er den Prozeß gewonnen, wenn beide, so gehört das strittige Eigentum beiden gemeinsam. Bei diesen Gelegenheiten sind die Dajaken wirklich gefährliche Menschen. Die streitenden Individuen gehen nicht allein auf die Jagd, sondern führen eine Begleitung bei sich oder senden auch Vertreter [2].

---

[1] Ebd. I 419. [2] Ebd. II 230.

9. Die Seedajaken in Sarawak[1].

Die Seedajaken wohnen westlich von den Landdajaken. Nach dem mächtigsten Stamm derselben werden sie auch Ibans genannt. Die Kleidung der Männer besteht in einem 4—5 m langen und mehrmals um die Hüfte gewundenen Tuch, dessen Enden vorne wie eine Schürze bis zu den Knien herabhängen. Die Frauen tragen ein kurzes Kleid, das von den Achselhöhlen bis auf die Knie herabreicht. Die Häuser sind, wie die der Landdajaken und der Malaien fast allgemein, Holzkasernen, in denen manchmal 30 Familien zusammenwohnen. Sie ruhen auf 4—5 Fuß hohen Pfählen und erst auf diesen liegt der Fußboden. Die Breite der Hütte ist durchschnittlich 30 Fuß, die Länge verschieden je nach der Zahl der Familien. Um das Gebäude herum läuft eine Galerie, so daß alle Einzelwohnungen verbunden sind. Jede Familie besitzt ihre eigenen Räume mit einer gesonderten Herdstelle. Während im allgemeinen das Innere dieser Wohnungen durch Sauberkeit einen angenehmen Eindruck macht, ist der Anblick der dort in langen Reihen aufgestellten Menschenschädel um so widerlicher.

Die Seedajaken sind nämlich in noch höherem Grade als ihre östlichen Nachbarn Kopfjäger. Menschenköpfe zu erbeuten, ist fast der einzige Grund, weshalb sich ganze Stämme bekriegen oder auch einzelne Personen auf eigene Faust ausziehen und meistens in meuchlerischer Weise dieses schreckliche Siegeszeichen als Schmuck für die Hütte sich zu verschaffen suchen. Es ist dies eine wahnsinnige Liebhaberei, der unmündige Kinder und schwache Weiber zum Opfer fallen. Auch gilt diese Kopfjagd als eine Art Gottesgericht. Wenn immer ein Streit entsteht, so wird er entschieden durch die größere Anzahl Köpfe, die der eine der Streitenden zu erbeuten weiß. Wehe darum jedem, der einem solchen Kopfjäger begegnet! Gewöhnlich sind es nur Köpfe von Feinden, auf welche Jagd gemacht wird; allein in der Leidenschaft dehnt der Dajak das Wort „Feind" in ganz unnatürlicher Weise aus.

Seit 1881 entfalten die Missionäre des St Josephshauses von Mill Hill eine rege Tätigkeit unter den Dajaken. Eine ihrer ersten Bestrebungen war selbstverständlich auf die Abschaffung der Kopfjagd gerichtet, aber sie begegnete großen Schwierigkeiten. Interessant ist, was der Apostolische Präfekt von Borneo, P. Jackson, in einem Vortrag zu London 1885 hierüber sagte: „Längst hätten wir der fluchwürdigen Kopfjagd ein Ende gemacht, wenn die Weiber nicht wären." Ein junger Dajak nämlich, der nicht wenigstens einen Kopf eines erschlagenen Feindes aufweisen kann, hat fast keine Aussicht, eine Frau zu bekommen. Das Dajakmädchen macht die Einwilligung zur Ehe von dieser scheußlichen Mitgift abhängig, und so erklärt es sich, warum an dieser Schlächterei so zäh festgehalten wird. Zur Erziehung des weiblichen Geschlechtes wurden deshalb Ordensschwestern berufen. Erst auf diesem Wege hofft man, aus diesen wilden Herzen das Verlangen nach einer Mitgift von Menschenköpfen auszurotten.

---

[1] Vgl. Anthropos I (1906) 11 ff; Roth, The Native Tribes of Sarawak; Katholische Missionen 1887, 206 ff.

Die Seedajaken sind in ihrem Benehmen höflich, sehr gastfrei, mutig und ihren alten Bräuchen zäh ergeben. In vielen Dingen stehen sie aber unter den Landdajaken. So hatten sie bis in die neuere Zeit die Gewohnheit, daß, wenn die Mutter im Kindbette starb, auch das neugeborene Kind lebendig mit ihr begraben wurde, einmal, weil es den Tod der Mutter verschuldet habe, sodann weil niemand da sei, der es stillen und pflegen wolle. Und in der Tat würde sich keine Frau dazu verstehen, eine solche Waise zu ernähren, weil das ihren Kindern schaden könnte. Auch wenn die Neugeborenen Idioten oder mißgestaltet sind, werden sie getötet. Dagegen kommt Fruchtabtreibung nicht vor. Bei der Geburt eines Kindes wird manchmal ein Huhn getötet und gekocht und den Verwandten und Freunden zum Essen gebracht[1]. Wenn man das Kind zum erstenmal im Fluß badet, wird am Ufer ein Huhn getötet, ein Flügel desselben abgeschnitten und, wenn das Kind ein Knabe ist, auf einem Speer, wenn es ein Mädchen ist, auf einem Webstock befestigt; das Blut läßt man in den Fluß tropfen als Opfer zur Versöhnung der bösen Geister im Wasser, damit sie dem Kinde nicht schaden. Einige Wochen später findet noch einmal eine religiöse Zeremonie statt, bei der die Götter um Gesundheit, Reichtum und Glück angefleht werden.

Wie die Landdajaken lieben auch die Seedajaken ihre Kinder sehr, und pflegen fremde Kinder zu adoptieren, wenn sie keine eigenen haben. Die Mädchen werden mit derselben Liebe behandelt wie die Knaben, doch bitten die Seedajaken in ihren Gebeten nur um Knaben[2].

In Bezug auf die Ehe gilt das meiste von den Landdajaken Gesagte auch von den Seedajaken. Eigentümlich ist den letzteren, daß kein Mann eine Frau heiratet, von deren Fruchtbarkeit er sich nicht vorher überzeugt hat; denn die Dajaken verlangen sehr nach Kindern. Anderseits gilt es für ein Mädchen als große Schande, wenn es außerehelich ein Kind zur Welt bringt, ohne den Vater bezeichnen zu können. Manche bringen sich selbst um das Leben, um so der Schande zu entgehen[3]. Im übrigen ist bei vielen Seedajaken der geschlechtliche Verkehr der jungen Leute ein sehr freier.

In Bezug auf die Verwandtschaftsgrade, in denen die Ehe unerlaubt ist, nehmen es die Seedajaken sehr genau. Im Prinzip sind sie gegen alle Ehen unter nahen Verwandten; Ehen nicht nur unter Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, Onkel und Tanten mit Nichten und Neffen, sondern auch unter Geschwisterkindern sind verboten. Kein Seedajak darf zur selben Zeit mehr als eine Frau haben; nur Häuptlinge gestatten sich hie und da zwei Frauen[4]. Polyandrie ist unbekannt. Die Ehescheidung ist sehr leicht; zuweilen trennen sich die Ehegatten schon wenige Tage nach der Hochzeit. Nach der Geburt eines Kindes jedoch kommt die Trennung selten vor und im Fall der Trennung

---

[1] Roth a. a. O. I 101. Die meisten Angaben Roths über die Seedajaken sind den Berichten des englischen Missionärs J. Perham entlehnt, der sich viele Jahre in Borneo aufhielt.

[2] Ebd. I 102. [3] Ebd. I 115.

[4] Ebd. I 126. M. C. Schaden, Het Familienleven der Dajaks van Landak en Tajan, in den Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie 1910, 444.

muß der Mann, aber nicht die Frau, eine Strafe bezahlen[1]. In Bezug auf das sittliche Leben in der Ehe sind die Seedajaken wohl besser als die Malaien, aber schlechter als die Landdajaken. Die Eifersucht, besonders der Frauen, ist sehr stark.

Ist ein Mann gestorben, so wird ein Medizinmann (mamang), der ihm während der Krankheit beigestanden, mit der Leitung des Begräbnisses betraut. Die weiblichen Verwandten stimmen die Totenklage an, waschen den Leichnam und schmücken ihn mit den feinsten Kleidern, und wenn der Verstorbene ein Mann war, wird er oft vollständig bewaffnet. Dann trägt man ihn in die große Gemeindehalle, wo sich alle Freunde zur Totenklage versammeln. Der Begräbnisplatz ist gewöhnlich in der Nähe des Dorfes und von großen Bäumen beschattet. Die Frauen dürfen die Leiche nicht bis zum Grabe begleiten. Die Gräber werden vernachlässigt, weil sich die Leute vor denselben sehr fürchten. Gehen sie daran vorbei, so werfen sie etwas darauf, von dem sie glauben, es sei den Verstorbenen angenehm. Nur bei besondern Gelegenheiten, wie z. B. wenn es sich um Verteilung des Eigentums unter die Verwandten des Toten handelt, besuchen diese das Grab[2]. Die in der Schlacht Gefallenen werden selten begraben; man errichtet um ihre Leiche herum einen Pfahlzaun, um die wilden Tiere abzuhalten, und läßt sie so liegen. Die Selbstmörder werden an einem getrennten Platz begraben; ebenso die, welche am Blutfluß oder im Kindbett gestorben sind. Diejenigen, die man besonders ehren will, werden nicht im Boden begraben, sondern ihr Sarg wird in ein eigens für sie gebautes Häuschen gebracht und auf ein 8 oder 10 Fuß hohes Gerüst gelegt und umzäumt. Beim Tode eines Seedajaken wird der Boden des Raumes, in dem er starb, gewechselt. Allgemein scheint bei den Seedajaken alles, was dem Verstorbenen gehört hatte, zwölf Tage lang ulat (tabu) gewesen zu sein. Während dieser Zeit durfte niemand, der nicht zum Hause gehörte, dasselbe betreten; kein Hausgenosse durfte darin mit einem Auswärtigen reden usw.[3] In früheren Zeiten scheint es Sitte gewesen zu sein, daß beim Tode von Häuptlingen oder angesehenen Personen Gefangene oder Sklaven getötet wurden, damit sie ihnen im andern Leben dienten[4].

Mehr als in andern Dingen unterscheiden sich die See- von den Landdajaken durch ihre Religion. Sie glauben an ein höheres Wesen, das sie Petara oder Patara (Batara) nennen[5]. Aber was ist Petara? Nach der heute ziemlich verbreiteten Ansicht gibt es viele Petara, ja so viele als es Menschen gibt, denn jeder Mensch hat seinen Petara, seinen Schutzgeist, und der scheint dem Menschen zu entsprechen, dessen Schutzgeist er ist; deshalb sagen die Dajaken, ein armseliger Mensch hat einen armseligen Petara. Diese Petara werden in den verschiedensten Nöten und Anliegen angerufen. In einer solchen Anrufung (sampi), die stets bei der Anpflanzung der Reisfelder gebetet wird, wird zuerst Pulang Gana angerufen, dann die Sonne, ein Vogel, mit Namen Kajira, der Padi Geis (Saniang Padi), weiterhin die heiligen Vögel; endlich kommt der Vorbeter zur Anrufung Petaras. Welchen Petara rufst du an? fragt er, und

[1] Roth, The Native Tribes of Sarawak I 128. [2] Ebd. I 138.
[3] Ebd. I 155 f. [4] Ebd. I 156. [5] Ebd. I 168.

die Antwort lautet: Den Petara, der nicht mit leerer Hand, der nicht unfruchtbar, der nicht unrecht und nicht unrein sein kann. Schließlich wendet sich die Anrufung an einen speziellen Petara, bei dem sie länger verweilt. Es ist Ini Andan Petara Buban — Großmutter Andan, die grauhaarige Petara. Es werden ihr Lobsprüche gespendet ob ihrer Macht und Weisheit, das sei der Grund, warum man sie anrufe, ihr Opfer darbringe. Sie teilt ihre Gewalt ihren Dienern mit, die sie anflehen, den Reis vor allem Mißgeschick und bösen Tieren zu beschützen. Ini Andan antwortet und verheißt Erfolg, Wohlergehen, Reichtum und Geschick als Lohn für die ihr dargebrachte Gabe. Sie verleiht dann ihren Verehrern verschiedene Zauberkräfte und erteilt ihnen zugleich Ermahnungen, die die sittlichen Anschauungen der Seedajaken kennzeichnen. Höret, ihr Söhne der Menschen, meine Lehre; wenn ihr anpflanzt, seid fleißig in der Arbeit; zankt nicht miteinander, gebt euren Freunden keine üblen Namen, führet nicht schlechte Reden, seid nicht neidisch gegeneinander, und ihr werdet alle gleichmäßig Padi erlangen, alle gleichmäßig rein im Herzen und klug im Reden sein[1].

Obwohl aber Petara heute eine Vielheit von Göttern darstellt, weisen dieselben doch noch, wenn auch dunkel, auf eine Einheit hin. Wenn man die Dajaken fragt, was Petara sei, so antworten sie oft: Petara sei dasselbe, was die Malaien Allah Taala oder Tuhan Allah nennen. Wiederum wenn man sie fragt, wie viele Petaras es gebe, antworten sie nicht selten, nur einen, Petara sei wie eine Waise ohne Vater und ohne Mutter; auch in einem alten Lied wird von Petara als einem einzelnen Individuum gesprochen, das zu einem Feste eingeladen wird. Wahrscheinlich ist das Wort Petara (Batara) nur das Hindu „Avatara", die Inkarnationen Vischnus, denn die Dajaken sagen für v immer p oder b. Da die Tradition und die Antworten der Dajaken auf eine ursprüngliche Einheit Petaras schließen lassen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie durch hinduistischen Einfluß zu dieser Vielheit von Petaras geführt wurden, von denen man nicht weiß, ob sie ein Gott oder viele Götter sind. Man kann auch sagen, die heutige Vielheit der Petaras bilde insofern eine Einheit, als alle von einem ursprünglichen Petara abstammen[2].

Außer Petara verehren die Seedajaken als Gottheiten Salampandai, Pulang Gana und Singalang Burong, die Petara untergeordnet sind, aber bestimmte Amtsverrichtungen im Getriebe der Welt haben. Salampandai gilt als eine weibliche Gottheit, die nach einigen auf Befehl Petaras die Menschen geschaffen hat; doch ist nach andern Petara selbst der unmittelbare Schöpfer der Menschen und aller Dinge. Pulang Gana ist die Schutzgottheit des Bodens, die über den Reisbau die Aufsicht führt. Singalang Burong ist das Haupt der

[1] Ebd. I 175.

[2] Etwas verschieden von obigen Angaben ist die Darstellung der religiösen Anschauungen der Seedajaken, die P. Dunn aus der Feder eines Eingebornen erhielt, der als Kind einige Jahre die Missionsschule zu Kanowit besuchte und dort lesen und schreiben lernte (vgl. Anthropos I 11 18 ff). Danach glauben die Ibans an zwei höchste Geister (Bataras); der eine wohnt in den höheren Regionen droben, der andere hier unten. Diesem zweiten gehorchen alle andern Geister, er selbst aber gehorcht dem oberen Batara, der alles überwacht und leitet. Obwohl beide Bataras sonst an Kenntnissen und Eigenschaften einander gleich sind, so gilt doch der obere Batara als der höhere. Außerdem glauben sie an unzählige andere Geister usw.

heiligen Vögel, die dem Dajak durch ihren Flug oder Gesang die Zukunft vorbedeuten. Diese heiligen Vögel gelten als Personifikationen von ebenso vielen Geistern, die Menschengestalt haben. Singalang Burong ist der Kriegsgott, der besondere Freude hat an der Kopfjagd[1].

Beachtenswert ist, daß in Krankheit oder im Angesicht des Todes weder Salampandai noch Pulang Gana noch Singalang Burong, sondern einfach Petara angerufen wird. Ein böser Geist verursacht die Krankheit und will den Menschen töten, aber Petara wird als die befreiende Macht angesehen. Wenn jede menschliche Kunst ohnmächtig ist, so kann Petara allein noch helfen. Stirbt der Mensch, so hat ihn Petara sterben lassen. „Der Dajak mag sein Leben lang im Polytheismus zugebracht haben, etwas wie eine Ahnung des Einen Wahren Unbekannten scheint am Ende der irdischen Pilgerschaft wiederzukehren."

Obwohl der Begriff des Petara kein sehr hoher ist, erscheint er doch als ein gutes Wesen. Mit Ausnahme davon, daß Petara den Tod der Menschen verursacht oder zuläßt, wird ihm nichts Böses zugeschrieben. Er steht mit seiner Macht auf der Seite des Rechts und der Gerechtigkeit. Das Ordal des Untertauchens ist ein Appell an Petara, für den Unschuldigen einzutreten und den Schuldigen zu überführen. Petara kann nicht unrecht tun und nicht unrein sein. Er billigt den Fleiß, die Ehrlichkeit, die Reinheit in Reden, Klugheit in Wort und Werk. Ini Andan Petara, von der schon die Rede war, ermahnt, „eine Matte auszubreiten für den Wanderer, schnell zu sein, um dem Hungrigen Reis und dem Durstigen Wasser zu geben; mit denen, die Kummer im Herzen haben, zu scherzen; die in der Rede Langsamen zu ermutigen; nicht die Finger zum Stehlen herzugeben; dem Herzen nicht zu gestatten, böse zu sein." Unsittlichkeit unter den unverheirateten Leuten bringt als Strafe Petaras eine Regenplage über die Erde, sie muß mit Opfer und Geldstrafe gesühnt werden. Jeder Bezirk, durch den Ehebrecher gegangen, gilt als von den Göttern verflucht, bis das vorgeschriebene Opfer dargebracht ist. So ist Petara im allgemeinen gegen die Sünden der Menschen; aber außer den sittlichen Verfehlungen haben die Dajaken viele Sünden erfunden, die einfach eine Übertretung eines Pemale oder Tapu sind — unbedeutende und abergläubische Dinge, von denen man annimmt, daß sie den Schuldigen dem Zorn der Götter aussetzen, und dadurch wird das sittliche Gebiet degradiert und verkehrt[2].

Zwischen Gott und den Menschen stehen die Geister (antus), die teils gut teils böse sind. Alles ist mit solchen Geistern angefüllt, und obwohl sie im Ausdruck genau unterscheiden zwischen Petaras und Antus, so ist es doch nicht leicht, von ihnen genau zu erfahren, welches der wesentliche Unterschied zwischen beiden sei. Die guten Antus sind kaum von den Petaras zu unterscheiden, wohl aber die bösen, die auch viel zahlreicher sind und sehr gefürchtet werden. Das Haupt der bösen Geister heißt Girgasi. Die Antus bauen Häuser, arbeiten und pflanzen geradeso, wie die Dajaken es tun. Sie erscheinen in Träumen,

[1] Roth, The Native Tribes of Sarawak I 179. [2] Ebd. I 179—180.

nehmen die Gestalt von Tieren an, besonders von Schlangen usw. Das ist auch der Grund ihrer Ehrfurcht gegen die Schlangen.

Wir haben schon wiederholt die Opfer erwähnt. Das gewöhnliche Opfer besteht in Reis, Kuchen, Eiern, süßen Pataten u. dgl. und einem Huhn oder einem Küchlein. Wenn im Hause dargebracht, wird die Opfergabe auf einen Teller, wenn außer dem Hause, wird sie auf einen kleinen Opferaltar gelegt. Man glaubt, der Geist komme und genieße diese guten Dinge und gehe dann befriedigt von dannen[1]. Er ißt übrigens bloß die Seele (das Mark? samangat) dieser Dinge. Ein wichtiger Bestandteil der Opfer besteht darin, daß die Personen oder auch die Sachen, für die das Opfer dargebracht wird, mit dem Blute der Opfertiere besprengt werden. Das Fleisch wird meistens gegessen; beim Beginn der Reisanpflanzung werden das Schwein und die sonstigen Opfergaben auf das zur Aufnahme des Samens bereitete Land gebracht; das Schwein wird getötet, seine Leber und Galle werden vom Wahrsager untersucht; dann wird das Tier unter einer langen Anrufung des großen Reiserzeugers ganz vergraben und mit etwas Tuak (tuwak) begossen. Das Opfer für das Verbrechen des Ehebruchs wird in den Dschungel, die Opfer bei Eingehung der Ehe werden in den Fluß geworfen.

Eigentliche Priester gibt es nicht; jeder kann selbst die Opfer darbringen; meistens aber werden betagte Männer dazu erwählt aus Achtung vor ihrem Alter. Wohl gibt es Medizinmänner, aber diese üben keine eigentlichen priesterlichen Funktionen aus. Der Zweck der Opfer ist meistens nur, den Zorn der Geister abzuwenden oder zeitliche Wohltaten zu erlangen. Doch wird in den Gebeten vielfach das sittliche Gebiet berührt. So lautet eine Anrufung der Vögel zum Zweck der Wahrsagerei: Ich rufe sie an, damit sie (die Dajaken) nie umsonst arbeiten und leer heimkehren, nie unfruchtbar, enttäuscht und beschämt, nie falsch seien, nie lügen, sich vor Dieben hüten usw.[2]

Bei der Geburt eines Kindes findet keine religiöse Zeremonie statt. Die Hauptzeremonie bei der Eheschließung besteht darin, daß die Braut öffentlich aus dem Hause ihres Vaters abgeholt und zu dem des Bräutigams geführt wird; dabei kommt die bei den Dajaken so beliebte Wahrsagerei in Anwendung. Wenn die Hochzeitsgäste im Hause der Braut versammelt sind, wird eine Betelnuß in sieben Stücke zerschlagen; diese Stücke werden mit den andern Bestandteilen der Betelnuß in einem Korb für kurze Zeit auf die Veranda gelegt; nehmen die Betelnußstücke während dieser Zeit infolge geheimnisvoller Kräfte zu, so bedeutet das, die Ehe werde besonders glücklich sein, nehmen sie ab, so ist das ein schlechtes Omen und die Ehe wird aufgehoben; tatsächlich nehmen sie aber weder zu noch ab, und das bedeutet, die Geister wollen weder Gutes noch Böses sagen. Wenn die Braut in dem Hause des Bräutigams angekommen, wird ein Huhn über beide geschwungen, eine Anrufung um Gesundheit und Wohlergehen hastig gemurmelt und mit dieser opferartigen Handlung ist die Ehe geschlossen[3].

Wenn ein Kranker dem Tode nahe ist, suchen sich die Dajaken dem Verscheiden durch lautes Heulen und Klagen zu widersetzen. Sie schreien dem

[1] Ebd. 189. [2] Ebd. 196—197. [3] Ebd. 202.

Medizinmann zu, er solle den scheidenden Geist zurückholen, und rufen: Komm zurück, komm zurück. Kurz vor dem Tode hüllt man den Sterbenden in seine gewöhnlichen Kleider und fügt einige andere hinzu. Ist der Tod eingetreten, geht ein wildes Heulen der Frauen an, das dem ganzen Dorf das Hinscheiden ankündigt. Der Leichnam wird auf die Veranda des Dorfhauses gebracht, wo man etwas Reis über seine Brust schüttet und ihn bis zum Begräbnis bewacht. Bei einigen Stämmen gibt es professionelle Leute für die Trauerklage, meist sind es Weiber. Eine von diesen Klagefrauen wird herbeigeholt nicht nur, um den Toten zu beklagen, sondern auch, um durch ihre Gegenwart und ihre Zauberei der Seele auf ihrer Reise zur Unterwelt zu helfen. In einem langen Lied ruft sie die Geister und die Verstorbenen an, die Seele des Toten abzuholen und durch alle Gefahren hindurch ins Totenland zu führen. Ohne ihre Hilfe würde die Seele nie ihre neue Heimat erreichen und nirgends Ruhe finden[1].

Die Leiche wird wegen der Hitze bald begraben. Beim Verlassen des Hauses wird etwas Asche auf die Leiche gestreut und eine Wasserflasche weggeworfen und zerschlagen. Bei der Ankunft am Friedhof wird ein Huhn getötet, um die Geister der Unterwelt zu versöhnen, denen der Boden geweiht ist, wie man glaubt. Dann wird aus einem der Länge nach gespaltenen Baumstamm die eine Hälfte ausgehöhlt, so daß man die Leiche hineinlegen kann, und die andere als Deckel darauf gelegt. In das Grab erhält die Leiche als Beigaben: Reis, Platten, Betelnuß, Geld und einige andere Dinge, die dem persönlichen Unterhalt dienen; auf das Grab werden Körbe, Schwerter, Töpfe, Krüge, Gongs usw. gelegt. Die Krüge und Gongs werden zerbrochen, um sie für Fremde unbrauchbar zu machen, die vielleicht Neigung zu einem sakrilegischen Raub verspüren sollten. Diese Beigabe für den Toten (baiya), mag sie nun je nach dem Vermögen des Verstorbenen bedeutend oder gering sein, wird als ein Zeichen der Liebe betrachtet und ihre Vorenthaltung würde als Pflichtverletzung angesehen. „Der Brauch solcher Beigaben fußt im Glauben, daß die mitgegebenen Dinge auf irgend eine geheimnisvolle Weise in die andere Welt gebracht werden und dort den Verstorbenen nützlich seien — gewissermaßen den Toten als Kapital dienen, mit dem sie dort eine neue Epoche in ihrem Dasein begründen können. Stirbt ein Dajake fern von der Heimat, so wird die Baiya auf das Familiengrab gelegt. Ein Begräbnis ohne Baiya ist nach ihrem Ausdruck das Begräbnis eines Hundes."[2]

Gewöhnlich werden die Leichen in der Erde begraben, doch kommen Ausnahmen vor. Die Leichen der Medizinmänner z. B. werden auf dem Friedhof an Bäumen aufgehängt. Das Begräbnis ist nicht die letzte Ehre, die den Toten erwiesen wird. An drei oder vier Abenden nach dem Tode wird zum Gebrauch des Verstorbenen ein Feuer angezündet; denn, sagen sie, in der Unterwelt kann man kein Feuer bekommen, ohne zu bezahlen. Nach dem Begräbnis muß der nächste Verwandte in strenger Abgeschlossenheit leben und ein teilweises Fasten beobachten, bis ihm ein Nachbar eine Platte mit Reis und andern Eßwaren gebracht hat. Die Platte ist für den Toten bestimmt und wird durch

[1] Roth, The Native Tribes of Sarawak I 203—204. [2] Ebd. 204.

eine Öffnung in den Hinterteil des Hauses geworfen. Erst nachdem die Seele diese Speise erhalten, kann sie frei in den Hades einziehen. Früher mußte auch eine Kopfjagd für den Toten stattfinden. Erst wenn der Tote das Gefühl hat, daß seine Verwandten seinen Tod an andern gerächt haben, wird er Vollbürger der andern Welt. Endlich halten die Seedajaken alle drei oder vier Jahre ein Totenfest, zu dem die ganze Nachbarschaft in weitem Umkreise sich einfindet. Man ladet die Verstorbenen zum Feste und macht es ihnen leicht, in der gewünschten Zahl aus der Unterwelt zu kommen, indem man ihnen ein winziges Boot mit etwas Reis durch eine Klagefrau zusendet. Es wird hinter das Haus geworfen und man glaubt, durch den Zauber der Klagefrau und die Hilfe des Königs der Fische werde es zum Hades gelangen, um die Verstorbenen unsichtbar herbeizubringen[1].

Auf dem Wege zum Hades hat die Seele manche Gefahren zu bestehen; so muß sie z. B. über die Angstbrücke, die über einen Fluß führt und schwer zu passieren ist; fällt sie ins Wasser, so muß sie zurückkehren. Auch über einen Feuerhügel muß die Seele. „Schlechte Seelen sind gezwungen, gerade über den Hügel zu gehen, zwischen sengenden Flammen auf beiden Seiten; die guten dagegen werden auf einem leichten Pfad um den Fuß des Hügels herumgeführt und entgehen so dem Schmerz und der Gefahr. Das ist die einzige Verbindung, in der ich dem Hinweis auf die Idee einer zukünftigen Vergeltung für das in diesem Leben getane Böse begegnet bin."[2] Das zukünftige Leben ist übrigens nach der Idee der Seedajaken nur eine höhere Fortsetzung des gegenwärtigen Lebens; auch in der Unterwelt bauen die Toten Häuser, legen Pflanzungen an usw.; aber sie leben dort nicht ewig. Einige Dajaken sagen, die Bewohner der Unterwelt müßten dreimal sterben, andere sagen, siebenmal, aber alle, meint Perham, kommen in der Annahme überein, daß die Verstorbenen durch dieses aufeinanderfolgende Sterben praktisch vernichtet werden und in Luft und Nebel aufgehen oder sich schließlich in verschiedene Dschungelpflanzen auflösen. Vielleicht fehlt ihnen, fügt Perham hinzu, die geistige Fähigkeit, sich einen endlosen Zustand eines begehrenswerten Lebens vorzustellen. Nach A. Horsburgh[3] glauben die Ballaus (ein Stamm der Seedajaken) an das Dasein eines zukünftigen Zustandes, in dem es einen Unterschied zwischen Guten und Bösen gibt; aber worin dieser Unterschied bestehe, scheint ihnen fast unbekannt zu sein. Der Wohnort der Guten und Bösen ist verschieden. Sebaian hidop, die Wohnung der Guten, ist ein köstliches Land mit Überfluß. Sebaian mati ist der Aufenthaltsort der Bösen und finster und trostlos. Hier irren die Seelen einige Zeit herum — länger oder kürzer, je nachdem sie gut oder schlecht gewesen sind — und gehen endlich in die Luftregion über, wo sie sich in Tau verwandeln und auf die Erde geschleudert werden. Ob sie damit vernichtet sind oder zu neuem Leben erstehen, sagt Horsburgh nicht.

Von einem andern Stamm der Seedajaken, den Sibuyows, schreibt Brooke[4], sie meinen, „es gebe sieben Semengats oder Leben; ein Leben ist das in dieser

[1] Ebd. 208. [2] Perham bei Roth a. a. O. 210.
[3] Sketches in Borneo, Anstruther 1858, 23. Zitiert bei Roth a. a. O. 217—218.
[4] Ten Years in Sarawak I, London 1866, 35. Zitiert bei Roth a. a. O. 218.

Welt, dann kommen noch sechs andere Existenzen, durch die jeder Mensch hindurchgehen muß. In der ersten von diesen jenseitigen Existenzen werden die, welche gesündigt haben, gestraft. Der Diebstahl ist nach meinem Gewährsmann eines der größten Verbrechen; es lebt dort eine Art Gott der Strafe, der diejenigen, welche hienieden Verbrechen begangen haben, ausfindig macht und züchtigt. Einem des Diebstahls Verdächtigen werden Hände und Füße in siedendes Wasser getan, und wenn er sich windet, ist das ein Beweis seiner Schuld, und er wird sofort der zarten Sorgfalt einer wahrhaft satanischen Persönlichkeit übergeben, einem schrecklichen Schweinsdrachen, der ihn quält. Aus diesem Zustand der Strafe geht der Schuldige später in eine andere Welt über, bis endlich der siebte Himmel erreicht wird, wo alles schön und vollkommen und glücklich ist. Die Häuser sind nach gewöhnlicher Dajakart eingerichtet, aber vollkommen gebaut; die Straßen regelmäßig und die Leute alle gleichmäßig reich und glücklich". Auch Flüsse und Seen, Gärten, Blumen und Fruchtbäume in überreicher Zahl finden sich dort. Das ist der Sibuyon-Himmel, wie ein Eingeborener ihn geschildert. Vielleicht, schreibt Brooke, sind die Berichte anderer verschieden, denn die Überlieferungen der Dajaken sind sehr vag und unbestimmt. Er fragte ferner seinen Gewährsmann, ob auch weiße Leute im Himmel seien; dieser aber erwiderte, er habe nie davon gehört. „Die Seedajaken haben einen klaren Begriff von einem zukünftigen Zustand, den sie oft in ihren Unterhaltungen erwähnen. Es gibt verschiedene Stationen, bevor man denselben erreicht, einige davon sind angenehm, andere unangenehm und ihre endliche Wohnung — oder wie es scheint, ihre Auflösung — ist ein Zustand der Trauer. Ihre Begräbnissitten weisen alle auf die Idee eines zukünftigen Zustandes; aber mündliche Überlieferung ist sehr veränderlich, und deshalb bekommt man jetzt keine bestimmten Angaben, da sich verschiedene Leute auch verschieden ausdrücken; nichtsdestoweniger kommen sie alle in den Hauptpunkten überein und rechnen bestimmt darauf, einander nach dem Tode wiederzusehen." [1]

Die Ordalien der Seedajaken gleichen im wesentlichen denen der Landdajaken, von denen wir schon gesprochen. Die Manangs oder Medizinmänner kommen im Rang gleich hinter den Dorfhäuptern (Tuah Rumah); nicht selten ist der Medizinmann zugleich Häuptling des Dorfes, in dem er wohnt. Seine Hauptaufgabe ist Traumdeuterei und Teufelsaustreibung; seine Würde ist erblich innerhalb derselben Familie, doch geht sie nicht notwendig auf den Sohn über. Es gibt gewöhnliche oder regelmäßige und außergewöhnliche Manangs. Die gewöhnlichen sind diejenigen, die ihren Beruf durch Träume erhalten und denen sich die Geister geoffenbart haben; die außergewöhnlichen sind diejenigen, welche sich selbst zu Manangs gemacht haben, und zwar ohne einen vertrauten Geist. Die ersteren gehen bei einem alten Manang in die Lehre. Es genügt übrigens nicht, daß jemand behaupte, berufen zu sein; er muß es beweisen, und das tut er, indem er gelegentlich fastet und in eine Art Verzückung gerät, aus der er mit allen Zeichen eines vom Teufel Besessenen erwacht. Die Krankheiten heilt der Manang durch Austreibung der Geister, die die Krankheit verursachen, und durch Einfangen der Seele, die schon entwichen ist. Neben dem

[1] Roth, The Native Tribes of Sarawak I 218—219.

Kranken wird oft eine Art Altar errichtet, auf den man Opfergaben legt, dabei wird beständig mit einem Gong Lärm gemacht. Die Priester besprengen den Kranken mit dem Blut eines Huhnes oder eines Schweines, das für diese Gelegenheit geschlachtet wird, und bezeichnen ihn und die Verwandten mit bestimmten Zeichen[1].

Die Seedajaken haben auch eine Sage von der Erschaffung der Welt. Sie erzählen: Am Anfang existierte einsam der Radscha (Fürst) Gantallah, der eine Seele hatte mit Organen zum Leben, Reden und Hören, aber sonst kein anderes Glied besaß. Er ruhte auf einem Lumbu; was dieser Lumbu war, wissen die Leute nicht mehr. Durch einen Akt seines Willens brachte Radscha Gantallah zwei Vögel hervor, einen männlichen und einen weiblichen; durch die Vermittlung dieser Vögel und nicht direkt durch sich selbst brachte er die übrigen Dinge hervor. Die Vögel wohnten auf dem Lumbu und rings um denselben, wo ursprünglich alles leer war. Auf diesem Lumbu schufen sie zuerst den Himmel, dann die Erde und ferner den Fluß Batang Lupar, der das erste Wasser und die Mutter der Flüsse war. Weiterhin schufen sie die Erde und endlich die Menschen. Zu diesem Zweck machten sie Bäume und versuchten sie in Menschen zu verwandeln, aber ohne Erfolg. Dann bildeten sie Felsen und gaben ihnen die Gestalt von Menschen; diese Gebilde konnten aber nicht reden. Endlich nahmen sie Erde und Wasser und kneteten daraus eine Menschengestalt, gossen den rötlichen Saft des Kumpang-Baumes in sie hinein und riefen ihr zu. Sie antwortete, und als sie dieselbe schnitten, floß Blut aus den Wunden, und als der Tag heiß wurde, fing sie an zu schwitzen. Sie gaben ihr den Namen Tannah Kumpok oder Geformte Erde[2].

Außer der Schöpfungssage haben die Dajaken auch verschiedene Überlieferungen über die Sündflut. Eine von diesen Legenden bringt die Sündflut in Zusammenhang mit der allgemein verbreiteten Erzählung von einem Drachen, einer Frau und der Baumfrucht, nach der sie verlangte[3].

Die Seedajaken sind sehr gesellige Leute; sie lieben es, ihre Familien rings um sich zu haben; die Großväter verzärteln ihre Enkel; während der Erntezeit bleiben die ganz alten Leute zu Hause, wo sie von Gruppen fröhlicher Kinder umgeben sind. Die Arbeit in der Familie ist geteilt, obwohl die Frau mehr Beschäftigung hat. Der Mann baut das Haus und die Boote und bessert sie aus; er fällt auch die großen Bäume auf dem zur Pflanzung bestimmten Boden, bringt Brennholz herbei und pflegt oft die ganz kleinen Kinder. Die Seedajaken sind gastfreundlich, und auch von der Frau erwartet man, daß sie höflich sei gegen die Besucher, ihre feinsten Matten herbeibringe und den Gästen Arecanüsse anbiete[4].

Sie haben eine Art Sklaverei. Manche werden Sklaven infolge von Verschuldung oder Verbrechen ihrer Eltern oder Großeltern; auch Gefangene wurden früher zu Sklaven gemacht, doch meist wieder ausgetauscht. Die Sklaverei war

---

[1] Ebd. 268. [2] Ebd. 299.

[3] Ebd. 300. Einen ausführlichen Bericht über die Sündflutsage nach J. Perham bringt Roth a. a. O. 301 (vgl. auch Anthropos I 16—17).

[4] Roth a. a. O. 364.

übrigens sehr milde, und jeder konnte sich durch Bezahlung der Schulden oder Geldstrafen wieder loskaufen. Ob die Seedajaken ehemals Kannibalen waren, ist zweifelhaft.

Die Seedajaken werden wegen ihrer Gerechtigkeit im Strafverfahren gelobt. Im Falle eines Ehebruchs kann der schuldige Teil, ob Mann oder Frau, von den Beleidigten auf offenem Platze mit Stöcken geschlagen werden, nicht im Hause, weil die Häuser als heilig gelten. Kleine Diebstähle und andere geringe Vergehen werden nur leicht bestraft, aber niemand darf seinen Nebenmenschen belästigen, ohne mit einer Geldstrafe belegt zu werden. Bei Streitigkeiten über Grund und Boden kommt es zu einem ernstlichen Kampf mit Stöcken. Fälle von absichtlichem Mord sind selten, obwohl zu einer Zeit die Angriffe einer Partei auf die andere oft den Tod im Gefolge hatten. Kommen solche Fälle vor, so ist Blutrache erlaubt und der gewöhnliche Rechtsweg; aber die Strafe darf nur an dem Mörder vollzogen werden.

Wenn die Seedajaken einen neuen Landstrich urbar machen, so wählt zuerst jede Familie einen der Wahl überlassenen Platz und bezeichnet die Grenze des zu kultivierenden Stückes. Dann werden die vorbedeutenden Vögel beobachtet, um zu sehen, ob sie die Wahl billigen. Ist die Antwort günstig, so fällen die Männer die Bäume, Weiber und Kinder säubern den Boden. Nun haben sie Sonne und Wind nötig, um das Holz und Gestrüpp zu verbrennen. Hört es lange nicht auf zu regnen, so glauben sie, daß irgend eine Unreinheit den Stamm befleckt hat und „daß das Angesicht des Großen Geistes sich vor ihnen verhüllt. Deshalb geben sich die Alten des Volkes daran, die Unreinheit ausfindig zu machen, ziehen alle Fälle von Inzest und Bigamie vor Gericht und reinigen den Boden mit dem Blute der Schweine. Gebete werden dem Betara dargebracht von einem Ende des Landes bis zum andern; drei Tage lang sind alle Dörfer Tapu, man enthält sich aller Arbeit, die Bewohner bleiben zu Hause und Fremde werden nicht zugelassen“ [1]. Nach altem Gesetz der Seedajaken erhält derjenige, der ein Stück Urwald urbar macht, ein ewiges Recht auf diesen Boden; er kann ihn verkaufen oder verpachten [2]. Die Fruchtbäume in der Umgebung der Dörfer sind Privateigentum; die in den Dschungeln haben keine Eigentümer.

Streitigkeiten unter Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern kommen sehr selten vor, höchstens dann, wenn ein Glied in eine Familie geheiratet hat, mit der sie später in einen Streit über den Boden geraten. Denn es gibt besonders beliebte Ackerfelder und die Grenzen sind nicht genau bestimmt. In solchen Streitfällen nimmt man nicht zu den Waffen seine Zuflucht, sondern die beiden Parteien versammeln ihre Freunde und Verwandten und kämpfen nun mit Stöcken um den strittigen Boden [3].

Bei den Lakaran Dajak (einem Stamm der Seedajaken) wird das Eigentum zu gleichen Teilen unter die Kinder verteilt, ohne Rücksicht auf Geschlecht; wenn aber die Kinder vor ihren Eltern sterben, so erbt jedes Enkelkind gerade so viel wie seine Onkel und Tanten.

---

[1] Perham bei Roth, The Native Tribes of Sarawak I 401. [2] Ebd. 420.
[3] Ebd.

10. Die Milanos auf Borneo[1].

Die Milanos bewohnen den äußersten Nordosten des Reiches Sarawak, der an das Sultanat Brunei grenzt. Das Volk zählt etwa 20000 Seelen; seine Niederlassungen sind insgesamt nur wenige Meilen von der See entfernt. Ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel und Ausfuhrprodukt ist Sago. Crocker hat 16 Jahre in Sarawak gelebt und monatelang unter den Milanos. Sie sind desselben Ursprungs wie die Stämme im Innern, welche in den denkbar rohesten Formen menschlichen Daseins ihr Leben hinbringen; doch haben sie infolge ihres Verkehrs mit der Küste malaiische Kleidung angenommen und zum Teil auch den Islam. — Die Männer sind von mittlerer Größe; sie tätowieren sich weder noch tragen sie irgend welchen Schmuck. „Sie sind milde, friedlich, ruhig und artig von Charakter; zu den Kopfjägern gehören sie nicht, wenn sie auch in ihren Häusern noch einige Schädel aufbewahren. Gegen ihre Vorgesetzten sind sie unterwürfig, und Verbrechen kommen unter ihnen selten vor." Die ernstesten Fälle, die vor die europäischen Residenten kommen, sind die Rechtshändel um ihre Sagopalmländereien. Manche unter ihnen haben große Gelehrigkeit gezeigt.

„Unter den Milanos findet sich Polygamie, aber selten hat einer mehr als ein Weib. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind so geordnet, daß die Arbeit unter allen Familiengliedern gleichmäßig verteilt ist; sie leben dabei glücklich und zufrieden. Sie sind, ebenso wie die Dajaken, sehr abergläubisch, glauben an Träume und Vorzeichen und richten ihre Reisen nach dem Fluge der Vögel. Ihre Religion, wenn man anders einen Glauben an gute und böse Geister Religion nennen kann, ist merkwürdigerweise dieselbe, wie diejenige der Kotschinchinesen. . . . Sie glauben, daß das Jenseits der irdischen Welt gleicht, daß sich dort wie hier Berge, Täler, Ströme und Seen finden, und daß es einen obersten Gott, Epoo genannt, gibt, welcher Macht hat über alle Geister. Seinen Aufenthalt vermögen sie nicht anzugeben; er herrscht unumschränkt in der unsichtbaren Welt. Es gibt verschiedene böse Geister des Flusses, des Meeres, des Blitzes usw., aber nur einen guten, Balu Adad mit Namen, der als ein schönes Weib beschrieben wird; ihrer Sorge werden am Totenfeste alle Seelen anvertraut, und sie geleitet dieselben in das Jenseits." [2]

„Stirbt ein wohlhabender Mann, so werden Sagobäume gefällt in dem Glauben, daß sie der Eigentümer in jener Welt zu seinem Gebrauche fertig wiederfindet. Dann wird ein Prahu (Boot) sorgfältig aus einer Sagopalme geschnitzt, mit Flaggen geschmückt und neben das Grab gestellt; infolgedessen findet der Tote es im Jenseits wieder, und zwar in der Gestalt eines Schoners, der fertig zu seinem Gebrauch vor seinem Haus vor Anker liegt. Waffen, Sirih-Büchsen, Bronzekanonen (brass guns, das Geld der Milanos) und Kleider werden zum Gebrauche im Himmel in den Sarg gelegt und dieser dann drei Tage lang eingegraben, während welcher Zeit sich der Verstorbene, wie man glaubt, für die Reise rüstet. Nun nimmt Balu Adad, das schöne Weib, Besitz

[1] Nach W. M. Crocker in den Proceedings of the Royal Geographical Society III (1881) 198—201. Vgl. Globus XXXIX 316—317.

[2] Crocker a. a. O. 199—200.

von dem Geiste und geleitet ihn in das Jenseits. Allein mitten auf dem schmalen, dorthin führenden Pfade steht ein großer, wilder Hund, Maweang genannt, und wehe dem, der nicht mit einer gewissen kleinen Perle (telak) versehen ist, um ihn damit zu besänftigen. Zu diesem Behufe wird der Leiche stets eine solche Perle auf den Arm gelegt."

„Die Leiche eines Häuptlings läßt man verwesen, bringt die Überreste in einen Krug und setzt denselben in einen dazu ausgehöhlten großen Baum oder Pfosten, wozu man stets Bilian (Eisenholz) wählt." Ein malaiischer Prinz teilte Crocker auch mit, sein Großvater sei in solcher Weise begraben worden und ein Sklave sei an den Pfosten gekettet worden und dort verhungert, damit er im Jenseits seinem Herrn sofort zu Diensten stände. Dieselben Charaktere und Leidenschaften, welche hier die Menschen beeinflussen, regieren auch dort die Seelen, und die Bösen sind auch dort böse. Auch dort tritt der Tod ein und schließlich nimmt der Geist die Gestalt einer Raupe oder Made an. Einige Monate nach dem Tod eines Milano versammeln sich seine Freunde zu einem großen Fest und Hahnenkampf, welcher mehrere Tage dauert und wobei mitunter 300 bis 400 Hähne als Opfer zum Besten des Hingeschiedenen ihr Leben lassen müssen. Die Besserung ihrer Lage verdanken die Milanos der Sagopalme. Der Handel in Sago nimmt beständig zu, und die Milanos legen immer mehr Sagopflanzungen an[1].

11. Die Kajans am Mendalam.

Der Mendalam ist ein Nebenfluß des Kapua (Kapuwa) im nordwestlichen Teil von Holländisch-Borneo. An seinen Ufern wohnen die Kajans, die zu dem weitverbreiteten Dajak-Stamm der Bahaus gehören. Nach ihrer Überlieferung stammen sie aus dem Quellgebiet des Kajanflusses[2]. In Wohnung und Lebensart unterscheiden sie sich wenig von den bisher geschilderten Dajaken. Die gewöhnliche Kleidung der Männer ist das Lendentuch, die der Frauen und Mädchen ein Rock, der von den Hüften bis zu den Füßen reicht[3].

Auch bei den Kajans gilt, wie Nieuwenhuis bemerkt, als erste Forderung der Moral Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit, selbst mehr noch als Tapferkeit, und infolge davon verlangen sie als Grundlage der gesellschaftlichen Tugenden Selbstbeherrschung[4]. Unter den Kajans am Mohakam fand er einen Mann, der bei seinen Leuten der „rechtschaffene Mann" hieß, und der durch seinen Gerechtigkeitssinn dem holländischen Arzt große Dienste leistete.

Eigentümlich in der sittlichen Anschauung der Kajans ist vor allem das Festhalten an der Forderung vollkommener ehelicher Treue und auch der Gleichberechtigung der Frau gegenüber dem Mann trotz dessen physischer Überlegenheit, eine Forderung, die ein Maß von Selbstbeherrschung auf geschlechtlichem Gebiete voraussetzt, der man in diesem Grade nicht überall begegnet. Eine

---

[1] Crocker, Proceedings III 291.

[2] Vgl. Nieuwenhuis, In Centraal-Borneo I, Leiden 1900, 31.

[3] Die folgenden Ausführungen betreffen unmittelbar vorwiegend die Kajans am Mendalam, gelten aber durchweg von allen Bahaus.

[4] A. a. O. 99.

Eigenschaft haben die Kajans nicht zur Entwicklung gebracht, nämlich die Unterordnung unter den Willen von Höhergestellten. Sie unterwerfen sich nur, soweit es in ihrem eigenen Interesse liegt. Jeder Kajan oder überhaupt jeder Bahau hat ein Selbstbewußtsein und einen Unabhängigkeitssinn, mit denen man rechnen muß, wenn man ihre Mithilfe bei einem Unternehmen gewinnen will. Die Kajans am Mendalam besitzen einen viel festeren Stammverband als ihre Nachbarn, die Tamans, und diese Erscheinung beruht darauf, daß das Haupt mit Hilfe von nicht an der Sache beteiligten Leuten aus seinem Stamm leichter Streitigkeiten schlichten kann, weil die auf diese Weise verurteilten Personen sich willig unterwerfen aus Furcht, sonst in der Achtung ihrer Nachbarn zu sinken. Dieselbe Feinfühligkeit für die Achtung anderer zeigen die Kajans auch in der Äußerung ihrer Schamhaftigkeit. Nieuwenhuis erzählt viele Fälle, wo er als Arzt gewahren konnte, welch ein feines Schamgefühl besonders die Frauen und Mädchen hatten, die sich von ihm mußten untersuchen lassen. Einst mußte sich ein Mädchen am Oberschenkel behandeln lassen und kam gerade zum Arzt, als dessen Wohnung von vielen jungen Leuten angefüllt war. Sie wartete lange, endlich gab sie dem Arzt durch deutliche Gebärden zu verstehen, sie fühle sich in Gegenwart so vieler Zuschauer sehr verlegen. Nieuwenhuis ließ dann sein Zimmer räumen, und nun ließ sie sich von ihm ohne Schwierigkeit behandeln[1].

Ein hervorstechender Charakterzug aller Bahaus ist eine große Achtung vor dem Alter. In den Versammlungen, in denen Stammesangelegenheiten behandelt werden, ergreifen die jungen Leute selten das Wort und richten sich immer nach dem Rate der Alten[2]. Obwohl sie ferner sehr fröhlicher Gemütsart sind, so verlieren sie doch nie die Selbstbeherrschung und lassen sich deshalb auch nie durch plötzliche Aufwallungen zu unbedachtsamem Verhalten verleiten. Wenn es sich um Verteidigung gemeinschaftlicher Interessen gegen Fremde handelt, halten sie treu zusammen. Ein gewisses Maß sittlicher Entwicklung ist also den Bahaus nicht abzustreiten, aber selten erhebt sich ihr Verhalten über das herkömmliche Mittelmaß. Großmut gegen ihre Feinde kennen sie nicht, und auch ihre Tapferkeit geht nicht bis zur Todesverachtung. Sie verlassen ungern diese Erde und betrachten eine Tapferkeit, die nicht Aussicht gewährt, die irdischen Güter auszunützen, für Wahnsinn. Dieser Auffassung entspricht denn auch ihre Kriegführung. Sobald einer von ihnen getötet oder auch bloß verwundet wurde, ist die Schlacht zu Ende und höchstens beim Niederbrennen von Häusern oder Überfallen von Wehrlosen kommen viele Todesfälle vor[3]. Im allgemeinen sind sie außerordentlich friedlich und harmlos. Während der zwei Jahre, die sich Nieuwenhuis unter ihnen aufhielt, gewahrte er nie eine eigentliche Schlägerei, und selbst der einzige heftige Wortwechsel, dessen Zeuge er war, wurde nicht durch einen Kajan, sondern durch einen betrunkenen Taman Dajak verursacht. Die Vorfahren der Bahaus tranken ebensowenig alkoholische Getränke, als es ihre Nachkommen tun, und diesem Umstand ist vielleicht zum Teil ihr friedfertiger Charakter zuzuschreiben[4].

Einen tieferen Einblick in den Charakter und die Anschauungen eines Volkes gewährt das Familienleben. Bei der Geburt eines Kindes dürfen nur

[1] Ebd. 49. [2] Ebd. 102. [3] Ebd. 103—104. [4] Ebd. 104.

Frauen zugegen sein, alle Männer müssen sich entfernen, ebenso müssen alle schneidenden Gegenstände auf die Seite gebracht werden, die das Kind erschrecken könnten. Abortus kommt vor, aber nur als Folge von Krankheit, für absichtliche Fruchtabtreibung besitzen sie im allgemeinen keine Mittel. Es kommt vor, daß der Vater das neugeborene Kind aussetzt, wenn Träume über Gefahren der Mutter bei der Niederkunft die Eltern erschreckt haben; doch werden solche Kinder von andern Kajans oder von Malaien angenommen, um sie später als Diener zu gebrauchen[1]. Die Mutter unterliegt vor und nach der Geburt vielen Verboten (pemali) in Bezug auf Speise, Trank, Arbeiten usw. Sie trägt ferner viele Talismane zum Schutz gegen böse Geister. Auch der Vater, dem schon während der Schwangerschaft seiner Frau vieles verboten war, bleibt nach der Geburt verschiedenen Verboten unterworfen; so darf er z. B. die erste Zeit nach derselben sein Haus nicht betreten usw.

Einen Monat nach der Geburt erhält das Kind seinen ersten Namen und bei dieser Gelegenheit flehen die Dajungs (Priester) die Gunst der Götter an und bringen Opfer von Schweinen und Hühnern dar, mit denen man die Freunde und Bekannten bewirtet. Dann wird das Kind zur Wohnung des Häuptlings gebracht und dort werden seine Füße gebadet. Bei der Wahl des Namens vermeidet man die Namen verstorbener Familienglieder. Stirbt das Kind, bevor es diese Taufe erhalten hat, so veranstaltet man keine Trauer. Später, beim ersten neuen Jahr, findet noch einmal eine Taufe statt. Jetzt erst darf das Kind schön gekleidet werden[2], doch sind sie bis zur Pubertät den religiösen Vorschriften nicht unterworfen. Sobald die Kinder im Freien spielen können, d. h. von $1^1/_2$ Jahr an, werden sie regelrecht gekleidet, die Knaben erhalten das Lendentuch und die Mädchen den Rock.

In den ersten Jahren spielen Knaben und Mädchen zusammen, später werden sie getrennt, und die Mädchen fangen an, sich im Hause mit kleinen Handreichungen zu beschäftigen. Einen eigentlichen Unterricht der Kinder kennt man nicht. Mit der Pubertät, die bei den Mädchen ungefähr im zwölften Jahr, bei den Knaben etwas später eintritt, geht eine große Veränderung im Leben der Jugend vor sich. Vor allem ist sie von nun allen Vorschriften unterworfen, die die Religion den Erwachsenen auferlegt, besonders verschiedenen Speiseverboten; sodann beginnt sie in verschiedener Weise den Leib zu schmücken nach Kajanbegriffen; so werden z. B. beiden Geschlechtern die Schneidezähne gefeilt, beide lassen sich tätowieren usw. Die Jünglinge müssen sich auch der Durchbohrung der glans penis unterziehen. Jetzt fangen auch Jünglinge und Mädchen an, sich in mancherlei Verrichtungen und Gewerben zu üben. Die angehenden Männer verlassen um diese Zeit die Eltern, um lange Reisen zu Handelszwecken oder zum Besuch verwandter Stämme zu unternehmen.

Die vollständige Gleichstellung der Frauen und Männer bei den Kajans kommt dadurch zum Ausdruck, daß es den Mädchen ebenso freisteht als den Jünglingen, die einleitenden Schritte zur Verlobung oder Verheiratung zu tun. Die Eltern suchen zwar die Wahl der Kinder zu beeinflussen, aber nicht immer mit Erfolg. Meistens wohnt bei den Kajans der junge Ehemann

[1] Nieuwenhuis, In Centraal-Borneo I 62. [2] Ebd. 63.

drei oder vier Jahre im Hause seiner Frau und zieht erst dann in ein eigenes Haus. Gewöhnlich ist die Zustimmung der beiderseitigen Eltern zur Ehe erfordert, aber diese wird durch den Zustand des Mädchens infolge allzu freien Verkehrs oft notwendig. Die Schwangerschaft eines unverheirateten Mädchens wird allgemein verurteilt, und die Schuldigen werden scheel angesehen, wenn der Mann dasselbe sitzen läßt. Das kommt denn auch höchst selten vor und wird mit einer ansehnlichen Buße, die an die Eltern des Mädchens und das Haupt zu zahlen ist, gestraft[1].

Wo die Frauen einen so großen Einfluß auf den Abschluß der Ehe haben, kommt es beinahe nie vor, daß Mädchen in ganz jungen Jahren schon mit ihrem späteren Gatten verlobt werden. Merkwürdig ist die Wahrnehmung, daß, obwohl der Verkehr der jungen Leute bei den Kajans so frei ist, dennoch beide Geschlechter sich möglichst beeilen, unter das Joch der Ehe zu kommen. Die Unterhandlungen über die Ehe werden zwischen den beiderseitigen Eltern gepflogen und beziehen sich auf die Summe, die der junge Mann seinen Schwiegereltern zu geben hat. Mann und Frau behalten das Eigentumsrecht an ihren Besitzungen und verlieren es nur, wenn sie Ehescheidung fordern, an die Gegenpartei. Am liebsten sieht man es, wenn die beiden Gatten demselben Stande angehören, doch kommen auch Ehen von Leibeigenen mit Freien vor. Häupter büßen sehr an ihrem Ansehen, wenn sie eine gewöhnliche Kajanfrau heiraten. Wegen ihrer geringen Zahl sind alle Häupter der Mendalam durch gegenseitige Heiraten miteinander verwandt, aber das ist kein Ehehindernis, da nur für blutsverwandte Familienglieder Eheverbote bestehen. — Die Hochzeit wird im Haus der Braut gefeiert, wohin der Bräutigam von den Seinen begleitet wird. Dort tauschen Braut und Bräutigam gegenseitig Geschenke aus. Beim Hochzeitsmahl, das sie zusammen halten, liegen im Reis zwei Korallen, außerdem erhält die Braut noch von ihren Verwandten eine schöne Koralle. Die Familienglieder und Verwandten geben ihr eine Korallenschnur, die so lang sein muß als die junge Frau. Damit ist die Ehe geschlossen. Religiöse Zeremonien scheinen dabei keine stattzufinden[2].

Nach der Hochzeit wird von den Ehegatten vollkommene Treue gefordert, von der früheren Freiheit ist keine Rede mehr. Selbst wenn der Mann eine sehr lange Reise unternimmt, bleiben beide Gatten streng durch ihren Ehevertrag gebunden, und ein Bruch desselben wird schwer gestraft, scheint aber selten vorzukommen. Kommt er vor, so hat der Mann eine schwerere Buße zu bezahlen als die Frau. Ist der schuldige Teil nicht gewillt, die Strafe zu bezahlen, so zwingt die öffentliche Meinung den Halsstarrigen; ist er gar nicht imstande zu bezahlen, so muß ihm die Familie beispringen. Da Zwangsmittel fehlen, ist die öffentliche Meinung bei den Kajans ein mächtiger Faktor, um die Leute zu den gesellschaftlichen Verpflichtungen anzuhalten. Wünschen später beide Eheleute die Scheidung, so steht derselben kein Hindernis im Wege, sonst muß der Teil, welcher die Ehescheidung fordert, den andern Teil schadlos halten durch Zurückbezahlung aller Güter, die er in die Ehe mitgebracht hat. Die Kinder werden dann verteilt, haben aber auch selbst dabei ein Wort mitzusprechen. In

[1] Ebd. 75. [2] Ebd. 77—78.

der Regel folgen die kleinen Kinder der Mutter, oft aber bleiben sie mit beiden Eltern in gutem Einverständnis.

Nach dem Tode eines Ehegatten muß der andere Teil nach dem Gewohnheitsrecht wenigstens anderthalb Jahre ledig bleiben. Das Zuwiderhandeln wird mit einer Buße bestraft. — Während der Schwangerschaft der Frau müssen die Ehegatten mancherlei Speisevorschriften beobachten. Der Mann darf einen Monat vor der Niederkunft nicht auf die Jagd gehen, sich nicht die Haare schneiden usw.[1]

Solange die Kinder im Hause ihrer Eltern wohnen, leben sie mit diesen vom Ertrag der gemeinschaftlichen Arbeit und haben keinen eigenen Besitz als etwa die Geschenke, die man ihnen hie und da macht. Beim Tode des Vaters oder der Mutter aber werden die nachgelassenen Güter vom überlebenden Gatten unter die Kinder verteilt. Die Familienerbstücke erhält gewöhnlich der älteste Sohn oder die älteste Tochter, die dafür die Geschwister mit andern Wertsachen entschädigen müssen. Handelt es sich um die Erbschaft eines Hauptes, so hat die älteste Tochter das erste Recht auf die Leibeigenen, weil sie stets im Hause bleibt und die Leibeigenen nicht an ein anderes Haus gegeben werden dürfen.

In der Familie tritt der Vater in den Vordergrund in allen Beziehungen zur Umgebung, er besorgt auch die schweren Arbeiten, die die schwächeren Kräfte der Frau übersteigen. Die Frau hilft zwar bei allem mit, besorgt aber doch vorwiegend den Haushalt. Die Erziehung der Kinder liegt beiden Eltern ob, und sie unterziehen sich dieser Aufgabe mit großer Liebe. Die Kinder sind den Eltern anhänglich und geben selten Anlaß zu Züchtigungen. Wird ein Kind krank, so pflegen es Vater und Mutter Tag und Nacht mit der größten Sorgfalt. Nieuwenhuis, der als guter Arzt die kranken Kinder zuweilen heilte, nachdem sich die Quacksalbereien der Malaien oder Chinesen als unnütz erwiesen hatten, erntete dafür die größte Dankbarkeit von seiten der Eltern. Groß und aufrichtig ist die Trauer der Eltern beim Tode eines Kindes.

Stirbt ein Kajan infolge einer Krankheit, so beeilen sich die Verwandten, alles in Ordnung zu bringen, was für die Reise der Seele nach Apu Kesio notwendig ist. Ist alles fertig, so wird die Leiche in einen aus zwei ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Sarg gelegt und dieser luftdicht geschlossen. Alle Freunde und Bekannten, die an diesen Vorbereitungen teilnehmen, werden in diesen Tagen von der Familie des Verstorbenen unterhalten. Zur bestimmten Stunde trägt man den Sarg auf den Totenacker, wo man ihn, je nach dem Stand der Person, entweder einfach auf den Boden oder auf ein Holzgestell legt, das mit einem Dach versehen ist. An den Bäumen und Sträuchern werden farbige Tücher oder Fahnen aufgehängt, und neben den Sarg werden die Gegenstände gelegt, die der Seele zu ihrem Gebrauch auf der großen Reise im Jenseits dienen sollen. Ist der Verstorbene ein Mann, so gehören dazu seine Waffen, Ruder, Gongs usw.; den Frauen werden Ruder, Gongs, Hüte usw. mitgegeben. Außerdem werden dem Toten als Nahrung für die Reise Reis, Zuckerrohr, Mais, Fische usw. hingelegt.

[1] Nieuwenhuis, In Centraal-Borneo I 79.

Leibeigene, die keine Familie haben, welche für ihre Bestattung sorgt, werden einfach in eine Matte gewickelt zum Begräbnisplatz getragen und dort niedergelegt. Die, welche auf eine andere Weise als durch Krankheit sterben, erhalten weder ein gutes Begräbnis noch haben sie das Recht, nach Apu Kesio zu kommen. Vor den Leichen solcher Leute hat man große Scheu, sie werden in eine Matte gehüllt und im Boden begraben.

Nach der Beisetzung beginnt die Trauerzeit, die 14—50 Tage dauert. Während dieser Zeit ist es fremden Besuchern verboten, das Haus der Leidtragenden zu betreten, ja beim Tode eines Häuptlings ist der ganze Mendalam unter dem Interdikt (buling oder bali), was man durch einen ausgespannten Rotang anzeigt. Am Ende der Trauerzeit werden Schweine und Hühner geopfert, die von den Gästen und Hausgenossen zu einem Festmahl gebraucht werden. Früher war ein Schädel oder ein anderer Körperteil eines Menschen zu diesem Feste nötig, heute werden solche Dinge nur selten noch von benachbarten Stämmen entlehnt.

Religion der Kajans. Der Kajan glaubt an unzählige höhere Wesen oder Geister (to), unter deren Einfluß er beständig steht. Er stellt sich dieselben wie Menschen vor, die aber viel höhere Kräfte besitzen. „Die Tos beherrschen sein Los, und diese Überzeugung haben die Religionsdiener im Laufe der Zeiten benutzt, um ihre Stammesgenossen an das zu binden, was ihre Gemeinschaft von ihnen fordert. Daher kommt es, daß heutigestags ihre religiöse Anschauung nicht mehr von ihrer Sittenlehre getrennt werden kann.“ [1] Wir haben hier wieder ein Beispiel davon, wie manche Reisende sich nicht damit begnügen, die beobachteten Tatsachen zu berichten, sondern überall ihre aprioristischen Lieblingsanschauungen hineinzuflechten suchen. Nieuwenhuis bringt auch nicht die Spur eines Beweises für seine Behauptung. Nicht die Priester haben die religiösen Anschauungen hervorgebracht, sondern umgekehrt. Sonst wäre ihr Einfluß gar nicht zu erklären. Gerade weil man glaubte, daß man unter dem Einfluß höherer Wesen stehe, nahm man zu Priestern die Zuflucht, deren Aufgabe es war, die erzürnten Geister zu versöhnen oder von ihnen Wohltaten zu erlangen.

Der oberste Geist und das Haupt der Geister heißt Amei Tingei, der hohe Vater. Ihm schreiben die Kajans den Haupteinfluß auf ihr Leben zu. Die übrigen Geister sind die Vollstrecker seines Willens in der Leitung der Welt. Er thront über allen und über dem Himmelsgewölbe, während sich die Reiche der unteren Götter: Geister, Seelen und Menschen, darunter in verschiedenen Höhen ausdehnen [2]. Dieses Haupt der Geister hat den Charakter eines strafenden Gottes, und sein Eingreifen in das Los der Menschen hängt ganz davon ab, ob sie die Vorschriften ihres Adat (Gewohnheitsrechtes) beobachten oder nicht, die zum guten Teil ihren Ursprung vom gegenseitigen Verhalten der Menschen gegeneinander herleiten. Die Stellung dieses Hauptes erhält unter anderem in dem Gottesdienst eine Stütze [3]. Außer den Übertretungen des Adat bestraft die Gottheit auch Untugenden, wie das Stehlen, und bestimmt danach das Wohlergehen und die Gesundheit der Schuldigen.

[1] Ebd. 105. [2] Ebd. 139. [3] Ebd. 105.

Ein Kajan erhält schon im Leben das Los, das er für seine Handlungen verdient. Nieuwenhuis kann sich hier die Bemerkung nicht versagen: „Die Beschwerden im Leben der Bahaus scheinen noch nicht so groß zu sein, daß man für die schwachen Seelen einen Himmel einrichten mußte, wo allein die Guten nach ihrem Tode belohnt werden." Er sieht sich aber genötigt, selbst eine Korrektur an dieser Behauptung vorzunehmen; denn er fügt gleich hinzu: Nur Selbstmörder, in der Schlacht Getötete und im Kindbett gestorbene Frauen werden nicht in das Kajansche Elysium aufgenommen, sonst kommen alle in diesen Himmel[1].

Die Priesterinnen und Priester (dajung) wenden sich in ihren gottesdienstlichen Handlungen nur selten an den höchsten Gott. Tief in das religiöse Leben der Eingebornen greifen die „Verbote" (pemali) ein, worunter man nicht nur alles versteht, was den Gottesdienst betrifft, sondern auch vorzüglich die vielen Vorschriften, welche bei verschiedenen Zeremonien und Zuständen allerlei Dinge verboten machen. Die Pemali der Kajans entsprechen den Lati der Busangsprache, dem Pantang im Malaiischen und dem Tapu im Polynesischen. Die Pemali sind äußerst zahlreich und beherrschen das ganze Leben von der Wiege bis zum Grabe. Deshalb müssen auch die Priester und Priesterinnen, die die ganze Wissenschaft der Eingebornen besitzen, bei allen Gelegenheiten und besonders in Krankheiten durch Beschwörungen und verschiedene hygienische Vorschriften eingreifen. Da die Kajans ein fast ausschließlich Landbau, namentlich Reisbau, treibendes Volk sind, so kommt auch ihr Kult besonders beim Landbau zum Ausdruck. Außer ihren Beschwörungsformeln gebrauchen die Dajungs in ihrem Verkehr mit den Geistern auch stoffliche Gebete in Form von Gegenständen, die durch ihre Zusammensetzung die Wünsche ausdrücken sollen. Die zahllosen Geister, die die Erde umgeben, sind teils gute teils böse. Die guten Geister leben, wie die Kajans selbst, in langen Häusern zusammen unter bestimmten, sowohl männlichen als weiblichen Häuptern. Die bösen Geister sind groß, stark, haben dicke Bäuche, lange Haare und Bärte, furchtbare Augen usw. Die meisten geben keinen Laut von sich, nur Belare verursacht den Schall des Donners und durch das Blinzeln seiner Augen den Blitz. Die vornehmsten guten Geister, an deren Spitze als ihr Haupt Amei Tingei steht, sind Do Tenangan, seine Frau, Djaja Hipui, die Mutter der Kajan-Welt, Tamei Angoi, der mit Buring Oene vermählt ist, und Tamei Awi, die unter den Flüssen wohnt. Amei Tingei, der das Leben der Menschen beherrscht und schon hienieden die Übertretungen der Adat und andere Fehltritte bestraft, ist allwissend und hat das ganze Heer der Geister unter sich.

„Obwohl die Bahaus das Fortleben der Seele nach dem Tode anerkennen, ist doch bei ihnen von einer jenseitigen Vergeltung der auf Erden begangenen Missetaten niemals die Rede."[2] Die meisten Kajans kümmern sich praktisch nur um die bösen Geister, die in Felsenhöhlen, auf schwer zugänglichen Bergen, im Dickicht usw. wohnen. Djaja Hipui, das weibliche Haupt der Geisterwelt,

[1] Nieuwenhuis, In Centraal-Borneo I 105.

[2] Ebd. 141. Man vgl. übrigens das schon oben Gesagte. Gewisse Kategorien von Menschen kommen nicht in den Himmel.

wohnte früher als Gemahlin des Amei Awui auf Erden. Nach einer großen Hungersnot, bei der ihr Sohn Tekwan umkam, hörte sie von Amei Awui, der auf einer Leiter in den Himmel gestiegen war, ihr Sohn sei droben am Leben; da stieg sie ebenfalls mit ihren Leuten hinauf und danach brach man die Leiter ab.

Während die bösen Geister Unglück, Krankheit und Tod verursachen, helfen die guten Geister den Menschen, und zwar durch Vermittlung von Tieren, die den Kajans heilig sind, z. B. einige Vögel, Hirsche und Schlangen. Daher kommt das große Gewicht, das die Eingebornen auf diese Vorzeichen legen. Nach ihrem Tod werden diese Tiere unter die guten Geister aufgenommen. Auch in Unglück und Krankheit werden die guten Geister von den Dajungs angerufen, damit sie helfen, die menschliche Seele zurückzubringen. Die Menschen haben nämlich zwei Seelen (bruwa): Mata kiba und Mata kanan. Diese sind nicht an ihre stoffliche Umhüllung gebunden, sondern können sie verlassen, was bei der Mata kanan sehr leicht vorkommt, wenn sie mit etwas in Berührung gerät, wovor der Kajan zurückschreckt. Mit Hilfe der guten Geister wissen die Dajungs diese Seelen zurückzubringen[1].

Beim Tod verlassen beide Bruwa den Leib, die Mata kanan unternimmt die Fahrt nach dem Seelenreich, Apu Kesio, während die Mata kiba hier auf Erden bleibt und wahrscheinlich in gewisse Tiere eingeht, welche die Kajans nicht essen (Hirsche, graue Affen, Schlangen usw.). Die Mata kanan hat einen mühsamen und gefährlichen Weg zurückzulegen, und deshalb wird der Leiche alles mitgegeben, was sowohl auf der Reise als im Seelenreich selbst von Nutzen sein kann: Eine vollständige schöne Kleidung nach altem Muster, viele Schmucksachen, Waffen, Gerätschaften, Gongs usw. werden in den Sarg oder auf das Grab gelegt; außerdem verschiedene Nahrungsmittel. Zum Kampf gegen die bösen Geister gibt man ihr einen Tragkorb mit eigentümlich geformten Steinen und Tierzähnen nebst einem Bambus mit Zuckerrohrsaft für die guten Geister und eine winzige Treppe, damit sie imstande sei, Felsen zu erklettern, über Abgründe hinwegzukommen usw.[2] Der Weg fängt unter dem Boden an und läuft unter anderem auch über schwanke Bäume als Brücken, über Wege, die scharf sind wie Schwerter. Kommt dieselbe nicht hinüber, dann kann sie ganz zu Grunde gehen; stürzt sie z. B. in den Fluß, so fressen die Fische sie auf und sie wird vernichtet. An einer Stelle spaltet sich der Weg nach drei Richtungen, ein Weg führt gerade nach Apu Kesio; der zweite Weg, angedeutet durch Schwerter, und der dritte, gekennzeichnet durch Gongs, führen nach andern Wohnorten, bestimmt für diejenigen, die eines gewaltsamen Todes, oder für Frauen, die während oder bald nach der Niederkunft sterben. Auf dem Wege der Schwerter ziehen die im Krieg Gefallenen, die Vergifteten nebst den Selbstmördern oder Verunglückten. Die, welche nicht nach Apu Kesio gelangen, werden nicht auf die gewöhnliche Weise begraben, sondern einfach in einer Matte auf oder in den Boden gelegt.

In Apu Kesio leben die Seelen ewig und im Überfluß, im übrigen gerade wie auf Erden, auch die sozialen Stände bleiben dieselben. Wer hier auf

[1] Ebd. 143. [2] Ebd. 148—149.

Erden Vorsteher war, bleibt es auch im Himmel. Die Seelen haben die Macht, auf die Erde zurückzukehren[1].

Die Dajungs sind zum größten Teil Frauen und können allen Ständen angehören; selbst Leibeigene können unter Umständen Dajungs werden und dadurch großen Einfluß erlangen. Die Dajungs regeln den Verkehr mit der Geisterwelt, bringen Gebete und Opfer dar, vermitteln den Menschen die Wünsche der Geister, deuten die Träume usw. Sie bewahren ferner die religiösen Überlieferungen und spielen zugleich die Rolle von Ärzten. Sie haben auch gemeinsame Zusammenkünfte, in denen die Kandidatinnen nach einer Probezeit in ihren Verrichtungen unterrichtet werden.

Die Dajungs müssen besonders beim Landbau die Gunst der Geister für das Haupt und die ganze Gemeinschaft erlangen. Das geschieht nicht allein durch Beschwörungen, sondern auch durch Herstellung von Gegenständen (pemali), welche teils die Wünsche des Volkes den Geistern kundmachen teils der Versorgung der Geister des angebauten Reises geweiht sind. Beim Erntefest entwickeln die Dajungs ihre Haupttätigkeit gegenüber den Hauptgeistern, die das Gedeihen der Ernte beherrschen. Ein Hauptmittel, um mit den guten Geistern zu verkehren, besteht darin, daß man sie durch verschiedene Arten von Speisen herbeilockt. Wir übergehen die unzähligen abergläubischen Gebräuche, die im Verkehr mit den Geistern gebräuchlich sind.

12. Die Eingebornen am Oberlauf des Barito in Borneo.

Am Oberlauf des Baritoflusses, der von Norden nach Süden das holländische Gebiet von Borneo in zwei ungleiche Hälften teilt, wohnen verschiedene Eingebornenstämme, deren Sitten und Gebräuche uns Dr Schwaner[2] um die Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben hat.

Folgende Hauptstämme fand er im Stromgebiet: die Orang-Ngadjus, Ot-Danoms, Orang-Dusuns, Orang-Menjaans, Tabajans, Orang-Murungs, Orang-Siangs, Olo-Uts. Die Annahme, im Innern Borneos lebten Papuaner mit dunkler Farbe und krausem Haar, ist nach Schwaner nicht richtig. Ob die jetzigen Bewohner die Ureinwohner sind, ist nicht mehr festzustellen. Die frühesten Bewohner schweiften ohne feste Organisation umher und lebten von Jagd und wildwachsenden Früchten. Ihre Hütten waren armselig und ihre Kleider aus Baumrinde verfertigt. Sie kamen dann unter die Herrschaft der Fürsten von Bandjermasin, und erst aus dieser Zeit liegen genauere Nachrichten über sie vor[3].

In den festen Niederlassungen bildeten sich verschiedene Stände. Aus den ersten Dorfhäuptern entstand allmählich der Adel, der im Namen des Sultans Befehle erteilte, die Abgaben erhob, Handel trieb usw. Die Orang-Patan, die ursprünglichen Bodeneigentümer, wurden mit der Zeit Leibeigene. Sie be-

[1] Nieuwenhuis, In Centraal-Borneo I 149.

[2] Borneo. Beschrijving van het Stroomgebied van den Barito, 2 Teile, Amsterdam 1853—1854. Schwaner war holländischer Beamter und unternahm in den Jahren 1843—1847 verschiedene Reisen in das Innere von Borneo, um Land und Leute kennen zu lernen.

[3] Ebd. I 167.

bauen ihre Felder, und der Gewinn daraus wird ihr Eigentum, dafür haben sie dem Dorfhaupte jederzeit Frondienste zu leisten zu seinem oder des ganzen Dorfes Nutzen. So hängt es ganz von seinem Belieben ab, ob sie in Wohlstand oder Elend leben. Die Orang-Mardika sind meistens entfernte Verwandte der Oberhäupter. Sie bilden den eigentlichen Stamm der Gemeinden, sind frei von Schulden, oft im Besitz eigenen Vermögens, und nur dann zu öffentlichen Arbeiten verpflichtet, wenn es sich um gemeinnützige Dinge handelt. Die Orang-Budak gehen aus der Klasse der Mardikas hervor, und sind die Sklaven der Häupter und der reichen Mardikas. Auch die Patans dürfen Budaks halten, wenn sie dieselben bezahlen können. Die Budaks haben kein Eigentum, erhalten aber von ihren Herren Unterhalt und Kleidung und werden frei, wenn sie ihre Schulden bezahlen. Die nichtbezahlten Schulden vererben sie nach ihrem Tode auf ihre Kinder, die Budaks bleiben müssen, bis die Schuld getilgt ist. — Die Orang-Abdi werden gekauft und bleiben immer Sklaven. Meistens sind es Leute, die an den Küsten von Java, Madura usw. geraubt und nach Borneo verkauft wurden. Ihnen stehen ganz gleich die Orang-Tangkapan, Kriegsgefangene, meistens Frauen und Mädchen[1].

Die obige Klasseneinteilung findet man ungefähr in allen Dörfern, von denen jedes ein kleines, selbständiges Gemeinwesen bildet. Nur in einigen Gegenden sind mehrere Dörfer zum Zweck der Besteuerung einem Beamten unterworfen. In jedem Kampong (Dorf) wird von einem einzigen Haupte die Steuer erhoben. Die Gemeinde zerfällt wieder in mehrere Unterabteilungen, deren Zahl von der Zahl der Häuser abhängt, von denen jedes mehrere Familien beherbergt. Der Älteste oder ein anderer durch Verstand und Energie hervorragender Mann regelt die Angelegenheiten aller im selben Hause Wohnenden. Zu dem Dorfvorsteher nehmen sie nur dann ihre Zuflucht, wenn sich die streitenden Parteien bei dem Richterspruch des Hausvorstehers nicht beruhigen wollen; die letzte Instanz bildet der Dorfvorsteher mit einem Rate der Dorfältesten.

Eigentliches durch Recht oder Gesetz geschütztes Grundeigentum gibt es nicht; weder die Gemeinden noch deren Bewohner besitzen solches. Das unstäte Wanderleben und der gesetzlose Zustand bewirkten, daß der Grund und Boden als Gemeineigentum oder vielmehr als herrenloses Gut betrachtet wurde, und diese Auffassung trifft man, wie die Wanderlust, noch heute. Selten besteht ein Dorf über zehn bis zwölf Jahre. Solange aber ein Dorf an derselben Stelle bleibt, ist der okkupierte Platz unantastbares Eigentum des Dorfes oder der einzelnen Mitglieder, die ihn bebauen. Zieht das Dorf an eine andere Stelle, so wird die frühere wieder herrenloses Gut, das von einem andern Dorf in Besitz genommen werden kann; jedoch behalten die früheren Anpflanzer von Fruchtbäumen das Recht, jährlich zurückzukommen, um die reifen Früchte zu sammeln.

Verschieden hiervon ist das Eigentumsrecht, das jede Gemeinde an bestimmten fischreichen Flüssen und Seen oder goldhaltigen Sandbänken beansprucht, die von Anfang an in Besitz genommen wurden, und als eine dauernde Quelle von Einkommen nicht wieder aufgegeben werden. Der erste, der einen Tangirang

[1] Ebd. 168.

(einen Baum, auf dem die Bienen ihre Nester bilden) findet, hat das Eigentumsrecht an den jährlichen Früchten desselben.

In der Nachbarschaft der Hauptorte werden die Vorsteher der Dorfgemeinden von den Residenten ernannt, in den entfernten Orten werden sie von den Gemeindeangehörigen gewählt. Klugheit, Reichtum, Tapferkeit, Kenntnis der althergebrachten Gewohnheiten, Rechtschaffenheit und Unparteilichkeit sind die Eigenschaften, die einen Anspruch auf die Würde begründen. Die Würde geht nach dem Tode des Inhabers auf seinen ältesten Sohn über, wenn dieser die nötigen Eigenschaften dazu hat, sonst wird ein anderer Nachfolger gewählt. Das Gemeindehaupt hat für Ordnung und Frieden zu sorgen und alle Angelegenheiten nach altem Gewohnheitsrecht zu regeln; es soll im Frieden für den Wohlstand sorgen, im Kriege den andern ein Vorbild sein und stets über die Ehre der Gemeinde wachen. Dafür hat es das Recht, sich von seinen Untergebenen die Felder bestellen, sich gewisse Produkte sammeln zu lassen und einen Teil der auferlegten Strafgelder zu fordern.

Bei wichtigeren Prozessen, bei denen die Vermittlung durch die Dorf- oder Familienhäupter sich als fruchtlos erwies, erwählen die streitenden Parteien selbst ihre Richter, und zwar oft die Vorsteher benachbarter Gemeinden. Wenn die Parteien sich nicht für geschickt genug halten, um ihre Sache zu vertreten, wählen sie einen dazu geeigneten Mann. An einem bestimmten Tage halten dann die Richter in einem Wald — fern von allen menschlichen Wohnungen — ihre Sitzung an einem Orte, dem sich nur die an der Gerichtsversammlung Beteiligten nahen dürfen. Trotz der langen Zeugenverhöre und Untersuchungen können sich die Richter vielleicht nicht einigen, dann wird zu Ordalien oder Gottesgerichten die Zuflucht genommen [1].

Sich von der Religion der Eingebornen ein klares, zusammenhängendes Bild zu machen, ist nicht leicht. „Sie glauben an ein einziges höchstes Wesen, welches den ersten Anstoß zur Schöpfung von allem Erschaffenen gegeben hat, und dessen beständigem Einfluß die Erhaltung der Ordnung in der Welt zugeschrieben werden muß. Sie nehmen auch die Fortdauer der Seele nach dem Tode an.“ [2] Der Name Gottes ist nach Schwaner Hatalla. Dieser Name ist wahrscheinlich aus dem arabischen Allah (ta'ala) hergeleitet [3]. Hatalla wohnt mit seinen Engeln (Geistern) im höchsten oder obersten Himmel. Im zweiten, tieferen Himmel wohnen außer einigen Halbgöttern Engel zweiter Ordnung. Auch im dritten Himmel befinden sich mächtige Engel, unter denen Tempon Tellon der vornehmste ist. Hier haben auch die Seelen der Verstorbenen ihre Wohnung. Im vierten Himmel hält sich unter andern höheren Wesen der Sangsang (der Geist oder Gott der Belians) auf. Der fünfte Himmel ist der Aufenthaltsort von Njaring Dumpang Enjeng. Dann folgt die Erde. Unter der Erde liegt die Behausung von Kalu Tungal Tusso, der über die Pflanzen wacht. Alle diese Himmel sind von einer großen Anzahl Sangsangs (Geister, Engel) bevölkert, die zum Teil bei der Schöpfung der Erde mitgewirkt haben und zum Teil mit den Menschen dauernd in Verbindung bleiben. Die Luft ist angefüllt mit zahllosen Hantus (Geistern oder

[1] Schwaner, Borneo I 173 ff. [2] Ebd. 175. [3] Ebd. 232.

Gespenstern). Jeder Gegenstand hat einen solchen Hantu, der ihn beschützt. Diese Hantus sind die Hauptursache der Übel und Krankheiten der Menschen, und deshalb werden ihnen, ebenso wie den mächtigen Sangsangs, oft Opfer dargebracht, während der höchste Gott, der Urquell alles Guten, vernachlässigt wird. Während sie sich die Sangsangs als vollkommene menschliche Gestalten, mit schönen Kleidern und Schmucksachen, vorstellen, beschreiben sie die Hantus als riesige Ungeheuer mit funkelnden Augen, langen Klauen und Haaren usw.

Die Vorstellungen über die Schöpfung der Erde sind nicht in allen Teilen des Baritostromgebietes gleich. Dort, wo die Eingebornen mehr mit Mohammedanern in Berührung gekommen, sind ihre Vorstellungen mit islamitischen Bestandteilen vermischt. Tiefer im Binnenlande gibt es verschiedene Versionen über die Schöpfung, von denen die eine folgendermaßen lautet. Am Anfang der Dinge existierte das Wasser, in dem sich Naga Bussai, eine schreckliche Schlange mit diamantener Krone bewegte. Ihr Kopf war so groß wie die Erde, und als Hatalla aus dem Himmel Erde auf denselben warf, stieg der starke Wall, der auf dem Kopf der Naga ruhte, als eine Insel empor. Ranjing Atalla stieg auf die junge Erde herab und fand auf derselben sieben aus Erde gebildete Eier; er nahm zwei davon und entdeckte in dem einen einen Mann und in dem andern eine Frau, die aber beide das Aussehen von Toten hatten. Er kehrte nun zum Schöpfer zurück, um von ihm den Atem zu erbitten, der den beiden noch fehlte. Inzwischen aber stieg der Sangsang Angai auf die Erde herab und blies den menschlichen Gestalten den Odem ein, wodurch sie lebendig wurden, aber zugleich den Todeskeim in sich aufnahmen. Als nun Ranjing Atalla bei seiner Rückkehr das Werk Angais gewahrte, ging er traurig in den Himmel zurück und nahm nicht bloß die Unsterblichkeit mit sich, sondern entriß der Erde auch alle andern göttlichen Geschenke, die er für das Menschengeschlecht auf die Seite gelegt hatte, wie z. B. ewige Jugend, das allgemeine und ungestörte Glück, Überfluß ohne Arbeit, kurz, die ganze Seligkeit des Paradieses. Die Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft wurden von Angai geregelt: durch Arbeit muß man den Genuß erwerben, der Missetat folgt die Strafe; Schmerz und Siechtum ziehen den Tod nach sich; Krieg und Blutvergießen vernichten gewaltsam einen Teil des Menschengeschlechts [1].

Weder von dem höchsten Gott Atalla, noch von einem andern Gott oder Untergott (Singsang) machen sie Bildnisse, obwohl sie in der Bildhauerkunst nicht unerfahren sind. Bilderdienst kommt also bei ihnen nicht vor. Viele ihrer Sangsangs sind möglicherweise geschichtliche Personen, die sich durch ihre Taten die Aufnahme unter die Götter verdient haben. Der Glaube an unzählige überirdische Wesen, welche die Luft, das Wasser und die Wälder usw. bevölkern und mit Kräften ausgerüstet sind, durch die sie alle Handlungen der Menschen bald zum Nutzen, bald zum Schaden zu lenken vermögen, übt einen großen Einfluß auf das Leben der Eingebornen aus. Er hindert ihre geistige und sittliche Entwicklung und wirkt selbst nachteilig auf ihr zeitliches Wohlergehen. Opfer und Gebete an die Götter, das Befragen derselben über

[1] Ebd. 176—177.

den Ausgang eines Unternehmens, Dankfeste für die Erhörung usw. nehmen einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit in Anspruch, und selbst während des Schlafes wirkt der Aberglaube fort, da sie an Träume glauben und meinen, daß die Verstorbenen ihren hinterbliebenen Freunden erscheinen, um ihnen ihre Wünsche kundzutun und ihnen mit Ratschlägen beizustehen[1]. Sie tragen auch eine Menge von Talismanen am Leib, um sich gegen Unfälle und Krankheiten zu schützen oder Glück zu erlangen. Der Flug und Gesang der Vögel und die Laute bestimmter Tiere werden in verschiedenen Teilen des Stromgebietes sorgfältig beobachtet, um den Rat der Götter zu erforschen.

Noch nachteiliger auf die Wohlfahrt der Eingebornen wirken ihre vielen kostspieligen Feste. So haben sie kostspielige Feste bei Übertragung der Gebeine der Verstorbenen, bei Hochzeiten usw. Das Malabo-Balaifest ist ein Opferfest für die bösen Geister, die den schwangern Frauen nachstellen. Sieben Tage nach der Geburt eines Kindes wird ein Fest veranstaltet, bei dem das Kind zum erstenmal aus dem Haus getragen wird. Das Bilianhai ist ein Dankfest, das abgehalten wird, um den Sangsangs die Erkenntlichkeit für die von ihnen empfangenen Wohltaten zu erzeigen usw. Die meisten dieser Feste dauern mehrere Tage und Nächte und kosten sehr viel[2].

Die Vorstellungen der Eingebornen über den Zustand der Seele nach dem Tode sind sehr materiell. Nach ihrer Meinung befinden sich die Seelen in der jenseitigen Welt in derselben Lage wie hier auf Erden, nur mit dem Unterschied, daß sie keine Sorgen und alles im Überfluß haben. Umringt von Gold und Edelsteinen erfreuen sie sich in der himmlischen Seligkeit an fortdauernden Festen. Der Unterschied der Stände bleibt bestehen. Wer in dieser Welt reich, geehrt und mächtig war, bleibt es auch in der andern Welt, der Sklave bleibt Sklave usw. Doch nehmen alle an den herrlichen Himmelsfreuden teil. Von einer Verantwortung vor einem himmlischen Gerichtshof wissen sie scheinbar nichts. Doch gibt es drei Sünden, wegen deren die Missetäter vom Himmel ausgeschlossen und an die Ufer eines Meeres verbannt werden. Hier wohnen die Diebe beisammen und tragen zur Strafe die gestohlene Sache ewig auf ihrem Rücken herum. Die Vorsteher, die ungerechte Urteile gefällt haben, leben am Strande in Gestalten, die halb Hirsch und halb Mensch sind. Die Ratsleute, welche bei Gelegenheit richterlicher Prüfungen eine schlechte Sache so darzustellen wußten, daß ihre Ansicht siegte, wohnen zu ihrer Bestrafung einsam in abgeschlossenen Zellen. Sonst haben keine Missetaten einen Einfluß auf den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus diesem Prinzip ergibt sich die lockere Sittenlehre, die man bei vielen dieser Stämme antrifft. Nach dem Tode wird die Seele von Tempon-Tellon zum Himmel geführt, der sich auf dem Berge Lumut befindet. Die dahin ziehende Seele muß auf ihrem Wege mannigfache Abenteuer bestehen, sie muß brennende Wasserfälle und eine Menge Flüsse passieren, durch den Aufenthaltsort der Missetäter gehen und hohe Brücken übersteigen, um so die Ufer des Flusses zu erreichen, wo sich die guten Wohnplätze der verstorbenen Vorfahren befinden.

---

[1] Schwaner, Borneo I 181. [2] Ebd. 182.

Aus diesen Angaben Schwaners muß man doch schließen, daß die Stämme am Barito eine Idee von einer Scheidung von Guten und Bösen und einer jenseitigen Vergeltung besitzen. Es muß also wohl auch eine Art Gericht bestehen, das diese Scheidung vornimmt. Ob die von Schwaner angegebenen drei Arten von Missetätern die einzigen sind, die nach der Ansicht der Eingebornen im Jenseits gestraft werden, möchten wir bis auf weiteres bezweifeln. Denn, daß sie glauben sollten, der Dieb werde ewig gestraft, der Mörder und Meineidige usw. aber gehe straflos aus, ist kaum anzunehmen.

Begräbnis. Die Leichen armer Verstorbener werden in eine Matte gewickelt und begraben. Die Leichen reicher Leute dagegen werden meist verbrannt; die Asche wird in Töpfen gesammelt, die man in hölzerne Särge einschließt und auf hohe Pfähle stellt. Solche Asche und Gebeine enthaltende Särge werden Sandong-Julung genannt. In andern Fällen werden die Leichen in doppelten, sorgfältig verschlossenen Särgen in der Nähe des Dorfes oder im Sterbehause selbst beigesetzt und nach Verlauf von einigen Jahren in den Sandong-Naung übertragen, der, obwohl größer, doch von derselben Beschaffenheit ist wie der Sandong-Julung. Längs dem Tewehfluß werden die Gebeine aus dem Sarge genommen, in Töpfe gelegt und in Grotten aufbewahrt[1]. Bei der Übertragung der Überreste an ihren definitiven Bestimmungsort wird das sog. Dewa- oder Leichenfest gefeiert, das oft 800 bis 1000 Gulden kostet. In einigen Bezirken wurde früher bei der Gelegenheit ein Budak getötet, damit er sich den Seelen der Verstorbenen beigselle und sie bediene. In den Distrikten, in denen sich der Einfluß der Regierung geltend macht, werden Büffel statt der Menschen getötet. Rings um die Sandongs stehen auf Pfählen die sog. Ambatans, aus Holz gearbeitete Menschenfiguren. Diese Ambatans sind nicht ein Beweis der Bilderverehrung, wie man geglaubt hat, sie haben vielmehr ihren Grund in dem Glauben, daß das geistige Bild dieser hölzernen Menschenfiguren den Verstorbenen nachfolgt und sie bedient[2].

Eigentliche Priester haben die Eingebornen nicht, auch keine Tempel. Die Personen, durch die sie mit den Sangsangs verkehren, sind die Bilians, meist alte und erfahrene Frauen. Die Bilians werden von frühester Jugend an für ihren Beruf erzogen, wenn sie Neigung dazu haben. Oft gibt sich die Bestimmung eines Kindes für diesen Beruf schon frühzeitig kund durch bestimmte nervöse Krankheiten, während welcher es nur wenig Nahrung zu sich nimmt und seltsame, übernatürliche Dinge sieht und erzählt. Die Bilians werden von bestimmten Sangsangs auserwählt und diese gehen zuweilen in ihren Leib ein. Ist dies der Fall, so fühlen sich die Bilians mit übernatürlichen Kräften und der Gabe der Weissagung ausgestattet, sie können Kranke heilen, und den Göttern die Wünsche der Menschen übermitteln. Ungeachtet ihres hohen Rufes als Mittlerinnen zwischen Göttern und Menschen bilden die Bilians daneben eine Klasse öffentlicher Buhlerinnen und verstehen es, durch allerlei Künste die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu ziehen. Sie bleiben aber trotzdem in Achtung bei Männern und Frauen, und niemand denkt daran,

[1] Ebd. 184. [2] Ebd. 185.

ihr leichtsinniges Leben als unrecht zu verurteilen. Sie sind Budaks reicher Personen, und werden von diesen oft zu unsittlichen Zwecken vermietet.

Die Basirs sind Männer, welche sich der Gunst der Götter in der gleichen Weise erfreuen wie die Bilians. Sie sind wie diese gekleidet und lassen sich auch wie diese von Männern gebrauchen. Trotz dieses abscheulichen Gewerbes entgehen sie der allgemeinen Verachtung.

Da die Eingebornen alle Krankheiten dem Einfluß böser Geister zuschreiben, besteht die ganze Heilkunde darin, daß man diese Geister versöhnt oder auch aus den Leibern, von denen sie Besitz genommen, austreibt. Unter Speiseopfern, Trommelschlag und Geschrei rufen die Bilians den Hatu an, dem sie die Krankheit zuschreiben, und richten ihre Gebete an die höheren Sangsangs, wie z. B. an Tempon-Tellon usw., um von diesem Hilfe zu erflehen.

Die Eingebornen unternehmen oft in Trupps von drei bis acht Personen heimliche Streifzüge, um Feinde zu überfallen, und dann mit ihren abgeschnittenen Köpfen in die dichten Wälder zu entfliehen. Bei solchen Kopfjagden wird auch das Leben von Frauen und Kindern nicht geschont. Ursachen von solchen Raub- und Mordzügen sind: der Tod eines Familiengliedes, Ehrerweisung für einen schon früher Verstorbenen, Träume, Gelübde, Ruhmsucht, unbezähmbarer Übermut usw. „Die allgemein verbreitete Meinung, daß es ein Erfordernis beim Antritt des Ehestandes sei, der Braut einen abgeschnittenen Kopf anzubieten, gehört in das Reich der Unwahrheiten.“ [1]

„Im allgemeinen wird die Ehe als eine auf Liebe und Vertrauen beruhende Vereinigung von zwei Personen verschiedenen Geschlechts angesehen.“ Es gibt verschiedene Arten von Heiraten. Manchmal werden schon Kinder von drei bis fünf Jahren miteinander verlobt oder auch verheiratet, zuweilen sogar Kinder zur Ehe versprochen, die noch nicht geboren sind. Nach der Verlobung werden die Kinder oft, aber nicht immer, voneinander getrennt und erst im heiratsfähigen Alter zusammengebracht; oft aber finden schon vorher zwischen ihnen Vertraulichkeiten statt, die mit unsern Sitten nicht übereinstimmen. — Andere Ehen werden nicht selten geschlossen zwischen einer erwachsenen Person und einem Kinde, doch ist im allgemeinen die Einwilligung der Eltern von beiden Seiten erfordert. Das Zusammenleben der Eheleute beginnt am Hochzeitstage, doch wird von der Ehe erst Gebrauch gemacht, wenn der jüngere Teil das erforderliche Alter erreicht hat. — Solche, die nicht als Kinder verehelicht oder verlobt wurden, können nach freier Wahl heiraten, doch ist die Zustimmung der Eltern im allgemeinen notwendig. Gewöhnlich sucht der junge Mann sich der Zuneigung seiner Auserwählten zu vergewissern, ehe er weitere Schritte unternimmt.

Sind die Eltern mit der Wahl ihres Sohnes einverstanden, so gehen sie oder einige nahe Verwandte zu den Eltern des Mädchens und teilen diesen die Absicht des Jünglings mit. Werden keine Schwierigkeiten erhoben, so beratschlagt man sofort über die Hochzeitsgabe (Belako), die der Sohn mitbringen soll. Der Betrag der Kaufsumme hängt von dem Reichtum, der Schönheit und dem Alter des Mädchens ab. Bei Minderbemittelten beträgt der Preis

[1] Schwaner, Borneo I 191. Vgl. oben S. 492.

zwei Budaks. Bei ganz Armen und bei Budaks findet die Ehe oft ohne Bezahlung statt. Die von den Eltern zu bezahlende Summe darf nicht dem Sohn als Schuld angerechnet werden, sondern ist eine Verpflichtung der Eltern gegen ihren Sohn. Ist man über den Belako übereingekommen, so folgt die Bezahlung des Sapot, d. h. der Geschenke, welche der Bräutigam am Hochzeitstag den Brüdern, Schwestern und andern nahen Verwandten der Braut zu machen hat. Sind alle Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, so wird der Bräutigam mit seinen Verwandten unter Gewehrfeuer, Musik und dem Gesang der Bilians in einem schön geschmückten Kahn zur Wohnung der Braut geführt. Hier tritt er unter vielen, zum Teil lächerlichen Höflichkeitsbezeigungen ins Haus, wo er außer den Verwandten und Freunden beider Familien noch eine Anzahl Dorfhäupter und andere geachtete Personen vereint findet. In Gegenwart dieser Versammlung übergibt er den Brautpreis und die Geschenke, und dann folgt ein Freudenfest, das den ganzen Tag und die Nacht hindurch dauert, bei dem reichlich gegessen und getrunken wird und die Bilians ohne Scham ihr Gewerbe ausüben. Am folgenden Tag werden die Verlobten, auf Gongs sitzend, von dem Ältesten aus der Versammlung in ihren neuen Stand eingeweiht. Zu dem Zweck werden ihnen, unter dem Hersagen von Gebeten, auf Brust, Schultern, Magenhöhle, Knie usw. mit einem Eisen und einer Mischung aus Eiern, Wasser, Erde, Reis, Büffel- und Schweineblut usw. die Sinnbilder der Wohlfahrt, des Reichtums und der Fruchtbarkeit aufgedrückt. Bei dieser Gelegenheit wird die Buße festgesetzt, welche für den Fall zu bezahlen ist, daß ein Ehegatte den andern ohne rechtmäßigen Grund verläßt. Hierauf tritt der Älteste in die Mitte der Versammlung und erklärt, beim Abschluß der Ehe seien alle vom Gewohnheitsrecht vorgeschriebenen Gebräuche eingehalten worden. Jeder der Anwesenden erhält einige Kupfermünzen, damit er das Vorkommnis tiefer dem Gedächtnis einpräge und im Falle eines Zwistes als Zeuge auftreten könne. Der junge Ehemann hat während der ersten drei Tage nach der Hochzeit keinen Umgang mit seiner Frau, sondern verbringt diese Zeit in Gesellschaft seiner Freunde mit Trinken. Doch wird er öfters zu der Frau gerufen, um mit ihr zu essen und Sirih (Betel) zu kauen und sie an seine Gegenwart zu gewöhnen [1].

Zuweilen kommen auch *Ehen durch Raub* zustande, und sie werden unter Umständen als nicht verboten angesehen. Hat z. B. ein Jüngling von seinem Vater die Erlaubnis erhalten, ein Mädchen aus einem andern Dorf zu heiraten, und dieses willigt ein, die Eltern aber widersetzen sich, so raubt er sie, wenn er kann, bringt sie in sein Dorf, und nun erst fangen die Verhandlungen über den Kaufpreis an.

Der allzu vertraute Umgang der Verlobten ist unter einer bestimmten Buße verboten. „Auch Leute aus demselben Haushalt können miteinander Ehen eingehen, selbst die nächsten Verwandten: *Brüder und Schwestern, Eltern und Kinder.*“ Diese Behauptung Schwaners klingt unglaublich. Um uns über die Sache zu vergewissern, haben wir durch den hochw. P. Walterus O. C. (Tilburg), den Prokurator der Kapuzinermission in Borneo, bei den dortigen

[1] Ebd. 195—197.

Missionären Erkundigungen eingezogen. Zwar hat keiner der Missionäre bei den Baritostämmen gearbeitet, aber alle bezeugen, daß bei den ihnen bekannten Dajaken derlei Ehen nicht vorkommen. Wohl mag es geschehen, daß ein Eingeborner in einem blutschänderischen Verhältnis lebt, aber, schreibt ein Missionär wörtlich, „das wird von den Dajaken selber als schlecht und schändlich betrachtet. In Peladjan (einem Ort in der westlichen Abteilung von Holländisch-Borneo) in der Nähe unserer Kirche liegt ein großer Felsenhügel. Die Dajaken sagen, daß in früheren Zeiten ein Mädchen von ihrem Vater schwanger wurde, und daß sie durch eine Strafe des Himmels in diesen Felsen verwandelt worden sei. Unser Lehrer des Englischen, ein echter Dajak von Kanowit im englischen Borneo, sagt, daß Ehen zwischen Verwandten bis zum zweiten Grade einschließlich bei ihnen untersagt seien, und daß ein unerlaubtes Zusammenleben von Vater und Tochter mit dem Tode bestraft werde. Auch in Sedjiram und Landjak (fast in der Mitte von Holländisch-Borneo) und überall, soweit unsere Kenntnis reicht, sind Heiraten unter den nächsten Verwandten strengstens untersagt. Ich habe große Zweifel an der Richtigkeit der Behauptung Schwaners".

Ein anderer Missionär hatte vor einigen Jahren aus Borneo nach Holland geschrieben: „Ehen zwischen Brüdern und Schwestern scheinen nicht selten zu sein"; er hatte noch hinzugefügt, er habe auch von einem Fall gehört, wo ein Vater mit seiner Tochter eine Ehe geschlossen. Jetzt aber, nach mehrjähriger Beobachtung, schreibt derselbe Missionär: „Ehen zwischen Eltern und Kindern sind strengstens verboten. Nach ihrem eigenen ‚Adat' (Gewohnheitsrecht) steht Todesstrafe darauf, aber die Regierung läßt die Ausführung nicht zu. Fälle von Ehen zwischen Bruder und Schwester sind mir nur einige bekannt geworden. Ehen zwischen Geschwisterkindern kommen öfters vor; aber der Mann, der eine solche Ehe eingeht, muß der Familie seiner Braut eine Strafe bezahlen." Das soll offenbar eine Art Ehehindernis sein. Da die „Adat" der verschiedenen Stämme Borneos in dieser Beziehung ziemlich ähnlich sind, so sind wir wohl berechtigt, die Behauptung Schwaners als sehr fraglich hinzustellen.

Nach der Heirat gehört der Mann zur Familie der Frau, und die Frau zur Familie des Mannes, und beide nehmen an dem Beruf der beiderseitigen Eltern teil. Der Mann zieht mit der jungen Frau in das Haus ihrer Eltern, um fortan dort mit ihr zu leben. Ausnahmen von dieser Gewohnheit kommen selten vor. Durch die Heirat werden die beiden Ehegatten an sich bis in den Tod miteinander verbunden. Der Mann ist verpflichtet, für das Wohlergehen der Frau zu sorgen, sie zu beschützen und mit Achtung und Güte zu behandeln; die Frau dagegen muß sich sklavisch dem Manne unterwerfen und alle Arbeiten im Haus und auf dem Feld verrichten. Nur wenn eine Arbeit ihre Kräfte übersteigt, hilft ihr der Mann[1]. Im allgemeinen begnügen sich die Eingebornen mit einer Frau, nur sehr reiche Männer haben zuweilen zwei oder drei Frauen. Wenn aber der Mann eine zweite Frau nimmt, bezahlt er der ersten eine Entschädigung und muß ihr auch Geschenke an Kleidern machen, um sie zufrieden

[1] Schwaner, Borneo I 199.

zu stellen. Die zweite Frau schlachtet, um mit der ersten Freundschaft zu schließen, einen Büffel und unterwirft sich in allem ihren Anordnungen. Die erste Frau behält die Leitung der Haushaltung.

Konkubinen zu halten ist nicht erlaubt und wird bestraft, wofern es ohne Zustimmung der rechtmäßigen Frau geschieht. Die Konkubinen sind gewöhnlich von niedriger Herkunft, aus der Klasse der Patans oder Budaks, und werden ohne weitere Zeremonien das Eigentum des Mannes, der ihre Schulden dem früheren Eigentümer bezahlt. Wer sich eines Ehebruchs schuldig macht, muß der Familie der Frau eine bestimmte Summe bezahlen und außerdem eine Entschädigung an seine Ehehälfte; ferner muß er ein Schwein oder einen Büffel schlachten, um den Hausfrieden wieder herzustellen.

Ehescheidungen kommen selten vor; sie finden nur statt, wenn infolge wiederholter Ehebrüche die gegenseitige Achtung und Liebe gestört sind, oder wenn aus einer andern Ursache gegenseitige Abneigung eingetreten ist. In diesem Fall versammeln sich die Personen, die bei der Heirat zugegen gewesen waren, und erklären die Ehe für aufgelöst. Das Brautgeld und alles, was sie während der Ehe erworben hat, bleibt Eigentum der Frau. Auch dann kann eine Ehescheidung stattfinden, wenn ein Mann mehrere Frauen hat, die sich gegenseitig nicht vertragen können. Sind bei der Ehescheidung Kinder vorhanden, so wird die Person, welche Anlaß zur Trennung gegeben hat, als verstorben betrachtet, und über das Vermögen wird nach dem Gesetze des Erbrechtes verfügt. Doch läßt man den Kindern die Wahl, ob sie beim Vater oder bei der Mutter bleiben wollen. Ist ein Mann jahrelang abwesend, ohne von sich Nachricht zu geben oder Geld zum Unterhalt der Familie zu schicken, so gilt dies als rechtmäßiger Grund für die Ehescheidung. Stirbt einer der Ehegatten, so darf der andere bis nach dem Leichenfest nicht wieder heiraten.

Nach dem Tode einer Frau bleibt der Mann im Hause seines Schwiegervaters, bis das Totenfest gefeiert ist; der Brautpreis bleibt Eigentum des Schwiegervaters, der außerdem, nach Abzug der Unkosten für das Fest, den Rest des in der Ehe erworbenen Vermögens mit dem Witwer teilt. Stirbt der Mann, so bleibt das Brautgeld und die Hälfte des Vermögens der Witwe, die andere Hälfte erhält der Vater des Verstorbenen. Die Kinder erhalten nach dem Tode der Mutter alles, was sonst der Vater der Verstorbenen hätte bekommen sollen. Minderjährige Kinder bleiben bei ihrem Vater; die erwachsenen Kinder dürfen wählen zwischen dem Haus ihres Vaters und dem des Großvaters von mütterlicher Seite. Stirbt der Vater, so bleibt das ganze Vermögen bei der Mutter, ist aber Eigentum der Kinder. Kinder zweiter Ehe erben nach dem Tode ihrer Eltern alle während der zweiten Ehe erworbenen Güter und außerdem das Brautgeld der Mutter. Die Kinder aus der ersten Ehe erhalten nur den Anteil, der ihnen beim Tode eines ihrer Eltern zufällt. Als rechtmäßige Kinder gelten nur diejenigen, die aus einer gesetzlichen Ehe entsprungen sind, und vom Vater als seine Kinder anerkannt werden.

Ist ein lediges Mädchen schwanger geworden, so wird es oft, um der öffentlichen Schande zu entgehen, heimlich ertränkt. Ist dies nicht geschehen, so sucht man, wenn der angegebene Vater einem vornehmen Hause angehört,

eine Heirat zwischen den beiden Schuldigen zustande zu bringen. Leugnet der Mann seine Schuld, so muß er sich dem Ordal der Feuerprobe unterwerfen, und fällt dasselbe zu seinen Gunsten aus, so muß der Vater des Mädchens das Kind erziehen. Nicht selten wird der Verführer des Mädchens umgebracht. Ist der Vater ein Budak, so verlieren beide Schuldige das Leben oder der Verführer wird gezwungen, das Doppelte seiner Schuld zu bezahlen und das Haus zu verlassen.

Die unehelichen Kinder sind gehaßt und verachtet und können sich später nur schwer verheiraten. Aber alle diese strengen Vorschriften des Gewohnheitsrechtes sind nicht im stande, die Mädchen vor sittenlosem Leben zu bewahren, da man die Kunst des Abortus vollkommen versteht. Im allgemeinen läßt die Sittlichkeit der Eingebornen sehr viel zu wünschen übrig [1].

Die Kinder sind dem Vater bis zum Tode Achtung und Gehorsam schuldig, und sie haben auch, vor allem der älteste Sohn, die Pflicht, ihre alten, gebrechlichen und arbeitsunfähigen Eltern zu ernähren und standesgemäß zu pflegen. Der Vater hat das Recht, seine Kinder zu verpfänden. Der geborene Vormund des Waisenkindes ist der Bruder des Vaters oder der Mutter. Die Verwaltung des Vermögens kann auch den Kindern übertragen werden, sobald sie mündig werden. Die Hinterlassenschaft der Eltern wird gleichmäßig unter die Kinder verteilt; doch steht es dem Vater frei, ein Kind zu bevorzugen.

Für das Strafrecht gelten folgende Bestimmungen: In den Distrikten, die unter dem Einfluß der Regierung stehen, werden Todesurteile nicht mehr von den Mandirs (Dorfältesten) gefällt. Nur im entfernten Binnenland ist dies noch der Fall. Die meisten, ja beinahe alle Vergehen werden durch Bußen an Geld oder andern Gütern gesühnt. Der Mörder, der die für dieses Verbrechen vorgeschriebene Strafe (Balai) an die Familie des Ermordeten nicht bezahlen kann, verwirkt das Leben. Die Familie des Ermordeten nimmt aber auch, wenn sie im stande ist, den Balai zu bezahlen, zuweilen Blutrache an dem Mörder. Erst nachdem dies geschehen, wird die Angelegenheit vor die Mandirs gebracht und beide Teile werden dazu verurteilt, einander den Balai zu bezahlen, der sich nach dem Rang des Ermordeten richtet.

Wer Straßenräuberei oder Räuberei an den Flüssen begeht, ohne daß der beraubte Teil dazu Veranlassung gegeben, muß den doppelten Betrag des Geraubten wieder erstatten und dem Beraubten außerdem noch einen Budak und einige andere Sachen anbieten, um ihn zufrieden zu stellen. Wurde dieser verwundet, so wird die Strafe erhöht. — Vergiftung und Bezauberung werden wie der Mord gestraft. — Wenn ein Mann aus guter Familie mit der Frau eines andern von gleichem Stand Ehebruch begeht, so hat der beleidigte Mann das Recht, ihn zu töten, muß aber dann den Balai an dessen Familie bezahlen. Bringt er die Angelegenheit vor den Richter, ohne blutige Rache zu nehmen, so wird der Ehebrecher zu einer Geldbuße von 200 bis 400 Gulden verurteilt. Ein Budak, der mit der Frau eines freien Mannes Ehebruch begeht, wird mit dem Tode bestraft. Begeht dagegen ein freier Mann Ehebruch mit der Frau eines Budaks, so muß seine Familie den letzteren frei-

[1] Schwaner, Borneo I 203.

lassen oder ihm die Schulden bezahlen. Wer während der Badezeit sich dem Badeplatz der Frauen nähert, muß eine Strafe von 50 Gulden bezahlen. Wer längs des Flusses am Badeplatz der Mädchen vorbeigeht und über ihre Kleider schreitet, muß 8 Gulden bezahlen. Unsittliche Worte, in Gegenwart von Frauen oder Mädchen gesprochen, werden mit 10 Gulden bestraft. Wer an einer Frau schamlose Handlungen vornimmt, die das sittliche Gefühl verletzen, verfällt einer Geldbuße von 30 Gulden. — Kinder, die ihre alten Eltern schlecht behandeln, sind verpflichtet, denselben einen Budak oder 100 Gulden zu geben. Bei absichtlicher Brandstiftung muß der angerichtete Schaden doppelt ersetzt werden; bei Brandstiftung aus Unvorsichtigkeit wird bloß zum vollen Schadenersatz verpflichtet. Wer einen Diebstahl auf dem Felde begeht, muß außer der Zurückerstattung des Gestohlenen eine Geldstrafe von 10 bis 20 Gulden bezahlen. Die Strafe für den Diebstahl im Hause ist größer. Wer einen andern so mit der Hand schlägt, daß Blut fließt, muß, wenn die Tat in nüchternem Zustand geschah, 50 Gulden, wenn in trunkenem Zustand, 8 Gulden bezahlen. Wortbeschimpfungen werden mit 8 bis 10 Gulden bestraft. Wer seinem Kinde flucht, muß einen Büffel oder einen Budak schlachten. Das Kind wird mit dem Blute des Schlachtopfers beschmiert, um die Folgen des Fluches zu verhindern.

Von den Gottesurteilen der Eingebornen seien folgende erwähnt: In ein mit Wasser und Asche gefülltes Faß werden zwei Geldstücke gelegt, von denen nur eines blank geputzt ist. Wer das blank geputzte Stück herausbringt, hat die Wahrheit gesagt. Bei einem andern Ordal werden die beiden streitenden Parteien mit einem horizontal über die Köpfe gelegten Bambusstab unter das Wasser gedrückt. Wer zuerst heraustaucht, wird für schuldig gehalten. Bei einem andern Ordal wird eine Quantität Damar (Harz) auf einem Brett angezündet; sobald die Masse flüssig und die Flamme ausgelöscht ist, muß der Angeklagte mit dem Zeigefinger der rechten Hand über das glühende Harz hinstreichen. Der Finger wird dann untersucht, und die Verwundung beweist die Schuld des Angeklagten. Beim Hasudie-Ordal muß der Angeklagte mit drei Fingern der rechten Hand ein kleines Goldgewicht aus anderthalb Zoll tiefem, siedendem Wasser herausholen; wird er verletzt, ist er schuldig [1].

Bei den Eingebornen, besonders bei den Ngadjus, besteht ein Eid, nach dessen Ablegung eine Sache für immer als erledigt gilt und der Ankläger gezwungen wird, seine Anschuldigung zurückzunehmen. Der Angeklagte ruft, während er Reis ausstreut, das Universum und die Geister, die darin leben, zu Zeugen seiner Unschuld an und beschwört sie, ihn und die Seinigen bis ins siebte Geschlecht mit Haß und Rache zu verfolgen, falls er die Unwahrheit gesagt habe. Dann wirft er einen Stein ins Wasser als Sinnbild seines untersinkenden Glückes, und schneidet einen Rotang in Stücke als Symbol der Zerstörung seiner Wohlfahrt und der Strafe, die ihn treffen solle, wenn er falsch geschworen habe [2].

---

[1] Ebd. 212—213. [2] Ebd. 213—214

13. Die Ot-Danoms (Holländisch-Borneo).

Die Ot-Danoms, von denen wir hier reden, wohnen am Kapua-Murung, ferner am Oberlauf des Kahajan und am Katingan-Flusse; sie sind wohl zu unterscheiden von den Ot-Danoms am Sampa, Melahui und deren Nebenflüssen, mit denen sie oft im Kriege leben. Der Name Ot-Danom kommt nach Schwaner von ot (oben) und danom (Wasser), weil sie am Oberlauf der genannten Flüsse leben[1]. Sie stimmen in manchen Dingen mit den Ngadjus am Barito überein.

Die Ot-Danoms am Kahajan haben keine solche Bilians wie die Ngadjus. Die Aufgaben der Bilians werden von Frauen und Töchtern der Reichen besorgt und beschränken sich auf die Heilung von Krankheiten durch Austreibung der Geister, die als die Ursache derselben angesehen werden; ferner auf das Geleiten der Seelen nach dem Aufenthaltsort der verstorbenen Ahnen, endlich richten sie Gebete an die Götter um Glück und Reichtum. Die Gabe zur Vornahme dieser Handlungen erlangen sie dadurch, daß ein Sangsang in ihren Leib fährt. Solange dieser Zustand dauert, muß sich die Frau jedes geschlechtlichen Verkehrs mit ihrem Manne enthalten[2].

Die Seelen der Verstorbenen werden sofort nach der Einsargung der Leiche zu ihrem Wohnort in der andern Welt geleitet, und nicht erst nach dem Leichenfest wie bei den Ngadjus. Unter dem Gesang der Bilians wird die Seele von einem Sangsang über eine hohe Brücke, die in dem Haus des Verstorbenen beginnt und mit dem andern Ende auf dem Kaju Nahan Batu Parah Bulan ruht, in die Wohnung der Seligen geleitet. Der Sarg wird wie bei den Ngadjus mit der Leiche hinaus ins Freie getragen. Erst später werden die Gebeine gesäubert und verbrannt, und dann wird die Asche in Töpfen gesammelt und in den Sandong gelegt. Mit der Trauer wird stets ein kostspieliges Fest verbunden, bei dem man Menschen, Büffel und Schweine schlachtet und die abgeschnittenen Köpfe der Opfer an dem Sandong aufhängt. Der Häuptling der Ot-Danoms, Tomonggong Tundan, gab seiner verstorbenen Frau außer ihren Schmucksachen noch acht vollständige Anzüge in den Sarg mit. Unmittelbar nach dem Tode erschlug er einen Budak und nachher noch drei andere, als der Sarg aus dem Hause gebracht wurde. Beim Reinigen und Verbrennen ihrer Gebeine ließ er 8 Budaks, 60 Schweine und 2 Büffel schlachten.

Bei den Reichen besteht der sonderbare Gebrauch, daß der überlebende Teil von den Ehegatten während einer bestimmten Zeit das Haus unter keinem Vorwand verlassen darf. Oft bringt der trauernde Gatte, auf einer Matte sitzend, drei bis sieben Monate ohne Beschäftigung zu[3].

Nicht bloß bei Leichenfesten, sondern auch bei andern Gelegenheiten, z. B. bei Abschluß eines Friedens- und Freundschaftsbündnisses, werden Menschen getötet. Die Talismane des Hauses oder der einzelnen Personen werden in deren Blute gewaschen, während die beiden Parteien sich Stirne, Schultern, Brust usw. damit beschmieren und sich gegenseitig Glück und langes Leben wünschen. — Die Ot-Danoms halten wie die Ngadjus sehr viel auf lärmende und lange

[1] Schwaner, Borneo II 75. [2] Ebd. 76. [3] Ebd. 76—77.

Feste, bei denen es oft sehr roh hergeht, da sich Männer und Frauen vollständig betrinken. Bei solchen Gelegenheiten kommt es nicht selten zu Streitigkeiten. Die erbitterten Gegner greifen zu den Waffen, werden aber von den übrigen Gästen gepackt und gebunden, bis sie den Rausch ausgeschlafen haben.

Wie alle Eingebornen der Insel sind die Ot-Danoms äußerst abergläubisch, und nicht nur sie selbst, auch die Fremden, die zum erstenmal zu ihnen kommen, leiden darunter. So ist es z. B. strenge Vorschrift, daß derjenige, der zum erstenmal an einen Ort kommt, den dort Wohnenden den Balas bezahle, d. h. eine Summe Geldes, nach deren Höhe man Opfertiere, Büffel oder Schweine, schlachtet, die den Geistern geopfert werden, um sie wegen der Ankunft eines Fremden zu versöhnen und sie zu bewegen, ihre Gunst den Einwohnern nicht zu entziehen, ihre Reisernte zu segnen und die Karagans[1] mit schönem Gold anzufüllen. Ein solcher Balas kostet einen Reisenden 40 bis 100 Gulden.

Bei den Reichen besteht mancherorts die grausame, wahrscheinlich den Chinesen entlehnte Sitte, ihre jungen Töchter von acht bis zehn Jahren für eine bestimmte Zeit in einem abgesonderten kleinen Teil des Hauses von jedem Verkehr mit andern Menschen abzusperren. Das Zimmerchen hat nur ein kleines Fenster, das auf einen einsamen Platz geht, so daß im Raum fast volle Finsternis herrscht. Das kleine Mädchen darf diesen Platz unter keinen Umständen verlassen. Weder Vater noch Mutter noch Geschwister bekommen es zu sehen, nur eine Sklavin, die seine Bedienung hat, darf es sehen. Das arme Opfer des Gewohnheitsrechtes sitzt oft sieben Jahre in diesem Verließ und beschäftigt sich nur mit Mattenflechten. Die leibliche Entwicklung wird natürlich aus Mangel an Bewegung sehr gehindert. Am Ende der Absperrungszeit, die meistens aufhört, sobald es das heiratsfähige Alter erreicht, wird es aus dem Gefängnis befreit, das es leichenblaß und wegen der dünnen Füße mit schwankendem Schritt verläßt. Jetzt gilt es nach dem Geschmacke der Leute als besonders schön. Man zeigt ihm, als wäre es neugeboren, die Sonne, die Erde mit ihren Produkten und das Wasser, und dann folgt ein großes Fest, bei dem ein Sklave getötet und das Mädchen mit dessen Blut eingerieben wird. Der Zweck dieser Absperrung (bakuwo) ist, dem Mädchen die eben genannten Eigenschaften zu verschaffen, seinen Namen hierdurch bekannt zu machen und viele Freier anzulocken[2].

Die Hunde, die den Eingebornen bei der Jagd dienen, werden sehr geachtet, und nicht nur während des Lebens, sondern auch nach dem Tode mit Auszeichnung behandelt. Sie haben eine Geschichte und, wie alle Tiere, eine Seele. Man behauptet, daß sie von Patti Palangkaing, dem König der Tiere, abstammen. Als dieser einst eine Versammlung der Tiere abhielt und sich inmitten der Versammlung niedersetzte, kam ein Teil des Leibes zum Vorschein, den man gewöhnlich zu verbergen sucht. Darob entstand ein lautes Gelächter. Über dieses unschickliche Betragen erzürnt biß Patti Palangkaing nach allen Richtungen auf die Tiere los und jagte sie auseinander. Nun war es aber mit seiner Herrschaft am Ende, und er faßte in seinem Herzen einen unauslöschlichen Haß,

[1] Karagans sind die Steine, die der Fluß bei Überschwemmung ablagert.
[2] Schwaner a. a. O. II 78.

den er auf seine Nachkommen vererbte; diese machte er so zur Jagd geeignet. Die Leichen der Hunde werden in Tücher oder Decken gewickelt und in der Nähe der Häuser begraben. Man gibt ihnen Reis und Salz mit ins Grab und streut Reis oben darauf als ein Opfer für die Götter, um diese zu bewegen, ihre Seelen in den Himmel zu geleiten. Zu ihrem Gedächtnis wird ein pantar aso errichtet, an dem man die Kinnbacken und Köpfe der von ihm erlegten Hirsche und Schweine aufhängt.

In Betreff der Kleidung ist wenig Unterschied zwischen den Ngadjus und den Ot-Danoms, nur ist bei den letzteren das Tätowieren viel mehr in Übung. Mit Ausnahme des Gesichtes wird der ganze Leib tätowiert. Von ihren Waffen seien die Blasrohre erwähnt, aus denen sie giftige Pfeile schießen. Die Reichen besitzen eine Menge Budaks. Wird die Zahl derselben zu groß, so werden die ältesten oft freigelassen, müssen aber dann für sich selbst sorgen und sind nur, wenn es besonders verlangt wird, zu Dienstleistungen verpflichtet. Die Kinder solcher scheinbar freigelassener Sklaven bleiben aber, wie ihre Eltern, ihren Herren untertan und dienstpflichtig[1].

Die folgenden Angaben betreffen unmittelbar die Ot-Danoms im Quellgebiet des Katinganflusses, aber das Gesagte gilt fast ausnahmslos auch von den Ot-Danoms am Kahajan. Die Bevölkerung besteht aus Freien und Sklaven. Die letzteren, Bewars genannt, sind wahrscheinlich auf dieselbe Weise in Leibeigenschaft geraten wie die Budaks am Barito. Die Bewars sind verpflichtet, ihren Herren zu gehorchen und zu dienen, sobald diese es verlangen. Sie wohnen meistens in eigenen Dörfern oder wenigstens in getrennten Häusern. Sie bauen ihren Reis selbst und müssen überhaupt selbst und aus eigenen Mitteln für ihre Bedürfnisse sorgen. Sie können auch Handel treiben und einigen Reichtum erwerben. In manchen Fällen lebt ein Bewar in viel günstigeren Umständen als sein Herr, das ändert aber nicht das geringste an ihrer gegenseitigen gesellschaftlichen Stellung[2]. Bewars, die keine Eltern oder andere nahe Blutsverwandten haben, werden von ihren Herren zur Verrichtung häuslicher Arbeiten verwendet. Zuweilen werden auch die erwachsenen Kinder noch lebender Bewars ins Haus genommen und dort zu solchen Arbeiten verwendet, zu denen sie sich eignen.

Ein freier Ot-Danom kann nie in den Stand eines Bewar geraten. Die Unmöglichkeit, gemachte Schulden zu bezahlen, ist kein Grund, um verpfändet zu werden. Die Schuld geht in diesem Fall nach dem Ableben des Schuldners auf seine Kinder über und wird später ein Gegenstand des sog. Singer. Dieses besteht in der Wiederaufnahme alter, unerledigter Prozesse, verjährter Schuldforderungen, nicht erfüllter Verpflichtungen usw., die meist aus früheren Generationen herstammen und dazu dienen, andere mit oder ohne gerechten Grund ihrer Habe zu berauben. Die Angelegenheiten der Urgroßväter werden so zum Gegenstand des Streites zwischen ihren Urenkeln. Dieses Singer ist vornehmlich eine Sache des Gedächtnisses und erfordert nicht nur eine gründliche Kenntnis der Stammbäume der verschiedenen Familien und ihrer Verhältnisse, sondern auch eine große Gewandtheit im Debattieren. Besitzt der Angeklagte

[1] Schwaner, Borneo II 80—81. [2] Ebd. 150.

diese Eigenschaft nicht oder nicht in demselben Grade wie der Ankläger, so verliert er in den meisten Fällen den Prozeß und muß den Forderungen der Gegenpartei nachkommen. Das Singer ist schon für viele auf Kosten der Habe anderer zur Quelle großen Reichtums geworden. Auch das Eintreiben von neuen Schulden und rückständigen Zinsen, von Geldbußen und Brautpreisen kann den Gegenstand des Singer bilden. Die Ot-Danoms werden überhaupt als habsüchtig und wenig zuverlässig geschildert [1].

Religion. Die Ot-Danoms geben dem höchsten Wesen den Namen Mahadarah. Dieser schuf die Erde und alles, was darauf ist. Beim Beginn der Welt existierte nur das Wasser, und alle Anstrengungen, trockenen Boden herauszubringen, hatten nur geringen Erfolg, bis endlich sieben Nagas (Krüge?) als Grundlage genommen wurden, auf die Mahadarah Erde aus dem Himmel herniederwarf. Während früher alles Wasser war, wurde jetzt das Wasser und die Luft verdrängt und das Universum mit einem Übermaß von Erde angefüllt. Mahadarah stieg deshalb von seinem Sitz herab und preßte die Erde zu festen Massen, Steinen usw., zusammen; er bildete die Bergketten und Gipfel, die Tiefen der Seen und Meere, die Betten der Flüsse und Bäche, so daß das Wasser jetzt seinen Platz unter dem trockenen Boden erhielt. Dann erst wurden die Menschen geschaffen, entstanden allmählich die andern Geschöpfe [2].

Nach einer Überlieferung der Ot-Danoms hat einst auf der Insel eine große Überschwemmung stattgefunden, bei der viele Bewohner das Leben verloren. Nur die Spitze des Bukit Ari bei Mandai ragte aus den Wassern hervor und diente einer kleinen Anzahl von Menschen, die sich auf Kähnen retten konnten, als Aufenthaltsort, bis sich nach drei Monaten die Fluten wieder verliefen.

Der Wohnort der Seelen ist auf dem Bukit Raja, dem höchsten Berge des Landes, und auf den mit ihm zusammenhängenden Kaib Boron und Bukit Njait. Der Bukit Raja hatte einst eine viel bedeutendere Höhe, denn er ragte bis zum Himmel, dem Sitze der guten und bösen Geister. Er diente dem gefährlichen Geist Botjong als Weg zur Erde, wo er die Menschen verschlang. Aber der Burung Madeira flog mit seinen Flügeln herbei und stürzte ihn in die Tiefe, aus welcher er sich als Bukit Njait erhob, und dadurch gab er dem Bukit Raja seine gegenwärtige Gestalt.

Die Seelen der Verstorbenen werden unter den Gebeten und Beschwörungen der Bilians durch den Sangsang Tandeho in einem guten Nachen nach dem Bukit Raja übergeführt. Auf ihrer Reise nach dem Himmel, der auf dem Berg Sumbut ruht, haben sie geradeso wie die Seelen der Ngadjus am Barito viele Mühsale und Gefahren zu bestehen. Die Leichen werden einige Tage nach dem Tode verbrannt, oder der Sarg wird an der freien Luft ausgesetzt und, wenn das Fleisch geschwunden ist, geöffnet, und dann werden die Gebeine verbrannt. Zuweilen werden die Leichen auch beerdigt und die Gebeine nach Jahr und Tag wieder ausgegraben, um später die Asche wie in den beiden andern Fällen in Sandongs aufzubewahren. Die Trauerzeit endigt mit einem Dewafest, bei dem den Verstorbenen Opfer dargebracht werden, die zu ihrer Verherrlichung im Himmel beitragen sollen. Die Bilians, die mit

[1] Ebd. 81. [2] Ebd. 151.

den Göttern in Verkehr zu treten und im Falle einer Krankheit die bösen Geister zu beschwören wissen, sind Frauen und Mädchen von guter Herkunft und meistens von untadelhaftem Wandel[1].

14. Die Bewohner von Timor.

Die Einwohner von Timor (Kleine Sunda-Inseln), besonders die im östlichen Teil der Insel, welche wir im folgenden hauptsächlich berücksichtigen, bilden — abgesehen von den eingewanderten Portugiesen, Holländern, Chinesen usw. — eine Mischrasse aus Papuas und Malaien. Der nordöstliche Teil der Insel steht unter portugiesischer Oberhoheit, doch sind die Eingebornen fast unabhängig. Ganz Osttimor ist verteilt unter zahlreiche Häuptlinge, die Radschas oder Leoreis genannt werden und von denen jeder mit fast absoluter Gewalt in seinem Königreiche schaltet. Man zählt über mehr als 40 solcher Potentaten, doch stehen einige in einer Art Vasallenverhältnis zu andern. Die Königreiche werden in Distrikte (sukus) eingeteilt, an deren Spitze je ein Dato steht, der vom Leorei durch einen eigens dazu bestimmten Beamten seine Befehle erhält.

H. O. Forbes[2] schildert die Timoresen des portugiesischen Gebietes als intelligent und sehr fähig, zu höherer Kultur zu gelangen, aber als träg und weichlich. Das Tätowieren scheint nicht sehr stark im Gebrauch zu sein. Sie sind dem Spiel ergeben und äußerst rachsüchtig. Forbes erzählt: „Ein Mann, dem ein Nachbar absichtlich oder unabsichtlich sein Schwein erschlagen hatte und der die verlangte Genugtung nicht erlangen konnte, ergriff das Kind des Nachbars und lief damit ans Meer, indem er es wie einen Schild auf seinem Rücken hielt, für den Fall, daß der Vater auf ihn schießen sollte. An der Küste verkaufte er es und erhandelte mit dem Erlös ein Pferd. Sie sind auch sehr dem Trunk ergeben und können durch Kanipa zu allem bestochen werden."[3]

Die Hauptkleidungsstücke bestehen in einem großen Streifen, der um die Lenden gewunden wird, und in einem Plaid. Die Frauen tragen wenig Schmuckgegenstände, der Hauptschmuck ist ein fein gearbeiter schöner Kamm. Einen solchen schenken die Jünglinge den Mädchen, die sie zu heiraten wünschen, und er gilt als Unterpfand eingegangener Verpflichtung. — Die Timoresen wohnen nicht in Dörfern, sondern in kleinen Weilern oder einzelstehenden Häusern. Gewöhnlich liegen diese Häuser in kleinen Hainen, und wenn sie alleinstehen, sind sie gewöhnlich mit einem Palisadenzaun ringsum geschützt. Innerhalb dieser Umzäunung kann aller Besitz des Eigentümers untergebracht werden: Pferde, Ochsen, Schweine und zu unruhigen Zeiten auch die Ziegen. Die Wohnungen sind nicht in mehrere Kammern eingeteilt, aber es sind Vorrichtungen angebracht, um einige Teile durch Vorhänge zu verschließen. Die Nahrung besteht hauptsächlich in Indischem Korn.

[1] Schwaner, Borneo II 152.

[2] On some Tribes of the Island Timor, in The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XIII (1883) 407. Vgl. auch Dumont d'Urville, Malerische Reise um die Welt. Deutsch von Diezmann, II, Leipzig 1837, 128 ff; Tijdschrift for Indische Taal-, Land- en Volkenkunde, 4. Serie, 2. Teil (1861) 465 ff.

[3] Forbes a. a. O. 408.

Besonders merkwürdig sind die Tempel: die Uma-lulik. In einem Familienweiler mit mehreren Häusern findet man unfehlbar in einiger Entfernung abgesondert und meist in einem Hain diesen Uma-lulik. Der Bau ist ziemlich groß und gut besorgt und von außen mit Büffelschädeln geschmückt. Ein Beamter, der eine der höchsten und jedenfalls der einflußreichsten Würden bekleidet, hat im ganzen Königreich die Sorge für diese Gebäude und leitet die Zeremonien in denselben. Er heißt Dato-lulik oder Nai-lulik. In Friedenszeiten und bei allen gewöhnlichen Gelegenheiten lebt ein alter Mann oder eine alte Frau als Aufseher in diesem Gebäude. Eine solche Person heißt Luliata. Der Tempel hat zwei getrennte Türen; eine ist dem Priester vorbehalten, durch die andere tritt die Person ein, welche die Gottheit befragen oder ihr opfern will. Im Innern befinden sich die Amtskleider des Priesters und verschiedene geheiligte Gegenstände, unter andern ein Stein, auf dem die der unsichtbaren Gottheit geweihten Opfer niedergelegt werden.

Der Haupttempel des Landes steht nur bei besondern Gelegenheiten offen. Während der ganzen Dauer eines Krieges wird er offen gehalten, und in ihm werden Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Distrikten des Königreichs beigelegt. Hat ein Mann einen gewöhnlichen Krankheitsfall in seinem Hause, so zieht er nicht den Tempel und die Gottheit zu Rate, sondern opfert in seinem Hause dem Lulik ein Huhn oder ein Schwein. Sollte er aber mehrere Glieder seiner Familie verlieren oder sonst von einem besondern Mißgeschick betroffen werden, so wendet er sich an den Priester; „dieser muß mit dem Lulik reden". Der Priester tötet nun im Tempel das Huhn oder Schwein, legt etwas Fleisch vom Herzen und von der Seite desselben auf den Altarstein, und das übrige kocht er mit Reis über einem Feuer im Tempel. Dann essen beide davon, und der Priester entläßt den Hilfesuchenden mit der Versicherung, die Krankheit oder das Unglück werde jetzt verschwinden. Auch vor der Aussaat des indischen Korns und vor der Reisernte werden zu Hause und im Tempel Opfer dargebracht.

Die feierlichste religiöse Zeremonie findet vor Beginn eines Krieges statt. Auf Befehl des Königs müssen sich alle seine waffenfähigen Untertanen in voller Kriegsrüstung und mit einem Huhn in der Hand um den Haupttempel des Landes versammeln. Dann opfert der Dato-lulik einen Büffel und ruft zuerst die Geister der verstorbenen Ahnen und nachher den Maromak (Gott) des Himmels und der Erde an. In manchen Orten heißt dieser Gott Urubatu und Laraula, was Sonne und Mond bedeutet. Nun ruft der Priester jeden Mann einzeln herbei, schlachtet dessen Huhn und erkennt an verschiedenen Zeichen, ob derselbe von Maromak auserwählt sei, für sein Königreich zu kämpfen oder daheimzubleiben und die Weiber zu hüten. Wer kämpfen will, ohne erwählt zu sein, wird sicher getötet werden, während die Auserwählten wohlbehalten aus dem Kriege zurückkehren. Während des Krieges darf der Dato-lulik den Tempel nie verlassen; er muß Tag und Nacht darin bleiben und beständig ein Feuer unterhalten. Während der ganzen Zeit darf er nur warmes Wasser trinken[1].

[1] Ebd. 413—414.

Der Rajah darf so viele Weiber halten, als er will, aber seine eigentliche Frau muß aus einer königlichen Familie sein. Sie wird ihm vom Volke aus den schönsten Töchtern der benachbarten Rajahs ausgewählt. Gibt der Vater der Braut mit Einwilligung seines Volkes die Zustimmung, so wird von dem Volke des Brautwerbers eine Deputation abgeschickt, um gewissermaßen die Braut zu beschützen, bis der Preis für dieselbe bezahlt ist. Dieser ist gewöhnlich hoch und besteht oft in 200 bis 300 Büffeln, zahlreichen Pferden, Schafen, Ziegen und Schweinen, außerdem in Gold und vielen Kleidern. Hat der Rajah einen Sohn, so folgt dieser seinem Vater in der Regierung. Hat er keine Söhne, so wird die älteste Tochter Rajah, jedoch führt ein Stellvertreter die Geschäfte. Die Leute der unteren Stände sind meist nicht in der Lage, Konkubinen zu halten; sie scheinen mit einer Frau zufrieden zu sein, denn obwohl Polygamie als zulässig gilt, kommt sie doch ziemlich selten vor. Die Frauen werden gekauft, und deshalb sind die Mädchen dort der Reichtum der Familie. Erfüllt der Schwiegersohn die eingegangenen Verbindlichkeiten nicht, so hat der Vater das Recht, seine Tochter zurückzuholen und selbst die Kinder, wenn sie deren hat, mitzunehmen. Die Heiraten der gewöhnlichen Leute geschehen ohne große Formalitäten. Ist der Antrag gestellt und ist man über den Preis einig geworden, so schlachtet man ein Tier, um dessen Eingeweide um Rat zu fragen. Sind die Anzeichen günstig, so wird die Ehe geschlossen. Ist das Mädchen einmal verheiratet, so bleiben ihm wenige Gelegenheiten zu Fehltritten, es wird streng gehütet; vor der Heirat aber hat es die größte Freiheit, und man läßt es gewähren[1].

Bei einigen Stämmen scheint eine Art Klassensystem zu bestehen wie in Australien, so daß die Männer nur unter gewissen Bedingungen Frauen aus dem andern kaufen dürfen[2]. In manchen Gegenden bestehen drei Volksklassen oder Stände: der erste Stand, Uma-Bôôt (großes Haus), besteht aus den Gliedern der königlichen Familie und ihren Verwandten. Die Uma-Klara bildet die mittlere Klasse oder den Mittelstand; die Uma-Kiiki (kleines Haus) sind die untersten Volksschichten. In einigen Distrikten wählt das Volk, wenn der Thron erledigt ist, einen Rajah aus seiner Mitte. Sollte die Wahl auf einen Mann aus der Uma-Kiiki-Klasse fallen, so muß das Volk seiner Familie große Summen bezahlen, um ihn gewissermaßen zu einem Gliede der Uma-Bôôt zu erheben[3].

Alle Rajahs und Datos besitzen Sklaven, die aber im allgemeinen nicht hart behandelt werden. Die Freilassung kann durch Bezahlung einer bestimmten Summe erlangt werden; doch scheinen die Sklaven selten die Freilassung zu verlangen. Es gibt auch Sklaven, die nicht einer Privatperson, sondern dem Königreich gehören; diese können nur vom König verkauft werden. — Grund und Boden scheint dem Rajah zu gehören. Jedermann kann zwar bebauen, was er will, aber er hat kein Recht auf den Boden. Vom Eigentum eines Mannes erben Frau und Kinder zwei Drittel, die Konkubinen mit ihren Kindern ein Drittel. Wenn beim Tode des Vaters der älteste Sohn das Haus desselben verlassen

[1] Dumont d'Urville, Malerische Reise um die Welt II 129.
[2] Forbes, On some Tribes of the Island Timor, ebd. XIII 416. [3] Ebd.

hat und in ein anderes Königreich gezogen ist oder mit seinem Weib in einem andern Hause lebt, so verliert er das Recht der Nachfolge; diese gelangt an den zweiten Sohn. Wenn jedoch der älteste Sohn zwar verheiratet ist, aber mit seiner Frau im väterlichen Hause wohnt, so verliert er sein Recht der Nachfolge nicht. Die nachgeborenen Söhne behalten ihr Erbrecht, auch wenn sie verheiratet sind und das väterliche Haus verlassen haben[1].

Stirbt ein Glied der Familie, so ist jeder Verwandte verpflichtet, dem Verstorbenen persönlich oder durch Vertretung ein Geschenk zu machen. Solange noch ein Verwandter dieser Pflicht nicht nachgekommen, darf das Begräbnis nicht stattfinden. Jeder Verwandte legt bei seiner Ankunft seine Gaben neben den Toten und feuert einige Schüsse ab. Sind alle Gaben beisammen, so kann sofort das Totenfest stattfinden, wenn der Verstorbene arm war; denn dann braucht das Fest, das immer vor der Beerdigung stattfinden muß, keine langen Vorbereitungen. Bei einem Vornehmen dagegen dauern die Vorbereitungen zum Totenfest oft monatelang, und so lange muß das Begräbnis hinausgeschoben werden. Die Leiche wird dann in einer kleinen, eigens dafür hergerichteten Hütte in der Nähe des Hauses der Verwandten untergebracht; in andern Distrikten wird die Leiche bei den Hüften zusammengefaltet, in eine Matte gebunden und an der Spitze eines Baumes mit einem Strick aufgehängt. Sind alle Vorbereitungen zum Begräbnis fertig, so wird die Leiche geschmückt und in einem Holzsarg ins Grab gelegt, während Schüsse abgefeuert werden und die Weiber laute Klagen anstimmen. Dann beginnen große Schmausereien und Trinkgelage; die Gebeine der geschlachteten Tiere werden auf das Grab gestreut. Auf dem Grabe eines Reichen werden bis zu 200 Büffeln geopfert[2]. Wie die Australier glauben auch die Timorer, der Tod sei — außer wenn jemand erschlagen wurde — die Wirkung eines bösen Geistes oder Swangi, der in einem Menschen stecke und die Seele des Verstorbenen aufgezehrt habe. Werden diese Swangi ausfindig gemacht, so wird der Schuldige mit seiner ganzen Familie getötet und ihre Güter konfisziert[3].

Die Gesetze in den verschiedenen Königreichen sind nicht geschrieben, sondern pflanzen sich durch mündliche Überlieferung fort. Der Leorei ist ebensowohl Richter wie König, aber er tritt nur in den seltenen Fällen in Tätigkeit, wenn ein Kläger eine Sache bei ihm anhängig macht. Jeder Mann oder jede Familie erzwingt sich mit eigener Faust ihr Recht von der Person oder Familie, die ihnen Unrecht zugefügt. Besitzt der, welcher das Unrecht zugefügt, Güter oder Vieh, so wird eine Summe als Sühne gefordert. Mord wird mit dem Tod gerächt, aber diese Strafe kann durch Bezahlung eines Äquivalents in Geld oder Gütern abgewendet werden. Ein auf frischer Tat ertappter Räuber wurde früher auf der Stelle getötet und wird es zuweilen auch heute noch, wenn der Angegriffene der Bestrafung durch die europäischen Behörden hofft entgehen zu können. Denn diese haben mit Recht sich in die innere Verwaltung der Königreiche eingemischt und gewisse alte barbarische und ungerechte Gewohnheiten verboten. Bestand das Gestohlene in einem lebendigen Tiere, so wurde diesem der Kopf abgeschlagen und neben dem des Diebes an einen Pfahl

[1] Ebd. 417. [2] Ebd. 419. [3] Ebd. 420.

geheftet. Man findet noch heute viele solche Warnungszeichen, die das Schicksal von Räubern und Dieben verkünden. Jedes Verbrechen, wie klein auch immer, konnte mit dem Tode gerächt, aber alle konnten vom Schuldigen, wenn er reich genug war, durch eine Geldbuße gesühnt werden. Nur zwei Verbrechen waren davon ausgenommen: Ehebruch mit einer Person aus des Königs Familie und Zauberei (d. h. wenn einer überführt wurde, ein Swangi zu sein)[1]. Da die portugiesische Regierung jetzt jede Tötung streng verbietet und bestraft, werden die Prozesse vor dem Rajah häufiger, weil man nur auf diese Weise die Geldstrafe für ein erlittenes Unrecht erzwingen kann.

Forbes leugnet, daß die Timorer eigentliche Kopfjäger seien; doch schlagen sie im Kriege den Feinden den Kopf ab und bringen ihn als Siegestrophäe nach Hause. Wenn aber zwischen den kriegführenden Parteien Frieden geschlossen ist, kommen die Stämme oft zusammen und tauschen die erbeuteten Köpfe aus, die nun von den Angehörigen der Toten begraben werden.

Wenn ein Erdbeben vorkommt, schreien die Timorer auf und klagen, daß Maromak sie vergessen und das Unglück der Welt habe zustoßen lassen. Eines Tages, erzählt Forbes, als wir auf einem gefährlichen Saumpfad über einen Berg ritten, kamen wir zu einem kleinen Hügel, den meine Begleiter Matu nannten und an dessen beiden Seiten unser Weg vorbeiging. Jeder Eingeborene, der mit mir war, sammelte einige Blätter oder einen Zweig von einem Baum und legte sie auf den Hügel, um einen glücklichen Abstieg zu sichern. An den Bäumen in der Nähe hingen verschiedene Gegenstände: Zigaretten, kleine Zigarettenkisten, Blätter, in denen man Reis getragen hatte usw. — Der Schatten aller dunkeln, breitästigen Bäume, besonders der Feigenbäume, wird als lulik (heilig, gottgeweiht) betrachtet. Unter solchen Bäumen werden Opfer von Reis und Fleisch dargebracht und die Köpfe der geopferten Ziegen und Büffel hingelegt. Bevor die Eingebornen eine Reise antreten, besuchen sie solch einen Ort in ihrer Nähe und bringen dort Opfer dar.

Die Blutbruderschaft, bei der man sich ewige Freundschaft schwört, wird oft mit schrecklichen Orgien gefeiert, besonders wenn zwischen Familien oder Stämmen Freundschaft geschlossen wird. Die Zeremonie ist in beiden Fällen dem Wesen nach dieselbe. Die kontrahierenden Teile machen einen Einschnitt in die Arme und sammeln das Blut in einem Bambusrohr, in das man schon kanipa (Schnaps) oder laru (Palmwein) gegossen hat. Dann ziehen sie mit einem kleinen Feigenbaum und mit dem Schwert und Speer aus dem Lulikzimmer an einen abgelegenen Ort. Dort wird der Baum in den Boden gepflanzt, das Schwert und der Speer daran gelegt und ein Bambusbehälter daran aufgehängt. Nachdem sie sich wiederholt zugetrunken, trinken beide Parteien etwas von dem mit Blut gemischten Schnaps und gießen das übrige in den Bambusbehälter am Baum. Dann schwört jeder: „Wenn ich falsch bin und nicht ein wahrer Freund, so möge mein Blut mir aus Mund, Ohren und Nase herausströmen, wie es aus diesem Bambusbehälter herausfließt"; dabei wird der Boden des Behälters aufgerissen, so daß das Blut und der Schnaps ausfließen. Der Baum bleibt und wächst als Zeuge ihres Bundes. „Es ist dies

[1] Forbes, On some Tribes of the Island Timor XIII 421—422.

einer ihrer heiligsten Schwüre, und er wird, glaube ich, nie verletzt, wenigstens zwischen Individuen." Wenn ein Glied einer königlichen Familie in eine andere königliche Familie hineinheiratet, so schwören sich beide Königreiche Freundschaft, und das eine ist im Kriege verpflichtet, dem andern beizustehen[1]. Ein Blutbruder, der in das Haus eines andern kommt, wird in jeder Beziehung als frei betrachtet und ist dort ebenso zu Hause wie der Eigentümer. Selbst die Frau wird ihm nicht verweigert und ein Kind, das aus einer solchen Verbindung hervorginge, würde vom Mann als sein Kind anerkannt. Die Eidesformel bei den Timorern ist sehr einfach: „Maromak weiß es." Sie glauben also, daß Maromak die Herzen durchschaut, wie er auch für die Menschen sorgt[2]. Wenn sie eine Einrichtung sonst nicht erklären können, sagen sie: „Maromak hat es so gemacht."[3]

Da Krankheiten immer als Wirkung der Zauberei angesehen werden, so gebrauchen sie allerlei Zaubermittel und Kräuter, um den Swangi zu vertreiben. Die Timorer sind so gewandte Diebe, daß man glaubt, die größten Räuber seien von einem Swangi besessen, d. h. sie seien Zauberer. Der Dato-lulik hat das Amt, den Swangi herauszufinden und durch allerlei Kräuter zu vertreiben. Wenn sie in der trockenen Jahreszeit bei niedrigem Wasserstand in den Flußbetten Gold suchen gehen, halten sie zuvor eine große religiöse Feier. Der Dato-lulik geht in feierlichem Ornat und vom ganzen Volke begleitet auf eine Bergspitze, wo ein flacher Stein liegt, der als das größte Heiligtum des Landes gilt. Dort wendet er sich an die Geister der Verstorbenen, dann an den Maromak des Himmels und der Erde. Endlich werden sowohl vom Dato-lulik im Namen aller als von allen einzelnen Opfer dargebracht. Sie sagen: „Maromak allein gibt das Gold."[4]

15. Die Kei-Insulaner.

Die Gruppe der Kei-Inseln liegt südlich von Neuguinea zwischen dem 5° 11′ bis 6° 6′ südl. Breite und dem 132° 32′ bis 133° 18′ östl. Länge und besteht aus 4 Hauptinseln und mehr als 20 kleinen Eilanden. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 30000 Seelen und bildet ein buntes Gemisch von verschiedenen Völkerrassen, die ethnographisch schwierig zu bestimmen sind. Die Alfuren bilden den Hauptbestandteil der Bewohner. Gewöhnlich werden die Kei-Inseln zu Ozeanien gerechnet; wir behandeln sie aber hier im Anschluß an die indischen Inseln, weil die Bevölkerung ethnographisch der der Molukken näher steht als den Melanesiern.

Religion. Ein Teil der Bevölkerung, besonders auf Groß-Kei, sind Mohammedaner. Der Islam hat wahrscheinlich durch Bandanesen, die zur Zeit der Portugiesenherrschaft hierher flüchteten, Eingang gefunden. Der größere Teil (etwa $^5/_6$) sind noch Heiden. Diese letzteren, von denen allein wir hier reden, sollten nach den älteren Berichten von J. Riedels und Rosenberg keine Idee von Gott oder einem höchsten Wesen haben. Die neueren Forschungen

[1] Ebd. 426. [2] S. S. 532. [3] Forbes a. a. O. 407.
[4] Ebd. 428.

der Missionäre haben zu einem andern Ergebnis geführt. So schreibt der Missionär H. Geurtjens M. S. C.[1]: Der heidnische Bewohner der Kei-Inseln kennt ein höchstes Wesen: Duad (Herr über alle). Diesem Duad bringt er Opfer und er schwört bei ihm. Duad bestraft das Böse und er ist allwissend. Wie wir, sagt auch der Keier: Gott weiß es (Duad ankaai). Oft hört man auch, wenn von Verbrechern die Rede ist, den Ausdruck: Gott (Duad) möge ihn strafen. Duad ist auch allmächtig und gibt Leben oder Tod. Ist der Ausgang einer Krankheit ungewiß, so sagen sie: Das liegt in der Hand Gottes; Gott scheidet die, welche sterben sollen, von denen, die am Leben bleiben. Einen eigentlichen bestimmten Kult für Duad haben die Eingebornen nicht, und wenn sie ihn ehren, geschieht es mehr aus Furcht als aus Liebe.

Außer dem Duad bringen die Insulaner auch der Sonne, dem Mond und einer Menge von Dämonen und Geistern Opfer. Der Teufel erhält aber den Löwenanteil an den Opfern. Er wohnt nach der Meinung der Keier auf einem Baum, gewöhnlich auf der Ficus religiosa. In jedem Dorfe kann man diese Teufelswohnung sehen. Auch der Schlange wird eine geheimnisvolle Macht zugeschrieben. In hohen Ehren steht der sog. Erdgeist, eine große Schlange oder ein Drache, der die Erde auf seinem Rücken trägt und die Erdbeben verursacht. Als Schutzgeister gelten die Seelen der Urahnen, die zuerst die Dörfer gegründet haben. Eine klare Idee von der Erschaffung haben die Eingebornen nicht, obwohl sie glauben, die Welt habe nicht immer existiert[2]. Dagegen haben sie eine Art Erbsünde, insofern sie oft glauben, gewisse Übel, z. B. ansteckende Krankheiten, seien die Strafe für die Sünde eines Vorfahren, etwa des Großvaters. In solchen Fällen bringen sie zahlreiche Opfer dar, um das Dorf zu reinigen und den Zorn der Götter zu besänftigen.

Merkwürdig ist, daß die Eingebornen eine Art Beicht haben. Von einem, der beichten geht, sagt man, er lade seine Sünden auf einen andern ab. Die Beicht geschieht in folgender Weise. Die Glieder einer Familie setzen sich im Kreise um einen heidnischen Priester herum, der einen Teller in der Hand hat. Nun flüstern der Reihe nach, zuerst das Haupt der Familie, dann die übrigen ihre Sünden dem Priester ins Ohr, der für jede gebeichtete Sünde ein Reiskorn oder etwas Scharpie auf den Teller legt. Darauf gibt man für jeden begangenen Fehler ein kleines Geldopfer. Alles das geschieht unter Abbetung von zahlreichen Gebetsformeln von seiten des Priesters. Ist diese Zeremonie fertig, so kommen die Kinder und die andern Familienglieder, die nicht gebeichtet haben, und legen ihre Hand einen Augenblick auf den Teller. Jetzt verläßt der Priester die Versammlung und geht mit den Opfern unter beständigem Hersagen von Gebetsformeln ans Meeresufer, wo er unter neuen Gebetsformeln den Reis und die Scharpie ins Wasser wirft[3]. An die Taufe erinnert die Reinigungszeremonie der Mutter. Einige Wochen nach der Geburt wird das Kind und seine Mutter feierlich gebadet und gesegnet. Bei diesem Anlaß meist empfängt der Neugeborne seinen Namen; von jetzt an darf die Mutter sich wieder in der Öffentlichkeit zeigen, was ihr bis dahin verboten war.

[1] In den Annales de Notre Dame du Sacré-Cœur, 22. Jahrg. (1907), 186.
[2] Ebd. 204. [3] Ebd. 205.

Die Keier glauben fest, daß mit dem Tode nicht alles zu Ende ist; den Beweis dafür liefern die Opfer. Sie opfern beständig Lebensmittel, Tabak usw., um den Verstorbenen zu Hilfe zu kommen. Die Opfer, die auf den Gräbern der Verstorbenen niedergelegt werden, scheinen nur Bittopfer zu sein. Das kurze, bei denselben gebräuchliche Gebet beginnt: „O Geist, deinen Anteil habe ich hier niedergelegt: Fisch, Sago, Tabak usw." Dann wird der Zweck des Opfers angegeben, z. B.: „Laß die Krankheit an mir vorübergehen"; oder: „Djakuma hat sich mit Sikiriu verheiratet, laß ihre Ehe glücklich und fruchtbar sein."

Schon aus diesen Angaben erhellt der Glaube der Keier an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Sie glauben auch fest an eine Vergeltung im Jenseits. „Es gilt ihnen als ausgemacht, daß der Böse im andern Leben gestraft wird, und zwar durch die Strafe des Feuers in einem ungeheuern Ofen." [1] — Die Hausgötter, die als Abgesandte der Schutzgottheiten betrachtet werden, haben ihren bestimmten Platz. Täglich bringt ihnen der Hausvater Opfer dar. Manche Orte werden als geweihte Plätze betrachtet, wo der geheimnisvolle Drache wohnt. Es ist darum nicht erlaubt, an diesen Orten Brennholz zu schlagen oder beim Vorüberfahren laut oder gar ungeziemend zu reden. Die Übertretung dieser Vorschrift würde unfehlbar Siechtum zur Folge haben. — Die Zukunft sucht der Zauberer entweder aus den Blüten des Pinangs oder aus Eiern oder nach der Art der römischen Haruspizes aus den Eingeweiden der Tiere zu erfahren. Gilt es, eine gute Ernte zu erlangen oder die Frucht gegen Diebstahl zu schützen, so werden verschiedene Zaubermittel unter den Bäumen angebracht. Wehe dem, der dieselben mißachtet und sich an den Bäumen vergreift: er muß den Frevel mit Krankheit büßen.

Großes Gewicht wird auf Träume gelegt. Sieht jemand im Traum ein Schiff mit Weißen dem Gestade nahen, so bedeutet das Ausbruch einer Krankheit; ebenso kommt Siechtum in das Haus, in welchem der Träumende Arrak trinken sieht. Träumt einem, daß er einen langen Bart bekommen, so wird er ein reicher Mann werden usw. Dem Fluge des weißen Reihers wird ein abergläubischer Einfluß auf die Geschicke der Menschen zugeschrieben. Sieht ein Insulaner auf seiner Wanderung einen solchen Vogel, der mit ihm in derselben Richtung fliegt, so ist das ein günstiges Vorzeichen; fliegt der Vogel aber in entgegengesetzter Richtung, so lauert Unglück auf dem Wege des Wanderers.

Feierliche Eide werden unter großen Bäumen, die als heilig gelten, abgelegt. Will sich z. B. einer durch einen Reinigungseid von einer schweren Anschuldigung befreien, so ladet er die Einwohner seines Negori (Ngori, Dorfes) zu einer Zusammenkunft beim heiligen Baume, und zwar auf den ersten Tag nach Neumond. Der Eidleistende hebt die Hände zum Himmel und ruft: „Herr, Sonne und Mond, die ihr über und unter dem heiligen Baume seid: bin ich schuldig, so soll zur Zeit des nächsten Neumondes die Erde sich auftun und mich, meine Frau und Kinder und meine ganze Habe verschlingen; bin ich aber unschuldig, so laßt dies nicht geschehen." Die Götter durchschauen

[1] Ebd. 206.

also nach dem Glauben dieser Heiden die Tiefen des Herzens, sie kennen Schuld und Unschuld, sie strafen den Meineid mit schweren Strafen nicht nur am Frevler, sondern auch an seiner ganzen Familie.

Vielweiberei gilt als erlaubt. Das Kind erhält erst einige Zeit nach der Geburt (zuweilen erst bei der Beschneidung) seinen Namen. Das älteste Kind ist alleiniger Erbe des väterlichen Vermögens. Sind keine Kinder vorhanden, so fällt die Erbschaft an die Blutsverwandten[1].

In Bezug auf die Arbeit herrscht kein Unterschied zwischen Freien und Sklaven. Der Mann baut das Haus und bestellt das Feld, treibt Jagd und Fischfang oder baut Boote. Die von den Kei-Insulanern gebauten Boote sind weithin berühmt. Auf den Frauen ruht die Sorge für Haus und Küche. Sie sind überdies sehr geschickte Spinnerinnen. Beim Neumond und an Tagen nach einer Sonnen- und Mondfinsternis ist alle Arbeit verboten.

Der Gebrauch des Geldes ist zwar bekannt, doch treiben sie meistens eigentlichen Tauschhandel. Als Tauschwaren dienen Gold, Kupfer, Elfenbein, Früchte, Hühner usw. Die Kleidung ist im allgemeinen ziemlich anständig; nur die Männer der ärmeren Klassen begnügen sich mit einem ausreichend großen Schurztuch.

Die Bevölkerung scheidet sich in den Adel, den Mittelstand (Jeijan) und die Sklaven. Die Macht der Oberhäuptlinge ist sehr gering, da die einzelnen Dörfer fast ganz voneinander unabhängig sind und jedes seinen eigenen Vorsteher hat. Die Macht dieser Dorfhäuptlinge hängt nur von ihrer Persönlichkeit ab, da mit ihrer Würde kein Einkommen verknüpft ist und die Untertanen nur verpflichtet sind, ihnen beim Bau ihrer Häuser zu helfen. Wichtige Beratungen werden von den Häuptlingen unter Zuziehung der Dorfältesten außerhalb des Dorfes meist unter einem Waringinbaume abgehalten. Auch die Häuptlinge stehen unter der Herrschaft des Adat, d. h. des alten Herkommens, so daß sie z. B. nichts von ihren Untertanen fordern dürfen, was dagegen verstößt. Die öffentlichen Bekanntmachungen werden durch Ausrufer in den Negoris verkündet.

Die Vorladung vor Gericht geschieht durch Überreichung eines Strickes, in den so viele Knoten geschlungen sind, als noch Tage bis zum Verhör ausstehen. Der Geladene ist verpflichtet, jeden Tag einen Knoten zu lösen. Leichtere Vergehen können durch eine Abbitte vor dem Häuptling abgebüßt werden. Der Schuldige wirft sich vor seinem Richter nieder, umfaßt dessen Knie, reibt mit seiner Nase dessen Füße und sagt: „Herr, verzeih mir, ich umfange deine Füße." Größere Verbrechen werden entweder durch eine Geldbuße gesühnt oder im Falle der Zahlungsunfähigkeit mit Leibeszüchtigung oder mit dem Tode bestraft. Wird ein Dieb auf frischer Tat ertappt, so hat der Bestohlene das Recht, ihm das erste Glied des Zeigefingers der rechten Hand abzuhauen.

Von den Bestattungsgebräuchen erwähnen wir nur folgendes. Stirbt das Glied einer angesehenen Familie, so wird die Leiche gewaschen, in ein wollenes oder seidenes Kleid gehüllt, mit Ohrgehängen und Ringen verziert

[1] Vgl. Katholische Missionen 1894, 95.

und dann in eine hübsch aus Holz gearbeitete Kiste von 2 m Länge gelegt. Haupt und Füße kommen auf Kissen zu ruhen, desgleichen wird der leere Raum zu beiden Seiten der Leiche mit Kissen ausgefüllt und das Ganze mit sieben Tüchern verschiedener Sorte bedeckt. Zu Häupten des Sarges werden fünf Teller alter Arbeit, zu Füßen zwei und zu beiden Seiten je einer hingestellt; außerdem setzt man einen Teller mit Eßwaren und ein Glas Wasser in die Sargkiste hinein. Den Männern gibt man Messer, Meißel, Bohrer und die Sirihdose, den Frauen die Gerätschaften aus ihrem häuslichen Wirkungskreise mit. Später folgt dann die Beisetzung der Leiche außerhalb des Dorfes. Gewöhnlich wird die Leiche nicht beerdigt, sondern man legt den Sarg in eine Grotte oder baut mit trockenen Mauern eine Art Gruft. Es ist, schreibt der Missionär Geurtjens[1], ein schauderhafter Anblick, in einer solchen Gruft Haufen von Gebeinen, gebleichten Schädeln, halbverfaulten Särgen, Tellern, Flaschen und andern dergleichen Gaben zu sehen. Diese kleinen Mausoleen haben immer die Form von kleinen Häusern. Der Geist des Verstorbenen soll darin wohnen, wenn er die Orte besucht, an denen er gelebt hat. Der Giebel hat stets die Form eines Schiffes, dessen Vorder- und Hinterteil über das Haus hinausragen. Dieses Schiff dient dem Geist des Verstorbenen, um sich in seinem zeitweiligen Hause umzudrehen oder auch um eine Fahrt auf dem Meer zu unternehmen, wenn er Lust hat. Am Vorderteil findet man gewöhnlich eine große Steinplatte oder einen Teller, auf die man die Opfergaben hinlegt. Stirbt ein Verwandter in der Ferne, so daß er nicht in seinem Dorfe beigesetzt werden kann, so errichtet ihm seine Familie einen Pfosten, auf den man die Opfer legt.

Wir übergehen die sonderbaren und oft abergläubischen Gebräuche der Keier bei ihren vielen Reisen[2].

Achtes Kapitel.

Die Eingebornen auf den Philippinen.

1. Die Negritos oder Aëtas.

Nach der allgemeinen Ansicht der Ethnologen bilden die Negritos oder Aëtas[3] die Urbevölkerung der Philippinen. Diese ehemaligen Herren des Archipels wurden aber von den aus den Sundainseln einwandernden Malaien in die unzugänglichen Bergwildnisse der Binnenlandschaft zurückgedrängt. Die ersten einwandernden Malaien besetzten die Küsten und vermischten sich zum Teil mit den Negritos. Nur am nördlichen Strich der Ostküste Luzons blieben die Negritos in Besitz der Meeresgestade. Im Innern des Landes finden sie

[1] In den Annales de Notre Dame du Sacré-Cœur, 24. Jahrg. (1909), 4—5.

[2] Vgl. Geurtjens, Le Cérémonial des Voyages aux Iles Keij, im Anthropos V 334 ff.

[3] In einigen Teilen werden die Negritos Mananuas genannt, welcher Name von Manbanua abgeleitet wird und soviel bedeutet als „Bewohner des Landes" (vgl. Katholische Missionen 1890, 103). Anstatt Aëtas sagt man in manchen Gegenden Ajitas (vgl. Globus XCVI [1909] 197).

sich fast im ganzen Archipel. Die älteren Reisenden und Missionäre berichten uns nur wenig über diese Wilden, die sich in den Gebirgen und Wäldern ihre Unabhängigkeit zum großen Teil zu wahren wußten. Trotz ihrer großen Verbreitung auf dem ganzen Archipel ist die Zahl der Negritos heute sehr gering, sie beläuft sich höchstens auf 25 000[1].

Was ihr Äußeres anbelangt, sind die Negritos klein und schmächtig. Der Kopf ist vollständig negerähnlich, der Kiefer ein wenig vorspringend, die Lippen schwach gewulstet, die Nase platt gedrückt, das Haar wollig, dick und schwarz oder braunschwarz. Das Temperament ist sehr lebhaft. Sie sind nicht unbegabt und lernen außer ihrer eigenen Sprache oft noch zwei Dialekte der angrenzenden Malaien. Nur wenige von ihnen haben feste Niederlassungen, die meisten leben als Nomaden in ihren Wäldern. Ihr einziger Schutz gegen die Unbilden der Witterung besteht in leicht beweglichen Schirmen, welche schräg gegen den Wind oder die Sonne gerichtet werden, aus Palmblättern geflochten sind und oft eine Oberfläche von 25 bis 30 Quadratfuß haben. Bis zum Eintritt der Pubertät laufen sie ganz nackt herum, dann schlagen sie sich ein Tuch um die Lenden oder tragen eine Schamhülle aus Baumrinde[2]. Die Weiber jener Horden, welche in freundschaftlichem Handelsverkehr mit den Christen stehen, tragen ein kurzes Jäckchen, camisa (Hemd) genannt. Sie kennen auch die Sitte des Tätowierens. Sobald der Negrito-Jüngling vollständig tätowiert ist, wird er ein selbständiger Mann; er kann jetzt heiraten und eine Familie gründen.

Früher hat man den philippinischen Negritos jede Religion abgesprochen. Bastian[3] berichtet, daß sie außer Gott („Cambunian") Mond und Sterne verehren. Beim Donnern opfern sie Schweine und dem Regenbogen bringen sie Gebete dar. Hiergegen meint Blumentritt, das sei eine Verwechslung mit den Tagalen, denn Cambunian sei eine tagalische Gottheit. Sicher aber ist, daß sie den Mond verehren und in Vollmondnächten mit Bogen und Pfeil auf den Schultern Tänze abhalten, an denen auch die Weiber teilnehmen. Götzen und Göttern geweihte Plätze hat man nicht entdeckt. Manche Negritos feiern in Gesängen eine große Schlange, welche ihnen im Traume die Orte weist, wo Wild oder Honig zu finden ist[4]. Über die Religion der Baluga-Negritos der Provinz Pampanga (Luzon) teilt F. Blumentritt folgende Stelle aus dem Bericht eines H. Aramác in Manila mit:[5] „Was ihre religiösen Ideen anbelangt, so erkennen sie die Existenz eines höchsten Wesens an, das sie Gott (Dios) nennen, jedoch ohne jeden äußeren Kult oder öffentliche Anerkennung, ja nach meiner Meinung ohne eine bestimmte und klare Vorstellung; denn aus den Antworten, die ich auf meine diesbezüglichen Fragen erhielt, konnte ich nur den Schluß ziehen, daß es ihnen entweder unmöglich ist, ihre Gedanken über das göttliche Wesen auszudrücken,

---

[1] Vgl. Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen (1882) 5 (Ergänzungsheft 67 zu Petermanns Mitteilungen).

[2] Colin, Labor evangélica I, Barcelona 1900, 17. Blumentritt a. a. O. 6.

[3] Die Völker des östlichen Asiens V 268.

[4] Blumentritt a. a. O. 6. Katholische Missionen 1890, 104.

[5] Globus XLI (1882) 239.

oder daß sie einen Fremden nicht in ihre religiösen Geheimnisse einweihen wollten. Unter allen Umständen verdient folgende Tatsache volle Beachtung: Wenn einen dieser Heiden der Tod ereilt, so legen sie seine in Bananenblätter gehüllte Leiche provisorisch in eine offene Grube, welche in der Mitte der Hütte gegraben wird. An die Hand des Toten wird ein Bejucorohr festgebunden und dieses wieder an den Rohrstangen des Dachstuhles befestigt, damit der Tote, wenn er seinem Grabe entsteigen will, sie noch beizeiten aufmerksam machen kann, ohne sie erst durch sein Erscheinen oder Schreien in Schrecken zu bringen."

Die Ehen werden frühzeitig vereinbart, aber erst nach erlangter Pubertät vollzogen. Es gibt Verlobte, welche nur acht oder neun Jahre zählen. Die Männer heiraten nicht vor dem 15., die Mädchen nicht vor dem 13. Jahre. Monogamie ist bei ihnen Regel[1]. Bei den Negritos von Albay wird die Braut durch Kauf vom Schwiegervater erworben; wird die Ehe durch die Untreue der Gattin gelöst, so muß dieser Kaufpreis dem Schwiegersohne zurückgestellt werden. „Die heutigen Negritos von Zambales-Bataán suchen ihre Frau sich womöglich aus der eigenen Verwandtschaft, während bei den Negritos auf Negras Ehen innerhalb derselben Horde, wenigstens am Ausgang des 17. Jahrhunderts, nicht gestattet waren; man konnte die Weiber nur durch Raub von fremden Horden erlangen, und dies führte zu endlosen Kriegen. Die Hochzeit selbst wird durch Gesang und Tanz gefeiert, wobei Braut und Bräutigam in festlichem Schmuck erscheinen. Die Frau hat alle Lasten des Lebens zu tragen, dem Manne obliegt nur die Jagd, er hat auch unumschränkte Macht über alle Glieder seiner Familie. Ein angenehmer Zug im Charakter der Negritos ist die hohe Achtung vor dem Alter; erwerbsunfähige Greise werden von ihren Angehörigen liebevoll gepflegt."[2]

Stirbt ein heidnischer Negrito, so wird er im Gebirge begraben. In das Grab werden ihm Feuerstein, Waffen und Stücke Wildbret mitgegeben, desgleichen von allem, was dem Verstorbenen nahe ging, wenigstens ein Teil. Hieraus und aus dem über die Baluga-Negritos schon Mitgeteilten ergibt sich der Glaube der Negritos an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Die Leichen werden bei manchen Negritos in ausgehöhlten Baumstämmen, nur einen Fuß tief unter der Erdoberfläche, beigesetzt. Die Gräber sind auch äußerlich kenntlich; sie besitzen ein Schutzdach aus Bambus und Palmzweigen, ein Bambusgitter umgibt das Grab. Die Negritos meiden längere Zeit das Grab, manche bleiben aber in der Nähe, um zu verhindern, daß jemand das Grab betrete. — Ihre Zersplitterung macht sie ihren Feinden gegenüber ohnmächtig; selbst die kleinen, 20—30 Köpfe zählenden Horden haben keine feste Organisation, sie kennen fast nur die Bande der Familie; doch genießen die älteren Männer ihrer Erfahrung wegen einen freilich nicht schwer wiegenden Einfluß.

---

[1] Schadenberg, Über die Negritos der Philippinen, in der Zeitschrift für Ethnologie 1881, 135. Bei den Mananuas am Nordostende von Mindanao scheint die Vielweiberei gar nicht vorzukommen (vgl. Katholische Missionen 1890, 104). Auch Piehler (Globus XLI [1882] 201) schreibt von den Ajitas: „Jeder Mann hat nur eine Frau, und beide Eheleute halten viel auf Treue."

[2] Blumentritt a. a. O. 7.

Der Häuptling bestimmt die Lagerplätze und die Zeit des Aufbruchs. Die Negritos der Provinz Ilo-ilo erkennen diejenigen als Häuptlinge an, welche von den spanischen Missionären eingesetzt werden. Einzelne Horden zahlen der Regierung eine Abgabe in Naturalien als Zeichen der Unterwerfung; doch geschieht diese Zahlung sehr unregelmäßig und hängt vom guten Willen der Negritos ab, da die Behörden ihren Wildnissen gegenüber machtlos sind[1]. Bei den Baluga-Negritos erhält jede Familie oder, besser gesagt, jedes einzelne Weib von denen, welche die Familie bilden, ihr eigenes Feld zur Arbeit zugewiesen. Sie bauen auf demselben Reis, Tabak, Camota (eine Art Patate), Bohnen usw.[2]

2. Die heidnischen Malaien auf den Philippinen.

Die große Masse der Einwohner des philippinischen Archipels gehört zur malaiischen Rasse, die wahrscheinlich aus Borneo, Sumatra usw. eingewandert sind. Sie stehen seit mehreren Jahrhunderten unter dem Einfluß der ostasiatischen und europäischen Kultur und haben sich vielfach mit andern Rassenelementen vermischt. Wir haben aber über sie noch eingehende Berichte der Missionäre aus dem 16. und 17. Jahrhundert[3]. Dieselben unterscheiden unter der einheimischen malaiischen Bevölkerung drei Hauptstämme: die Visayas, die Tagalen und die Ilayas (Tinges). Die zivilisiertesten unter ihnen waren die Visayas, die an den Küsten wohnten und von denen sich ein Teil zum Mohammedanismus bekannte.

---

[1] Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen 8.

[2] Vgl. Globus XLI (1882) 239.

[3] Schon im Jahre 1604 erschien zu Rom aus der Feder des Jesuitenmissionärs Pedro Chirino, der seit 1590 auf den Inseln tätig gewesen war, ein ausführlicher Bericht über die Philippinen unter dem Titel: Relación de las Islas Filipinas. Der Bericht ist im Jahre 1890 zu Manila neu herausgegeben worden. Eine englische Übersetzung des Berichtes findet sich in der Sammlung The Philippine Islands 1493—1898, edited by E. H. Blair and J. A. Robertson, Bd XII u. XIII, Cleveland (Ohio) 1904. Chirino starb zu Manila im Jahre 1635 nach einem langen Apostolat auf den Philippinen und hinterließ im Manuskript eine ausführliche und wertvolle „Geschichte der philippinischen Provinz der Gesellschaft Jesu". Mit Benutzung der Arbeiten Chirinos veröffentlichte Franz Colin S. J., der ebenfalls lange auf den Philippinen sich aufgehalten, um die Mitte des 17. Jahrhunderts sein großes und sehr geschätztes Werk: Labor evangélica. Ministerios apostólicos de los obreros de la Compañía de Jesús. Das Werk wurde von P. Pastells S. J. im Jahre 1900 zu Barcelona neu herausgegeben. Dieses Werk Colins liegt den folgenden Ausführungen zu Grunde. Auch die „Geschichte der Philippinen" von Delgado S. J. (Historia general sacro-profana, política y natural de las Islas del Poniente, llamadas Filipinas, Manila 1892. Das Werk Delgados wurde in den Jahren 1751—1754 verfaßt, aber erst im Jahre 1892 durch den Druck veröffentlicht) haben wir zu Rate gezogen. Speziell über die Inseln Mindanao und Joló handelt sehr ausführlich die Historia de Mindanao y Joló von Fr. Combés S. J., die zu Madrid im Jahre 1667 im Druck erschien und im Jahre 1897 von Pastells und Retana zu Madrid neu herausgegeben wurde. Über die Sitten der Philippiner berichtet auch ein Brief des P. Martin de Rada, Provinzials der Augustiner, aus Lalompit vom 16. Juli 1577, aus dem ein Auszug im „Ausland" (1832, 49 ff) erschien. Endlich hat uns auch die schon erwähnte Schrift des bekannten Philippinenforschers Blumentritt, „Versuch einer Ethnographie der Philippinen", gute Dienste geleistet.

In Religion und Sitten waren die heidnischen Philippiner — abgesehen von den schon erwähnten Negritos — einander sehr ähnlich. Sie hatten keine schriftlichen Denkmäler. Alle unsere Kenntnisse von ihren religiösen Anschauungen fußen auf den mündlichen Überlieferungen der Eltern an ihre Kinder und den Liedern, die sie auswendig wußten und nicht bloß bei ihren Festen, Leichenbegängnissen und öffentlichen Zusammenkünften, sondern auch auf ihren Schiffahrten nach dem Takt der Ruder sangen. In diesen Liedern, sagen Chirino und Colin, erzählen sie viel von der fabelhaften Abstammung und den Großtaten ihrer Götter, „von denen sie einen zum Haupt und Obern aller übrigen machen". Von den Tagalen wird er Bathala Meycapal, d. h. Gott, der Erschaffer oder Macher, genannt, von den Visayas aber Laon, was Alter bedeutet[1]. Nach Pastells bedeutet Bathla Gottsohn oder Sohn Gottes. Deshalb haben die ältesten Missionäre diesen Namen beibehalten, wenn sie den Eingebornen das Dasein Gottes, die heiligste Dreifaltigkeit, die Menschwerdung und Erlösung erklärten. Er beruft sich dafür auf das Zeugnis eines ungenannten Missionärs aus dem Jahre 1572[2]. Chirino sagt: „Als ein sehr vernünftiges Volk hatten die Tagalen nach der Weise der alten Philosophen eine dunkle Idee von einem höchsten Gott, den sie Bathalang Meycapal, d. h. Gott, Schöpfer oder Macher, nannten; doch stimmten sie in der Auffassung desselben nicht ganz überein. Sie hielten ihn für unsichtbar und verborgen. Die Mandayas glauben, Mansilatan sei der Vater des Bathla (man ist ein Präfix, das Vaterschaft, Wesenheit und Herrschaft andeutet) und der Busao, die sich der Baylanas (Priesterinnen von Bohol), wenn sie ins Zittern geraten, und ebenso der Baganis, wenn sie in Wut kommen, bemächtigt; es ist eine Art Kraft, die von Mansilatan ausgeht."

Die Philippiner beteten ferner viele Tiere und Vögel an; desgleichen die Sonne und den Mond. Auch dem Regenbogen schrieben sie einen göttlichen Charakter zu; ebenso dem Raben, den sie Meylupa nannten, d. h. Herr des Bodens. Den Kaiman hielten sie in besonders hoher Verehrung. Wenn sie im Wasser einen Kaiman erblickten, nannten sie ihn Nono, d. h. Ahnherrn, baten ihn zärtlich, er möge ihnen kein Leid zufügen, und warfen ihm zum Zeichen der Verehrung allerlei Sachen aus dem Schiffe zu. Auch Bäume, Felsen und Klippen verehrten sie[3].

Außerdem beteten sie noch besondere Götzen an, die ein jeder von seinen Voreltern ererbt hatte. Bei den Visayas hießen diese Divata, bei den Tagalen Anito. Einige von diesen Götzen herrschten über die Berge, Felsen oder Äcker, so daß man zum Besteigen des Berges oder Betreten des Feldes sich ihre Erlaubnis erbitten mußte. Daneben gab es noch Hausgötter und Meergötter. Auch die Ahnen wurden unter die Götter versetzt und in häuslichen Angelegenheiten angerufen. Um dieselben nicht zu vergessen, machte man kleine Götzenbilder aus Holz oder Stein.

Ihre Lieder und Legenden berichteten über die Erschaffung der Welt, die Abstammung der Menschen, über die Sündflut, über die Seligkeit, die Strafe

---

[1] Chirino a. a. O. 75. Colin a. a. O. I 64. [2] Colin a. a. O. 64 Anm.
[3] Ebd. 65.

und andere unsichtbare Dinge, wie die bösen Geister oder Dämonen, die sie als Feinde der Menschen ansahen und sehr fürchteten[1]. Über die Erschaffung der Welt erzählten die Eingebornen folgendes. Im Anfang bestand die Welt aus drei Teilen: dem Himmel, dem Wasser und einem ungeheuer großen Weihe oder Geier, der zwischen Himmel und Wasser herumflog und, erzürnt darüber, daß er keinen Ort zum Rasten fand, anfing, das Wasser gegen den Himmel in Aufruhr zu bringen. Um eine völlige Überschwemmung von sich abzuhalten, beschwerte der Himmel das Meer mit Inseln, teils um dasselbe zur Ruhe zu bringen, teils um dem Geier einen Ort zum Rasten und Nisten zu verschaffen und ihn dadurch an der Beunruhigung des Himmels zu verhindern. Die Menschen sollen aus einem großen Schilfrohr hervorgeschlüpft sein. Dieses Rohr hatte zwei Knoten. Da es einst über das Wasser dahinschwamm, stieß es an die Füße des obengenannten Geiers, der sich gerade am Ufer befand. Dieser war über den Stoß so unmutig, daß er das Rohr mit seinem Schnabel zerhieb. Da kam aus dem einen Knoten ein Mann, aus dem andern ein Weib hervor. Eine so nahe Blutsverwandtschaft stand der Heimat dieser ersten Menschen lange im Wege. Endlich versammelten sich die Fische und Vögel, hielten Rat und schlugen einem aus den Göttern, dem Erdbeben, vor, er möge die Heirat der beiden gnädigst gestatten. Das Erdbeben willigte gern ein, und die Heirat fand statt. Aus diesem Ehepaar entstanden mit der Zeit verschiedene menschliche Rassen, Geschlechter und Stände. Einst zürnten die ersten Eltern darüber, daß ihnen so viele Faulenzer und Tagediebe zur Last wären, die nur den Eltern das Brot wegaßen und zu nichts taugten. Deshalb beschlossen sie, dieser Ungebühr ein Ende zu bereiten. Als sich die Kinder einst wieder ausgelassen benahmen, fuhr der Vater erzürnt dazwischen und trieb sie mit einem Stock so auseinander wie der Wind den Sand. Einige flohen in die inneren Zimmer des Hauses, und von diesen stammen die Vornehmen ab; andere retteten sich ins Freie, und dieses sind die Freien, die Timavas; andere eilten in die Küche oder den Keller, von diesen kommen die Leibeigenen; noch andere endlich verschwanden in fernen Ländern, und das sind die ausländischen Völker[2].

Eigentliche Tempel gibt es auf den Philippinen nicht und auch keine feierlichen Zusammenkünfte bei Festen; doch fand man in manchen Häusern eine Art Götzenhäuschen mit Götzenbildern, vor welchen eine Glutpfanne mit etwas Rauchwerk brannte. Auch haben sie eine Art Zauber- und Opferpriester oder -priesterinnen, die bei den Tagalen Catalonan, bei den Visayas Babaylan hießen. Wurde das Opfer wegen eines Festes angesagt, das jemand einem vornehmen Philippiner zu Ehren veranstaltete, so nannte man das Opfer ein „Fest des großen Gottes". Es wurde neben dem Haus des Vornehmen eine Laubhütte aufgeschlagen und mit buntfarbigen Teppichen umhüllt. In dieser Hütte versammelten sich alle Eingeladenen, und nachdem das Schlachtopfer, gewöhnlich ein Schwein, herbeigeschafft war, befahl die Götzenpriesterin (Catalona) einem jungen Mädchen (Jungfrau), dem Tier mit einem Messer einen Stich zu versetzen; war das Tier tot, so wurde es unter die Anwesenden verteilt,

[1] Colin, Labor evangélica 66. [2] Ebd.

als ob es etwas Geweihtes wäre, und mit Ehrfurcht genossen. Es folgte dann ein Trinkgelage mit Musik und Tanz. — Auch bei Krankheiten wurden ähnliche Opfer gebracht, zu denen manchmal Leibeigene verwendet wurden[1].

Die Eidschwüre dieser Völker waren Eide mit Verwünschungen. Der Hauptschwur war das sog. Matai: Ich will steintot zur Erde fallen, wenn usw. Als im Jahre 1561 die Großen von Manila und Tondo dem König von Spanien den Eid der Treue ablegten, bekräftigten sie die Verträge mit folgendem Schwur: „Die Sonne solle sie mit ihren Strahlen zerspalten, die Kaimans sie ohne Gnade aufzehren, ihre Weiber sollten ihnen weder Gunst noch Liebe mehr erzeigen, falls sie ihrem Worte untreu und eidbrüchig würden.“[2]

Beim Tode eines Philippiners wird ein großes Klagegeheul angestimmt nicht nur von den Verwandten, sondern auch von den Freunden und eigens dazu bestellten Leuten. Der erkaltete Leichnam wurde gewaschen, mit Storax und anderem wohlriechenden Baumharz beräuchert und dann in Tücher gehüllt. Bei Reicheren war auch eine Art Einbalsamierung im Gebrauch. Die Leichen wurden in einen Sarg mit unverweslichem Holz gelegt und mit kostbaren Kleinodien geschmückt. In einer Truhe daneben wurden Kleider, Speisen, die Waffen und Gerätschaften usw. gelegt, die sie im Leben gebraucht hatten. Zuweilen wurde noch ein Sklave oder eine Sklavin getötet und mitbegraben als Bedienung für den Toten. Die überlebenden Witwer und Witwen pflegten die Trauer mit Fasten zu begehen[3]. Die Trauerfarbe war bei den Tagalen schwarz, bei den Visayas weiß.

Vor der Herrschaft der Spanier gab es auf den Philippinen viele kleine Könige, die sich untereinander beständig befehdeten. Eingehend schildert P. Martin de Rada in dem schon erwähnten Briefe, wie die Eingebornen durch wilde Streifzüge sich gegenseitig plünderten und niedermachten[4]. Ihre Gesetze und Polizeiordnungen, „welche für solche Barbaren nicht gar barbarisch waren“, bestanden in mündlichen Überlieferungen und alten Gebräuchen. Ein solcher Gebrauch war es, Vater und Mutter und andere Voreltern so in Ehren zu halten, daß sogar den Namen des Vaters zu nennen verboten war, wie die Hebräer den Namen Gottes nicht aussprechen durften. Ebenso war es Rechtsgewohnheit, daß alle Untergebenen ohne Widerrede sich dort einfinden mußten, wo die Not es erforderte — mit Ausnahme der kleinen Kinder. Die bürgerlichen und kriminalistischen Rechtshändel wurden von dem Parangay (einer Art Ortsvorsteher) erledigt, doch stand ihm ein Rat von alten Leuten aus der Gemeinde bei. Zuerst suchte man die streitenden Parteien zu einem Vergleich zu bringen. Gelang das nicht, so mußten sie schwören, sich dem Entscheid zu unterwerfen, wie derselbe auch ausfallen möge. Dann wurden die Zeugen verhört und das Urteil gesprochen. Fügte sich der Besiegte nicht, so rief der Richter die Umstehenden zusammen; sie überfielen den Verurteilten, führten den Urteilsspruch mit Gewalt durch und sicherten sich so viel Hab und Gut, als zur Bezahlung der erkannten Genugtuung vonnöten war. Davon behielt

---

[1] Ebd. 67. [2] Ebd. 68.
[3] Chirino, Relación de las Islas Filipinas c. 33. Colin a. a. O. 69.
[4] Vgl. Ausland 1832, 54.

den besten Teil der Richter, auch die Zeugen wurden bezahlt, und den Rest erhielt der siegreiche Kläger[1].

In Kriminalfällen nahm man auf den Stand und das Ansehen des Täters und des Geschädigten Rücksicht. So z. B. beim Mord. Gehörte der Getötete zu den Vornehmen, so verfolgten alle seine Verwandten den Mörder und dessen Angehörige, und es entstand ein heftiger Krieg, bis Vermittler dazwischentraten und eine bestimmte Summe Geldes festsetzten, die für die Mordtat bezahlt werden mußte. Das Maß bestimmten die Ältesten nach hergebrachtem Brauch. Von diesem Strafgeld erhielten die vornehmsten Parangay die Hälfte, und die andere wurde unter das Weib, die Kinder und Verwandten des Getöteten verteilt. Niemand wurde gerichtlich zum Tode verurteilt, wenn nicht etwa der Getötete und der Mörder zu den gemeinen Leuten gehörten und der letztere so arm war, daß er die gewöhnliche Geldstrafe nicht zu zahlen vermochte.

Kam ein Diebstahl vor und fiel infolge von Anzeichen der Verdacht auf mehr als einen, so mußten sich diese folgendermaßen durch eine Art Ordal rechtfertigen. Sie mußten der Reihe nach einen Bündel zusammengewickelten Tuches oder einen Büschel Baumblätter, in dem das Entwendete versteckt werden konnte, auf einen Haufen zusammenlegen. Wurde nun das Gestohlene in diesem Haufen gefunden, so war die Sache erledigt. Fand man es nicht, so waren alle Verdächtigen zunächst verpflichtet, sich mit einem hölzernen Spieß in der Hand an einem Fluß aufzustellen, wo dessen Tiefe am größten war. Darauf mußten sie sich wie um die Wette in den Fluß stürzen. Wer dann zuerst wieder herauskam, galt als der Dieb. Daher kam es, daß manche aus Furcht vor Strafe im Wasser ertranken.

Eine andere Art, den Dieb zu ermitteln, war folgende. Der Beschuldigte mußte einen Stein aus einem mit siedend heißem Wasser gefüllten Gefäß mit bloßer Hand herausholen. Weigerte er sich, so galt er als schuldig. Eine dritte Art bestand darin, daß man einem jeden der Beschuldigten eine Wachskerze in die Hand gab, und zwar mußten die Kerzen vollständig gleich sein. Dann wurden die Kerzen zu gleicher Zeit angezündet. Wessen Kerze zuerst erlosch, der wurde als Dieb bestraft[2]. Nach Martin de Rada wurde derjenige, der einen Diebstahl, Mord oder Ehebruch beging, wenn er kein Häuptling war, samt Vater, Mutter und Brüdern zum Sklaven gemacht; in der Regel waren alle Verwandten für ein Verbrechen eines Familiengliedes verantwortlich[3].

In Bezug auf die soziale Gliederung unterschied man drei Stände: die Vornehmen (Adeligen), die Freien, d. h. das gewöhnliche Volk, und die Sklaven. Der Stand der Vornehmen, die bei den Visayas Datos, bei den Tagalen Maguinoos hießen, war nicht erblich, sondern wurde durch Fleiß und Macht erworben. Auch der Geringste konnte, wenn es ihm gelang, Reichtümer zu sammeln, ein Herr oder Vornehmer werden. Einige gelangten durch Ackerbau oder Viehzucht, andere durch Handel oder durch Kunst oder Handwerk, andere endlich durch Räuberei und Gewalt zu Ansehen und Würde. Es konnte aber auch geschehen, daß der Sohn eines Dato herabsank und Leibeigener wurde[4].

---

[1] Colin, Labor evangélica 71. [2] Ebd. 71—72. [3] Ausland 1832, 54.
[4] Colin a. a. O. 72.

Sowohl Chirino als Colin schildern die Philippiner als ein sehr gewerbfleißiges Volk, das geschickt und emsig war im Ackerbau, Fischfang und Handel. Auch die Frauen treiben Handel, „besonders mit ihren künstlichen Geweben und zarten Näh- und Strickarbeiten, dergleichen sie sehr fein zu verfertigen wissen. Und es ist kaum ein Weib anzutreffen, das nicht lesen und schreiben könnte“ [1].

Die Sittlichkeit scheint bei den Philippinern nicht hoch gestanden zu haben. Ledig zu bleiben wurde als eine Schande angesehen, und es mochte eine weibliche Person verehelicht oder noch ledig sein, sie konnte sich eines unehrbaren Liebhabers kaum erwehren. Blutschande wurde aber sehr streng bestraft [2].

Die Ehe wurde folgendermaßen eingegangen. Zuerst kam man über das Heiratsgut überein, das der Bräutigam versprach und hinterlegte, wie es die Freunde vorschrieben. Das geschieht auch noch heutigestags, bemerkt Colin. Dann folgt die Verlobung, bei der ein Versicherungspfand festgesetzt wird für den Fall einer Ehescheidung. Weder der Mann noch die Frau macht sich viel aus der Ehescheidung, wenn der verstoßene Teil nur das versprochene Pfandgeld erhält. Die feierliche Hochzeit mußte mit einem Schlachtopfer bestätigt werden. Die Catalona kam mit einem Schwein und vollzog die bei andern Opfern gebräuchlichen Tänze und Zeremonien. Die Brautleute wurden von alten Weibern als Brautwerberinnen auf das Hochzeitsbett gesetzt und allda aus einer Schüssel gespeist und aus einem Gefäß getränkt. Darauf erklärte der Bräutigam, daß er nun die Braut zu seiner Frau nehme, und nachdem die Braut dasselbe in Bezug auf den Bräutigam getan hatte, begann die Catalona die Neuvermählten mit tausend Segenssprüchen zu überhäufen, wie z. B.: Viel Glück zur neuen Ehe; Die Götter mögen euch ein Haus voll Kinder bescheren und euern Samen in euern Enkeln vermehren; Eure Erben und Nachkommen sollen Überfluß an Gütern besitzen und nur Heldentaten vollbringen usw.; dann folgten das Opfer sowie Schmaus und Tanz.

Der Ehebruch wird nach Colin mit Geld bestraft, und die Kinder aus einem solchen Ehebruch erben weder den Rang noch die Freiheit des adeligen Vaters. Dasselbe gilt von Kindern, die aus einer Sklavin erzeugt wurden [3]. Die Kinder aus rechtmäßiger Ehe erben die väterliche Hinterlassenschaft zu gleichen Teilen. Uneheliche erben nur die Hälfte von dem, was die ehelichen [4].

Einen großen Teil des Vermögens der Philippiner bildeten die Sklaven. Die Spanier trafen bei ihrer Ankunft eine sehr große Zahl Sklaven an. Manche Datos hatten deren zwei- bis dreihundert. Die Hauptursache der Sklaverei war die Gewinnsucht und der Wucher. In der Not konnte niemand Hilfe bekommen, wenn er nicht versprach, das Entlehnte doppelt wieder zu erstatten, und erfolgte die Rückerstattung nicht zur bestimmten Zeit, so wurde der Schuldner so lange in Ketten geworfen, bis er den letzten Heller bezahlt hatte; konnte er nicht bezahlen, so wurde er der Sklave des Gläubigers.

Zur Vervollständigung unseres Bildes von den Eingebornen der Philippinen lassen wir noch die Schilderung einiger Stämme folgen, die aus neuerer Zeit

[1] Ebd. 72. [2] Ebd. 73. [3] Ebd. 75. [4] Ebd. 74.

datiert. Wir erwähnen aber nur solche Angaben, die von dem Gesagten in etwa abweichen oder dasselbe ergänzen.

1. Die Kianganen auf Luzon[1] wohnen in kleinen Niederlassungen; nur in dem minder rauhen Gebirgsland, wo sie dem Reisbau obliegen, gibt es größere Ortschaften. Die Häuser, meist aus Holz gebaut, ruhen auf vier 1 m hohen Pfählen. Die Bestellung der Reisfelder kostet große Mühe und verlangt ein ausgedehntes künstliches Bewässerungssystem. Außer Reis pflanzen sie, besonders die ärmeren, Camote, Mais usw. Zur Feldarbeit vereinigen sie sich in Gruppen von 6 bis 20 Individuen, die untereinander verwandt oder befreundet sind. So eine Gruppe arbeitet einen Tag für den einen von ihnen, einen andern für den zweiten usw. Der Besitzer des bearbeiteten Feldes hat dann an diesem Tage die ganze Gesellschaft zu beköstigen. Es gibt aber auch Tagelöhner, die sich den Reichen verdingen. Außer der Kost erhalten sie einen Lohn in Hühnern oder Reis. Es gibt überhaupt sehr arme Leute unter ihnen, da selbst das Holz gekauft werden muß; denn alle in der Nähe einer Ortschaft liegenden Wälder sind Privatbesitz. Das ist ein Beweis von den streng ausgebildeten Eigentumsverhältnissen der Kianganen. Die Einteilung der Bevölkerung in Adelige und Plebejer entspricht ganz dem schon früher Mitgeteilten. Ein Mittel, sich den Adel zu erwerben, bestand in der Kopfjägerei, der die Kianganen früher ergeben waren[2].

Die alten Leute werden von den Kianganen sehr hoch geschätzt, wohl mit aus dem Grunde, weil sie als Priester fungieren und besondere Kenntnisse von ihren religiösen Bräuchen und Anschauungen besitzen. Im Kriege folgen sie freiwillig der Führung der Tapfersten. Auch die Frauen genießen hohes Ansehen. Bei Blutfehden werden die Frauen und Kinder verschont und können gehen, wohin sie wollen. Die Kianganen sind monogamisch. Die Braut wird durch Geschenke von ihrem Onkel oder, wenn sie keinen mehr hat, von ihren Brüdern oder Vettern gekauft. Stirbt die Frau oder scheidet sich der Mann von ihr, so muß er an die genannten Verwandten die schon erhaltenen Geschenke wieder zurückgeben und überdies noch einen Büffel, wenn er sich wieder verheiraten will. Da er den Verwandten seiner neuen Braut wieder die üblichen Geschenke machen muß, so kommt ihm eine solche Wiederverheiratung teuer zu stehen; trotzdem kommt die Scheidung häufig vor, oft aus bloßer Empfindlichkeit, meistens aber wegen Unfruchtbarkeit der Frau oder Faulheit und Landstreicherei des Mannes[3]. Die Liebe zu den Kindern ist ein hervorstechender Charakterzug des Volkes; leider werden diese infolge davon verzärtelt und verzogen. Wer seine Kinder schlüge, würde von seinen Stammesgenossen sehr schief angesehen werden. Um so schroffer ist das gegenseitige Verhalten der Erwachsenen. Eine körperliche Züchtigung fordert unbedingt Blutrache. Selbst wegen eines spöttischen Wortes kommt es gleich zu blutigen Kämpfen. Besonders gefährlich ist es, ihre Eifersucht zu erregen. Sie hüten sich deshalb im gegenseitigen Verkehr, die Gefühle anderer zu verletzen, und verlangen mit

[1] Nach dem Missionsbericht des Dominikaners P. Villaverde (vgl. Ausland 1891, 118 ff).

[2] Ausland 119. [3] Ebd. 120.

Recht, daß man ihnen Gleiches mit Gleichem vergelte. Die Blutrache gilt als heiliges Gesetz. Tötet ein Plebejer den andern, so wird er oder einer aus seine Familie gemeuchelt. Tötet ein Plebejer einen Adeligen, so muß das Sühnopfer dem Erschlagenen gleichstehen. Ist unter den Verwandten des Mörders ein Edelmann, so wird dieser getötet, der Mörder aber ignoriert. Ist kein verwandter Edelmann da, so wartet man, bis einer aus der Sippe des Totschlägers in die Adelskaste aufgenommen wurde; dann erst wird an diesem die Rache vollzogen, oft erst nach Jahrzehnten[1]. Bei allen diesen Fehden werden die Köpfe der Erschlagenen abgeschnitten und nach Hause gebracht, wo man sie an der Front der Türe befestigt.

Zwei Orte gibt es, wohin die Seelen der Verstorbenen ziehen. Das Land, wo die Seelen der eines natürlichen Todes Sterbenden weilen, liegt im Norden und heißt Kadungayan (nördliche Gegend). Dort wohnen die Seelen vereint in einem Walde in gewissen Bäumen, welche bei Tage als solche erscheinen, bei Nacht aber sich in Kianganer Hütten verwandeln. Sie besitzen dort Pflanzungen und nähren sich von der unsichtbaren Substanz („Seele") der Tiere, des Reises usw., welche die Hinterbliebenen den Verstorbenen zu opfern pflegen. Auch von dem Wein, den man zu ihren Ehren trinkt, genießen sie den „geistigen Anteil". Diejenigen, welche auf Erden ohne Grund Raub und Mord begangen haben, erhalten in Kadungayan ihre entsprechende Strafe. Stirbt ein Mörder eines natürlichen Todes, so wird seine Seele in jenem Schattenlande von einem dort weilenden Geiste durchbohrt[2]. Die Seelen jener Männer aber, die eines gewaltsamen oder plötzlichen Todes, ebenso diejenigen der Frauen, die bei der Niederkunft starben, gehen in den „Himmel" zu den Göttern. Über den Ursprung dieser Anschauung erzählen sie folgendes. Der Gebieter der Sonne, Mananahajut, befahl einmal, einem Kianganen, der irgend etwas begangen hatte, den Kopf abzuschlagen. Als er nun den seines Kopfes beraubten Gemordeten sah, ergriff ihn tiefes Mitleid. Er schickte seine Gattin Bugan, um ihn zu trösten und zu bewegen, in den Himmel hinaufzusteigen, aber der Kiangane wollte nicht trotz aller Geschenke und Schmeicheleien. Da merkte Bugan, daß er sich vor ihrer absonderlichen Kleidung scheue. Deshalb zog sie sich splitternackt aus, und nun ließ sich der trotzige Kiangane bewegen, ihr in den Himmel zu folgen. Hier empfing ihn Mananahajut mit großer Freude und gab ihm zu Ehren ein großes Fest. Seit dieser Zeit kommen die Seelen der im Kampfe Erschlagenen auf die Sonne, schmausen dort Schweine- und Büffelfleisch und berauschen sich am Weine.

Wenn der Tote eines natürlichen Todes gestorben ist, wird eine großartige Leichenfeier veranstaltet, bei der die Hinterbliebenen oft ihr ganzes Vermögen hergeben, ja sogar sich in Schulden stürzen, um recht viel Schweine und Büffel aufzutreiben, weil nach ihrem Glauben die Seele des Verstorbenen sich von der „Substanz" der verschmausten Opfertiere nährt. Der Tote bleibt in sitzender Stellung unbeerdigt unter dem Hause, und zwar mindestens 3 Tage, ja manchmal bis zu 15 Tagen, bis alle Tiere verspeist sind. Wird aber ein Erschlagener

[1] Ebd. [2] Ebd. 130.

bestattet, so schlachten sie nur ein Schwein, das die Greise des Dorfes verzehren. Denn sie sagen: Wozu Tiere schlachten, wenn die im Himmel Wohnenden nichts davon haben? — Die Kianganen sagen, der Mensch sterbe zweimal, wobei sie unter dem einen Male den Zustand schwerer Krankheit verstehen. Die Seelen der Verstorbenen gehen nicht unmittelbar nach ihrem definitiven Bestimmungsort. Sie bleiben in der Nähe des Sterbehauses und suchen bei Nacht in ihr Haus einzudringen, um womöglich eine ihr eng verbundene Person oder deren Seele, z. B. des Gatten oder des Kindes, mit sich in das Jenseits zu nehmen. Sie glauben, schwere Krankheiten würden dadurch hervorgerufen, daß die Seele des Kranken von einem verstorbenen Verwandten aus dem Körper herausgelockt wird. Deshalb rufen sie in solchen Fällen einen Zauberarzt, damit dieser die Seele des Leidenden zurückhole. Er opfert zuerst ein Huhn zu Ehren der greisen Herrscherin des Totenreiches Kadungayan. Dann untersucht er die Galle des Tieres, stellt fest, wo die Seele des Patienten sich befindet und wie viele Schweine und Büffel geschlachtet werden müssen[1].

Die Wucherei blüht bei den Kianganen. Wer ein junges Huhn geliehen hat, muß zur bestimmten Zeit eine Henne zurückerstatten. Zaudert er mit der Rückerstattung so lange, daß in dieser Zeit die Henne hätte Eier legen und Hühnchen ausbrüten können, so muß er ein Schwein mittlerer Größe hergeben. So kommt es, daß bei Saumseligkeit des Schuldners dieser nach drei Jahren für das geliehene Huhn einen Büffel zu bezahlen hat. Die Schulden vererben sich auf alle Verwandten; stirbt ein Schuldner, so ist dem Gläubiger dessen Sohn haftpflichtig, ist kein Sohn da, so der nächste Verwandte usw. Am beklagenswertesten sind die Waisen eines unbemittelten Kianganen, der an einer langwierigen Krankheit verstarb; denn diese verfallen durch die vielen Opfer bei der Krankheit in eine förmliche Schuldsklaverei. Doch werden nur diejenigen Schuldner in die Sklaverei verkauft, deren Schuld so groß ist, daß sie keine Aussicht auf Wiedererstattung bieten[2].

2. Die Bagobos bewohnen die Umgebung des Vulkans Apo und die Uferlandschaften des Rio Tagulaya im Distrikte Dávao im südlichen Teil der Insel Mindanao. Bis in die neuere Zeit haben sie sich von den Spaniern fast ganz unabhängig erhalten. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts besitzen sie Niederlassungen am Meerbusen von Dávao. Doch scheint das Klima am Meere schädlich auf sie eingewirkt zu haben. Denn während die in den Berglandschaften seßhaften Bagobos kräftige Leute sind, werden die an der Küste wohnenden als ein schwächliches Geschlecht geschildert[3]. Man rühmt die Loyalität dieser Wilden, die stets die eingegangenen Verträge halten, desgleichen ihre Mäßigkeit im Essen und ihre Arbeitsamkeit, dies letztere allerdings nur unter gewissen Kautelen.

Die Bagobos wohnen nicht in großen Dörfern, sondern in kleinen Weilern mit selten mehr als 20 Hütten. Jede Niederlassung bildet einen Staat für sich; der Häuptling derselben hat aber keine großen Machtbefugnisse. Wo die Bagobos sich den Spaniern unterworfen hatten, stand an der Spitze jeder

[1] Ausland 1891, 131. [2] Ebd. 132.
[3] Vgl. Blumentritt, Die Bagobos, im Globus XLII (1882) 219.

Niederlassung ein von der Kolonialbehörde bestätigter Gemeindevorsteher. Die Hütten ruhen auf hohen Bambuspfeilern, so daß man vermittelst einer schmalen Leiter in dieselben klettern muß. Ihre Waffen, die sie zum Teil selbst fabrizieren, sind Lanzen, Krise (malaiische, schlangenförmig gekrümmte Dolche), eine Art Säbel und Schilde; doch sind sie im allgemeinen ein friedliebendes Volk. Sie treiben etwas Landbau (Reis) und sind eifrige Jäger. Mit den Christen von Dávao unterhalten sie einen nicht unansehnlichen Handel. Das Institut der Sklaverei ist ihnen bekannt; sie kaufen Sklaven von den benachbarten Stämmen; ob dies noch heute geschieht, wissen wir nicht. Die Streitigkeiten untereinander werden für manche, leider nicht näher angegebene Vergehen mit Geldstrafen beigelegt. Sie leben in Polygamie.

Die Bagobos huldigen in Bezug auf die Religion dem Ahnenkult. Die Bildnisse oder Reliquien der Ahnen werden entweder im Hause selbst oder in einem Hausmodell aufbewahrt, und ihnen werden Opfer gebracht. Außer diesen Seelen der Ahnen gibt es bei den Bagobos gute und böse Geister. P. Gilbert S. J., der längere Zeit bei den Bagobos Missionär war, schreibt: „Die Bagobos haben eine dunkle Idee Gottes und der Dreifaltigkeit, welcher sie die Namen Tiguiama, Manama und Todlai geben.“ [1] Das soll wohl heißen, sie glauben an drei oberste Götter; damit ist aber noch keine Dreieinigkeit gegeben. Er will sogar eine Erinnerung an die Mutter Gottes, Elias und Henoch gefunden haben, mit welchem Recht, das vermögen wir nicht zu untersuchen. Die drei genannten göttlichen Wesen wohnen wie drei Brüder im Himmel. Der Tiguiama ist im Besitz unermeßlicher Machtvollkommenheit, der Manama ist der Erhalter, er belohnt und bestraft, der Todlai wird bei Hochzeiten angerufen, wobei ihm Betel und Reis als Opfer dargebracht werden. Tagalium und Lumabat waren ursprünglich Menschen; eines Tages gingen sie aus und kamen in einen Schwarm weißer Bienen hinein, mit welchen sie gegen den Himmel auffuhren; gleichzeitig vergrößerte sich die Erde, welche bisher klein und unansehnlich gewesen war.

Der böse Dämon, der am Apo haust, führt den Namen Mandarangan und lebt nicht ehelos, sondern mit mehreren weiblichen Genossinnen, welche aber nur als Dienerinnen sein Dasein angenehm machen. Die Bagobos glaubten früher, es dürfe niemand den Vulkan besteigen, wenn nicht vorher ein Menschenopfer dargebracht werde, sonst sei der Tod gewiß. Es waren, meint Blumentritt, wahrscheinlich Sklaven oder Kriegsgefangene, welche auf diese Weise abgeschlachtet wurden. Man griff zu diesem Opfer auch dann, wenn man vom Vulkan Schwefel holen wollte; die Bagobos glaubten so den Dämon für die Beraubung seiner Wohnung zu entschädigen. Seitdem die Europäer ohne Opfer glücklich den Vulkan bestiegen haben, finden diese Opfer nicht mehr statt. Als P. Gilbert mit den Eingebornen den Vulkan bestieg, sagten sie: „Wenn der Padre (Gilbert) vorausgeht, braucht er keine Furcht vor dem Mandarangan zu haben, denn dieser wird vor ihm entfliehen.“

3. Die Tagbanúas auf der Insel Palawan und dem Archipel der Kalamianen. Unter den verschiedenen Volksstämmen, welche die genannten Inseln

[1] Vgl. Globus XLII 221 A. 1.

bewohnen und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wenig bekannt waren, bilden die Tagbanúas (oder Tabanúas) die Hauptmasse. Die Nachrichten der Reisenden und Missionäre über dieselben hat F. Blumentritt in einer fleißigen Arbeit zusammengestellt[1]. Die Tagbanúas haben unstreitig ehedem auf einer höheren Kulturstufe gestanden. Sie befinden sich noch im Besitze eines Alphabets ähnlich jenem, welches die Spanier zur Zeit der Besitznahme der Philippinen bei den Visayas, Tagalen usw. vorfanden. Sie sind von kleiner Statur und eine Mischrasse von Malaien und Negritos. Ihre Hütten stehen auf Pfählen und sind nachlässig gebaut, da sie häufig wandern. Die Tracht der Männer beschränkt sich meist auf eine zwischen den Beinen durchgeschlungene Schambinde, bei den Frauen auf einen dem malaiischen Sarong ähnlichen Rock. Ihre Waffen bestehen aus Lanzen, Pfeil und Bogen und einem Waldmesser. Einige benutzen auch das Blasrohr zur Jagd auf kleine Vögel. Sie pflanzen Reis und Bananen und wahrscheinlich auch Mais und Camote.

Nach dem französischen Reisenden A. Marche sind ihre Hauptgötter: der Magnisda oder Nagabkaban, der Gott der Höhe, des Himmels; Poko, der Gott des Meeres, ein guter Gott, den man auch in Krankheiten anruft; der Sedumunadok, der Gott der Erde, und Tabiakond, der Gott des Erdinnern. Der Spanier Canga-Argüelles hingegen spricht nur von einem einzigen Hauptgott namens Maguindose (Maguindok?), der den Ursprung der Flüsse bewohne, bei allen wichtigen Vorfällen des Lebens seine Hände im Spiele habe und dem man Reis und Fische als Opfer spende. Außerdem reden die Reisenden von Diwatas, Geistern. Diwatas sind in der Sprache der Visayas zu Dämonen oder Göttern gewordene Ahnen. Daraus glaubt Blumentritt schließen zu dürfen, auch Poko sei nur ein solcher Diwata. Canga-Argüelles bemerkt, daß sie Kenntnis von Strafen und Belohnungen in einem jenseitigen Leben besäßen; nach Baamonde-Ortega glauben sie, daß die Seele eines bösen Menschen ruhelos umherschweife. Wie Canga-Argüelles mitteilt, nennen sie die Hölle Basaud[2].

Am Ende der Reisernte feiern die Tagbanúas ein großes Fest. Auf den Ruf des Opferpriesters versammeln sie sich am Meeresgestade und schleppen allerlei Lebensmittel herbei. Es werden Hühner geopfert und Tänze aufgeführt. Um Mitternacht, wenn der Stern Buntala (Jupiter) den Meridian passiert hat, schreitet der Priester tanzend in das Meer und stößt ein Floß mit den Opfergaben für Poko in dasselbe hinaus. Die Gaben bestehen aus Reis, Fisch, gekochten Hühnern, Honig und vier lebendigen, vier bis fünf Tage alten Küchlein. Es gibt noch andere Feste, die von reichen Tagbanúas gegeben werden; auch an diesen Festen nimmt der Priester teil mit Gesang und Tanz. Sie finden zur Nachtzeit statt, beginnen beim Neumond und dauern bis zur Beendigung der Mondphase. — Bei andauernden Krankheiten werden Priester gerufen, und zwar bei männlichen Patienten Priester, bei weiblichen Priesterinnen. Der Priester tanzt um den Kranken herum und ruft den Diwata herbei, damit er in seinen — des Priesters — Leib fahre und ihm die Kraft verleihe, den Patienten zu heilen. Dann opfert er ein Huhn.

[1] Vgl. Globus LIX (1891) 166 ff. [2] Ebd. 167.

Die Tagbanúas heiraten sehr jung, oft schon mit acht bis neun Jahren. Der Bräutigam kauft die Braut von deren Vater für Geschenke, welche einer Summe von 10 bis 50, mitunter bis 100 Franken entsprechen. Nur die Reichen üben die Polygamie aus. In der polygamen Ehe hat jede Frau ihre eigene kleine Hütte oder zum mindesten ein besonderes Zimmer im Hause ihres Gatten; gleichwohl sind Streitigkeiten unter den Damen häufig. Die Heiratszeremonien scheinen nicht überall die gleichen zu sein. An einigen Orten setzen sich die Brautleute nebeneinander und werden von einem Priester durch Ölen verbunden. Anderwärts geschieht es so: wenn dem Tagbanúa ein Mädchen gefällt, so erscheint er eines Tages in dessen Hause und macht ihm Geschenke von groben glasierten Tongeschirren. Nimmt es das Geschenk an, so kann sofort zur Hochzeit geschritten werden, wenn nicht, ist der Freier abschlägig beschieden. Bei der Hochzeit begleitet der Priester den Bräutigam mit den Festgästen zur Hütte der Braut und führt dann diese in das Haus des Bräutigams. Hier hocken sich die Brautleute auf eine Matte nieder; vor ihnen steht eines der Tongefäße, die der Bräutigam der Braut gegeben, mit gekochtem Reis gefüllt. Eine Weile sehen sich beide stumm an, dann nimmt der Bräutigam etwas von dem Reis, formt daraus eine Kugel, die er der Braut in den Mund steckt; diese tut ihm dasselbe. Damit ist die Hochzeit beendet, während welcher die Zuschauer großen Lärm machen, um die bösen Geister zu verscheuchen.

Merkwürdig ist, daß bei der Niederkunft der Mann seiner Frau Hebammendienste leistet und bei schweren Geburten der Nachbar zu Hilfe gerufen wird. Frauen werden nur in den seltensten Fällen herbeigerufen und dann nur Priesterinnen. Ist das Kind zwei Jahre alt und so gesund, daß man glaubt, es werde groß werden, so erhält es einen Namen, sonst bleibt es namenlos. Der Witwer- oder Witwenstand dauert nach A. Marche drei Jahre, erst dann darf man wieder heiraten; doch kann man durch Geschenke an die Priester oder an die Familie der verstorbenen Ehehälfte Dispens erhalten. Stirbt eine Frau eines polygamen Tagbanúa, so gibt er das Dispensgeschenk den Greisen seines Stammes [1].

Auch bei den Begräbnissen scheinen nicht überall bei den Tagbanúas dieselben Gebräuche zu herrschen. Am verbreitetsten scheint folgende Sitte zu sein. Die Leiche wird in einen ausgehöhlten Baumstamm hermetisch eingeschlossen und der Sarg dann tief im Waldesdickicht unter dem Gezweige eines Baumes versteckt. Mitunter wird ein Strohdach darüber errichtet. Mit dem Toten werden seine Waffen und seine wertvollsten Gerätschaften und Schmucksachen begraben. Nach Canga-Argüelles werden die Hütte und das Feld des Verstorbenen für immer gemieden. Jedenfalls ergibt sich aus dieser Mitteilung der Glaube der Eingebornen an die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Auf der Insel Dibatac liegen die Leichen in einer seitlich offenen Tragbahre, welche in das Baumgeäste eingefügt wird. Das Dach besteht aus Blättern. Seitwärts oder unterhalb sind die Utensilien des Toten angebracht. Mit der Zeit faulen die Rotangs der Tragbahre, diese stürzt ein, und die Gebeine fallen zu Boden. Diese werden dann gesammelt, in Holzsärge oder Urnen gelegt und jetzt end-

[1] Ebd. 168.

gültig beigesetzt. Baamonde-Ortega sagt, daß die Tagbanúas nur jene Toten in freier Luft verwesen lassen, welche sich durch einen guten Lebenswandel ausgezeichnet hatten.

Eine eigenartige Todesstrafe müssen Ehebrecher und Blutschänder erdulden; sie werden aneinander gefesselt ins Meer versenkt. Die Tagbanúas sind überhaupt ein gesittetes Volk. Raub und Mord sind ihnen unbekannte Dinge, wie der Missionär Fray Cipriano Navarro bezeugt[1].

4. Wir erwähnen noch das interessante Volk der Tinitianen auf der Insel Palawan, an dem die Sozialisten ihre Freude haben können[2]. Sie leben in den Wäldern und scheinen ein Mischvolk von Malaien und Negritos zu sein; ihre Haut ist schwarz, ihr Haar gekräuselt. Als Kleidung tragen die Männer einen einfachen Lendenschurz aus Baumrinde, der ihnen, wenn sie durch Reiben mit zwei Bambuspflöcken Feuer machen, auch als Zunder dient. Die Frauen tragen eine Saya (= dem malaiischen Sarong) aus demselben Stoff, der bis zu den Knien reicht.

Die Tinitianen leben in sehr geordneten Verhältnissen, und zwar als Sozialisten. Nach Baamonde-Ortega sind ihre Häuser mit großer Vollendung und mit einer Art Eleganz im Innern und Äußern gebaut. Jeder Klan wohnt in einem einzigen Hause; dieses zerfällt in vier Abteilungen; in der einen schlafen die Witwen und Jungfrauen, in der zweiten die Witwer und Junggesellen, in der dritten die Ehepaare und in der vierten die Kinder. Die Abteilung für Ehepaare ist in Zellen eingeteilt, für jedes Ehepaar eine. — Sie leben in einer Art Gütergemeinschaft; die Felder sind Stammeseigentum, gemeinsam wird der Wald ausgerodet und der Acker bestellt, auch speist die ganze Sippschaft womöglich gemeinsam. Der Stammesälteste verteilt die Arbeit und den Ertrag. Sie bauen Reis, Camote und Bananen an. Der Stammesälteste führt überhaupt die Leitung; er ist auch der Richter; die Strafen bestehen in Prügeln. Der Ehebruch wird so bestraft: Die Stammesältesten lassen sich auf einer Bank unter einem von guten Geistern bewohnten Baum nieder. Die beiden Sünder werden vorgeführt; das Weib erhält so viele Prügel, als ihr Gatte verlangt, während der schuldige Mann verurteilt wird, dem geschädigten Gatten eine Buße, bestehend in Lebensmitteln, Waren usw., zu entrichten. Hierauf wird ein Huhn geopfert. Wenn Blutschande konstatiert ist, so wird eine Mulde mit Steinen belastet, auf diese das Weib und über dieses der Mann gebunden und ins Meer versenkt.

Die Tagbanúas leben in Monogamie. Bei der Hochzeit begibt sich der Bräutigam mit seinen Verwandten in das Haus der Braut, wo Reis und Wildschweinbraten der Gäste harren. Nach dem Mahl formt der Bräutigam aus dem Reis eine Kugel und steckt sie der Braut in den Mund. Diese erwidert sofort die Artigkeit, und nun sind sie Mann und Frau. Hierauf wird der Freundschaftsbund zwischen den beiden Familien geschlossen, bei dem ein Trinkgelage die Hauptrolle spielt. Nach P. Navarro verlassen sich bei einem Ehebruch beide Teile, und jeder kann sich nach Belieben wieder verheiraten. Nach Baamonde-Ortega scheint, wenn der Ehebruch in der oben angegebenen

[1] Globus LIX (1891) 168. [2] Ebd. 182.

Weise gesühnt ist, keine Lösung des Ehebundes stattzufinden. Übrigens kommt Ehebruch sehr selten vor[1]. Bei der Entbindung seiner Frau ficht der Mann wie rasend herum, um sie und das Kind gegen die bösen Geister zu schützen.

Sie kennen gute und böse Geister. An der Spitze der ersteren steht der Bánua. Die niedern Geister nennen sie wie die meisten südlichen Philippiner Diwatas. Sie glauben auch, daß die Seelen der Guten von den guten Diwatas begleitet, die Seelen jener dagegen, welche auf Erden Übles taten, von den bösen Diwatas beständig gehetzt werden. Ist jemand gestorben, so bringen sie seine Leiche entweder in ein aus Rohr und Rotang verfertigtes Ruhebett oder in eine Art Sarg und legen zur Seite seine Waffen, Eisensachen, seine Kleider, Reis und andere Lebensmittel. Auch streuen sie Asche um den Sarg, um zu spähen, ob an den Fußstapfen nicht zu erkennen sei, daß der Tote umgehe. Bei den Trauerzeremonien hocken die Trauernden, sich bei den Händen haltend, um den Sarg, in dessen Nähe Priester oder Priesterinnen herumgehen. Sie preisen nun in monotonen Liedern die Tugenden des Verstorbenen und bitten den Bánua, er möge sich mit dem Toten begnügen und keinen andern töten. Dann heulen die gedungenen Klageweiber, und zuletzt wird der Sarg in den Wald getragen und mit Rotangseilen an einem Baume aufgehängt, in dem die guten Diwatas wohnen. Fällt der Sarg vom Baum, bevor das Fleisch vollkommen verschwunden ist, so ist das ein Zeichen, daß es der Seele des Verstorbenen im Jenseits schlecht gehe. Solange der Sarg am Baume hängt, legt man zu den Füßen des Baumes Betel, Bananen, Tabak usw. nieder, damit die Seele des Verstorbenen ihnen gewogen bleibe und Segen bringe.

Wie die Tagbanúas und die Nikobarer rüsten die Tinitianen bei Epidemien ein Schiffsmodell aus, das sie mit Reis, Betel und Trinkwasser befrachten, um es dann ins Meer hinauszustoßen, damit die bösen Geister abfahren. Bei schweren Krankheiten schmücken sie die Wohnung des Kranken mit Zweigen jener Bäume, in denen die guten Geister wohnen, damit letztere zur Heilung herbeikommen. Das Bett des Kranken umgeben sie mit Speisen, wie Ortega meint, damit die guten Geister sich daran laben[2].

Ihr Handel ist gering. Sie bringen Rotang und Kopalharz in die christlichen Niederlassungen und tauschen dafür Reis, Messingdraht usw. ein. Ihre Waffen sind Bogen und vergiftete Pfeile, deretwegen sie von den Nachbarn sehr gefürchtet werden. Sie sind als ungastlich verschrieen; aber die freundliche Aufnahme, welche einzelne Missionäre bei ihnen gefunden, beweist, daß sie besser sind als ihr Ruf. Dem Christentum zeigten sie sich bisher wenig zugänglich.

---

[1] Ebd. 182. [2] Ebd. 183.

Dritter Teil.

Die Naturvölker Afrikas.

Vorbemerkung.

Die Kulturvölker, die den Norden und den äußersten Süden des dunklen Kontinents bewohnen (Ägypten, Tunis, Algier, Marokko, Kapland), bekennen sich ganz oder zum Teil entweder zum Islam oder zum Christentum. Auch von den afrikanischen Naturvölkern haben manche den Islam angenommen. Wir berücksichtigen im folgenden nur die noch heidnischen Stämme. Diese lassen sich — abgesehen von den Guanchen, den Urbewohnern der Kanarischen Inseln, — einteilen in: 1. die Neger im weitesten Sinn, 2. die Hottentotten, Buschmänner und Zwergvölker und 3. die Madagassen.

Die Neger zerfallen wieder in zwei ziemlich verschiedene Klassen, die eigentlichen, typischen Neger mit mehr oder weniger plattstumpfen Gesichtszügen, kurzem, wolligem, krausem Haar, wulstigen Lippen und dunkelbrauner bis schwarzer Hautfarbe usw. und die Nigritier, die sich in Gesichtsbildung und Körpergestalt mehr der mittelländischen Rasse nähern. Ihre Gesichtszüge sind edler, das Profil ist weniger plattnegerhaft, die Hautfarbe weniger dunkel. Sie sind wahrscheinlich eine Mischung von verschiedenen Rassen: Semiten, Chamiten, Negern usw. Zu den Nigritiern werden die Somal, Gallas, Suahelis an der Ostküste Afrikas, ferner die Masai am Kilimandscharo und die Mandingos, Joloffs usw. an der Westküste Afrikas gerechnet. Zu den eigentlichen typischen Negern gehören die Schilluk und Dinkas am Weißen Nil, die Kongoneger, die Stämme südlich vom Senegal bis zum Kunene und besonders die Kaffern (Zulus), Betschuanen, Hereros usw. Es ist aber oft sehr schwer, die verschiedenen Völkerschaften physiologisch und ethnographisch zu unterscheiden. Viele teilen die Neger Afrikas in Sudan- und Bantuneger. Die Sudanneger bewohnen den Sudan im weitesten Sinn, d. h. ganz Afrika vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meere und vom Südrand der Sahara bis in die Nähe des Äquators. Südlich davon wohnen die Bantuneger. Um uns nicht in lange und schwierige ethnographische Untersuchungen einzulassen, die doch in Bezug auf Stammverwandtschaft und Herkunft vielfach zu keinem sichern Ergebnis führen und für unsere Aufgabe nur geringe Bedeutung haben, werden wir einfach der geographischen Einteilung folgen.

Im ersten Abschnitt behandeln wir die Eingebornen der nördlichen Hälfte Afrikas, und zwar zuerst die Westafrikaner: die Urbewohner der Kanarischen

Inseln und die Neger Westafrikas bis zum Nigerdelta einschließlich, dann die Ostafrikaner bis hinunter zum Nordgestade des Albertsees; der zweite Abschnitt wird sich mit den Eingebornen der südlichen Hälfte Afrikas befassen.

Erster Abschnitt.

Die Naturvölker der Nordhälfte Afrikas.

Erstes Kapitel.

Die Eingebornen Nordwestafrikas.

Zu Nordwestafrika rechnen wir: 1. die Kanarischen Inseln, 2. Senegambien, d. h. das Gebiet am Senegal und Gambia, das sich vom Südrand der Sahara bis zum 10° n. Br. und etwa 120—150 geographische Meilen landeinwärts ausdehnt, 3. Oberguinea, das Gebiet von der Südgrenze Senegambiens bis zum Kamerungebirge und zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Konggebirge im Osten.

1. Die Eingebornen der Kanarischen Inseln.

Die Kanarischen Inseln waren schon den alten Griechen und Römern bekannt; später wurde aber fast alle Verbindung zwischen den Inseln und dem Festland abgebrochen, so daß sie im 14. Jahrhundert sozusagen neu entdeckt werden mußten. Im Anfang des 15. Jahrhunderts wurde auf den Inseln das Christentum eingeführt. Wir haben aber noch Nachrichten über ihre Religion und ihre Sitten in der vorchristlichen Zeit. Obwohl zur Zeit der Entdeckung die Sprachen auf den verschiedenen Inseln sehr voneinander abwichen, gehören sie doch alle zu demselben Sprachstamm und berechtigen nicht zu der Ansicht, die Einwohner gehörten zu verschiedenen Völkerrassen.

Die Kleidung der Bevölkerung bestand aus Fellen und Palmblättern. Auf Lanzarote trugen die Männer einen Mantel aus Ziegenfell, der ihnen von den Schultern bis zu den Knien reichte, sonst nichts. Die Frauen dagegen waren sehr schamhaft und bescheiden gekleidet, denn sie hüllten den ganzen Leib in lange, zusammengenähte Ziegenfelle. Ähnlich, wenn auch nicht ganz gleich, war die Kleidung auf den andern Inseln[1]. Die Wohnungen bestanden meistens aus geräumigen Erdhöhlen, die im Sommer frisch waren und im Winter gegen Regen und Kälte schützten. Doch bauten sie auch Hütten mit trockenen Mauern, die nur zum Teil über den Boden hinausragten und so niedrige Türen hatten, daß man mit Mühe hineinkommen konnte.

Obwohl sie sehr einfache Leute gewesen zu sein scheinen und weder Gold noch Silber noch Eisen besaßen, gab es doch bei ihnen Arme und Reiche, Plebejer und Adelige. Diejenigen, die von den regierenden Familien abstammten,

[1] Vgl. Jos. de Viera y Clavijo, Noticias de la Historia general de las Islas de Canaria I, Madrid 1772, 147.

waren die Adeligen, diejenigen, welche viele Ländereien und Herden hatten, waren reich; die übrigen zählten zu den armen Plebejern. Die Guanchen auf der Insel Tenerifa sagten ihren Kindern: „Im Anfang der Welt hat Gott eine bestimmte Anzahl Männer und Frauen aus Erde und Wasser gebildet, und ihnen allen die zum Unterhalt nötigen Herden gegeben. Als er später noch andere Menschen schuf, denen er keine Herden gab, und als diese ihn darum baten, sagte er ihnen: ‚Dienet den andern, und diese werden euch zu essen geben.‘ Das ist der Ursprung der armen, abhängigen Leute, die den Adeligen dienen.“ Besonders große Autorität und mancherlei Privilegien hatten die Adeligen auf der Insel Kanaria. Jedermann erkannte den Adeligen an dem langen Bart und dem bis auf die Ohren herabhängenden Haar. Es war das Vorrecht des Oberpriesters (Faycan), der den ersten Rang nach dem König einnahm, in den Adel erheben zu können. Dieser Ritterschlag, um uns so auszudrücken, fand unter großer Feierlichkeit statt. Wer in den Adelstand erhoben werden wollte, mußte von Adeligen abstammen, die Waffen führen können und sich mit langen Haaren dem Faycan vorstellen. Dieser berief eine Volksversammlung, in der er mit lauter Stimme sagte: „Ich beschwöre euch alle im ewigen Namen des Alhorac (Gottes), zu erklären, ob ihr den N., Sohn des N., in eine Hürde eintreten und Ziegen melken oder töten gesehen habt? Ob ihr wißt, daß er mit eigener Hand die Speise bereitet hat? Ob er Diebstähle zur Zeit des Friedens begangen hat? Ob er unhöflich und übel beleumundet war, besonders wegen Beziehungen zu irgend einer Frau?“ Verneinte die Versammlung die Fragen, so kürzte der Faycan dem Jüngling die Haare, so daß sie nur bis zu den Ohren reichten, und übergab ihm die Lanze, damit er sich ihrer im Kriege zu Gunsten seines Souveräns bediene. Von da an achtete ihn das Volk als einen Adeligen, und er nahm unter den Personen seiner Klasse einen Sitz ein. Bewies aber ein Zeuge in der Versammlung, daß er in einem der genannten Punkte gefehlt habe, so schnitt ihm der Faycan das ganze Haar ab, er blieb Plebejer ohne Hoffnung, je Adeliger zu werden [1].

Die Reichtümer der Insulaner bestanden nur aus Ländereien und aus Herden von Schafen, Ziegen und Schweinen. Auf Tenerifa waren die Könige absolute Herren und Eigentümer alles Kulturbodens, den sie jährlich an ihre Vasallen verteilten unter Berücksichtigung ihrer Eigenschaften, Familien und Verdienste. Die Guanchen waren nur Nutznießer oder staatliche Bebauer des Bodens, die keine Pacht bezahlten. Diese Unmöglichkeit, erbliches Eigentum zu erwerben, hielt den Ehrgeiz nieder, und wenn eine Familie zahlreich wurde, so war sie gezwungen, den Boden in neue Portionen zu verteilen, und mußte folglich größere Sorgfalt auf die Kultur des Bodens und besonders auf die Zucht der Herden verwenden. Die Herden bildeten deshalb auch den Hauptreichtum der Leute.

Sklaven hatten die Insulaner keine, auch kein Geld, sie trieben nur Tauschhandel. Von Künsten und Wissenschaften kann natürlich bei einem Volke keine Rede sein, das sich allein mit Landbau und Viehzucht beschäftigte. Aus den

[1] De Viera y Clavijo, Noticias de la Historia general I 154.

vielen Spielen und Festlichkeiten, denen sie sich ergaben, muß man wohl schließen, die alten Kanarier seien ein ziemlich glückliches Völklein gewesen.

Religion. Die Insulaner hatten eine dunkle Idee von einem allmächtigen, ewigen Wesen, dem sie als ihrem Schöpfer ihr Dasein verdankten; nicht klarer waren ihre Ideen von der Unsterblichkeit und einem andern Leben. Nur auf Tenerifa scheint man eine klarere Idee von Gott gehabt zu haben, den man Erhalter der Welt, Großen Herrn, Erhabenen nannte, in Unglücksfällen anrief und durch Zeremonien gnädig zu stimmen suchte. Die größte Not, an der sie litten, war Mangel an Regen. Deshalb versammelte sich zur Zeit der Dürre das ganze Volk in einem Tal, wo man die Herden vereinigte; dort trennte man die jungen Tiere von den Muttertieren, und mit dem Wehklagen der Tiere vermischte sich das Seufzen und Weinen der Leute, bis die Bitte erhört war. Die Guanchen hatten auch eine dunkle Überlieferung von einer Hölle im Mittelpunkt des Pico und von einem bösen Geist; auch pflegten sie feierlich bei der Sonne zu schwören. Es scheint überhaupt, daß alle Insulaner außer Gott noch andere Götter anerkannten, namentlich Sonne, Mond und Sterne anbeteten und vielfachem Aberglauben ergeben waren. Die Lanzaroten opferten ihren Göttern auf den Spitzen der Berge, dort erhoben sie ihre Hände und gossen Krüge mit Milch als Libation und Opfer aus. Auf Groß-Kanarien verehrte man Gott (Alhorac), den höchsten Herrn und Erhalter der Welt, auf Felsenhöhen oder in kleinen Tempeln. Die hervorragendsten von diesen Tempeln standen unter der Obhut von Maguadas oder, wie andere sagen, Harimaguadas, einer Art jungfräulicher Vestalinnen oder Klosterfrauen, die in einem abgesonderten Bau oder Kloster lebten, von Almosen unterhalten wurden und die Mädchen der Adeligen bei sich erzogen, bis diese sich verheirateten. Sie kleideten sich in größere und weißere Felle als die übrigen Frauen und hatten manche Vorrechte. Am meisten schätzten sie aber das Vorrecht, daß sie täglich der Gottheit ihre Libationen von Milch in der Mitte des Tempels darbringen durften. Dieser Tempel war zugleich ein Asyl und eine Zufluchtsstätte, die niemand zu verletzen wagte [1].

Außer diesen Tempeln gab es noch andere Stätten, in die sich die Verbrecher flüchten konnten, und bei diesen Stätten wurden auch die feierlichsten Eidschwüre abgelegt. Zur Zeit der Dürre unternahm der Oberpriester, vom ganzen Volke begleitet, Prozessionen zu diesen Stätten. An der Spitze der Prozession gingen die Harimaguadas, die an der Stätte einige Gefäße voll Milch oder Butter zerbrachen und dann Trauerlieder anstimmten. Nach der Feierlichkeit zog alles ans Gestade, schlug mit Stöcken das Meer und schrie laut zum Himmel empor.

Ehe. Auf mehreren Inseln herrschte die abscheuliche Sitte der Polyandrie. Mehrere Männer hatten dieselbe Frau, und zwar war das Verhältnis so geregelt: Jeder Mann behielt die Frau einen Monat als Gattin und mußte nachher zwei Monate lang ihr Diener sein. Bevor die Mädchen heirateten, mußten sie dreißig Tage lang liegen bleiben und reichlich essen und trinken,

[1] Ebd. 169—170. Vgl. auch Gomara, Historia general de las Indias (Historiadores primitivos de Indias I, Madrid 1877, 294).

um dick zu werden und starke Kinder zu gebären; dann wurden sie dem Faycan oder Guanartime oder einem andern Mann zum Deflorieren übergeben. Noch im 13. Jahrhundert besaßen die Herren gegenüber ihren Vasallen dieses scheußliche derecho de prelibación (ius primae noctis)[1]. Infolge der Fruchtbarkeit der Frauen trat Übervölkerung auf der Insel ein, und um derselben zu steuern, erließ man das Gesetz, alle Kinder mit Ausnahme der Erstgebornen müßten getötet werden. Doch soll dieses unmenschliche Gesetz nicht lange bestanden haben, da bald Epidemien eintraten und die Bevölkerung stark dezimierten. Auf der Insel del Hierro war zur Heirat nichts anderes notwendig, als daß die Erkorne, mochte sie nun ein Mädchen oder eine Witwe oder eine Geschiedene sein, der Verbindung nicht widerstrebte; dann erbat sie der Mann von ihrem Vater zur Frau, und es wurde die Hochzeit gefeiert. Dem Manne war nur die Ehe mit der Mutter oder Schwester verboten, sonst durfte er alle Verwandten heiraten, und selbst von dem Verbote, Schwestern zu heiraten, wußten sich die Könige zu dispensieren.

Ebenso leicht, wie geschlossen, wurden die Ehen wieder aufgelöst. Sobald die Ehegatten einander überdrüssig waren, trennten sie sich und gingen eine andere Ehe ein; doch wurden dann die Kinder aus der früheren Ehe als illegitim angesehen. Wie es scheint, bestand auf den Inseln auch die Sitte, daß der Mann dem Gaste aus Höflichkeit seine Frau anbot; wohl aus diesem Grunde erbten die Brüder des Verstorbenen dessen Vermögen, und erst wenn keine Brüder vorhanden waren, die Söhne.

Wenn ein Kind geboren war, wurde ihm von einer dazu bestimmten Matrone Wasser über den Kopf gegossen; einige haben darin die christliche Taufe erblicken wollen, die durch die Predigt des hl. Bartholomäus oder Avitus oder Brandanus Eingang gefunden; aber daß eine solche Predigt je stattgefunden, ist sehr unwahrscheinlich, namentlich da man sonst keine Spur von Christentum gefunden hat. Auf die Erziehung der Jugend scheint man eine gewisse Sorgfalt verwendet zu haben, und zwar nicht bloß in physischer Beziehung durch gymnastische Übungen im Springen, Kämpfen, Schießen, sondern auch in moralischer Hinsicht, indem die Väter die Söhne zur Liebe zum Guten ermahnten. Sie taten das in der Unterhaltung, indem sie den Kindern die guten oder schlechten Beispiele anderer vorhielten. Sie sagten z. B.: Wollt ihr werden wie der und der, welcher infolge seiner Laster ehrlos in der Welt lebt und als ein Ärgernis, eine Schmach des Menschengeschlechtes gilt? Nein, meine Kinder, ihr sollt gut sein, euch die Liebe der Menschen erwerben und jene Laster verabscheuen, ohne die guten Menschen um den Ruf zu beneiden, den sie durch ihr Verhalten erworben haben[2].

Begräbnis. Um das Andenken der Verstorbenen zu ehren, wurden ihre Leichen mit großer Sorgfalt durch Einbalsamieren gegen Verwesung geschützt. Bei den Guanchen auf Tenerifa war dies die Aufgabe bestimmter Männer und Frauen, die die Leichen ihres Geschlechts besorgten und allein diese heilige Kunst besaßen. Zuerst wurden die Eingeweide entfernt, dann

[1] De Viera y Clavijo, Noticias de la Historia general I 172.
[2] Ebd. 174.

wurde die Leiche wiederholt mit dem Saft einer Rinde gewaschen, mit einem Dekokt von Schaffett und verschiedenen Kräutern gesalbt. Hierauf ließ man die Leiche trocknen, und dieser Prozeß wurde so oft wiederholt, bis man glaubte, die Leiche sei ganz durchtränkt und gegen die Verwesung geschützt. Nun wurde sie in Felle gehüllt. Wenn die Insulaner, was wahrscheinlich ist, vom afrikanischen Festland kamen, so haben sie wohl diese Kunst von den Ägyptern überkommen. Das Einbalsamieren dauerte zwei Wochen, und während dieser Zeit hielten die Verwandten feierliche Trauerzeremonien. Schließlich wurde die Leiche in einer tiefen Höhle geborgen, wo man sie aufrecht und in guter Ordnung an die Wand stellte. Noch findet man solche einbalsamierte Mumien (Xaxos), die sicher aus längst vergangener Zeit stammen. Jedenfalls beweist dieser Brauch des Einbalsamierens den Glauben der Insulaner an das Fortleben der Toten.

Die Gesetze wurden streng gehandhabt, niemand durfte sich rühmen, sie ungestraft übertreten zu haben. Auf Fuerteventura wurde der Mörder mit dem Tode bestraft. Ausgenommen von dieser Strafe waren jedoch unter bestimmten Umständen einige privilegierte Krieger; doch auch sie wurden hingerichtet, wenn sie den Mord im Hause des Ermordeten vollbracht. Auf der Insel del Hierro wurden dem Dieb nach dem ersten Diebstahl ein Auge und nach dem zweiten beide Augen ausgestochen, dagegen wurde der Diebstahl auf Palma fast als eine Heldentat angesehen. Auf Tenerifa wurde niemand zum Tode verurteilt; sie hatten aber zur Bestrafung öffentliche Gefängnisse, und nicht nur der Mord, sondern auch der Diebstahl und der Ehebruch und ebenso jeder Angriff auf die Schamhaftigkeit einer Frau wurden streng bestraft. Wegen dieses Gesetzes durfte ein Mann, der auf dem Wege oder an einem einsamen Ort einer Frau begegnete, sich nicht die Freiheit nehmen, mit ihr zu reden oder ihr ins Gesicht zu schauen, wenn es diese nicht erlaubte; er hatte die Pflicht, auf die Seite zu treten, bis sie vorbei war; sagte er ihr zweideutige Worte, so wurde er unerbittlich und streng von den Richtern gestraft[1]. Der Tagoror oder Gerichtsplatz, wo der König von Tenerifa Audienz gab und Recht sprach oder seine Verordnungen gegen die Schuldigen erließ, bestand aus einem runden Platz in der Nähe des königlichen Palastes, auf dem ringsum Steinsitze waren. Auf dem höchsten von diesen Steinen, der mit Fellen bedeckt war, saß der König, auf den andern saßen seine verschiedenen Räte je nach Rang und Verdienst. An diesen Ort wurde der Delinquent gebracht, und wenn er nach der Art des Vergehens eine persönliche Züchtigung verdiente, so befahl ihm der König, sich auf den Boden zu legen, und der dazu bestimmte Beamte mußte ihm eine bestimmte Zahl Stockhiebe versetzen.

Auf den Inseln, wo nur ein König herrschte, wie auf der del Hierro, waren Kriege nahezu unbekannt; dagegen waren auf andern Inseln, wie auf Fuerteventura, Tenerifa, wo zwei Könige regierten, die Kriege sehr häufig. Die Regierung der Könige war bald mehr bald weniger absolut und despotisch, je nach der Persönlichkeit des Königs und dem Charakter seiner Untergebenen. Die königliche Würde war auf den meisten Inseln erblich. Die Krönung fand mit großer Feierlichkeit statt, zu der der gesamte Adel und das ganze Volk

[1] Ebd. 183.

zusammenkamen. Der neue Monarch erschien in festlicher Tracht und setzte sich unter lauten Beifallrufen auf einen mit Fellen bedeckten und erhöhten Stein. Dann brachte ein dem König verwandter Fürst mit großer Ehrfurcht ein Gebein eines alten Königs von Tenerifa, das, in Felle gewickelt, sorgfältig aufbewahrt wurde, und überreichte es dem König, der es küßte, dann auf sein Haupt legte und dabei folgende Worte sprach: „Ich schwöre bei dem Gebein, das ich als königliche Krone trage, seine Handlungen nachzuahmen und auf das Wohl und Glück meines Volkes zu achten." Auch die andern Alten und Adeligen nahmen das Bein, legten es mit Ehrfurcht auf ihre Schultern und sprachen: „Wir schwören an diesem denkwürdigen Tage deiner Krönung, Wächter deines Königtums und desjenigen deiner Nachkommen sein zu wollen." Zuletzt folgte ein feierliches Gastmahl mit Musik, Liedern und Tänzen. — Dem König wurde, wenn er öffentlich erschien, von allen Untertanen die größte Ehrfurcht erwiesen. Auch nach dem Tode noch ehrte man den Monarchen. Man legte ihn mit den königlichen Insignien, Krone und Zepter, in die Ruhestätte; vor seine Leiche stellte man einige Krüge mit Milch in der Überzeugung, daß er diesen Vorrat in der andern Welt benötige[1].

2. Die Eingebornen Senegambiens mit Ausnahme der Bambaras.

Seit langer Zeit bewohnen fünf Hauptstämme das Gebiet von Senegambien: die Joloffs (Woloffs), die Fulahs, die Mandingos, die Bambaras und die mit ihnen verwandten Malinke. Die drei erstgenannten Stämme bekennen sich schon seit mehreren Jahrhunderten größtenteils zum Islam[2], wenn sie auch viel von ihren heidnischen Gebräuchen bewahrt haben. Der Mohammedanismus ist in dieser Beziehung sehr weitherzig. Ein Teil hat aber bis heute sich geweigert, den Islam anzunehmen, und ist bei seiner alten heidnischen Religion geblieben. Das gilt besonders von einem Teil der Mandingos am oberen Senegal und am Oberlauf des Nigers. In der Schilderung der Mandingos folgen wir dem Entdecker des oberen Nigers, dem kühnen und ausdauernden Schotten Mungo Park[3], der in den Jahren 1795—1797 und wieder im Jahre 1803 Senegambien und den oberen Niger bereiste.

Er schreibt über die Mandingos: Sie verheiraten sich sehr früh. Die unverheirateten Männer tragen nur einen Lendenschurz, der gewöhnlich mit gelben Knöpfen, Korallen usw. besetzt ist. Die Mädchen bleiben bis zum Alter von sieben bis acht Jahren ganz nackt, nur tragen sie als Schmuck Perlenschnüre um den Hals. Von da an bis zur Verheiratung tragen sie einen Lendenschurz. Dann aber wickeln sie den Körper von der Taille an in ein Tuch, wie dies alle an diesem Teile der Küste wohnenden Stämme tun. Sobald sie Mütter werden, bedecken sie den Busen mit einem einfachen schwarzen Tuch. Nach der Menge

---

[1] De Viera y Clavijo, Noticias de la Historia general I 220—221.

[2] Von den Mandingos schreibt schon Dapper um die Mitte des 17. Jahrhunderts, sie hätten vor einigen Jahren den Islam angenommen (vgl. Naukeurige Beschrijvinge der afrikansche Gewesten II², Amsterdam 1676, 2).

[3] Travels in the interior districts of Africa performed in the years 1795, 1796 and 1797, London (ohne Jahreszahl).

von Perlen, welche die Frau um den Hals trägt, und der Anzahl Manillen am Arme (d. h. Armbänder oder Ringe aus Kupfer) berechnet man den Wohlstand des Mannes. „Wenn die jungen Leute heiraten wollen, rufen sie den Schmied herbei, welcher ihnen mit einem scharfen Instrumente (sie haben keine Feilen) die Zähne scharf und spitz macht."

„Die Mandingos sind stark, wohlgebaut und fleißig, die Frauen gutmütig und lebhaft. Ihre Wohnungen sind $1^1/_2$ Meter hohe, runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dach aus Bambusrohr und Gras; im Innern derselben finden sich eine erhöhte Lagerstätte aus Rohr mit einer Matte oder Tierhaut, ein paar niedrige Stühle und die Kochgeräte. Jeder freie Mann hat mehrere Frauen, und jede Frau besitzt ihre eigene Hütte. Die von einer Familie bewohnten Hütten sind durch einen gemeinsamen Zaun umgeben und bilden einen Surk. Aus vielen Surks besteht die Stadt. Jede Stadt hat ihren Bentang (Ratsplatz), bestehend aus einer von Rohr geflochtenen Bühne, welche sich gewöhnlich unter einem Baum befindet, um Schutz gegen die Sonne zu haben. Alle Rechts- und Handelssachen werden dort abgemacht."

„Drei Viertel der Einwohner sind Sklaven, welche alle Arbeiten verrichten. Die einheimischen Sklaven dürfen aber vom Besitzer ohne Palawer (Ratsversammlung) nicht getötet oder verkauft werden. Kriegsgefangene sind unbedingtes Eigentum. Haupthandelsgegenstände sind Sklaven, die aus dem Innern nach der Küste gebracht werden, und sehr wohlschmeckende, aus dem Kern der Schinuß durch Kochen ausgezogene Schibutter. Die Feluzen bauen viel Reis, halten Federvieh und Ziegen und gewinnen viel Honig und Wachs. Sie zählen bis 5 einfach, dann in Zusammensetzung, z. B. 5 und 1 (6), 5 und 2 (7) usw."

Über die Religion der Mandingos schreibt Mungo Park[1]: „Einige von den religiösen Ansichten der Neger verdienen, obwohl sie mit allerlei albernen und abergläubischen Meinungen vermischt sind, Beachtung. Ich habe mit Leuten von jedem Rang und Stand über den Gegenstand ihres Glaubens gesprochen und kann ohne jeden Schatten von Zweifel behaupten, daß der Glaube an einen Gott und an einen künftigen Zustand der Belohnung und Bestrafung ganz allgemein unter ihnen feststeht. Doch ist es merkwürdig, daß diese Heiden, außer beim Erscheinen eines Neumondes, wie schon berichtet wurde, es nicht für nötig erachten, dem allmächtigen Gott Gebete und Anrufungen darzubringen. Sie halten in der Tat Gott für den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, aber im allgemeinen betrachten sie ihn als ein so entferntes und hohes Wesen, daß es unnütz sei, zu denken, die schwachen Gebete der armseligen Sterblichen könnten seine Beschlüsse umstoßen oder die Pläne seiner unfehlbaren Weisheit abändern. Wenn man sie fragt, warum sie ihm denn beim Erscheinen des Neumondes Gebete darbringen, so lautet die Antwort, die Gewohnheit habe es notwendig gemacht; sie tun es, weil ihre Väter vor ihnen es getan haben. So groß ist die Blindheit der sich selbst überlassenen Natur. Sie glauben, die Angelegenheiten dieser Welt seien vom Allmächtigen der Aufsicht und Leitung untergeordneter Geister übertragen, auf die nach ihrer Meinung gewisse Zauberzeremonien einen großen

[1] Ebd. 282.

Einfluß ausüben. Ein weißes, am Ast eines Baumes aufgehängtes Huhn, ein Schlangenkopf oder eine Handvoll Früchte sind Opfer, welche Unwissenheit und Aberglauben darbringen, um die Rache dieser Schutzgeister abzuwenden und ihre Gunst zu gewinnen."

„Übrigens machen die Neger ihre religiösen Ansichten selten zum Gegenstand ihrer Unterhaltung. Werden sie im besondern über ihre Idee vom zukünftigen Zustand befragt, so drücken sie sich mit Ehrfurcht aus, bemühen sich aber, das Gespräch durch die Bemerkung abzubrechen: Mo o mo inta allo (Kein Mensch weiß etwas davon). Sie seien zufrieden, sagen sie, den Geboten und Beispielen ihrer Vorfahren zu folgen durch die mannigfaltigen Wechselfälle dieses Lebens; und wenn dieses Leben keine Gegenstände der Freude und des Wohlbefindens bietet, so scheinen sie ängstlich nach einem andern auszuschauen, welches sie für besser halten, über welches sie aber weit entfernt sind, sich in eitlen und trügerischen Mutmaßungen zu ergehen."

Über den bekannten Hang der Neger zum Stehlen bemerkt Mungo Park[1], daß sie sich gegenseitig selten bestehlen und nur gegen die Fremden ihre Langfinger betätigen. „Bevor wir sie für schlechter erklären als andere Menschen, müssen wir erwägen, ob die Leute niederer Klasse in irgend einem Teile Europas unter ähnlichen Umständen mit größerer Ehrlichkeit gehandelt hätten, als die Neger es gegen mich taten. Man darf nicht vergessen, daß die Gesetze des Landes mir keinen Schutz gewährten und es jedem freistand, mich straflos zu bestehlen, und endlich, daß einige meiner Reiseeffekten in ihren Augen einen besonders hohen Wert hatten, wie etwa Perlen und Diamanten in den Augen des Europäers. Setzen wir den Fall, ein schwarzer Hindostanikaufmann hätte mit einer Kiste voll Edelsteinen auf seinem Rücken den Weg in das Zentrum von England gefunden, und die Gesetze dieses Königreichs würden ihm keinen Schutz gewähren; in einem solchen Fall wäre das Wunderbare nicht, daß der Ausländer eines Teiles seiner Schätze beraubt würde, sondern daß irgend ein Teil einem zweiten Räuber übrig bliebe. Obwohl ich viel von ihnen (den Negern) zu leiden hatte, so glaube ich doch nicht, daß ihr natürlicher Gerechtigkeitssinn verkehrt oder abgestumpft ist, sondern daß sie im Augenblick durch die Stärke der Versuchung überwältigt wurden, der zu widerstehen eine außergewöhnliche Tugend notwendig gewesen wäre."

Unmöglich ist es für mich, zu vergessen „die selbstlose Liebe, die zärtliche Sorgfalt, mit welcher manche von diesen armen Heiden in meinen Leiden Mitgefühl mit mir hatten, meiner Not zu Hilfe kamen und zu meiner Sicherheit beitrugen". Diese Bemerkung gilt nach ihm besonders von dem weiblichen Teil der Bevölkerung. „Auf allen meinen Wanderungen und in allem Elend fand ich sie (die Frauen) gleichmäßig gütig und mitleidsvoll, und ich kann in Wahrheit sagen, wie mein Vorgänger, Herr Ledyard, es bereits vor mir gesagt hat: ‚Nie wendete ich mich an eine Frau in höflicher und freundlicher Weise, ohne eine freundliche Antwort zu erhalten. Wenn ich hungrig oder durstig, durchnäßt oder krank war, trugen sie nie Bedenken, sich großmütig gegen mich zu benehmen.'"

[1] Travels in the interior districts of Africa 270.

Park erwähnt auch die große Liebe der Kinder zu ihren Eltern, besonders zur Mutter, und ebenso die Sorge der Eltern für die Kinder. „Schlage mich", sagte einmal einer seiner Begleiter, „aber lästere meine Mutter nicht." „Ich sah mit großer Befriedigung, daß die mütterliche Sorgfalt sich nicht nur auf das Wachstum und die Sicherheit (der Kinder), sondern auch in gewissem Grade auf die Ausbildung des Geistes erstreckte. Denn eine der ersten Lehren, welche die Mandingofrauen ihren Kindern erteilen, ist die Übung der Wahrhaftigkeit." Von einer Frau, deren Sohn von mauriſchen Räubern getötet worden, erzählt er, ihr einziger Troſt in ihrem tiefen Schmerz sei der Gedanke gewesen, daß der arme Junge in dem Laufe seines tadellosen Lebens niemals gelogen habe[1].

Merkwürdig ist an manchen Orten die Sitte, böse oder schlecht sich betragende Frauen durch einen Maskenscherz zu bestrafen. „Der Mann oder ein guter Freund steckt sich, mit einer Rute bewaffnet, in ein solches Kleid (Maskenkleid aus Baumrinde) und verkündet im nahen Walde durch Geschrei seine Nähe. Des Abends kommt er, von allen ungekannt, als Mumbo Dschumbo zum Bentang, wo alle Frauen des Ortes sich versammeln müssen, und wo bis Mitternacht gesungen und getanzt wird. Dann ergreift der Mumbo Dschumbo die Delinquentin und peitscht sie, nachdem man sie ausgezogen und an einen Baum gebunden hat, weidlich durch, während die andern Frauen lachen und spotten. Mit Sonnenaufgang wird die Frau losgebunden, und Mumbo Dschumbo geht wieder in den Wald."

Park erzählt auch, mit welcher Freude einer seiner Begleiter, ein Schmied, nach langer Abwesenheit in seinem heimatlichen Dorfe empfangen wurde. Von allen Dorfbewohnern, besonders von seinen Verwandten, wurde er mit großer Zärtlichkeit und der Feier eines Festmahles begrüßt. Der Schmied selbst verriet viel Gefühl. „Diese schlichten Naturkinder legen sich keinen Zwang auf und überlassen sich ihrer Rührung auf die stärkste und ausdrucksvollste Weise. Mitten in dem allgemeinen Entzücken erschien die Mutter des Schmieds, eine alte, blinde Frau, die sich auf einen Stock stützte. Jedermann machte ihr Platz, als sie auf den Sohn zuging, ihm die Hände entgegenstreckte, ihm zu seiner Rückkehr Glück wünschte und ihm darauf Hände, Arme und Gesicht betastete. Sie schien entzückt zu sein, daß ihrem Alter noch einmal der Troſt seiner Gegenwart zu teil wurde und ihr Ohr noch einmal seine Stimme hörte. Diese rührende Szene überzeugte mich vollständig, daß Europäer und Neger, welche Verschiedenheit in ihren Zügen und ihrer Hautfarbe auch liegen mag, doch in den sanften Gefühlen und Empfindungen, welche die Natur dem Menschen einflößt, einander ganz gleich sind."

In Bezug auf staatliche Organisation scheint heute im Innern jede Ortschaft sich selbständig zu regieren; doch gibt es eine ziemliche Anzahl winziger Königreiche. Die üblichen Strafen sind die Prügelstrafe und für Mord Hinrichtung. Obwohl der Ehebruch nicht selten ist, wird er doch auch an den Männern streng mit Prügeln bestraft; der Schuldige wird an manchen Orten mit samt seiner Familie zu Gunsten des Betrogenen in die

[1] Ebd. 273.

Sklaverei verkauft. Die schuldige Frau soll, wie Reisende behaupten, oft straflos ausgehen, ja sogar von ihren Männern zur Verführung anderer gebraucht werden, um das Recht zu haben, diese dann auszuplündern. Daß das nicht allgemein ist, geht auch aus der oben mitgeteilten Beschreibung des Mumbo Dschumbo hervor[1].

Wie die Mandingos sind auch die Joloffs seit langem Mohammedaner. Doch wurden einzelne Teile dieses Volkes nie vermocht, den Islam anzunehmen. Über sie schreibt der amerikanische Missionär Wilson, der 20 Jahre in Afrika weilte: „Diese glauben, wie fast alle heidnischen Afrikaner, an ein höchstes Wesen, das nach ihrer Meinung zu weit entfernt oder gleichgültig ist, um sich viel um die Angelegenheiten der Menschen zu kümmern, so daß auf die eine oder andere Weise die Regierung der Welt in die Hände untergeordneter Geister gefallen ist, die teils gut teils böse sind, und denen der ganze Ritus (Kult) in der Absicht, ihre Gunst zu gewinnen oder ihre Mißgunst abzuwenden, geweiht ist. Der Fetischismus, der im Tragen von Zaubermitteln und Amuletten oder ‚Grisgris', wie sie in der Landessprache genannt werden, besteht, wird von allen Joloffs geübt, mögen sie Heiden oder Mohammedaner sein. Wie in andern Teilen des Landes ist auch bei ihnen der Glaube an Zauberei vorherrschend, und man bedient sich auch bei ihnen derselben Proben, um diejenigen zu entdecken, welche sie üben, wie anderwärts."[2]

Die Joloffs werden als sanft, gastfreundlich, edelmütig und zuverlässig geschildert, doch sind sie stolz, arbeitsscheu, rachsüchtig und dem Trunke ergeben. Sie werden von zahlreichen Despoten regiert, aber die dem Herrscher verliehene Macht über Leben und Tod ist auf einige schwere Verbrechen eingeschränkt. Vielweiberei ist fast allgemein; jede Frau erhält eine eigene Hütte, ähnlich wie bei den Mandingos, wie denn überhaupt die Sitten beider Völker viel ähnliches haben. Bei den Joloffs existiert auch eine Art Kastenwesen. Außer den Adeligen, den „guten Joloffs", gibt es noch vier Kasten: die der Schmiede, die der Gerber und Sandalenmacher, die der Fischer und Musiker und endlich die der Sänger. Diese letzteren dürfen nicht innerhalb der Mauern der Stadt wohnen, und man verweigert ihnen sogar das Begräbnis unter dem Vorwande, daß dort, wo einer von ihnen begraben sei, nie wieder etwas wachse[3]. Auch die Sklaverei besteht, doch werden die Sklaven milde behandelt. Kinder von Freien und Sklavinnen bilden eine Unterkaste und haben keine Stimme in der Verwaltung oder Regierung. Der Sklave kann Eigentum erwerben.

Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts besitzen wir eine interessante Schilderung der Neger in der Umgegend vom Kap Verde aus der Feder eines Holländers mit Namen Peter van den Broeck[4]. Wahrscheinlich sind die geschilderten Neger Joloffs, und man darf nicht vergessen, daß hier wie überall der Umgang mit den Europäern die Eingebornen nicht veredelt hat. Van den

---

[1] Vgl. R. Oberländer, Westafrika vom Senegal bis Benguela, Leipzig 1874, 42 74; Fr. v. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen II 168 ff.

[2] J. Leighton Wilson, Westafrika geographisch und historisch geschildert. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. 3. Ausgabe, Leipzig 1868, 49—50.

[3] Ebd. 49.

[4] Histoire générale des voyages IV, A la Haye 1747, 138—139.

Broeck schreibt: „Die Eingebornen des Grünen Vorgebirges sind pechschwarz und im allgemeinen gut gebaut. Sie schröpfen sich (scarifient) das Gesicht mit verschiedenen Zeichen. Ihr Charakter ist bösartig. Sie neigen zum Stehlen. Viele von ihnen sprechen Französisch, weil sie seit langem mit den Schiffen dieser Nation in Handelsbeziehungen stehen; aber nur wenige von ihnen können Holländisch oder Flämisch. Die meisten sind Götzendiener. Die einen beten den Mond an, andere den Teufel, den sie Kamate nennen. Wenn man sie fragt, warum sie den Teufel anbeten, so antworten sie, sie seien dazu genötigt, weil der Teufel ihnen Böses zufüge, Gott aber nicht. Man findet unter ihnen auch einige Mohammedaner."

Die heidnischen Neger am Grünen Vorgebirge hatten also damals die Kenntnis Gottes; aber wie fast überall in Afrika erwiesen sie ihm, wie es scheint, keine Verehrung, weil er ihnen nichts Böses zufüge. Doch hören wir, was Van den Broeck weiter berichtet. Sie sind oft im Kriege mit ihren Nachbarn. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. Sie züchten sehr gute Pferde von der Berberei, und die meisten sind ausgezeichnete Reiter; sie bewegen sich aber ebenso leicht zu Fuß. Sie schwimmen und fischen mit außerordentlichem Geschick. Haben sie in einer Schlacht gesiegt, so hauen sie ihren Feinden den Kopf und die natürlichen Teile ab und schicken sie als glorreiche Trophäe ihren Frauen. Den Männern steht es frei, so viele Frauen zu nehmen, als sie ernähren können. Sie halten dieselben in einer Abhängigkeit, die an Sklaverei grenzt. Ihnen liegen nicht nur alle häuslichen Geschäfte, sondern auch der Feldbau ob. Hat die Frau das Mittagessen bereitet, so ißt es der Mann ganz ruhig; ihr bleiben nur die Reste, die sie in die Küche trägt und dort verzehrt. Van den Broeck sah oft schwangere Frauen daherkommen, die fünf oder sechs Ochsenhäute auf dem Kopf und ein Kind auf dem Rücken trugen, während der Mann nur seine Waffen in der Hand hielt. Übrigens sind die Frauen so stark, daß sie gleich nach der Niederkunft sich mit ihrem Kind im Flusse oder Meere baden und dann sofort wieder ihr gewöhnliches Leben fortsetzen.

Beim Tode eines Mannes oder einer Frau versammeln sich die Freunde und fangen ein lautes Klagegeschrei an. Das hindert sie aber nicht, fünf oder sechs Tage lang zusammen Palmwein oder Branntwein zu trinken. Unter dem Klang der Trommeln und Flöten tragen sie die Verstorbenen zu Grabe und legen ein Gefäß voll Wasser oder Wein neben sie, um ihren Durst zu stillen. Das letztere wiederholen sie morgens und abends mehrere Jahre. Sie behaupten, daß ihre Toten bald weiß werden und dann mit den Europäern Handel treiben. Es ist kaum glaublich, welche Menge von Branntwein sie trinken [1].

Auch andere Reisende aus dem 17. und 18. Jahrhundert schildern uns die Neger am Meeresstrande vom Senegal bis zum Grünen Vorgebirge als äußerst sittenlos und verkommen, so namentlich Le Maire, Barbot und andere [2]. Diese Schilderungen gelten von allen diesen Negern, auch von denen, die sich zum Islam bekennen. So sagt der Reisende Barbot, sie seien zwar sanft und höflich, aber ausschweifend und über die Maßen faul, das sei der Grund ihrer Armut. Außerdem seien sie zudringlich, feig, rachsüchtig, stolz und strebten gierig

[1] Ebd. 139. [2] Ebd. 149.

nach dem Lob der Menschen. Endlich seien sie verlogen, diebisch und schlaue Betrüger bei Handelsgeschäften. Man darf aber nicht vergessen, daß sie im Umgang mit den Europäern wenig Gutes lernen konnten. Von den an der Kapverdischen Küste residierenden Portugiesen sagt der schon erwähnte Van den Broeck, die meisten von ihnen seien wahre Räuber. Wahrscheinlich werden die Kaufleute und Matrosen der andern Nationen, die dort verkehrten, nicht viel besser gewesen sein.

Fast die einzige Tugend, die die Reisenden an den Eingebornen anerkennen, ist ihre außerordentliche Gastfreundschaft. Sie lassen nie einen Fremden fortziehen, ohne ihm Speise und Trank anzubieten und ihn zu drängen, einige Tage bei ihnen zu bleiben. Sie teilen alles mit ihm, obwohl sie sehr arm sind. Die Reichsten haben höchstens 40 oder 50 Stück Vieh, 2 oder 3 Pferde und ebensoviele Sklaven [1].

Bei manchen Stämmen an der Küste war die Krone erblich. Beim Tode des Fürsten folgte ihm nicht sein Sohn, sondern sein Bruder; nach dem Tode des Bruders aber folgte der Sohn, der den Thron wieder seinem Bruder hinterließ. Bei einigen Stämmen folgte auf den Thron der Sohn der Schwester des Fürsten, weil auf diesem Wege die Erhaltung des königlichen Blutes sicherer ist. Wo der Thronfolger gewählt wird, versammeln sich drei oder vier Große der Nation, um einen Nachfolger zu bestimmen. Sie behalten sich aber das Recht vor, ihn wieder abzusetzen oder zu verbannen, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachkommt. Dieser Gebrauch ist die Ursache zahlreicher Kriege, da der abgesetzte König wieder die Herrschaft an sich zu reißen sucht. Kaum irgendwo ist die königliche Macht absoluter als in diesen Negerkönigreichen. Der Monarch hält sich nur durch Strenge. Die Strafen für den geringsten Mangel an Achtung oder Gehorsam sind der Tod, die Güterkonfiskation und die Sklaverei für die ganze Familie des Schuldigen [2].

Der überführte Dieb wurde bei den Negern an der Küste zur Sklaverei, selten zum Tode verurteilt. Nach Le Maire mußte ein angeklagter Neger, der nicht überführt werden konnte, dreimal an einem glühenden Eisen lecken. Widerstand er dieser Probe, so wurde er für unschuldig erklärt. Anderwärts scheint die Probe mit siedendem Wasser angestellt worden zu sein.

3. Die Bambaras.

Die Bambaras wohnen heute im französischen Sudan am oberen Senegal bis zum Niger. Ihre Brüder, die Malinke, nennen sie Bambaras, unter welchem Namen sie auch den Europäern bekannt sind. Sie selbst nennen sich Bamana oder Bamananke [3]. Sie sind eigentliche Neger, im allgemeinen groß und stark. Ohne gerade sehr intelligent zu sein, haben sie den praktischen Sinn der europäischen Dorfbewohner. Im Notfall verstehen sie es, andere zu überlisten und zu betrügen. Sie sind sehr gastfrei. Die Höflichkeit gegen die Fremden ist

[1] Histoire générale des voyages IV 151. [2] Ebd. 152.

[3] Vgl. H. Bazin, Les Bambara et leurs langues, im Anthropos I 681 ff; ferner J. Henry, L'âme d'un peuple africain. Les Bambara, leur vie psychique, éthique, sociale, religieuse, Münster i. W. 1910.

bei ihnen eine traditionelle Tugend, und ein Bambara, der es in dieser Beziehung mangeln ließe, würde scharf getadelt. Sie werden sehr erfreut durch Geschenke; doch behalten sie dem Europäer gegenüber immer eine große Zurückhaltung und ein gewisses Mißtrauen. Die Bambaras sind zwar Fetischanbeter geblieben bis heute, aber da sie seit mehreren Jahrhunderten mit den Mohammedanern in Berührung stehen, haben sie von diesen die Kleidertracht angenommen. Mit Ausnahme der Kinder bis zum vierten Jahre sind alle mehr oder weniger bekleidet. Sie kultivieren die Baumwolle, und viele verstehen sich auf das Weben von schmalen Bändern aus einem groben, aber sehr dauerhaften Stoff. Sie bauen auch Mais, Hirse, Sorgho usw.

Die Bambaras leben in Dörfern beisammen und nicht nach Familien mitten in ihren Feldern zerstreut wie die Mossi. Die Dörfer bestehen oft aus mehreren Sokala oder getrennten Häuserkomplexen, von denen jeder seine Umfassungsmauer aus gestampfter Erde hat. Jedes Familienhaupt besitzt in seiner Domäne ein größeres Haus, wo er seine Freunde und Gäste empfängt. Außerdem hat jedes Dorf am Eingang ein größeres Haus, wo die Männer zusammenkommen und verhandeln, wenn das Wetter ihnen die Versammlung unter einem Baume unmöglich macht.

Früher hatten die Bambaras eine gewisse soziale Organisation, doch war dieselbe stets äußerst locker. Das persönliche Ansehen machte die ganze Autorität des Häuptlings aus und bestimmte das Maß der Unterwürfigkeit seiner Untertanen. Heute untersteht das Land der französischen Herrschaft. Die Autorität des Dorfhäuptlings wird allein anerkannt. Unterstützt von den Vornehmen, fährt der Häuptling fort, den von ihm abhängigen Leuten Recht zu sprechen und ihre Streitigkeiten in erster Instanz zu schlichten. „Um ihre Prozesse zu richten, berufen sich die Dorfhäuptlinge und die beim Kommandanten des Kreises eingerichteten einheimischen Tribunale immer auf das Gewohnheitsrecht, das Gesetzeskraft hat. Dieses Recht regelt die Verhandlungen, die Erbfolge, die Frage nach der Mitgift, alle Streitigkeiten über Ehe, Ehescheidung und Sklaverei, und nach diesem Recht werden die Vergehen der Notzucht, des Ehebruchs, des Diebstahls usw. bestraft. Die Bambaras haben eine religiöse Ehrfurcht für ihr Gewohnheitsrecht und ihre Überlieferungen.“ [1] Ehemals unterschied man bei ihnen die adelige Klasse der Krieger, die Klasse der Bürger und die der Sklaven. Diese sozialen Unterschiede bestehen zum Teil noch. Sie bilden ein Hindernis für die Ehen unter den verschiedenen Klassen. Die königlichen Familien der Karubali und der Diara werden als die adeligsten angesehen. In den unteren Klassen unterscheidet man die Schlosser, die in Metallen und Holz arbeiten, die Lederarbeiter, die einheimischen Barden, die zugleich verachtet und gefürchtet werden, weil sie für Lohn in ihren Liedern die Leute loben oder schmähen.

„Wie alle heutigen Sudanesen haben die Bambara die Idee von einem Gott-Schöpfer und von der Unsterblichkeit der Seele. Doch scheinen sich ihre religiösen Ideen durch die Berührung mit den Muselmännern geläutert zu haben.“ [2] Eingehender äußert sich hierüber Henry[3]. Er sagt:

[1] Bazin a. a. O. 686. [2] Ebd. 687. [3] A. a. O. 61.

„Der Bambara glaubt an das Dasein eines höchsten Wesens, des Schöpfers und Herrn aller Dinge; er glaubt an Gott, und zwar an einen Gott, den Vergelter, der bestrafen und belohnen kann." Dieser Glaube kommt in zahlreichen Wendungen zum Ausdruck. Einem jungen Paare sagt der Bambara: Möge eure Verbindung glücklich sein, möge euch Gott den Frieden und zahlreiche Nachkommenschaft geben. Ist eine Familie geprüft, z. B. durch den Verlust eines ihrer Glieder, so wird der Tröster in Gott seine Trostgründe suchen und sagen: „Möge Gott sich seiner erbarmen und ihm in der Sahara einen glücklichen Aufenthalt gewähren"; „Möge Gott ihn nicht von den guten Leuten trennen und eurem Leben die Tage hinzufügen, deren er beraubt worden ist". In zahlreichen ähnlichen Aussprüchen kommt zweifellos der Glaube des Bambara an den allwaltenden Gott zum Ausdruck. Trotzdem erweist er ihm nur wenig Verehrung. Er betet nicht zu ihm, baut ihm keine Altäre, weiht ihm keine Priester, keine Opfer usw. Direkt wendet er sich nur auf Befehl des Zauberers an Gott, gewissermaßen aus Zwang[1]. Indirekt aber wendet er sich durch Vermittlung der Fetische an den Allmächtigen, obwohl er selbst sich dieser indirekten Hinwendung zu Gott nur dunkel mehr bewußt ist. Von Zeit zu Zeit bringt ihm ein Individuum, eine Familie oder ein ganzes Dorf unter einem schattigen Baume im Dorfe oder außerhalb desselben an Kreuzwegen Mehl, Hühner, Ziegen, Kolanüsse dar. Das ist die sog. Saraka, die nach Henry nicht als eigentliches Opfer aufgefaßt werden darf, sondern eine Art Tribut oder Abgabe ist. Mag diese Saraka öffentlich oder privatim dargebracht werden, blutig oder unblutig sein, immer wird sie auf ausdrücklichen Befehl des Zauberers vollzogen, von dem man annimmt, daß er mit der unsichtbaren Geisterwelt in Verbindung steht und weiß, was die Gottheit verlangt.

Obwohl die Anschauungen der Bambaras über Gott, Himmel und Hölle und die unsichtbare Welt mit den Lehren des Korans übereinstimmen und vielfach mit Ausdrücken bezeichnet werden, die dem Arabischen entlehnt sind (z. B. Gott = Allah), so leugnet doch Henry entschieden, daß sie diese Ideen erst von den Anhängern des Islams erhalten haben. Wenn sie sich koranischer Ausdrücke bedienen, so ist das auf eine Art Diplomatie und Anpassung einem mächtigen und siegreichen Gegner gegenüber zurückzuführen. Der Glaube an Gott ist mit allen ihren religiösen Ideen so innig verwoben, daß er unmöglich eine spätere Zutat zu denselben sein kann. Auch für Ideen, die zweifellos zum angestammten Besitz der Neger gehören, gebrauchen sie zuweilen islamitische Ausdrücke[2]. Gott lebt nach der Meinung der Bambaras im Himmel in seliger Ruhe, umgeben von seinem Hofe und seinen Engeln. Die Weltregierung hat er, nachdem er

[1] Henry, L'âme d'un peuple africain 62.

[2] P. Kopp von den Weißen Vätern beschreibt auch ein Opfer, das die Bambaras in seiner Gegenwart dem wahren Gott ohne Beimischung von Aberglauben darbrachten und das lebhaft an die Opfer erinnert, wie sie im Exodus vorgeschrieben sind (vgl. Missions de Pères Blancs, Anvers 1905, 57). Es handelte sich um ein dem wahren Gott dargebrachtes Opfer, um Regen zu erlangen. Die Ziege, die geopfert wurde, war ein Jahr alt, fehlerlos, ganz weiß; außerdem wurden ausgewählte Arachiden geopfert. Der Greis, der als Priester fungierte, streckte beide Hände über die Opfergaben aus, seine

einmal die allgemeinen und unwandelbaren Gesetze erlassen, unter die untergeordneten Geister verteilt. An diese wendet sich der Bambara mit seinem ganzen Kult. Er stellt sich darunter ein Mittelding zwischen Menschen und Engeln vor. Sie sind zwar unsichtbar und von großer Macht, essen und trinken aber, heiraten, haben Kinder usw. wie die Menschen. Einige von diesen Geistern schweifen auf der Heide umher, andere in der Nähe der Dörfer, wieder andere endlich nehmen sich der Bambaras an und beschützen sie[1]. Es gibt Schutzgeister für die Quellen und Brunnen, Schutzgeister für die Ernte, für die Kinder, die Frauen usw. Viele von diesen Geistern haben ihre eigenen Priester, Feste, Opfergaben und Fetische.

Die Verehrung der Verstorbenen tritt bei den Bambaras sehr hinter der der Geister zurück, und sie zollen eigentliche Verehrung nur den Ahnen, die hienieden eine bestimmte Autorität gehabt haben: den Häuptlingen der Dörfer, den Priestern, den Familienhäuptern usw.[2] Trotz dieses Kultes der Verstorbenen glauben sie, daß die Seelen der Dahingeschiedenen wiedergeboren werden oder zum Leben zurückkehren, und wenn ein Kind mit gewissen charakteristischen Zeichen eines Verstorbenen zur Welt kommt, glaubt man, der Verstorbene sei wieder geboren[3]. Beim Tode gehen die Seelen in die Sahara, wo die Unsichtbaren wohnen und alles unsichtbar ist. Die Kinder und diejenigen, welche den Kreis ihres Daseins noch nicht vollendet haben, bleiben nur kurze Zeit dort und kehren dann in den Schoß ihrer Mutter oder wenigstens einer Frau aus ihrer Familie zurück. Viele Bambaras glauben an die Hölle und versichern, daß die Seelen der Bösen von Gott zu ewigen Qualen verurteilt werden; doch scheinen nur wenige dieses Los zu verdienen, und deshalb haben sie tatsächlich keine Furcht vor der Hölle[4].

Die Bambaras sind als Lügner und Diebe sehr verrufen; auch in geschlechtlicher Beziehung sollen sie sehr ausschweifend sein. Die schmutzigsten Unterhaltungen, auch in Gegenwart der Mädchen und Kinder, sollen bei ihnen an der Tagesordnung sein. Doch wird der Ehebruch streng bestraft. Vor der Ankunft der Franzosen wurde dieses Verbrechen mit sofortigem Tode bestraft. Heute muß der auf frischer Tat ertappte Schuldige wegen verletzter Gerechtigkeit sich vom beleidigten Ehemann durch eine Geldstrafe und ein Opfer an den Schutzgeist der Familie loskaufen. Will sich dieser nach Empfang der Geldstrafe noch nicht beruhigen, so geht der Häuptling mit den Ältesten in sein Haus und sagt ihm: „Dein Weib hat versprochen, nicht mehr die Ehre zu verletzen, und ihr Verführer hat die Strafe bezahlt, wohlan, verzeihe", und damit ist die Sache erledigt. Ist der Ehebruch gewiß, wurden aber die Schuldigen nicht bei der Tat überrascht und diese leugnen, so kommt die Sache vor das Gericht der Alten. Die Kläger schwören auf einen Fetisch und bringen ihre Beweise vor. Nun werden die Angeschuldigten vorgeführt, und wenn sie fort-

beiden Assistenten nur eine. Dann sprach jener: „Was ich aus der Hand Gottes empfangen habe, das gebe ich Gott zurück." Die Assistenten wiederholen den Spruch, und bei andern ähnlichen Sprüchen antwortet die ganze Versammlung: „So geschehe es" (Amen). Auch dieses Opfer spricht dafür, daß der Glaube an einen einzigen Gott ein altes Stammgut der Bambaras ist.

[1] Henry a. a. O. 85 ff. [2] Ebd. 232. [3] Ebd. 56 ff. [4] Ebd. 60.

fahren zu leugnen, müssen sie bei einem Fetisch ihre Unschuld beschwören. Meistens wird der Angeklagte, wenn er schuldig ist, seine Schuld bekennen. Einen Götzen zum Zeugen einer Lüge anrufen, heißt sich selbst dem sichern Tode weihen. Denn der angerufene Geist ist schonungslos, wenn es sich um einen Meineid handelt. Die Ehebrüche sollen trotzdem sehr häufig sein. Wie der Ehebruch gilt auch die Fornikation als schwerer Fehler, weil sie die Rechte Dritter verletzt; doch wird sie im Vergleich zum Ehebruch als geringerer Fehler angesehen, denn, sagen die Schwarzen, die junge Verlobte gehört noch nicht ganz dem Bräutigam. Ist ein Mädchen schwanger geworden, so wird es vor die Familie gebracht und nach dem Opfer einer Ziege nach dem Namen des Mitschuldigen gefragt. Weigert es sich, ihn anzugeben, so kommt die Angelegenheit vor den Rat der Alten. Hier muß es bekennen, sonst wird es an einen Pfahl gebunden und mit einem Hagel von Schlägen auf den Rücken bedacht. Sobald es den Schuldigen genannt, schwört es, die Wahrheit gesagt zu haben. Dann wird der Schuldige herbeigerufen, und dieser hält es für tunlicher, die Geldstrafe zu bezahlen als einen Meineid zu leisten. Er bekennt ohne große Scham seine Schuld[1].

Verhinderung der Konzeption und Abortus sind sehr häufig bei den Bambaras. Zum Teil hat dies darin seinen Grund, daß die Frau ihr Kind drei oder vier Jahre säugen muß und während dieser Zeit nicht empfangen soll. Aus diesem Verhältnis ergeben sich nicht nur die genannten Verbrechen, sondern auch viele Ausschweifungen und Ehebrüche. Trotzdem sehen sie den Abortus als ein wenn auch nicht sehr großes Verbrechen an. Die Beschneidung ist bei den Bambaras für beide Geschlechter im Gebrauch und wird festlich begangen mit Opfern, Tänzen, Trinkgelagen usw. Doch wird sie gewöhnlich bis zum Ende der Kindheit verschoben und bedeutet für die junge Generation den Eintritt in das soziale und bürgerliche Leben.

Die Mädchen werden meist schon in der Kindheit, zwischen dem vierten bis zehnten Jahre, verlobt. Will ein junger Mann ein noch nicht verlobtes Mädchen zur Frau, so sendet er einen älteren Freund als Vermittler mit einem Geschenk von Kolanüssen zu dem Vater des Mädchens. Gefällt diesem der Brautwerber, so läßt er Frau und Tochter kommen und den Bewerber wissen, daß ihn der Antrag freue, daß die Angelegenheit aber Überlegung fordere. Dann befragt er durch die Zauberer die Fetische, welches der Charakter des Prätendenten sei, ob seine Tochter Aussicht auf gesunde Kinder habe, ob Ehebruch oder Ehescheidung zu fürchten sei, ob der Brautwerber vielleicht ein Wiedergeborner aus der eigenen Familie sei u. dgl. Sind die Opfer günstig ausgefallen, so wird über den Preis verhandelt. Der Brautwerber gibt eine Mitgift, die aber als Geschenk ganz der Braut zukommt. Der Vater erhält verschiedene Kleider, einige Krüge Hirsebier und viele Kolanüsse; bei der Hochzeit aber gibt der Vater seinem Kinde Schürzen, Kalebassen, Töpfe usw. Die Hochzeit wird mit verschwenderischer Pracht gefeiert. Es findet dabei eine Art Kampf statt zwischen den vom Bräutigam zum Abholen der Braut abgesandten Männern und der Braut, die sich scheinbar mit Schlägen und Schreien wehrt, bis man

[1] Henry, L'âme d'un peuple africain 161—163.

sie mit sanfter Gewalt aus dem Hause des Vaters gebracht hat; nun beginnt die feierliche Prozession zum Hause des Bräutigams.

Die Bambaras begraben ihre Toten meist auf einem Friedhof in der Nähe des Dorfes; die Häupter der Familien und die Alten haben hier bevorzugte Plätze. Bei jedem Todesfall wird das Blut von Hühnern, Ziegen und Hunden vergossen und werden Gebete verrichtet. Die Opfer gelten aber, wie Henry meint, nicht den Manen der Verstorbenen, sondern den Fetischen, die nach ihrer Ansicht den Tod verursacht haben. Auf ihre Fetische oder Grisgris (Gegenstände jeder Art und Form: Knochen, Tierklauen, unförmliche Statuetten u. dgl., die von den Zauberpriestern mit dem Blute der Opfer beschmiert werden) setzen die Bambaras absolutes Vertrauen. Die Fetische zum Schutze des Dorfes werden in kleinen heiligen Häuschen in der Nähe des Dorfes aufgehängt und sorgfältig bewacht. Außerdem hat jede Familie ihre Fetische im Innern des Hauses. Die Opfer werden oft von angesehenen Häuptlingen oder dem Haupt der Familie dargebracht. Doch hat man auch Zauberer und Wahrsager, Verfertiger von Fetischen und endlich noch Geheime Gesellschaften, die sich dem Kult bestimmter Fetische weihen. Diese Gesellschaften haben ihre Festtage und nächtlichen Zusammenkünfte, ihre Opfer, ihre lächerlichen oder obszönen Gebräuche, denen nur die Eingeweihten beiwohnen dürfen. Der Schrecken, den sie einflößen, ist so groß, daß man selbst ihren Namen nicht auszusprechen wagt. Deshalb ist es auch kaum möglich, ihren Zweck und ihre Wirksamkeit zu erfahren[1].

Der Totemismus, von dem wir später bei Besprechung der Fan eingehender handeln werden, besteht bei den Bambaras; jede Familie hat ihr Totem (téné), fast immer ein Tier, das ihr als heilig gilt, das sie nicht töten, nicht essen, ja nicht einmal ansehen darf. P. Jos. Brun aus der Gesellschaft der Weißen Väter hat nachgewiesen[2], daß der Totemismus eine ganz allgemeine Einrichtung bei den Stämmen des westlichen Sudan ist; er besteht nicht nur bei den Bambaras, sondern auch bei den Malinke, den Fulahs, den Mossis, den Fulben, den Soninke usw.; aber bei keinem dieser Völker spielt er eine so hervorragende Rolle, daß man ihn als eine eigene Stufe religiöser Entwicklung auffassen könnte. Alle diese Sudanesen, sagt Brun, mögen sie Mohammedaner oder Heiden sein, kennen Gott als das einzige, höchste Wesen, alle bringen den Geistern und den Fetischen der Geheimen Gesellschaften Opfer dar, alle haben die Ahnenverehrung und glauben an die Wirksamkeit der Amulette, so daß der Totemismus sehr in den Hintergrund ihrer Religion tritt. Individuelle oder nationale Totems, d. h. Totems, die nur einem Individuum eigentümlich oder einer ganzen Nation gemeinsam sind, gibt es nicht; alle Totems sind Familientotems, nur muß man die Familie in weiterer Bedeutung auffassen, etwa im Sinne der römischen gens. Das Totem des Familienvaters vererbt sich auf alle seine Kinder, Knaben und Mädchen. Der Totemname ist meist verschieden vom Familiennamen. Mehrere Familien mit verschiedenen Namen haben zuweilen dasselbe Totem.

---

[1] Bazin, Les Bambara et leurs langues 688.

[2] Im Anthropos V (1910) 846 ff.

Auffallend ist, daß das Totem hier kein Ehehindernis bildet. Familien mit demselben Totem dürfen untereinander heiraten, wofern keine andern Ehehindernisse (nahe Verwandtschaft oder Kastenunterschiede) vorhanden sind. Den Totems werden keine Opfer gebracht, aber überall besteht das Verbot, das Totem zu töten, zu verwunden, davon zu essen, oder wenn es ein lebloser Gegenstand ist, es zu gebrauchen.

Da die Polygamie, die Ehescheidung, die Sklaverei, die Versetzung der Kinder als Bürgschaft für eine Schuld bei den Bambaras in Ehren stehen, ist die Familie sozusagen in einem bloß rudimentären Zustand vorhanden; die Frau hat ungefähr kein Recht; über die jungen Mädchen verfügen die Eltern nach Gutdünken; nach der Heirat ist die Frau in absoluter Abhängigkeit von ihrem Herrn und Meister.

4. Die Neger an der Sierra Leone.

Heute sind an der Sierra-Leone-Küste die Einwohner zum großen Teil Christen. Namentlich zahlreiche englische und amerikanische Missionsgesellschaften haben dort große Niederlassungen und zahlreiche Anhänger. Schon im 17. Jahrhundert hatten katholische Missionäre, besonders Jesuiten, einen beträchtlichen Teil der Eingebornen zur katholischen Religion bekehrt; später aber, besonders nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, fielen die Eingebornen wieder in das Heidentum zurück.

Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, wo noch ein großer Teil der Bewohner heidnisch war, besitzen wir einen ausführlichen Bericht von dem englischen Kaufmann William Finch, der im Jahre 1607 an der Sierra Leone landete[1].

Der König des Landes, schreibt Finch, hat seine Residenz an der Bucht des Sierra-Leone-Flusses. Die Mohren (Mores, so nennt er die Eingebornen) nennen ihn Borea oder Karan. Er hat unter sich andere kleine Könige. Die Jesuiten und andere portugiesische Priester haben einige von diesen Barbaren bekehrt und besitzen eine Kapelle. Der König und einige von den Höflingen sind ziemlich anständig gekleidet. Sie tragen Röcke, Hosen und selbst Hüte. Das Volk trägt nichts als einen wollenen Gürtel, von dem ein Stück Tuch herunterhängt, das die Mitte des Leibes bedeckt. Die Frauen tragen eine Art Schärpe, die vorn zusammengeknüpft wird und bis auf die Knie herabfällt. Die Kinder bleiben ausnahmslos nackt. Man sieht niemand, der nicht Stiche oder Einschnitte in verschiedenen Figuren am Leibe hätte. Alle haben auch spitz zugefeilte Zähne. Die Augenbrauen reißen sie sich aus, dagegen lassen sie den Bart wachsen, der kurz, schwarz und frisiert ist. Ihre Haare sind fast immer kreuzweise geschnitten und erheben sich auf dem Kopf in kleinen viereckigen Büscheln. Die Frauen rasieren gewöhnlich den Kopf.

Die meisten Städte bestehen nur aus 30 oder 40 Häusern, die aus Lehmmauern gebaut und mit Schilf bedeckt sind. Eine Matte dient ihnen als Pforte;

[1] Der Bericht ist der Hauptsache nach abgedruckt in der Histoire générale des voyages IV 239 ff.

diese wird aber mit Schlössern und Riegeln versperrt. Als Bett dienen ihnen kleine kreuzweise gelegte Balken, über die sie Matten ausbreiten. Der Rest der Ausstattung besteht aus zwei oder drei irdenen Töpfen, um Wasser aufzubewahren und die Speisen zu kochen, einer oder zwei Kürbisflaschen für den Palmwein; eine halbe Kürbisflasche dient als Tasse; dazu kommen noch einige irdene Teller, ein oder zwei Körbe, mit denen die Frauen Muscheln sammeln, ein Sack aus Baumrinde, den die Männer auf der Schulter tragen, wenn sie Vorräte holen, mit ihrer Pfeife, ohne die man sie nie gehen sieht. An der Seite tragen sie einen Dolch; ihre sonstigen Waffen sind Bogen und Pfeil, Wurfspieß und Lanze. Die Pfeile bewaffnen sie mit vergifteten Eisenspitzen.

Die Männer sind von schöner Gestalt, beweglich, stark, mutig und ziemlich sanften Charakters. Sie trennen sich kaum von ihren Frauen, weil die Eifersucht eine ihrer Hauptleidenschaften ist. Über ihre Religion konnte Finch nicht ganz ins klare kommen. Sie haben kleine Idole, kennen aber doch den Gott des Himmels; denn als Finch sie über den Gebrauch der kleinen Idole ausfragte, erhoben sie die Hände über ihren Kopf, um zu verstehen zu geben, daß der wahre Gegenstand ihrer Anbetung droben sei. Welche Idee man sich übrigens von ihren Anschauungen bilde, sagt Finch, sie sind gerecht, ehrlich, und der Diebstahl wird bei ihnen auf der Stelle mit dem Tode bestraft. Ihre Begräbnisfeierlichkeiten beschränken sich darauf, daß sie über dem Grab ein Strohdach errichten, unter dem sie beständig in irdenen Gefäßen frisches Wasser halten[1].

Die Hauptnahrung besteht in Reis, an dem sie Überfluß haben; außerdem haben sie eine kleine Getreideart, Pene genannt, aus der sie Brot bereiten. An Haustieren besitzen sie nur einige Hühner; deshalb essen sie auch selten Fleisch. Außer dem Reis haben sie als Nahrungsmittel besonders Wurzeln, Gemüse, Muscheln, vor allem Austern, die hier in großer Menge vorkommen, aber fade sind. Um ihre Häuser herum bauen sie Platanen, Gurken, Pataten, Pfeffer und Tabak. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, doch lieben die Männer leidenschaftlich den Palmwein, von dem sie selten den Frauen etwas mitteilen[2].

Nach Villault de Bellefond, der 60 Jahre nach Finch (im Jahre 1666) die Sierra Leone besuchte, war die Vielweiberei gestattet; jeder Mann konnte so viele Frauen halten, als er wollte, und dieselben auch nach Belieben den Fremden prostituieren; doch wurde die erste Frau dem Rang nach, die eigentlich allein den Titel Frau erhielt, sorgfältig bewacht. Die andern galten nur als Konkubinen[3]. Von der Religion sagt derselbe Reisende: Die Portugiesen, die sich im Lande niedergelassen, haben manche zum Christentum bekehrt; der Rest der Bevölkerung zerfällt in Mohammedaner und Götzenanbeter. Die letzteren beten lächerliche Figuren an, die sie Fetische oder Götter nennen. Sie richten morgens und abends Gebete an sie, und wenn sie eine etwas außergewöhnliche, gute Nahrung haben, wie Fische, Hühner und Palmwein, so legen sie dieselbe auf den Boden, vor ihre Götzen. Eines Tages hörte Villault einen Neger die Namen Abraham, Isaak und Jakob aussprechen und fragte ihn, was diese Anrufung bedeute. Der Neger antwortete, sie sei ein Dank an die Fetische dafür, daß sie ihn auf dem Meere bewahrt hätten, und alle Neger täten in der gleichen

[1] Histoire générale des voyages IV 240. [2] Ebd. 241. [3] Ebd. 246.

Lage dasselbe. Einige Fetische tragen sie in kleinen Säcken oder auf der Brust und den Schultern, und sie unterlassen es nie, ihnen morgens und abends zu essen zu geben. Sie schmücken dieselben auch mit kleinen Halsbändern von gefärbtem Glas, die ihnen als der kostbarste Zierat gelten[1].

Nicht viel später als Villault, im Jahre 1678, kam der Franzose Jean Barbot nach der Sierra Leone. Er schildert die dortigen Neger als bösartig und unruhig, aber intelligent. Jede Niederlassung, schreibt er, hat einen Saal oder ein öffentliches Gebäude, in das alle Eltern ihre Mädchen in einem bestimmten Alter schicken, damit sie dort im Tanzen, Singen und andern Übungen unter der Leitung eines der vornehmsten Greise des Landes unterrichtet werden. Nachdem sie hier ein Jahr zugebracht, führt sie der Greis auf einen öffentlichen Platz des Dorfes oder der Stadt, wo sie tanzen und singen und vor den Einwohnern Beweise ihres Fortschrittes ablegen. Bei diesen Gelegenheiten treffen die jungen heiratsfähigen Männer ihre Wahl, und zwar ohne Rücksicht auf Geburt oder Vermögen. Der Brautwerber braucht bloß den Eltern des Mädchens und seinem alten Lehrer ein Geschenk zu machen, und er gilt als verheiratet[2]. Von der Regierung der Neger sagt Barbot, daß die Stämme der Kapez und Kombas ihre eigenen Vizekönige haben, die ihnen Recht sprechen. Bei den Gerichtssitzungen sitzt der Vizekönig auf einer Art Thron, und seine Ratgeber sitzen auf Bänken neben ihm. Die streitenden Parteien werden vor ihn geführt, die Sache wird dargelegt und dann wird nach Stimmenmehrheit das Urteil gefällt und sofort vollzogen. Die kleinsten Verbrechen werden mit Verbannung bestraft. Im Lande der Kapez war die königliche Würde, bevor sie von den Quojas unterjocht wurden, erblich, und zwar folgte immer der jüngste Sohn dem Vater in der Regierung[3].

Über die Religion erzählt Barbot, daß die Neger an der Sierra Leone an Armen, Ellenbogen, auf Brust und Beinen Grisgris oder kleine Figuren tragen, denen sie sorgfältig Verehrung erzeigen. So oft sie essen oder trinken, legen sie eine kleine Portion der Speise für diese Idole auf die Seite. Sie gehen nie mit ihren Kanoes auf das Meer oder einen Fluß, ohne solche Idole zum Schutz anzulegen, und da sie der Macht derselben den Erfolg der Reise zuschreiben, so unterlassen sie es nie, nach ihrer Heimkehr ihrem Dank durch erhöhte Beweise der Ehrfurcht und des Eifers Ausdruck zu verleihen. Barbot sah eines Tages ein Idol aus Erde, das einen Menschenkopf auf einem Piedestal vorstellte. Der Götze war zum Schutz gegen das Unwetter mit einem kleinem Dache überdeckt. Man versicherte ihm, in den Bezirken von Bulm und Timma finde man eine große Zahl solcher Götzen an den großen Straßen und bei den Häusern, um das Andenken der Toten zu ehren, und bei ihrer Verehrung höre man oft die Namen Abraham, Isaak und Jakob aussprechen. Er fügt noch hinzu, nur im Innern des Landes gegen den Niger hin seien Mohammedaner, die Beschneidung nach Art der Mohammedaner sei aber fast allgemein. „Trotz ihres Fetischismus erkennen die Neger nur einen Gott, den Schöpfer des Universums, an, den sie Kanu nennen. Sie glauben an einen zukünftigen Zustand, und eigentliche An-

[1] Histoire générale des voyages IV 247. [2] Ebd. 255. [3] Ebd. 256.

betung erweisen sie nur dem allmächtigen Wesen, das im stande ist, sie zu belohnen oder zu strafen."[1]

Von den Susus, dem Hauptstamme der Eingebornen an der Sierra-Leone-Küste, sagt der schon erwähnte Wilson[2]: „Ihre religiösen Begriffe unterscheiden sich nicht wesentlich von den andern heidnischen Völkern. Sie glauben an ein höchstes Wesen, aber ihr ganzer Gottesdienst ist bösen Geistern zugewendet, zwischen welchen sie jedoch einen Unterschied machen, indem sie die eine Klasse derselben als Dämonen, die andere als wirkliche Teufel betrachten, ein Unterschied, der sich bei vielen afrikanischen Stämmen nicht findet. Außerdem gelten die Susus als ein gutmütiges und gastfreundliches Volk; doch beschuldigt man sie großer Unmäßigkeit, namentlich im Genuß starker Getränke."

Die Susus sind auch sehr stolz darauf, viele Hausssklaven zu besitzen, und es soll vorkommen, daß ein Mann gegen tausend Sklaven hat, wodurch er mit einem Male zum Rang eines Häuptlings emporsteigt. Die Sklaverei ist hier wie in den meisten andern Teilen Afrikas eine ganz andere als in zivilisierten Ländern. Die Sklaven werden nie dauernden und harten Arbeiten unterworfen und sind eigentlich nur Untergebene. Wie fast überall auf dem afrikanischen Festland ist auch bei den Susus die Vielweiberei gebräuchlich[3].

5. Die Neger an der Pfefferküste[4].

An der Pfefferküste vom Kap Mesurado bis zum Kap Palmas dehnt sich heute die Negerrepublik Liberia aus, deren Bewohner zum größten Teil verwahrloste Christen sind. Östlich von Liberia und nominell noch zu diesem Lande gerechnet wohnen die Kruneger, die uns von manchen Reisenden, z. B. von R. Oberländer[5], als verkommene Spitzbuben geschildert werden. Die Zivilisation hat auch hier wie überall verheerend unter den Eingebornen gewirkt. Wesentlich günstiger klingen die Nachrichten, welche uns eine Anzahl Reisender aus dem 17. und 18. Jahrhundert hinterlassen hat, besonders Barbot, Des Marchais und anderen, die wir im folgenden mitteilen[6].

Die Eingebornen sind im allgemeinen gutmütig, gesellig und treu. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Anpflanzen von Reis und im Zubereiten von Salz; beide Produkte müssen sie dem König als Tribut bezahlen, dessen Sklaven zu sein sie sich rühmen. Kriege sind selten, da die Streitigkeiten mit den Nachbarn meist auf freundlichem Wege beigelegt werden. Die Männer können so viele Frauen nehmen, als sie zu unterhalten vermögen; da jedoch die Frauen sehr arbeitsam sind, kostet ihr Unterhalt wenig[7]. Die Eintracht in den

[1] Ebd. 258. [2] Westafrika geographisch und historisch geschildert 65.

[3] Ebd. 64—65.

[4] Der Name kommt von dem Malaghettapfeffer, der früher in großen Quantitäten von dieser Küste nach England ausgeführt wurde.

[5] Westafrika vom Senegal bis Benguela (1874) 190.

[6] Die Kruneger waren vor 200 Jahren als die Mena- oder Mannfamilie bekannt. Vielleicht kommt der heutige Name Kru von dem Namen Carow, der von älteren Geographen einem großen Volksstamm an der Pfefferküste beigelegt wurde (vgl. Wilson a. a. O. 69).

[7] Histoire générale des voyages V 6.

Familien ist bewundernswert. Die Männer scheinen sich über die Freiheiten, welche sich ihre Frauen im Umgang mit Europäern gestatten, nicht aufzuregen[1]. Die Justiz und die Verwaltung ist in den Händen der Kabaschirs, die mit Stimmenmehrheit ernannt werden. Diese Stadtbeamten sind zugleich die Vorsteher der Städte. Diejenigen erlangen diese Würde, die sich durch Erfahrung und Tapferkeit auszeichnen.

Nur der König und seine Beamten sind immer ganz bekleidet. Die gewöhnlichen Männer ziehen einen Streifen Tuch zwischen den Beinen durch und befestigen ihn vorn und hinten am Gürtel. Die Frauen und die Mädchen tragen Gürtel aus Binsen oder Palmblättern, die sie von den Hüften bis zu den Knien bedecken[2].

Über die Religion sagte ein Neger dem Reisenden Villault im Ernst: „Die Weißen beten Gott an, wir Schwarzen den Teufel." Wahrscheinlich wollte er sagen, daß die Neger Gott keine Verehrung darbringen, obwohl sie ihn kennen. Alle ihre Verehrung gilt den Fetischen. Des Marchais[3] bemerkt, an der Küste, wo der Mohammedanismus noch nicht verbreitet sei, finde man ein Gemisch von Idolatrie, Unwissenheit und Aberglauben. Der Teufel wird sehr respektiert: „Man richtet sogar Gebete an ihn, obwohl man ihn nicht liebt und nicht als Gott anerkennt." Von der Religion der Eingebornen am Kap Mesurado sagt derselbe, sie sei eine unklare und unzusammenhängende Idolatrie, die einen beständigen Wechsel der Fetische oder Gottes zuläßt; doch scheine die Anbetung der Sonne konstant zu sein. Diesem Gestirn bringe man Opfer von Palmwein, Früchten und verschiedenen Arten von Tieren dar. Man behaupte, früher hätten sie auch Menschenopfer dargebracht, aber nur Kriegsgefangene; jedoch sei dieser barbarische Gebrauch aufgegeben worden, seitdem man gefunden habe, es sei einträglicher, die Kriegsgefangenen den Fremden zu verkaufen[4].

Während die Küstenbewohner, die viel mit europäischen Kaufleuten verkehrten, als verdorben und lasterhaft geschildert werden, erscheinen die Stämme im Binnenland, besonders die Quojas, in günstigerem Licht. Auch hier sind zwar die Neger, wie überall, sehr sinnlich, doch sind sie mäßiger und milder als anderswo. Sie haben kein Vergnügen daran, Menschenblut zu vergießen, und denken nur dann an den Krieg, wenn sie durch die Notwehr dazu gezwungen sind[5]. Obwohl sie den Branntwein sehr lieben, kaufen sie ihn doch selten. Nur wenn man ihnen davon schenkt, merkt man ihre schwache Seite. Unter sich leben sie in vollkommener Eintracht, stets bereit, einander beizuspringen und ihren Freunden in der Not einen Teil ihrer Kleider oder Vorräte zu geben und sogar ihren Bedürfnissen durch freiwillige Gaben zuvorzukommen. Stirbt einer, ohne so viel zu hinterlassen, als zu den Begräbniskosten nötig ist, so nehmen die Freunde gern diese Kosten auf sich. Der Diebstahl untereinander

[1] Das läßt sich vielleicht durch Habgier erklären, da die ausschweifenden Europäer wahrscheinlich die Opfer ihrer Lust reichlich bezahlten. Davon, daß den Negern ähnliche Freiheiten gestattet worden wären, ist nirgends die Rede.

[2] Histoire générale des voyages V 7.

[3] Voyages du chevalier Des Marchais en Guinée I, Paris 1731, 92.

[4] Ebd 101. [5] Histoire générale des voyages V 29.

ist sehr selten; den Fremden, besonders den Kaufleuten gegenüber sind sie aber in dieser Beziehung weniger ängstlich[1].

Die Polygamie ist bei den Quojas allgemein in Gebrauch; doch gilt immer eine Frau als die erste und hat einen wirklichen Vorrang vor den übrigen. Sie wird durch den Namen Makilma ausgezeichnet. Die Heiratszeremonien sind hier fast die gleichen wie an andern Orten. Der Liebhaber muß dem Mädchen, das er heiraten will, drei Geschenke machen: ein Geschenk besteht in Korallen und Glaswaren, ein anderes in Schürzen oder Kleidern, ein drittes endlich in einem Koffer, in dem die Frau ihre Kostbarkeiten aufbewahren kann. Der Vater der Braut gibt dem künftigen Eidam einen oder zwei Sklaven, zwei Kleider usw. Den Männern ist es ziemlich gleichgültig, ob sie eine Jungfrau heiraten oder nicht, wenn ihre Zukünftige nur eine gute Mitgift mit sich bringt. Sobald sich Zeichen der Schwangerschaft äußern, hat der Mann keinen Umgang mehr mit seiner Frau. Zehn Tage nach der Geburt erhält das Kind einen Namen. Bei dieser Gelegenheit wird ein Fest gefeiert, bei dem der Priester dem Neugebornen seine Glückwünsche ausspricht. Er wünscht ihm, er möge einst seinem Vater gleichen, arbeitsam sein wie dieser, gastfreundlich und fähig, selbst sein Haus zu bauen und dessen Geschäfte zu führen, er möge einst nicht die Frauen seiner Nachbarn begehren, kein Trunkenbold, kein Schlemmer oder sonst einem Laster ergeben sein. Dann nimmt er das Kind in seine Arme, gibt ihm den Namen und überreicht es wieder der Mutter oder der Amme. Ist das Kind, das den Namen erhalten soll, ein Mädchen, so trägt es die Mutter auf den Hauptplatz im Dorfe, legt es dort auf eine Matte am Boden und gibt ihm einen kleinen Stock in die Hand, und nun ermahnt irgend jemand dasselbe, eine gute Hausfrau und Köchin zu werden, keusch, reinlich und gehorsam zu leben, zu bewirken, daß es von ihrem Mann zärtlicher geliebt werde als die andern Frauen, ihrem Mann in seinen Unternehmungen beizustehen usw.[2]

Der älteste Sohn der Familie erbt alle Güter und auch die Frauen seines Vaters. Stirbt ein Mann ohne männliche Erben, so geht die Erbschaft auf dessen ältesten Bruder über. Die jüngeren Söhne werden gewöhnlich schon zu Lebzeiten des Vaters bedacht, damit sie nach seinem Tode nicht in Armut geraten. Auch wenn der Vater mehrere Töchter hat, fällt in Ermangelung von Söhnen bei seinem Tode die Erbschaft dem Sohne des Bruders zu. Ist kein männlicher Erbe der Familie vorhanden, so erhält das Vermögen der König, der aber verpflichtet ist, für den Unterhalt der Töchter zu sorgen. — Die Hauptbeschäftigung der Quojas und der verwandten Stämme ist der Landbau, besonders der Reisbau, der Fischfang und die Jagd. Die Elefanten gehören dem König. Die Fischer geben gewöhnlich einen Teil der Fische den Priestern für die Jannanins oder die Seelen ihrer verstorbenen Freunde[3].

Begräbnisfeierlichkeiten. Ist die Leiche gewaschen und das Haar zurechtgemacht, so stellen sie den Toten aufrecht, indem sie ihn mit Stangen unterstützen. Man zieht ihm die besten Kleider an und legt in die eine Hand den Bogen, in die andere einen Pfeil. Dann machen die Freunde und Verwandten

[1] Ebd. 29—30. [2] Ebd. 30. [3] Ebd. 32.

eine Art Scharmützel, werfen sich auf die Knie um ihn herum, so daß sie ihm den Rücken zukehren, und schießen mit zorniger Miene Pfeile ab, um zu erklären, daß sie bereit seien, sich an jedem zu rächen, der es wagen würde, von ihrem Freunde Schlechtes zu sagen, oder der zu seinem Tode beigetragen haben sollte. Hierauf erdrosselt man einige Sklaven, die dem Toten gehört hatten, indem man ihnen empfiehlt, ihm in der andern Welt treu zu dienen. Zuvor hatte man diese unglücklichen Opfer auf das beste bewirtet. Die Leichen des Verstorbenen und seiner Sklaven werden in ein Grab gelegt, in das man auch Kessel, Becken und andere Gerätschaften hineinwirft. Das Grab wird mit Erde zugedeckt und über demselben eine kleine Hütte errichtet, in der man das Wappen des Verstorbenen anbringt. Während mehrerer Monate bringt man Lebensmittel und Liköre zur Nahrung für den Verstorbenen in der andern Welt[1].

Eine Frau, die vom Manne ohne Beweise des Ehebruchs bezichtigt ist, wird als unschuldig angesehen, wenn sie ihre Unschuld beschwört. Sie schwört bei Belli-Paaro, daß sie nicht schuldig sei, indem sie diesen Geist bittet, sie zu beschämen, wenn sie die Wahrheit verletze. Wird sie aber nach ihrem Eid als schuldig überwiesen, so befiehlt das Gesetz, daß der Mann sie am Abend auf den öffentlichen Platz bringe, wo der Rat zu Gerichte sitzt. Zuerst ruft man die Jannanins an; dann bedeckt man ihr die Augen, damit sie diese Geister nicht sehe, die bereit stehen, sie wegzutragen. Ein Greis aus der Ratsversammlung hält nun der Schuldigen das Schmähliche ihres Betragens vor und droht ihr mit schwerer Strafe, wenn sie nicht in sich gehe. Darauf läßt man verworrene Geisterstimmen ertönen, die ihr erklären, daß ihr Verbrechen zwar eine strengere Strafe verdient hätte, daß man ihr aber verzeihen wolle, weil sie sich zum erstenmal schuldig gemacht habe. Dieselben Stimmen legen ihr auch einige Fasten und Abtötungen auf. Sie empfehlen ihr besonders Zurückhaltung, so daß sie nicht einmal das Kleid eines Mannes berühre. Fällt aber die Frau in denselben Fehler zurück, so führen der Bellimo (Oberpriester) und seine Diener sie in einen heiligen Wald, wo sie verschwindet. Die Neger glauben, sie sei von den Jannanins geholt worden; allem Anscheine nach wird sie getötet[2].

Wird ein Mann des Diebstahls oder des Mordes angeklagt und kann man ihm das Verbrechen nicht beweisen, so wird er zur Probe des Belli verurteilt. Das Belli ist eine Mischung von Kräutern und Rinden, die der Bellimo (Oberpriester) bereitet hat und die der Angeklagte in seine Hand nehmen muß. Ist er schuldig, so werden sich sofort, wie die Neger glauben, Brandmale auf der Haut einstellen; geschieht das nicht, so gilt er als unschuldig. Eine andere Probe besteht in einem Gifttrank, den der Bellimo bereitet. Die, welche ein reines Gewissen haben, erbrechen das Gift sofort und befinden sich nach dieser Operation besser als vorher. Die Schuldigen werfen nur Schaum aus dem Munde und werden des Todes schuldig erachtet[3]. Die überführten Verbrecher werden in einem Wald oder einem fern von der Wohnung gelegenen Orte hingerichtet. Sie müssen sich niederknien, dann durchbohrt sie der Scharfrichter

---

[1] Histoire générale des voyages V 33—34, nach Barbot, Description de la Guinée 106.

[2] Ebd. 37. [3] Ebd. 37—38.

mit einem Wurfspieß und haut ihnen den Kopf ab. Der Rumpf wird in Stücke geschnitten und je ein Stück davon den Frauen des Hingerichteten gegeben, die es auf einen Misthaufen werfen müssen, wo es den Raubtieren zum Fraße dient[1].

Die Quojas glauben an ein höchstes Wesen, einen Schöpfer von allem, was existiert. Sie nennen dieses Wesen Kanno. Sie schreiben ihm eine unendliche Macht zu. Er gilt ihnen als allwissend, unermeßlich und allgegenwärtig. Sie glauben, daß alle Güter von ihm kommen. Merkwürdigerweise schreiben sie ihm keine ewige Dauer zu. „Er wird einen Nachfolger haben, sagen sie, ein Wesen, das das Laster strafen und die Tugend belohnen muß.“[2] Sie sind überzeugt, daß die Toten Geister werden, die sie Jannanins, d. h. Beschützer und Verteidiger, nennen. Diese Geister haben die Aufgabe, sie zu beschützen und ihnen und den Ihrigen beizuspringen. Ein Neger, der auf der Jagd einer drohenden Gefahr entgeht, eilt zum Grabe seines Befreiers und bringt dort aus Dankbarkeit ein Kalb nebst Reis und Palmwein als Opfer dar, und zwar in Gegenwart seiner Verwandten und der andern Freunde des Jannanin, die das Fest mit Tänzen und Gesängen feiern. Diejenigen, denen Unrecht geschehen ist, ziehen sich in Wälder zurück, wo nach ihrer Meinung die Jannanins wohnen. Dort bitten sie mit lautem Geschrei den Kanno oder die Jannanins um Rache. Auch wenn sie in einer Not oder Gefahr sind, rufen sie den Geist an, zu dem sie das meiste Vertrauen haben. Überhaupt ist ihre Verehrung für die Toten sehr groß. Sie trinken nie Wasser oder Palmwein, ohne zuvor einige Tropfen für die Geister der Toten ausgegossen zu haben. Wollen sie eine Wahrheit bekräftigen, so rufen sie ihren Jannanin als Zeugen an. Der König selbst ist diesem Aberglauben unterworfen, und obwohl die ganze Nation von der größten Ehrfurcht für den Kanno durchdrungen zu sein scheint, richtet sich doch die öffentliche Verehrung nur an diese Geister. Jedes Dorf hat in einem nahe gelegenen Gehölze einen bestimmten Platz, um sie anzurufen. Zu drei verschiedenen Jahreszeiten werden große Vorräte zum Unterhalt der Geister dorthin gebracht. Die Frauen und die Kinder dürfen diesen Ort nie betreten; das würde als ein Sakrileg gelten und hätte den Tod zur Folge[3].

Die Quojas glauben an gewisse Feinde des Menschengeschlechtes, die sie Savas-Munusin, d. h. Vergifter und Blutsauger nennen und die imstande sind, das Blut eines Menschen oder eines Tieres auszusaugen oder den Keim der gefährlichsten Krankheiten in dasselbe zu werfen. Ferner glauben sie an Zauberer (Billis), die das Wachstum und das Reifen des Reises verhindern können. Sie glauben, daß Soba, d. h. der Teufel, sie lehrt, wie sie durch Kräuter und Wurzeln oder Gebärden andere bezaubern können. Der Tod ist die unfehlbare Strafe derjenigen, die dieser schwarzen Künste beschuldigt werden. Gegen den Soba und seine Diener suchen sie sich durch allerlei Zaubermittel, die sie bei sich tragen, zu schützen[4]. Hat man den Verdacht, jemand sei durch Gewalt gestorben, so suchen die Priester durch Zauberkünste von dem Toten zu erfahren, wer ihn umgebracht habe. Hat man den bösen Zauberer (Soba-Munusin) entdeckt, so

[1] Ebd. 38. [2] Ebd. 38. [3] Ebd. 39. [4] Ebd.

wird er zur Leiche des Toten geführt. Leugnet er das Verbrechen, so muß er den Gifttrank nehmen. Erbricht er ihn, so ist er unschuldig; tritt nur Schaum aus dem Munde, so wird er getötet, die Leiche verbrannt und die Asche in einen Fluß oder ins Meer geworfen. Kein Rang und kein Reichtum kann vor dieser Strafe schützen[1].

Alle Neger dieser Gegenden beschneiden ihre Kinder im Alter von sechs Monaten. Dieser Gebrauch beruht auf uralter Tradition und wird auf Kanno selbst zurückgeführt. Wegen des zarten Mitleidens mancher Mütter wird die Beschneidung bis zum Alter von drei Jahren verschoben, wo die Operation mit geringerer Gefahr verbunden ist. Obwohl man nie bemerkt hat, daß die Neger die Sonne oder den Mond anbeten, so haben sie doch den Gebrauch, sowohl auf dem Land als in den Städten beim Neumond ihre Arbeit zu unterbrechen und während dieser Zeit keinen Fremden bei sich zu dulden; denn der Tag des Neumondes gilt ihnen als Bluttag, und würden sie diesen Gebrauch nicht einhalten, so würden, wie sie meinen, Mais und Reis rot werden.

Nach den Berichten Barbots bestand bei allen Völkern an der Pfefferküste und im Hinterlande eine Bruderschaft oder Sekte (Geheimbund), die Belli hieß und eine Art Schule für die Kinder war. Alle 25 Jahre wird diese Bruderschaft auf Befehl des Königs, der ihr Haupt ist, erneuert. Die Jünglinge werden in ein abgeschlossenes großes Lager gebracht, wo Palmbäume wachsen und wo man Hütten für die Novizen baut. Dort bleiben sie vier bis fünf Jahre vollständig nackt, lernen fischen, jagen, tanzen und singen. Die Gesänge sind verworren und schmutzig und werden mit unzweideutigen Gebärden begleitet. Den Frauen und Mädchen ist der Zugang streng untersagt. Erst wenn die Jünglinge diese Schule mit Erfolg durchgemacht, erlangen sie den Titel eines Genossen der Belli, der ihnen den Zugang zu allen Ämtern eröffnet und ihnen gewisse Vorrechte verleiht. Diejenigen, die diese Erziehung nicht empfangen oder darin keinen Erfolg gehabt haben, sind von allen Rechten ausgeschlossen. Der Name Belli kommt von einem heiligen Stoff her, den der Oberpriester bereitet und dem man die Kraft zuschreibt, die schrecklichsten Strafen über diejenigen zu bringen, die ihn nicht ehrfurchtsvoll behandeln. — Auch für die Mädchen besteht eine ähnliche Schule, wo dieselben von einer alten Matrone erzogen und beschnitten werden[2].

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wirkte der Amerikaner Wilson sieben Jahre bei den Krunegern an der Pfefferküste. Er entwirft von ihnen ein günstigeres Bild als manche andere Reisenden. „Es dürfte schwer sein, irgendwo in der Welt Leute von kräftigerer Muskelentwicklung, von männlicherem und unabhängigerem Benehmen und größerer natürlicher Anmut zu finden. Niemand kommt zum ersten Male mit ihnen in Berührung, ohne von ihren offenen Zügen, ihren kräftigen und proportionierten Gestalten und ihrem ungezwungenen Wesen überrascht zu sein, selbst wenn sie nur mit den spärlichsten Hüllen bekleidet sind.“[3] Der einzige Fehler zeigt sich in der Bildung ihres Kopfes, der schmal und spitz ist und nicht eben einen hohen Grad geistiger Begabung bekundet.

[1] Histoire générale des voyages V 39—40. [2] Ebd. 42.
[3] Wilson, Westafrika 72.

„Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß sie geistiger Entwicklung ebenso fähig sind wie irgend ein anderer Menschenschlag." Sie verdingen sich seit längerer Zeit vielfach als Kulis für die Handelsschiffe an der Küste. Gewöhnlich werden sie von ihren Eltern vom 12. bis zum 20. Jahr an Bord der Schiffe gebracht und verpflichten sich, auf dem Schiffe zu dienen, solange dasselbe an der Küste bleibt, 3 bis 18 Monate und wohl auch länger. Ein Teil des Lohnes wird dem Vater vorausbezahlt, und dies ist alles, was die Familie erhält, wenn der Vermietete stirbt oder an einem andern Teil der Küste, fern von der Heimat, ans Ufer gesetzt wird. Denn was er in der Fremde als Lohn erhält, wird ihm sicherlich gestohlen oder von ihm verschwendet. Erreicht er aber wirklich seine Heimat mit einer größeren Habe, so wird ihm von seinen Freunden der herzlichste und geräuschvollste Empfang zuteil. Dann wird je nach dem Wert der heimgebrachten Sachen ein großer Familienschmaus veranstaltet. Den Ankömmling führt man mehrere Tage in seinen schönsten Kleidern im Dorfe herum und läßt ihn fühlen, daß er eine wichtige Persönlichkeit sei. Nach einigen Tagen wird Familienrat gehalten, an welchem der Vater, die Brüder, Oheime und Vettern teilnehmen und in welchem über die Teilung der Beute oder deren Verwendung zum Besten der Familie beratschlagt wird. Dies geschieht selten ohne Schlägereien. Wenn der Heimgekehrte ein schönes Tuch für seine Mutter und seine Lieblingsschwester und einige schöne Kleider für sich in Sicherheit bringt, sind alle seine Wünsche befriedigt[1].

Alles übrige mit Ausnahme einiger Gegenstände, welche einzelne Personen sich aneignen, wird eine Art gemeinsames Eigentum, über welches zu irgend einem besondern Zweck ohne Einwilligung des Familienhauptes nicht verfügt werden darf. Der junge Mann erhält nun zu seinen erworbenen Schätzen noch ein Weib, welches ihm von der Familie jetzt besorgt wird. Er fühlt nun, daß er den ersten Schritt zu einer angesehenen Stellung unter seinen Landsleuten getan hat. Macht er noch eine zweite oder dritte Reise und kehrt er mit gleichem Erwerb heim, so erhält er ein zweites oder drittes Weib. Im Alter von 45 oder 50 Jahren läßt er sich dauernd daheim nieder. Er besitzt nun nicht nur die Weiber, die er durch redliche Arbeit verdient, sondern hat vielleicht inzwischen ebensoviele durch den Tod eines Bruders oder Oheims geerbt und erfreut sich der Aussicht — und darin liegt der höchste Ehrgeiz eines Afrikaners —, bei seinem Tode viele Weiber und einen großen Namen hinterlassen zu können[2].

Lehrreich sind die Ausführungen Wilsons über die Vielweiberei. Nach der Ansicht der Kruneger bildet sie einen Grundstein aller gesellschaftlichen Ordnung. Der Besitz einer großen Anzahl von Weibern ist für den Afrikaner das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Hiervon hängt sein Glück und seine ganze Stellung in der Gesellschaft ab. Die Folge ist, daß seine Weiber nicht viel mehr als Sklavinnen sind. Sie haben keinen andern Zweck als den Bedürfnissen und Leidenschaften ihrer Herren zu dienen, die mehr Gebieter und Eigentümer als Gatten sind. Merkwürdig ist, daß den Weibern an dem Bestand der Vielweiberei ebensoviel gelegen ist als den Männern. Ein Weib würde es

[1] Ebd. 74. [2] Ebd.

unbedenklich vorziehen, eine von den Dutzend Frauen eines angesehenen Mannes als die einzige Gattin eines niedrigstehenden Menschen zu sein. Sie haben eben nie einen andern Zustand kennen gelernt und nicht so viel Bildung, daß sich ihr Gefühl gegen dieses Verhältnis empörte. Als eine von den vielen Gattinnen eines Mannes hat die Frau auch mehr Gelegenheit zu Ausschweifungen, als wenn sie allein unter der strengen Aufsicht ihres Mannes stünde[1].

Frauen werden stets gekauft, und zwar meist noch als Kinder, so daß ihre Wünsche nicht berücksichtigt werden. Die erste Bewerbung ist bei der Mutter der Braut anzubringen, deren Einwilligung man durch kleine Geschenke zu gewinnen sucht. Dann beginnt die Unterhandlung mit dem Vater und der Familie, den eigentlichen Eigentümern des Kindes. Die Hauptfrage ist, ob der Bewerber den bedungenen Preis bezahlen könne; auf seinen Charakter und seine gesellschaftliche Stellung nimmt man meist keine Rücksicht. Wer den Brautpreis auf einmal bezahlt, kann das Kind sofort heimführen und unter die Obhut eines bevorzugten Weibes oder einer Schwester stellen. Wird der Preis nicht auf einmal bezahlt, so bleibt das Kind bei seiner Mutter, bis die Zahlung erfolgt ist. Sobald der Handel erledigt ist, legt der Bräutigam dem Kinde zum Zeichen der Verlobung eine Perlenschnur um den Hals. Eine Frau wird stets für das ganze Leben erhandelt. Stirbt der Mann, so geht sie an einen Bruder oder einen andern Verwandten des Verstorbenen oder dessen Familie über. Sie gilt wie alles andere Eigentum für ein vererbliches Gut[2].

Wird eine Frau vom Gatten schlecht behandelt, so flieht sie zuweilen zu ihrer Familie; aber da diese in solchen Fällen das Doppelte des Kaufpreises zurückbezahlen muß, so liegt es in ihrem Interesse, das Entlaufen nicht zu begünstigen. Wird der Mann überführt, daß er die Frau ungerecht und grausam behandelt, so kann er zur Strafe gezogen und verpflichtet werden, die Frau in Zukunft besser zu behandeln. Man nimmt an, daß die Frau immer eine größere Anhänglichkeit zu ihren Blutsverwandten als zu ihrem Manne habe; sie wird daher, wenn Feindseligkeiten mit dem Orte, zu dem sie gehört, ausbrechen, streng bewacht; trotzdem kommt es oft vor, daß sie zu ihrer Familie entflieht und dort bleibt, bis der Kampf vorüber ist. Ihre Kinder hält man dagegen, bei aller ihrer Liebe zur Mutter, für weit inniger mit der väterlichen als mit der mütterlichen Familie verbunden[3].

Man erwartet von jedem einigermaßen achtbaren Manne, daß er jeder seiner Frauen ein besonderes Haus anweist. Die Häuser eines solchen Gatten liegen stets nahe beieinander und sind nicht selten mit einem Pfahlzaun umgeben und von den andern Häusern des Dorfes getrennt. Jede Frau ist Herrin ihres Haushaltes und innerhalb ihres Bereiches nicht der Einmischung der andern Mitfrauen ausgesetzt. Sie sorgt für sich und ihre Kinder und empfängt und bewirtet den Gatten, so oft es ihm gefällt, zu ihr zu kommen. Hat der Mann nötig, seine Frauen zu überwachen, so sind diese nicht minder eifersüchtig auf jede Bevorzugung, die er irgend einer von ihnen angedeihen läßt. Das Hauptgeschäft seines häuslichen Lebens besteht darin, diese kleinlichen Eifersüchteleien auszugleichen und vor allem die Zänkereien zu schlichten, die stündlich zwischen

[1] Wilson, Westafrika 78. [2] Ebd. 79. [3] Ebd. 80.

den Kindern der verschiedenen Frauen entstehen. Das erfordert große Geduld und Weisheit. Man sollte meinen, diese Verdrießlichkeiten müßten ihm die Vielweiberei verleiden, aber dem ist nicht so. Was soll er tun, wenn er nur eine Frau hat und diese krank oder abwesend ist? Wer soll die Gäste bewirten?

Merkwürdig ist, daß der Gatte, wenn eine seiner Frauen stirbt, nicht selten beschuldigt wird, ihren Tod verursacht zu haben. Man pflegt in solchem Falle gegen ihn oder seine Verwandten die Anklage auf Zauberei zu erheben, und es geht dann selten ohne ansehnliche Geldbuße ab. Dieser Gebrauch hat aber doch einen Nutzen. Er hindert den Gatten, seine Frau zu mißhandeln, und treibt ihn an, für ihre Erhaltung zu sorgen. Die Neger entbehren nicht ganz das natürliche Gefühl der Liebe und Zuneigung. Heidentum und Sklavenhandel haben nicht vermocht, diese Neigungen auszurotten. Bei den Krus leuchtet dieser Charakterzug trotz aller törichten und unnatürlichen Beschränkungen hervor. Er zeigt sich in jedem andern Lebensverhältnis deutlicher als in der Ehe. Elternliebe äußert sich sehr mächtig. Man sieht große und kräftige Männer, die in ihren Gesichtszügen nichts weniger als die sanften Regungen der Menschlichkeit erkennen lassen, in ihren rauhen, nervigen Armen kleine Kinder umhertragen und zärtlich liebkosen. Ebenso innig ist die Zuneigung zwischen Brüdern und Schwestern, ganz besonders aber die Liebe des Kindes zur Mutter. Ihr Name ist stets auf seinen Lippen und in seinem Herzen, mag sie tot oder lebend sein. Sie ist sein erster Gedanke am Morgen und sein letzter Gedanke am Abend; ihr vertraut es die Geheimnisse an, die es sonst keinem lebenden Wesen mitteilt. In der Stunde der Bedrängnis nimmt es zu ihr seine Zuflucht, denn es weiß, daß sie, wenn auch die ganze übrige Welt sich gegen es erhöbe, in ihrer Liebe unwandelbar ist, mag es im Recht oder im Unrecht sein. Eine der Mutter zugefügte Beleidigung zu ahnden, ist das Wichtigste, was einen Mann zu Gewalttätigkeiten gegen seine Mitmenschen veranlassen kann. Ein Mann, pflegt man zu sagen, dessen Mutter und Gattin zugleich in Gefahr schweben, zu ertrinken, muß zuerst seine Mutter retten, denn ein zweites Weib kann man bekommen, aber eine zweite Mutter nicht[1]. Die Vielweiberei bewirkt naturgemäß, daß sich die Liebe der Kinder vorwiegend der Mutter zuwendet. Die Liebe zum Vater entwickelt sich gewöhnlich erst im reiferen Alter, wenn die Kinder ihre Stellung besser begreifen und außerhalb des Hauses häufiger des väterlichen Beistandes bedürfen.

Von einer systematischen Erziehung der Kinder ist nicht die Rede. Sie wachsen gewöhnlich in völliger Ungebundenheit auf. Ein träger Bube fürchtet seine Eltern nur, wenn sie im Zorn sind, denn nur dann strafen sie gewöhnlich. Ein beliebtes Mittel, um die Kinder in Zucht zu erhalten, ist, daß man ihnen allerhand Koboldgeschichten erzählt oder ihnen Zaubermittel oder Fetische um den Hals hängt, von denen man versichert, daß sie ihnen für jedes Vergehen den sichern Tod bringen werden. Ungehorsame Knaben werden auch dadurch bestraft, daß man ihnen Pfeffer in die Augen reibt. Erwachsene Verbrecher werden häufig zur Strafe am Dache des Hauses aufgehängt und förmlich

[1] Ebd. 82.

mit Pfeffer beräuchert. Doch hat diese qualvolle Behandlung nicht den Tod zur Folge, wenn auch andere Nachteile für die Gesundheit daraus entspringen.

Die Krus haben sich nie am Sklavenhandel beteiligt, und auch unter ihnen selber ist nur eine sehr beschränkte Sklaverei gebräuchlich[1]. Sie sind dem Genusse geistiger Getränke, besonders des Palmweins, sehr ergeben. Was Haus und Körper anlangt, sind sie reinlich. Alle waschen sich täglich mit heißem Wasser und die Erwachsenen oft zweimal. Dann trocknen sie sich mit einem groben Tuche ab und reiben den ganzen Leib mit Öl ein. Obwohl die Hauptlast der Arbeit auf den Schultern der emsigen und starken Frauen ruht, sind doch die Männer keineswegs träge. Sie bestellen die Felder und besorgen die Ernte. Männer und Frauen tragen als Hauptkleidung nur ein zwei Ellen langes und eine Elle breites Stück Baumwollenzeug, das um die Hüften geschlungen wird.

Die bürgerliche Gesellschaft besteht bei den Krus aus drei Klassen von Männern. Die ersten sind die „Gnakbad" oder die Alten, die in der Gemeinde ziemlich den Rang der Ältesten beim israelitischen Volke einnehmen. Ihr Einfluß ist sehr bedeutend. In den beratenden Versammlungen bilden sie gleichsam den Senat. Sie haben zwei vorsitzende Beamte. Der „Bodio" versieht das Amt des Hohenpriesters und wird von dem ganzen Volke als Beschützer betrachtet. Sein Haus ist ein Heiligtum, wo Verbrecher gegen jede weitere Verfolgung gesichert sind und nur vom Bodio selbst ergriffen werden können. Von jedem Tier, das getötet wird, kann der Bodio das beste Stück für sich begehren. Er ist verantwortlich für den Gesundheitszustand der Gemeinde, für die Produktivität des Bodens usw.; wenn das Land längere Zeit in Bedrängnis gerät, wird der Bodio abgesetzt, was als große Schande gilt. Der zweite Beamte, Worabanh genannt, hat im Kriege den Oberbefehl. Seine Würde ist sehr geachtet, und nur wer unzweifelhafte Beweise der Tapferkeit abgelegt, wird dazu erwählt. Die zweite und mächtigste Klasse bilden die Sedibo, die Krieger. Sie umfaßt die große Masse der Männer im mittleren Alter, und keiner kann darein aufgenommen werden, der nicht eine Gebühr, gewöhnlich eine Kuh, bezahlt hat. Sie bilden die eigentliche Wehrkraft des Volkes und beschützen sein Eigentum. Als Körperschaft aber sind die Sedibo raubgierig und anmaßend. In Kriegszeiten bemächtigen sie sich jedes Eigentums in ihrem Bereiche. Selbst Mitglieder der Klasse werden geplündert, wenn sonst niemand geplündert werden kann. Die dritte Klasse besteht aus den jungen Männern, Kedibo genannt; sie ist nicht einflußreich und kaum etwas anderes als eine Vorstufe zur Klasse der Sedibo. Die Dryabo, die Ärzte und Priester, bilden die vierte Klasse; doch haben sie an den politischen Angelegenheiten wenig Anteil. So oft ein Gegenstand von öffentlichem Interesse zu besprechen oder ein Gesetz zu erlassen ist, sind die ersten drei Klassen anwesend, um an der Beratung teilzunehmen, doch sprechen die Kedibo nur selten. Die Versammlungen werden in dem hierzu bestimmten Hause oder unter freiem Himmel abgehalten, und es pflegt dabei mit Anstand und Würde und feierlichem Zeremoniell herzugehen. „Ihre populären Redner zeigen in der Anwendung glücklicher Bilder,

[1] Wilson, Westafrika 84.

treffender Vergleiche, scharfer Beweisgründe, historischer Einzelheiten und beißender Ironie ebensoviel Geschicklichkeit und Gewandtheit wie irgend eine Klasse von Volksrednern in der Welt, und was Ruhe, Anstand und Natürlichkeit anlangt, so sind sie vielleicht unübertrefflich." [1]

Es werden in diesen Versammlungen Angelegenheiten der Justiz wie der Gesetzgebung entschieden. Die Sedibo sind mit der Vollziehung der Beschlüsse und Verordnungen betraut, aber sie fügen auch eigene Beschlüsse hinzu, wie sie denn überhaupt die eigentlichen Regierer sind und ihre Macht oft zur Bedrückung anderer mißbrauchen. — Die Dryabo geben vor, mit Geistern zu verkehren, Mitteilungen von Gott zu empfangen und mit Hilfe der Geister die Krankheiten zu heilen. Die, welche in diese Zunft aufgenommen werden wollen, müssen bei einem Priester eine Lehrzeit durchmachen und empfangen dann eine Art Weihe. Bei den Krus haben infolge des Verkehrs mit den Europäern diese Zauberpriester viel von ihrem früheren Einfluß verloren. Sie verfertigen und verkaufen die Fetische und Zaubermittel.

Der Familiensinn ist bei den Afrikanern sehr entwickelt, und das Familieninteresse hat auch wesentlich dazu beigetragen, nicht bloß Laster und Verbrechen zu beschränken, sondern auch das Stammesgefühl zu entwickeln. Die vorherrschende Eigenschaft des Negers ist die Selbstsucht; dieser zunächst steht die Liebe zur Familie, und ein Verrat gegen deren Wohl und Interesse ist ein Verbrechen der schwersten Art. Für die Gemeinde, in welcher er lebt, ein Gefühl besonderer Teilnahme zu pflegen, hält sich der Afrikaner nicht verpflichtet; nur wenn sie als Gesamtheit in ihren Rechten beeinträchtigt wird, zögert er nicht, gegen den gemeinsamen Feind seinen Beistand zu bieten. Es liegt unter solchen Verhältnissen die Vermutung nahe, daß die Vereinigung des Eigentums der Eingebornen zu einem gemeinsamen Gut die individuelle Tätigkeit und Unternehmungslust hemmen müsse; dies ist unzweifelhaft der Fall, aber vielleicht nicht in der Ausdehnung, wie man glauben könnte. Bei den Ausgaben, die von diesem gemeinsamen Schatz (der Familie) gemacht werden, der besonders beim Ankauf von Weibern in Anspruch genommen wird, pflegt man auf das Verhältnis des von den einzelnen Familiengliedern beigesteuerten Betrages Rücksicht zu nehmen [2].

Alle Justizfälle werden von dem Volke als Gesamtheit entschieden. Es werden dabei zuweilen Zeugen abgehört, bei welchen eine Verwünschung die Stelle des Eides vertritt. In den meisten Fällen nimmt man zu einem Ordal seine Zuflucht, besonders wenn es sich um Zauberei handelt, ebenso bei Ehebruch und Diebstahl [3]. Bei dem Ölordal muß der Angeklagte die nackte Hand in einen Topf mit kochendem Öl stecken. Fühlt er keinen Schmerz (d. h. versteht er es, ihn zu verbergen), so ist er unschuldig, sonst schuldig. Die Todesstrafe wird selten und nur bei Mord und Zauberei vollzogen. Der überführte Mörder wird entweder totgeschlagen oder ertränkt. Die gewöhnlichen Strafen sind Geldstrafen. Ehebruch und Diebstahl sind die gewöhnlichsten Ursachen der Prozesse. Der Ankläger, der seine Beschuldigung nicht zu beweisen vermag, verfällt der Strafe, die dem Angeklagten im Falle der Überführung

[1] Ebd. 96. [2] Ebd. 99. [3] Ebd. 100.

zuerkannt würde. Merkwürdig ist, daß auch Hochmut und verächtliche Bemerkungen über andere bestraft, dagegen andere Vergehen, die bei den zivilisierten Völkern als schwere Verbrechen gelten, in den Augen der Eingebornen gering geachtet werden[1].

Grund und Boden betrachtet das Kruvolk als gemeinsames Eigentum. Jeder kann den Boden und zwar nach Belieben benutzen, aber nicht verkaufen. Wenn jemand ein Stück Urwald säubert und anbaut, so gilt es für sein und seiner Nachkommen Eigentum, solange sie es benutzen, aber es läßt sich nicht wie anderes Eigentum übertragen. Dagegen kann das Volk als Gesamtheit jedes beliebige Stück Land an Fremde verkaufen. Steuern und Abgaben werden nicht auferlegt. Alle öffentlichen Arbeiten, z. B. Anlegung eines Weges, werden durch allgemeine Beteiligung sämtlicher Stadt- oder Ortsbewohner verrichtet[2].

In der Religion stimmen die Kruneger im wesentlichen mit den übrigen Eingebornen Nordguineas überein. Wilson[3] sagt darüber folgendes. Er macht zuerst auf die große Schwierigkeit aufmerksam, der man begegnet, wenn man sich ein genügend klares Bild von der Religion der Eingebornen verschaffen will. Von einem eigentlichen Religionssystem kann bei ihnen keine Rede sein. Auch zeigen sie einen großen Widerwillen dagegen, ihre religiösen Anschauungen den Ausländern mitzuteilen. Doch, meint er, können die nachfolgenden Andeutungen als vollkommen bestätigt betrachtet werden. „Der Glaube an ein höheres Wesen als den Schöpfer und Erhalter aller Dinge ist allgemein. Auch ist dieser Begriff keineswegs unvollkommen oder nur dunkel entwickelt; er ist im Gegenteil der sittlichen und intellektuellen Natur des Volkes so tief eingeprägt, daß der Neger jedes System von Atheismus für viel zu lächerlich und abgeschmackt hält, als daß es einer Verneinung oder Bekämpfung bedürfte. Alles, was in der Natur außerhalb der Macht des Menschen oder der Geister, welche man für etwas Höheres als die Menschen hält, sich ereignet, wird bereitwillig als etwas von Gott Ausgehendes anerkannt. Alle Stämme des Landes, mit welchen der Verfasser bekannt geworden ist — und es sind deren nicht wenige —, haben für Gott einen Namen, manchmal wohl auch einen doppelten oder dreifachen, womit die verschiedenen Eigenschaften Gottes als Schöpfer, Erhalter und Wohltäter bezeichnet werden. Aber sie haben keinen richtigen Begriff von dem Charakter und den Eigenschaften der Gottheit. — Die vorherrschende Idee scheint zu sein, daß Gott, nachdem er die Welt erschaffen und mit Bewohnern ausgestattet, nach einem entlegenen Winkel des Weltalls sich zurückgezogen und die Leitung der Weltangelegenheiten unter die Herrschaft der bösen Geister, neben denen es übrigens auch gute gibt, habe geraten lassen; daher kommt es, daß die hauptsächlichste religiöse Verehrung diesen bösen Geistern gilt, um deren Gunst man sich zu bewerben oder deren Mißgunst mit ihren übeln Folgen man abzuwenden sucht. Nur bei besondern und seltenen Gelegenheiten, wie bei Abschluß eines wichtigen Vertrages, oder wenn jemand verurteilt ist, das ‚Rotwasser-Gottesgericht' zu trinken, wird der Name Gottes feierlich, und zwar, was wohl zu beachten ist, dreimal mit großem Ausdruck angerufen. Ob hiermit der Begriff einer

[1] Wilson, Westafrika 101. [2] Ebd. [3] Ebd. 153 ff.

Dreieinigkeit verbunden ist, wollen wir nicht zu entscheiden wagen, wohl aber ist dieser Umstand bemerkenswert genug. Viele dieser Stämme sprechen von dem Sohne Gottes." [1]

„In gleicher Weise ist auch der Glaube an ein zukünftiges Leben vorherrschend. Ein Afrikaner wird an einem zukünftigen Leben ebensowenig zweifeln wie an seinem gegenwärtigen, aber er hat sich natürlich auch von dem Orte, von den Umständen und Verhältnissen dieses zukünftigen Lebens keinen klaren und genügenden Begriff gebildet. Der Glaube selber ergibt sich aus dem Verkehr, den sie mit den Geistern ihrer verstorbenen Freunde zu haben vorgeben, aus den Kleidern, Gerätschaften und Schmucksachen, die sie bei Begräbnissen ihren Freunden mit ins Grab geben, aus der Nahrung, die sie ihnen jahrelang regelmäßig bringen, und aus ihrer Meinung in Bezug auf Träume, die sie stets für Besuche Abgeschiedener halten. Der einzige Begriff von einer zukünftigen Vergeltung spricht sich in der Sitte aus, daß man diejenigen, die unter dem Rotwassergericht gestorben sind oder sich besonders schlechter Handlungen schuldig gemacht haben, an abgesonderten Plätzen begräbt." [2]

„Die Lehre von der Seelenwanderung ist sehr verbreitet. Daher gelten an gewissen Örtlichkeiten befindliche Tiere (Affen, Krokodile, Schlangen) für heilig, weil man glaubt, daß die Seelen Toter in sie übergegangen seien." Wenn ein Kind einem Verstorbenen sehr ähnlich ist, sagt man, es habe dessen Seele geerbt. Die Grebos und andere Stämme haben auch eine dunkle Vorstellung von einem Fegfeuer, eine Ansicht, die sie wahrscheinlich von katholischen Missionären bekommen, welche im 17. Jahrhundert an diesen Küsten predigten. „Die Geister der Toten stehen mit den Lebenden, wie man glaubt, in ungehindertem Verkehr."

„Fetischismus und Dämonolatrie sind unter den heidnischen Stämmen Afrikas unzweifelhaft die leitenden und hervorragendsten Religionsformen. . . . Fetische sind streng genommen nicht viel mehr als Zaubermittel oder Amulette, die von jemand getragen oder an einem passenden Orte aufgestellt werden." In der anglo-afrikanischen Sprachweise heißen sie Grisgris oder Jujus oder Fetische. Sie bestehen aus einem Stück Holz, dem Horn einer Ziege, den Hufen einer Antilope, einem Stück Metall oder Elfenbein usw. Sie müssen aber von einem Priester gesegnet sein, um übernatürliche Kräfte zu erlangen. Doch müssen sie ihre Wirksamkeit beweisen, ehe man ihnen traut. Hat man mit einem Fetisch Glück gehabt, so wird er geschätzt und um keinen Preis verkauft; erweist er sich als unnütz, so wird er fortgeworfen [3]. Die, welche viel Glück mit einem Fetisch gehabt, bekommen ein lebhaftes Gefühl der Zuneigung und Dankbarkeit zu ihm, glauben, daß seine Wirksamkeit aus einer ihm innewohnenden Einsicht entspringe, und sprechen schließlich mit ihm wie mit einem vertrauten Freunde, gießen zuweilen Rum auf ihn, was eine Art Opferung sein soll, und rufen ihn in Nöten und Gefahren an. Es gibt verschiedene Arten von Fetischen, die ihre besondern Namen tragen, je nach dem Übel, vor dem sie schützen, oder dem Gut, das sie verschaffen sollen; ferner gibt es Fetische für die Wohnungen, die den Penaten der Römer entsprechen, Nationalfetische usw.

[1] Ebd. 153—154. [2] Ebd. 155. [3] Ebd. 156.

Der Glaube an das Dasein von Geistern, die auf die menschlichen Angelegenheiten Einfluß haben, ist allgemein. Es gibt gute und böse Geister. Die letzteren sucht man abzuwehren und durch Gaben und Opfer zu beschwichtigen. Die Geister sind wohl die Seelen der Toten, und es scheint die Idee zu bestehen, daß diese Seelen, *je nachdem sie auf der Welt gut oder schlecht gewesen*, in eine von diesen beiden Klassen der guten und bösen Geister eingereiht werden. Diese Geister wohnen in Bäumen, Höhlen, Flüssen, auf Bergen, in Wäldern usw. Man glaubt, daß sie auch in Tieren ihren Aufenthalt nehmen, und daher kommt die Verehrung, die man gewissen Tieren (Affen, Krokodilen usw.) erweist. Der Gebrauch, durch Menschenopfer die bösen Geister zu besänftigen, ist sehr gewöhnlich. An der Pfefferküste und in ganz Oberguinea kommen auch viele jüdische Gebräuche vor, so z. B. die Beschneidung, die Einteilung der Stämme in abgesonderte Familien, wobei häufig die Zahl Zwölf wiederkehrt, ferner das strenge Verbot von Heiraten zwischen nahen Verwandten, blutige Opfer, bei denen man Altäre und Türpfosten mit Blut besprengt, die Feier des Neumondfestes, verschiedene Reinigungen usw.[1]

Das Volk in Oberguinea glaubt an die Einheit der Abstammung und erklärt die Verschiedenheit der körperlichen und geistigen Begabung in folgender Weise: Gott ließ den zwei Söhnen der Urahnen des Menschengeschlechtes, von denen der eine weiß, der andere schwarz war, die Wahl zwischen Gold und einem Buche (dem Sinnbild des Verstandes). Der ältere griff nach dem Gold und überließ das Buch dem jüngeren Bruder, der in ein fernes Land zog, wo er seine ursprüngliche weiße Farbe bewahrte, seinen Verstand entwickelte und Bedeutung und Macht gewann, während der andere in seinem Lande blieb, seine dunkle Farbe behielt und lange genug lebte, um zu erkennen, daß Weisheit und Verstand mehr wert sind als Reichtum[2].

6. Die Eingebornen an der Goldküste.

Die Goldküste erstreckt sich vom Assini- bis zum Voltafluß. Mit Ausnahme weniger Distrikte ist das Land mit ungeheuern Wäldern bestanden, die nur von bald größeren bald kleineren Lichtungen durchbrochen sind. In diesem ausgedehnten Gebiet, das sich weit in das Innere erstreckt, wohnen die sog. Tschi sprechenden Negervölker, unter denen die Ahantas und die Fantis und mehr im Innern die Akim, die Aschantis, die Ganan usw. die hauptsächlichsten sind[3]. Höchst wahrscheinlich sind es dieselben Völker, die schon im 16. und 17. Jahrhundert diese Küstengebiete bewohnten.

I. Die Eingebornen im 17. Jahrhundert.

Aus dem 17. und 18. Jahrhundert haben wir schon sehr eingehende Berichte verschiedener Reisenden über die dortigen Neger, so namentlich von Bosman, Villault, Barbot, Des Marchais usw. Diese Berichte finden sich zu-

[1] Wilson, Westafrika 163. [2] Ebd. 169.
[3] Vgl. Ellis, The Tschi-speaking peoples of de Gold Coast of West-Africa, London 1887, 2—4.

sammengefaßt im fünften Band der Histoire générale des voyages von Prévot[1], und wir haben keinen Grund an der Zuverlässigkeit derselben zu zweifeln. In Anbetracht der vielen europäischen Handelsniederlassungen an der Küste wäre es für Reisende unmöglich gewesen, schwindelhafte Berichte zu verbreiten. Der Betrug wäre zu leicht entdeckt worden. Nach diesen Schilderungen war der sittliche und religiöse Zustand der Eingebornen im 17. Jahrhundert folgender.

Die meisten Neger haben einen lebhaften Geist und ein gutes Gedächtnis, aber sie sind sehr indolent und träge. Glück und Unglück machen wenig Eindruck auf sie. Sie sind hinterlistige, schlaue Betrüger, diebisch, verstehen zu heucheln und zu schmeicheln und sind dem Trunk und der Unzucht ergeben[2]. Auch sind sie eitel und hochfahrend. Die Frauen insbesondere sind lebhaften Geistes, reden viel und sind ausschweifender als die Männer; doch verstehen sie sich gut auf den Haushalt und erziehen die Töchter früh zu den häuslichen Arbeiten. Sie lieben ihre Kinder leidenschaftlich und sind für ihre eigene Person reinlich[3]. Infolge der Ausschweifungen sollen geschlechtliche Krankheiten sehr verbreitet sein. Selbstverständlich werden die europäischen Kaufleute und Reisenden nicht verbessernd auf die Eingebornen eingewirkt haben. Die Kranken lassen die Verwandten oft im Stich, so daß sie ohne Pflege bleiben, wenn sie keine Sklaven oder kein Geld haben. Dieser Behauptung widersprechen jedoch andere Reisende[4].

Die Hauptkleidung der gewöhnlichen Leute besteht in einigen Ellen Zeug, das sie um den Leib winden und bis auf die Knie herabfallen lassen. Die Kinder bis zum neunten Jahr oder noch länger bleiben nackt. Die Neger wohnen in Dörfern oder in Städten. Die Häuser sind, besonders im Innern des Landes, klein, niedrig, gewöhnlich viereckig und im Innern in mehrere Räume eingeteilt. Die Wohnungen der Könige und die der Großen des Landes sind größer und schöner. Trotz ihres Eigennutzes und ihres Hanges zum Stehlen sind die meisten Neger sehr arm. Die mohammedanischen Marabuts erklären diese Armut durch folgende Legende. Noe hatte drei Söhne von verschiedener Farbe. Als er gestorben war, versammelten sich die Söhne, um das väterliche Vermögen unter sich zu teilen. Sie speisten freundschaftlich zusammen und legten sich dann zur Ruhe. Aber der Weiße dachte nicht ans Schlafen; während die andern schliefen, erhob er sich, ergriff das Gold, Silber und alle Kostbarkeiten und floh damit in das Land, das heute die Europäer bewohnen. Der Maure entdeckte bei seinem Erwachen den Diebstahl, ergriff nun schnell die Teppiche und Möbel, lud sie auf Pferde und Kamele und eilte davon. Dem Neger, der zuletzt erwachte, blieben nur wollene Schürzen, Pfeifen, Tabak und Hirse übrig. Zuerst war er traurig, dann nahm er eine Pfeife, um sich zu trösten, und dachte nur mehr an Rache. Das beste Mittel dazu schienen ihm die Repressalien, indem er jede Gelegenheit aufsuchte, die andern zu bestehlen.

---

[1] V, La Haye 1748, 81 ff. Wir benutzen auch das Werk Voyage du Chevalier Des Marchais en Guinée fait en 1725—1727, par le P. Labat O. P., Amsterdam 1731.

[2] Histoire générale des voyages V, La Haye 1748, 183.

[3] Ebd. 184.

[4] Ebd. 231.

Das tat er denn auch während seines ganzen Lebens, und da sein Beispiel für seine Nachkommen die Richtschnur wurde, dauert dieses Verfahren bis auf den heutigen Tag [1].

Die gewöhnlichste Nahrung der Neger besteht in Hirsebrei, gekochten Pataten und Ignamen mit Palmöl. Der Mann ißt gewöhnlich allein in seiner Hütte; die Frauen essen jede in ihrer eigenen Hütte mit ihren Kindern, es sei denn, daß der Mann die Haupt- oder Lieblingsfrau zu sich rufe. Gewöhnlich gibt es nur zwei Mahlzeiten an einem Tage, eine am Morgen und eine am Abend. Die Sorge für die Vorräte ist Sache der Frauen.

Ehe. Sobald ein Sohn imstande ist, selbst für sich zu sorgen, sucht man ihm eine Frau. Sein Vater wendet sich an die Eltern der Braut und setzt mit ihnen den Preis fest. Dann ruft man einen Fetischpriester, um das Gelöbnis der beiden Brautleute anzunehmen. Das Mädchen verspricht, ihren Mann zu lieben und ihm treu zu sein. Der Bräutigam verspricht, die Frau zu lieben, schweigt aber über die Treue. Hierauf machen sich die Eltern gegenseitig Geschenke; man ergötzt sich den ganzen Tag, in der folgenden Nacht öffnet der junge Mann seiner Frau die Türe seines Hauses, und die Ehe ist geschlossen. Der Mann merkt sich genau, was er für seine Frau ausgegeben hat; denn sollte sie ihn verlassen, so hat er das Recht, alles zurückzufordern. Entläßt er sie aber selbst, so darf er nichts fordern, es sei denn, daß er mit guten Gründen die Ehescheidung rechtfertigen könne. — Die Vielweiberei ist allgemein. Die gewöhnliche Zahl der Frauen schwankt zwischen 3 und 10. Die Könige sollen zuweilen bis zu 100 Frauen haben. Von der Zahl der Frauen hängt der Reichtum und die Stellung des Mannes ab. Die Leitung der Haushaltung liegt in den Händen der Hauptfrau. Die zweite Frau heißt Bossum, weil sie dem Familienfetisch geweiht ist. Die Männer wachen gewöhnlich sehr eifersüchtig über diese beiden Frauen, besonders über die Bossum, die meist eine hübsche, um hohen Preis gekaufte Sklavin ist. Während die Frauen schwere Arbeit verrichten, verbringt der Mann seine Zeit damit, sich mit seinen Freunden zu unterhalten und Palmwein zu trinken [2]. Da die Neger ihren Hauptreichtum in einer zahlreichen Familie erblicken, so verwenden sie viel Sorge auf Vermehrung der Kinderzahl, doch sind die Frauen nicht sehr fruchtbar, was vielleicht damit zusammenhängt, daß sie verpflichtet sind, die Kinder vier volle Jahre zu säugen [3]. Sobald das Kind geboren, ruft man den Konfot, d. h. den Priester, der ihm Fetische an verschiedenen Stellen des Leibes anheftet, und darauf allerlei Exorzismen und andere Zeremonien vornimmt, die das Kind gegen Krankheiten und Unglücksfälle schützen sollen. Dann wird ihm ein Name beigelegt. Bei den Akra besteht auch die Beschneidung der Kinder beiderlei Geschlechts [4]. Die kleinen Kinder werden von ihren Müttern immer auf dem Rücken herumgetragen, selbst bei der Arbeit. Sobald sie laufen können, werden sie sich selbst überlassen. Da Knaben und Mädchen ganz nackt miteinander umherlaufen, verlieren sie bald alle natürliche Scham, um so mehr, da die Eltern sie fast nie zurechtweisen oder strafen. Die elterliche Autorität

[1] Histoire générale des voyages V 195—196. [2] 200—201.
[3] Ebd. 202. [4] Ebd. 204.

wird von ihnen wenig respektiert. Die Kinder unterstehen der Sorge der Mutter, bis sie irgend einen Beruf ergreifen oder ihr Vater für gut findet, sie als Sklaven zu verkaufen. Gewöhnlich erzieht der Vater die Knaben in seiner eigenen Profession. Einige Jahre nimmt er allen Gewinn aus ihrer Arbeit für sich in Anspruch; wenn der Sohn aber 18 bis 20 Jahre alt geworden, gibt er ihm Sklaven und läßt ihn nun auf eigene Rechnung arbeiten[1]. Die Heirat bringt keine Gütergemeinschaft mit sich. Mann und Frau teilen sich in die Kosten des Unterhalts. Daher geschieht es, daß beim Tode des einen Ehegatten dessen Verwandten seine Güter in Beschlag nehmen und dem überlebenden Gatten die Kosten für das Begräbnis überlassen. Eine Frau hat nie Anteil an der Hinterlassenschaft ihres Mannes, auch wenn dieser Kinder von ihr erhalten hat. Güter und Möbel gehen in den Besitz des Bruders des Toten oder der nächsten Verwandten in derselben Linie über. Hat er keinen Bruder, so fällt sein ganzer Besitz an seinen Vater. Das Gesetz verpflichtet den Mann, alles, was er von seinen Frauen erhalten hat, deren Brüdern und Neffen zurückzugeben. Die Frauen haben den Gebrauch aller Güter ihres Mannes, solange er lebt; nach seinem Tode müssen sie für sich und ihre Kinder selbst sorgen. Dieses strenge Gesetz treibt die Kinder und die Mütter an, alles auf die Seite zu legen, was sie von der Hauptmasse wegnehmen können, um nach dem Tode ihres Vaters oder Mannes den genügenden Unterhalt zu haben.

Hat eine Frau Ehebruch begangen, so ist ihr Mann berechtigt, sie zu verstoßen, wenn er die Tat beweisen kann. Der Ehebrecher muß eine Geldstrafe bezahlen. Eine Frau, die in Verdacht kommt, kann sich durch einen Eid bei den Fetischen reinigen. Die größte Schmach für einen Neger ist die Verführung seiner Hauptfrau. Der Schuldige entgeht dem Tode nur, wenn er dem König eine Geldstrafe bezahlt; aber der beleidigte Ehemann ruht nicht, bis der Feind seiner Ehre das Land verlassen hat. Die Prozesse wegen Ehebruchs werden oft sehr leidenschaftlich geführt. Kann die Schuld nicht bewiesen werden, so fordert man vom Angeklagten einen Eid. Leistet er gern diesen Eid, so wird er für unschuldig erklärt, sonst wird er verurteilt[2]. Die Neger an der Küste scheinen oft nur aus dem Grunde viele Frauen zu heiraten, um sie als Werkzeuge schimpflicher Habsucht gebrauchen zu können. Im Innern des Landes nehmen es die Neger aber nicht so leicht mit dem Ehebruch. Der Ehebrecher setzt sich der Gefahr aus, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Verwandten zu Grunde zu richten. Ein Reicher und Vornehmer begnügt sich nicht mit den Gütern des Schuldigen, sondern fordert sein Leben. Hat sich die Frau durch einen Sklaven verführen lassen, so ist der Tod beider unfehlbar[3]. Während aber von den Frauen die Treue streng gefordert wird, geben sich die Männer straflos den Ausschweifungen hin. Im geheimen scheinen allerdings auch die Frauen sich schadlos zu halten. Von den unverheirateten Mädchen scheint man keine Keuschheit zu verlangen. Es gibt auch öffentliche Weiber, die feierlich in ihr schändliches Gewerbe eingeführt werden und verpflichtet sind, sich jedem Kommenden preiszugeben[4].

---

[1] Ebd. 206. [2] Ebd. 208—209. [3] Ebd. 209. [4] Ebd. 211.

Obwohl die Sklaverei allgemein besteht, scheint doch das Los der Sklaven sehr erträglich zu sein. Sie werden selten bestraft. Arme verkaufen sich zuweilen selbst in die Sklaverei, um sich den Unterhalt zu sichern. Die Könige haben mehrere Arten von Sklaven, unter denen besonders die hervorragen, die in die Sklaverei geraten sind, weil sie irgend eine ihnen durch das Gesetz oder den Richterspruch auferlegte Geldstrafe nicht bezahlen konnten.

Das Haupthandwerk der Neger ist das Schmiedehandwerk und die Goldschmiedekunst, die sie vielleicht von den Portugiesen gelernt haben; daneben gibt es auch Schreiner, Weber, Töpfer, Fischer usw.[1] Für den Landbau geschieht die Aussaat zur Regenzeit. Man wählt den passenden Boden; denn es gibt hier kein Privateigentum an Grund und Boden; dieser gehört dem König, ohne dessen Einwilligung niemand säen oder pflanzen darf. Bevor sie den Samen ausstreuen, feiern sie den ersten Fetischtag (ihren Sabbat oder Sonntag), dann bepflanzen sie zuerst die Felder des Königs oder Gouverneurs. Als Lohn erhalten sie nur einige Krüge Palmwein und junge Ziegen nach der Zahl der Arbeiter. Nachher bebauen sie die Felder der Nachbarn der Reihe nach, bis alle bestellt sind. Durch Gesänge und Tänze zu Ehren der Fetische suchen sie eine gute Ernte zu erlangen. — Als Geld benutzte man Goldstaub oder kleine Goldbarren. Die Neger haben auch ihre Märkte, sowohl gewöhnliche, kleinere, als größere, die bloß zweimal im Jahre stattfinden. Diese Märkte werden zu Tanzvergnügungen benutzt, denen die Neger leidenschaftlich ergeben sind.

Beim Tode eines Negers versammeln sich die Verwandten und Freunde zur Totenklage. Auch eigens dazu bestimmte Klageweiber werden geholt. Die Leiche wird auf eine Matte von Baumrinde gelegt und in ein Stück Tuch gehüllt. Eine alte Frau geht von Haus zu Haus, um von den Nachbarn Beiträge zu den Begräbniskosten zu sammeln. Mit dem Erlös dieser Sammlung kauft man einen Ochsen oder eine Kuh, die man dem Fetischpriester übergibt. Dieser ist verpflichtet, durch seine Beschwörungen der Seele des Toten die Ruhe und den Schutz der Fetische für die Reise in die andere Welt zu erlangen. Er opfert das Tier, begießt mit seinem Blute den Toten. Das gilt als ein Sühneopfer[2]. Die Leiche wird, wenn die Zeit des Begräbnisses gekommen, auf ein Brett gelegt und von Männern, unter Begleitung von Tänzen und Liedern, zur Ruhestätte getragen. Dort wird die Leiche in das Grab gesenkt und ringsum werden Pfähle eingerammt. Auf das Grab legt man alle Möbel und Werkzeuge des Toten, ebenso seine Kleider. Seine Waffen werden unter dem Dache aufgehängt für den Fall, daß er sie in der andern Welt gebrauchen sollte. Auch Lebensmittel werden auf das Grab gelegt[3]. In einigen Gegenden muß der Priester die Leiche befragen, wer den Tod verschuldet habe. Zuerst wird untersucht, ob der Verstorbene etwa einen Meineid begangen habe. Wenn nicht, so forscht man weiter, wer etwa durch bösen Zauber den Tod verschuldet. Findet man keine Anzeichen einer besondern Schuld, so nimmt man an, der Verstorbene habe sich den Tod durch Vernachlässigung irgend einer religiösen Pflicht zugezogen[4]. Beim Begräbnisse der Könige wurden auch die Haupt-

[1] Histoire générale des voyages V 214—217. [2] Ebd. 233—234.
[3] Ebd. 234. [4] Ebd. 236.

frauen und eine große Zahl Sklaven mitbegraben, die ihm in der andern Welt dienen sollten [1].

In Bezug auf die Religion herrscht nach den Berichten der älteren Reisenden bei den verschiedenen Stämmen große Verschiedenheit, aber allgemein ist der Glaube an einen höchsten Gott, dem sie die Erschaffung der Welt und aller Dinge zuschreiben [2]. Doch sind ihre Ideen darüber unklar, und wenn man sie ausfragt, verwickeln sie sich in Widersprüche [3]. So sagten sie, Gott sei den Negern böse und verursache ihnen viel Übles, während er den Europäern gut sei und sie mit Gütern überhäufe. Doch geben sie zu, daß der Regen, der die Erde fruchtbar mache und das Gold der Berge erzeuge, von Gott komme [4]. Einige Neger glauben auch an zwei Götter, einen Gott der Weißen und einen der Schwarzen. Selbstverständlich konnte dieser Glaube erst aufkommen, seitdem sie mit den Europäern bekannt wurden. Sie halten ihren Gott für schwarz und glauben, daß man ihn zuweilen in Gestalt eines schwarzen Hundes sehen könne. Sie verehren ihn nicht, sondern richten alle ihre Gebete und Opfer an die Fetische [5]. Auch an den Teufel glauben sie, aber sie bringen ihm keine Opfer dar, suchen ihn vielmehr durch allerlei lächerliche Zeremonien zu vertreiben [6].

Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode ist allgemein, aber über den Zustand der Seelen der Verstorbenen wissen sie nichts, und man erhält darüber von ihnen die widersprechendsten Antworten. Die meisten scheinen keine Idee von einer Vergeltung des Guten und Bösen im Jenseits zu haben. Doch versichert Barbot [7], er habe Neger gekannt, die glaubten, daß sie nach dem Tode vor einem alten Genius erscheinen müßten, der ihre guten und bösen Taten genau erforsche. Die, welche gut gelebt haben, gehen in den Leib irgend eines Tieres ein und werden in ein schönes Land versetzt, wo ihnen nichts fehlt; die Schuldigen dagegen würden beim Übergang eines Flusses geräuschlos ertränkt. Auch Atkins [8] versichert, daß die Neger trotz ihrer höchst unklaren Ideen über das Jenseits glauben, daß die Guten nach dem Tode ein glückliches Leben mit einer guten Frau und guten Nahrungsmitteln führen, während die Bösen in ewiger Unruhe sind und unstät von einem Ort zum andern irren.

Die Neger fürchten sich sehr, bei ihren Fetischen zu schwören; nach allgemeiner Ansicht ist es unmöglich, daß ein Meineidiger glücklich sein Verbrechen überlebe. Alle wichtigen Verträge werden durch den Eid bekräftigt. Man trinkt eine Art Likör und verbindet damit die schrecklichsten Verwünschungen gegen denjenigen, der die eingegangene Verpflichtung verletzten würde. Sollte ein

---

[1] Ebd. 239.

[2] Vgl. die Zeugnisse in der Histoire générale des voyages V 241.

[3] Nach Des Marchais (Voyage en Guinée I 296) „wissen an der Goldküste alle Eingebornen, daß es einen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, gibt, der gut ist und diejenigen mit Gütern überhäuft, die ihn anerkennen und anbeten; sie nennen ihn den Gott der Weißen. Sie glauben, daß die Seelen nicht sterben, aber ihre Anschauungen von der Seele sind sehr roh, da sie meinen, dieselben hätten Hunger und Durst. . . . Ihre ganze Verehrung gilt den Fetischen, die ihre Götter sind; sie fürchten dieselben, lieben sie aber nicht; sie beten zu ihnen, um nicht von ihnen Übles zu erdulden."

[4] Histoire générale des voyages V 241.

[5] Ebd. 242. [6] Ebd. 243. [7] Ebd. 244—245. [8] Ebd. 262.

Dieb oder ein Ehebrecher einen Meineid schwören, so würde er sofort bersten, wie sie glauben, oder wenigstens einer schweren Krankheit zum Opfer fallen [1]. Die feierlichsten Eide werden in Gegenwart eines Priesters vor einem Fetisch unter zahlreichen Zeremonien abgelegt.

Die königliche Würde wird bei den meisten Stämmen vom Vater auf den Sohn vererbt oder, wenn kein Sohn vorhanden ist, auf den nächsten Verwandten. Bei andern wird der Nachfolger von den Adeligen gewählt. Der Adel wird gekauft, und die Aufnahme in den Adel findet unter feierlichen Zeremonien statt [2]. Bemerkenswert ist nach dem Bericht der Reisenden, daß man keine Bettler findet, obwohl die Neger im allgemeinen arm sind. Die Greise und Krüppel werden unter der Leitung der Gouverneure zu Verrichtungen verwendet, die ihre Kräfte nicht übersteigen [3]. Der Arme, der nichts zum Leben hat, tritt in den Dienst eines Reichen und erhält dafür seinen Unterhalt. — Die Richter werden aus den reichsten und vornehmsten Leuten ausgewählt, und Zivil- und Kriminalsachen werden vor diese gebracht; doch kann man an den König appellieren, was aber selten geschieht. In sehr schwierigen Fällen, wo der Richter keinen Entscheid wagt, findet ein Zweikampf statt, der gewöhnlich mit dem Tode des einen der Streitenden endet [4]. Die gewöhnliche Strafe für Verbrechen ist an der Goldküste entweder der Tod oder die Sklaverei oder die Geldbuße. Auf dem Mord steht die Todesstrafe, doch wird sie selten ausgeführt, wenn der Angeklagte zahlen kann. Die Zahlung ist verschieden, je nachdem es sich um die Tötung eines Freien oder eines Sklaven handelt [5]. Der Diebstahl wird damit bestraft, daß der Schuldige nicht nur das Gestohlene zurückerstatten, sondern auch eine der Größe des Diebstahls und dem Rang des Bestohlenen entsprechende Geldbuße leisten muß.

II. Die Eingebornen der Goldküste im 19. Jahrhundert.

Bei keinem Volk beherrscht die Religion so sehr alles Denken und Wollen wie bei den Negern. Es gibt deshalb kein besseres Mittel, um ihren geistigen Kulturzustand gründlich zu begreifen, als das Eindringen in ihre religiösen Anschauungen.

Daß heute die Neger an der Goldküste von einem lebendigen Glauben an ein höchstes Wesen, den Schöpfer aller Dinge und den Mittelpunkt alles Lebens, durchdrungen sind, wird uns von allen Missionären einstimmig bezeugt. Sie nennen diesen Gott „Nyam-Kupon" oder „Yan-Kompon" oder „Nyam-Kopu" [6]. Doch erweisen sie ihm keinen eigentlichen Kult. Die Regierung der Welt hat er untergeordneten Geistern, guten oder bösen, überlassen, und diese Geister, besonders die bösen, sucht der Neger durch Opfer, Zeremonien, Feste u. dgl. günstig zu stimmen oder zu besänftigen. Fast jeder Gegenstand gilt ihm als Wohnsitz eines Geistes. Pflanzen, Tiere und Flüsse haben bestimmte Geister mit bestimmten Kräften. Unter den Tieren sind es besonders Leoparden, Schlangen und Krokodile, die als Träger von Gottheiten angesehen

[1] Histoire générale des voyages V 250—251. [2] Ebd. 265 ff.
[3] Ebd. 267. [4] Ebd. 278. [5] Ebd. 281.
[6] Vgl. Missionsgrüße von der Goldküste, Münster i. W. 1898, 35—36.

werden. Auch geschnitzte Holzbilder, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Menschen und Tieren haben (Fetische), werden als Götzen angebetet oder auch gelegentlich durchgeprügelt. Die Zahl der Götzen ist Legion; nicht nur jeder Stamm, sondern auch jede Familie, jedes Individuum hat seine besondern Götzen, die mit allen menschlichen Leidenschaften behaftet sind.

Der schon früher erwähnte Ellis[1] meint, den Glauben an das eine höchste Wesen hätten die Neger von den Europäern überkommen. Aber da dieser Glaube ganz allgemein unter den heidnischen Negern — auch im Innern des Landes — verbreitet ist, ist diese Meinung schon an sich unwahrscheinlich; auch berichten uns schon die ältesten Reisenden von diesem allgemeinen Glauben der Neger. Sehr eingehend hat sich der protestantische Missionär Cruickshank[2] über diesen Glauben ausgesprochen. Er schreibt: „Man hat viel Grund, anzunehmen, daß die Idee eines großen Urgrundes, als des Schöpfers aller Dinge, seit unvordenklicher Zeit bei den Goldküstebewohnern geherrscht habe; denn die fantischen Worte Yankompon, abgeleitet von yankom (Freund) und epon (groß), und yamin, von yeeh (machen) und emi oder mi (mich), mit denen sie Gott bezeichnen, möchten anzuzeigen scheinen, daß der Begriff eines wohlwollenden Schöpfers gleichzeitig mit der Sprache entstanden sei; aber es läßt sich kaum bezweifeln, daß, so unbestimmt dieser Begriff selbst jetzt noch in ihrer Seele ist, er doch durch einen mehr als vierthalbhundertjährigen Verkehr mit Europäern, deren Annahme eines einzigen Gottes bald allgemein bekannt geworden sein muß, bestärkt und befestigt worden sein müsse. . . . Sei dem, wie ihm wolle, so erkennen die Eingebornen der Goldküste allgemein die Existenz eines höchsten Wesens an, welches die Welt erschuf und regiert; aber man kann kaum von ihnen sagen, daß sie dasselbe verehren[3]. Sie rufen manchmal seinen Namen an und flehen zu ihm, daß er segne, die sie lieben, häufiger noch, daß er denen fluche, die sie hassen; in beiden Fällen erhebt sich ihre Anrufung nicht höher als zu einem bloßen Stoßgebet und ist von keiner förmlichen gottesdienstlichen Handlung begleitet.“[4]

Sind sie von Kummer niedergebeugt und von einem großen Unglück zermalmt und haben, um von ihnen erlöst zu werden, ihren Götzen geopfert, so sehen wir sie mit dem Ausrufe, daß sie in Gottes Händen seien, und daß er tun werde, was ihm das Beste dünkt, sich demütig in ihr Schicksal ergeben. Sie scheinen also einer Art Prädestinatianismus zu huldigen.

[1] The Tschi-speaking peoples of the Gold Coast 22 ff.

[2] Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas. Aus dem Englischen übersetzt, Leipzig (ohne Jahreszahl); das englische Original erschien im Jahre 1853.

[3] In einer Anmerkung meint Cruickshank: „Die Art, wie sie Gott betrachten, entspricht genau der Weise der Assyrer, als sie von Salmanasser nach Samaria verpflanzt und daher mit dem Gotte der Juden bekannt geworden waren: sie fürchteten den Herrn und dienten ihren Göttern“ (4 Kg 17, 41).

[4] Cruickshank a. a. O. 217. Der Missionär P. Gallaud (Missions catholiques 1893, 345) schreibt über die Religion der Fantis: „Sie glauben an einen Gott, den höchsten Herrn von allem, was da existiert. Sie nennen ihn Nyankopu. Dieses höchste Wesen wohnt mit den Seelen der Guten im Himmel. In ihren Unterredungen nehmen die Heiden Nyankopu zum Zeugen: Nyankopu sieht es, Nyankopu weiß es, Nyankopu wird dich nicht segnen usw. Von ihm hängt Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit ab.“

Sie glauben indes, daß dieses höchste Wesen aus Mitleid mit dem Menschengeschlechte einer Menge von Dingen göttliche oder überirdische Eigenschaften verliehen habe, und daß es jeden einzelnen Menschen bei der Wahl des Gegenstandes seiner Verehrung leite. Ist die Wahl getroffen, so wird der Gegenstand seines Kultus der Souman, d. h. sein individueller Götze. Von diesem Augenblick an nimmt er in jeder Not, Verlegenheit und Gefahr seine Zuflucht zu diesem seinem Gotte. Er bringt ihm Oblationen von Rum und Palmwein dar, er legt Öl und Korn als Opfergaben hin, er opfert ihm Geflügel, Ziegen und Schafe, beschmiert ihn mit ihrem Blute und bittet ihn, daß er ihm günstig sei und die Erfüllung seines Anliegens gewähre[1].

Wie der einzelne, so hat auch jede Familie, jede Gemeinde oder Stadt ihren Schutzgötzen, der Boossum heißt. Ein Priester oder Sofu ist zum Dienste dieses Götzen bestimmt. Solange alles gut geht, betet jeder zu seinem Souman, in Not und Bedrängnis aber nehmen sie die Vermittlung der Sofu in Anspruch, welche den Göttern opfern und ihren Willen erfahren sollen. Diese Priester oder Zauberer verstehen es, die Leichtgläubigkeit der Fantis zu einer einträglichen Einkommensquelle zu machen. An einen obersten Teufel scheinen die Eingebornen der Goldküste nicht zu glauben, wohl aber wähnen sie, die Welt sei voll von bösen Geistern, die viel Unheil stiften.

In Bezug auf die Unsterblichkeit glauben die Fantis, daß im Menschen ein Geist wohnt, der den Körper überlebt; im übrigen sind ihre Begriffe hierüber sehr unklar. Der Geist des Verstorbenen soll dem Orte nahe bleiben, wo der Leib begraben wurde. Sie glauben, daß er ein Bewußtsein von dem habe, was auf der Erde geschieht, und daß er Macht besitze, einen gewissen Einfluß auf ihr Dasein auszuüben. Daher verehren sie die Geister verstorbener Freunde und Verwandten und pilgern zu ihren Gräbern, um ihnen Geschenke und Opfer zu bringen.

„Den Fall ausgenommen, daß einer ein ganz gemeiner Bösewicht und Verbrecher ist, verbinden sie mit Verbrechen, die auf Erden begangen wurden, keine Idee von einer Strafe in einer andern Welt, und der Glaube, daß sie für ihren hienieden geführten Wandel jenseits Rechnung abzulegen haben, findet sich in ihren Glaubenssätzen nicht.“[2] Doch erwähnt Cruickshank in einer Anmerkung, ein zum Tode Verurteilter habe am Morgen der Hinrichtung zu einem Europäer gesagt, die Häuptlinge, die ihn zum Tode verurteilt, seien seine Feinde; er werde im Lande, wohin er gehe, Sorge tragen, daß sie, wenn sie dorthin kämen, dafür büßen müßten. Von einem großen Verbrecher hört man bisweilen den Ausdruck gebrauchen: er wird einen zweiten Tod in der andern Welt sterben. An die Auferstehung des Leibes scheinen sie nicht zu glauben, und doch meinen sie, das jenseitige Leben sei dem diesseitigen ähnlich. Deshalb

[1] Nach Gallaud (Missions catholiques 1893, 345) sind die Fetische nicht materielle Gegenstände, wie Holz oder Stein, sondern von Gott abhängige Geister, denen diese oder jene Stadt, diese oder jene Familie anvertraut ist. Sie können den Menschen Gutes oder Böses erzeigen. Zuweilen fahren sie auch in den Leib eines Menschen, und dieser fängt dann an, wütend zu tanzen und zu gestikulieren.

[2] Cruickshank, Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas 221.

geben sie dem Toten beim Begräbnis Kostbarkeiten, schöne Kleider, eine Flasche Rum mit und seine Pfeife und Tabak in die Hand. Früher wurden Frauen und Sklaven des Verstorbenen getötet, um ihn in der andern Welt zu bedienen; die englische Regierung hat diesen Brauch unterdrückt.

Der Aberglaube beherrscht das ganze Leben des Afrikaners an der Goldküste, zu Hause und in der Gemeinde. Nur von seinem Fetischdienst erwartet er Fruchtbarkeit in der Ehe, Gesundheit des Kindes, Kraft und Mut im Leben, Trost im Sterben und Ruhe nach dem Tode usw. „Der Aberglaube", sagt Cruickshank[1], „bringt ins Herz des Lügners, des Diebes und des Mörders und bringt die Lügenzunge zum Stocken, macht kalt das Auge der Leidenschaft, hält die gierig greifende Hand und das gehobene Messer zurück oder überführt sie ihrer Verbrechen und deckt sie der Welt auf; er wirft seinen Zauber selbst über böse Geister und kehrt sie, je nachdem es ihm beliebt, zum Guten oder Bösen."

„Es ist beschämend für die Christen", sagt Cruickshank, „daß die Neger an der Goldküste ihrem Fetisch gegenüber ein beständigeres und frömmeres Vertrauen an den Tag legen, als die Christen dem wahren Gott erzeigen. Es kommt selten bei diesen Götzendienern vor, daß sie es unterlassen, morgens und abends ihrem Fetisch ein Opfer darzubringen oder beim Essen oder Trinken ihm ihre Ehrerbietung und Dankbarkeit zu bezeigen. Sie gehen zu nichts (d. h. sie unternehmen nichts), ohne ihre Gedanken zu einem unsichtbaren Geiste zu erheben oder ihn durch irgend eine Zeremonie günstig zu stimmen, während einem glücklichen Ausgange ohne Ausnahme demütige Dankesopfer folgen." Nie wird ein Krieg unternommen, ohne zuvor die Nationalgottheiten zu Rate zu ziehen. Die besiegten Feinde werden mehr aus religiösem Pflichtgefühl als aus Grausamkeit niedergemetzelt. Dieselben gelten nämlich den Negern als Feinde ihrer Fetische. Friedens- und Freundschaftsverträge werden unter Fetischzeremonien abgeschlossen.

Obwohl die religiösen Anschauungen der Fantis vielfach lächerlich und unsinnig sind, so üben sie doch einen großen Einfluß auf ihr sittliches Verhalten. Ohne diesen mächtigen Verbündeten (die Religion der Fantis), meint Cruickshank, wäre es der englischen Regierung unmöglich gewesen, mit so geringer physischer Macht das Land in so ausgezeichneter Ordnung zu erhalten. „Der außerordentliche Schutz, der dem Besitztum in den entferntesten Distrikten geboten wird, die große Sicherheit, mit der Goldpakete von hohem Wert durch einzelne Boten Hunderte von Meilen weit versendet werden, und die Leichtigkeit, mit welcher man verlorenes oder gestohlenes Eigentum allgemein wieder bekommt, haben das Staunen von Europäern, die kürzlich erst im Lande angekommen, erregt."[2] Wo dieser religiöse Glaube verschwindet, ohne daß das Christentum seine Stelle ausfüllt, nehmen die Verbrechen sehr überhand, und die Polizei muß beständig vermehrt werden.

Auch vor Gericht werden die Fetische befragt, um die Schuld oder Unschuld der Angeklagten zu entdecken. Namentlich bedienen sie sich verschiedener Ordalien, so insbesondere des Gifttrankes, um die Schuldigen zu entdecken. „Die Zauberei

[1] Ebd. 230. [2] Ebd. 232.

ist ein Verbrechen, das nach afrikanischen Gesetzen nicht nur den Tod über die Zauberin und den Zauberer, sondern auch über die Verwandten Tod oder Sklaverei verhängt." Eine Frau war angeklagt, durch einen gefährlichen Fetisch den Tod mehrerer Verwandten eines Eingebornen, dessen Sklavin sie früher gewesen, verursacht zu haben. Sie gab zu, daß sie im Zorn ihren Fetisch angerufen habe, ihres Herrn Haus zu verfluchen; aber es sei seitdem lange Zeit verflossen. Man stellte ihr nun vor, daß sie wenigstens schuldig wäre, den Mord im Herzen gewollt zu haben. Schließlich mußte sie den Fetisch hergeben, wurde aber dafür aus der Sklaverei entlassen.

„Man wendet sich an die Fetischpriester beinahe in allen Angelegenheiten des Lebens, wie zur Entdeckung von Dieben, von Ehebruch und von Tätern aller Verbrechen wider die Gesellschaft"; ebenso zur Entdeckung falscher Anklagen. Kommt eine Frau in den Verdacht des Ehebruches, so muß sie durch das Ordal des Gifttrankes ihre Unschuld beweisen. Bei einem Weibe des Königs wird der Ehebruch mit dem Tode bestraft, und diese Strafe ward früher über alle Weiber verhängt, die sich dieses Verbrechens schuldig gemacht; jetzt wird der Ehebruch der gewöhnlichen Weiber mit Geldstrafen gebüßt.

Die Ehen finden sehr frühe statt. Die Mädchen werden meistens schon in zarter Kindheit verlobt. Der Ehevertrag wird durch Bezahlung einer Geldsumme an die Verwandten der Braut abgeschlossen. Auf die Jungfräulichkeit der Braut wird hoher Wert gelegt. Ein Mädchen, das außerehelich schwanger geworden, wird öffentlich beschimpft und gezüchtigt.

Nach der Niederkunft gilt die Mutter sieben Tage lang als unrein nnd darf nichts anrühren, ohne es unrein zu machen. Auch nachher noch darf sie längere Zeit das Haus nicht verlassen. Ist die Zeit ihrer Reinigung erfüllt, so bringt sie in festlicher Kleidung Dankopfer dar, besucht ihre Freundinnen und dankt allen Nachbarn dafür, daß keiner von ihnen ihr Böses angewünscht oder sie behext usw. „Wenn man die wahrhaft herzliche Weise, in welcher sie ihre Dankgefühle auszusprechen pflegen, beobachtet, sieht man, daß sie aufrichtig glauben, ihnen für ihre wohlwollende Gesinnung auf das tiefste verpflichtet zu sein." [1]

In politischer Beziehung herrscht an der Goldküste eine Art Feudalsystem. An der Spitze steht ein Häuptling oder Oberhäuptling, dessen Würde erblich ist. Ihn umgeben als Rat die angesehenen und reichen Bürger. „Obgleich die Fantis kein geschriebenes Gesetz besitzen, so hat die mündliche Überlieferung einen allgemeinen Kodex von Verordnungen auf sie vererbt, die auf den Zustand der Gesellschaft keineswegs unanwendbar sind. Dieser Kodex ist so allgemein und zeigt unter einer Menge von Stämmen so wenig Abweichung, daß sich uns ganz entschieden der Gedanke an einen gemeinsamen Ursprung aufdrängt." [2] Die Gesetze beziehen sich hauptsächlich auf das Eigentum, zu dem auch die Sklaven gehören. Ein Hauptbeweismittel, dessen sich die Fantis vor Gericht bedienen, ist der Eid. Der Meineid gilt als ein großer Frevel, den die Götter mit Tod und andern Übeln strafen [3].

[1] Cruickshank, Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas 252.
[2] Ebd. 117. [3] Ebd. 121—122.

Von dem Charakter der Fantis entwirft unser Gewährsmann folgendes Bild. Der Fanti ist heiter, lebhaft und jähzornig, wird aber leicht beruhigt. „In der Aufregung des Augenblicks wird er manchmal von seinen Leidenschaften vollkommen verblendet und begeht Handlungen, die er tief bereut und die er im nächsten Augenblick ungeschehen machen möchte.“ Er ist höflich, wird nicht leicht beleidigt, ist oft in seinem Betragen würdevoll, voll Achtung für anderer Ansehen und mit Zähigkeit auf sein eigenes haltend. „Er geht schwer Freundschaften ein, hält sie aber fest und treu und wird oft, um einem Freunde in der Not zu helfen, sein Geld und seine Bequemlichkeit zum Opfer bringen. Nicht leicht gewährt er einem Europäer sein Vertrauen, obwohl er ihn mit der größten äußerlichen Ehrerbietung behandelt. Er entdeckt mit raschem Blick die einzelnen Züge und Eigenheiten im Gemüte und Benehmen und sucht sich mit Hilfe von Worten und Handlungen, die er in sich zusammenfaßt, ein wahres Urteil vom Charakter zu bilden. Einmal überzeugt von des weißen Mannes Wahrhaftigkeit, Ehre und Gerechtigkeit, von seinen günstigen Gesinnungen gegen die Schwarzen im allgemeinen und von seinen einsichtigen und verständigen Absichten, kann nichts über den kindlichen Gehorsam gehen, mit welchem er sich seiner Leitung hingibt.“ [1]

7. Die Eweer an der Sklavenküste.

Die Sklavenküste erstreckt sich vom Voltafluß im Westen bis zum Nigerdelta bzw. bis zum Beninfluß im Osten. Den westlichen Teil dieses Gebietes vom Voltafluß bis zum Monofluß bewohnen die Eweer, so genannt von der Ewesprache, die allen hier lebenden Stämmen, wenn auch in verschiedenen Dialekten, gemeinsam ist. Die Hauptstämme sind die Awunas, die Togos, die Dahomis, die Appas usw., die heute teils der englischen, teils der deutschen und französischen Oberherrschaft unterstehen.

Die Kultur der Eweer ist im Vergleich zu den Nachbarvölkern mannigfaltig und reich. Das Volk ernährt sich von Ackerbau, Jagd, Fischfang und Handel; daneben werden noch Holzschnitzerei, Töpferei und Weberei betrieben. „Auf geistigem Gebiete“, schreibt J. Spieth[2], „hat es das Volk zu einem großen Reichtum an Sprichwörtern, Fabeln und Märchen u. dgl. gebracht. Auch die verschiedenen Rechtsordnungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, müssen als Erzeugnis ihres Geisteslebens betrachtet werden. Wohl gestatten dieselben den einheimischen Richtern viel freien Spielraum, doch suchen sie das Recht der einzelnen zu schützen und dem Unrecht zu steuern. Bei diesem Kulturzustand ist es nicht verwunderlich, daß die Ewesprache einen Schatz von mehr als 20000 Wörtern aufweist.“

Nach demselben Missionär ist „der Gottesglaube diejenige Wurzel am Baume ihrer Religion, die sich am tiefsten in den Boden ihres Gemütes eingesenkt hat. Im ganzen Ewelande, von der Küste bis tief hinein ins Innere,

---

[1] Ebd. 276.

[2] Die Religion der Eweer in Südtogo, Leipzig 1911, 3. Spieth ist Missionär der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

ist der Gottesname Mawu bekannt und im täglichen Leben der Eweer von Bedeutung. Man hat es in diesem Namen nicht mit einer Wirkung christlicher Missionstätigkeit, sondern mit einem alten Besitz zu tun, der früher noch eine überragendere Stellung beanspruchte, als er das heute unter dem erdrückenden Einfluß andersartiger Anschauungen tun kann."[1] Statt Mawu (Mau) wird in manchen Orten auch der Name Dzinge (Himmel) zur Bezeichnung Gottes gebraucht. Daraus folgt aber nicht, wie Spieth meint, daß sich die Eweer die Gottesvorstellung am sichtbaren Himmel gebildet haben. Auch wir Christen sagen, daß der Himmel es so gefügt oder gewollt habe, ohne damit den sichtbaren Himmel mit Gott zu identifizieren oder durch den sichtbaren Himmel zur Idee Gottes geführt worden zu sein. Wir sagen für Gott oft „Himmel", weil Gott im Himmel wohnt und der Himmel auch seine glänzendste Schöpfung ist.

In Atakpame wird das höchste Wesen Bukú genannt; doch hat Bukú nicht wie Mawu seinen Wohnsitz im Firmament oder Himmel, sondern im Bedereland (Adele). Bukú gilt als der Schöpfer, was aus seinem Beinamen odaye (er hat die Welt erschaffen) sowie daraus erhellt, daß die übrigen Götter seine Kinder heißen. Er ist gütig, wohltätig, und gerecht, ohne Bosheit und Falschheit. Im Gegensatz zu Mawu hat Bukú einen direkten Kult mit Gebeten, Opfern, Priestern und Verehrern, aber keine Tempel[2].

Der Name Mawu sagt, daß Gott der Geber aller Dinge und nichts mit ihm zu vergleichen ist. Er hat, wie es scheint, Menschengestalt, doch halten ihn viele für unsichtbar, er liebt nur weiße Farbe; er ist überaus weise und kennt auch die Herzen und Gedanken. Er, „der große Gott", hat für die Menschen alles gemacht, damit sie es gebrauchen. Er ist überaus gütig und geduldig und gibt Regen, damit wir alles zum Unterhalte Nötige haben. Seine Boten sind die Trowo, die Erdengötter, die er auf die Erde gesandt, damit sie auf die Menschen acht haben. Wenn sie etwas Schlechtes bei den Menschen wahrnehmen, so sollen sie es Mawu mitteilen. Das Schlechte gefällt Gott nicht. Er sandte deswegen seine Kinder, die Trowo, mit dem Auftrage, den, der Schlechtes tue, zu töten. Wer tut, was in den Augen Gottes gut ist, erhält Gutes von Gott; das Schlechte aber vergilt er mit Schlechtem. Das Verhältnis Gottes zu den Menschen ist heute noch ebenso, wie es von Anfang gewesen. Wenn ein Eweer krank ist, so sagt man: „Gott möge helfen, daß der Kranke wieder gesund wird", dann aber fügt man hinzu: „Der Trowo möge helfen, daß er wieder gesund wird." Nach dem Missionär G. Binetsch[3] gilt den Eweern Mawu als das höchste, persönliche Wesen, das alles überragt. Redeweisen, in welchen Gottes gedacht wird, sind: „Ich bin in Gottes Hand." In Glück und Freude sagt man: „Gott hat es gewährt, Gott hat es beschert", in den Tagen der Trübsal: „Gott hat es erlaubt, Gott hat es zugelassen." Aber in der Verzweiflung kann der Eweer auch ärgerlich sprechen: „Gott hat Böses getan."

---

[1] Spieth, Die Religion der Eweer in Südtogo 5.
[2] Vgl. P. Müller S. V. D. im Anthropos I 509 ff.
[3] Vgl. Zeitschrift für Ethnologie 38. Jahrg. (1906), 34.

Die Eweer glauben an die Schöpfung. „Gott, der Erhabenste, ist der Schöpfer der Welt und alles Sichtbaren.“[1] Gott machte auch den Menschen, aber wie, wird nicht gesagt. In einem Korbe wurden die Menschen vom Himmel herabgelassen. Es ist nicht gesagt, wie viele, aber sicher waren sie beiderlei Geschlechts. Vor der Schöpfung existierte niemand außer Gott. Gott machte die Menschen gut, jedenfalls wird von den alten Leuten gerühmt, daß die ersten Menschen besser waren. Obwohl die Eweer alle Geschicke auf Mawu zurückführen, richten sie doch selten Gebete an ihn, und fast nie werden ihm direkt Opfer dargebracht, wenigstens in Südtogo. Er ist zu hoch und kümmert sich zu wenig um das Tun der Menschen, dessen Leitung und Überwachung er den Trowo übergeben hat. Indirekt werden ihm aber Opfer dargebracht, indem man Hühner oder andere Vögel den irdischen Göttern opfert im Glauben, daß die in diesen Tieren wohnenden Geister zu Mawu emporsteigen und sozusagen seinen Anteil am Opfer bilden, während der Leib den irdischen Göttern als Gabe zufällt[2].

Die untergeordneten Gottheiten, die als Kinder Gottes betrachtet werden, sind zahlreich, und verschiedene Stämme oder Gegenden scheinen ihre besondern derartigen Gottheiten zu haben. Allgemein werden in Südtogo Mawu Sodza, eine weibliche, und Mawu Sogble, eine männliche Gottheit, verehrt. Der männliche Sogble ist der Sohn des Gottes und bösartig, er tötet die Menschen und läßt Unglück über sie kommen. Sodza dagegen ist gütig und hat die Menschen lieb. Alle Gebete und Opfer für Gott müssen im Namen Gottes Sogble dargebracht werden; er ist der Sachwalter Gottes, und wenn er nicht gibt, kann auch Gott nicht geben. Im Gebete sagt man: „Möge Sogble hören, damit auch sein Vater hört.“[3] Ein weiterer allgemein in Südtogo verehrter Gott ist Sowlui, der Gott der Kaurimuscheln und Diener Gottes. Er verwandelt seinen Günstlingen in der Nacht Bohnen, Erdnüsse usw., die in Töpfen aufbewahrt werden, in Kaurimuscheln; der Günstling darf sich nirgends als solchen verraten, sonst wird er unfehlbar mit dem Tode bestraft[4].

Nach Ellis wird von den Eweern allgemein verehrt Khebioso, der Gott des Blitzes[5], der außer einem Priester auch mehrere Priesterinnen als seine Weiber hat, die der Prostitution huldigen; ferner der phallische Gott Legba, der Gott der Zeugung, dem Hunde und Ziegenböcke geopfert werden. In Verbindung mit dem Legbakult steht die Beschneidung, die an Knaben zwischen dem 12. und 17. Jahre vorgenommen wird. Der Legbakult ist mit groben Ausschweifungen verbunden. Andere untergeordnete Gottheiten sind nach Ellis Dso, der Gott des Feuers, Angi-Ewo, der Gott des Regenbogens, Aizan, der Gott der Märkte. Zu den besondern Gottheiten und Schutzgeistern einzelner Stämme gehören verschiedene Tiere, wie z. B. das Krokodil, der Leopard usw.[6]

---

[1] Dieser Behauptung von Binetsch und der meisten Missionäre widerspricht Ellis in seinem sonst anerkennenswerten Buche: The Ewe-speaking peoples of the Slave Coast, London 1900, 32; aber nur deshalb, weil sie nicht in sein evolutionistisches Schema paßt, in das er alles einzuzwängen sucht.

[2] Ellis a. a. O. 36. [3] Spieth a. a. O. 17. [4] Ebd.

[5] Merkwürdigerweise wird dieser Gott von Spieth gar nicht erwähnt. Vielleicht hat er in Südtogo einen andern Namen. [6] Ellis a. a. O. 54 f.

In Dahome genießt eine Art unschädlicher Schlange göttliche Verehrung. Der Missionär E. Bouche[1] schreibt darüber: Dan, Danbe oder Dakbe ist eine große Schlange, die von den Dschedsches (Dahomis) als ein Heiliger oder Fetisch verehrt wird. . . . Die Schwarzen betrachten diesen Fetisch Danbe als ein intelligentes Geschöpf, das Mau (Mawu), das heißt Gott, aus dem Nichts hervorgebracht hat[2]. Okikischi, der erste Mann, und Ige, die erste Frau, waren blind erschaffen worden und wurden in zwei weit entfernte Länder versetzt. Zufällig trafen sie sich beim Spazierengehen. Mau schläferte sie ein und legte die Schlange Danbe zwischen sie, der es gelang, zuerst der Frau und dann dem Mann die Augen zu öffnen. Zur Erinnerung an diese Tatsache erweisen die Schwarzen der Schlange Verehrung. Man ruft sie an, um von der Blindheit geheilt zu werden, um Verlängerung des Lebens zu erlangen" usw. Man baut dieser Schlange kleine Häuschen oder Tempel. Berühmt ist besonders der Tempel von Weida (Whyda, Wida), in dem 30—40 Schlangen unterhalten und verehrt werden. Oft findet man diese Schlangen in der Stadt. Die Schwarzen richten Gebete an sie, indem sie sich die Hände reiben. Früher wurde jeder, der eine solche Schlange tötete, mit dem Tode bestraft[3].

---

[1] In den Missions catholiques 1868, 105.

[2] Schon Des Marchais sagt von den Bewohnern von Juida (Weida): „Trotz ihrer großen Verehrung für die große Schlange und ihre zahlreiche Familie erkennen sie doch ein höchstes Wesen, den Schöpfer aller Dinge, der unendlich größer und mächtiger ist als die Schlange. Sie sagen, dieses wohne im Himmel, es leite die ganze Welt, sei allmächtig, unendlich gut und gerecht. Sie nehmen in großen Unglücksfällen ihre Zuflucht zu ihm, allerdings erst, nachdem sie sich umsonst an die Schlange gewandt haben" (vgl. Voyage du chevalier Des Marchais en Guinée, par le P. Labat O. P. II [1731] 215).

[3] Interessant ist, was P. Labat O. P. in seinem Buche: Voyage aux Isles de l'Amérique, La Haye 1724, 3. Tl, S. 40 ff, erzählt. Sein Ordensgenosse P. Braguez war einst beim König von Juida (Weida) zur Zeit, als die Neger dort das große Schlangenfest feierten. Außer dem König war auch ein Schlangenpriester zugegen. Da er ein sehr begabter Mann zu sein schien, fragte ihn P. Braguez, warum sie als Gegenstand ihrer Verehrung gerade die Schlange wählten. Der Priester antwortete: Die Verehrung, die wir der Schlange erweisen, ist „nur eine sich auf das höchste Wesen beziehende Verehrung, dessen Geschöpfe die Schlangen sind". Nicht aus freien Stücken verehrten sie die Schlangen, sondern „aus Gehorsam gegen die Befehle ihres gemeinsamen Herrn, die immer wohl begründet seien". „Der Schöpfer kenne vollkommen die Anlagen seiner Geschöpfe; er kenne nur zu gut den Stolz des Menschen, um nicht alle Mittel zu ergreifen, ihn zu demütigen; und er wisse, daß es kein Mittel dazu gebe, als ihn zu verpflichten, vor der Schlange auf dem Boden zu kriechen." Wenn das erste Wesen als Dolmetscher seines Willens einen Menschen gewählt hätte, hätte sich dieser bald dem höchsten Wesen gleichgestellt oder sich wenigstens über die andern Menschen erhoben. Die Schlange aber habe nicht die Fähigkeit, sich stolz und rebellisch gegen ihren Herrn zu erheben, und indem der Mensch nur durch ein so niedriges Tier den Willen des Schöpfers erfahren könne, sei er gezwungen, sein Nichts anzuerkennen und einzusehen, wie tief er unter demjenigen stehe, mit dem er sich zu vergleichen gewagt haben würde, wenn ihn dieser nicht beständig in einem solchen Zustand der Erniedrigung hielte. — P. Braguez war ganz entzückt über die schöne sittliche Auffassung dieses Negers, aber es gelang ihm nicht, ihn zum Christentum zu bekehren; denn, sagt er, der Dämon hielt ihn durch sinnliche Ausschweifungen in seinen Fesseln. Man müsse übrigens gestehen, daß die Europäer, die sich bei den Negern aufhielten, ein scheußliches Leben führten und das größte Ärgernis gäben.

P. Bouche[1] entwickelt bei dieser Gelegenheit auch seine Ansicht über den Fetischismus. Die Schwarzen beten nicht die Materie an, ihre Verehrung gilt den Geistern. „Die Fetischpriester haben mir oft versichert, wenn sie sich vor einer kleinen Statue aus Holz, einem Baum oder einem Götzen aus Erde niederwerfen, sei es nicht das Holz oder der Lehm, sondern die ‚Heiligen' (damit bezeichnen sie die Geister), die sie anbeten." Ihre Huldigung gilt den Heiligen, die dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen; denn, sagen die Fetischpriester, so oft wir dieses Holz oder diesen Lehm in gewisse Bedingungen bringen, kommt ein Heiliger, um darin zu wohnen; er verläßt aber diesen Wohnort oft, um in den Kopf eines Fetischpriesters einzugehen und sich in ihm für einige Zeit zu inkarnieren. Zu andern Malen entflieht der Heilige aus dieser Wohnung in die Matten, d. h. in die Wälder und brach liegenden Felder. Die Schwarzen unterscheiden also zwischen dem Stoff und den Wesen, die der Gegenstand ihrer Verehrung sind. Sie legen auch diesen Wesen alle Eigenschaften der Geister bei. So sagen sie: „Die Heiligen sehen, was man für sie tut; sie erkennen die Absichten eines jeden, beschützen die Guten, strafen die Bösen und folgen Schritt auf Schritt ihren Anbetern." Der Missionär glaubte in dem, was die Neger über den Ursprung der Heiligen erzählen, die verstümmelte Tradition von der Erschaffung der Engel wiederzufinden; nur haben die gefallenen Engel bei ihnen den Vorzug. Alle Heiligen, die sie verehren, sind böse, mit Ausnahme von Lissa und den Sés, die gut sind wie Mau, d. h. wie Gott. Im Anfang, so sagen die Schwarzen, existierte Gott allein und neben ihm auch die Erde, aber diese war noch eine unförmliche Masse ohne Pflanzen und Tiere. Als Gott verschiedene Wesen schaffen wollte, fing er mit Chango oder Jevioro (dem Heiligen des Donners) an, dann schuf er Epha (den heiligen Beschützer der Ehe), Elecba oder Legba (den Teufel) usw. Endlich schuf er auch die beiden blinden Menschen, von denen schon oben die Rede war. Den Heiligen hat Gott die Regierung der Welt übertragen und ihnen die Vollmacht gegeben, schönes Wetter oder Regen, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit hervorzubringen usw. Doch sollten sie nichts tun ohne seine Erlaubnis. Obwohl aber Gott von den Schwarzen nicht angebetet sein wollte, hat er doch bestimmt, daß ein Heiliger da sei, der ihn vertrete und in ihrem Geiste die Erinnerung an ihn festhalte und sie darauf hinweise, daß nichts ohne die Erlaubnis des Allmächtigen geschehe. Dieser Heilige ist Lissa. Wenn einem Schwarzen ein Unglück zustößt, wendet er sich an Lissa und sagt: Gott hat es erlaubt, und wenn ihm ein Glück widerfährt, so denkt er wieder an Lissa und spricht: Gott hat mir diese Wohltat erwiesen.

Über den ethischen Wert der Religion der Eweer meint Spieth, das ganze Zauberwesen habe keinen positiven sittlichen Wert; doch ist das nicht allgemein richtig; er selbst bemerkt, in der Mutter Erde sei doch so viel ethische Kraft, daß sie denjenigen tötet, der ihr lügenhaft schwört; auch dient das Zauberwesen dazu, Diebstähle zu verhindern und die Diebe ausfindig zu machen u. dgl. Doch, wie dem auch sei, tatsächlich sind im Leben der Eweer viele schöne sittliche Züge wahrzunehmen. „Gehorsam gegen Vater und

[1] Missions catholiques 1868, 129.

Mutter gehören zu den Grundtugenden im Charakter der Eweer. Als sie im Jahre 1869 vor den heranrückenden Scharen der Asantekrieger auf die Berge fliehen mußten, trugen sie ihre alten Väter und Mütter in Hängematten auf dem Rücken die pfadlosen, steilen Bergabhänge hinauf, um sie vor dem Feinde zu bergen. Auch Fleiß in seinem Beruf und Verabscheuung des Diebstahls sind hervorstechende Eigenschaften im Charakter des Ewenegers. Sind nun diese Tugenden auch nicht auf dem Boden des Tro- und Seelenglaubens entstanden, so stehen sie doch in innigem Zusammenhang mit ihrem Gottesglauben. Gott will nicht haben, daß ein Bruder den andern betrügt, will nicht haben, daß der König unrecht richtet, oder daß jemand dem andern das Haus anzündet. Derartige Handlungen bestraft er mit Krankheiten oder plötzlichem Tod. Wenn es sich also auch nicht nachweisen läßt, daß der Gottesglaube Motiv irgend einer Handlung ist, so bringen sie doch eine schlechte Handlung nachträglich mit Gottes richterlichem Ernst in Zusammenhang[1]. Sie verehren Gott nicht durch Kulthandlungen, aber es scheint fast, als ob der Gehorsam gegen die dem Menschen eingepflanzten göttlichen Gesetze nach ihrer Auffassung die eigentliche und Gott wohlgefällige Gottesverehrung sei. Wie wollte man es sonst begreifen, daß Menschen, die nie in ihrem Leben unter christlichem Einfluß gestanden haben, sich durch gewisse innere Angst von dem wüsten Leben des Heidentums haben abhalten lassen? War in einem solchen Fall der Gottesglaube auch nicht Motiv (?), um dessentwillen sie die schlechte Handlung unterließen, so ist doch das in ihnen wohnende Gesetz, das da heidnische Menschen vor ihnen warnt und die Guten mit innerer Zufriedenheit lohnt, also das Gewissen, als sittliche Triebkraft im Ewevolk nachweisbar. Sehr lehrreich ist endlich die Erscheinung, daß der Tro einen Menschen im Sterben im Stiche läßt, selbst wenn dieser ihm während des Erdenlebens aufs eifrigste gedient hat. Einen Toten kann der Tro nicht sehen. Deshalb denkt auch der heidnische Eweer in seiner Sterbestunde an Gott und ruft aus: ‚Gott, erbarme dich meiner.' Das beweist, daß der Gottesglaube zu demjenigen Besitzstande der heidnischen Eweer gehört, der die innerste und zentralste Stellung in seinem Gemüte einnimmt." [2]

Neben dem Glauben an Mawu und zahlreiche untere Götter bildet einen Bestandteil der Ewereligion der Seelen- und Geisterglaube mit dem dazu gehörigen Kult. Im Augenblick der Empfängnis vereinigen sich beim Kind zwei Seelen: die des Lebens und die des Todes; die erstere kam aus der Seelenheimat, die letztere aus der Unterwelt. Im Tode scheiden beide wieder voneinander, die eine kehrt zu Gott zurück, die andere geht in die düstere Unterwelt. So berichtet Spieth; die andern Missionäre und Reisenden sagen von diesen zwei unsterblichen Seelen nichts. Wohl nehmen viele Neger

[1] Das ist nicht ganz logisch gesprochen. Wenn der Neger weiß, daß viele Handlungen Gott mißfallen und von ihm mit Krankheit oder plötzlichem Tod bestraft werden, so wird ihn das gewiß antreiben, diese Handlungen zu meiden. Gott kann auch als Richter nur dann jemand bestrafen, wenn dieser bei der Handlung wußte, daß er etwas tue, was Gott mißfalle und vor ihm strafwürdig sei.

[2] Spieth, Die Religion der Eweer 14.

neben der eigentlichen Seele noch ein zweites Lebensprinzip im Menschen an, aber ein solches, das mit dem Leibesleben untergeht. Daß aber die Neger an zwei Seelen glauben, von denen die eine in den Himmel und die andere in die Unterwelt gelange, klingt doch sehr unwahrscheinlich. Nach dem Missionär Binetsch heißt die eigentliche Seele des Menschen bei den Eweern Luwo oder Gbogbo. Luwo heißt ein Ding, das nicht sterben kann. Gbogbo ist der Geist oder des Menschen unsterblicher Geist. Die Seele geht nach dem Tode nach Tsiewe, d. h. Bleibestätte oder Totenreich. Dorthin kommen im allgemeinen die Menschen. Jedoch Mörder, Räuber, Ehebrecher, böse oder schlechte Menschen kommen nach Agokpo = Fächerpalmstumpf oder unterste Hölle. Die guten Menschen dagegen gehen nach dem Tode nach Manuwe = Gottesplatz. Aber auch dieser Ort der Seelen ist nicht so gut wie das Leibesleben auf Erden. Deshalb hoffen die am Gottesplatz Weilenden einmal zur Erde zurückzukehren. Interessant ist, daß derjenige, der in diesem Leben geizig war, zwar von seinen Kaurimuscheln ins Jenseits begleitet wird, aber er kann sie dort nicht mehr gebrauchen. Sie fliehen ihn und sagen ihm: Du hast uns im Leben nicht gewollt, nun wollen wir auch dich nicht mehr, und die Folge ist, daß er hungern muß[1]. Die Eweer sollen die Geister der bevorzugten Verstorbenen in die Sonne verlegen und dort durch Gebete und Opfer verehren.

Die Geister der Verstorbenen erscheinen auf Erden, und die Fetischpriester geben vor, mit ihnen sprechen zu können. Es werden ihnen Opfer gebracht: Branntwein, Bier, Palmwein usw. Die Fetischpriester behaupten, von dem Geist zu erfahren, wo dies zu geschehen habe. Menschenopfer kommen heute wohl kaum mehr vor, früher aber wurden, besonders in Dahome, Hunderte von Menschen geschlachtet. Heute werden Schafe, Ziegen, Hühner usw. geopfert, namentlich in Kriegszeiten und bei Krankheiten. Im Falle von Epidemien werden allgemeine Opfer dargebracht von einem ganzen Dorf oder einer ganzen Stadt. Beim Tode eines Königs oder Häuptlings wurden dessen Diener und Weiber getötet, um dem Herrn in der andern Welt zu dienen.

Um einen Mörder oder Dieb ausfindig zu machen, wird von den Fetischpriestern ein Gottesurteil veranstaltet. Der Verdächtige muß den Gifttrank nehmen; erbricht er ihn und bleibt er am Leben, so ist er unschuldig. Oder man wirft einen Ring in siedendes Öl, den der Verdächtige herausholen muß. Der Hexenwahn ist sehr verbreitet[2].

Die Ehe wird durch eine Art Kauf abgeschlossen. Wenn ein junger Mann ein Mädchen zu heiraten wünscht, so sendet er einen Mann und eine Frau mit zwei Flaschen Rum zum Hause des Vaters der Braut. Diese legen die Flaschen an der Schwelle des Hauses nieder und sagen: Euer Onkel wünscht eines eurer Mädchen zu heiraten; dann ziehen sie sich zurück, nachdem sie dem Vater den Namen des Bewerbers genannt haben. Wird der Antrag angenommen, so sendet der Vater dem Bräutigam die leeren Flaschen zurück, und dieser sendet zwei weitere Flaschen Rum und außerdem zwei Kaurimuscheln und Wolltücher für die Braut, und nun beginnen die Verhandlungen über den Brautpreis. Am Tage der Hochzeit wird die Braut gegen Abend reich geschmückt zum Hause

[1] Ebd. 243. [2] Zeitschrift für Ethnologie 38. Jahrg. (1906), 35.

des Bräutigams gebracht, wo man bis Mitternacht ein großes Fest feiert. Dann begibt sich der Bräutigam in sein Schlafgemach, vier alte Frauen tragen die Braut zu ihm hinein, legen ihre Hand in die des Bräutigams und sagen: „Dies ist deine Frau, wir geben sie dir. Nimm sie. Gefällt sie dir und beträgt sie sich gut, so behandle sie gütig; beträgt sie sich aber schlecht, so strafe sie." Hierauf trinken sie mit dem jungen Paare Rum und ziehen sich zurück. Findet der Mann, daß seine Braut nicht mehr Jungfrau ist, so hat er das Recht, sie den Eltern zurückzuschicken und den bezahlten Preis zurückzufordern. Doch wird eine Kontrolle geübt, um falsche Anklagen zu verhindern[1].

Ist ein Eweer gestorben, so versammeln sich alle Nachbarn und Freunde, um die trauernde Familie zu trösten, welche den Toten bittet, sie nicht zu verlassen. Dann wird der Leichnam gewaschen, mit den besten Kleidern angetan und auf einen Stuhl gebracht. Vor ihn stellt man einen kleinen Tisch mit Speise und Trank und daneben ein Stück Tuch als Kleidung für das Totenland. Man bittet den Verstorbenen, zu essen, und bringt etwas Nahrung an seine Lippen. Die Verwandten müssen bis zum Begräbnis fasten und sich nicht waschen; doch trinken sie berauschende Getränke, tanzen und singen das Lob des Verstorbenen. Nach drei Tagen wird dieser im Boden der Hütte begraben, in das Grab wird Wasser, Rum oder Blut als Libation für den Toten geschüttet. Stirbt ein Eweer fern von der Heimat, so sucht seine Familie wenigstens einige Haare oder Nägel von ihm zu erhalten und nimmt damit die Begräbniszeremonien vor. Denn man glaubt, die Seele könne nicht in das Totenland gelangen, bevor diese Begräbniszeremonien stattgefunden haben. Es gilt als große Schande, wenn eine Familie nicht im stande ist, beim Begräbnis großen Aufwand zu machen, und viele Familien geraten wegen dieses Aufwandes in Armut[2].

Die Regierung ruht bei den Eweern ganz in der Hand der Häuptlinge und des Königs, dem jene Unterwerfung schuldig sind. Die Häuptlinge bilden eine Art Aristokratie, und der König kann ohne ihre Einwilligung weder Krieg anfangen noch Verträge abschließen. Der König verhandelt gewöhnlich nur mit den Distriktshäuptlingen, die in ihrem Gebiet sozusagen kleine Könige sind und ihre eigenen Gerichtshöfe zur Schlichtung von Streitigkeiten und zur Bestrafung der Verbrechen haben. Doch kann immer an den König appelliert werden. Das Gesagte gilt von den Eweern im allgemeinen, aber nicht von Dahome. Hier herrscht der König völlig despotisch, und sein Wille ist das oberste Gesetz. Alles Eigentum gehört ihm, wenigstens in der Theorie, und wenn jemand etwas besitzt, so gilt dies nur, solange der König es duldet. Selbst die Eltern haben kein eigentliches Recht auf die Kinder; diese gehören dem König und werden den Eltern nur so lange überlassen, als er es will. Die Person des Königs gilt als heilig, und wenn er öffentlich etwas trinkt, so müssen alle das Gesicht abwenden, und einige Hofdamen halten ein Tuch empor, um ihn zu verbergen. Er ißt nie öffentlich, und es gilt als Verbrechen, zu behaupten, er esse oder schlafe. In Gegenwart des Königs müssen selbst die höchsten Häuptlinge sich auf den Boden niederwerfen. Ein Hofstaat von

[1] Ellis, The Ewe-speaking peoples 156. [2] Ebd. 260.

Beamten ist beständig seiner Winke gewärtig. Die königliche Würde geht auf den ältesten Sohn des Königs über. Da der König in Dahome der Staat ist, gehören auch alle öffentlichen und privaten Einkünfte ihm.

Um seine despotische Herrschaft aufrecht zu erhalten, besitzt der König eine stehende Armee, die ihm blind ergeben ist und alle seine Blutbefehle ohne Widerspruch ausführt. Zur stehenden Armee gehört auch ein Korps von Weibern, die von den Dahomis „des Königs Weiber" oder „unsere Mütter", von den Europäern die „Amazonen" genannt werden. Dieses Korps entstand im Jahre 1729, wo ein König Weiber bewaffnete und in die Armee einreihte, um diese größer erscheinen zu lassen. Diese Weiber benahmen sich so tapfer, daß der König beschloß, dieses weibliche Armeekorps zu erhalten. Ursprünglich wurden nur Verbrecherinnen, d. h. Ehebrecherinnen oder andere Weiber, die wegen eines Vergehens des Todes schuldig waren, in dieses Korps eingereiht. Im Jahre 1818 verordnete aber König Gezo, daß jedes Familienhaupt seine Töchter dem König zur Ansicht zusende; die passendsten daraus wählte er für seine Armee. Diese Einrichtung wurde seither beibehalten. Die Amazonen werden als des Königs Weiber betrachtet, und niemand darf sie ohne Todesgefahr anrühren. Sie sind durch Schwur zum Zölibat verpflichtet, aber der König hat das Privileg, daraus so viele Weiber für sich zu wählen, als ihm beliebt. Die, welche von einem andern schwanger wird, wird getötet. Der kriegerische Geist wird unter ihnen in jeder Weise gefördert.

In den verschiedenen königlichen Palästen in Dahome sind mehr als 5000 Weiber des Königs eingeschlossen, und jeder Fehltritt von ihrer Seite wird mit dem Tod bestraft; doch werden sie zuweilen auch in die Sklaverei verkauft. Ihre Mitschuldigen trifft dieselbe Strafe. Kein Dahomi darf eine Frau oder Palastdame des Königs ansehen; wenn sie den Palast verlassen, müssen alle Männer fliehen und das Gesicht abwenden[1].

Polygamie herrscht überall an der Sklavenküste, besonders in Dahome. Jede Frau hat ihre eigene Wohnung in der Umzäunung, die das Haus des Mannes umschließt, und hat ihre Kinder und Sklaven bei sich. Sobald die Knaben groß genug sind, um dem Vater zu helfen, ziehen sie in das Haus des Vaters; die Mädchen aber bleiben bis zur Heirat bei der Mutter. Die erste Frau heißt Hauptfrau, sie überwacht den Haushalt; die zweite gilt als ihre Assistentin. Außer den Frauen haben viele Eweer noch Konkubinen, meist Sklavinnen der Frauen, die wie diese selbst als Eigentum des Mannes behandelt werden. Die Kinder der Konkubinen gehören der Frau, deren Sklavin die Konkubine ist. Wenn ein Mann stirbt, so erhält sein Erbe auch seine Frauen. Eine Frau kann ihren Mann jederzeit verlassen, wenn dieser einwilligt und sie den Preis zurückgibt, den der Mann für sie bezahlt hat; wenn sie aber beweist, daß er sie mißhandelt, so kann sie ihn ohne weiteres verlassen. Während der Schwangerschaft und der Zeit des Stillens, die gewöhnlich zwei oder drei Jahre dauert, untersagt der Brauch dem Manne den Umgang mit seiner Frau.

Die Verwandtschaft wird in der weiblichen Linie gerechnet, und die Ordnung der Erbfolge in Bezug auf das Eigentum ist: Bruder, Bruders Sohn. Der

[1] Ebd. 203.

älteste Bruder ist das Haupt der Familie, und sein Erbe ist sein im Alter zunächst stehender Bruder. Alle Glieder einer Familie haben ein Recht, vom Familienhaupt ernährt und gekleidet zu werden, und dieses hinwiederum hat das Recht, sie zu verpfänden und in einigen Fällen auch zu verkaufen. Die Familie ist als Gesamtheit verantwortlich für alle Verbrechen und Vergehen gegen Personen oder Eigentum, die ein Familienglied begangen hat, und jedes Glied muß zur Entschädigung beitragen[1].

Bei den Eweern wird kaum ein Unterschied gemacht zwischen Kriminal- und Zivilsachen, und jedes Vergehen kann mit Tod, Verstümmelung, Sklaverei, Einkerkerung, Geißelung oder Geldbußen gestraft werden. In der Theorie werden Mord, Verrat, Brandstiftung und Ehebruch mit dem Tode bestraft; aber alles hängt vom Rang und Einfluß des Angeklagten ab. Ist dieser reich, so kann er immer die Angelegenheit durch Bezahlung in Ordnung bringen[2].

In Dahome gilt der Versuch des Selbstmordes als Verbrechen, da jedermann Eigentum des Königs ist. Die Leichen der Selbstmörder werden zum Abscheu öffentlich ausgestellt, der Kopf wird abgeschnitten und nach der Hauptstadt Agbomi gebracht, und zwar auf Kosten der Familie, wenn der Selbstmörder ein freier Mann, dagegen auf Kosten seines Herrn, wenn er ein Sklave war. In Dahome wird auch jeder, dessen Haus, wenn auch nur zufällig, in Brand gerät, mit dem Tode bestraft. Verbrecher, die zum Tode verurteilt sind, werden immer geknebelt, denn wenn er den König anreden würde, müßte ihn dieser begnadigen. In manchen Fällen wird der Angeklagte dem Gottesurteil der Giftprobe unterworfen. Diebstahl wird gewöhnlich durch eine der Familie auferlegte Geldbuße und die Wiedererstattung der gestohlenen Güter gesühnt[3].

8. Die Joruba an der Beninküste.

Die Jorubastämme sind die östlichen Nachbarn der Eweer. Ihr Gebiet grenzt im Westen an Dahome, im Südwesten an Porto-Novo und Appa, im Süden an den Atlantischen Ozean, im Norden an Bornu und im Osten an das Beninland. Die Stämme innerhalb dieses Gebietes zerfallen in mehrere kleine Staaten und haben verschiedene Namen, aber sie sprechen alle dieselbe Jorubasprache[4].

---

[1] Ellis, The Ewe-speaking peoples 207—208. [2] Ebd. 223.

[3] Ebd. 225.

[4] Unserer Darstellung liegt zunächst das Werk des anglikanischen Bischofs James Johnson: Joruba Heathenism, zu Grunde, der sich viele Jahre bei den Joruba aufgehalten und deren Religion und Moral eingehend studiert hat. Sein Werk ist, wie es scheint, nie im Druck erschienen, aber R. E. Dennet gibt daraus in seinem Werk: At the back of the black mans mind (London 1906, Appendix 243 ff), ausführliche Auszüge, denen wir viele Angaben entnehmen. Auch das Buch von Ellis: The Joruba-speaking peoples of the Slave Coast of West Africa (London 1894), haben wir benutzt. Leider begnügt sich dieser nicht mit der Angabe der Tatsachen, sondern sucht überall Beweise für seine evolutionistischen Lieblingsideen. Die Religion der Neger an der Küste von Guinea, besonders der Sklavenküste, hat niemand besser behandelt als der Missionär Baudin von der Lyoner Gesellschaft der afrikanischen Missionen in der Zeitschrift Missions catholiques 1884, 190 ff.

Die Religion der Joruba, schreibt Baudin[1], ist ein sonderbares Gemisch von Monotheismus, Polytheismus und Idolatrie. Die Grundlage ihres religiösen Systems — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — bildet die Idee Gottes. Sie glauben an das Dasein eines höchsten und ursprünglichen Wesens, des Herrn des Universums, das sein Werk ist[2]. Gleichzeitig aber glauben sie auch an eine große Zahl tieferstehender und untergeordneter Götter und Göttinnen. Jedes Element hat seine Gottheit, die ihm gewissermaßen einverleibt ist, es beseelt und regiert und der Gegenstand der Anbetung ist. Unter den Göttern und Göttinnen steht eine unendliche Zahl von guten und bösen Geistern. Außerdem verehren sie die Helden und großen Männer, die sich während ihres Lebens ausgezeichnet haben. Auch den Toten überhaupt erzeigen sie Verehrung und sie nehmen die Seelenwanderung an. Sie glauben an das Dasein eines Olymps, in dem die Götter und die berühmten, Fetische gewordenen Männer wohnen, an eine unterirdische Welt, den Aufenthaltsort der Toten, und endlich an einen Zustand der Strafe für die großen Verbrecher. Sie haben auch ihre Metamorphosen, ihre heiligen Tiere, ihre Tempel und Götzen usw.

Trotz ihres Polytheismus haben die Schwarzen die Kenntnis des wahren Gottes nicht verloren, obwohl sie unklar und verworren ist. Alle die zahlreichen Götter und Göttinnen des schwarzen Pantheons leben im Androgynismus oder bilden Ehepaare, Gott allein ist davon ausgenommen; auch haben die Neger weder Statuen noch Symbole, die ihn darstellen. Sie betrachten ihn als das höchste und erste Wesen, als den Urheber und Vater aller Götter und Geister. Sie nennen ihn Olorun (O-li-orun), d. h. Eigentümer oder Herr des Himmels. Er nimmt bei den Joruba ungefähr dieselbe Stellung ein wie Mawu bei den Eweern und Nyankopu bei den Tschis[3]. Er heißt auch der Allmächtige (Oludumare), der Glorreiche und Elemi, der Besitzer des Lebens, der Hauch, der Herr der menschlichen Seelen (emi). Dieser Name Elemi kommt Gott ganz allein zu; Gott allein kann Seelen schaffen; er hat sich dieses Recht vorbehalten[4]. Nachdem aber Gott die Welt geschaffen hatte, trug er Obatala auf, sie zu vollenden und zu regieren, und zog sich in seine glückselige Ruhe zurück, da er zu groß ist, um sich mit den Angelegenheiten dieser Welt zu befassen. Deshalb bekümmern sich auch die Neger wenig um ihn und erweisen ihm keinen Kult. Doch wenden sie sich oft wie instinktiv in Nöten und Gefahren mit Bitten an ihn. Sind sie das Opfer einer Ungerechtigkeit, so nehmen sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld: Gott sieht mich (Olorun ri mi); Gott weiß, daß ich

[1] Missions catholiques 1884, 191.

[2] Auch der Missionär Barbaglia schreibt aus Oyo, der Hauptstadt von Joruba, am 17. Januar 1891 (vgl. Katholische Missionen 1891, 154): „Über das Land will ich bemerken, daß jeder, welcher vielleicht noch der Ansicht sein sollte, es gebe Völker, die vom Dasein Gottes nichts wissen, hier bald diese falsche Meinung abstreifen würde. Wildere, unwissendere, vertiertere Menschen, als dieses Land sie aufweist, werden sich kaum denken lassen — keine Spur eines geistigen Fortschrittes seit Jahrhunderten —, und doch trifft man hier keinen, der nicht völlig davon überzeugt wäre, daß es einen Gott gibt. Freilich denken sie sich Gott in ihrer Weise und zollen ihm, obschon sie ihn Schöpfer und Herrn der Welt nennen, keine Verehrung."

[3] Vgl. Dennet a. a. O. 243. [4] Missions catholiques 1884, 191.

nicht lüge; o Gott, rette mich (Olorun gba mio). Sie schwören auch bei Gott, indem sie die Worte Olorun, Olorun aussprechen und zugleich die Hände zum Himmel erheben. Wenn beim Morgengruß der eine den andern fragt: Bist du gut aufgestanden? lautet die gewöhnliche Antwort: Gott sei Lob; der Abendgruß lautet meistens: Gott beschütze uns alle[1].

Je weniger die Neger Gott verehren, um so mehr verehren sie viele untergeordnete Wesen oder Fetische oder Orichas (religiöse Zeremonie oder religiöses Wesen). Die Orichas zerfallen in drei verschiedene Klassen: 1. die Götter und Göttinnen ersten Ranges, 2. die Götter und Göttinnen zweiten Ranges, 3. die guten und bösen Geister. An diese Orichas wendet sich der Neger direkt, ohne ihre Vermittlung bei Gott anzurufen. Die erstklassigen Götter schalten souverän in ihrem Bereich, die zweitklassigen Götter und die Geister oder Genien sind oft den Göttern ersten Ranges unterworfen, haben aber auch ihre freie Tätigkeitssphäre[2].

Zu den Göttern der ersten Klasse gehören hauptsächlich drei: Obatala, Odudua und Ifa. Der wichtigste von ihnen ist Obatala, der Gott der Weiße und des Lichts, dem die weiße Farbe heilig ist. Ein weißer Wimpel flattert immer über seinen Tempeln, die stets weiß sind; auch seine Statuen und Symbole und die Abzeichen seiner Verehrer sind weiß. Wie alle andern Götter ist auch er von Olorun geschaffen, der ihm die Regierung der Welt anvertraut hat; er gilt als der Gott ehelicher Fruchtbarkeit, er inspiriert die Orakel und enthüllt den Priestern die Zukunft. Odudua, die schwarze, ist die Frau des Obatala und die Göttin der Erde und der Liebe. Ifa ist der Gott der Wahrsagerei und auch der Fruchtbarkeit. Er gilt als der Sohn Gottes und wird am meisten von allen Göttern verehrt. Elegba ist eine phallische Gottheit, die dem Legba der Eweer entspricht. Auch für das Meer, die Jagd, die Landwirtschaft, die Beredsamkeit usw. existieren eigene Götter[3]. Die Egun oder Geister der Ahnen gelten als Götter des Herdfeuers.

Die Schwarzen glauben fest an die Unsterblichkeit der Seele; daher ist das Begräbnis eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in ihrem Leben und verursacht mehr Kosten als die Festlichkeiten bei der Geburt und der Hochzeit. Die Bestattung nicht mit den üblichen Zeremonien vorzunehmen, gilt als eine solche Schande, daß manche Familien, die nicht die nötigen Mittel dazu besitzen, den Toten mit aromatischen Kräutern in eine Matte einnähen und heimlich in einer Ecke des Hauses aufbewahren, ohne ein Zeichen der Trauer zu geben. Man arbeitet jetzt mühsam, um das Nötige für die Begräbniskosten zu beschaffen; ist das geschehen, so geht auf einmal das Wehklagen und Schluchzen los, als ob der Tote erst jetzt gestorben wäre[4].

Die Joruba begraben ihre Toten in ihren Häusern und glauben an deren Macht nach dem Tode und ebenso an deren Interesse für die überlebenden Freunde. Sie haben einen eigenen Platz im Hause, welcher der Verehrung

[1] Missions catholiques 1884, 191. Ellis, The Joruba-speaking peoples 29.
[2] Missions catholiques 1884, 191.
[3] Ausführlicher handelt über diese Götter Baudin in den Missions catholiques 197 ff und Johnson, Joruba Heathenism 248.
[4] Missions catholiques 258.

der Ahnen gewidmet und gewöhnlich durch Malereien an der Wand oder am Boden gekennzeichnet ist. Außerdem verehren sie den Teufel (Elegbu oder Eschu), dessen Bildnis oft links am Eingange des Hauses angebracht ist. Wie die meisten afrikanischen Stämme und die alten Germanen und Slaven haben auch die Joruba ihre den Göttern geweihten Haine und Bäume.

Die Joruba haben drei Grade von Priestern, die verschiedenen Rang einnehmen und ungleiche Vollmachten in Bezug auf Opfer, Wahrsagerei u. dgl. besitzen sollen. Es gibt auch Zauberer, die behaupten, mit den Toten sprechen und von ihnen Mitteilungen erhalten zu können[1].

Die Opfer der Joruba sind zahlreich und mannigfaltig. Sie haben Sühnopfer, Opfer, um Reichtum, langes Leben, eine Würde zu erlangen, Opfer, um vor einem Unglück bewahrt zu werden usw. Die meisten Opfer sind Sühnopfer. Die Joruba erblicken in der Sünde und dem dadurch hervorgerufenen Zorn eines beleidigten Gottes die Ursache aller Übel; nur durch Opfer kann dieser Gott versöhnt und Segen von ihm erlangt werden. Geopfert werden verschiedene Arten von Tieren, aber auch Speisen und Getränke, je nach der Verschiedenheit der Sünde und der zu versöhnenden Gottheit. Manche Opfer werden zu Asche verbrannt, dann wird das Feuer mit Wasser gelöscht, die Asche gesammelt, und wenn das Opfer dem Teufel gilt, auf die offene Straße gelegt. Bei großen Festen wurden früher Menschen geopfert, und zwar sehr häufig. Das zum Tode verurteilte Opfer wurde wohl gepflegt und am bestimmten Tage in Parade durch die Residenz des Fürsten geführt, der dasselbe für das Wohl seiner Regierung, jeder Familie und jedes Individuums darbrachte, um dadurch Sünde und Schuld, Tod und Unglück von allen zu entfernen. Während des Zuges kamen oft Individuen aus den Häusern und legten ihre Hände auf das Opfer, um Sünde, Schuld und Tod auf dasselbe zu übertragen. Dann wurde ihm der Kopf abgeschlagen und sein Blut den Göttern geopfert. Es mußte selbst den Todesgesang anstimmen, und sein letztes Seufzen oder Stöhnen wurde mit Jubelgeschrei und Danksagung aufgenommen, weil das Opfer Gnade gefunden habe, der Zorn der Götter besänftigt und die Wiederkehr des Glückes gesichert sei[2].

Außer den Opfern für die ganze Gemeinde gab es auch Opfer für einzelne Familien und Individuen. Von allen Opfern, die den untergeordneten Göttern dargebracht wurden, nahm man an, daß sie durch einen Geist dem Höchsten (The Great one) übermittelt würden. Dieser Geist hieß Agberu und hatte die Aufgabe, die Opfer anzunehmen und ihm (dem Höchsten) damit aufzuwarten[3].

Da die Joruba an die Wiedergeburt der Verstorbenen glauben, kommt gleich nach der Geburt ein Priester, um zu konstatieren, welches Verstorbenen Seele in dem Kinde wiedergeboren wurde, und die Eltern werden ermahnt, das Kind anzuhalten, in allem die Lebensweise des wiedergebornen Ahnen zu beobachten. Sieben Tage nach der Geburt eines Mädchens und neun nach der eines Knaben kommt der Priester wieder, um dem Isa und dem dem Kinde

[1] Dennet, At the back of the black man's mind 259.
[2] Ebd. 260—263. [3] Ebd. 264.

innewohnenden Schutzgeist (Olari) einen Hahn und eine Henne zu opfern. Es folgt dann eine Reinigungszeremonie, da die Mutter und das Kind als unrein gelten[1].

Wünscht ein Mann zu heiraten, so gehen seine Eltern zu den Eltern der Auserkornen und beantragen die Ehe. Wird der Antrag angenommen, so schickt der Bewerber seiner zukünftigen Frau ein Geschenk, bestehend aus Kleidern und Kolanüssen, und nach Befragung des Priesters wird der Hochzeitstag festgesetzt. Die Hochzeit wird im Hause der Eltern des Bräutigams gefeiert. Eine Frau aus der Familie des Bräutigams bringt die Braut zu Bett und bleibt heimlich in der Kammer, während sich der Bräutigam von der Jungfräulichkeit seiner Braut überzeugt. Die Eltern der Braut nehmen an der Hochzeitsfeier nicht Anteil. Nicht selten besucht das neuvermählte Paar irgend ein Heiligtum, um dort Opfer darzubringen[2]. Polygamie ist allgemein. Zur Zeit der Missionstätigkeit des P. Barbaglia hatte der König von Joruba über 500 Weiber[3].

Ist ein Joruba gestorben, so wird ein Priester gerufen, um sich zu vergewissern, ob der Tod durch natürliche Ursachen oder infolge bösen Zaubers eingetreten sei. Zu diesem Zwecke bringt der Priester dem Ifa ein Opfer dar. Antwortet das Orakel, der Tod sei die Folge von Zauberei gewesen, so wird weiter untersucht, ob noch ein anderes Familienglied von diesem Zauber bedroht und ob die Seele des Verstorbenen in Gefahr sei, von den bösen Geistern, die den Zauber verursacht, belästigt zu werden. Antwortet das Orakel, die Seele sei in Gefahr, so wird ein Schaf oder eine Ziege geopfert, die Leiche mit Palmöl besprengt und außerhalb der Stadt an einen Ort gebracht, wo sich mehrere Wege kreuzen, um die bösen Geister zu veranlassen, sich nach ebensovielen Richtungen zu zerstreuen, als dort Wege vorhanden sind. Schließlich bittet der Priester die Seele des Verstorbenen, gleich nach Vollendung der Begräbniszeremonien das Haus zu verlassen und im Frieden an den Ort ihrer Bestimmung zu gehen. „Möge die Straße dir offen stehen, möge nichts Böses dir auf dem Wege begegnen; mögest du die Straße gut finden, wenn du im Frieden gehst." Dann beginnt die Totenfeier mit lautem Klagen und Getrommel, Abfeuern von Musketen und reichlichem Genuß von berauschenden Getränken. Am dritten Tage wird die Leiche reich geschmückt und von den Verwandten und Freunden durch das Dorf getragen, wobei man das Lob des Toten verkündet und Kauris unter die Zuschauer wirft. Am Abend wird die Leiche in ein Grab im Boden des Hauses gesenkt und mit dem Blute eines Ziegenbockes besprengt. Nahrung, Rum und Kauris werden in das Grab gelegt und dieses mit Erde zugedeckt. Alles, was der Tote gebraucht hat: seine Pfeife, die Matte, auf der er geschlafen, das Gefäß, aus dem er gegessen, die Kalebassen und andere Dinge von geringem Wert werden in einen Busch getragen und verbrannt. Damit wird der Seele des Verstorbenen angedeutet, daß sie jetzt sich entfernen soll. Da nach Annahme der Joruba das Heil der Verstorbenen von den Begräbniszeremonien abhängt,

[1] Ellis, The Joruba-speaking peoples 152—153. [2] Ebd. 154.
[3] Katholische Missionen 1891, 154.

begreift man, warum es als große Schande gilt, wenn eine Familie diese Zeremonien nicht vorzunehmen vermag und warum manche Familien infolge der Begräbniskosten an den Bettelstab gelangen. Ein gewöhnlicher Fluch lautet: „Mögest du im Busche sterben, allein und verlassen, und so keine Begräbnisfeier erhalten.“ [1]

Die Regierung ist bei allen Jorubastämmen monarchisch, doch hat der König tatsächlich nur geringe Gewalt. Diese ruht in den Händen der Häuptlinge und der Alten oder Vornehmen, ohne die der König nichts unternehmen kann. Die königliche Würde ist zwar in einer Familie erblich, aber wer aus dieser Familie auf den Thron kommen solle, wird durch Wahl von seiten der Alten bestimmt. Nach den Angaben des schon erwähnten Missionärs Barbaglia[2] ist der erstgeborne Prinz aus der königlichen Familie von der Erbfolge ausgeschlossen, indem er, um seinen Vater ins Jenseits zu begleiten, bei dessen Tod ebenfalls sterben muß. Die übrigen Prinzen sind, weil für den Thron wählbar, unverletzlich und können ungestraft die größten Verbrechen begehen. Sie sind oft die verwegensten Raubgesellen und entführen ohne alle Scheu fremde Frauen. Will sich der König zu unabhängig machen, so wird er vom Rate der Alten beseitigt. Es wird ihm bedeutet, er solle sich zur Ruhe begeben, d. h. den Giftbecher trinken. Bei wichtigen Geschäften, die die gesamte Nation betreffen, versammelt sich das ganze Volk, um zu beraten und zu entscheiden. Den Königen und Häuptlingen bezeigt man die Ehrfurcht dadurch, daß man sich mit dem Angesicht auf den Boden wirft, sich dann erhebt und mit den Händen klatscht[3].

Im Unterschied zu den Tschis, die die Verwandtschaft nur nach der weiblichen Linie berechnen, berücksichtigen die Joruba die Verwandtschaft wie wir Europäer, sowohl nach dem Vater als der Mutter, und Heiraten unter bekannten Blutsverwandten sind verboten. Bei den Joruba besteht auch keine allgemeine Verantwortlichkeit der Familie für ihre Glieder, nur sind die Eltern verantwortlich für die Verbrechen ihrer Kinder. Stirbt ein Mann, so teilen seine Söhne all sein Eigentum unter sich. Die Töchter haben keinen Anteil am väterlichen Vermögen, aber sie erhalten das Eigentum der Mutter. Hat ein Mann keine Söhne, so geht seine Erbschaft an seine Brüder, oder wenn solche nicht vorhanden sind, an seine Schwestern. Beim Tode eines Mannes werden seine Weiber und Konkubinen unter die Söhne verteilt, deren Weiber sie werden; doch darf kein Sohn seine eigene Mutter erhalten. Früher bestand auch die Leviratsehe, d. h. wenn ein Mann starb, mußte der im Alter ihm zunächststehende Bruder dessen Hauptfrau heiraten[4].

Wir lassen jetzt noch wörtlich die interessanten Ausführungen J. Johnsons über die Moral der heidnischen Joruba folgen (nach Dennet).

„Die Moral der heidnischen Joruba lehrt Ehrfurcht vor den Göttern, welche sich unter anderem täglich vor jeder Arbeit durch eine Morgenandacht vor ihren Bildern betätigen muß; ferner die Übung des Glaubens an sie, an ihre Leitung und Unterstützung, indem man sie in allen wichtigen Angelegen-

[1] Ellis a. a. O. 160—162. [2] Katholische Missionen 1891, 154.
[3] Ellis a. a. O. 167. [4] Ebd. 185.

heiten zu Rate zieht; weiterhin Ehrfurcht und Hochachtung vor dem Alter und jeder Autorität, kindliche Rücksicht, Achtung und Gehorsam gegen die Eltern von seiten der Kinder sowie Unterstützung und Pflege derselben bei Krankheit, Altersschwäche und sonstigen Notlagen, eine große Achtung vor der Ehe und ihrer Unauflöslichkeit, Unterwerfung der Frauen unter die Männer und Sorge und Schutz der Männer für die Frauen, die Pflichten der Gastfreundschaft gegen alle, besonders gegen Fremde; Treue in der Freundschaft unter allen Umständen, Keuschheit, Wahrhaftigkeit im Reden, Ehrenhaftigkeit, Güte, bei einigen Stämmen auch Tapferkeit. Mord und Diebstahl und zuweilen auch die Ausübung der Zauberei werden mit dem Tode bestraft, Ehebruch und Hurerei mit einer strengen sozialen Beschämung, mit Geldstrafen, Verkauf in die Sklaverei, und wenn es sich um die Ehre eines der Weiber eines Königs handelt, zuweilen mit dem Tod; Selbstmord mit einem ehrlosen Begräbnis; Vernachlässigung oder Gleichgültigkeit im Bezahlen einer Schuld galt als öffentliche Schande; auch Stolz, Eitelkeit und ausschweifendes Benehmen wurde mißbilligt." [1]

„Zu diesen (mißbilligten) Dingen kann auch gerechnet werden Rache, Wildervergeltung, Haß, Eifersucht, Bosheit, Übelwollen, Zorn und Groll und Selbstsucht, von denen einige den Grund gelegt haben zu dem System der Sklaverei, des Sklavenhandels und der Vielweiberei, das in diesen Gegenden seit Jahrhunderten geherrscht hat, und ebenso zu den unaufhörlichen Kriegen unter den verschiedenen Stämmen, welche dieses Land verheert haben." [2]

„Die Beweggründe zur Tugend sind der Glaube an die sowohl Gutes als Böses vergeltende Vorsehung; Furcht vor öffentlicher Schande und Strafe, welche nicht nur auf den Übeltäter, sondern auch auf seine Angehörigen und Verwandten fällt; die Aussicht auf ein langes Leben auf Erden und die Angst vor dem Zorn und der Strafe der Götter." [3]

Die Lehre der Joruba besagt auch, „daß die Seele des Menschen dem Tode nicht unterliegt, und daß sie nach dem Tode des Leibes, den sie durch das Verlassen desselben verursacht, einige Zeit auf Erden herumschweift und dann in die Welt der Geister da oben zieht. Daher die folgende Parabel, die sich auf den Tod eines Babalawo (Priesters) bezieht, aber auf jede gestorbene Person anwendbar ist. ‚Ein Babalawo stirbt nie, er geht nach Ituela (die Welt, wo die Menschen nach dem Tode wieder leben). Ituela ist eines Babalawos Heim.'"

„Die Geister aller Verstorbenen gehen nach dem Tode nach Orun, dem Himmel oder der Welt da droben [4]. Die Welt wird in zwei Teile geschieden. Ein Teil heißt gewöhnlich Isalu Orun oder als Zeichen der Auszeichnung einfachhin Orun oder Orun Afefe Rere, der Himmel der süßen Luft, oder wiederum Orun Alafia, der Himmel des Friedens und des Glückes. In diesen werden alle Guten zugelassen, und sie leben dort nach dem Tode weiter. Der

[1] Dennet, At the back of the black man's mind 267. [2] Ebd.
[3] Ebd. 267—268.
[4] Nach P. Baudin (Missions catholiques 1884, 258) glauben die Neger an der Sklavenküste, daß Orun Rere (der gute Himmel) unmittelbar unter der Erde sei.

andere Teil heißt Orun Apandi, die Welt der Scherben; dorthin kommen die Geister der Bösen[1]; sie leben dort wie ein Haufen Kehricht und Schutt und werden wie Scherben behandelt, die man gewöhnlich auf einen Misthaufen wirft. Diese Welt wird zuweilen auch beschrieben als Orun Jhariha, der Himmel der dürren Blätter, die eine Kornähre bedecken, oder der Himmel, wo die Geister, die dahin gelangen, wie solche Blätter hier auf Erden behandelt werden, indem man sie ins Feuer wirft. Sie wird auch beschrieben als der Himmel der Jhariha, wo Sonne und Feuer zusammenkommen und wo das Geheul (die Hitze) ihrer vereinten Flammen dem Geschrei einer großen Volksmenge gleicht." [2]

Es besteht auch eine dunkle Idee von einem Gericht nach dem Tode, wie man aus folgenden gelegentlichen Bemerkungen der Joruba, die unter dem Gefühl eines Unrechtes leiden und dasselbe nicht rächen können, ersehen kann. „Was diese Sache oder dieses Unrecht betrifft, das du mir getan hast, so sage ich: Wir beide, du und ich, werden es zu berichten haben Ihm und vor Ihm (Gott), der uns sieht." „Wenn wir sterben, werden wir beide es (diesen Fall oder dieses Unrecht) Gott zu berichten haben." „Was unser Tun in dieser Welt angeht, so werden wir bald zum Eingangstor in die andere Welt kommen, wo wir von dem allem werden Rechenschaft abzulegen haben." [3]

Da die Joruba keine Schrift besitzen, wird diese Morallehre durch mündliche Überlieferung den Nachkommen, besonders von den Eltern, mitgeteilt, und dazu hilft ihnen ihr wohlgeübtes und gutes Gedächtnis. Auch ist sie durch zahlreiche Parabeln in den Sprachbesitz übergegangen. Indessen scheint ihr Einfluß auf das praktische Verhalten recht gering zu sein. „So gering aber auch derselbe sein mag, so legt er doch Zeugnis ab gegen diejenigen, die sich durch Schlechtigkeit, Ungerechtigkeit, Bosheit und Unfreundlichkeit gegen ihre Mitmenschen erheben." [4]

9. Die Neger des Beninreiches.

Über das Königreich Benin besitzen wir schon aus dem 17. Jahrhundert ziemlich ausführliche Nachrichten. Wie weit sich die Grenzen des damaligen Negerreiches ausdehnten, ist nicht genau bekannt. Die Hauptstadt Benin scheint schon damals groß und verhältnismäßig gut und regelmäßig gebaut gewesen zu sein[5]. Namentlich der Palast des Königs wird als ein großer, weitverzweigter, mit den verschiedenartigsten Gemächern für Männer und Frauen, mit Vorratskammern, Ställen usw. versehener Bau geschildert. In der Nähe des Palastes war täglich großer Markt, auf dem man verschiedene Tiere, Elefantenzähne, Wolle und alle Produkte des Landes neben europäischen Waren verkaufte. Jede Ware hatte ihre besondern Kaufläden, in denen Ordnung und Reinlichkeit herrschte.

Im allgemeinen sind die Eingebornen, so lauten die Berichte der älteren Reisenden, gutmütig, und wenn man sie gut behandelt, Vernunftgründen zu-

[1] Nach Baudin: der großen Verbrecher. [2] Dennet a. a. O. 268.
[3] Ebd. 269. [4] Ebd.
[5] Histoire générale des voyages (La Haye) VI 10 ff.

gänglich. Verlangt man von ihnen etwas, so verweigern sie es selten, sogar wenn sie es selbst notwendig haben. Behandelt man sie aber hart oder will man mit Gewalt etwas nehmen, so setzt man sich der Gefahr aus, nichts zu erhalten. Sie sind in den Geschäften gewandt und sehr anhänglich an ihre alten Gebräuche. Wenn man sich nur ein wenig ihren Anschauungen anbequemt, kann man in allen Geschäften leicht mit ihnen fertig werden. Untereinander sind sie höflich und gefällig, aber zurückhaltend und mißtrauisch[1], allen Gewalttätigkeiten abhold, gerecht im gegenseitigen Verkehr und außerordentlich höflich gegen die Europäer. Es gilt bei ihnen als schweres Vergehen, einen Europäer zu beschimpfen, und eine solche Beschimpfung wird streng bestraft. Dagegen sind sie sehr ausschweifend. Sie vermeiden in ihren Unterhaltungen grobe Zoten, aber sie lieben die Zweideutigkeiten, und wer es versteht, Obszönitäten unter anständigen Ausdrücken zu verhüllen, gilt als geistreich. Als Kleidung tragen die Männer zu Hause nur eine grobe Schürze; wenn sie öffentlich erscheinen, tragen sie ein großes Lendentuch, das ihnen als Beinkleid dient, und darüber ein feines Tuch, das den Unterleib bedeckt. Der Oberleib bleibt unverhüllt. Die Frauen tragen eine Schürze, die bis zu den Knien reicht, und über Kopf und Schulter eine Art Mantel. Die Kinder gehen bis zum 10. oder 12. Jahre ganz nackt, nur tragen die Mädchen einige Korallenschnüre am Gürtel.

Es herrscht Vielweiberei. Die Zahl der Frauen wird nur beschränkt durch das Vermögen des Mannes, sie zu unterhalten. Die Heirat kommt gewöhnlich dadurch zustande, daß ein Mann, der zu einem Mädchen Neigung gefaßt, durch einen Verwandten um deren Hand bittet. Er erhält sie gewöhnlich, wenn sie nicht schon versprochen ist. Wenn der Vater einwilligt, so werden die gebräuchlichen Geschenke gemacht. Der Bräutigam bewirtet die Verwandten der beiden Familien. Damit ist die Ehe rechtsgültig geschlossen. Die Eifersucht der Neger untereinander ist groß, den Europäern gegenüber aber sollen sie nach den Angaben der Reisenden ihren Weibern die größte Freiheit gestattet haben[2]. Übrigens gilt es als ein Verbrechen für die Neger, mit der Frau eines andern Umgang zu haben. Die Frauen der Vornehmen werden sorgfältig im Hause bewahrt, um sie an der Untreue zu hindern.

Das Leben der Frauen ist sehr mühsam; ihnen liegt nicht nur die Sorge für die Kinder und den Haushalt ob, sondern auch die Bebauung des Bodens usw., und sie entledigen sich ihrer Aufgabe sehr sorgsam. Die Bevölkerungszunahme ist sehr groß. Eine Frau, die ihrem Manne mehrere Kinder geschenkt hat, wird allgemein geachtet, eine kinderlose dagegen verachtet. Während der Schwangerschaft verbietet der Gebrauch dem Manne jeden Umgang mit der Frau. Ist das Kind ein Knabe, so wird er dem König vorgestellt als ein Gut, das der Krone gehört; deshalb nennen sich auch alle Männer Sklaven des Staates. Die Mädchen dagegen gehören dem Vater, der nach seinem Belieben darüber verfügen kann. — Vierzehn Tage nach der Geburt findet für beide Geschlechter die Beschneidung statt. Während der menses gelten die Frauen als unrein und dürfen nicht das Gemach des Mannes betreten. Sie ziehen sich in abgesonderte Orte zurück und verlassen diese erst, nachdem sie sich sorg-

[1] Histoire générale des voyages VI 14. [2] Ebd. 17.

fältig gereinigt haben. Wenn man die Neger fragt, von wem diese Gebräuche herstammen, so antworten sie, das wüßten sie nicht, das hätten ihre Vorfahren schon getan. — Am siebten Tage nach der Geburt gibt der Vater, der glaubt, die Zeit der Gefahr sei jetzt vorbei, ein kleines Fest, und um die Kinder gegen die Böswilligkeit gewisser Geister zu sichern, stellt er Likör und Speisen an die öffentlichen Wege. In Benin gilt die Geburt von Zwillingen nicht wie anderswo als Folge eines Verbrechens, sondern als ein glückbringendes Ereignis; der König wird davon benachrichtigt und verordnet öffentliche Freudenbezeigung. Trotzdem soll derselbe in der Stadt Arobo die Sitte bestehen lassen, daß man die Mutter von Zwillingen erdrosselt. Die Einwohner dieser Stadt opfern die Mutter mit den beiden Kindern zu Ehren eines gewissen Dämons, der, wie sie glauben, in einem Walde bei der Stadt wohnt. Die Mutter kann allerdings vom Manne losgekauft werden, wenn er an ihrer Stelle einen Sklaven opfert, aber die Kinder müssen auf jeden Fall sterben. — Der Wald, wo dieser Dämon wohnt, gilt den Einwohnern von Arobo für so heilig, daß sie den Negern der andern Bezirke und ihren Frauen den Zugang verweigern.

Die Bewohner des Beningebietes fürchten sich vor dem Tode weniger als andere Neger. Sie scheuen sich, seinen Namen auszusprechen, weil sie glauben, daß die Dauer ihres Lebens von ihren Göttern geregelt sei. Diese Überzeugung hindert sie aber nicht, alle Arten von Mitteln zu gebrauchen, um das Leben zu verlängern. In ihren Krankheiten nehmen sie ihre Zuflucht zu den Priestern, die auch ihre Ärzte sind. Zuerst erhalten sie von diesen einige Kräuter; hilft das nicht, so wendet man Opfer an. Die Heilung eines Kranken bringt dem Priester Ehre. Geht die Heilung zu langsam vor sich, so ruft man noch einen zweiten Priester herbei. Trotz dieses Vertrauens sind aber die Priester meist arm, wohl deshalb, weil man nur in der Krankheit auf sie Rücksicht nimmt und weil jedermann seine eigenen Opfer darbringt[1].

Sobald der Kranke verschieden ist, wird die Leiche gewaschen und, wenn der Verstorbene aus der Stadt Benin war, auch aus weiter Ferne dahin zurückgebracht. Der Leichnam wird an einem Feuer langsam getrocknet, dann in einen Sarg gelegt und nach Benin gebracht. Die Trauer um den Toten dauert mehrere Tage und besteht in Klagen und Schreien, das mit Musikinstrumenten begleitet wird. Beim Begräbnis vornehmer Personen ist es Gebrauch, 30 oder 40 Sklaven zu töten, damit sie ihren Herren in der andern Welt dienen. Beim Begräbnis einer vornehmen Dame wurden einst 78 von ihren Sklaven getötet und außerdem noch ein junger Knabe und ein gleichalteriges Mädchen, die sie zärtlich geliebt hatte[2]. Beim Begräbnis eines Königs ist selbstverständlich die Schlächterei noch ärger. Sobald man ein großes und sehr tiefes Grab gegraben, das unten weit und oben eng ist, wird die Leiche des Königs hineingeworfen und dann eine große Zahl Diener und Dienerinnen hineingestoßen, die sich um diese Ehre streiten. Schließlich wird das Grab mit Steinen zugedeckt. Am andern Tage nimmt man die Steine weg, und einige dazu

[1] Ebd. 19.

[2] Dapper, Naukeurige Beschrijvinge der Afrikaensche Gewesten, Amsterdam 1676, 2. Tl, S. 125.

bestimmte Beamte rufen in die Grube hinein, um die, welche man hineingestoßen, zu fragen, ob sie dem König begegnet seien. Hört man Rufe aus dem Grabe, so wird dasselbe wieder zugedeckt, und am folgenden Tage wiederholt sich dieselbe Szene[1].

Neben diesen barbarischen Gebräuchen gibt es in Benin auch viele Einrichtungen, die Menschlichkeit verraten. Der König, die Großen und die Gouverneure der Provinzen sorgen für den Unterhalt der Armen ihrer Städte, gebrauchen diejenigen, welche dazu fähig und gesund sind, zur Arbeit und ernähren umsonst die Greise und Kranken[2]. Auch sieht man keine Bettler im Lande. Die Freigebigkeit ist eine der ganzen Nation gemeinsame Eigenschaft. Die Eingebornen machen sich gegenseitig Geschenke, oft über ihr Vermögen. Die erworbenen Reichtümer suchen sie zu verbergen, aus Furcht, der König oder Gouverneur möchten sich derselben bemächtigen. Dieser Grund nötigt sie auch, gegeneinander artig zu sein, um dem Nachbar nicht Anlaß zur Anklage zu geben. Zur Arbeit haben sie wenig Lust. Die, welche nicht durch Armut gezwungen sind, ihre Arme zu gebrauchen, überlassen die Last der Arbeit ihren Frauen und Sklaven. Die Sklaven sind fast alle Ausländer. Wird ein Bewohner von Benin zur Sklaverei verurteilt, so darf er nicht ins Ausland verkauft werden[3].

Religion. Der Fetischkult herrscht im Beningebiet wie an der ganzen afrikanischen Westküste. Nyendael berichtet, daß die Beninneger alle außergewöhnlichen Dinge für ebenso viele Gottheiten halten. Doch betrachten sie diese Gottheiten als untergeordnet, die als Mittler dienen zwischen ihnen und dem Hauptgott, von dem sie einen etwas besseren Begriff haben. Sie halten diesen für unmateriell und allmächtig, und da sie überzeugt sind, daß er keinen Körper habe, halten sie es für unvernünftig, ihn durch sinnliche Bilder darzustellen. Den Namen Teufel geben sie allem, was schlecht ist; sie haben aber ebenfalls keine sinnlichen Bilder, durch die sie ihn darstellen. Nach Dapper[4] haben die Eingebornen richtige Begriffe von einem höchsten, unsichtbaren Wesen, das Himmel und Erde erschaffen hat und fortfährt, die Welt nach weisen Gesetzen zu regieren. Sie nennen dieses Wesen Ariba, aber sie glauben, es sei unnütz, es zu ehren, da es notwendig gut sei; dagegen halten sie es für ihre Pflicht, den Teufel als bösen und schädlichen Geist durch Gebete und Opfer zu versöhnen.

Sie reden viel von nächtlichen Erscheinungen und der Wiederkehr ihrer Verwandten und Freunde, um gewisse Gaben zu verlangen, die ihnen auch sofort nach Tagesanbruch gewährt werden. Sollten sie selbst das Nötige nicht besitzen, so leihen sie es lieber von Nachbarn, als daß sie eine so heilige Pflicht vernachlässigten. Ihre täglichen Opfer sind übrigens nicht teuer und bestehen in gesottenen, mit etwas Öl angemachten Ignamen, die sie vor das Götzenbild stellen. Zuweilen opfern sie auch einen Hahn, dessen Blut für den Götzen ist, während sie das Fleisch zum eigenen Gebrauch aufbewahren. Die Vornehmen bringen jährliche Opfer dar, die ihnen große Auslagen kosten. Sie schlachten bei diesen Gelegenheiten eine große Anzahl Ochsen, Kühe, Schafe und andere

[1] Dapper, Naukeurige Beschrijvinge ebd. 129.
[2] Histoire générale des voyages VI 21. [3] Ebd. 22. [4] A. a. O. 131.

Tiere. Alle Freunde werden zu dem Feste eingeladen, das mehrere Tage dauert und mit schönen Geschenken endigt.

Die Beninneger verlegen die Hölle und das Paradies ins Meer. Sie glauben, der Schatten der Menschen sei ein reelles Wesen, das sie Passador oder Führer nennen, und das eines Tages Zeugnis ablegen muß über das gute und schlechte Leben desjenigen, den es immerwährend begleitet hat[1]. Ist das Leben regelrecht gewesen, so wird der Tote zu einem hohen Grad von Glück und Würde an dem für die Guten bestimmten Orte erhoben; ist es aber ein Verbrecherleben gewesen, so wird er durch Hunger und Elend zu Grunde gehen.

Alle Häuser sind derart mit Fetischen angefüllt, daß sich kaum eine freie Stelle findet. Diese Idole haben auch besondere Häuschen, in denen ihnen die Einwohner zuweilen Opfer darbringen. Die Priester behaupten, in vertrautem Verkehr mit dem Teufel zu stehen und die Kunst zu besitzen, vermittelst eines mit drei Löchern versehenen Topfes, dem sie einen bestimmten Ton entlocken, die Zukunft voraussehen zu können. Nach einigen Reisenden soll in Benin jeder Neger sein eigener Priester sein; diese Behauptung dürfte aber wohl auf einem Versehen beruhen, da sie sich schwer mit ihren andern Angaben vereinigen läßt. In allen ihren religiösen Angelegenheiten ziehen die Neger den Priester zu Rate und richten sich nach seinen Weisungen. Die Priester dürfen ohne Erlaubnis des Königs nie das Königreich verlassen, und jedes Zuwiderhandeln gegen dieses Gesetz wird streng bestraft, selbst mit dem Tode. Der Oberpriester von Loebo, einer Stadt an der Mündung des Beninflusses, ist besonders berühmt wegen seiner Geschicklichkeit in den Zauberkünsten. Alle Neger bis hinauf zum König sind überzeugt, daß sich seine Gewalt über das Meer und die Luft erstreckt und daß er die Ankunft der Schiffe, die Schiffbrüche und viele andere Ereignisse voraussieht. Der König schenkte ihm voll Bewunderung über seine wunderbare Macht die Stadt Loebo mit den dazu gehörigen Ländereien. Er ist so geachtet, daß man sich nur zitternd ihm zu nahen und niemand ihn zu berühren wagt[2]. Die Beninneger haben in ihrem Aberglauben auch eine große Angst vor gewissen schwarzen Vögeln. Unter Todesstrafe ist es verboten, ihnen das geringste Übel zuzufügen. Es sind einige Beamte zu ihrem Dienste aufgestellt, die ihnen Speise an einen besonders geheiligten Ort in den Bergen bringen.

Im Königreich Benin besteht das Jahr aus 14 Monaten. Jeder fünfte Tag ist ein Sabbat oder Ruhetag, der mit Opfern gefeiert wird. Die Reichen opfern Kühe, Schafe und Ziegen, das gewöhnliche Volk Hunde, Katzen und Hühner. Ein Teil der Opfer wird an die Armen verteilt, damit auch sie sich am Feste beteiligen können[3]. Außerdem wurden noch viele andere religiöse Feste, z. B. der Jahrestag zu Ehren ihrer Toten, mit großem Aufwand gefeiert. Nach Dapper wurden bei dem Totenfeste auch Menschen geopfert, gewöhnlich zum Tode verurteilte Verbrecher, die man für diese Feier aufbewahrte[4].

---

[1] Histoire générale des voyages VI 23.
[2] Ebd. 24. Dapper a. a. O. 131.
[3] Histoire générale des voyages VI 24.
[4] Ebd. 24—25.

Die Bewohner des Beningebietes und der umliegenden Gegenden wurden von verschiedenen Fürsten regiert, die mit wenigen Ausnahmen den König von Benin als ihr Haupt anerkannten. Dieser schaltete mit absoluter Gewalt. Unter den Beamten unterschied man mehrere Klassen. Die erste bestand aus drei Granden, die beständig beim König waren und fast allein mit ihm reden durften. Da sie dem König nur vortrugen, was ihnen gefiel, und auch seine Antworten nach ihrem Belieben erklärten, so ruhte tatsächlich in ihren Händen die ganze Regierung. Außerdem gab es Beamte, die die Aufsicht über das Volk, die Sklaven, die militärischen Angelegenheiten, das Vieh, die Früchte des Landes usw. hatten. Aus ihnen wurden nach dem Vorschlag der drei Granden die Vizekönige oder Gouverneure der Provinzen ernannt.

Erbe des Vermögens war der Erstgeborne; wenn er aber einem höheren Stande angehörte, so mußte er, um die Erbschaft des Vaters antreten zu können, die Einwilligung des Königs erlangen, indem er ihm einen Sklaven und einen andern den drei großen Ministern schenkte. Ohne wichtige Gründe verweigerte der König nie seine Einwilligung. Der Erstgeborne wird zum einzigen Erben erklärt, und gibt seinen Brüdern, was ihm gut scheint. Lebt aber die Mutter noch, so muß er ihr einen standesgemäßen Unterhalt gewähren und die Nutznießung alles dessen lassen, was sie von ihrem Vater erhalten hat[1]. Die andern Witwen seines Vaters, besonders wenn sie keine Kinder haben, kann er nach seinem Willen als seine Frauen behalten. Hinterläßt der Verstorbene keine Kinder, so geht seine Hinterlassenschaft an seinen Bruder oder den nächsten Verwandten über. Meldet sich kein Erbe, so fällt die Erbschaft dem Könige zu[2].

Nyendael gibt auch die Strafen für die verschiedenen Verbrechen an. Der überführte Dieb mußte die gestohlene Sache zurückerstatten und eine Geldbuße bezahlen. War er zu arm, um das vom Gesetze Vorgeschriebene zu leisten, so wurde er körperlich gezüchtigt. Auf dem Diebstahl gegen einen der Granden stand Todesstrafe. Der Mord war im Beninreich seltener als der Diebstahl und wurde mit dem Tode bestraft; war aber der Mörder ein Sohn des Königs oder eines Vornehmen, so wurde er aus dem Königreich verbannt. Hatte jemand einen andern unabsichtlich und zufällig getötet, so konnte er sich unter gewissen Bedingungen der Todesstrafe entziehen. Alle andern Verbrechen, mit Ausnahme des Ehebruchs, wurden nur mit Geldstrafen geahndet, und zwar im Verhältnis zur Größe des Vergehens. Im Falle der Zahlungsunfähigkeit wurde der Verbrecher zu Leibesstrafen verurteilt. Für den Ehebruch gab es verschiedene Strafen. Beim gewöhnlichen Volk sucht der Mann sein Weib, das er im Verdachte hat, durch alle Arten von Mitteln zu überraschen, denn sie darf nicht gestraft werden, ohne überführt zu sein. Gelingt ihm sein Vorhaben, so erwirbt er das Recht, alles in Beschlag zu nehmen, was der Ehebrecher an Sklaven, Kleinodien und Waren besitzt; die Ehebrecherin aber wird zuerst durchgeprügelt, dann aus dem Hause gejagt und ihrem Schicksal überlassen. Die reichen Neger rächen sich an ihrer Frau ungefähr in derselben Weise, doch suchen die Verwandten der Frau, um Ärgernis zu vermeiden, den erzürnten Gatten durch eine Geldsumme zu besänftigen und stellen so den Frieden zwischen beiden

[1] Histoire générale des voyages VI 28. [2] Ebd.

Teilen wieder her. Die Granden und Gouverneure strafen den Ehebruch dadurch, daß sie die Ertappten sofort töten und ihre Leichen den wilden Tieren vorwerfen. Diese Strenge bewirkt, daß der Ehebruch hier selten ist.

Wird eine Anklage nicht klar bewiesen, so muß sich der Angeschuldigte einer festgesetzten Reinigungsmethode, einer Art Ordal, unterwerfen. Es gibt fünf solcher Methoden, von denen die vier ersten bei leichteren Vergehen und in Zivilsachen angewandt werden, die fünfte dagegen nur bei Kapitalverbrechen, wie z. B. bei Hochverrat, und zwar bei hochgestellten Personen und auf Befehl des Königs. Die erste Methode besteht darin, daß ein Priester mit einer mit Fett beschmierten Hahnenfeder die Zunge durchsticht. Geht die Feder leicht durch, so ist das ein Zeichen der Unschuld, sonst ist der Angeklagte schuldig. Bei der zweiten Methode knetet der Priester einen Klumpen Erde in länglicher Form und steckt einige Hahnenfedern hinein, die der Angeklagte der Reihe nach herausziehen muß. Kommen die Federn leicht heraus, so ist das ein Beweis der Unschuld. Bei der dritten Probe wird dem Angeklagten der Saft gewisser Kräuter in die Augen gespuckt; werden die Augen entzündet, so ist die Schuld bewiesen. In der vierten Probe schlägt der Priester dreimal mit einem glühenden Kupferring auf die Zunge des Angeklagten. Je nachdem die Zunge verbrannt wird oder nicht, ist der Angeklagte schuldig oder unschuldig. Die fünfte Probe, die selten in Anwendung kommt, besteht darin, daß der Angeklagte an einen Fluß geführt und hineingeworfen wird. Man glaubt, das Wasser werde den Unschuldigen, auch wenn er nicht schwimmen könne, sofort ans Ufer tragen, den Schuldigen dagegen in die Tiefe ziehen[1].

10. Die Neger am unteren Niger.

Der Niger bildet in seinem Unterlauf von Idah an bis zur Mündung ein ungeheures, vielarmiges Delta, das sich etwa 300 englische Meilen am Meerbusen von Guinea zwischen dem Beninfluß im Westen und dem Croßriver im Osten ausdehnt und etwa 120 englische Meilen in das Innere des Landes reicht. Dieses Delta bildet das heute unter englischer Herrschaft stehende „Südnigeria". Das Land ist von zahlreichen Negerstämmen bevölkert, die zwar nach Ursprung und physischen Eigenschaften verschiedenartig sind, aber in Bezug auf soziale Organisation, Sitten und Gebräuche einander sehr nahe stehen.

Ihre religiösen und sittlichen Anschauungen hat der englische Major Arthur Glyn Leonard[2] sehr eingehend geschildert. Nachdem Leonard schon früher sich vielfach mit dem Studium der Eingebornen in Asien und Afrika abgegeben hatte, kam er im Jahre 1895 nach Südnigeria, wo er während eines zehnjährigen Aufenthaltes Gelegenheit fand, die Sitten und Gebräuche der dortigen Neger zu erforschen. Er benutzte alle Gelegenheiten, um mit ihnen in nahe Berührung zu kommen und sie bei ihrem täglichen Leben und Treiben zu beobachten. Mit Recht macht er darauf aufmerksam, daß viele Reisende mit zahlreichen Vorurteilen an das Studium der Eingebornen herantreten, diese

[1] Ebd. 29—30.

[2] The lower Niger and its tribes, London 1906.

sozusagen durch die europäische Brille ansehen und infolge davon zu vielen schiefen und ungerechten Urteilen verleitet werden. Demgegenüber suchte er sich ganz in die Denk- und Anschauungsweise der Schwarzen zu versetzen, gewissermaßen „schwarz zu denken".

Ob das überhaupt vollständig möglich ist, ist eine andere Frage. Sicher ist, daß Leonard trotz seiner Zuverlässigkeit im Berichten von tatsächlichen Verhältnissen große Neigung zeigt, seine fragwürdigen Anschauungen über den Ursprung des Menschen, der Religion usw. zur Geltung zu bringen. Wir werden ihm auf diesem Gebiete selbstverständlich nicht folgen, sondern uns mit seinen tatsächlichen Angaben begnügen. Leonard macht darauf aufmerksam, daß die Neger von Südnigeria trotz ihres tiefen Kulturzustandes der physischen Erscheinung und der Intelligenz nach so gut Menschen sind als wir. „Mach dich mit ihnen vertraut, sei wohlwollend gegen sie und gewinne ihr Vertrauen, und dann wird es dir möglich sein, zu gewahren, daß sie dieselbe Natur haben wie der zivilisierteste Europäer, denselben Ernst und denselben Humor, dieselben Antriebe und Gemütsbewegungen, dieselbe Würde und Geduld, dieselbe Zurückhaltung und Verschwiegenheit, dieselbe Beweglichkeit und Unklugheit, dieselbe Eitelkeit und Verdrießlichkeit, dieselbe Empfindlichkeit und denselben Stumpfsinn, dieselbe Apathie, Gleichgültigkeit, Trägheit, Unwissenheit, dieselben Neigungen zum Argwohn, zur Furcht, zur Verehrung, zum Mut und zur Feigheit, dieselbe Liebe zum Leben und zum Vergnügen, dieselbe Liebe und denselben Haß, dieselbe Sympathie und Antipathie, dieselben wilden Leidenschaften." [1]

„Es ist deshalb einleuchtend, daß die sog. menschliche Natur dieser Naturkinder identisch ist mit der der mehr begünstigten zivilisierten Europäer. In der Tat hält es schwer, im Verkehr mit ihnen nicht zu vergessen, daß wir mit Leuten umgehen, die durch eine Zeitkluft von uns getrennt sind, welche nicht einmal die Wissenschaft der Chronologie zu überbrücken vermag." [2]

Die Grundlage und das Zentrum der ganzen sozialen Organisation der Deltaneger, und zwar nicht bloß in politischer, sondern auch in religiöser und sittlicher Beziehung, ist die Familie. Ihr religiöser Kult ist vorwiegend Verehrung der verstorbenen Ahnen, und dieser Kult macht die Familie zu einer eng und fest geschlossenen Einheit. Nur im Anschluß an die Familie erweitert sich der religiöse Kult zu einem Kult der Gemeinde oder des Stammes. In der Familie ist der erstgeborne Sohn, durch den die Familie sich fortpflanzt, der geborne Priester für die häusliche Religionsübung.

Der Glaube, daß die Seelen der verstorbenen Ahnen als Geister fortleben, ihre Nachkommen beobachten, ihnen je nach dem Verhalten, besonders je nach der Einhaltung der althergebrachten religiösen Zeremonien, Gutes oder Böses zufügen, ist allgemein. Mit diesen Geistern der Ahnen lebt der Neger in beständigem Verkehr, so daß in seinem Leben zwei Welten, die sichtbare und die unsichtbare, die geistige und die materielle, sich beständig nach allen Richtungen durchkreuzen. Auf Schritt und Tritt steht er unter dem Einfluß der unsichtbaren Welt und sucht durch Opfer und Gebete die Geister wohlwollend zu erhalten und von ihnen Segnungen zu erlangen.

[1] Leonard, The lower Niger and its tribes 55. [2] Ebd. 56.

oder sie zu versöhnen. Zu ihrer Verehrung werden Altäre mit den entsprechenden Emblemen errichtet, entweder in den gewöhnlichen Häusern oder in eigenen kleinen Häuschen oder winzigen Tempeln. Den Emblemen dieser Götzen, die oft aus materiellen, minderwertigen Dingen, z. B. einem Stein oder einem Stab oder gefärbtem Glas oder einem rohen Bildnis aus Lehm oder Holz, bestehen, wird religiöse Verehrung erzeigt; ebenso den Tieren (z. B. gewissen Schlangen), die den Geistern als Wohnung oder Werkzeug dienen.

Über diesen Fetischismus der Neger macht man sich nach Leonard in Europa vielfach falsche Vorstellungen. Man glaubt, daß die Neger diese materiellen Gegenstände anbeten. Nichts unrichtiger als das. Der materielle Gegenstand ist für sie nur das Erinnerungszeichen an die Geister der Ahnen oder gilt ihnen als die Wohnung dieser Geister. „Diese Gegenstände werden von den Eingebornen betrachtet als Vermittler (Vehikel) geistiger Einflüsse, als etwas Heiliges, als Reliquien oder Erinnerungszeichen, denen Verehrung gebührt wegen ihrer Verbindung mit einem mächtigen Geiste der Familie, aber nicht als Gegenstände, die in sich irgendwelche übernatürliche Kräfte besitzen. Nicht der Gegenstand selbst, sondern das, was darin ist, hat die Kraft, Gutes oder Böses zu bewirken. Obwohl sie die Gegenstände verehren, tun sie es doch nur, weil der Geist darin wohnt oder mit ihm verbunden ist.“ [1]

Der Neger ist nicht so einfältig, daß er meinen könnte, eine Schlange oder ein Stück Holz oder Lehm sei aus sich im stande, übernatürliche oder geheimnisvolle Wirkungen auf den Menschen auszuüben. Er weiß sehr gut, daß die Menschen als Vernunftwesen weit über den Tieren, die Tiere über den Pflanzen, die Pflanzen über den leblosen Dingen stehen [2].

Über allen Geistern steht nach dem Glauben der Delta-Eingebornen der höchste Gott, der Schöpfer, Herr und Eigentümer aller Dinge. Er heißt Tsi oder Ci. Nach Leonard soll Gott nur der vergötterte Urahne des Menschengeschlechts sein. Das ist eine Hypothese, für die er keine Tatsachen, sondern nur Erwägungen vorbringt, wie sie zu seinen darwinistischen Anschauungen passen. Wie konnten die Neger dazu kommen, den Stammvater des Menschen als den Schöpfer aller Dinge, nicht nur der Menschen, sondern auch der Tiere und Pflanzen, selbst der Sterne am Himmel, der Sonne und des Mondes anzusehen? [3] Gesteht doch Leonard selbst, der Gott der Neger sei kein anderer als der Gott der Juden und der Christen [4]. Gott gilt dem Neger als allmächtig, unsichtbar, überall gegenwärtig. Weil er alles geschaffen hat und erhält [5], ist er auch der Herr aller Dinge. Auch die Priester sind seine Geschöpfe, hängen von ihm ab und sind von ihm beauftragt [6]. Sein Wort ist Gesetz, und sein Gesetz ist nicht nur gerecht und unwiderruflich, sondern auch unerforschlich [7].

Die Neger pflegen im allgemeinen dem höchsten Gott und Schöpfer aller Dinge wenig oder keine Verehrung zu zollen, dafür um so mehr den untergeordneten Geistern, denen er einen Teil der Weltregierung überläßt. Doch

[1] Ebd. 281. [2] Vgl. ebd. 139—140 147 474. [3] Ebd. 474.
[4] Ebd. 421. [5] Ebd. 471. [6] Ebd. 472. [7] Ebd. 421 472.

scheinen die Eingebornen am Nigerdelta Gott mehr zu verehren als die meisten andern Stämme, obwohl auch sie ihn als lauter Güte ansehen. Das erste und größte Fest des Jahres (Ajatsi oder Ajaci) wird zu seiner Ehre gefeiert, und zwar vor der neuen Ernte. Es besteht in Dank- und Sühnopfern, die ihm dargebracht werden, um ihm für die vergangenen und gegenwärtigen Wohltaten zu danken und seinen Schutz für das kommende Jahr zu erflehen[1]. Außerdem nehmen die Neger zu Gott nur ihre Zuflucht, wenn alle andern Geister und Mittelspersonen versagen. Er ist sozusagen der letzte Appellhof, wie er der höchste, alles überragende Gott ist. Zuweilen werden auch Kinder, weiße Zicklein und weiße Küchlein dem höchsten Gott unter besonderer religiöser Feier geweiht[2]. Zahlreiche Feste haben die Neger zu Ehren der untergeordneten Gottheiten, besonders der Haus- und Dorfgötter. Auch sonst haben sie viele Übungen, die von ihrem religiösen Sinn zeugen. So ist es Brauch, den Geistern der Ahnen, besonders dem Spender der täglichen Nahrung, jedesmal, bevor man ißt oder trinkt, einen Teil der Speise oder des Trankes mit einem kurzen Gebet als Opfergabe darzubringen[3]. Außerdem veranstalten sie täglich oder wenigstens einmal in der Woche eine Art Gottesdienst, der hauptsächlich in der Darbringung von Speise- und Trankopfern besteht. Zuweilen werden Tiere geopfert: eine Ziege oder ein Huhn, je nach dem Vermögen der Familie. Ferner haben sie Dank- und Reinigungszeremonien, welch letztere denen der Juden und den Lustrationen der Römer sehr ähnlich sind und stets beim Eingehen der Ehe, bei der Geburt eines Kindes, nach der Verunreinigung einer Person oder eines Landes durch ein Verbrechen, z. B. Mord oder Diebstahl usw., angewendet werden.

Die Neger haben für ihre verschiedenen Gottheiten eigene Priester und zuweilen auch Priesterinnen. Die letzteren werden von Geburt an der Gottheit geweiht und sind zu immerwährendem Zölibat verpflichtet[4].

Auffallend ist, daß die Gebete der Neger immer mit Opfern verbunden sind und nach ihrer Ansicht nur in Verbindung mit den letzteren wirksam zu sein scheinen. Als höchstes und wertvollstes Opfer betrachten sie leider auch heute noch — trotz der englischen Regierung — das Menschenopfer. Das Blut gilt ihnen als Träger des Lebens und muß bei allen wichtigen religiösen Gebräuchen vergossen werden, so daß man unwillkürlich an die Worte des Apostels Paulus über das Alte Testament erinnert wird: „Mit Blut wird fast alles gereinigt nach dem Gesetz, und ohne Blutvergießen gibt es keine Vergebung.“[5] Menschenopfer wurden besonders beim Tode hochstehender Persönlichkeiten dargebracht, nicht bloß zur Reinigung, sondern auch damit dieselben im Jenseits ihre standesgemäße Begleitung hätten. Wir erwähnen noch als Kuriosität, daß bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts gelegentlich eine Jungfrau von 14 bis 15 Jahren als eine Art Sündenbock geopfert wurde, um alle Übel von einem Orte zu entfernen. Das Mädchen wurde einige Monate vor dem Opfertage gekauft und in der Zwischenzeit gut gepflegt und gekleidet. Am bestimmten Tage wurde es mit Palmblättern geschmückt und an Händen

---

[1] Leonard, The lower Niger and its tribes 435. [2] Ebd. 453.
[3] Ebd. 434. [4] Ebd. 472. [5] Hebr 9, 22.

und Füßen gebunden zur Wohnung des Häuptlings gebracht und von dort etwa zwei englische Meilen weit am Boden bis zu einem Flusse geschleift. Die Männer, denen diese Aufgabe zufiel, riefen während der ganzen Zeit: Übel, Übel. Sowie sie an einem Hause vorbeikamen, sprangen die Einwohner heraus und warfen ein Stücklein Holz oder Stein auf das Mädchen mit der Bitte an die Manen, alle Übel vom Haus und seinen Bewohnern wegzunehmen. An der tiefsten Stelle des Flusses wurde das Opfer versenkt[1].

Es wäre übrigens ein Irrtum, wenn man diese und ähnliche scheußlichen Opfer der Blutgier des Negers zuschreiben wollte. Für gewöhnlich ist derselbe harmlos und sanft; sie haben vielmehr ihren Grund in dem lebhaften Sühnebedürfnis und dem tiefgewurzelten Aberglauben. Die Schwarzen leben in beständiger Furcht vor den Geistern, die sich nur durch blutige Opfer besänftigen lassen. Interessant ist, daß die geopferten Tiere nicht nur rein und fleckenlos, sondern auch meist von weißer Farbe sein müssen. Auch die Priester tragen bei der Opferhandlung weiße Gewänder[2].

Da die Familie den Kernpunkt des sozialen Lebens der Neger bildet, so darf es uns nicht wundern, daß die Ehe, deren Grundlage, mit religiösen Feiern abgeschlossen wird. Bevor ein Mann seiner jungen Frau beiwohnen darf, muß er sich mit ihr einer religiösen Zeremonie vor dem Hausgotte unterziehen. Man opfert ihm bei dieser Gelegenheit Kreide, Eier, Yamswurzeln, Palmwein usw.; der Bräutigam legt selbst die Opfergaben vor das Emblem des Hausgottes und bittet ihn, allen Gliedern des Hauses Gesundheit, Reichtum und Wohlfahrt zu verleihen und besonders sie vor allem Unglück und Schaden zu bewahren. Die Jungfrau, die nun Braut geworden, erhält mit der heiligen Kreide einen großen Streifen, der von der linken Schulter am Arm herunter bis zu den äußersten Fingerspitzen reicht. Der Bräutigam und das Haupt der Familie werden in gleicher Weise auf der rechten Seite gekennzeichnet. Hierauf folgt ein großes Fest mit Essen, Trinken und Tanzen, das den ganzen Tag und die Nacht hindurch dauert. Der Priester der Familie legt dann in einem Winkel des Hauses des Bräutigams zwei 4 Fuß lange und zugespitzte Stangen von einem gewissen Odiri-Baum horizontal auf den Boden, Braut und Bräutigam müssen sich nebeneinander hinsetzen, so daß die Füße auf den Stangen ruhen. Jetzt schlachtet der Priester eine Ziege, besprengt mit dem warmen Blute ihre Füße und die beiden Stäbe, erklärt sie als Mann und Frau und die Ehe für so bindend, daß nur der Tod sie lösen könne. Er schließt mit dem gewöhnlichen Segen für materielle Wohlfahrt[3]. Wenn dies fertig, steht der Mann auf und treibt die Stangen mit einem Stein oder Hammer in den Boden, und dort müssen sie bleiben, bis sie faulen oder in Stücke fallen, denn niemand wagt es, sie herauszunehmen. So ist denn bei ihnen Gesetz: wohin die Frau später immer gehen oder was sie immer tun oder wie viele Kinder sie auch erhalten mag, gleichgültig, ob von ihrem Mann oder einem andern, sie alle gehören mit ihr stets ihm als Eigentum; deshalb kann er zu jeder Zeit rechtmäßig fordern, daß sie ihm gegeben werde. Ja mehr

[1] Ebd. 446 ff. [2] Ebd. 455—456. [3] Ebd. 414—415.

noch. Wenn sie stirbt, ist nur ihr Mann und sonst niemand berechtigt, die heiligen und wesentlichen Begräbnisfeierlichkeiten vorzunehmen.

Bei dem tiefreligiösen Charakter des Negers ist es selbstverständlich, daß der Eid sehr heilig gehalten wird. Wie die treue Bewahrung desselben ihren besondern Lohn, so hat auch der Bruch desselben seine eigene Strafe[1].

Es ist wohl zu beachten, daß alle bisher genannten Gebräuche und Gesetze als göttliche Anordnungen angesehen werden. Dasselbe gilt fast von allen ihren Familien- und Stammesgebräuchen. Von der Moral der Eingebornen am Nigerdelta schreibt Leonard[2]: „Wenigstens rücksichtlich jener Verbrechen und Vergehen, die von der ganzen Menschheit in sozialer Beziehung als die schlimmsten angesehen werden, ist das Sittengesetz bei den Eingebornen ebenso gebieterisch und bindend wie bei den fortgeschrittensten und kultiviertesten Völkern. So z. B. wurden und werden bis auf den heutigen Tag als Hauptverbrechen angesehen: Mord, Diebstahl, Meineid, Ehebruch und alle Vergehen gegen die Autorität der Ahnen und des Landes, ebenso Verrat, besonders Verrat von Familien- oder Gemeindegeheimnissen, die mit der Religion zusammenhängen. Auch der Geschlechtsverkehr unter Unverheirateten wird streng bestraft, und jungfräuliche Keuschheit wird als Regel genau beobachtet, und durch nichts werden die Mädchen vor der Heirat so in ihrer Reinheit und Bescheidenheit geschützt als durch ihre absolute Nacktheit."

Merkwürdig streng werden die Marktgesetze gehandhabt. Ihre Übertretung wird ebenso wie der Diebstahl mit dem Tode bestraft. Der Grund dieser Strenge liegt nach Leonard in der absoluten Notwendigkeit, um die Beobachtung der Marktgesetze zu erzwingen. Auf den Märkten versammeln sich Leute aus verschiedenen Orten, und nur drakonische Strenge kann Parteistreitigkeiten und Blutvergießen verhindern.

Überall bei den Deltanegern existieren Asyle oder Zufluchtsstätten, in welchen die Verbrecher Schutz suchen können. Das Symbol jedes Hausgottes bildet eine Zufluchtsstätte für jeden Hilfe suchenden Fremden. Außerdem gibt es eigene Gotteshäuschen für die, welche die Gesetze des Landes übertreten haben und freiwillig geflohen sind. In diesen Häuschen sind Altäre aus Lehm errichtet, auf denen die Embleme oder Bilder der Götzen stehen und daneben zwei Elefantenzähne ähnlich den Altarhörnern im Alten Bund[3]. Der Verbrecher braucht nur diese Hörner des Altars, oder wenn sie fehlen, den Altar selbst zu ergreifen, und von diesem Augenblick an gilt er als unverletzlich, wie groß seine Schuld auch sein mag[4]. Sobald der Priester des Heiligtums diese Tatsache konstatiert hat, meldet er es dem König und den Vornehmsten der Stadt; dann wird eine Reinigungszeremonie vorgenommen, dem Gott ein Dankopfer dargebracht dafür, daß er seine Milde erzeigt hat, und der Flüchtling ihm als Sklave geweiht. Dieser hört nun auf, seinem früheren Herrn anzugehören, selbst wenn er Sklave gewesen ist. Da er jetzt unter göttlichem Schutz steht, gilt er als heilig, als Tapu und deshalb als frei. Niemand

[1] Leonard, The lower Niger and its tribes 415. [2] Ebd. 464.
[3] Vgl. 3 Kg 1, 50. [4] Leonard a. a. O. 465.

darf Hand an ihn legen oder ihn irgendwie belästigen oder zur Arbeit zwingen. Nach altem Brauch müssen ihn der König und die Häuptlinge ernähren[1]. „Der dem Flüchtling gewährte Schutz erstreckt sich aber nur auf das irdische Leben, nicht auf die Geisterwelt. Beim Tode bleibt ihm das Begräbnis versagt, und sein Leichnam wird in einen Fluß oder einen Busch geworfen. Er ist vom Heile seiner Ahnen ausgeschlossen und bleibt ein Verstoßener. Selbst die Priester vermögen nach der Überzeugung der Neger den Flüchtling nicht zu schützen vor den Folgen seiner Taten, für die er allein der Hauptquelle des Lebens oder dem Schöpfer aller Dinge verantwortlich ist."[2]

Obwohl die Ideen der Neger von der jenseitigen Vergeltung nur unklar und verworren sind, so haben sie doch eine Ahnung davon. Das Los der Verstorbenen im Jenseits ist nicht gleich. Den von den Ahnen ererbten Begräbnisfeierlichkeiten, die auf die Anordnung Gottes selbst zurückgeführt werden, schreiben die Neger eine Art sakramentalen Charakter zu, der für das jenseitige Los der Verstorbenen von entscheidender Bedeutung ist. Nur durch sie gelangt die Seele zuerst in das Land der Toten und dann durch die Hand Gottes in das Land der Geister[3] und in die Gegenwart des Schöpfers[4]. Wer nicht zweimal begraben wurde, das erste Mal wirklich und materiell, das zweite Mal geistigerweise durch die vorgeschriebene Gedächtnisfeier, der ist nicht würdig, in das Land der Geister einzugehen und mit ihnen zu essen und zusammenzuleben, er ist ein Ausgestoßener, der als Gespenst in den Häusern oder an den Begräbnisstätten herumspukt. Die Geister der Ausgestoßenen sind stets feindselig. Die Neger leben in beständiger Furcht vor ihnen und suchen sie durch blutige Opfer abzuwehren. Die übrigen Geister der Verstorbenen sind an sich nicht feindselig, aber auch sie können gelegentlich schaden, wenn sie nicht durch Opfer in guter Stimmung erhalten werden. Durch die Opfer wollen sie verehrt sein und im Jenseits die nötige Bedienung und die gewohnte Nahrung erhalten.

Eine Familie, welche die hergebrachten Totenfeierlichkeiten unterläßt, verfällt nicht nur der größten Schande bei den Lebenden, sondern auch der Ungnade der Welt der Geister, welche die der Begräbnisehre entbehrende Seele zu ewiger Degradation in der tierischen Welt verurteilt und die Familienangehörigen ihre Rache fühlen läßt[5].

Obwohl gewöhnlich zwei Totenfeiern nötig sind, damit die Seele in die friedlichen Wohnungen der Ahnen eingehen könne, so genügt die erste Feier für die Häuptlinge, die auf Grund ihrer amtlichen Stellung gleich nach der ersten Feier in die Gegenwart des Schöpfers gelangen, und ebenso für die ganz jungen Kinder[6].

„Die Seelen der Verstorbenen gehen alle in das Land der Geister ohne Rücksicht auf Person und Lebensführung", wie Leonard behauptet. Doch macht er selbst einige Einschränkungen. Wer nicht die übliche Begräbnisfeier erhalten hat, wird ein Ausgestoßener, der unstet umherschweifen und vielleicht in der Gestalt oder dem Leib eines Tieres in diese Welt zurückkehren muß[7]. „Zu den Seelen, welche in diese Welt zurückkehren müssen, gehören diejenigen, die eines

[1] Ebd. 467. [2] Ebd. 468. [3] Ebd. 154. [4] Ebd. 142.
[5] Ebd. [6] Ebd. 160. [7] Ebd. 143 185.

unnatürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben sind und deshalb die Begräbnisehren nicht erhalten haben. Einem Mann z. B., der Selbstmord begeht, in welcher Weise oder mit welchen Mitteln auch immer, wird das regelrechte Begräbnis verweigert." [1] Dasselbe gilt von allen, die eines gewaltsamen Todes oder an einer entstellenden Krankheit gestorben sind. In allen derartigen Fällen sagen sie, der Tote sei eines schlechten und unnatürlichen Todes gestorben, und einen solchen Tod führen sie regelmäßig auf den Einfluß eines bösartigen Geistes zurück.

Einen Himmel und eine Hölle im eigentlichen Sinn scheinen die Eingebornen nicht zu kennen [2]. Das Leben im Jenseits betrachten sie nur als eine Fortsetzung des irdischen Lebens von seiten des unvergänglichen Teiles des Menschen, d. h. der Seele. Doch haben wir schon erwähnt, daß viele Seelen nicht in das Land der Geister gelangen, sondern entweder zu dieser Welt zurückkehren und ein unstetes Wanderleben führen müssen oder aber im Jenseits an bestimmte Orte gebunden sind. Dies gilt namentlich von solchen, die Mord oder Selbstmord oder andere Gewalttaten verübt haben [3]. „Obwohl dieser Ort nicht näher bestimmt oder bezeichnet wird, so haben wir hierin doch bis zu einem gewissen Grade die Idee einer sittlichen Bestrafung." [4] Denn den Verlust des Begräbnisses infolge des gewaltsamen oder unnatürlichen Todes hat sich nach dem Glauben der Eingebornen der Verstorbene selbst zugezogen durch seine eigene Tat, welche die Rache über ihn brachte [5]. Die Seelen der verstorbenen Verbrecher und Ausgestoßenen werden als Dämonen betrachtet [6].

Noch in einer andern Weise kommt eine dunkle Idee von moralischer Vergeltung im Jenseits zum Ausdruck. Obwohl sonst alle Verbindung zwischen dieser und der jenseitigen Welt abgebrochen ist, so beobachten doch die Geister der Verstorbenen das Verhalten ihrer lebenden Nachkommen. „In dieser Tatsache und in diesem Artikel ihres Glaubens, daß der Ahne ein großer geistiger Inquisitor sei, der Schaden und Übles zufügen kann und zuweilen zufügt, verkörpert sich ihre ganze (?) Idee von sittlicher Bestrafung, die sich nachweisen läßt." [7]

Nach dem Glauben der Deltaneger hat jeder Mensch, ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, einen Schutzgeist. Wenn aber ein freier Mann von Angehörigen eines andern Volkes gefangen genommen und zum Sklaven gemacht wird, dann verliert er alles, nicht nur seine Familie, sondern auch seinen Schutzgeist; denn aus der Gefangennehmung schließt man, dieser sei nicht im stande gewesen, seinen Befohlenen zu schützen, und dieser erdulde sein Mißgeschick infolge einer ehemaligen, vielleicht in einem ehemaligen Dasein begangenen Tat. Gelingt es ihm nicht, die Freiheit wieder zu erlangen, so hat er alles verloren nicht nur für dieses, sondern auch für das kommende Leben [8].

Daß der Ehebruch streng bestraft wird, haben wir schon erwähnt. Wird die Frau, während sie ein Kind stillt, von einem andern Mann schwanger, so ist sie verantwortlich für das Leben ihres rechtmäßigen Kindes, und ihr Lieb-

---

[1] Leonard, The lower Niger and its tribes 142. [2] Ebd. 184.
[3] Ebd. 185. [4] Ebd. [5] Ebd. [6] Ebd. 187. [7] Ebd. 190.
[8] Ebd. 190—191.

haber wird streng bestraft, und zwar um so strenger, je höher der Rang der verführten Frau ist. Vielweiberei scheint allgemein zu herrschen. Ein Grund derselben ist sicher auch der, daß der Mann seiner Frau nicht nur während der Schwangerschaft, sondern auch nachher, solange sie das Kind nicht entwöhnt hat, nicht beiwohnen darf[1]. Die Ehe scheint wenigstens von seiten des Mannes auflöslich zu sein. Erwähnt sei noch die allgemein herrschende Sitte, von Zwillingen den an zweiter Stelle gebornen zu töten, weil man seine Geburt auf Einflüsse böser Geister zurückführt. Sonst scheinen die Kinder mit Liebe gepflegt zu werden.

11. Die Ekois.

Ein bis in die jüngste Zeit fast unbekannt gebliebenes Volk sind die Ekois im Norden von Kalabar. Etwa die Hälfte ihres Gebietes gehört zu Deutsch-Kamerun, die andere zum englischen Südnigeria. Über die Einwohner dieses letzteren Gebietes (im Distrikt Oban), das durch den Kwa-River (einem Nebenfluß des Groß-River) durchschnitten wird, veröffentlichte P. A. Talbot[2] eingehende Mitteilungen.

Talbot, der im Jahre 1907 zu den Ekois kam, behauptet, der erste Weiße zu sein, der längere Zeit unter diesem Volke lebte. Das Volk zeigt Neigung zum Fortschritt; nicht nur halfen sie gern der englischen Regierung beim Bau großer Straßen, sondern einige Städte boten sich sogar selbst an, mehr zu tun, als verlangt war, ja bauten aus eigener Initiative neue Straßen. Die Ekois gehören nach Talbot vielleicht zu den glücklichsten Leuten der Erde; denn sie haben keine Steuern zu bezahlen, sich keinen lästigen Einschränkungen zu unterziehen, und das Land ist so fruchtbar, daß einige Wochen Arbeit genügen, um das ganze Jahr mit Nahrung, Wohnung und Kleidung versorgt zu sein.

Die Ekois sind hingebende Eltern, aus Mangel an hygienischen Kenntnissen sterben ihnen aber viele Kinder. Sie haben sonderbare Meinungen über die Geburt und den Tod ihrer Kinder. So verbietet ein Aberglaube jeden Zank in einem Hause, wo kleine Kinder sind; denn diese lieben nur sanfte Worte, gütige Blicke und artiges Zureden; finden sie das nicht in der Familie, in der sie wiedergeboren sind, so schließen sie ihre Augen und verlassen die Erde, bis sich später Gelegenheit findet, in einer weniger streitsüchtigen Familie geboren zu werden.

Überall bei den Ekois gibt es „Gesellschaften" oder Klubs von Männern und Frauen, die oft zur Regierungsstation in Oban kommen, um dort Tänze aufzuführen. Das Tanzen ist eine Hauptbeschäftigung der Ekois, die sowohl ihrem dramatischen Instinkt als ihrem religiösen Eifer entgegenkommt. Eine Hauptgesellschaft ist der „Egboklub" der Männer. Wie alle Gesellschaften, so hat auch sie ein „Bild", d. h. einen Träger der Hauptrolle, der bei den Spielen oder Festen so gekleidet ist, daß er den „Egbo" (die Gesellschaft) selbst repräsentiert. Die Ekois behaupten, sie seien die ersten, welche auf die Idee des Egboklubs gekommen seien, und zwar zu einer Zeit, wo noch keiner von ihnen

[1] Ebd. 415. [2] The Geographical Journal XXXVI, London 1910, 637 ff.

Efut verlassen und sich auf dem heutigen britischen Gebiete angesiedelt hatte. Als aber die Auswanderung begonnen, hätten andere Völker den Vorteil einer solch mächtigen Gesellschaft sowohl für den Verkehr als den Schutz der einzelnen Glieder erkannt. Die Gefahren, denen diejenigen ausgesetzt sind, welche einer Gesellschaft nicht angehören, zeigt folgender Vorfall, der sich lange vor der Errichtung der Regierungsstation ereignete. Es ist die Gewohnheit des Egboklubs, zu gewissen Zeiten des Jahres mit den heiligen Bildern und andern zum Klub gehörigen Gegenständen in irgend einen Teil des Waldes zu ziehen, wo schon vorher aus grünen Zweigen kleine Hütten gebaut wurden, die ihnen als Wohnungen dienen. Um alle Eindringlinge fernzuhalten, werden im Umkreis von einer Meile Wachtposten aufgestellt. Einmal gerieten zwei junge Mädchen, Schwestern, ahnungslos in das verbotene Gebiet, um Früchte zu sammeln. Sie wurden von dem Wachtposten ergriffen, vor den „Egbo" gebracht, zum Tode verurteilt und fast unmittelbar darauf gehängt. Ihr Bruder, der als Glied in einem der höchsten Grade der Gesellschaft angehörte, durfte aus besonderer Vergünstigung bei ihrer Hinrichtung zugegen sein und nachher ihre Leichen zu seiner Familie heimtragen. Eine Hoffnung auf Freisprechung in einem solchen Falle gab es nicht, und niemand denkt an so etwas [1].

Das Egbo-„Bild", von dem schon die Rede war, ist vom Scheitel bis zu den Füßen mit einem langen Kleid bedeckt, das nur zwei Augenlöcher hat. Gewöhnlich trägt es auf dem Kopf ein kleines mit Fell bedecktes Holzwerk, das einem menschlichen Kopf ähnlich sieht und oft zwei Gesichter hat, die nach entgegengesetzter Richtung schauen: in die Zukunft und in die Vergangenheit — das Symbol der allwissenden Gottheit. Diese sonderbare Gestalt läuft auf und ab, gewöhnlich in Begleitung von zwei Dienern in enganliegenden roten, weißen und gelben Kleidern. Der eine trägt eine Rute oder Peitsche, das Symbol der Macht der Gesellschaft, welche vor der Herrschaft der Engländer das Recht hatte, jeden nicht zu ihr Gehörigen, der sich schwer gegen ihre Satzungen verfehlt hatte, zu Tode zu peitschen. Der andere trägt die symbolischen grünen Zweige, die im Leben der Ekois eine so große Rolle spielen. Sie kommen fast bei allen Ereignissen zur Anwendung, von der Geburt angefangen, bis sie endlich sanft über das Angesicht des Sterbenden gezogen werden, damit sein Geist friedlich und mühelos von dieser Welt in die andere übergehen könne.

Bei dem „Neujahrstanz" war die Hauptperson in ein langes, dunkelblaues, mit Schlamm aus dem Flußbett beschmiertes Kleid gehüllt. Dieses „Bild" ist dem Ekoi wie der flamen dialis in sich selbst schon ein großer Juju (Fetisch). Auf dem Kopf trug er eine Krokodilsmaske, die aus Holz geschnitzt war und vielleicht Nimm, die Flußgöttin, darstellte. Er war von zwei Jägern begleitet, die mit alten Flinten bewaffnet waren; ein dritter trug ein Fischnetz und ein vierter eine sonderbare irdene, mit Leopardenhaut bedeckte Trompete. Das „Bild" war, wie man voraussetzte, taub gegen menschliche Stimmen und hörte nur die Stimme der Waldtiere, außer wenn es durch den Klang der Trompete geweckt wurde. Dies ist der große Jagdjuju, den vor Talbot kein Europäer gesehen hatte. Dieser Juju soll die Macht haben, alle andern ausfindig zu

[1] The Geographical Journal XXXVI 841.

machen, und als Zeichen seiner besondern Wildheit trägt er eine Axt in seinen Kiefern.

Vielleicht hängt die Tatsache, daß solche „Bilder" oft Haartrachten tragen, die einen Vogel oder ein wildes Tier vorstellen, mit dem allgemeinen Glauben an die Seelenwanderung zusammen. Sehr oft hört man einen Ekoi von einem andern sagen, er oder sie „besitze" dieses oder jenes Tier, um anzudeuten, er oder sie habe die Macht, die Gestalt des betreffenden Tieres anzunehmen. Fälle dieser Art kommen in dem Distriktsgericht für die Eingebornen nicht selten vor. Der Distriktskommissionär handelt als Richter, und drei abwechselnd aus allen Teilen des Landes gewählte Häuptlinge funktionieren als seine Beisitzer in allen Dingen, die sich auf das einheimische Gewohnheitsrecht beziehen, so daß das Volk fast vollständige Selbstverwaltung hat. Diese Gerichtssitzungen sind eine reiche Quelle für die Kenntnis der Gewohnheiten und Anschauungen der Eingebornen. Die Ekois stehen in der Kultur ziemlich hoch und haben nach Talbot verhältnismäßig wenige Gebräuche, die dem Gerechtigkeitssinn der Engländer widersprechen.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Religion der Ekois stark vom Fetischismus durchdrungen ist. Doch haben sich Spuren einer reineren Religion erhalten. Die zwei Hauptgottheiten der Ekoi sind Awbassi Awsaw, der Himmelsgott, und Awbassi Nsi, der Gott der Erde. Große Verehrung genießen gewisse Bäume. Jedes kleinste Städtchen hat seinen Jujubaum; es gibt deren sehr verschiedene, aber jeder steht allein, gewöhnlich auf dem freien Platz vor dem Egbohaus. Meist sind sie von Bändern umwunden oder von einer kleinen, mit Blumenwinden verzierten Hecke umgeben. An den Ästen hängen zahllose Nester der einen oder andern Art von Webervögeln. Auch das kleinste Kind weiß, daß diese heilig sind, denn von ihnen hängt das Wohl der Stadt ab. Würden die Vögel verletzt oder vertrieben, so hätte das die Unfruchtbarkeit der Frauen zur Folge, und selbst die Tiere würden aufhören zu gebären[1].

Überall im Walde wachsen Riesenbäume, die eine Höhe von 200 und einen Umfang von 80 bis 100 Fuß erreichen. Diese Waldriesen sind bei den Ekois der Gegenstand großer Verehrung, und man ist bestrebt, die Geister derselben zu versöhnen, weil sich sonst die Bäume auftun und den unvorsichtigen Wanderer einschließen könnten. — Jede Stadt und jedes Haus hat seinen Juju. Das Haupt jedes Hauses ist wie im alten Rom der Priester seiner besondern Laren und Penaten. Sonderbarerweise ist auch die Wohnung der Ekois nach dem Plan des römischen Hauses gebaut mit seinem Atrium in der Mitte, von dem sich die Wohn- und Schlafzimmer abzweigen. Selbst die Lehmlager, die an den Wänden dieser Zimmer errichtet werden, haben römische Form, und die Mauerdekorationen erinnern, nicht zwar in der Form, wohl aber in den Farben, an diejenigen von Pompeji.

Wir haben schon die Göttin Nimm erwähnt, die schreckliche. Niemand, weder Mann noch Frau, würde es wagen, einen auf ihren Namen abgelegten Eidschwur zu brechen. Denn sie wohnt irgendwo in der Tiefe des Flusses Kwa

[1] Ebd. 648.

und ist stets bereit, auf den Ruf ihrer weiblichen Verehrerinnen ihre Diener, die wilden Tiere, die in ihrem Strom sich baden und herumtummeln, heraufzusenden, um die Felder derjenigen zu zerstören, die sie beleidigt haben. Nimm ist vor allem für die Frauen der Gegenstand der Verehrung. Sie offenbart sich selbst zuweilen in der Gestalt einer Schlange oder eines Krokodils. Ihre Priesterinnen haben mehr Macht als die irgend eines andern Kults, und die Gesellschaft, welche ihren Namen trägt, ist stark genug, um selbst dem gefürchteten „Egboklub" Trotz zu bieten.

Neben mehreren Städten findet man kleine gebrechliche Hütten, die auf einigen in den Boden gerammten Pfählen stehen und ein Dach aus Palmblättern tragen. Rings um diese Hütten liegen zerstreut verschiedene Eigentumsgegenstände, wie Platten, Schüsseln u. dgl., und zwar alle zerbrochen; außerdem Kleidungsstücke, die einst hellfarbig waren, aber unter dem Einfluß von Sonne und Regen verblaßt sind. Diese Hütten sind über den Gräbern vornehmer Personen errichtete Totenschreine. Die umhergestreuten Gegenstände sind zerbrochen, damit so ihre Astralformen frei werden und von dem Schatten ihres Eigentümers in die Geisterwelt getragen werden können. Am Eingang aller Städte findet man Opfer für die Geister, die entweder an der Straßenseite aufgehängt oder im Wege vergraben sind. Diese Opfer sollen die Geister versöhnen und sie verhindern, in die Stadt zu kommen. An manchen Orten findet man auch rund um einen Jujubaum zwei Kreise von unbehauenen Steinen. Hier werden beim Vollmond und beim Beginn des Neumondes geheimnisvolle Zeremonien vorgenommen, Opfer dargebracht und besondere Tänze aufgeführt.

Als Talbot einst über einen steilen Felsabhang in ein kleines Tälchen hinabstieg, durch das ein Fluß mit dem klarsten Wasser strömte, liefen seine Träger voraus, um von diesem Wasser zu trinken; dann pflückten sie am Ufer Blätter, bildeten eine Art Prozession, ließen die Blätter auf einen Haufen fallen, der einige Schritte davon entfernt lag, und murmelten dabei: „Möge ich Erfolg haben." Der Grund dieser Zeremonie ist, weil der Fluß den Namen „Fluß des guten Glückes" trägt, und jeder, der diese Zeremonie beobachtet, wird, wie man glaubt, im laufenden Jahre Glück haben.

In der Nähe von Niaji sah Talbot den einzigen bekannten Versuch, eine Porträtstatue zu bilden. Die Figur stellt Maia, eine Priesterin der Nimm, dar. Sie sitzt auf dem Grab der Frau, deren Gedächtnis sie gewidmet ist; über ihr ist eine kleine Hütte errichtet, an der ringsum die meisten von den Dingen hängen, welche die tote Frau gebraucht hatte, alle zerbrochen, wie es die nationale Begräbnissitte fordert. Kein Mann darf an den Mysterien der Nimm teilnehmen, obwohl zuweilen, wenn auch selten, Frauen zu Häuptern der „Jujus" gewählt werden, an denen beide Geschlechter sich beteiligen. Selbst die Furcht vor dem Tode würde einen Ekoimann nie dazu bewegen, sich in die Feier der weiblichen Riten einzumischen. Sollte eine Frau glauben, sie habe einen Grund zur Klage gegen ihren Mann, so bringt sie die Angelegenheit vor die Hauptfrau ihrer Gesellschaft, welche gewöhnlich eine Priesterin der Nimm ist. Diese beruft dann eine Versammlung ein, und wird die Klage als begründet erachtet, so werden Schritte unternommen, um den Schuldigen zu seiner Pflicht zurückzurufen.

Ehe und Familie. Die Ekois leben in Polygamie; aber die Hauptfrau, nicht der Mann, ist das Haupt des Hauses. Jede Frau hat die Aufsicht über ihre Kinder, die fast immer mit ihr gehen, wenn sie den Mann verläßt, und ihre Rechte in Bezug auf das Eigentum werden von den heimischen Gesetzen streng gesichert. Diese hohe Stellung der Frauen wird durch folgende Legende der Ekois erklärt. „Am Anfang aller Dinge war die Welt nur von Weibern bevölkert. Eines Tages tötete Awbassi Nsi zufällig ein Weib. Als sie dies vernahmen, versammelten sich die übrigen Frauen und baten ihn, lieber gleich alle zu erschlagen, wenn er sie zu töten beabsichtige, als eine nach der andern umzubringen. Dem Awbassi tat die Betrübnis, die er verursacht hatte, leid, und deshalb bot er den Frauen an, er wolle ihnen von allem, was er besitze, das geben, was sie wünschten, um ihnen so für die erschlagene Frau Ersatz zu leisten. Sie baten ihn aber, er möge selber aufzählen, was er zu geben habe, sie wollten dann „Ja" rufen, wenn er das nenne, was sie zu haben wünschten. Awbassi erwähnte nun der Reihe nach alle seine Früchte, Vögel und Tiere, aber jedesmal erscholl ein „Nein". Endlich blieb ihm nur noch ein Angebot übrig, und er fragte: „Wollt ihr denn einen Mann haben?" „Ja", schrien sie nun laut alle durcheinander, dann fingen sie einander festhaltend an zu tanzen vor Freude über die Gabe, die ihnen Awbassi zu senden versprochen. Sie nahmen also den Mann als eine Entschädigung für die verlorene Mitfrau an. So wurden die Männer Diener der Frauen und müssen für sie arbeiten bis auf den heutigen Tag. Denn obwohl die Frau bei der Heirat unter den Einfluß ihres Mannes kommt, ist sie doch seine Eigentümerin und hat ein Recht, von ihm jeden Dienst zu verlangen und von ihm zu erwarten, daß er tue, was sie wünscht.

Trotz dieser dominierenden Stellung der Frau in der Familie wird aber doch ein alter Mann in der Stadt zum Häuptling erwählt.

Talbot erzählt auch folgenden Vorfall. In der Stadt Abbiati warf vor einigen Jahren eine geistig etwas gestörte Frau in einem Streit mit ihrem Mann Salz auf den Boden und rief dabei: „So möge Gott mit euch allen tun." Um diesem Fluch zu entgehen, floh die ganze Stadt in den Wald und kam niemals mehr zusammen[1]. Leider sagt Talbot nicht, welcher Gott hier gemeint ist; vielleicht der Gott des Himmels. Östlich von Oban liegt die wichtige Stadt Nsan. Auf dem Wege dahin kommt man an einem kleinen See vorbei, von dem man annimmt, daß die Seelen der verstorbenen Ekois darum herumspuken, und daß er der Wohnort eines großen Naturjujus sei, von dem das Wohl der ganzen umliegenden Gegend abhängen soll. Der Name der Stadt Nsan bedeutet Blitz, und in der Umgegend ist der Ejakult, der unter anderem die Menschen, das Vieh und die Felder vor dem Blitz- und Donnerschlag bewahrt, sehr verbreitet.

So interessant die obigen Mitteilungen Talbots sind, bedürfen sie doch in manchen Punkten noch der Ergänzung. Namentlich die Ideen, welche die Ekois vom Himmelsgott, vom Zustand der Seelen nach dem Tode u. dgl. haben, wären noch genauer zu erforschen. Hoffen wir, daß uns die Missionäre bald eingehendere Nachrichten bringen.

[1] The Geographical Journal XXXVI 646.

Zweites Kapitel.

Die Neger Zentralafrikas.

Unter Neger Zentralafrikas verstehen wir im folgenden die Negerstämme am oberen Nil bis zum Albertsee. Ein Teil des Gebietes gehört schon zum britischen Uganda-Protektorat und zu Belgisch-Kongo. Wir rechnen zu diesen Stämmen auch die Niam-Niam, die fast in der Mitte Afrikas nördlich vom Äquator leben. Die Somal übergehen wir, da sie fast ausnahmslos Bekenner des Islams sind.

1. Die Gallas.

Im Osten Afrikas zwischen Ägypten und dem Äquator haben sich bis heute zwei große Nationen dem mächtig daherwogenden Strom des Mohammedanismus hartnäckig widersetzt: die Abessinier und die Gallas. Zwischen beiden Völkergruppen herrscht aber ein großer Unterschied. Die Abessinier sind Christen (Monophysiten). In Religion und Sitten zeigen sie ein merkwürdiges Gemisch von Christentum, Heidentum, Judaismus und Mohammedanismus.

Die Gallas dagegen haben ihre Einrichtungen und Gebräuche seit den allerältesten Zeiten bewahrt, wenn sich auch im Laufe der Jahrhunderte abergläubische Sitten und Mißbräuche eingeschlichen haben. Sie sind erst in neuerer Zeit in Europa näher bekannt geworden, da sie sich in ihren Bergländern am rechten Ufer des Nil von Abessinien bis fast zum Äquator gegen die umliegenden Völker abschlossen und ihre Freiheit und ihre Sitten mit großer Zähigkeit bewahrten. Obwohl sie aus zahlreichen Stämmen bestehen, bilden sie doch eine einheitliche Rasse, zeigen denselben Typus und sprechen auch ein und dieselbe Sprache mit nur geringen dialektischen Verschiedenheiten[1].

Die Gallas — auch Oromos genannt — sind zweifellos Monotheisten. Sie protestieren laut, wenn man ihnen sagt, es könne unmöglich einen Gott geben. „Wenn ihr nicht an Gott glaubt", antworten sie, „so erklärt uns das Dasein des Himmels, der Erde, der Menschen und alles dessen, was darin ist."[2] Der Glaube an einen Gott offenbart sich in ihren Gebeten, ihrem Kult, ihren Gesängen und Grundsätzen. Gerade wegen dieses praktischen Glaubens verachtet der Galla die eigentlichen Neger, die Gott nicht verehren und die wichtigsten Gebote der Moral mit Füßen treten. Gott nennen die Gallas Waka. Wenn sie ihn anrufen, fügen sie irgend einen zärtliches Vertrauen ausdrückenden Zusatz bei: Wakayo, o guter Gott; Wakayoko, o mein

[1] Das beste Werk über die Gallas ist unstreitig das Werk des Kapuzinermissionärs P. Martial de Salviac: Un peuple antique au pays de Menelik: Les Galla, grande nation africaine. Ouvrage couronné par l'Académie française, Paris, Oudin (ohne Jahreszahl). Das Werk ist erschienen im Jahre 1901. Es liegt der folgenden Darstellung zu Grunde. Salviac stützt sich auf das Zeugnis vieler Missionäre und auf das der Reisenden Antoine und Arnaud d'Abbadie, die im Jahre 1836 eine Forschungsreise nach Äthiopien unternahmen. Vgl. außerdem Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas, Berlin 1896.

[2] M. de Salviac, Un peuple antique au pays de Menelik 120.

guter Gott. Die Stämme, die in der Nähe der Somal wohnen oder unter muselmännischem Einfluß stehen, gebrauchen für Gott mit Vorzug den Namen Rabbi, der den Arabern entlehnt ist[1]. Der Name Gottes schwebt fast beständig auf den Lippen dieses Volkes; er findet sich in kurzen Anrufungen, in alten Sinnsprüchen, in öffentlichen Reden und besonders in Schwüren und Beteuerungen. Waka weiß es, beteuern die Galla und legen dabei die Hand auf die Brust, wo das Auge Gottes Wahrheit und Lüge unterscheidet. Bei Gott! beim Himmel! sind gewöhnliche Beteuerungsformeln. Beim Schwur vor Gericht treten sie mit ihrem Fuß auf die Kriegswaffe und schwören: Möge ich eines gewaltsamen Todes oder durch den Dolch des Mörders sterben! Der Meineidige, sagen sie, zieht sich den Fluch Gottes zu; einen Eid zu brechen gilt deshalb als großes Verbrechen[2]. Außer dem Schwur kommt vor Gericht als letztes Mittel zur Entdeckung der Wahrheit das Ordal der Feuerprobe zur Anwendung. Der Angeklagte muß in Gegenwart der Versammlung zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen, die nahe beieinander stehen, hindurchgehen. Hat er den Mut dazu, so gilt er als unschuldig. — Bei Eingehung von Bündnissen oder Verträgen wird ein Schaf herbeigeführt und dessen Kopf mit Öl gesalbt. Die beiden Parteien legen nun ihre Hände auf den Kopf des Tieres und übernehmen damit die vereinbarten Verpflichtungen. Nach dem Zeugnis der Gallas ist es völlig unerhört, daß ein solcher Eid verletzt worden sei. Das Schaf gilt ihnen als der Repräsentant der Mutter. Nun halten sie nichts für heiliger als die Mutterschaft und nichts für lieblicher und süßer als die Liebe der Kinder zu ihrer Mutter. — Wenn der Galla auch oft und ohne Not schwört, so läßt er sich doch nie zu einer Gotteslästerung hinreißen[3].

Die Vorstellung, welche sich die Gallas von Gott machen, kommt besonders in ihren Gebeten, Hymnen und Litaneien zum Ausdruck. So singt der Arussistamm: „O Gott, o Herr, o mein Meister! O unser Vater, der du in den Himmeln herrschest. Jedes Geheimnis der Natur und der Menschen kennest du. Keine Macht kommt deiner gleich. Kein Reich kommt deinem nahe.“[4] Einige Sprüche der Gallas lauten: „Wenn Gott den Lebensunterhalt nicht gibt, ist der Mensch nicht im stande, sich ihn zu verschaffen.“ „Gott verlangt vom Winde Rechenschaft über den Grashalm, den er hin und her bewegt hat; Gott wird vom Sünder Rechenschaft verlangen über den geringsten Fehler.“ „Sage nicht: Gott sieht mich nicht, ich kann Böses tun; denn er wird das letzte Wort behalten.“ „Höre auf, böse zu sein; die Bosheit, im tiefsten Innern des Menschen brütend, ist Nacht für die Blicke der Menschen, aber Tag für das Auge Gottes.“ „Gott läßt oft den Gerechten in der Armut leiden und gibt den Reichtum dem Bösen; aber nur um alles im zukünftigen Leben in Ordnung zu bringen.“ „Wenn Gott jemand liebt, sendet er ihm Leiden und Not, damit er nicht böse werde.“[5]

Unter Waka und seinem Befehle stehen nach der Religion der Gallas die guten Geister, die zwei Namen haben: als Selige nennt man sie Aulia, als

[1] Wahrscheinlich ist der Name Waka ein Überbleibsel von dem alten hebräischen Jaweh oder Jawah oder auch einfach Jah.

[2] M. de Salviac a. a. O. 122. [3] Ebd. 124. [4] Ebd. 127.

[5] Ebd. 128.

Wohltäter und Beschützer der Menschen Ayana. Der allgemeine Name der bösen Geister ist Dschinni. Die Gallas kennen auch den Namen Saitan. Obwohl sie die absolute Abhängigkeit der Geschöpfe von Waka anerkennen, scheinen sie doch in der gewöhnlichen Sprache den blinden Naturkräften: Winden, Stürmen, Erde, Himmel usw., fast eine Art Selbständigkeit zuzuschreiben; doch sind das praktisch nur poetische Redewendungen.

Sehr deutliche Ideen haben die Gallas über das Ende aller Dinge. Das Paradies nennen sie „das Glück Gottes" (Ayana Waka) oder die Ruhe oder das Paradies Gottes; es ist den Gerechten vorbehalten, die sich dort der Gesellschaft und der unendlichen Güter des Herrn erfreuen. Sie verbinden auch keine grobsinnlichen Ideen mit diesem Orte der Wonnen. Von einem Verstorbenen sagen sie: er ist zu Waka gegangen; er ist eingegangen in das ewige Haus bei Waka[1]. — Die Bösen werden zur Hölle oder zum Feuer der Strafe (ibidda adjaba) verdammt. In ihrer guten Meinung von sich glauben die Gallas, daß nur die wenigsten von ihnen ewig verdammt werden. In die Hölle kommen nach den Gallas: diejenigen, die Gott und den Geistern nicht die gebührende Verehrung erzeigt; diejenigen, welche ihren Honig und ihre Butter nicht mit den Notleidenden geteilt und den Nackten keine Leinwand gegeben haben; diejenigen, welche getötet, verleumdet, den Nebenmenschen unterdrückt, den Armen ausgebeutet, die Unglücklichen zum Weinen gebracht haben[2]. Im Zentrum des Landes existiert auch der Glaube an das Herumschweifen der Golfa, d. h. an eine Art Fegfeuer. Der Ausdruck Golfa bedeutet wörtlich Leiden, Krankheit und wird auf die Manen angewendet, die den sühnenden Leiden unterworfen sind. Die, welche nicht schlecht genug gewesen sind, um in die Hölle zu kommen, und nicht rein genug, um in den Himmel einzugehen, müssen noch einige Zeit auf Erden umherirren, bis sie das Gesetz Wakas vollkommen begriffen haben und ganz geläutert sind[3].

Das Gefühl des Galla angesichts der ewigen Wahrheiten ist das des Vertrauens, das jede Furcht erstickt und ihm übertriebene Sicherheit einflößt. Waka ist die Güte selbst! Er liebt die Oromo so sehr! Wie könnte er sie zum Feuer verdammen! Diese übertriebene Zuversicht wirkt erschlaffend auf die Sitten[4].

Der Galla verabscheut den Götzendienst, er errichtet weder dem Waka noch den Aulias Tempel, er duldet auch keine menschenähnliche Darstellung der Gottheit. Seine Opfer sind die Erstlinge der Felder und das Beste der Herde. Er betet und opfert unter dem Schatten der Bäume; er betet Gott und die Geister an unter dem Emblem der Naturkräfte, ohne sie jedoch mit ihnen zu verwechseln. Obwohl dieses Volk die Schrift nicht kennt, ist doch sein religiöser Ritus bis ins kleinste geregelt; denn die darauf bezüglichen Satzungen werden mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert.

Der Hauptakt und Mittelpunkt des Gallakultus ist der Wadadja oder die Bundeszeremonie (Wada-Bund). Es ist das bei allen Stämmen übliche nationale Glaubensbekenntnis. Ein Offiziant (Rabsa genannt) führt den Vorsitz und hat

---

[1] M. de Salviac, Un peuple antique au pays de Menelik 131.
[2] Ebd. 132. [3] Ebd. 133. [4] Ebd.

zwei Gehilfen. Man unterscheidet Familien-, Bezirks- und National-Wadadjas, je nachdem er von einer Familie oder einem Stamm oder der ganzen Nation gefeiert wird. Wenn eine Familie den Wadadja feiert, ladet sie Verwandte, Freunde und Nachbarn ein und bereitet Kaffee, Bier, Polenta oder Brot usw. Vor den rauchenden Kesseln und über den Bierkrügen stimmt der Rabsa das weiter unten folgende Gebet an. Die Mutter schöpft mit Holzbechern von der Flüssigkeit, überreicht dieselben dem Vater, dieser dem Rabsa, der sie der Reihe nach segnet und dann nach Rang und Würde herumreicht. Der Vater schneidet das Brot und die Polenta in Kreuzform in vier gleiche Teile, trinkt und ißt zuerst, und die andern folgen seinem Beispiele. Zuvor wurden aber einige Tropfen von der Flüssigkeit nach allen vier Weltteilen auf den Boden gegossen und ebenso einige kleine Stücke Speise auf den Boden geworfen. Das Gebet, das diesem Mahle vorausgeht, enthält einige Strophen, in denen die Eigenschaften Gottes gepriesen werden. Der Galla betet gewöhnlich sitzend, nur der erste Beamte oder Abba-Boku betet bei den Nationalversammlungen kniend. An die Strophen schließt sich eine Art Litanei, von der wir hier ein Beispiel folgen lassen:

Ya Wak, erbarme dich unser.	Ja, ja, erbarme dich unser.
Ya Wak, segne uns.	Ja, ja, segne uns.
Ya Wak, gib uns glückliche Tage.	Ja, ja, glückliche Tage.
Ya Wak, gib uns glückliche Nächte.	Ja, ja, glückliche Nächte.
Ya Wak, entferne alles Übel von uns.	Ja, ja, entferne.
Ya Wak, in unsern Unterhaltungen erleuchte uns.	Ja, ja, erleuchte uns.
Ya Wak, in unsern Beratungen erleuchte uns.	Ja, ja, erleuchte uns.
Ya Wak, führe den rebellischen Sohn zum Vater zurück.	Ja, ja, führe ihn zurück.
Ya Wak, führe den ungehorsamen Sohn zur Mutter zurück.	Ja, ja, führe zurück.
Ya Wak, offenbare den Eltern die verborgenen Fehler ihrer Kinder.	Ja, ja, offenbare usw.

Am Ende der Zeremonie werden die Kinder, die der eigentlichen Feier nicht beiwohnen dürfen, herbeigeführt, um den Segen zu empfangen. Dieser wird symbolisch dargestellt durch einen feinen Speichelregen, den der Vater, die Mutter und der Rabsa auf ihre Köpfe fallen lassen, indem sie dabei Segenswünsche aussprechen [1].

Der Wadadja hat vier große Vorteile für die Gallas. Er erhält die Verehrung des einen wahren Gottes, des Ausspenders alles Guten. Da sein Hauptheiligtum der häusliche Herd ist, umgibt er die Eltern mit einem heiligen Nimbus und fesselt die Seele des Oromo innig und unzertrennlich an die alten Gewohnheiten und religiösen Gebräuche. Indem er den alten Männern und nach ihnen der Mutter den Ehrenplatz einräumt, sichert er den ersteren ein großes Übergewicht und der letzteren die Achtung und Liebe, welche das Gallakind seiner Mutter das ganze Leben hindurch bewahrt und deren Erinnerung auch in den

[1] Ebd. 138.

fernsten Gegenden, in die es die Sklaverei verschlagen, seine Seele mit Rührung erfüllt. Selbst die Gallas, die unter das Joch des Mohammedanismus geraten, betrachten die Salamalek des Korans als einen freien Akt der Anbetung, während ihnen der Wadadja als heilige Pflicht gilt.

Gewöhnlich sind mit dem Wadadja Opfer verbunden, die der Familienvater und die Beamten selbst darbringen. Doch gibt es auch eine Art Priester, die von Amts wegen Gebete und Opfer darbringen und bei ihren Kulthandlungen besondere Kleider tragen. Sie sind sehr geachtet. Im Westen hat jeder Klan oder Stamm seinen Oberpriester (viressa), deren Gebeten und Opfern eine höhere Kraft zugeschrieben wird. Der Opfernde läßt den Boden das Blut des Opfers trinken, und das erfreut nach der Meinung der Gallas die Seele ihrer verstorbenen Eltern. Dem Opfer folgt ein religiöses Mahl. Ein Teil des Opferfleisches wird für Waka auf einen Stein gelegt, wo es der Geier, der Bote des Himmels, bald holt und in die Lüfte trägt.

Viel feierlicher als die Wadadjas der Familien sind die der Bezirke und der Nation, die bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. um ein Unglück abzuwenden oder eine besondere Wohltat zu erlangen, gefeiert werden.

Eine Art Mittelpunkt der Gallas und einen gemeinsamen Verknüpfungspunkt der zerstreuten Stämme bildet der Abba-Muda oder Vater der Salbung, ein Hoherpriester, der keinerlei bürgerliche Autorität und Zwangsgewalt, aber als ältester Sohn des Orma, des Stammvaters der Gallas, eine übermenschliche, unbestrittene und gefürchtete Macht hat. Er gilt als der Träger des Gesetzes und der Überlieferungen und als die Personifikation des Nationalkredits bei Waka. Von seinen Händen geht Fluch und Segen aus. Mit ihm vereint sein, heißt ein guter Galla, ein wahrer Sohn Ormas bleiben. Mit Ausnahme der Schmiede und Pfeilvergifter, die eine Art Pariakaste bilden und Zauberei treiben, mußte bei den Oromo wenigstens jede dritte Generation eine Pilgerfahrt zu Abba-Muda unternehmen und konnte sich dann den Titel Pilger beilegen. Der Pilger wurde unter gewissen Bedingungen in die Klasse der ehrlichen Leute (leimo) aufgenommen. Um Leimo zu sein, mußte man nach dem Wahlspruch der Gallas „mit keinem Verbrechen und keiner Missetat beladen sein, weder Vater noch Mutter beleidigt, keinen Ehebruch und Mord begangen und die Verträge nicht verletzt haben". Praktisch scheint man sich allerdings um diese Forderung nicht allzuviel gekümmert zu haben[1]; aber sie zeigt wenigstens, daß nach ihrer Ansicht zur Vornahme gewisser religiöser Handlungen ein reines Herz verlangt wird. Die Pilger müssen auf ihrer Fahrt enthaltsam bleiben und dürfen sich die Haare und Nägel nicht schneiden. Der Vater der Salbung fragt die Pilger über das Gesetz Wakas und die Gebräuche der Söhne Ormas aus und hält Reden an sie. Dann werden Opfer dargebracht, und schließlich salbt der Abba-Muda die Köpfe der Pilger mit von der Sonne geschmolzener Butter, die über die Haare und den Bart herunterfließt als Zeichen des überströmenden Segens, der ihnen zu teil wird.

Außer den öffentlichen Kulthandlungen haben die Oromos auch ihre Privatandachten, die jeder nach seinem Belieben verrichtet. So lautet ein Morgen-

[1] M. de Salviac, Un peuple antique au pays de Menelik 153.

gebet: „O Wak, laß mich diese Sonne (Tag) im Frieden verbringen, und im Frieden führe mich diesen Abend in meine Wohnung. O Wak, du hast mir eine gute Nacht verliehen, gib mir einen guten Tag.“ „Wohin immer ich gehe, du, o Wak, der du den Frieden auf meinen Weg stellst, leite meine Schritte. Wenn ich rede, so entferne die Verleumdung von meinen Lippen; wenn ich hungrig bin, entferne von mir das Murren; wenn ich mich sättige, entferne von mir die Unmäßigkeit. Dich anrufend, werde ich mein Tagewerk vollbringen, o Meister, der keinen Meister hat.“ Am Abend betet der Oromo: „O Wak, du hast mir einen guten Tag verliehen, verleihe mir eine gute Nacht..., außer dir ist niemand mächtig, du hast keinen Befehl zu empfangen. Im Schatten deiner Hand habe ich den Tag zugebracht, unter deiner Hand werde ich schlummern. Meine Mutter, das bist du; mein Vater, das bist du.“ Der gute Galla ißt nicht, ohne zuvor ein Stücklein Speise auf den Boden geworfen und einige Tropfen als Opfer ausgegossen zu haben, indem er dabei spricht: Wakayo, der du den Himmel und die Erde erschaffen und mir alle Güter gegeben hast, die sie enthält, siehe, hier ist dein Anteil[1].

Leider mischt der Galla in seine Religion allerlei abergläubische Gebräuche, wenn auch viel weniger als die christlichen Abessinier. Die Zauberer üben eine große Gewalt über ihn aus, ebenso die Wahrsager. Oft offenbaren diese sog. geheime Verbrechen, z. B. Diebstahl, Mord, Ehebruch, ohne jeden Beweis und bringen dadurch bei der unwissenden, leichtgläubigen Menge Haß und Feindschaft hervor. Diese spitzbübischen Zauberer sind naturgemäß die ärgsten Feinde der christlichen Missionäre, die ihre Betrügereien aufdecken.

Die Regierungsform ist bei den Gallas ganz patriarchalisch. Jeder Stamm regiert sich selbst und wird politisch in fünf Abteilungen (Gadas) geteilt. Jede Gada besitzt während acht Jahren die Oberleitung und tritt sie dann an eine andere Gada ab. An der Spitze stehen drei Würdenträger: der Abba-Boku (Vater des Zepters), der höchste Beamte, ferner der Dori und Raba, die Beisitzer und Richter. In jeder Gada liefern die ältesten oder verdientesten Familien nach der Ordnung der Erstgeburt den Abba-Boku und die Doris. Diesen Würdenträgern steht ein Parlament zur Seite, dem die alten Würdenträger angehören. Die Greise und die für intelligent und geschickt gehaltenen Leute können daran teilnehmen, und ohne sie dürfen die Magistrate nichts Wichtiges beschließen. Beim Amtsantritt bringen die neuen Beamten feierliche Opfer und Gebete dar, um den Beistand Wakas zu erlangen. Nach der religiösen Feier steigt der neue Abba-Boku auf einen großen Stein und springt von demselben herunter mit dem Rufe: Das Gesetz ist gefallen. Damit ist das Gesetz suspendiert, und in der Versammlung entsteht Verwirrung. Diese ruft endlich: Das Gesetz, das Gesetz, wir wollen das Gesetz! Jetzt steigt der Magistrat wieder auf den Stein und antwortet der Versammlung: Das Gesetz hat sich wieder erhoben. Die Gesetze werden nur mündlich überliefert.

Im Prinzip ist der Stamm allein Eigentümer des Bodens. Doch gibt die Tatsache, daß man an einem bestimmten Ort wohnt und die Herden weidet, den Eingebornen ein gewisses Recht auf diese Stelle; jeder aber darf

[1] Ebd. 161—162.

nur für sich persönlich mit Ermächtigung der Greise so viel umzäunen, als ein Steinwurf beträgt. Die Umzäunungen dienen als Hürden für das Vieh. Indessen gibt es Ausnahmen. Krieger, die sich ausgezeichnet, und reiche Leute, die dafür zahlreiche Viehstücke bezahlt haben, besitzen zuweilen Hunderte oder Tausende von Hektaren[1]. Auf diesen Besitzungen lassen sich oft Verwandte, Freunde und abhängige Leute nieder, die so in eine Art Lehensverhältnis zum Grundeigentümer treten.

Wir haben schon bemerkt, daß die Oromos kein geschriebenes Gesetz, wohl aber ein sehr ausgebildetes Gewohnheitsrecht haben. Allen ihren Gesetzen liegen die beiden Axiome zu Grunde: „Der Urheber der Gesetze jedes Geschöpfes ist Gott", und: „Die Gebote herrschen über die nationalen Gesetze." Da der Stamm nur eine erweiterte Familie ist, so ist es nicht zu verwundern, daß bei den Gallas die kleineren Vergehen und Streitigkeiten von den Familienvätern, den Greisen und Grundbesitzern bestraft oder geschlichtet werden. Die größeren Verbrechen, politische Vergehen und Appellationen kommen vor den Gerichtshof der Doris. Wie jeder Vertrag, so fordert bei den Gallas auch jeder Prozeß ein Opfer. Das Prozeßverfahren ist genau bis ins einzelnste geregelt[2]. Einen öffentlichen Ankläger oder Staatsanwalt gibt es nicht, der Kläger muß immer der nächste Verwandte des Geschädigten sein. Sie kennen auch eine Art Jury (Schwurgericht) und verlangen Einstimmigkeit der Geschworenen bei der Verurteilung.

Die Hauptstrafen sind folgende: Im Falle des Diebstahls muß der Dieb, wenn er den gestohlenen Gegenstand zerstört oder veräußert hat, wie bei den alten Juden[3] das Fünffache wiedererstatten. Ist der Gegenstand noch in Natur vorhanden, so muß der Dieb ihn hergeben und erhält Prügel. Verleumdungen und Beschimpfungen werden ebenfalls mit dem Stock bestraft; außerdem muß der Schuldige ein Opfer darbringen. Wer einen andern verwundet oder verstümmelt hat, muß vollen Schadenersatz an Vieh bezahlen. Der Angreifer, der seinen Feind krank gemacht hat, muß ihn mit Fleisch ernähren, bis er vollständig genesen ist; hat er ihn zum unheilbaren Krüppel geschlagen, so muß er ihm seine Tochter zur Ehe geben, damit diese ihn das ganze Leben pflege. Bei unfreiwilligem Totschlag wird der Schuldige für ein oder zwei Jahre verbannt. Der Ehebruch wird durch eine Zahlung von Vieh gebüßt, oder aber der beschimpfte Ehemann kann den Schuldigen in nichttödlicher Weise verstümmeln[4]. Beim Mord tritt Blutrache ein. Der nächste Verwandte des Getöteten muß den Mörder töten. Hat der Tote keinen oder nur einen ohnmächtigen Rächer, so bemächtigt sich der Stamm des Schuldigen und überliefert ihn dem Rächer oder tötet ihn selbst, indem er ihn von einem Felsen herunterstürzt oder ihn ersäuft. Oft kommt aber der Mörder mit einem Sühnegeld davon, das gewöhnlich um so größer, je reicher der Mörder ist[5].

Was die Ehe betrifft, so kauft der Galla seine Frau; der absolute Preis ist gewöhnlich 20 Ochsen oder das Äquivalent an Arbeitstagen. Die Ver-

---

[1] M. de Salviac, Un peuple antique au pays de Menelik 195.
[2] Ebd. 201. [3] Ex 22, 1. [4] M. de Salviac a. a. O. 202.
[5] Ebd. 202—203.

lobung findet an dem Tage statt, an dem der Bräutigam seinem künftigen Schwiegervater die erste Bezahlung leistet. Bei der Heirat gibt der Vater der Tochter als Mitgift eine bestimmte Anzahl Kühe oder Ziegen, damit im Falle eines Unglücks oder der Böswilligkeit des Mannes es ihr nicht an Milch und fruchtbaren Rindern fehle. Sobald der Ehevertrag abgeschlossen ist, gilt die Ehe bei den Gallas als unauflöslich. Nichts mehr in der Welt vermag sie aufzulösen, selbst eine längere Trennung der Gemeinschaft wird unmöglich. Kommt es zu einem Streit, so eilen die Greise herbei, um eine Versöhnung zu bewirken, und im Notfall züchtigen sie den Widerspenstigen. Nach der Ehe der Katholiken, sagt Msgr Taurin[1], ist die Ehe der Gallas die festeste. Doch gibt es auch Ehen auf Kredit, die abgeschlossen werden, bevor der Bräutigam seine Bezahlung geleistet hat. In diesem Falle können die Eltern die Tochter wieder zurücknehmen, wenn der Mann zahlungsunfähig ist. Der Wert einer auf diese Weise verheirateten Frau wächst mit der Zahl der Kinder, die sie gebiert. Der Mann kann sie heimschicken, anstatt zu bezahlen. Doch kommt das kaum vor, außer im Falle der Unfruchtbarkeit. Praktisch bleibt gewöhnlich auch im letzteren Falle die Ehe bestehen. Die Heirat unter Verwandten ist verboten. Die Gallas halten es nicht für erlaubt, eine Frau zu heiraten, die im 6. Grade mit ihnen verwandt ist. In den besseren Familien, in denen der Stammbaum gut bekannt ist, dehnt sich das Ehehindernis bis zum 15. Grad aus. Vielleicht ist es dieser Strenge zuzuschreiben, daß man bei den Gallas so wenig mißgestaltete Leute antrifft.

Die Mehrzahl der Gallas hat nur eine Frau; bloß die Reichen und Vornehmen haben mehrere Frauen, und unter den obengenannten Bedingungen gilt die Ehe für alle diese Frauen als unauflöslich. Die Vielweiberei beruht bei den Gallas teils auf der Liebe zu Kindern teils auf dem Verlangen, sich hervorzutun und Gewinn zu erzielen. Die erste Frau gilt als die Hauptfrau und die Herrin der übrigen. Die Stellung der Frau bei den Gallas ist im allgemeinen eine geachtete; sie wird auch lange nicht so abgesperrt wie die Frau der Muselmänner. Im Zorn behandelt allerdings der Galla seine Frau nicht gerade schonend und schlägt sie manchmal blutig. Der reiche Galla baut jeder seiner Frauen eine eigene Hütte und weist jeder eigene Weiden für die Herden an. Untreue unter den Ehegatten scheint aber oft vorzukommen[2].

Wie bei den alten Israeliten herrscht auch bei den Gallas die Leviratsehe. Wenn ein Mann stirbt, muß sein Bruder oder nächster Verwandter die Witwe heiraten, es sei denn, daß diese Kinder hat, die sie zu ernähren im stande ist, und daß sie auf die Wohltat des Gesetzes verzichtet[3].

Einige Tage nach der Geburt eines Kindes ruft der Vater im Einverständnis mit einem Wahrsager seine Freunde zusammen, setzt sich in der Mitte des Hauses nieder, nimmt öffentlich das Kind zum Leben an, gibt ihm einen Namen und bringt eine Milchlibation dar[4]. In der ersten Woche nach der Geburt eines Kindes bleiben die Eltern beständig im Hause; alle Besuche und Geschäfte außer dem Hause unterbleiben. Es ist ein Überbleibsel der alten Reinigungsgesetze. Am achten Tage nach der Geburt schneiden die Gallas dem Kinde

[1] Ebd. 215. [2] Ebd. 220. [3] Ebd. 221. [4] Ebd. 227.

die Haare in Form einer Krone. Diese Krone gilt als Zeichen der Unschuld und Mahnung an die Ehrfurcht, die dem Kinde gebührt. Um dieselbe Zeit wird die Beschneidung an Knaben und Mädchen vorgenommen[1]. In der Familie werden die Mädchen fast gleich behandelt wie die Knaben. Die jungfräuliche Reinheit der Mädchen wird sorgfältig gehütet. Um das zehnte Jahr herum werden die Mädchen verlobt und um das vierzehnte verheiratet. Obwohl im allgemeinen die Eltern die Ehen der Töchter vereinbaren, ist doch diesen die Möglichkeit gelassen, sich verhaßten Brautwerbern zu entziehen.

Obwohl die Gallas weniger auf Etikette und Zeremonien halten als die Abessinier, sind sie doch im Umgang höflich und herzlich. Der Europäer bemerkt bald wohlwollende Aufmerksamkeiten und Zeichen einer herzlichen Freundschaft, die er bei diesen in Lumpen gehüllten Eingebornen nicht erwartet hätte[2].

Bei den Gallas ist der Erstgeborne der alleinige Erbe; dadurch erhält sich die Familie und deren Tradition. Die jüngeren Söhne erhalten nur, was ihnen der Vater zu Lebzeiten geschenkt hat oder was sie als Vermächtnis im Testament erhalten. Das Testament wird mündlich errichtet. Stirbt der Vater unversehens, ohne für die Zukunft der Seinigen gesorgt zu haben, so bestimmen die Greise den Erstgebornen auf friedlichem Wege, für die Stellung seiner Brüder zu sorgen. Sind Söhne von verschiedenen Müttern vorhanden, so erben alle. Der älteste erhält zwei Drittel der Erbschaft, der zweitgeborne zwei Drittel vom Rest usw. Bettler gibt es bei den Gallas keine, auch nicht verlassene Waisen. Die Familien müssen alle die Ihrigen, die in Not geraten sind, aufnehmen, und die Waisen, die sich selbst nicht erhalten können, suchen im Hause des nächsten Verwandten ihre Zuflucht, auch wenn dieser das nicht gern sieht.

Erstaunlich ist die Art und Weise, wie sich die Gallas in der Not gegenseitig unterstützen. Brennt einem das Haus ab oder geht ihm die Herde zu Grunde, so kommen ihm die andern, oft aus der Ferne, zu Hilfe, bringen Holz oder ein Stück Vieh, um dem Unglücklichen wieder aufzuhelfen. Ein wahrer Galla muß jedem Landsmann, ja jedem Verbündeten, der sich einstellt, von seiner Nahrung mitteilen[3].

Kommt ein kranker Galla zum Sterben und ist nur wenig Hoffnung auf Rettung, so füllt man ihm den Mund mit geronnener Milch oder mit Butter in einem Tüchlein auf die Gefahr hin, ihn zu ersticken. Milch und Butter gelten als Symbol aller Güter und Ehren, und mit überfließenden Segnungen soll der Oromo aus diesem Leben scheiden. Die Toten werden unter lautem Klagen in einem Grabe unfern des Hauses beigesetzt. In einer Wand des Grabes wird eine Nische gemacht, und in diese wird der Leichnam in sitzender oder vielmehr zusammengekrümmter Stellung gebracht. Zuweilen werden die Lieblingsspeisen und -getränke des Verstorbenen daneben gelegt. Auf dem Grabe häuft man Steine zusammen, und rings um das Grab wird ein Kranz von Steinen errichtet. Auf dem Grabe opfert man je nach dem Vermögen einen Ochsen oder ein Schaf als Fürbitte und Hilfe für den Verstorbenen.

---

[1] M. de Salviac, Un peuple antique au pays de Menelik 229.
[2] Ebd. 232. [3] Ebd. 237.

Das Fleisch wird unter die Armen und Fremden verteilt. Nur an den Jahrestagen essen die Verwandten auch von dem Opferfleisch. — Der Erstgeborne erbt alle bürgerlichen und politischen Rechte des Toten[1].

2. Die Dinkaneger.

Die Dinkas sind wohl die ältesten Bewohner der weiten Ebenen zu beiden Seiten des Weißen Nils zwischen dem 6. und 12.° n. Br. Von einem Teil der Westufer wurden sie durch die Schilluks verdrängt, von denen wir gleich reden werden. Sie sind mehr als mittelgroß und gut proportioniert. Die Hautfarbe ist schwarz, die Haare sind krause. Ihre politische Organisation ist sehr locker. Jedes Dorf bildet eine Gemeinde, die ihre Viehherden gemeinsam weiden läßt. Das Dorf erkennt einen Häuptling an, dessen Autorität aber nicht groß ist. Er ist ein Mann, dem sein Reichtum und sein persönlicher Charakter einen gewissen Einfluß verschafft haben. Aber er kann keine Steuern auflegen. Jeder ist frei in allem, was er tut, er kann seine Streitigkeiten fortführen und sich selbst Gerechtigkeit verschaffen. Selten einmal mischt sich das ganze Dorf in eine Angelegenheit, um Gerechtigkeit zu üben und einen Schuldigen zu verjagen oder gar zu töten. Der Häuptling empfängt einige Zeichen von Ehre und Unterwürfigkeit. Er geht immer voran, setzt sich auf den besten Platz und hat oft als Zeichen der Würde ein Individuum bei sich, das alles, was er spricht, wörtlich wiederholt[2]. Im Kriege sind die Häuptlinge die Führer. Die Dinkas sind voll unbeugsamen Trotzes gegen alle Fremden und voll Freiheitsliebe.

Hinsichtlich der Religion glauben die Dinkas an ein höchstes Wesen, den „Großen Geist", den Urheber alles Guten, den sie „Garan" oder „Dengdid" (Großer Regen) oder auch Nyalich (dort oben) nennen. Dengdid hat alles, auch den Menschen erschaffen. Er ist gut, kümmert sich aber wenig um die Weltregierung. Deshalb erweisen ihm die Dinkas auch wenig Verehrung. Zöppritz[3] behauptet, daß sie ihm gar keine Verehrung zollen. Das ist aber doch nicht richtig. Nach dem Zeugnis des Dom Daniel Sorur Dharim Den[4], eines durch Geburt dem Dinkastamm angehörigen katholischen Missionärs, leisten die Dinkas dem Dengdid einen doppelten Akt der Verehrung; sie bringen ihm zunächst die ersten Früchte zum Opfer. Sie streuen dieselben auf den Boden im Hofraum und sprechen dabei: „Vater, der du uns diese Früchte gegeben, segne uns und unsere Früchte." Dazu kommt noch ein zweiter Erweis der Verehrung für Dengdid oder, wie der genannte eingeborne Priester stets schreibt, Den-dit. Wenn dem Lande ein Krieg oder die Hungersnot oder sonst ein öffentliches Unglück droht, wenden sich die Häupter der Dörfer an irgend eine Familie, gleichviel ob sie arm oder reich sei, und verlangen die

[1] Ebd. 238.

[2] K. Zöppritz, E. de Pruyssenaeres Reisen und Forschungen im Gebiete des Weißen und Blauen Nil (Ergänzungsheft 50 zu Petermanns Geograph. Mitteilungen, Gotha 1877, 21). [3] Ebd. 27.

[4] Vgl. den interessanten Brief dieses Missionärs in den Annales de la propagation de la foi 1888, 51 ff; ferner Anthropos VI 122.

„heilige Kuh". Jede Familie ist verpflichtet, der Forderung nachzukommen. Der Vorsteher des Dorfes übergibt die Kuh den Händen der Frauen. Diese führen sie unter Gesängen zum Ufer des Stromes und jagen sie durch den Strom auf das andere Ufer, damit sie dort in der Wüste sich verliere und die Speise der wilden Tiere werde. Ist die Zeremonie beendet, so kehren alle Frauen schweigend nach Hause. Sie dürfen keinen Blick auf die Kuh werfen, sonst würde das Opfer ungültig. Der Grund, warum man diese Kuh die „heilige Kuh" nennt, ist, weil sie allein für das Opfer bestimmt ist. Keine Frau darf ihre Milch genießen, die den Männern vorbehalten ist. Nur zur Zeit der Hungersnot ist es erlaubt, die Kuh zu töten, und auch das ist das ausschließliche Vorrecht der armen Familien, die sonst nichts zu essen haben. Dieselbe Vorschrift gilt auch von den Rindern, die von ihr geboren werden[1]. Die Dinkas behaupten, daß einst die großen Häuptlinge mit Dengdid verkehrten und in seinem Hause waren, und daß man deswegen in jener Zeit sehr viel wußte, was man heute nicht mehr weiß. Aber infolge von Neid und Streit wurden sie aus dem Hause Dengdids hinausgeworfen. Jetzt führen die Dinkas ein Leben ohne Kenntnis der Dinge des höchsten Wesens; ihre Väter aber sind schuld daran, und das genügt ihnen und belästigt sie weiter nicht, um Nachforschungen anzustellen.

Außer an Gott glauben die Dinkas auch an gute und böse Geister. Um die ersteren scheinen sie sich nicht zu kümmern, die bösen dagegen sehen sie als Urheber aller Übel an. Durch allerlei Zauberkünste, deren Ausübung das Handwerk einer eigenen Menschenklasse bildet, suchen sie den Einfluß des bösen Geistes zu hindern. Eine eigentliche religiöse Verehrung scheint den Schlangen erwiesen zu werden, die sie als das Prinzip oder Symbol alles Bösen ansehen und denen sie Opfer darbringen[2]. Ob die Dinkas an die Unsterblichkeit der Seele glauben, wird von mehreren bezweifelt. So von dem schon erwähnten Missionär Kaufmann und auch von Schweinfurth, der überhaupt bezweifelt, ob in Afrika der Unsterblichkeitsglaube einheimisch sei. Dieser Zweifel ist ganz unberechtigt, wie wir heute wissen. Von den Schilluknegern behauptet Schweinfurth[3] selbst: „Von den Verstorbenen nehmen sie an, daß sie unsichtbar stets in der Nähe der Lebenden weilen und sie begleiten." Auch Zöppritz[4] schreibt: „Der Glaube an die Unsterblichkeit ist nicht vorhanden. Ich habe oft die Neger über die Dinge befragt und immer zur Antwort erhalten, daß nach dem Tode alles aus sei, und wenn ich von einem andern Leben und der Auferstehung sprach, machten sie sich über mich lustig." Wer bedenkt, wie ungern die Neger mit Fremden, die nicht seit langem ihr ganzes Vertrauen gewonnen, über ihre religiösen Ansichten sprechen und wie schwer es hält, ihre wahre Meinung zu ergründen, wird auf diese Antworten nicht allzuviel Gewicht legen. Man kann die widersprechendsten Ansichten von den Wilden zu hören bekommen. Außerdem verwechselt er zwei Dinge. Etwas anderes ist die Auferstehung des Leibes und etwas anderes das Fort-

[1] Annales de la propagation de la foi 58.
[2] Vgl. A. Kaufmann, Schilderungen aus Zentralafrika (1862) 127.
[3] Im Herzen Afrikas I (1874) 99. [4] A. a. O. 27.

leben der Seele nach dem Tode. Von der Auferstehung des Leibes wissen die Neger nichts; wohl aber glauben sie allgemein an das Fortleben der Seele. Welches Vertrauen die Ergebnisse der Gespräche der Reisenden mit den Eingebornen verdienen, zeigt das, was Sam. White Baker[1] mitteilt. Danach glauben die Neger am Obernil nicht einmal an gute und böse Geister, noch weniger an ein höchstes Wesen; sie haben auch keine Angst vor bösen Geistern u. dgl. Und doch weiß man aus dem Zeugnis der Missionäre längst, daß das falsch ist. Was speziell den Glauben an das Fortleben der Seele nach dem Tode betrifft, so bemerkt Kaufmann[2], daß man die Toten mit einer gewissen Feierlichkeit begräbt und die Totengräber sich Erde in das Ohr legen, um das Geheul des Toten nicht zu hören. Das hätte keinen Sinn, wenn sie meinten, mit dem Tode sei alles aus. Fr. X. Geyer[3] schreibt von den Sudannegern südlich von Chartum: „Bei den 23 Negerstämmen mit verschiedener Sprache, mit denen ich auf meinen verschiedenen, teilweise weiten Reisen bis an die Nil-Kongo-Wasserscheide in Berührung kam, fand ich überall eine mehr oder weniger ausgeprägte Vorstellung von einem höchsten Wesen und einem Namen für Gott sowie eine dunkle Ahnung von einem Etwas nach dem Tode, welche jedoch das praktische Leben kaum beeinflußt. Das göttliche Sittengesetz ist ihrem Herzen eingeprägt. Diebstahl, Mord, Mißhandlung der Eltern, grobe Vergehen gegen die Sittlichkeit und besonders Ehebruch gelten als Sünden."

Derselbe Missionär zitiert folgendes Lied der Dinkas: „Am Tage, an dem Gott alle Dinge schuf, schuf er die Sonne, und die Sonne geht auf, steigt hinüber und kehrt wieder. Er schuf den Mond, und der Mond geht auf, steigt hinüber und kehrt wieder. Er schuf die Sterne, und sie gehen auf, steigen hinüber und kehren wieder. Er schuf den Menschen, und der Mensch erscheint, geht zur Erde und kehrt nicht wieder."[4] Dazu bemerkt er: „Dieser Ausdruck, ‚der Mensch kehrt nicht wieder', will nicht besagen, mit dem Tode sei alles zu Ende. Diese armen Heiden nehmen die Dinge so, wie sie sie sehen. Die Dinkas haben nicht nur eine dunkle Idee von einem zukünftigen Leben, sondern sie scheinen auch eine Ahnung von einem Lohne und einer Strafe nach dem Tode zu haben. Einige sagen, nach dem Tode sei für die Guten ‚das Haus des Friedens' da und für die Schlechten ‚das Haus des Feuers'. Andere glauben, daß ein Teufel der Wüste den toten Bösewicht holt und ihn in das Land des Feuers trägt."[5] Die Dinkas schaufeln gleich nach dem Tode ein Grab, und zwar vor der Hütte des Toten. Das tun sie, um die zahlreichen Hyänen am Ausscharren der Leichen zu hindern

---

[1] The Albert Nyanza I, London 1866, 247—250; vgl. Fr. v. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen II 216.

[2] Schilderungen aus Zentralafrika 130.

[3] Katholische Missionen 1908—1909, 19.

[4] Vgl. die Zeitschrift La Nigrizia, 14. Jahrg. (Verona 1896), 179.

[5] Ebd. 183—184. Im „Stern der Neger" (4. Jahrg. [1901]) schreibt derselbe Missionär, von den Dinkas, Baris und Nubas redend, man entdecke bei allen diesen Stämmen einigen dunkeln Glauben an das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, an Lohn und Strafe nach dem Tode.

und um ihre Toten nahe bei sich zu haben. Auch Bischof Geyer[1] erzählt, daß der, welcher das Grab schaufelt, sich Erde in die Ohren setzt, um nicht das Geheul des Toten zu vernehmen. Nach dem Tode halten die Verwandten drei oder vier Fasttage, und am fünften Tage zündet man auf dem Grabe ein großes Feuer an und schlachtet ein Schaf als Opfer für den Toten und für seine Eltern, damit der Teufel ihnen nicht noch mehr Übles zufüge oder noch ein anderes Glied der Familie durch den Tod weghole[2].

Ein ganz durchschlagendes Zeugnis für den Unsterblichkeitsglauben der Dinkas besitzen wir von dem schon erwähnten Priester Daniel Sorur Dharim Den[2], einem gebornen Dinka. Er schreibt: „Wir (Dinkaneger) glauben an das Dasein eines Feuerhauses und eines Hauses des Friedens. In diesem empfangen die Guten den Lohn der Gerechten, in jenem werden die Bösen nach dem Verhältnis ihrer Fehler bestraft.“ Derselbe Priester schreibt noch über die Dinkafamilie: „In einer wohlgeordneten Familie ist der Vater absoluter Herr. Die Kinder müssen bis zu ihrer Heirat unter dem väterlichen Dache bleiben; dann werden sie frei und denken nur mehr daran, ihre Herden zu vermehren, neue Felder zu erwerben und ihren Kindern eine ihrer sozialen Stellung entsprechende Erbschaft zu hinterlassen. Die Fehler gegen das sechste Gebot werden streng bestraft. Die auf der Tat ergriffenen Schuldigen werden dazu verurteilt, einen Ochsen zu liefern; man schneidet ihn entzwei, verbrennt einen Teil davon als Opfer, der andere wird unter die beiden Familien geteilt, und die Sühne ist vollendet.“[3]

Ungerechtfertigt ist nach dem Gesagten die Annahme, daß es bei den Dinkanegern kein eigentliches Familienband und Familienleben im europäischen Sinne gebe. Ist ein Familienglied gestorben, so legt die ganze Familie für längere Zeit das Zeichen der Trauer an, nämlich einen Strick um den Hals. Obwohl die Polygamie allgemein ist, hat doch nur die erste Frau alle Ehren, und ihre männlichen Kinder allein werden als die legitimen Erben angesehen[4].

Die Eingehung der Ehe geschieht wie meist bei den Orientalen. Hat der Jüngling ein Mädchen gefunden, das ihm gefällt, so sucht er zuerst ihre Einwilligung zu erhalten; dann geht er zu ihrem Vater und unterhandelt um den Preis, der meist in Kühen und Ochsen besteht. Selbst eine Verlobung kennt der Dinka. Es wird nämlich das Mädchen oft schon im zarten Alter von sieben bis neun Jahren dem Bewerber um den festgesetzten Preis versprochen. Dieser muß sogleich einen Hammel bezahlen, welcher geschlachtet und geschmaust wird. Die Hochzeit findet aber meistens erst statt, wenn das Mädchen 15—16 Jahre alt geworden ist. Am Hochzeitstage kommen die Freunde des Bräutigams mit Krügen voll Milch zum Vater der Braut; bei Vornehmen wird ein Ochs geschlachtet und ein Freudenmahl gehalten. Der Bräutigam übergibt einen Teil seines Kaufpreises und bringt damit die Ehe zum Abschluß. Er führt die Braut in seine Wohnung und überreicht ihr zwei Felle als Kleidung.

---

[1] La Nigrizia 1896, 185.
[2] Vgl. Annales de la propagation de la foi LX (1888) 57.
[3] Schweinfurth, Im Herzen Afrikas I (1874) 182.
[4] Annales de la propagation de la foi, ebd. 57.

Bei höheren Preisen wird die ganze Summe erst dann bezahlt, wenn die junge Frau in Hoffnung ist. Bleibt sie unfruchtbar, so erfolgt keine Nachzahlung mehr; oft wird sie sogar heimgeschickt, was zu mancherlei Streit Veranlassung gibt. Das Los der Dinkaweiber ist hart; alle mühsamen Arbeiten liegen ihnen ob, während die Männer faulenzen und Tabak rauchen. Auch die Vielweiberei trägt wesentlich dazu bei, das Los des Weibes zu verschlechtern. Trotzdem versichert uns ein Missionär, daß die Frau nicht nur frei herumgehen kann, sondern auch geachtet ist und im Kriege geschont wird. Die Negerkinder lieben ihre Eltern, wie auch umgekehrt die Eltern, besonders die Mütter, mit zärtlicher Liebe ihren Kindern zugetan sind[1].

Manche Ehehindernisse bringt den Dinkas ihr Totemismus. Die Dinkastämme werden nämlich in eine Zahl von exogamen Klans oder Geschlechtern eingeteilt, welche die Bor-Dinkas ut, die Tains und Alials gol und die Shish deb nennen. Die meisten von diesen Klans haben als Totem ein Tier, das die Tain-Dinkas kwar nennen und das wie eine Art Schutzgeist des Klans angesehen wird. Kein Glied des Klans würde es wagen, das Totemtier des Klans zu verletzen. Einige Stämme haben statt eines Tieres eine Pflanze oder das Feuer als Totem und betrachten und behandeln diese Dinge wie die übrigen ihr heiliges Tier. Die meisten Klans, die ein Tier als Totem haben, leiten ihren Ursprung von einem Manne ab, der ein Zwilling war. Sein Mitzwilling war ein Tier von der Gattung, zu der das Totemtier gehört. Die Kinder erben stets das Totem ihres Vaters; doch wird daneben das Totem der Mutter vielfach, wenigstens während einiger Generationen, respektiert. Auch die Ehegatten achten gegenseitig ihre Totems, so daß z. B. keiner vom Totem des andern ißt[2].

Obwohl die Dinkas kein geschriebenes Gesetzbuch besitzen, haben sie doch ein sehr ausgebildetes Gewohnheitsrecht, dessen Übertretung je nach der Schwere des Falles streng bestraft wird. Eine ziemlich eingehende Darlegung dieses Gewohnheitsrechts besitzen wir aus der Feder des Kapitäns H. O'Sullivan[3], der heute Gouverneur der Obernilprovinz ist. Wir erwähnen beispielshalber die genau festgesetzten Strafen für die Verführung eines Mädchens, besonders wenn dieses Mutter wird oder gar im Kindbett stirbt, für Blutschande unter nahen Verwandten, für Ehebruch, für Raub eines Mädchens oder einer verheirateten Frau, für Diebstahl, für körperliche Mißhandlung, für Mord und Totschlag usw. Für begangene Blutschande muß auch ein „Sühnopfer" dargebracht werden.

Die Männer halten jede Bekleidung unter ihrer Würde. Die verheirateten Frauen tragen um die Lenden zwei Ziegen- oder Schaffelle, und das tun auch die Mädchen nach dem zehnten bis zwölften Jahre, wenn sie das Haus ver-

---

[1] Kaufmann, Schilderungen aus Zentralafrika 116 132.

[2] Ausführlich handelt über diese Totems Seligmann in dem Artikel „Dinka" in der Encyclopedia of Religion and Ethics, edited by Hastings, IV, Edinburgh 1911, 705 ff.

[3] Vgl. The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XL (1910) 171 ff.

lassen[1]. Vor dieser Zeit bleiben sie ganz nackt. Unter solchen Verhältnissen läßt sich erwarten, daß ihre Keuschheit nicht in allem den christlichen Anforderungen entspricht und ihre Schamhaftigkeit viel zu wünschen übrig läßt. „Doch sind sie in Gegenwart des Fremden eingezogener, als man glauben könnte. Ich muß sagen, daß ich durch drei Jahre nie etwas Unsittliches gesehen oder in meiner Gegenwart gehört habe, wenn auch noch so oft junge Burschen und Mädchen untereinander beisammen waren. Von der Verführung eines jungen Mädchens haben wir wenig gehört; dazu mag wohl der Umstand viel beitragen, daß die Mädchen als Bräute verkauft werden und der Verführer die Rache des Vaters zu gewärtigen hätte, den er so um einige Kühe gebracht. Allein um so freier und frecher leben ältere Mädchen, die keinen Mann gefunden, und entlaufene Weiber." [2]

Der Hauptbesitz der Dinkas besteht im Vieh, besonders in zahlreichen Rinderherden, die für einen ganzen Bezirk in einem großen Park vereinigt sind. Alles Dichten und Trachten des Dinka dreht sich um seine Rinder, die ihm fast teurer sind als Weib und Kind.

Seiner Sklavenstellung entsprechend erbt das Weib nicht, sondern wird vererbt. Sein Besitz erstreckt sich bloß auf Glasperlen und Ringe aus Kupfer und Eisen. Hinterläßt ein Vater mehrere erwachsene Kinder, so verteilt er noch vor seinem Tode die Habe unter seine Söhne, damit keine Erbstreitigkeiten entstehen. Die Weiber und Töchter bleiben beim Erstgebornen, der nach dem Tode des Vaters als Haupt der Familie gilt. Hat ein Vater bloß kleine Kinder, so geht das Erbe an den nächsten Verwandten, bis die Söhne groß geworden, wo sie dann die Erbschaft des Vaters antreten und an seinem Grabe einen Kuhpark anlegen.

Die Dinkastämme führen häufig Kriege untereinander, zu denen meistens der Raub einer Frau oder Viehdiebstahl Veranlassung gibt. Doch sind die Kriege nicht sehr blutig und gewöhnlich bald beendigt. Die Besiegten müssen zur Sühne ein paar Kühe abtreten.

3. Die Schilluks[3].

Die Schilluks am linken Ufer des Weißen Nils zwischen dem 11. und 9. Breitegrad erkennen ein höchstes Wesen an, das sie Dschuok (Čuok) oder auch Dschuok Atang (Gott Schöpfer) nennen. Jedes Kind im Schilluklande gibt auf die Frage, wer es erschaffen, zur Antwort: Der große Geist (Dschuok)[4] hat mich erschaffen. Der an Sprache und Sitten den Schilluks sehr ähnliche Bruderstamm, die Dschurs, nennen ebenfalls ihr höchstes Wesen Dschuok. In Äquatorialafrika, nahe beim Ausfluß des Bahr-el-Gebel aus dem Albert Nyansa-

[1] La Nigrizia, 17. Jahrg. (1899), 107. [2] Kaufmann, Schilderungen ꝛc. 93.
[3] Vgl. W. Hofmayr F. C. S., Religion der Schilluk, im Anthropos VI (1911) 120 ff. Vgl. auch Ohrwalder, Im Lande der Schilluk, im „Stern der Neger", 4. Jahrgang (1901), 327; ferner den 6. Jahrgang (1903), 72; La Nigrizia 1907, 146 ff; 1903, 12 ff.
[4] In der Schreibweise folgen wir dem Bischof Geyer, der in seinem Werke „Durch Sand, Sumpf und Wald" (1912, 181 ff) den Gott der Schilluks stets Dschuok nennt.

see, befinden sich zwei Volksstämme, die Alurus und Ascholis, die man auf den ersten Blick als zur Familie der Schilluks gehörig erkennt. Auch diese haben Dschuok als ihr höchstes Wesen. Die Grundidee des Schillukwortes Dschuok ist die eines Wesens, welches unergründlich, unerkannt ist, dem alles den Verstand Überschreitende, Riesenhafte zugeschrieben wird, das hoch über den Geistern der Verstorbenen und den bösen Geistern steht, welchen es die Welt überläßt, und das also auch keine Opposition zur Seite hat. Ihm wird das für den Menschen Gute und Böse zugleich zugeschrieben, denn es ist der Erschaffer, Bestrafer der Sünden und Urheber des Todes. Im übrigen wohnt es hoch droben und kümmert sich um die Menschen nicht. Glück und Unglück hat es den untergeordneten Geistern übergeben. Deshalb bringt der Schilluk diesem seinem Schöpfer und Herrn kaum irgendwelche Verehrung dar. Er nennt den Namen Dschuok selten, außer in drei Begrüßungsformeln: bei der Ankunft: dich hat Dschuok hergebracht, und: dich hat Dschuok erhalten; und beim Abschied: es führe dich Dschuok[1]. Alles Wunderbare wird ihm zugeschrieben. Der Komet Halley wurde im Schilluklande sofort als der Stern des großen Geistes bezeichnet. Endlich wird der Name Dschuok bei Krankheit und Tod genannt, in welchem Augenblicke der große Geist nur als Rächer vergangener Sünden auftritt. So heißt es: ya da Dschuok, ich bin krank; oder: anake Dschuok, er ist tot. Nur in diesem Falle wird ein Opfer dargebracht, das aber, wie Hofmayr sagt, ohne eigentliche Verehrung der Gottheit, nur um den Geist zu sühnen, in der den Umständen angemessenen düstern Stimmung dargebracht wird. Wird der Kranke auf das Opfer hin gesund, so wird die Rettung der Fürsprache Nykangs bei Dschuok zugeschrieben. Schon aus diesen Angaben geht hervor, daß Dschuok die Weltregierung doch nicht ganz aus den Händen gegeben hat.

Seinem Wesen nach ist Dschuok für den Schilluk yomo, Wind, Geist; er kann überall gegenwärtig sein, er ist unsichtbar, aus seiner Hand ist alles hervorgegangen und kann alles hervorgehen. Fragt man, wo Dschuok wohne, antwortet der Schilluk: Er ist oben, in den Lüften, über den Wolken, da hat er ein großes Haus. Was er aber in seinem Hause tue, das wissen sie nicht. Früher sollen die Menschen gelegentlich zu Gott gegangen sein, um mit ihm zu sprechen. Nykang war der erste und auch der letzte Schilluk, der mit dem großen Geist verkehrte. Seitdem dieser von der Erde verschwunden, würdigt sich Dschuok nicht mehr, direkt mit den Menschen zu unterhandeln, sondern tut alles auf Fürbitte dieses ersten Königs hin[2].

Was die Schilluks der Verehrung Gottes entziehen, wenden sie dem Ahnenkult zu. Im allgemeinen beschränkt dieser sich auf größere Häuptlinge, auf Prinzen und, für das ganze Schillukland, auf die Könige. Größeren Häuptlingen oder Prinzen, besonders wenn sie das Opfer der Rachsucht geworden sind, werden auch kleinere Tempel erbaut. Einen eigentlichen Ahnenkult wie bei den Chinesen, wo jedes Haus seine eigenen Ahnen verehrt, gibt es nicht. Die Gräber der großen Ahnen sind auch verschieden von denen der übrigen. Will der Vater seine Tochter verheiraten, so führt er sie an das Grab des Ahnen und spricht: „Herr, hier bringe ich dir mein Kind; segne es! Du weißt,

[1] Hofmayr a. a. O. VI 121. [2] Ebd. 122.

ob seine Wege gerade sein werden oder ob ihm Unglück bevorsteht. Wenn du nur willst, so wird mein Kind glückselig sein. Ich opfere auch ein Schäflein; sein Blut wird durch die Erde zu dir dringen und für mich und mein Kind sprechen."

Der überall und am meisten verehrte Ahne ist Nykang, der erste Schilluk-könig, der nie ohne ehrende Beiworte, wie Vater, Ahne, der große König usw., genannt wird. Nykang ist wohl eine historische Persönlichkeit. Er hat die Schilluks in ihr jetziges Land geführt, sie siegreich, groß und kriegerisch gemacht, er hat Heirat und Recht geregelt, das Land unter sie verteilt und in Distrikte geordnet. Um sie von sich abhängig zu machen, hat er sich als ihren größten Wohltäter, d. h. als Regenmacher, ausgegeben. Sein beabsichtigter Tod bei einem großen Fest gelegentlich eines heftigen Wirbelwindes erregte bei den Schilluks die Idee der Entrückung aus diesem Leben, weshalb Nykang nicht als tot, sondern als der Erde entschwunden betrachtet wird. Er ist Wind, Geist (yomo), lebt unter seinem Volke, das er beschützt und dem er sich in verschiedenen Formen zeigt. Alles, was in den verschiedenen Tierarten irgendwie königlichen Charakter trägt, ist sein zeitweiliger Aufenthaltsort oder steht in seinem besondern Dienst, um die Schilluks stets an ihre Pflichten gegen ihn zu erinnern. Ein solches von Nykang bewohntes oder ihm geweihtes Tier darf nur bei Gelegenheit eines Opfers getötet und aufgezehrt werden. Auserlesenster Aufenthaltsort Nykangs sind gewisse Personen. Deren gibt es zwei Arten: die erste, Red (König), umfaßt die Personen jeden Geschlechts, die durch irgend ein Opfer unter seine besondere Familie gelangt und durch weiße und grüne Perlen am Fuße kenntlich sind; die zweite umfaßt alle Personen, die auf außerordentlichem Wege von Nykang selbst auserwählt wurden. Dazu gehören alle Personen mit Krämpfen oder großen Nervenleiden und die Mondsüchtigen. In ihren Anfällen sind sie von Nykang in Besitz genommen. Hat eine derartige Person ein schönes Stück Vieh, so geht auch auf dieses die Gewalt Nykangs über. Besondere Verehrung genießt das Krokodil, das allgemein als Ahne und Mutterschwester Nykangs bezeichnet wird. Speziell für das weibliche Geschlecht hat es große Bedeutung. Es ist nämlich die Form, unter welcher ihm die Nikaia, die Mutter Nykangs und sein weibliches Abbild, gegenwärtig ist. Sie wohnt im Krokodil, beschäftigt sich nur mit Müttern und hat großen Einfluß auf das Wohl der Kinder. Sie kann Glück und Unglück bringen und Krankheiten, besonders der Kinder, verursachen. Von ihr erzählen die Kinder die Fabel des Storches, und alte Weiber, die Nikaia heißen, tragen ihr zu Ehren diesen Namen und dürfen nicht vom Krokodil essen oder es berühren. Am Ufer des Flusses bringt man ihr ein Schaf als Opfer dar, und Kinder tragen ihr Brot und Merissa an den Fluß, um sie geneigt zu erhalten[1].

Als Regenspender ist Nykang der erste und größte Wohltäter des Volkes. An Orten, wo einst Nykang geweilt, wurden ihm größere Tempel erbaut. In Nibodo wuchsen zwei große Affenbrotbäume ohne Samen aus dem Boden, auf dem einst Nykang gestanden, und unter ihrem Schatten werden jetzt Opfer dargebracht. Die Tempel bestehen gewöhnlich aus einer Hütte mit zwei hohen

[1] Hofmayr im Anthropos VI 125.

Umzäunungen, um das Heiligtum vor profanen Augen zu schützen. Zum großen Tempel in Faschoda ist der Zutritt jedem Schilluk bei Todesstrafe verboten. In den Monaten Mai und Juni werden vor den Tempeln Opfer dargebracht und große Tänze aufgeführt, um Regen zu erflehen.

Eine große Rolle spielen im Leben der Schilluks die Geister der Verstorbenen. Von ihnen hängt Glück oder Unglück ab. Sie sind die Rächer der Vergehen an andern und als solche auch Urheber des Todes. „Dem Menschen hat der Geist heimgezahlt", sagt der Schilluk. Da im andern Leben die Menschen vollständig gleichberechtigt sind, muß die Sünde schon in dieser Welt gerächt werden, und sie wird gerächt von dem Geiste dessen, dem er einst Böses zugefügt oder Schuldiges nicht geleistet hat. Das ist also der Vergeltungsglaube, das Recht, welches sie auch über den Tod haben; in andern Fällen treten sie Dschuok die Gewalt ab[1]. Der Himmel der Schilluks entspricht ihren irdischen Gewohnheiten. Das Leben in der andern Welt nennen sie ein glückliches Zusammensitzen. Der seligste Augenblick des Schilluk ist, wenn er im Rate der Alten seine Pfeife raucht, auf dem Fell im Schatten der Hütte sitzt, über die Ereignisse des Tages sprechen, urteilen und dabei selbst mitbefehlen kann. Die Jungen besorgen das Vieh, die Weiber Haus, Küche und Feld, und so fehlt ihm nichts an der Glückseligkeit. Ähnlich malt er sich auch den Himmel aus.

Dschuok ist das höchste Wesen für alle Menschen und hat sie alle erschaffen. Als er sie erschaffen wollte, ging er von Land zu Land. Im Land der Fremden (Weißen) fand er feine weiße Erde, und so wurden die Menschen weiß. Dann kam er in das Land der Ägypter, nahm Nilschlamm, und so entstand ein roter (brauner) Mensch; endlich kam er in das Land der Schilluks, da fand er schwarze Erde, und so wurden die Schilluks schwarz geschaffen, und da Dschuok schon müde war, sind die Schilluks nicht gut geraten[2]. Doch existieren auch andere Versionen über den Ursprung der weißen und schwarzen Menschen; immer aber erscheint Dschuok als der Erschaffer aller Menschen, die er aus Erde gebildet hat.

Die Schilluks gehören nach dem Missionär P. Banholzer F.S.C.[3] zu den intelligentesten Negern; sie sind eine schlankgewachsene und kräftige Rasse. Wie alle Neger tragen sie eine gewisse Eitelkeit zur Schau. Die Männer haben als Kleidung ein Stück Tuch, das wie eine Toga um den Körper geworfen und auf der rechten Schulter befestigt wird. Die Frauen und Mädchen kleiden sich in Felle ähnlich wie die Männer, und zwar so, daß sie zuerst einen Schurz um die Lenden binden und dann größere Felle umhängen. Die Knaben laufen umher, wie sie Gott erschaffen hat. Männer und Frauen schminken sich und behängen sich mit allerlei Zieraten. Die kegelförmigen, strohbedeckten Hütten zeichnen sich durch Reinlichkeit aus. Der „Bürgermeister" des Dorfes ist nämlich zugleich oberste Sanitätsbehörde und kontrolliert streng, ob jede Frau wenigstens dreimal wöchentlich scheuert und alles sauber hält.

---

[1] Ebd. 127. [2] Ebd. 128.

[3] Im Lande der Schilluk, in den Katholischen Missionen 1902—1903, 174. P. Banholzer war Administrator der Missionen in Zentralafrika.

In der Gegenwart eines Häuptlings oder alter Leute dürfen Knaben und junge Leute nicht reden, wenn sie nicht dazu aufgefordert werden. Wenn alte Leute essen, muß das junge Volk sich zurückziehen, bis es aufgefordert wird, am Mahl teilzunehmen.

Im Punkte der Sittlichkeit ist es im großen ganzen besser bestellt, als man erwarten sollte. „Wir haben", schreibt P. Banholzer[1], „in diesen zwei Jahren niemals im gegenseitigen Verkehr oder bei Tänzen oder Festen irgend etwas Unanständiges gesehen. Freilich kommen grobe Ausschreitungen vor, aber sie fehlen auch in Europa nicht, wo das Klima keinen so entsittlichenden Einfluß ausübt." Dagegen sind die Schilluks sehr träg wie alle Neger. Sie arbeiten fast nur zur Regenzeit, und zwar gerade so viel, als nötig ist, um etwas zu beißen zu haben. Auch sind sie aufdringliche Bettler. — Eine Hauptbeschäftigung bilden Jagd und Fischfang.

Die Schilluks erkennen zwar die Einheit der Ehe nicht an, aber der hohe Preis der Frau schließt in der Regel die Vielweiberei aus. Unter vier Milchkühen und vier bis fünf Ochsen ist keine Braut zu haben. Deshalb muß der junge Schilluk, um zu einer Frau zu gelangen, von frühe an sich eine Viehherde verdienen. Erst wenn er ein stattliches Stück Hornvieh erworben, schaut er sich nach einer Braut um und erkundigt sich unter der Hand, ob dieser oder jener Schwiegervater arm oder reich, weit- oder engherzig ist. Hat er das Gewünschte gefunden, so führt er sein Vieh vor; kann er nicht bar bezahlen, so einigt man sich auf Ratenzahlung. So wird die Ehehälfte für den Schilluk „teuer", aber das ist für ihn ein Sporn zu Fleiß und Arbeit. Nach der Heirat wird er keineswegs ihr Tyrann. Freilich liegen der Frau die gewöhnlichen häuslichen Verrichtungen ob, aber in der harten Arbeit der Regenzeit hilft er getreulich mit. Überhaupt ist die Frau durch Herkommen und das strenge Regiment des Maks oder Sultans gegen Mißhandlungen von seiten des Mannes geschützt. Mißhandelt ein Mann die Frau, so wird nicht nur er, sondern das ganze Dorf bestraft. Da ein solcher Mann bei seinen Mitbürgern verhaßt würde, ist die Frau doppelt sicher. Angriffe auf die Ehre der Frauen, natürlich im afrikanischen Sinne, werden streng geahndet, entweder durch eine bedeutende Entschädigung an Vieh oder auch durch Ertränken des Schuldigen im Fluß[2]. Im Hause herrscht strenge Ordnung. Ungehorsam kommt bei dem kleinen Schilluk kaum vor; darum bekommt er auch nie Schläge, selbst dann nicht, wenn er die seiner Hut anvertraute Herde beim Spielen vergessen und in die Fruchtfelder hat laufen lassen. Er erhält dann einen strengen Verweis, den er schweigend hinnimmt. Ist aber der Junge größer geworden, so tut er, was er will. Über die Mädchen dagegen behält der Vater die Aufsicht, bis sie heiratsfähig sind und er sie dem Jüngling für den geforderten Preis übergibt. Die beste Ordnung herrscht natürlich da, wo nur eine Frau im Hause waltet.

Die politische Verfassung ist monarchisch. Die ganze Schilluknation, vielleicht drei bis vier Millionen, verteilt sich auf etwa 2000 Dörfer. Je 200 bis 300 machen einen größeren Bezirk aus, dem ein Häuptling vorsteht. Über

[1] In den Katholischen Missionen 1902—1903, 175. [2] Ebd. 176.

alle herrscht der König als unumschränkter Gebieter über Leben und Tod. Auch die Beamten sind unmittelbar von ihm abhängig [1]. Der Titel des Königs ist Mak (das semitische melak, malk). Obwohl sonst absolut, muß er doch der englischen Regierung einen kleinen Tribut bezahlen. Der Schillukkönig führt von alters her ein strammes, aber für afrikanische Verhältnisse immerhin gerechtes Regiment. Im Äußern unterscheidet er sich kaum von seinen Untertanen. In der Regierung wird er von einem „Rate der Alten" unterstützt. Er hört ihre Ratschläge stillschweigend an, ist aber nicht daran gebunden, sondern entscheidet, wie er will. Alles Gebiet des Stammes ist Eigentum des Maks; aber jeder Schilluk kann davon so viel bebauen, als er will, und zwar mit voller freier Nutznießung und ohne darüber Rechenschaft ablegen zu müssen. An Abgaben erhält der König die Häute der im Lande getöteten Krokodile und die Zähne der erlegten Elefanten. Wer an dieser Steuer etwas unterschlägt, wird streng bestraft. Alle Rechtsfragen sind durch das Herkommen geregelt. Für alle Vergehen ist die Strafe fast immer dieselbe, nämlich Gütereinziehung, teilweise oder ganze, je nach der Schwere des Verbrechens. Auf Mord und schweren Sittlichkeitsverbrechen steht der Tod, wenn der Täter nicht ein entsprechendes Sühnegeld zu leisten vermag. Die eingezogenen Güter gehören dem Mak. Gefängnisse gibt es nicht. Das Gerichtsverfahren ist sehr einfach. Jeden Tag sitzt der König von der Morgenstunde an unter einem großen, schattigen Baum auf einer gewöhnlichen Bank, auf welcher sich niemand niederlassen darf, der nicht aus besonderer Gunst dazu aufgefordert wird. Kläger und Angeklagte sitzen in respektvoller Entfernung in einem Halbkreise auf dem Boden. Ein Missionär beschreibt eine solche Gerichtssitzung, der er beiwohnte. Ein Jüngling rutschte auf den Knien heran, ohne die Augen vom Boden zu erheben. Hinter sich zog er eine Ziege her. Vor den Füßen des Königs angekommen, verbeugte er sich bis zur Erde und sprach dabei das Wort Uo (Herr). Der König erwiderte mit dem Gruße des Landes und fragte ihn, warum er komme. Der junge Mann zitterte, stockte ein bißchen und sagte dann: „Ich habe etwas gestohlen." — „Und was ist's?" fragte der König. — Der Dieb zitterte noch heftiger und deutete schließlich auf die Ziege hin. Wie der König diesen Diebstahl vernahm, machte er ein ernstes Gesicht, fuhr ihn barsch an und ermahnte ihn, in Zukunft nicht mehr zu stehlen. Die Ziege wurde dann für den König in Empfang genommen. Der Grund, warum der Dieb selbst vor dem Richter erscheint, ist, weil es Sitte ist bei den Schilluks, sich selbst vor dem Richter anzuklagen. Denn werden die Schuldigen von dem Häuptling des Dorfes angezeigt, so wird die Strafe empfindlicher. Deshalb stellen sich viele von selbst, sobald die Tat ruchbar wird.

Die Schilluks lassen sich übrigens nicht immer unschuldig bestrafen. Wenn z. B. ein ganzes Dorf wegen des Verbrechens eines einzelnen bestraft wird, flüchten sie ihr Vieh in die Berge, und der Gerichtsvollzieher des Maks findet dann höchstens ein Dutzend Schafe im Dorfe, die er in Beschlag nehmen kann. In Fällen der Auflehnung gegen die obrigkeitliche Gewalt unternimmt der

[1] Ebd. 201.

Mak in Person einen Strafzug gegen die Rebellen. Die kampffähigen Männer sämtlicher Distrikte, welche der Mak passiert, müssen Gefolgschaft leisten. Die Schuldigen werden, wenn sie nicht entfliehen, gefangen nach Faschoda gebracht, und ihr Vieh nimmt der König in Beschlag [1].

4. Die Niam-Niam.

Die Niam-Niam (Fresser) oder Sande (Asande), wie sie sich selbst nennen, wohnen an den westlichen Zuflüssen des Nils, dem Rohl und Jei im Osten bis an den Mittellauf des Schari. Ihre Südgrenze bildet der Ubangi-Uëlle. Sie sind keine reinen Neger, sondern stark mit anderem Blute gemischt. Sie bekleiden sich mit Fellen und Häuten und lassen ein Stück Fell oder Leopardenschwänze vom Rücken herabhängen, so daß sie von weitem den Eindruck geschwänzter Menschen machen. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau. Fleischnahrung liefert ihnen hauptsächlich die Jagd.

In früheren Zeiten waren die Niam-Niam und ihre Nachbarn, die Mangbattus, berüchtigte Menschenfresser. Da sie von einer Anzahl in der Kultur tiefer stehender Völker umgeben waren, so eröffnete sich ihnen eine willkommene Gelegenheit zu Raubzügen. Das Fleisch der im Kampfe Gefallenen wurde auf der Walstatt verteilt und in gedörrtem Zustand zum Transport nach Hause hergerichtet. Die lebendig Gefangenen trieben die Sieger wie eine Hammelherde vor sich her, um sie später gelegentlich zu verspeisen. Heute hat der englische Einfluß diese scheußliche Sitte beseitigt. Merkwürdig bleibt übrigens, daß ein Volk, dessen Menschenfresserei erwiesen ist, in der Kultur viel höher steht als andere, die sie verabscheuen. Bischof Geyer [2] erklärt diese Erscheinung in folgender Weise. Die von ihm befragten Niam-Niam antworteten stets, daß es im Kriege erschlagene und gefangene Feinde waren, die sie verzehrten. „Also der Feind, welcher einen oder mehrere getötet hat oder töten wollte, wird verzehrt. Sie rächen den toten Verwandten, indem sie den Mörder der vollständigsten und demütigendsten Art der Vernichtung zuführen, und sie bestrafen die mörderische Absicht, indem sie dem Missetäter zufügen, was er selbst im Schilde führte. Somit eine Blut- und Selbstrache im Stile wilder Völker. Von der Jagd wie vom Kriege werden Trophäen geopfert. In beiden Fällen wird der Gegenstand des Opfers verzehrt und dadurch eine Verbindung zwischen der übernatürlichen Macht und der natürlichen Welt der Darbringer hergestellt. Also ein Speiseopfer. Als Ausfluß des Bestrebens nach dem Bündnisse zwischen der natürlichen und übernatürlichen Welt, welches jedem Opfer zu Grunde liegt, läßt sich der abscheuliche Gebrauch eher erklären als durch reine Freßlust."

Über die soziale Organisation der Niam-Niam schreibt der schon erwähnte Bischof Geyer [3], der im Jahre 1906 eine Reise in ihr Gebiet unternahm, um Land und Leute kennen zu lernen: „Nirgends habe ich die Autorität der

---

[1] Banholzer in den Katholischen Missionen 1902—1903, 202.

[2] Durch Sand, Sumpf und Wald. Missionsreisen in Zentralafrika von Franz Xaver Geyer, Titularbischof von Trocmadä, Apostolischer Vikar von Zentralafrika, München (ohne Jahreszahl; die Vorrede ist datiert vom 7. Juli 1912), 305—306.

[3] La Nigrizia, 24. Jahrg. (Verona 1906), 177 ff; vgl. auch ebd. 1900, 92 ff.

herrschenden Dynastien so geordnet und die Selbstherrschaft der Sultane so festgegründet gefunden wie bei den Niam-Niam. Das hat dazu beigetragen, sie bis heute als kompakte Masse zu erhalten und zum Schrecken ihrer Nachbarn zu machen. Die verschiedenen Dynastien der Sultane, die behaupten, von einem gemeinsamen Ahnen abzustammen, bilden verschiedene Geschlechter, die vom gewöhnlichen Volke der Niam-Niam Bungura genannt werden. Zu diesen Dynastien gehören aber nur die männlichen Nachkommen, nicht die weiblichen, die den andern Frauen des Volkes gleichgestellt werden. Die Glieder jener Bungura bilden eine eigene getrennte Klasse, die alle übrigen Leute Mbiri oder Uru, d. h. Untertanen oder Sklaven, nennt. Die Niam-Niam sind also die Sklaven der Bungura, während die unterjochten Völker, wie die Pambia, die Abarambo, die Sere und Bellanda, die Sklaven der Niam-Niam sind. Kein Individuum dieser unterjochten Stämme kann je irgendwelche Herrschaft über einen Niam-Niam ausüben. Alle Bungura, auch die, welche tatsächlich nicht Vorsteher sind, haben bestimmte Ehrenvorrechte. Die Abhängigkeit der Untergebenen von den Sultanen und den Häuptlingen ist eine absolute; da sie von Jugend an in diesen Ideen erzogen werden, finden sie das ganz natürlich.

Bei den Niam-Niam herrscht wie fast überall in Afrika die Vielweiberei, aber kaum irgendwo ist die Stellung der Frauen eine so unwürdige wie bei ihnen. Die Häuptlinge und Sultane halten so viele, als ihr Reichtum ihnen gestattet. Dem Bischof Geyer wurde versichert, der Sultan Tombara habe 400 Weiber; dieser beklagte sich selbst, daß ihm jüngst 85 Frauen davongelaufen seien. Vor kurzem hatte er fünf Töchter seines Bruders Geddi geheiratet, und da er den Preis dafür nicht bezahlen wollte, kam es zu einer großen Feindschaft[1]. Der Mann kauft die Frau von ihrem Vater für fünfzig, hundert oder mehr Lanzenspitzen, und hierin wird zwischen den Töchtern des Sultans und denen der Untertanen kein Unterschied gemacht, da man den Frauen keinen Geburtsadel zuerkennt. Wenn ein Sultan eine Frau nicht mehr behalten mag, so verkauft er sie einem Wohlhabenden oder schenkt sie einem armen Untertanen. Daß bei einem solchen Heer von Frauen der Sultane, die von Eunuchen und alten Weibern eifersüchtig überwacht werden, sich viele Unzufriedene befinden, ist leicht begreiflich und erklärt die häufige Flucht der Frauen. Vor der Ankunft der Engländer wurden dem Manne, der eine verheiratete Frau verführt hatte, die Hände abgehauen; dasselbe widerfuhr nach Junker auch dem Dieb, und von diesen Verstümmelten, schreibt Bischof Geyer[2], sieht man heute überall. Daß bei den Sultanen eine große sittliche Ausgelassenheit herrscht, ist zweifellos. Die Frauen des Volkes aber sind viel zurückhaltender, als dies anderwärts der Fall ist. Reicher Kindersegen gilt als ein großes Glück.

Von der Brautwerbung der Männer aus Geblüt schreibt Junker[3], dieselbe erfolge nicht direkt, sondern durch Mittelspersonen, welche dem Vater des Mädchens Freundschaftsgeschenke bringen. Ist der Vater mit den Geschenken zufrieden, so sendet er das Mädchen dem Freier. Ist dieser aber in seiner Voraussetzung, eine unberührte Gattin zu erhalten, getäuscht, so schickt er das

[1] La Nigrizia 1906, 132. [2] Ebd. 178.
[3] Reisen in Afrika III (1991) 291.

Mädchen dem Vater, auf den der Schimpf fällt, einfach zurück und erhält alle seine Geschenke wieder. Man sieht hieraus, daß die Niam-Niam auf die Jungfräulichkeit der Braut Wert legen. Eine arge Unsitte der fürstlichen Sande ist es nach Junker, die eigene Tochter zur Gattin zu nehmen, was jedoch nur mit ihrem Einverständnis geschehen kann. Bei den Ehen gewöhnlicher Leute scheinen wenig Formalitäten zu existieren. Der Vater erhält für seine Tochter kein Brautgeld, wie das sonst in Afrika Sitte ist. Will ein junger Mann sich verheiraten, so legt er seinen Wunsch dem Distriktsvorsteher vor, der ihm eine Braut sucht. Trotz dieses sonderbaren Gebrauches und trotz der Polygamie gilt doch der Ehebund als heilig, und jede Untreue wird mit dem Tode bestraft [1]. Die Hochzeitsfeierlichkeiten beschränken sich auf weniges. Das Mädchen wird vom Vorsteher des Ortes und einer mehr oder weniger zahlreichen Begleitung unter Musik und Tänzen zu seiner neuen Wohnung geführt. Dort findet ein großer Festschmaus für die ganze Gesellschaft statt. Wie fast alle Neger haben auch die Niam-Niam eine große Anhänglichkeit an ihre Familie [2].

Obwohl das Privateigentum existiert, scheint doch der Sultan der absolute Herr nicht nur der Personen, sondern auch des Eigentums der Untertanen zu sein, wofür er allerdings eine fast unbegrenzte Gastfreiheit ausübt. Ein Mann bot dem Bischof Geyer zwei Hühner zum Kaufe an. In diesem Augenblick erschien der Sultan. Um sich dem Reisenden großmütig zu erzeigen, nahm er die Hühner und gab sie ihm zum Geschenk, indem er zum Mann sagte, er solle nachher zu ihm kommen, um den Preis zu erhalten. Kaum aber war der Sultan verschwunden, so kam der Mann und beschwor den Reisenden, ihm den Preis für die Hühner zu bezahlen, denn vom Sultan bekomme er nichts, was andere Leute bestätigten.

„Eine solche Machtfülle in der Hand eines leidenschaftlichen, launischen Gewaltherrschers kann für manche Unheil bedeuten. Dem einen kann er die Habe, dem andern die Frauen entreißen. Hier wie an andern Orten sah man Männer mit abgeschnittenen Händen, Lippen und Ohren. Der Sultan hatte sie vor der Ankunft der jetzigen Regierung auf diese Weise verstümmeln lassen. Diebstahl, Ehebruch und Auflehnung wurden auf diese Weise bestraft. Nun waren seiner Gerichtsbarkeit nur mehr Fälle von minderer Wichtigkeit, als Diebstähle, Streitigkeiten, Flucht und Raub von Frauen, belassen, wofür er Gefängnis- und Prügelstrafe verhängen konnte; schwerere Vergehen, wie Mord, Totschlag und Aufruhr, blieben dem Richterstuhle der Regierung vorbehalten.“ [3]

Über die Religion der Niam-Niam konnte Bischof Geyer während seines beschränkten Aufenthaltes folgendes ermitteln. „Die Niam-Niam nennen Gott Mboli. Alle glauben an sein Dasein, aber niemand hat ihn gesehen und kann wissen, wie er beschaffen sei. Er ist etwas, und zwar etwas für sich und von allem andern Verschiedenes, aber niemand weiß, was er sei. Mit Bestimmtheit weiß niemand, wo er wohne; man nimmt im allgemeinen an, daß er ‚oben‘ wohne, und besonders hochgelegene Wasserquellen und Berggipfel

[1] La Nigrizia 1900, 126. [2] Ebd.
[3] Geyer, Durch Sand, Sumpf und Wald 282.

gelten als sein Aufenthaltsort. Man fürchtet ihn und spricht nicht gern von ihm. Man argwöhnt, daß er außer Gutem auch Böses zufügen könne. Um sich das erstere zu sichern und das letztere zu verhüten, opfert man ihm von der Frucht der Erde, von den Erträgnissen der Jagd und den Gegenständen der eigenen Habe. Vor der Hütte jedes Gehöfts steht ein Baum oder gegabelter Pfahl, an welchen Ährenbüschel von Hirse und Eleusinekorn, Gefäße mit Bier sowie Fleisch, Knochen, Schädel und Hörner von erlegtem Wild, Pfeile und Schmucksachen aufgehängt oder aufgestellt sind. Es heißt, daß Mboli in der Nacht komme, die Gaben prüfe und, wenn er sie gut findet, die Spender belohne. Diese Opfer, welche einen Teil der vom Spender genossenen oder zu genießenden Speise oder der von ihm besessenen Habe darstellen, sollen Gott veranlassen, weiterhin Glück bei der Aussaat, auf der Jagd und im Hause zu gewähren. Im täglichen Leben der Niam-Niam tritt Gott in den Hintergrund und drängen sich die untergeordneten Geister vor. Ein Mann sagte mir, daß Mboli auf dem Gipfel des Berges wohne, und zwar nicht auf einem bestimmten, sondern auf allen Gipfeln hoher Berge. Ich hielt ihm entgegen, ein anderer Mann habe mir versichert, daß Gott an der Wasserquelle wohne. ‚Nein', war die Antwort, ‚Mboli wohnt auf dem Gipfel des Berges, und an den Wasserquellen wohnen seine Kinder.' — ‚Wer sind diese Kinder?' — ‚Hast du noch nie gehört, daß ein Vater böse Kinder hat? So hat auch Mboli böse Kinder, welche uns schaden wollen.' Vor diesen bösen Geistern fürchten sich die Leute mehr als vor Gott, und man ist ihren Verfolgungen überall ausgesetzt. Da der Wald einen Großteil des Landes bedeckt, bildet er natürlich einen Sammelpunkt aller feindseligen Mächte. Im schauernden Dunkel der Dickichte sollen die Kobolde zusammenkommen und im gespenstischen Rauschen des Laubes ihre Zwiegespräche zum Verderben der Menschen halten. Zur Ausführung ihrer verderblichen Machenschaften bedienen sie sich der Zauberer und Hexen, deren das Land voll ist. Damit verstrickt sich ihre Religion in den Irrgängen des Aberglaubens, welcher in ihrem täglichen Leben an Stelle von Glauben und Kultur tritt. Zauberer und Hexen auszuspähen und ihre Tätigkeit lahmzulegen, darauf geht ihr Sinnen und Trachten." [1]

Um böse Zauberer oder sonstige Schuldige ausfindig zu machen oder sich über den mutmaßlichen Erfolg gewisser Unternehmungen zu versichern, nehmen sie zu einer Art Gottesurteil, Bängeh genannt, ihre Zuflucht. Man läßt z. B. eine rote, giftige Wurzel sieden und gibt den Trank einem jungen Huhn ein; wenn dieses stirbt, so ist der Verdächtige als schuldig erkannt, und die Flügel mit den Federn des Huhnes werden als Zeugen des Gottesurteils aufbewahrt, um Unglück und Zauberkünste fernzuhalten. In andern Fällen ergreift man einen Hahn, hält seinen Kopf so lange unter Wasser, bis er betäubt und steif geworden ist, und läßt ihn dann wieder frei. Kommt er wieder zu sich, so bedeutet es Glück, andernfalls Unglück [2].

Fr. v. Hellwald [3] schreibt von den Niam-Niam: „Trotzdem ihnen der Glaube an eine Unsterblichkeit abgeht, beobachten sie doch gewisse Gebräuche bei Todesfällen."

---

[1] Ebd. 308—309. [2] Ebd. 294 309.
[3] Naturgeschichte des Menschen II 228.

Der Widerspruch, der in diesem Satze liegt, scheint ihm entgangen zu sein. Wenn sie gewisse Totengebräuche beobachten, so kann das nur darin seinen Grund haben, daß irgendwelcher Glaube an ein Fortleben nach dem Tode ihnen nicht abgeht, daß der Tod eines Menschen eine ganz andere Bedeutung hat als das Verenden eines Tieres. Bischof Geyer[1] sagt: „Trotz der ständigen Angabe, die ich erhielt, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, glaube ich nicht rundweg, daß die Niam-Niam nicht irgend eine Ahnung von einem Etwas nach dem Tode haben. Meine Zeit war zu kurz, darüber Klarheit zu schaffen, das werden unsere Missionäre tun. Aber die Tatsache, daß der Tote in Putz und Schminke begraben, durch einen Holzverschlag vor dem Überschütten durch Erde geschützt und mit Bier, das man auf den Grabeshügel stellt, versehen wird, gibt zu denken. Sollte die Sorge, mit der man den Toten und sein Grab umgibt, nicht mit dem Glauben zusammenhängen, daß der Mensch sich überlebt?" Uns scheint diese Tatsache überzeugend darzutun, daß das Volk als Ganzes[2] eine dunkle Ahnung von einem Fortleben nach dem Tode hat, wenn es auch über den Zustand der Seele nach dem Tode nichts Bestimmtes weiß.

Hören wir noch, was Dr Junker berichtet. Als er zum Fürsten Kanna kam, wurde ihm ein Bündel Lanzen zu Füßen gelegt, wobei der Fürst sagte, dies sei der Gruß seines verstorbenen Vaters Kipa. Erst später erfuhr er von den seltsamen Gebräuchen der Asande aus längst überlebter Zeit, welche hier bei Kanna streng aufrecht erhalten wurden. Es geht dies auf eine mystische Verehrung des ältesten Sohnes einer Dynastie für seinen verstorbenen Vater hinaus. Im vorliegenden Falle bezog sich die Verehrung Kannas nebst der damit verbundenen gewissenhaften Ausübung altherkömmlicher Gebräuche auf seinen Vater Kipa. Dieser war vor kaum zehn Jahren auf einem Kriegszug gestorben und sein Leichnam nach alter Sitte damals verbrannt worden, die gesammelte Asche aber wurde noch in einem Kästchen aufbewahrt. Sorgfältig wachte Kanna über diese Reliquie; es war ihr eine besondere Hütte eingeräumt, ja selbst, als ob der Verstorbene noch am Leben sei, ein Mbanga (Versammlungsort eines Häuptlings) gewidmet, wo die Untertanen zuzeiten sich versammelten. Auf Befehl und nach Angabe Kannas wurden z. B. Hühner, Fleisch von den Jagden und andere Lebensmittel in der Nähe der Reliquie

---

[1] Durch Sand, Sumpf und Wald 310.

[2] Wir sagen: das Volk als Ganzes. Daneben mag es einzelne „Aufgeklärte" geben, die durch den Umgang mit Europäern an ihrem hergebrachten Glauben Schiffbruch gelitten haben. Vom Sultan Tambora erzählt Geyer (ebd. 284): „Unsern Glauben an ein Fortleben und eine Auferstehung bezeichnete er als etwas Vorzügliches. ‚O, das ist sehr schön', rief er aus, ‚daß bei euch die Toten fortleben; wenn es doch auch bei uns so wäre! Ich möchte gleich ein zweites Mal leben!' — ‚Auch die Niam-Niam leben fort und werden einst auferstehen.' — ‚O, das wäre herrlich, aber bis jetzt habe ich keinen auferstehen sehen.'" Diese letztere Behauptung legt die Vermutung nahe, daß er von der leiblichen Auferstehung zu einem neuen irdischen Leben sprach. Er war ja früher einige Zeit Muselmann gewesen und mußte als solcher den Glauben an das Jenseits bekannt haben. Doch wie dem auch sei, daraus, daß dieser charakterlose und wetterwendische Tyrann den Glauben an das Jenseits verloren, folgt nicht, daß dies auch beim gewöhnlichen Volke der Fall war.

niedergelegt, gleichsam als Opfer und Totenspeise, und mußten dort verkommen. Ja selbst Sklaven wurden dort geopfert und verwesten dann gleichfalls an Ort und Stelle. Kanna lebte in dem Glauben, durch einen verunglückten Krieg den Zorn seines Vaters erregt zu haben, und fürchtete diesen Zorn neuerdings, wenn er mich nicht für einige Tage zu dessen Mbanga geleiten ließe [1].

Bei gewöhnlichen Leuten wird die Leiche mit dem besten Pelz bekleidet, mit Federn am Kopf geschmückt und rot bemalt, als ob er zu einem Fest gehen wollte. Ist der Verstorbene ein Vornehmer, so wird er im Grab auf den Schemel gesetzt, den er im Leben gebrauchte, oder man legt ihn in einen Sarg, der aus einem hohlen Baumstamm besteht. Die Frauen werden immer so begraben, daß sie das Angesicht nach Westen kehren; die Männer dagegen so, daß sie nach Osten schauen. Damit die Erde den Toten nicht drücke, wird gewöhnlich seitlich im Grabe eine Nische ausgehöhlt, in die man die Leiche bringt. Die Nische wird dann mit einer Art Gitter versehen, so daß die Erde nicht in unmittelbare Berührung mit der Leiche kommt. Auf dem Grabe wird eine Hütte errichtet, die den gewöhnlichen Hütten der Niam-Niam ähnlich ist, aber bald zerfällt, weil sie nie bewohnt und ganz vernachlässigt wird [2].

Wir erwähnen noch, was Casati [3] von dem Begräbnis des Sandekönigs Ntikima erzählt. „Als Ntikima starb, ernannte er seinen Lieblingssohn Mandschi zum Erben seiner Weiber. Seine Leiche wurde seinem Willen gemäß an dem Orte seines Todes, zugleich mit seinen Kleidern, Waffen und Schmucksachen, begraben. Als ein feindlicher Stamm den Leichnam raubte, wurde er von Mandschi und Kanna überfallen. Die wiedergewonnenen Gebeine wurden in einer hölzernen Urne bestattet, und noch heute werden sie von der Bevölkerung hoch geehrt. Die Urne wird von 25 jungfräulichen Weibern bewacht. Das Feuer brennt beständig in der Totenhütte. Beim Aufgehen der Sonne wird der Boden mit Wasser gewaschen, und alle Abende legt man Speisen im Überfluß dorthin, welche am andern Tage unter die Sandevölker verteilt werden. Die Vestalin, welche Beziehung zu einem Manne hat oder das Feuer erlöschen läßt, wird zum Tode verurteilt."

Während Bischof Geyer die Niam-Niam, die mit den Mohammedanern in starke Berührung gekommen sind oder bei ihnen gedient haben, als stolz, verlogen und diebisch schildert, stellt er den noch heidnischen Eingebornen ein gutes Zeugnis aus. „Sie sind einfach, aufrichtig, folgsam und höflich. Sie stehlen nie fremdes Eigentum. Während unserer Reise fiel aus einer Kiste durch eine Fuge ein Piaster heraus; keiner hatte ihn bemerkt mit Ausnahme des Trägers, der mir ihn sofort brachte." [4]

5. Die Nubas.

Gebel-Nuba heißt jener Teil Zentralafrikas, der im Norden von Kordofan, im Nordwesten von Darfur, im Süden von dem Lande der Schilluks und im Westen von Fertit begrenzt wird. Ein gebirgiger Teil dieses Gebietes heißt

[1] Junker, Reisen in Afrika III 23—24. [2] La Nigrizia 1900, 154.
[3] Zehn Jahre in Äquatoria. Deutsch von Reinhardstöttner, I, Bamberg 1891, 198.
[4] La Nigrizia 179.

Gebel-Delen. Hier wohnen die Nubas, über deren Sitten und Gebräuche uns italienische Missionäre in Briefen aus dem Jahre 1875 u. ff. berichten[1]. Die Wohnungen der Nubas sind kleine runde Hütten aus Lehm und Maisstroh mit einem Grasdach, die an den Bergabhängen im Schatten wilder Feigenbäume zerstreut liegen und einen sehr malerischen Anblick bieten. Unten in der Ebene liegen die Äcker, denen es aber außerhalb der Regenzeit fast ganz an Wasser fehlt. Vielleicht sind die Nubas Nachkommen von christlichen Nubiern, die vor dem nachdrängenden Islamismus in diese Berge flohen.

Ihrer Religion nach sind die Nubas weder Mohammedaner noch Götzenanbeter. Sie verehren durch verschiedene Zeremonien einen einzigen Gott, den höchsten Herrn und Lenker aller irdischen Dinge, den sie Belebt nennen, und verschiedene Schutzgeister. Den Teufel nennen sie Tighni. Der Name Gottes erfüllt sie mit Ehrfurcht, der des Teufels mit Furcht[2]. Ihre religiösen Zeremonien werden von Priestern (Kogiurs oder Kudjurs) geleitet, deren es in Delen fünf gibt. Einer von ihnen ist zugleich das politische Oberhaupt und funktioniert nur bei den großen Festlichkeiten, die vom ganzen Stamm gefeiert werden. Sie haben keine Tempel, aber jeder Kogiur hat eine eigene Hütte, die für die religiösen Zeremonien bestimmt ist. Im Innern derselben bilden vier 1 m hohe Pfeiler, die durch Querbalken oben verbunden sind, eine schmale Estrade. An den Seiten der Hütte erblickt man einige Kuhschädel, deren Zweck die Missionäre nicht erfuhren. Bei den religiösen Feierlichkeiten bleibt das Volk außerhalb der Hütte. Der Kogiur legt sich auf die Estrade, wälzt sich hin und her, seufzt, stöhnt, rollt die Augen, fängt endlich laut an zu heulen, bis seine Stimme ganz heiser wird und ihm Schaum aus dem Munde tritt. Jetzt nimmt der Geist Besitz von ihm, und die schweigende Menge hört ehrfurchtsvoll seine Orakel an. Ein Repräsentant des Kogiurs steht unter der Türe, um dessen Worte aufzufangen. Mit dumpfer, bald leiser bald lauter Stimme und abgerissenen Sätzen fängt der Kogiur nun an zu reden, wirft dem Volk seine Fehler vor, sagt die Zukunft voraus und antwortet auf die Dinge, deretwegen die Zeremonie vorgenommen wird. Das Wort des vom Geist besessenen Kogiurs gilt allen als heilig und wird gläubig und ehrfurchtsvoll aufgenommen. Nachdem der Kogiur gesprochen, erwacht er allmählich wie aus einem tiefen Schlafe und vernimmt nun von seinem Repräsentanten, als ob er selbst es nicht wüßte, was der Geist durch ihn gesprochen habe.

---

[1] Vgl. Missions catholiques 1875, 503 ff. Gebel-Delen liegt am 10° 52′ nördl. Breite und 26° 55′ östl. Länge von Paris.

[2] Ebd. 1874, 514. Der schon mehrerwähnte Missionär (spätere Bischof) Fr. X. Geyer schreibt von den Stämmen im Sudan: „Allen diesen Völkern und Stämmen, die bisher in unserem Vikariate bekannt geworden sind, ist die Idee Gottes oder des höchsten Wesens gemeinsam, und alle haben in ihrer Sprache einen eigenen Namen, um ihn zu bezeichnen. Die Dinka nennen ihn Dendid, die Bari Ngun, die Nuer Njeledid, die Bongo Loma, die Niam-Niam Mboli, die Monbuttu Nor, die Banda Botonollo. Einige von den in der Nachbarschaft der arabischen Muselmänner lebenden Völker haben von diesen den Namen Allah angenommen, um das höchste, unsichtbare Wesen zu bezeichnen. So verehren die Nuba Allah zugleich mit ihrem großen Geiste Okuru" (vgl. La Nigrizia 1896, 116). Vielleicht ist Okuru nur der ursprüngliche Name Gottes bei den Nubas.

Was dieser Geist eigentlich ist, läßt sich schwer sagen, denn jeder Kogiur hat seinen Geist, und der Oberpriester hat nicht nur seinen eigenen Geist, sondern wird auch von den Schatten der andern Kogiurs, die die Hütte bevölkern, unterstützt. Am Schluß wird der Merissa (einem berauschenden Bier) reichlich zugesprochen, so daß die religiöse Zeremonie oft mit Trunkenheit endet. — Ein besonders großes Fest wird beim Beginn des Mondes im Mai gefeiert, an dessen Ende die Ibisse erscheinen und der Regen beginnt. Da dieser Vogel das Herannahen des Regens verkündet, wird seine Ankunft von allen als ein glückbringendes Ereignis begrüßt. Sobald man ihn gesehen, wird der Großkogiur benachrichtigt. Dieser beobachtet den Augenblick, wo sich der Vogel in der Nähe der Hütten niederläßt. Er läßt dann unterhalb des Vogels ein mit Wasser gefülltes Gefäß hinstellen. Natürlich senkt der Vogel den Kopf, wenn er sich wieder zum Fluge erhebt. Die Nubas sagen, daß er den Kopf neige, um diese Wasser zu segnen, damit es reichlich vorhanden sei und die Felder befruchte. Nun besteigt der Großkogiur unter Assistenz seines Repräsentanten und der andern Kogiurs die Estrade, wird vom Geist in Besitz genommen und redet dann in Gegenwart der Alten des Volkes von dem kommenden Regen. Diese Feier findet beim Aufgehen der Morgenröte statt. Am Abend desselben Tages kommen alle Familienhäupter mit einer halben Kalebasse voll Korn zum Oberkogiur und setzen sich in einem Kreise um ihn herum. Einer der untergeordneten Kogiurs tritt in den Kreis, sammelt das Korn aus den Kalebassen in einen irdenen Topf und mischt es durcheinander. Hierauf legt er eine Hand voll Korn in eine Kalebasse, während ein anderer Kogiur eine Kalebasse mit Wasser und ein dritter eine Kalebasse mit Bier ergreifen. Der Großkogiur erhebt sich nun und zieht mit der ganzen Gesellschaft bis zur Dornhecke, welche seine Hütten umgibt. Hier machen die Alten ein Loch in den Boden, in das der Oberkogiur das Korn schüttet und dann darüber Merissa ausgießt. In diesem Augenblicke kommen die Alten, schneiden einem Huhn den Hals ab und lassen das Blut auf das Korn herabfallen. Nun wird das Loch wieder mit Erde zugedeckt, und der Oberkogiur wäscht sich darüber mit Wasser die Hände, eine Zeremonie, die er nun täglich wiederholen muß, bis das Korn bis zu einer gewissen Höhe gediehen ist.

Tritt nach dem ersten Regen wieder trockenes Wetter ein, so muß eine neue Feier veranstaltet werden, bei der die Frauen mit Schreien und Tanzen eine Hauptrolle spielen und schließlich der Oberkogiur wieder auf seiner Estrade in den Zustand der Besessenheit gerät und dann dem Volke zuruft, es solle in seiner Not sich Gottes, der Geister und des Kogiurs erinnern, es habe sich durch Nachlässigkeit die Strafen des Himmels: Dürre, Hungersnot usw., zugezogen; das Volk sei so tief gesunken, weil es nicht wie die Vorfahren die Religion gehütet, sondern manche Gebräuche von den Muselmännern angenommen habe. Obwohl nämlich die Nubas keine Mohammedaner sind, haben sie sich doch dem Einfluß derselben nicht ganz entziehen können. So gebrauchen sie z. B. Papierstreifen mit Sprüchen des Korans als Talismane, auch schwören sie manchmal beim Koran, nennen Mohammed den Propheten Gottes usw.[1]

[1] Missions catholiques 1875, 505.

Auch eine Art Taufe findet man bei den Nubas. Am achten Tage nach der Geburt eines Kindes begibt sich der Kogiur zum Hause des Neugebornen und salbt ihn auf der Stirne mit einer Art Tierfett (dehhen). Am vierzigsten Tage nach der Geburt trägt die Familie das Kind zum Kogiur, der ganz weiß gekleidet es feierlich empfängt. Er geht mit ihm zu einem Wasserbassin, wo er es wäscht, Gebete verrichtet, dann das Kind wieder mit Dehhen salbt und es den Eltern zurückgibt[1].

Die Nubas zahlen zwar dem Vizekönig von Ägypten einen kleinen Tribut, sind aber sonst ganz selbständig. Sie bilden eine Art Republik, deren Präsident der Oberkogiur ist. Eigentliche Gesetze haben sie nicht, abgesehen von ihren Rechtsgewohnheiten. In ihren Streitigkeiten appellieren sie an den Kogiur. Oft regeln sie dieselben auch unter sich oder durch Wahl eines Schiedsrichters. Selten gebrauchen sie bei ihren Zwisten den Stock und noch seltener das Messer oder die Lanze. Einen Totschlag muß die Familie durch den Tod des Mörders rächen. Dieser pflegt aber gewöhnlich zu einem andern befreundeten Stamm zu entfliehen; denn er weiß, daß der Haß gegen ihn in der Familie seines Opfers erblich bleibt und auch die dritte Generation sich noch für verpflichtet hält, den Tod ihres Urgroßvaters zu rächen.

Verträge betreffend Krieg und Frieden werden vom Großkogiur nach Anhörung des Rates der Alten abgeschlossen. Alle jungen waffenfähigen Männer bilden die Armee. Oft unternehmen sie auch Raubzüge, um Vieh oder Sklaven zu erbeuten. Die Sklaven werden zu dem Kogiur geführt, der so viele nimmt, als ihm gefällt, und die übrigen den Siegern überläßt. Die Eltern dieser Unglücklichen müssen sich beeilen, sie mit Kühen, Ziegen oder Getreide loszukaufen, sonst werden sie nach El-Obeid gebracht und dort an die Sklavenhändler veräußert. Zuweilen jedoch werden sie nicht verkauft, sondern daheim zum Landbau oder andern Arbeiten verwendet, und in diesem Fall ist ihr Los ganz erträglich. Sie werden wie Familienglieder behandelt, arbeiten und essen mit ihren Herren, nehmen an allen Festen teil; nur hat man die barbarische Gewohnheit, um ihre Flucht zu verhindern, ihnen einen Eisen- oder Holzring um den Hals zu legen und daran einen langen und schweren Stock zu hängen, der zuweilen an einem Pfeiler befestigt wird[2].

Krieg und Friede wie überhaupt alle wichtigen Dinge werden dem ganzen Stamme vom Großkogiur (Ueru oder Weru) verkündet. Dieser bewohnt gewöhnlich den bevölkertsten Teil des Gebirges und steigt bei Anbruch der Nacht oder vor dem Aufgang der Morgenröte auf einen hohen Stein und singt einige Minuten lang mit lauter Stimme. Sobald der Gesang erschallt, eilen alle Nubas aus den Hütten und horchen aufmerksam auf die Worte des Oberhauptes, das nun Frieden oder Krieg verkündet oder sonst Befehle und Ratschläge erteilt. Der Großkogiur umgibt sich mit keinem besondern Luxus; er hat keine Machtmittel, um sich Gehorsam zu verschaffen, keine Soldaten oder Gefängnisse und erhält auch keine Abgaben. Er ist wie ein Vater, der aufrichtig das Wohl seines Stammes will. Bevor er etwas Wichtiges tut oder verordnet, zieht er

[1] Missions catholiques 1874, 514. La Nigrizia 1883, 157.
[2] Missions catholiques 1875, 518.

die Alten zu Rate, nimmt die Entscheidung der Mehrheit an und verkündet sie dann dem Stamm, damit dieser sie als Gesetz befolge. Wenn der Kogiur genötigt ist, jemand zu tadeln, gilt das als schwere und beschämende Strafe.

Die Männer tragen einen Gürtel um die Lenden oder umwickeln den Leib mit einem weißen Tuch; einige tragen auch arabische Kleider. Die Knaben bleiben bis zu zwölf Jahren und zuweilen noch länger ganz nackt; die Mädchen dagegen haben fast immer eine Schamhülle[1]. Die Frauen tragen an einem Gürtel vorn und zuweilen auch hinten eine kleine Schürze. — Die Polygamie ist gestattet, aber nicht allgemein, die Ehescheidung scheint ihnen unbekannt zu sein. Im Gegensatz zum Gebrauch der Europäer muß der Mann dem Vater seiner Frau, je nach dessen Reichtum, eine Bezahlung leisten: eine Anzahl Kühe oder Ziegen, einige Maß Korn usw. Eine Industrie existiert bei den Nubas nicht. Sie sind Ackerbauer und Hirten und arbeiten nur so viel, als zum Unterhalt streng notwendig ist. Während der Regenzeit bebauen sie den Boden in sehr primitiver Weise und den übrigen Teil des Jahres beschäftigen sie sich mit der Anfertigung von Matten, irdenen Gefäßen usw.[2]

Von dem Jenseitsglauben schreibt der Missionär Carcereri[3] bald nach seiner Ankunft in Gebel-Nuba: „Es scheint, daß sie keine Idee von einem zukünftigen Leben haben, weil sie tatsächlich ihre Toten ohne Fürbitten (senza suffragi) im Walde liegen lassen, und als ich dem Kogiur die ewige Vergeltung nach eines jeden Verdienst erklärte, hörte er mir ungläubig zu und antwortete mir: ‚Für uns ist alles gleich' (per noi è tutto l' istesso)." Der Sinn dieser Antwort kann wohl nur sein, daß sie an keine Vergeltung glauben, aber keineswegs, daß sie nicht an ein Fortleben nach dem Tode glauben. Der schon erwähnte Bischof Geyer[4], der die Angaben Carcereris sicher kannte und lange im Sudan tätig war, schreibt: „Nur in Bezug auf die Völker, in deren Mitte wir (Missionäre) arbeiten, wie die Dinka, die Bari und die Nuba, haben wir vollständigere Kenntnis ihres religiösen Glaubens. . . . Ihr Glaube beschränkt sich auf einige wenige dunkle und konfuse Begriffe. Wie groß aber auch die Verwirrung und der Irrtum sei . . ., man entdeckt darin doch Begriffe und Ansichten, welche mehr oder weniger den Glauben an die ewigen Wahrheiten vom Dasein Gottes, des Schöpfers und Erhalters, verraten, und im embryonalen Zustand, um sich so auszudrücken, auch andere ewige Wahrheiten, wie die von der Unsterblichkeit der Seele, von einer Belohnung und Bestrafung nach dem Tode usw. Es sind das Überbleibsel der Erbschaft, welche der Stamm des von Noe verfluchten Cham bei der Auswanderung mit sich nach Afrika genommen hat."[5]

Den Charakter und die Sittlichkeit der Nubas loben die Missionäre sehr. Sie respektieren gegenseitig ihre Familien, und man sieht nie die Ärgernisse und böswilligen Verführungen, die wir Europäer so oft in unsern Ländern zu be-

---

[1] La Nigrizia 1884, 83. [2] Missions catholiques 1875, 519.
[3] La Nigrizia 1883, 158. [4] Ebd. 1896, 115.
[5] Ebd. 115—116. Vgl. ferner oben S. 640. Auch Fr. v. Hellwald (Naturgeschichte des Menschen II 235) behauptet, die Nubas glauben an die Unsterblichkeit; er gibt aber, wie gewöhnlich, seine Quelle nicht an.

klagen haben; und noch viel weniger findet man bei ihnen gewisse Schlupfwinkel, die die Schande unserer Städte bilden[1].

6. Die Baris.

Die Baris wohnen am oberen Nil zwischen dem 6. und 4. Grad n. Br. Die nördlichen Baris werden auch Cir oder Seir genannt. Sie bewohnen in Dörfern die Inseln und Ufer des Stromes, bauen Dura, Sesam, Bohnen und Tabak und treiben Viehzucht[2]. Während die Dinkas sich vor einem Fremden oft scheu zurückziehen, laufen die Baris alle herbei, sobald etwas zu sehen ist. Die Baris, wenigstens die reicheren, reiben sich den ganzen Leib mit Öl und Oker ein. Nach Casati[3] gehen die Männer ganz nackt, die Weiber bis zur Verheiratung. Das ist aber nach Kaufmann nicht allgemein richtig. Das weibliche Geschlecht trägt eine Art Kleidung. Alle Mädchen, selbst die kleinen, tragen das Rachat als Schamkleid, vorn von einer Menge feiner Eisenkettchen gebildet, während rückwärts eine große Quaste aus Baumwollschnüren herunterhängt. Die Frauen tragen über dem Rachat noch zwei Felle. Die Mädchen tätowieren die Brust. Die Tabakspfeife spielt bei den Baris, sowohl den Männern als den Frauen, eine große Rolle. Sie berauschen sich, indem sie den Rauch in die Lunge einziehen. Die Baris sind ziemlich vorlaut und händelsüchtig, dabei große Bettler. Allgemein ist die Sitte, beim Betteln den Bauch einzuziehen und mit der Hand hinabzustreifen, um dessen Leere recht augenscheinlich zu machen.

Das Volk lebt heute in patriarchalischer Verfassung. Nach der Überlieferung sollen sie früher ein ziemlich großes monarchisches Reich gebildet haben. Mehrere Stämme hatten einen Häuptling (matat). Heute führt jeder größere Besitzer diesen Titel und trägt einen zweizackigen Stock (putet), der wohl als Zepter gelten kann. Bis in die neuere Zeit waren die Kriege der verschiedenen Baridörfer untereinander häufig. Der Raub einer Kuh oder einer Frau gab oft Anlaß dazu. Vorzeiten, so erzählen sie, war es mit der Sicherheit viel besser bestellt. Der König schlichtete die Händel und ließ den Räubern und Dieben die Hand oder gar den Kopf abschneiden. Jetzt muß jedes Dorf für seine eigene Sicherheit sorgen, daher hier allzeit Krieg ist, wie der schon erwähnte Missionär Kaufmann[4] berichtet. Mehrere Familien verbinden sich wohl auch enger zur eigenen Sicherheit.

Droht ein Krieg, so wird eine allgemeine Volksversammlung gehalten; es erscheint dabei jeder Häuptling mit seiner ganzen Mannschaft in voller Rüstung. Während die junge Mannschaft in einem weiten Kreise sich niedersetzt, treten die Häupter in die Mitte und bringen in kurzen Reden das Unrecht vor, das sie vom Feinde erlitten haben. Es wird nun beratschlagt. Beschließt man den Krieg, so wird der Tag bestimmt, an dem er anfangen soll. Es ist bei den Baris Sitte, daß die Weiber ihre Männer in den Krieg begleiten; sie tragen

[1] Vgl. La Nigrizia 1884, 83.
[2] Vgl. Kaufmann, Schilderungen aus Zentralafrika (1862) 148.
[3] Zehn Jahre in Äquatoria 285. [4] A. a. O. 154.

die Lebensmittel, pflegen die Verwundeten und beklagen mit lautem Geschrei die Gefallenen. Sobald ein paar gefallen sind, wird Friede geschlossen. Kühe sind der Friedenspreis. Gewöhnlich sind die Baris nicht sehr kriegerisch; nur wenn Beute lockt oder sie gereizt werden, sind sie ein wildes kriegerisches Volk.

Um die Baris recht kennen zu lernen, meint Kaufmann, muß man ein ganzes Jahr bei ihnen gewesen sein, weil sie nicht allzeit gleich sind. Zur Regenzeit sind sie ziemlich fleißig und gesittet, sie bebauen das Feld, bessern die Häuser aus, gehen den Kühen nach, hüten die wachsende Saat gegen Tiere und gegen Diebe, die sich im Felde heimlich niederlassen und das rohe Getreide essen. Ist die Ernte reif, so wird das Getreide in eigens dazu bereitgehaltene Behältnisse (gugu) gebracht, aber nicht gleich gedroschen, sondern nach und nach, je nach Bedürfnis. Die Baris bebauen zweimal das Feld, das zweite Mal aber nachlässiger. Solange nun die Vorräte reichen, wird flott gelebt, so daß man sagen kann, um Neujahr besitzen nur wenige Baris noch mehr Getreide, als zum Säen für das kommende Jahr notwendig ist. Dann beginnen die schlimmen Zeiten der Not, wo die Baris viel böswilliger und schlechter sind als sonst. Nach der ersten Ernte sind sie wohl großmütig, nach der zweiten beginnen die Kriege und Raufereien. Es kommt dann jährlich große Not, die nach und nach in Hungersnot übergeht. Dieses Elend kehrt jedes Jahr wieder und ist den Gemütern so eingeprägt, daß kein Handel abgeschlossen wird, wo nicht etwas für den Hunger als Zugabe beigegeben wird, die Magor heißt, d. i. Hunger[1].

Als Grund dieser regelmäßig wiederkehrenden Not bezeichnet Kaufmann außer der Schlechtigkeit des Bodens die Übervölkerung. Das ganze Land um Gondokoro ist so stark bevölkert, daß deutscher Fleiß beim Anbau nötig wäre, um alle zu ernähren. „Man glaube daher nicht, es gebe hier freies Land. Alles ist geteilt und durch Markzeichen aus Grasbüscheln abgegrenzt.“ — Ist auch die Ernte gut ausgefallen, so verschwenden die Baris alles schnell. Nach dem langen Hunger wollen sie sich wohl sein lassen und essen und trinken im Übermaß. Manche kaufen sich auch noch für die Freudenzeit Glasperlen, um sich damit zu schmücken. So ist die Ernte bald aufgezehrt, und es kommt dann die Zeit der Not. Viele sterben vor Hunger, sowohl Erwachsene als Kinder. Viele werden erschlagen und in den Fluß geworfen. Mütter werfen selbst ihre Kinder hinein, weil sie sie nicht ernähren können. Man hört dann von nichts als von Raub und Einbruch, Diebstahl und Totschlag. Es gilt nun das Faustrecht. In dieser Zeit der Not ist der Stolz der Bari gebrochen, und sie lassen sich eher etwas sagen, während sie sonst so gern necken und Streit suchen. — Ebenso groß als das Elend, das sie überstanden, ist die darauf folgende Freude. Da wird die ganze Zeit gegessen, getrunken und getanzt. „Der Tanz der Bari ist durchaus nicht anstößig, sondern mehr kriegerisch, doch kommen auch Ausgelassenheiten vor, was bei einem in dieser Zeit so mutwilligen nackten Volk nicht zu verwundern ist.“

Die Periode des Überflusses mit ihren Festfreuden ist auch die Zeit, wo die Baris ans Heiraten denken. Bei diesen „Bällen“ machen sie Bekanntschaften, und haben sie sich nicht schon früher mit einem Mädchen verlobt, so

[1] Kaufmann a. a. O. 167.

wird jetzt der Ehekontrakt geschlossen. Das Weib wird gekauft. Weil die Baris nicht reich an Viehherden sind, kostet die Frau auch weniger; die Töchter selbst der angesehensten Leute kosten höchstens zehn Kühe nebst kleinen Geschenken an die Verwandten. Die Ärmeren finden wohl um einige Ziegen eine Braut; doch kommt das erste Jahr jede teuer zu stehen, denn zugleich mit ihrer Tochter, der Braut, kommt die Mutter zu ihrer Bedienung ins Haus und bleibt daselbst bis zum ersten Wochenbett. Von Ehezeremonien ist außer dem Hochzeitsschmaus keine Rede. Vielweiberei ist allgemein. Jeder nimmt so viele Frauen, als er erhalten kann. Solche, die recht groß sein wollen, nehmen sich jedes Jahr ein neues Weib. Manche haben in der Hungersnot wenige, nehmen aber nach der Ernte die früheren Weiber wieder zu sich. Obwohl jedes Weib in einem besondern Hause wohnt, kommen doch Haß und Eifersucht in der Familie oft vor.

Die Ehe wird sehr leicht und oft getrennt; bei Ärmeren besteht sie manchmal nur so lange, als sie zu essen haben, dann entsteht Abneigung; der Mann verjagt die Frau, weil sie zu wenig sparsam war, und die Frau läuft davon, weil sie anderswo Nahrung zu erlangen hofft. In der Hungersnot ist das Eheband bei den Ärmeren wie gelöst, und jeder Teil geht dahin, wo er etwas zu finden hofft. Viele finden sich nach der Ernte nicht mehr. Die Weiber sind im allgemeinen ausgelassener und verdorbener als die Männer. „Ärgerliche Auftritte und Zänkereien wegen Ehebruchs haben wir oft gehört, und durch den ständigen Aufenthalt von mohammedanischen Kaufleuten und ihrer Diener ist es noch bei weitem schlimmer geworden. In der Zeit der Not war die Prostitution weit verbreitet, ein Laster, das den Negern früher beinahe unbekannt war.“ Gewisse Geschlechtskrankheiten wurden durch die Mohammedaner eingeschleppt[1].

Daß aus solch lockern Ehen im Bunde mit den Hungersperioden nur verwahrloste Kinder hervorgehen können, liegt auf der Hand. Die Frauen bringen oft schon Kinder aus einer früheren Ehe in die neue mit, und diese Stiefkinder werden, sobald die Not kommt, zuerst vom Vater verstoßen oder verkauft; wenigstens gilt das von den Knaben, die Mädchen werden wohl behalten, um sie später als Weiber zu verkaufen. Diese verstoßenen Kinder, die oft niemand mehr haben, der sich ihrer annimmt, gehen entweder bald vor Elend zu Grunde, oder sie suchen sich durch Bettel, Diebstahl und Räuberei durchzubringen. Ertappt man sie bei den Diebereien, so werden sie getötet und in den Fluß geworfen, ohne daß jemand sich deswegen rührte.

Die große Not der Baris erklärt es, warum die Gastfreundschaft bei ihnen weniger geübt wird als bei den meisten Negern. Sie suchen heimlich alles ins Haus zu bringen und bei verschlossenen Türen zu kochen und zu essen, um die zudringlichen Nachbarn fernzuhalten. — Kommt ein Vater zum Sterben und hat er erwachsene Söhne, so verteilt er noch vor seinem Tode seine Habe unter die Söhne. Die Weiber und Töchter bleiben beim Erstgebornen, der für seine Schwestern bei der Verheiratung Kühe bekommt. Der Erstgeborne gilt dann als Haupt der Familie. Hat der Vater bloß kleine Kinder hinterlassen,

[1] Kaufmann, Schilderungen aus Zentralafrika 180.

so kommt alles zum nächsten Verwandten, der es bewahrt, bis die Söhne groß geworden sind und dann die Erbschaft antreten. Doch wird bei den Baris den kleinen jungen Erben fast alles geraubt, sowohl von Angehörigen als von Fremden.

Religion. Die Baris haben eine Idee von einem Schöpfer[1]. Nach Bischof Geyer ist der Name der Baris für Gott Ngun[2]. Sie haben eine dunkle Sage vom seligen Zustand der Menschen vor dem Sündenfall. Gott habe, sagen sie, alle Menschen gut geschaffen, und sie lebten bei ihm im Himmel. Da aber einige böse geworden, so habe er sie mittelst eines Seiles auf die Erde herabgelassen. Die Guten konnten mittelst dieses Strickes wieder in den Himmel klettern, dort gab es Tanz und Bier, und alles war fröhlich; allein mit der Zeit brach der Strick, und so kommt niemand mehr hinauf in den Himmel[3]. Obwohl die Baris eine Idee Gottes haben, erweisen sie ihm doch keinerlei Kult. Sie sind überhaupt nach Bischof Geyer in religiösen Dingen die unwissendsten und gleichgültigsten von allen Negervölkern am Weißen Nil. Manche Baris opfern, wie Kaufmann schreibt, der schwarzen Viperschlange Milch und glauben von ihr abzustammen, weswegen sie dieselbe Großmutter (yukanye) nennen. Vielleicht haben wir hier eine Spur von Totemismus. Von der Behauptung Kaufmanns, daß die Baris nicht an die Unsterblichkeit glauben, gilt das oben bei den Dinka Ausgeführte. Daraus, daß sie sagen, nach dem Tode gebe es keinen Hunger und Durst mehr, folgt keineswegs, daß sie an kein Fortleben nach dem Tode glauben. Das Gegenteil haben die neueren Missionäre nachgewiesen[4].

Entsteht ein Unglück, so haben bei den Baris wie bei den Dinkas die Dämonen die Schuld, daher wir hier wie dort dem gleichen Aberglauben begegnen. Auch die Baris haben Zauberärzte (Punit, Plural: Pünök), Männer und Frauen, die ihre Künste gewerbsmäßig betreiben. Eine große Rolle spielen die Regenmacher. Der Regenmacher bekommt für seinen Dienst Rinder und Schafe; hat er keinen Erfolg bei seinem Geschäft, so schwebt er in großer Gefahr. Gelingt es ihm nicht, zu entfliehen, so wird er niedergemacht, weil er nach ihrer Ansicht den Regen in seinem Bauche zurückhält.

Begräbnis. Kaum ist der Kranke verschieden, so ergreift der Erbe oder Hausvater die Waffen, springt aus dem Hause, rennt um dasselbe herum, schwingt laut schreiend nach allen Richtungen Lanze und Stock, um die Dämonen zu verscheuchen. Alles läuft nun zusammen und heult und wehklagt; gleich machen sie das Grab wie die Dinkas und legen den Toten in sitzender Stellung hinein. Nach Bischof Geyer[5] werden den Toten von den Baris bei Kiriba einige Gebrauchsgegenstände in das Grab mitgegeben. Ein Bote bringt den Verwandten die Trauernachricht. Diese kommen alle ans Grab, streuen Sand darauf und setzen sich einige Zeit wehklagend herum. Alle scheren sich das Haupt, und die Trauer hat ein Ende. Der Erbe muß dann ein großes Totenmahl geben, das ihm oft schwere Kosten bereitet[6].

---

[1] Ebd. 125 188. [2] S. oben S. 660 Anm. 2. [3] Kaufmann a. a. O.
[4] Vgl. oben S. 640 u. 658. [5] Durch Sand, Sumpf und Wald 377.
[6] Kaufmann a. a. O. 192.

Wenn ein Häuptling stirbt, so berichtet Captain J. A. Meldon[1], wird das ganze Volk durch Trommeln zusammengerufen. Jeder Dorfvorsteher oder Unterhäuptling bringt dem Nachfolger des Verstorbenen einen Ochsen oder Schafe und Ziegen. Diese werden sofort geschlachtet und für das Fest zubereitet. Vor dem Beginn des Festes sieht man noch einmal nach dem toten Häuptling und sprengt etwas Öl über seine Leiche, die dann begraben wird, nachdem man ihr die Schmucksachen abgenommen und sie der ersten Frau gegeben hat. Das Grab wird gerade vor der Türe der Hütte gemacht, und die unmittelbaren Diener legen die Leiche ins Grab. Nachdem dieses zugedeckt ist, bedecken alle Weiber und nahen Verwandten des Toten ihren Leib mit Holzasche. Die Trauer der Frauen dauert einen Monat, und so lange behalten sie die Asche am Leibe.

7. Die Alurus und die Ascholis.

Die Alurus wohnen in der Gegend von Kobe unweit vom Ausfluß des Nil aus dem Albertsee. Sie sind nach Bischof Geyer[2] ein friedsames Völklein, das sich an den Nil hält. Männer und Jünglinge tragen ein Ziegenfell, seltener ein Leopardenfell oder einen Fetzen Stoff um die Lenden, Kinder gehen entblößt. „Das weibliche Geschlecht trägt eine Blöße zur Schau, wie ich sie nirgends bisher unter den Negervölkern gesehen. An einem Lendengürtel aus Bast, seltener Perlen, hängt rückwärts ein Bastschweif bis unter die Waden und vorne eine zwei bis drei Finger breite Bastfranse. Der Schweif ist der obligateste Teil der weiblichen Tracht, auf den sie stolz sind." In der durchlöcherten Unterlippe wird von den Frauen, zuweilen auch von den Männern, ein bis zu 10 cm langer und $^1/_2$ cm dicker Stift aus Glas, Metall oder Horn getragen.

Die Hütten der gewöhnlichen Alurus sind geräumig und ohne Sorgfalt erbaut, zeigen aber im Innern Ordnung und Sauberkeit. Die Wohnungen der Häuptlinge zeichnen sich durch ansehnliche Größe und einen glatten Vorplatz aus, der auch zum Tanze benutzt wird, und sind häufig mit einem lebenden Zaun umgeben. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen. Weiber jäten Gras und Unkraut aus und bearbeiten das Feld, in welches der Same in Löcher gelegt wird. Mais, rote Hirse, Maniok, Süßkartoffeln und Negerbohnen werden hauptsächlich gepflanzt. Die Viehzucht umfaßt Kühe, Schafe und Ziegen. Nicht alle nennen Kühe ihr eigen, und eine Anzahl von zehn macht den Besitzer zu einem reichen Mann. Ziegen bilden fast ausschließlich den landesüblichen Preis für eine Frau.

Die Stellung der Frau ist eine in jeder Beziehung untergeordnete. Schon im Mangel an Kleidung gegenüber dem männlichen Geschlecht kommt das zum Ausdruck, noch mehr in der Art der Verheiratung. Die Frau wird um 40 bis 50 Ziegen gekauft. Die Vielweiberei ist Landessitte, und Häuptlinge bringen es im Laufe der Jahre wohl auf 10 Frauen. Wie allenthalben wird auch

[1] Vgl. Cunningham, Uganda and its people, London 1905, 357.

[2] Durch Sand, Sumpf und Wald 433. Vgl. auch Annalen der Verbreitung des Glaubens, München 1910, 282.

hier als Hauptgrund für die Polygamie die Sicherung einer Nachkommenschaft angeführt, die bei der Monogamie in Frage gestellt sei. Die letztere wird daher verabscheut. Das freie Benehmen der Frauen fällt auf. In frecher und aufdringlicher Weise sieht man in Omadsch Frauen in Gruppen und einzeln nach Sonnenuntergang umherschlendern, die Pfeife rauchen und mit den Handkugeln zweideutiges Geklapper vollführen. Da so viele Frauen in einem Hause zusammengepfercht leben, begreift sich, daß sie sich nach größerer Freiheit sehnen. Die kleinen Kinder beiderlei Geschlechts bleiben der Mutter anvertraut. Die größeren Knaben einer Ortschaft schlafen zusammen in einer besondern Hütte. Erst die Burschen genießen volle Freiheit[1].

Religion. Gott nennen, wie schon früher bemerkt wurde[2], die Alurus Dschuok, verbinden aber damit den Begriff des Feindseligen, oder Rubanga, ein Wort der Unyorosprache, was wohl daher kommt, daß das Volk längere Zeit von den Königen von Unyoro beherrscht wurde. Merkwürdigerweise bedeutet Rubanga in Unyoro einen bösen Geist, während Gott Ruhanga genannt wird. Geyer erklärt das durch die schlechte Aussprache der Alurus. Sie zollen Gott keine Verehrung. Sie sagen, daß sie als Bewohner der Erde nicht wissen können, was oben oder unten sei, noch wo Gott wohne, noch wie er aussehe oder ob er sehe und höre. Im Blitz (lokot) wähnen sie einen von Dschuok verschiedenen, ganz feindseligen Geist, der unter schrecklichem Hohngelächter — dem Krachen des Donners — zur Erde niederfahre, die Wohnungen in Brand stecke und die Menschen töte. Gott hat alle Menschen erzeugt. Auf die Frage, ob der Gott der Alurus derselbe sei wie der Gott der Weißen, und wenn ja, warum dieser eine Gott so verschiedene Menschen zeuge, sagen sie: Gott erzeuge die Menschen, wie er wolle, er habe zuerst uns Weiße erzeugt und uns mit allem Guten, mit Flinten, Münzen und Kenntnissen reichlich ausgestattet und nachher, nachdem er alles Gute vergeben, die Alurus geschaffen, für die wenig mehr übrig blieb[3].

„Die Vorstellung von einem künftigen Leben fehlt ihnen angeblich. Mit dem Tode endet für sie alles. Hat ein Aluru genug gelebt und erwachsene Söhne, so sendet ihm Gott den Tod, damit dieser ihn als unnütz aus dem Leben nehme und seinen Platz für dessen Söhne freimache. Mit Ergebung und im tröstenden Gedanken, daß er in seinen Söhnen fortlebe, geht er in den Tod. Der Sohn erbt den Bogen des verstorbenen Vaters. Hinterläßt der Mann keine Kinder, so wird der Bogen zerbrochen und in das Grab gelegt. Auf den Vorhalt, daß es dann gleichgültig sei, ob der Mensch ein gutes oder schlechtes Leben führe, ob er morde oder stehle oder nicht, erhielt ich zur Antwort, daß der Ehebrecher seine Strafe vom beschädigten Ehegatten erhalte, der Mörder von den Verwandten des Getöteten verfolgt und der Dieb ebenso von den Beschädigten mit Gleichem bestraft werde.“[4]

Daß aber trotzdem die Alurus eine dunkle Idee von einem Fortleben nach dem Tode haben, ergibt sich unzweideutig aus dem, was Bischof Geyer im Anschluß an das Gesagte weiter berichtet. „In den Höfen der

---

[1] Geyer a. a. O. 436. [2] S. oben S. 644. [3] Geyer a. a. O. 437.
[4] Ebd. 437—438.

Aluru sieht man zahlreiche Miniaturhütten, in denen sie Korn, Bier, Fleisch hinterlegen, und sie sagen, daß das für ihre Toten sei, die im Leben diese Dinge gern genossen haben. Fällt kein Regen, so wird den Ahnen eine Kuh geschlachtet, damit sie ihren Kindern Regen schicken. Auch sonst werden von Zeit zu Zeit Tieropfer für die Ahnen und Toten veranstaltet und dazu die Häuptlinge eingeladen." Freilich geschehen alle diese Opfer angeblich, weil es so überlieferte Sitte sei und ohne daß sie dafür einen höheren oder bestimmten Grund angeben; aber diese Antworten müssen richtig verstanden werden. Wenn sie den Ahnen eine Kuh schlachten, damit sie ihren Kindern Regen schicken, setzen sie doch wohl irgendwie voraus, daß die Ahnen ihre Bitte erhören können. Deshalb fährt mit Recht Bischof Geyer[1] fort: „Ich kann mich der Meinung nicht entschlagen, daß die Opfer ein unbewußter Rest des Glaubens an Gottes Recht auf die Schöpfung sowie des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode seien. Das Opfer, in welcher Form und Absicht es dargebracht wird, findet sich bei allen Völkern, welche ich angetroffen, und erscheint als der Hauptritus ihrer Religion. Es ist offenbar eine Huldigung, welche der Mensch entweder dem höchsten Wesen oder demjenigen darbringt, welcher in den Anschauungen des heidnischen Naturvolkes dessen Platz eingenommen hat. Sei es, daß das Opfer einem Verstorbenen, einem Ahnen, einem Geiste oder Dämon oder dem höchsten Wesen selbst gilt, so entspringt es der Absicht, sich dadurch Bewahrung vor Übel oder Erlangung von Glück zu sichern. Das Opfer und sonstige religiöse Riten sprechen für den Glauben an Gott und Jenseits mehr und eindringlicher als die gelegentlichen Aussagen der Eingebornen für das Gegenteil. Die Reden, daß mit dem Tode alles ende, finden ihre Widerlegung in den Tatsachen des Ritus. Die Handlung ist geblieben, wenn auch deren genaue Bedeutung und Sinn abhanden gekommen oder verdunkelt ist."

Den Aluruhäuptling Omadsch fragte Bischof Geyer: „Warum haben wir (Missionäre) alles verlassen und sind zu dir und deinem Volke gekommen?" — „Ihr kommt her, damit die Leute hier in Frieden leben, sich nicht bestehlen und nicht töten." — „Das tat Emin Pascha und das tut die jetzige Regierung. Wir sind gekommen, um euch zu lehren, wer Dschuok sei, den ihr nur dem Namen nach kennt." — „Gut, unsere Knaben werden wir zur Schule schicken; aber die Mädchen und Frauen haben kein Talent zum Lernen, und wir Männer sind zu alt."[2] Nun, meint Geyer, das Verlangen, daß die Jugend lesen und schreiben und Dschuok besser kennen lerne, und die Bereitwilligkeit, jede Art von Kleidung zu tragen, sind günstige Vorbedingungen für die Missionierung dieses Volkes.

„Das von den Aluru Gesagte gilt vielfach auch von den Ascholi (Acholis). Auch die Sprachen beider Völker sind nur wenig voneinander verschiedene Dialekte und merkwürdigerweise mit der Sprache der Dschur und Schilluk so nahe verwandt, daß die gemeinsame Abstammung dieser vier Völker über allen Zweifel erhaben ist. Und doch kannte weder Omadsch (ein Aluruhäuptling) noch einer der Ascholi auch nur den Namen der Dschur und Schilluk. Da die Überlieferung

[1] Durch Sand, Sumpf und Wald 438—439. [2] Ebd. 439.

der letzteren von der einstigen Wanderung ihrer Vorfahren von Süden nach Norden erzählt, so läßt sich auf die frühere gemeinsame Heimat aller Genannten schließen." [1]

Von den Ascholis berichtet der anglikanische Bischof A. R. Tucker[2] und der schon erwähnte Cunningham[3]: Sie treffen seltsame Schutzmaßregeln, um die Unsittlichkeit der jungen Leute beiderlei Geschlechts zu verhindern. Die Mädchen werden kurz nach eingetretener Dunkelheit in ihren Hütten eingeschlossen. Die jungen unverheirateten Männer müssen in besondern Häusern schlafen, die etwa sechs Fuß über dem Boden auf Pfählen errichtet sind. Der Eingang zum Hause besteht nur in einem Loch, das etwa einen Fuß im Durchmesser hat, und zu diesem Loch muß man auf einer Holzleiter hinaufsteigen. Nachdem die jungen Männer sich in diese Hütte zurückgezogen, wird um die Leiter herum Sand auf den Boden gestreut, um die Fußspuren zu entdecken, wenn jemand es versuchen sollte, die Hütte zu verlassen oder in dieselbe hineinzugehen. Dieser Brauch, meint Cunningham, ist wahrscheinlich den Bukedi entlehnt, da er im Westen der Ascholi auftritt.

8. Die Bongos, Golos, Dschurs und Pambias.

Die Bongos wohnen am Waufluß, einem Nebenfluß des Dschur, zwischen dem 8. und 7. Grad n. Br. Bischof Geyer[4] schreibt über den Bongohäuptling Kadongo: Sind alle Bongo nach ihm zu beurteilen, so sind es gutmütige Leute. Er war voller Freude über den Fremdenbesuch und brachte in Fülle alles herbei, was er den Besuchern bieten konnte. Den Kern der Ansiedlung bilden fünf runde Hütten von 5 m im Durchmesser und eben solcher Höhe. Auf meterhoher Wand aus Pflöcken und Lehm ruht das spitze Strohdach. Neben diesen Wohnhütten stehen offene Speicher auf schulterhohen Gerüsten zum Schutz der Vorräte an Korn und andern Feldfrüchten. Diese ganze Häusergruppe reiht sich um einen geglätteten, sauber gehaltenen Hofraum, in dessen Mitte ein schattiger Baum steht, unter dem diejenigen häuslichen Arbeiten verrichtet werden, die mehr Licht erfordern, als die dunkeln Wohnhütten gewähren. Bischof Geyer stellt dem Fleiß und der Geschicklichkeit der Bongos im Ackerbau und in verschiedenen Gewerben ein günstiges Zeugnis aus.

Die Männer begnügen sich mit einigen Zeugfetzen als Kleidung, die Frauen tragen dichte Laubbüschel, die sie an einer Lendenschnur vorn und hinten befestigen; einige Frauen tragen noch einen langen Büschel aus Bast, der kuhschweifartig hinten bis auf die Fersen herabreicht.

Beim Besuche der Gehöfte begegnete Bischof Geyer Grabstätten, von pyramidenförmigen Steinhaufen bedeckt, deren Mitte ein Gefäß mit Trinkwasser für die Verstorbenen enthielt. Auf die Frage nach dem Zweck dieser Wasserurnen antwortete der Häuptling, so sei es immer der Brauch in ihrem Lande gewesen. „Ob es nicht doch ein Überbleibsel des ihnen entschwundenen Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode ist? Angeblich wissen sie nichts

[1] Ebd. 440.

[2] Achtzehn Jahre in Uganda und Ostafrika. Übersetzt von Brandner, II, Dresden 1912, 240. [3] Uganda and its people 354. [4] A. a. O. 93.

davon."[1] Ohne den dunkeln Glauben an ein Fortleben wäre es doch sinnlos, für die Verstorbenen ein Gefäß mit Trinkwasser hinzulegen. Daß sie den Fremden auf diesbezügliche Fragen fast immer ausweichend oder selbst verneinend antworten, ist eine von den Missionären längst konstatierte Gewohnheit der Wilden.

„Gott nennen sie Lome, der ihnen jedoch mehr ein Gegenstand der Furcht zu sein scheint. Eine Verehrung zollen sie ihm nicht. Um so eifriger sind sie bestrebt, sich vor bösen Geistern, die als Hexen und Kobolde in Gestalt von Fledermäusen, Eulen und Affen auftreten, durch zauberkräftige Wurzeln und Kräuter zu schützen." Kadongo sagte dem Missionär: „Wir fürchten die Geister, weil sie uns Böses zufügen; es gibt keinen guten unter ihnen." Auf den Vorhalt, man wolle sie einen guten Lome kennen lehren, meinte er: „Ihr habt so viel anderes Gute, das uns fehlt; möglich, daß ihr auch einen guten Lome habt." Geyer nennt die Bongos ein anstelliges, verständiges, arbeitsames und lebhaftes Völklein[2].

Über die Golos am linken Ufer des Getti sagt Bischof Geyer, sie seien, durch die Niam-Niam verdrängt, vom Westen her in ihr heutiges Gebiet gekommen. Ihre Wohnungen nehmen sich recht leicht und zierlich aus. Das Innere ist ebenso reinlich gehalten wie das Äußere, und das Ganze ist schmuck und von schönstem Ebenmaß. Eine oder mehrere dieser Hütten mit eigenem Kornspeicher, Hühnerstall und einem Sonnendach, unter welchem gearbeitet, geplaudert und ausgeruht wird, bilden ein Familiengehöft, um welches herum sich die Felder reihen. Auf Kleidung halten die Golos viel, sind aber nicht wählerisch. Einen Fetzen um die Lenden tragen selbst die Ärmsten. Ihre Vorliebe für Kleider wird verständlich, wenn man hört, daß sie gewandte Schneider und Weber sind. Auffallend ist, daß der Mann hier selber näht und flickt und in die Kleider seine Ehre setzt, während die Frau zu Hause Blätter oder Grasbüschel an der Lendenschnur trägt und nur beim Ausgehen oder in Anwesenheit von Fremden sich in ein Stück dunklen Stoff hüllt. Dagegen behängen sich die Frauen mit allerlei Ringen, Glasperlen, Schnüren und anderem Tand, den die Männer verschmähen[3].

Ackerbau und Jagd sind die vornehmsten Beschäftigungen der Golos. Das Urbarmachen des Bodens ist Sache der Männer, das übrige besorgen fast alles die Frauen. Auf den Feldern werden Pfahlgerüste erbaut, auf denen die Knaben vom Morgen bis zum Abend Wache halten und durch Schreien und Steinewerfen die Korndiebe: Vögel und Affen, verscheuchen. Da die giftigen Insekten die Viehzucht unmöglich machen, sind die Golos zur Beschaffung des Fleisches auf die Jagd angewiesen. Musik und Tanz bilden ein besonderes Vergnügen dieses Volkes. Getanzt wird von Männern und Frauen sowohl getrennt als gemeinsam; im letzteren Fall kommen beide Geschlechter nicht in Berührung, wie denn überhaupt die Tänze nicht unanständig sind. „Heiterkeit und Scherz fand ich bei keinem Volk in solchem Grade. Ein Zug von Trübsinn und Schwermut liegt sonst im Charakter des Negers. Im Golo aber fließt eine unversiegbare Ader von Scherzhaftigkeit und Lustbarkeit, die sich bei jeder Gelegenheit oder auch ohne eine solche Luft macht. In ihre Unterhaltung muß stets

[1] Geyer, Durch Sand, Sumpf und Wald 95. [2] Ebd. [3] Ebd. 100—102.

etwas eingeflochten sein, was die Lachmuskeln anregt, da Lachen und lautes Lachen von ihnen unzertrennlich ist. Das deutet auch auf den leichtfertigen und oberflächlichen Sinn, der ihnen eigen ist."

Die Golos haben manches von den arabischen Sitten angenommen, und viele führen arabische Namen und beziehen von reisenden Krämern Gebetsschnüre und Amulette, in der Religion sind sie aber ihrem heidnischen Glauben treu geblieben. „Sie haben eine Vorstellung von einem höchsten Wesen, das sie Mbilli nennen und welchem sie die Schöpfung und unbedingte Herrschaft über Leben und Tod des Menschen zuschreiben. Diese Gottheit fügt nach ihrer Anschauung niemandem Übles zu, kümmert sich um nichts als um die völlige Herrschaft des Weltalls. Dagegen haben die Golos große Furcht vor einem göttlichen Wesen, das sie Baze nennen. Es ist der Gott, der alle Ereignisse im Leben überwacht und ihnen günstigen oder ungünstigen Ausgang verleiht. Hat jemand z. B. auf der Jagd ein Ziel verfehlt, so sagt er: ‚Baze hat mein Auge verdreht.' Hat jemand Glück bei seinen Geschäften, so sagen die Golos: ‚Dieser hat das gute Auge des Baze über sich.' Darum bringen sie dieser Gottheit unaufhörlich Opfer dar, um ihr Wohlwollen zu erwerben. Zu diesem Zweck hat jede Familie neben ihrer Hütte eine zweite, kleinere, in welcher die Opfergaben für diesen Gott niedergelegt werden. Vor der Aussaat wird hier auf einige Zeit der Samen untergebracht, damit der Gott ihn in Gnaden ansehe und eine gesegnete Ernte verleihe. Niemand wagt, in der Erntezeit eine Frucht zu genießen, ohne dem Gotte vorher ein Erstlingsopfer davon dargebracht zu haben. Wenn nicht hinreichend Regen fällt, so daß die Saat darunter leidet, so versammelt der Dorfhäuptling die ganze Gemeinde vor dem Tempelchen des Gottes, um das nötige Wasser zu erflehen." [1]

Noch eine dritte Gottheit haben die Golos, die sie als den bösen Geist „Ma" bezeichnen. Sie sagen, er nehme die fürchterlichsten Gestalten an und mische sich unter das Volk, um Unheil zu stiften und im Namen Bazes Rache zu üben. Eine große und furchtsame Verehrung haben sie auch gegen die Geister der Verstorbenen. Nach einem Todesfall wird der Verstorbene in Leinwand und Strohmatten gewickelt und, auf einer Art Gitter von Holzstäben liegend, begraben. Drei Tage läßt man Bierkrüge und Speise auf dem Grabhügel stehen, und in der ganzen Zeit hört die Totenklage nicht auf. Nach Ablauf dieser Frist wird noch ein großer Totentanz abgehalten. Darauf häuft man Steine auf den Grabhügel, und die hinterbliebene Familie verlegt ihre Hütten aus Furcht, der Geist des Verstorbenen könnte noch Rache nehmen für manches zu Lebzeiten erduldete Unrecht.

Die Dschurs. Der Name Dschur bedeutet Waldmenschen und wurde von den Dinkas den Bewohnern jenes Landstriches der Bahr el-Ghasalprovinz gegeben, der sich nordwestlich von Wau in einer Linie von etwa sechs Tagereisen nach Südosten gegen das Gebiet der Niam-Niam erstreckt. Der Hauptteil dieser Gegend ist eine mit Wald und Grasflächen bedeckte Hochebene. Die Dschurs nennen sich selbst De-Luo oder einfach Luo. Sie gehören zu jener großen Völkerfamilie, welche die Schilluks, Dinkas, Bellandas und Maggis umfaßt.

[1] Ebd. 105—106.

Sie besaßen früher einen hohen Grad von Wildheit. Heute machen sie nach Bischof Geyer[1] den Eindruck eines gemütlichen und friedfertigen Volkes. Zur Zeit der Mahdistenherrschaft sind sie stark dezimiert worden. Jedes Dorf, wenn man die zerstreut liegenden Gehöfte der einzelnen Familien so nennen darf, untersteht einem Häuptling, dessen Einfluß aber gering ist. Die Häuptlinge selbst sind untereinander ganz unabhängig.

Da die Dschurs im übrigen den schon besprochenen Stämmen sehr ähnlich sind, genügt es, kurz ihre religiösen Ansichten darzulegen. Wie Geyer sagt, sprechen sie ungern davon. „Der gewöhnliche Ausdruck für Gott ist Dschuok. Gott hat die Menschen erschaffen, von ihm hängt die Dauer des Lebens ab, von ihm kommen Regen und Sonnenschein, Blitz und Donner. Dieser Gott opfert die Menschen seiner Willkür, weshalb er mehr gefürchtet als geliebt wird. Als seine Wohnung gilt die Höhe, das Firmament, weshalb man für Gott auch das Wort ‚Malo' (oben) hört; jedoch sagen sie, daß Gott ebenso oben als unten und überall sei. Gott kann nicht gesehen werden, sieht aber selbst alles. Spricht man ihnen von Gott, so hören sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und stellen oft überraschende Fragen. Um Regen oder die Genesung von Krankheit zu erlangen, führen sie Reigen und Tänze auf und bringen Ziegen und Schafe und in deren Ermangelung wohl auch ein Huhn als Opfer dar. Jede Ortschaft besitzt einen Mann, dem die öffentliche Darbringung der Opfer obliegt; diese Leute scheinen jedoch wenig Ansehen zu genießen." [2]

„Auch die Unsterblichkeit der Seele ist ihnen nicht unbekannt. Einem Fremden, besonders wenn er ihre Sprache nicht versteht, erklären sie auf Befragen, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, der tote Mensch in die Erde gelegt werde und dort schlafe. Sie fürchten den Tod nicht, weil sie dann immer schlafen können. Dringt man aber tiefer in ihre Ansichten ein, so erfährt man, daß im Tode nur der Leib, nicht aber die Seele stirbt, welche in das Haus Gottes eingeht." [3]

Allgemein loben die Reisenden die hohe Achtung, in der das Alter bei den Dschurs steht; trotz der Vielweiberei soll auch die Stellung der Frau eine hohe sein, weil ihre Schwäche den Männern als heilig gilt. Jede Familie ist reich an Kindersegen, und Eltern- und Kinderliebe ist in hohem Grade vorhanden. Nach Bischof Geyer sind die Dschurs einfache, unverdorbene und urwüchsige Waldmenschen und ein vielversprechendes Arbeitsfeld für die christlichen Missionäre.

Wie schwer es hält, von den Naturmenschen Aufklärung über ihre religiösen Ideen zu bekommen, zeigt das, was Bischof Geyer von den Kresch berichtet, die am Soyo, einem Zufluß des Bibi, an der äußersten Grenze des Sudan gegen Französisch-Kongo wohnen[4]. Die Leute schienen ebenso einfach wie offenherzig zu sein. „Der Glaube an ein höchstes Wesen, das sie Grou nennen, greift vielfach in ihr Leben ein." In einer Hütte traf Bischof Geyer mehrere alte Männer mit dem Häuptling Gomara und fragte, warum sie hier versammelt seien. Gomara zögerte zuerst, antwortete aber dann, er habe mit den

[1] Durch Sand, Sumpf und Wald 142. [2] Ebd. 144. [3] Ebd.
[4] Ebd. 208 ff.

sechs Ältesten seines Bezirkes am vorhergehenden Tage im Walde geopfert. „Ich suchte zu erfahren, wie weit der Ort des Opfers entfernt sei und ob ich denselben sehen dürfe. Gomara erklärte, daß der Ort so weit entfernt sei, daß sie erst nach Sonnenuntergang ermüdet heimgekommen seien. Auf die Frage, ob dort Grou (Gott) zu sehen sei, lachten alle laut auf und wunderten sich, daß ich diesen Namen wisse und mich für solche Dinge interessiere. Gomara fügte hinzu, daß man Grou nicht sehen könne, daß sie ihm aber Korn, Bier und Honig opferten, um sich und ihren Leuten dessen Wohlwollen zu sichern und Unglück zu ersparen." Inzwischen war der Tag angebrochen und ließ einen nahen Grabeshügel erkennen. „Wessen Grab ist das?" „Dasjenige eines Mannes, der vor kurzem starb." „War der Mann gut oder schlecht?" „Er war gut." „Ist das Los eines guten und eines schlechten Mannes dasselbe nach dem Tode?" „Warum sollte es verschieden sein?" „Wenn du ein Huhn tötest, so ist es tot, ob es fett oder mager war; so geht es dem Menschen nach dem Tode; er ist und bleibt tot, wie immer er gewesen sein mag." „Was bedeutet das Kornbier auf dem Grabe?" „Es ist für Grou, der kommt, um davon zu trinken, und wenn er es gut findet, so läßt er den Toten in Ruhe; findet er es schlecht oder wenig, so schlägt er ihn." „Warum schlägt er ihn und nicht denjenigen, der das schlechte Bier bereitet hat?" „Das wissen wir nicht, das weiß er." Ein Alter verbesserte: „Er schlägt ihn nicht, sondern er weist ihn von sich, während er den Toten gut aufnimmt, dessen Bier gut ist." „Also doch eine verschiedene Behandlung der Toten von seiten Grous?" „Niemand weiß, was Grou tut, noch haben wir gesehen, was nach dem Tode geschieht. Was wir wissen, haben wir von unsern Vätern gehört." [1]

Soviel geht aus diesem Gespräch deutlich hervor, daß die Kresch trotz ihrer Behauptung: tot ist tot, an ein Fortleben nach dem Tode glauben und selbst eine dunkle Ahnung von einer Sanktion haben. Ebenso glauben sie an das Dasein eines höchsten Wesens, Grou, von dem aber niemand weiß, wie er aussieht, noch wo er wohne, doch soll er hohe Bäume bevorzugen. Bei ihren Hütten errichten sie Miniaturstrohdächer, einem Kinderspielzeug nicht unähnlich. Darin werden Gefäße mit Hirsebier, Feld- und Waldfrüchte, von der Jagdbeute Köpfe und Knochen, Elefantenschwänze, Giraffenhaare, Löwenkrallen, auch Pfeile und Lanzenspitzen, Glasperlen und selbst kleine Münzen hinterlegt, um sich den Schutz Grous zu sichern und Unglück abzuwenden. Niemand darf die Gaben an sich nehmen. Wer sie entwendet, soll vom Tode oder Unglück ereilt oder an die Stelle gebannt werden. Außer diesen Opferhütten, welche jede Familie errichtet, gibt es solche in Wäldern für ganze Bezirke. Der Älteste Miaji ließ Bischof Geyer eine solche in Augenschein nehmen. Den Ort des Opfers bezeichnete ein großer Baum im Walde. Vom Opferhäuschen waren nur noch einige von Termiten zerfressene Stäbchen da, daneben lagen drei Feuersteine zum Kochen von Bier und Fleisch, das war alles. Es heißt, daß Grou kein großer Liebhaber, aber ein großer Kenner des Bieres sei. Daher gilt gutes Gebräu als die vornehmste Opfergabe. Bei Todesfällen wird Bier als Trankopfer unter die Trauergäste verteilt. Auf jedem frischen Grabe, welches

[1] Ebd. 209.

neben der Hütte des Verstorbenen sich befindet, wird eine Zeitlang ein Gefäß mit Bier aufgestellt. „Obwohl sie sagen, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, und sie für Hölle und Himmel keine Ausdrücke besitzen, so zeugen obige Gebräuche von der Ahnung eines Fortlebens nach demselben. Sollte die Zahl der Opferhäuschen ein Maßstab sein für die Religiosität des Volkes, so wären die Kresch das religiöseste Negervolk, das ich angetroffen. Die Araber nennen diese Opferhüttchen kurz den ‚Allah' (Gott) oder ‚Kodschur' (Hexenmeister), der Gutes und Böses zufügen kann. Aus dem dunklen Wuste von Angaben und Ansichten leuchteten zwei Sterne auf: der Glaube an ein höchstes Wesen und eine Ahnung von der Unsterblichkeit der Seele." [1]

Dem Charakter der Kresch stellt Bischof Geyer ein gutes Zeugnis aus. Ihre Schlichtheit und Ungeschminktheit berührte ihn wohltuend. Sie sind arbeitsam, bauen viel Hirse, Sesam, Erdnüsse, Bohnen, Tabak und Baumwolle, spinnen und weben, jagen und fischen. Sie lieben jede Art von Kleidung. Abgesehen von den Häuptlingen, begnügen sie sich durchgängig mit einer Frau, wozu sie auch durch das Zahlenverhältnis der Geschlechter gezwungen sind. Die Frauen begrüßten den Missionär und seine Begleiter stets kniend und bedienten ihre Männer und die Gäste [2].

Bei dem Negerstamm der Pambias sah Geyer vor der Hütte des Häuptlings Opferständer. Antilopenhörner und Eleusinebüschel hingen daran, und ein Gefäß mit Hühnerfleisch in Sesamöl stand daneben. Dies war dem Atoro (Gott) gewidmet worden, damit er Glück verleihe. Atoro ist der Gott der Pambias und befindet sich auf der höchsten Spitze der Berge, während seine Leute (wohl Geister) an den Ursprüngen der Bäche wohnen. In der Nähe sollte ein sehr gefürchteter Zauberer wohnen, der Tod und Unglück über die Leute bringen könne, weshalb man ihn mit Geschenken zu beschwichtigen sucht. Die Toten werden neben der Hütte begraben und erhalten Bier auf den Grabeshügel. Über den Zustand der Menschen nach dem Tode weiß man nichts. Zwar sagte der Häuptling Bekka, ein Niam-Niam und ein äußerst zudringlicher Bettler, daß die Guten in den Himmel (Dschenna) und die Bösen in das Feuer (Nar) gehen, aber beide Ausdrücke sind arabisch und dem mohammedanischen Glauben entlehnt [3].

9. Die Latukas.

Die Latukas wohnen im Südosten der Baris; die nördliche Grenze ihres Gebietes ist ungefähr der 5. Grad n. Br. Samuel White Baker hat sie auf seinen Reisen besucht; im Anfang dieses Jahrhunderts hat Captain Barlow sie näher erforscht [4]. Zur Zeit des Besuches dieses Forschers herrschten drei Häuptlinge über ebensoviele Abteilungen der Latukas, unter ihnen eine Frau mit Namen Tofain, die von den Untertanen sehr geachtet war und weise regierte.

Die Latukas haben eigentümliche Heiratsgebräuche. Die Eltern werden nicht zu Rate gezogen. Es ist Gewohnheit, daß Braut und Bräutigam in der Nacht entfliehen. Am nächsten Morgen gehen sie zu ihrem Häuptling und

[1] Geyer, Durch Sand, Sumpf und Wald 215. [2] Ebd. 213. [3] Ebd. 292.
[4] Vgl. Cunningham, Uganda and its people 365.

erwarten dort die Ankunft des Vaters der Braut. Hat der Bräutigam Vermögen, so ist es Brauch, daß er dem Vater der Braut etwas davon abtrete; hat er keines, so wird ihm das erste Kind des neuen Paares übergeben. — Bei Ehebruch nimmt der Häuptling die Sache in die Hand, und wenn die Schuld bewiesen ist, so muß der Schuldige eine Strafe bezahlen. Auch der Mord wird durch eine Zahlung gesühnt; der Mörder muß dem Bruder des Ermordeten als Bezahlung ein Mädchen geben[1].

Wir haben schon oben das Gespräch erwähnt, das Samuel White Baker[2] mit einem intelligenten Latuka hielt und in dem dieser letztere jeden Glauben an einen guten oder bösen Geist, an ein jenseitiges Leben, ja selbst jeden Unterschied zwischen Gut und Bös, zwischen Tieren und Menschen leugnet. Aber dieser Inhalt des Gesprächs ist sehr verdächtig. Man weiß, wie leicht die Neger, schon um die Gescheiten zu spielen, den Fragenden nach dem Munde reden. Nach dem Gespräch hätten die Latukas keinen Glauben an Geister, weder an gute noch an böse. Nun aber berichtet der erwähnte Captain Barlow, der sich am eingehendsten mit den Latukas abgegeben, als zweifellos, daß sie an ein höheres Wesen glauben, welches sie „Majok" nennen[3].

Wenn ein Mann stirbt, wird er vor der Türe des Hauses begraben, und man führt feierliche Tänze auf unter dem Schall von Trommeln und Antilopenhörnern. Nach einem Jahre werden die Überreste ausgegraben und in einen irdenen Krug gelegt, den man unter einen Baum stellt, wenn einer in der Nähe ist. Schon diese Totengebräuche machen es sehr wahrscheinlich, daß die Latukas an ein Fortleben nach dem Tode glauben. Nach Captain Barlow haben sie eine Idee von einem zukünftigen Leben, sagen aber, wenn sie gefragt werden, daß es mit ihnen selbst nach dem Tode aus sei. Sie erklären das durch folgende Geschichte. Vor langer Zeit starb ein Kind eines Latuka. Die Mutter weinte sehr und bat Majok, ihrem Kind das Leben wieder zu schenken. Er tat es, aber der Vater war nicht damit einverstanden, er schalt die Mutter und tötete das Kind. Da sprach Majok: „Ihr weintet und batet mich, das Kind wieder zum Leben zu erwecken; ich werde das in Zukunft nicht mehr tun. Fortan soll jeder Latuka, wenn er gestorben ist, tot bleiben."

Ganz mit Unrecht folgert man aus dieser Geschichte, daß der Tod für den Latuka die völlige Vernichtung sei; es handelt sich nur um die Wiedererweckung zum irdischen Leben. Diese Auferstehung (oder die Unsterblichkeit auf Erden) ist ein für allemal durch die Missetat des Mannes vereitelt worden. Das ist der Sinn der Legende. Leider besitzen wir über die Latukas keine Nachrichten von Missionären, die sich lange bei ihnen aufgehalten haben.

10. Die Lendus.

Die Lendus werden wohl auch Balendus genannt, aber zu Unrecht, da ihre Sprache keine Bantusprache ist und deshalb das Ba nicht als Pluralzeichen gebraucht werden kann. Ihre heutige Heimat liegt im Westen der südlichen

[1] Ebd. 369.
[2] Der Albert-Nyanza I, London 1866, 247 ff. Vgl. oben S. 640.
[3] Vgl. Cunningham a. a. O. 370.

Hälfte des Albertsees. Ihre Nachbarn im Norden sind die Alurus (Alulus), im Süden die Legas oder Balegas. Nach ihrer Überlieferung kamen die Lendus vom Westen des Weißen Nils. Sie verdrängten die Zwergvölker und ließen sich in den Wäldern nieder, die sie noch heute zum großen Teil bewohnen, leben aber auf freundschaftlichem Fuß mit den Pygmäen und den Mbubas[1]. In physischer Beziehung scheinen sie eine Mischrasse von hamitischen Negern, Pygmäen und Bantustämmen zu sein. Die meisten jungen Lendumänner bohren wie viele ihrer Nachbarn zwei bis sechs Löcher in die Oberlippe, in die sie verschiedene Gegenstände, z. B. kleine Messingringe, stecken. Die Weiber gehen oft splitternackt oder tragen, auch in der Nähe der Europäer, nur einen kleinen Blätterbündel am Gürtel. Die Männer dagegen lieben es im allgemeinen nicht, ganz nackt zu bleiben, und man sieht selten einen Mann, der nicht wenigstens ein Stück Rindentuch trägt, das vorn am Gürtel hängt, zwischen den Beinen durchgezogen und hinten am Gürtel befestigt wird. So schreibt Johnston[2]. Nach Cunningham[3] tragen die Männer ein Ziegenfell als einziges Kleidungsstück und die Frauen eine Art Unterrock aus Fasern, die vom Gürtel bis zum halben Oberschenkel reichen. Vielleicht ist die Kleidung nicht überall dieselbe. Johnston[4] bezeichnet es als auffallend, daß die Lendukinder selten nackt herumlaufen, während die Kinder sonst bei allen benachbarten Stämmen sich bis zum Alter der Pubertät nur in Luft und Sonnenlicht kleiden.

Die Knaben werden im Alter von sieben bis acht Jahren beschnitten. Die Operation findet nie im Dorfe statt, sondern im Wald oder im hohen Grase. Der abgeschnittene Teil wird im Boden begraben, und der Knabe muß, bis die Wunde geheilt ist, dem Dorfe fernbleiben. Die Männer arbeiten in ihren Feldern und Gärten, sie nähen selbst ihre Kleider, die Frauen gebrauchen nie eine Nadel. Die Männer bauen auch die Hütten, aber die Frauen müssen das Gras für das Dach schneiden[5].

Vor der Ehe scheint den jungen Leuten eine gewisse Freiheit im Verkehr gestattet zu sein. Hat ein Jüngling gefunden, daß ihm ein Mädchen, mit dem er ein Verhältnis gehabt, paßt, so geht er zu dessen Vater und gibt ihm ein Geschenk von Hacken und Ziegen. Der Vater macht selten Schwierigkeiten, und dann findet die Ehe unter Schmausen und Trinken statt. Ist die Braut in das Haus ihrer Schwiegereltern gebracht, so muß das junge Paar einen Monat lang in diesem Hause und dem angrenzenden Hofraum bleiben. Ist dasselbe nach dieser Zeit in die eigene Hütte eingezogen, so muß der junge Mann, bevor er die Ehe vollzieht, dem Ahnengeist des Dorfes ein Huhn opfern[6]. Ein Lendu darf nur vier Frauen heiraten. Zwillinge und selbst Drillinge sind nicht selten und werden nicht ungern gesehen. Nach Abschluß der Ehe wird jede Untreue streng bestraft. Eine Ehebrecherin wird verstoßen und ihr Mitschuldiger von dem beleidigten Mann bei der ersten Gelegenheit getötet. Die Verführung einer unverheirateten Frauensperson wird nicht mit dem Tode bestraft, aber ihrem Vater muß eine Strafe im Betrag von vier Kühen bezahlt werden[7].

---

[1] Vgl. Harry Johnston, The Uganda Protectorate II, London 1904, 550.
[2] Ebd. II 551. [3] Uganda and its people 328. [4] A. a. O. 554.
[5] Cunningham a. a. O. 328. [6] Johnston a. a. O. II 553.
[7] Cunningham a. a. O. 333.

Wenn ein Mann seine Frau tötet, wird keine öffentliche Notiz von der Sache genommen, aber es steht ihrem Bruder oder Vater frei, sie zu rächen, und wenn ihnen das gelingt, ist der Streit erledigt. — Auf Diebstahl steht ebenfalls Todesstrafe, d. h. es steht dem Eigentümer der entwendeten Sache frei, den Dieb zu töten, wenn er kann. — Die öffentliche Todesstrafe wird durch Erschießen mit Pfeilen vollzogen [1].

Bei der Geburt darf kein Mann zugegen sein, mit Ausnahme des Gatten und vielleicht des Zauberdoktors, und zwar nur in schwierigen Fällen; diese dürfen auch im allgemeinen keine Geburtshilfe leisten, aber der Zauberer opfert ein Huhn und salbt mit dem Blute die Stirn der Frau ein. Zehn Tage lang nach der Geburt des Kindes bleibt die Mutter im Hause und darf ihr Haar nicht kämmen, und während dieser Zeit darf auch kein brennendes Holz und keine glühende Kohle aus dem Hause oder in dasselbe getragen werden. Nach Ablauf der zehn Tage wird ein Fest gefeiert und dem Kind ein Name gegeben.

Begräbnis. Ist der Verstorbene ein Häuptling oder angesehener Mann, so leitet sein Nachfolger, nämlich sein Sohn, oder wenn keine Kinder vorhanden sind, sein Bruder die Feierlichkeiten. In der Hütte des Toten wird ein Grab gemacht, dessen Ende wie ein Tunnel unter der Türe der Hütte durchgeht. In diesem Tunnel wird auf ein Bett aus Häuten die Leiche in sitzender Stellung gelegt, nachdem man sie mehrmals in Rindentücher und frische Häute eingewickelt hat. Das Grab wird dann zugefüllt und die Hütte verlassen; zuweilen wird beim Tod einer wichtigen Person das ganze Dorf gemieden. Die gewöhnlichen Leute werden ungefähr in derselben Weise beerdigt, nur werden sie nicht so sorgfältig eingewickelt. Die, welche der Zauberdoktor als geheime böse Zauberer bezeichnet hat, werden nach dem Tode oder nach der Hinrichtung in den Busch geworfen und erhalten kein Begräbnis [2]. — Cunningham [3] sagt, daß man beim Tode eines Häuptlings oder eines hervorragenden Kriegers auf das Grab einen Baum pflanze. Man nimmt an, daß der Geist des Toten zwei Monate nach der Bestattung auf dem Grabe sitzen bleibt. Um diesem Geist Schutz zu gewähren, wird auf dem Grabe eine kleine Grashütte errichtet, in die man täglich einen Vorrat an Speise und Trank stellt. Nach Ablauf der zwei Monate geht der Geist nach „Waza", einem stillen Ort tief unten im Schoß der Erde, in den sowohl die Guten als auch die Bösen kommen. „Waza" bedeutet eigentlich Geist, aber auch den Aufenthaltsort der Geister nach dem Tode.

Beim Tode des Vaters teilen sich Kinder und Brüder gleichmäßig in das Vieh, die Schafe, Ziegen und das sonstige bewegliche Eigentum. Die Hütte erbt der älteste Sohn. Die Frauen des Vaters werden unter die Söhne verteilt, doch erhält keiner seine eigene Mutter als Frau.

Von der Religion der Lendus wissen wir wenig. Sie haben zahlreiche Zauberdoktoren (Begiza) und Regenmacher (Jiko) beiderlei Geschlechts. Ihre Gottheit, sagt Cunningham [4], fordert meist eine Zahl Kühe und Schafe

[1] Ebd 334. [2] Johnston a. a. O. II 554. [3] A. a. O. 337.
[4] Ebd. 335.

und reichen Vorrat an Nahrungsmitteln, ehe sie deren Arbeit ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Welches der Name oder die Natur dieser Gottheit sei, sagt er nicht. Er erwähnt auch mehrere Arten von Teufeln, von denen der schlimmste der „Dra" ist, der die Macht hat, Menschen zu töten, wenn ihm nicht ein Zauberdoktor mit seinen Mitteln entgegentritt. Nach Johnston huldigen die Lendus der Ahnenverehrung. Sie haben die Gewohnheit, zur Erinnerung an die Verstorbenen roh geschnitzte Holzpuppen, die die Toten vorstellen sollen, in den verlassenen Hütten aufzustellen, in denen sie begraben sind.

11. Die Kukus.

Lado ist eine Enklave von Belgisch-Kongo, ein ausgedehntes Hochplateau, das nicht fern vom Weißen Nil unter dem 4. Grad n. Br. und südlich davon und zwischen dem 31. und 32. Grad ö. L. von Greenwich liegt. Hier wohnen am linken Ufer des Kibo die Kukus; so nennt sich die Völkerschaft selbst, und unter diesem Namen ist sie auch bei den Nachbarstämmen, den Kakwas, Nieffus, Baris und Madis, bekannt. Bisher wußte man über sie wenig; erst in neuerer Zeit sind sie im Ausland näher bekannt geworden, besonders durch die Monographie von Jos. Van den Plas[1].

Die Hauptbeschäftigung der Kukus ist der Ackerbau; daneben betreiben sie auch Viehzucht. In ihrem Charakter sind sie verschlossen, ernst, schweigsam und furchtsam. Sie geraten selten in Aufregung, und diese dauert nie lange an. In ihren Manieren sind sie roh und ungeschliffen. Sie halten zäh an ihren alten Sitten und Überlieferungen. Alle waschen sich sehr selten und sind deshalb äußerst schmutzig, und weil sie sich oft mit Kuhurin parfümieren, riechen sie entsetzlich. Fleisch essen sie wenig, ihre Hauptnahrung sind Pflanzen und Milch, letztere mit Kuhurin vermischt. Die Männer melken die Kühe, nachdem sie sich die Hände mit Kuhurin eingerieben haben; die Frauen besorgen die Küche und den Haushalt. Speiseverbote scheinen bei den Kukus keine zu existieren[2]. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser; doch bereiten sie für besondere Zeiten eine Art Bier aus Eleusine oder Sorgho, dem sie zuweilen so reichlich zusprechen, daß sie völlig betrunken werden.

Menschenfresserei existiert bei den Kukus nicht und soll auch, wie sie sagen, in früheren Zeiten nie existiert haben; sie verabscheuen diese Sitte. Tätowierung kommt vor, ist aber keineswegs allgemein. Die meisten Männer gehen vollständig nackt; nur wenige, die schon mit Europäern in häufigere Berührung gekommen sind, tragen einige europäische Kleidungsstücke. Die Frauen bedecken sich vorn mit einer kleinen Schürze, die vom Gürtel herunterhängt, und hinten mit einem kleinen Tuch, das ebenfalls am Gürtel befestigt ist. Van den Plas fragte die Männer, warum denn die Frauen die Scham verhüllten; er erhielt zur Antwort, man verlange das und das sei immer so Sitte gewesen. Die Antwort schien ihm nicht aufrichtig, und er meint, es geschehe das vielmehr,

---

[1] Les Kuku, par Jos. Van den Plas, directeur de l'Administration locale du Congo-belge, Bruxelles 1910.

[2] Ebd. 83.

um sich der Regel anzubequemen, daß sich die Frau nur vor ihrem Manne ganz enthüllen dürfe; aber da fragt sich gleich weiter: Was ist denn der Grund dieser Regel? Die Antwort liegt doch sehr nahe. Die Kinder beiderlei Geschlechts bleiben, wie sie Gott erschaffen; erst gegen das achte oder neunte Jahr erhalten die Mädchen ein Kleidungsstück, wie es die Frauen tragen.

Die Hütten sind meist rund oder halbrund; das kegelförmige Dach ruht auf einer doppelten Bambuswand, einer inneren und einer äußeren; es ruht zuerst auf der inneren höheren Wand, senkt sich dann auf die äußere niedrigere und reicht fast bis auf den Boden; zwischen den beiden Wänden läuft ein kreisförmiger Rundgang. In der Mitte der Hütte befindet sich gewöhnlich ein Herd, auf dem das Feuer die ganze Nacht hindurch unterhalten wird. Die Hütten sind nach Familien mitten in den Pflanzungen gruppiert. Eine bis vier Hütten, je nach der Anzahl der Frauen und der erwachsenen, nicht verheirateten Kinder, liegen in einem Halbkreis vor den Speichern, in denen die Vorräte aufbewahrt werden. Neben bestimmten Hütten sieht man eine kleine Behausung, die zum Gedächtnis der Toten errichtet ist. Die Pflanzungen sind zuweilen mit Hecken zum Schutz gegen die Antilopen umgeben.

Familie. Kindsmord, Abortus und Konzeptionsverhinderung scheinen nicht vorzukommen. Bei der Geburt von Zwillingen nimmt der Vater die Kinder und trägt sie in der Nacht auf das Feld. Am folgenden Morgen kehrt er zu der Stelle zurück; ist eines oder sind beide von wilden Tieren zerrissen worden, so schließt er, daß seine Frau das Opfer eines Zaubers war. Leben die Kleinen noch, so bringt er sie mit Freuden in sein Haus zurück. Am vierten Tage nach der Geburt erhält das Kind einen Namen vom väterlichen Onkel. Obwohl das Verlangen nach Nachkommenschaft sehr lebhaft ist, so nimmt doch die Bevölkerung an Zahl nicht zu. Van den Plas glaubt, das komme daher, weil die Männer die Mädchen in sehr frühem Alter heiraten und schon vor den Jahren der Pubertät gebrauchen. — Die physische Erziehung der Kinder während der ersten Jahre bleibt der Mutter überlassen; die Knaben lernen, sobald sie größer werden, vom Vater, was sie wissen müssen: Handhabung der Waffen, Bau der Hütten usw. Das meiste tut übrigens der Nachahmungstrieb. Von sittlicher Erziehung ist keine Rede; es gibt auch keine Initiationszeremonien, und die Beschneidung kommt nicht vor. Der Geschlechtsverkehr der jungen Leute beginnt oft schon vor der Heirat, aber im geheimen [1].

Wenn der junge Mann heiraten will, zieht er den Vater zu Rate. Ist dieser mit der in Aussicht Genommenen nicht zufrieden, so muß der Sohn sich nach einer andern umsehen; es sei denn, daß er sehr an dem Mädchen hänge und schon im stande sei, den Brautpreis selbst zu bezahlen; in den meisten Fällen muß der Vater diese Bezahlung leisten. Ist die Wahl getroffen, so geht der junge Mann oder dessen Vater zum Vater des Mädchens oder dessen Brüdern und verhandelt über den Brautpreis, der in einigen Kühen, Ziegen, Lanzen, Hacken usw. besteht. Das Mädchen wird um seine Einwilligung gefragt und meist wird darauf Rücksicht genommen. Auf die Jungfräulichkeit wird kein Wert gelegt. Die Heiraten werden nie unter Personen desselben

[1] Ebd. 208.

Klans abgeschlossen, wohl deshalb, weil sie miteinander verwandt sind. Ehen zwischen Onkel und Nichte und zwischen Geschwisterkindern sind verboten. Ein Mann kann mehrere Frauen haben, wenn er die Mittel dazu besitzt; die meisten haben nur eine oder höchstens drei Frauen; die zuerst geheiratete Frau hat einen gewissen Vorrang vor den andern.

Eigentliche Ehezeremonien existieren nicht; der Mann führt die gekaufte Frau einfach in seine Hütte, und es finden keine weiteren Festlichkeiten statt. Hat ein Mann nur eine Frau, so lebt er mit ihr in derselben Hütte; hat er mehrere, so besitzt jede ihre eigene Hütte, und er wohnt abwechselnd bald bei der einen, bald bei der andern. Die Kinder schlafen bis zu einem gewissen Alter im Hause der Mutter; von da an müssen die Knaben in einer getrennten Hütte wohnen. Die eheliche Treue der Kukufrauen wird allgemein anerkannt, und auch von seiten der Männer kommt Ehebruch selten vor, obwohl der Ehebruch des Mannes ungestraft bleibt. Im allgemeinen behandelt der Kuku seine Frauen gut, obwohl ihm das Recht körperlicher Züchtigung zusteht.

Wenn eine Frau aus irgend einem Grunde ihren Mann verläßt und zu ihren Verwandten zurückkehrt, noch bevor sie dem Mann ein Kind geschenkt hat, so wird der Fall untersucht, und stellt sich heraus, daß sie keinen gerechten Grund zur Klage hatte, so wird sie entweder zurückgeschickt oder ihr Vater erstattet dem Mann die gezahlten Güter samt deren Ertrag. Dieselbe Untersuchung wird angestellt, wenn der Mann die Frau wegen Ehebruchs oder schlechter Aufführung entläßt. Im Falle der Schuld der Frau behält der Mann alles, was die Frau im Augenblick der Entlassung besaß. Die Kinder, die noch gestillt werden müssen, bleiben bei der Frau, bis sie entwöhnt sind, dann werden sie dem Vater übergeben[1].

Der Vater regiert die ganze Familie, jede Frau hat die Leitung ihrer Kinder, solange diese ihrer Sorge bedürfen. Die Kinder gehören immer zum Klan des Vaters, aber auch die Verwandten der Frau werden als Verwandte des Mannes angesehen. Sobald die Kinder heiraten, beziehen sie eine getrennte Hütte. Die Kinder der verschiedenen Frauen stehen vollständig gleich. Wenn auch die Liebe unter den Verwandten sich nicht so lebhaft äußert wie bei uns, so ist sie doch zweifellos vorhanden, und obgleich die Kinder den Eltern wenig Ehrfurcht erweisen, lassen sie sie doch im Alter nicht im Stich. Alle männlichen Glieder der Familie haften untereinander solidarisch für die Schulden der einzelnen Glieder, wofern diese sterben sollten.

Abgesehen von alten Leuten, hält man den Tod immer für die Wirkung eines bösen Zaubers. Sobald einer krank wird, eilen seine Verwandten zum Zauberer (Kudjur); dieser fragt sie stets, ob sie von einem ihrer verstorbenen Verwandten geträumt haben; antworten sie bejahend, so sagt er ihnen, der Tote stelle den Lebenden nach, weil sie es vernachlässigen, ihm Speise und Trank zu bringen. Es wird nun sofort Bier herbeigebracht, und man schlachtet ein oder zwei Schafe des Sterbenden; die versammelten Verwandten essen und trinken und bringen den Rest des Mahles auf das Grab des Verstorbenen, von dem sie geträumt haben. Dort ergreift der Vater des Kranken das Wort,

[1] Van den Plas, Les Kuku 231—233.

wendet sich an den Uletet (Schatten oder Geist des Toten) und spricht: „Uletet, wir haben ein Schaf für dich getötet, verschone unsern Verwandten, töte ihn nicht.“ Auch der Großvater oder der Bruder wiederholen dieselben Worte. Inzwischen stehen die Frauen dem Sterbenden bei. Einige jedoch genießen erst vom Opfer, nachdem sie dem Geist, der sie im Schlaf gestört, zu essen und zu trinken gegeben haben. Sobald der Kranke verschieden ist, beginnen die lärmenden Totenklagen, bei denen auch getanzt und getrunken wird. Die Leiche wird mit Fett eingerieben und in der Sterbehütte auf Blätter und Gras gelegt. Zwei Männer bereiten das Grab in der Nähe der Hütte. Handelt es sich um einen Vornehmen, so verschiebt man die Bestattung der Leiche zwei Tage, und während dieser Zeit wird auf Kosten des Verstorbenen gegessen und getrunken. Bei Häuptlingen dauert das noch länger. Ist die Stunde der Beerdigung gekommen, so wird die Leiche auf ihre rechte Seite ins Grab gelegt; die Hände werden unter der rechten Wange flach zusammengelegt und die Knie an den Leib herangezogen. Der Kopf liegt stets auf der Seite des Hauses, wo der Tod sich ereignete. Die Leiche wird nicht verhüllt; man legt auch keine Gebrauchsgegenstände ins Grab; Menschenopfer scheinen, wenigstens als Regel, nicht vorzukommen. Wenn man vom Verstorbenen träumt, so bringt man Bier und Speisen auf sein Grab; einige errichten auf dem Grabe eine kleine Hütte, in die man Speisen legt. Es geschieht dies alles, um die Geister der Verstorbenen zufrieden zu stellen. Denn würden sie vernachlässigt, so könnten sie den Lebenden zur Strafe für ihre Nachlässigkeit Krankheiten, Tod und andere Übel schicken[1].

Den Tieren und Pflanzen legen die Eingebornen keine Seele zu, die zeitweilig oder dauernd den Leib verlassen könnte. Das ist nach ihnen das Vorrecht des Menschen. Auch in Bezug auf den Menschen glauben sie nicht, daß seine Seele im Schlaf oder sonst zeitweilig den Leib verlassen könne; erst beim Tode findet eine Trennung, und zwar eine definitive, statt. Die Kukus glauben mit den Geistern der Toten verkehren zu können; im Traum erscheinen ihnen die Verstorbenen, um sich über Vernachlässigung zu beklagen. Sie fürchten die Geister der Toten und bauen ihnen deshalb zuweilen Hütten und bringen ihnen Opfer und Gebete dar. Schon aus dem Gesagten ergibt sich zweifellos der Glaube der Kukus an ein Fortleben nach dem Tode. Der „Uletet“ lebt nach dem Tode des Leibes weiter. Wie lange? Darüber wissen sie meistens nichts Bestimmtes zu sagen; doch gibt es einige Bevorzugte, die in dieser Beziehung klare Ideen haben. Nach einer bestimmten Zeit, sagen sie, geht der Uletet des Verstorbenen zum „Großen Uletet“, d. h. zu Gott. Van den Plas meint, möglicherweise sei dies ein Echo der Lehren, welche die Derwische in diesen Gegenden verbreitet haben. Aber dann würden die Kukus auch von der Hölle etwas wissen; da dies nicht der Fall ist, so liegt hier wohl nur die auch sonst unter den Negern weitverbreitete Ansicht vor, daß die Seelen nach dem Tode zu Gott gehen. Nur von einem einzigen Eingebornen erfuhr Van den Plas, daß der Schatten (Geist) eines schlechten Menschen, ich weiß nicht wohin fliehe, und daß der Geist eines Zauberers in den Leib eines

[1] Ebd. 261.

seiner Brüder einziehe, der nun ebenfalls ein Zauberer werde. Es ist wenig wahrscheinlich, daß ein einziger Kuku diese Ansicht habe.

„Die Kukus", sagt Van den Plas[1], „sind, soviel ich darüber urteilen konnte, Monotheisten; sie glauben an einen höchsten Gott, den Schöpfer und Ordner aller Dinge. Sie glauben auch, daß Gott sich in die Angelegenheiten dieser Welt mischt. Wenn der Blitz zuckt, ist es der Uletet, der es gewollt hat. Gott scheint auch nach ihrer Ansicht die Bitten der Menschen zu hören, da sie sich flehend an ihn wenden, um von ihm Regen oder schönes Wetter zu erhalten." Bildliche Darstellungen von Gott findet man nirgends; ebensowenig Tempel, abgesehen von den Hütten der Toten. Von Uletet sagen sie, er habe die Menschen, die Tiere, die Sterne, die Flüsse, kurz, alles gemacht; doch wissen sie nicht genau, was und wo er ist und ob er immer existiert hat und immer existieren wird. Infolge des Einflusses der Derwische nennen viele Kukus Uletet Allah. „Die Leute, die ich befragte, haben mir erklärt, sie hätten die Kenntnis Uletets schon vor der Ankunft der Derwische gehabt, dieser Glaube sei ihnen von ihren Ahnen übermittelt worden."[2]

Eigentlicher Fetischismus scheint bei den Kukus nur in geringem Maße zu existieren, wenigstens hat Van den Plas nie Fetische in Menschen- oder Tiergestalt gesehen; doch tragen sie auf den Rat der Zauberer allerlei Amulette, um ein Weib oder Regen zu erlangen und sich gegen Übel zu schützen usw.; auch sah Van den Plas einmal bei einer Hütte einen zackigen Stein im Boden stecken. Hinter demselben waren Pflanzenknollen, und vor demselben lagen drei Kieselsteine. Dieses „Heiligtum" gehörte einem Jäger, der davon große Hilfe für seine Jagdzüge erhoffte. Wenn er ein Tier tötete, legte er die Hörner desselben als Zeichen der Verehrung vor die Pflanzenknollen, und bevor er auf die Jagd ging, stellte er einen kleinen Topf auf den Dreifuß, den die drei Kieselsteine bildeten, und kochte darin Bohnen; dann aß er diese Speise auf der Stelle, legte auf die größten Knollen einige Stücke Fleisch von dem zuletzt getöteten Tiere und sagte bei der Berührung: Machet, daß ich auf der Jagd stark sei, und aß das Fleisch. Alles das hatte den Zweck, den Fetisch günstig zu stimmen und glückliche Jagd zu erlangen. Derartige Fetische mit ihrer vermeintlichen Wunderkraft werden vom Vater auf den Sohn vererbt[3].

Eine Art Priester ist der Wasserhäuptling oder große Regenmacher, der den Regen hervorrufen und zum Stillstand bringen kann. Sein Amt ist erblich. Er besitzt einen besondern Stein, der auf dem Grabe seines Vaters niedergelegt wird, sich aber sonst in nichts von den gewöhnlichen Mahlsteinen unterscheidet. Will der Wasserhäuptling Regen bewirken, so gießt er Wasser auf diesen Stein, und wenn er den Regen zum Stillstand bringen will, entfernt er das darauf befindliche Wasser. In beiden Fällen legt er zuerst Speise und Trank für den verstorbenen Vater auf das Grab und bittet dann dessen Geist um das, was er zu erlangen wünscht. — Der Regenmacher ist zugleich Häuptling (daher: Wasserhäuptling), und die ihm untergebenen Leute können von ihm verlangen, daß er die nötigen Schritte tue, um das Beginnen oder Aufhören des Regens zu erwirken. Wenn es ihm nicht gelingt, kann er sich

[1] Les Kuku 281. [2] Ebd. 291. [3] Ebd. 269—271.

großen Unannehmlichkeiten aussetzen, indem man sich an ihm oder seinen Gütern vergreift, so daß das Los dieses Regenhäuptlings kein beneidenswertes ist. Diese Wasserhäuptlingsgewalt wurde von Uletet dem ersten Menschen verliehen, von dem sie in der Folge stets auf den Erstgebornen überging [1]. Ist kein Erstgeborner vorhanden, so erbt sie ein anderer Verwandter nach bestimmten Gesetzen.

Der Wasserhäuptling ist auch politisches Oberhaupt und vereinigt somit in seiner Person die politische, richterliche und religiöse Gewalt; trotz alledem ist seine Autorität nicht groß, wohl aber verschafft sie ihm, wenn er schlau ist, viele Vermögensvorteile. Er darf z. B. die Leute, die unter seiner Jurisdiktion stehen, heranziehen, um ihm die Pflanzungen zu besorgen.

Neben dem Regenhäuptling ist der Zauberer eine wichtige Persönlichkeit, dessen geheimnisvolle Macht sich ebenfalls von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Während die Frauen von der Würde des Regenhäuptlings ausgeschlossen sind, können sie die Zaubermacht erben. Der Glaube an bösen Zauber ist allgemein. Wenn z. B. jemand einen andern behexen will, so legt er sich in der Nähe der Wohnung des letzteren auf den Boden und wirft eine Schlange aus dem Munde; diese Schlange geht nun zu dem, der behext werden soll, kehrt dann aber in den Leib des Zauberers oder Behexers zurück, und dieser eilt mit dem kostbaren Schatz nach Hause. Widerfährt dem Bezauberten nicht bald ein Übel, so wird derselbe Zauber wiederholt. Es ist deshalb begreiflich, daß den Kukus die Schlange als ein böses Tier gilt, das sie überall töten, wo sie es finden.

In geschlechtlicher Beziehung lobt Van den Plas die hohe Moralität der Ehegatten unter den Kukus. Es kommt wohl vor, daß eine Frau die Scheidung zu erlangen sucht, um sich dann mit einem andern zu verbinden; allein solange die Ehe besteht, bewahren sie einander streng die Treue. Nur gilt auch in geschlechtlicher Beziehung eine Art Rache als gestattet; obwohl sie den Mord im allgemeinen verurteilen, sehen sie doch den Mord eines Mannes, der einen der Ihrigen getötet hat, als gerechte Rache und mithin als erlaubt an; ebenso halten sie es für erlaubt, die Frau oder Verwandte eines Mannes zu verführen oder zu entehren, der sich eines ähnlichen Verbrechens gegen die Ihrigen schuldig gemacht hat. Geradeso urteilen sie im Fall eines Diebstahls.

Eigentum. Ein jeder Kuku ist Eigentümer der Gegenstände, die er verfertigt oder als Geschenk erhalten, geerbt oder eingetauscht hat, und besitzt auch das Recht, darüber nach Belieben zu verfügen; aber tatsächlich macht er bei wichtigen Dingen keinen Gebrauch von diesem Recht, ohne zuvor seine Verwandten zu Rate gezogen zu haben. Auch die Frau ist volle Eigentümerin der Sachen, die sie gemacht oder eingetauscht hat. In Bezug auf bewegliche Dinge ist das Privateigentum genau durchgebildet. Eigentümlich ist die Auffassung rücksichtlich des Grund und Bodens. Genau genommen gibt es nur einen Grundeigentümer in jedem Klan. Dieser Grundbesitzer hat die Pflicht, alle, die er beim Erbantritt auf ihrem Boden findet, zu erhalten und ebenso ihre Nachkommen; er darf jedoch von ihnen für die Überlassung des Bodens eine Abgabe und eine Hilfeleistung für seine Anpflanzungen fordern.

[1] Ebd. 293.

Die Inhaber des Bodens dürfen ohne seine Erlaubnis weder ihre Hütten noch ihre Pflanzungen an eine andere Stelle verlegen. Die einzelnen Gebiete sind genau voneinander abgegrenzt. Obwohl aber das Obereigentum des einen Grundbesitzers theoretisch anerkannt ist, kann er doch praktisch dasselbe nie veräußern oder verkaufen. Die Entstehung dieses Grundeigentums erklären die Eingebornen auf folgende Weise. Der Vater unserer Väter gab jedem seiner Söhne ein Stück Land, das groß genug war für seine Hütten, Speicher und Pflanzungen. Als der Vater starb, befand sich sein ältester Sohn, der Erbe des Bodens, vor einer größeren Zahl von Familien; er mußte deshalb die einzelnen Lose vergrößern und neue schaffen. Endlich kam ein Augenblick, wo sich die Grenzen zwischen nahen und entfernten Verwandten verwischten; da beschloß der Erbe des Bodens, von den einzelnen Besitzern eine Abgabe von Vieh und Feldprodukten zu verlangen. Er stellte diese Forderung an das erste Familienhaupt, und sein Erbe tat dasselbe in Bezug auf den Sohn des ersten Familienhauptes usw. Jedenfalls geht aus dieser Auffassung hervor, daß ursprünglich nur ein einziger Grundeigentümer vorhanden war und sein Haupterbe in der Folge als der eigentliche Grundeigentümer angesehen wurde. Selbst der Regenhäuptling muß unter Umständen dem Grundeigentümer für die Nutznießung seines Bodens die herkömmliche Abgabe bezahlen.

Alle Glieder einer Wasserhäuptlingschaft, d. h. alle, die demselben Häuptling unterstehen, haben das Recht, in allen Flüssen, die durch dessen Gebiet fließen, Wasser zu schöpfen und zu fischen. „Die Flüsse gehören dem Uletet", sagen manche. Es gibt auch unbenütztes Land, das keinen Eigentümer hat; ferner gibt es Ländereien, die dem ganzen Klan als solchem gehören; das sind Gebiete, deren letzter Eigentümer gestorben ist, ohne Erben zu hinterlassen, und deren sich der ganze Klan bemächtigt. Schon aus dem Gesagten folgt, daß der älteste lebende Sohn Erbe des Grundeigentums ist; ist kein Sohn vorhanden, so erbt das Grundeigentum der älteste Bruder oder Neffe. Erst wenn keine männlichen Erben vorhanden sind, können die Töchter oder Schwestern erben.

Strafrecht. Hat jemand einen Angehörigen desselben Klans getötet, so wenden sich die Verwandten des Ermordeten an den Häuptling; dieser kommt in Begleitung seines Rates in das Dorf und verpflichtet den Schuldigen, je nach seinem Vermögen, acht bis zehn oder noch mehr Kühe an die Verwandten des Opfers zu bezahlen. Besitzt er kein Großvieh, so muß er Schafe oder Ziegen geben; kann er auch das nicht, so wird seine sonstige Habe mit Beschlag belegt. Gehört der Ermordete einem andern Klan, aber demselben Stamm an, so ergreifen die Leute dieses Klans die Waffen und verlangen die Auslieferung des Schuldigen; wird er ausgeliefert, so wird er sofort getötet; geschieht das nicht, so kommt es zu blutigen Feindseligkeiten; entflieht der Schuldige, so fordert man einen der Seinigen und tötet ihn. Dasselbe geschieht, wenn der Mörder und der Ermordete verschiedenen Stämmen angehören. — Bei Notzucht innerhalb desselben Klans wird der bei der Tat überraschte Schuldige sofort getötet; wird er nicht bei frischer Tat betroffen, so wenden sich die Verwandten der Frau an den Stammeshäuptling; dieser verpflichtet dann den Verbrecher zu einer Bezahlung an die Verwandten. Kommt dasselbe Verbrechen unter Angehörigen verschiedener Klans oder verschiedener Stämme vor,

so gehen die Verwandten der Frau zu dem Klan oder Stamm der Schuldigen; wird die Schadloshaltung verweigert, so kommt es zu blutigen Auftritten. Auch der Diebstahl wird in ähnlicher Weise bestraft, doch wird der Dieb zuweilen durch Verstümmelung (Verlust eines Ohres usw.) gestraft[1].

Wenn jemand einen Mord begangen, so pflegt er die Rinde eines bestimmten Baumes (Kire) zu zermalmen und macht daraus einen Trank. Dann nimmt er den Trank ein und stellt sich mit vollständig rasiertem Kopf unter den Baum. Er tut das, um nicht vom Uletet (dem Geist des Toten) wegen seines Verbrechens gestraft zu werden.

Es gibt bei den Kukus nur wenige Sklaven, und alle sind gefangene Angehörige anderer Nationen. Der Sklave wird gewöhnlich gut behandelt; er hat eine eigene Hütte, der Herr verschafft ihm vielleicht eine Frau, und die Kinder dieser Ehe werden frei, selbst wenn die Frau auch eine Sklavin war, weil sie im Lande der Kukus geboren wurden[2]. Die Frau ist bei den Kukus zwar dem Manne untergeordnet, aber keineswegs seine Sklavin; sie darf weder getötet noch verkauft oder ausgetauscht werden und hat — namentlich in Bezug auf das bewegliche Eigentum — mancherlei Rechte.

Politische Organisation. Mehrere Familien, die auf dem Boden eines und desselben Eigentümers leben und als Nachkommen eines und desselben Stammvaters gelten, bilden einen Klan; dieses Klangebiet und seine Bewohner haben einen eigenen Namen, der verschieden ist vom Namen des Grundeigentümers. Ein Klan kann aus mehreren Dörfern bestehen. Als Haupt dieses Klans gilt der Grundeigentümer, aber dieser hat keine eigentlichen politischen Rechte. Mehrere Klans unterstehen einem Stammeshäuptling (Regen- oder Wasserhäuptling), der, wie schon bemerkt, zugleich religiöse, politische und richterliche Funktionen ausübt. Die verschiedenen Stammeshäuptlinge sind voneinander unabhängig. Jeder Häuptling hat seine Vertrauensmänner und Herolde, die ihm in der Verwaltung seines Amtes beistehen. Die Autorität dieser Häuptlinge hängt fast ganz von ihrer Persönlichkeit ab; einige haben nur sehr geringes Ansehen.

12. Die Madis oder Morus in Zentralafrika[3].

Die Madis, wie sie von den Arabern genannt werden, die Morus, wie sie sich selbst nennen, wohnen unter dem 5.° n. Br. und 30.° 20′ ö. L. Die Hauptstadt ihres Gebietes ist Bengue. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht. Die Männer verschmähen jede Kleidung, die Frauen tragen einen Gürtel, an dem vorn und hinten einige Blätter herunterhängen.

Ehe. Die Madis dürfen keine Verwandten heiraten und müssen deshalb ihre Frauen aus den Nachbardörfern holen. Sobald der junge Mann die Jahre der Reife erreicht hat, sucht ihm sein Vater eine passende Braut. Hat er eine gefunden, so bindet er ihr den Zweig eines bestimmten Baumes um

---

[1] Van den Plas, Les Kuku 355—358. [2] Ebd. 367.

[3] Vgl. R. W. Felkin, Notes on the Madi or Moru tribe of Central Africa, in den Proceedings of Royal Society of Edinburgh XII (1884).

die Hand und sucht dann die Einwilligung ihres Vaters zu erlangen. Ist der Preis, der in Kühen und Schafen besteht, vereinbart und bezahlt, so macht der Vater selten weitere Schwierigkeiten. Begegnet ein junger Mann auf der Reise einem Mädchen und verliebt sich in dasselbe, so darf er ihm die Ehe antragen, und willigt es ein, so bindet er ihm einen Zweig an die Faust. Es geht dann nach Hause und berichtet seiner Mutter, was vorgekommen; diese teilt es dem Vater mit, der den jungen Mann kommen läßt, und wenn er mit ihm zufrieden ist, die Erlaubnis zur Heirat gibt, zugleich aber den Brautpreis bestimmt. Jetzt muß der junge Mann noch die Erlaubnis seines Vaters einholen, der meist keine Schwierigkeiten macht. Willigen die Eltern nicht ein, so kommt die Heirat nicht zu stande, denn die jungen Leute gehorchen ihren Eltern stets.

Der Bräutigam muß nun trachten, so viel Güter und Vieh zu erwerben als möglich, damit er im stande sei, eine eigene Haushaltung zu beginnen und den Brautpreis zu bezahlen. Nach etwa einem Jahre, wenn das Mädchen in das Alter der Pubertät gekommen, wird der Hochzeitstag festgesetzt. Der Vater der Braut baut ihr eine neue Hütte, in die sie sich einige Tage vor der Hochzeit zurückzieht. Der junge Mann seinerseits sucht alles zur Heirat Nötige zusammenzubringen, wozu ihm die Freunde durch Geschenke und besonders der Vater mit einem Teil seines Vermögens hilft. Am Morgen des Hochzeitstages zieht eine Schar Jünglinge vom Dorfe der Braut zu dem des Bräutigams, der ihnen den vereinbarten Kaufpreis übergibt. Jeder Jüngling führt am Seil eine Kuh, deren Hals mit Blätterkränzen geschmückt ist. Alles wird zum Vater der Braut gebracht; die Verwandten und Freunde des Bräutigams folgen dem Zuge, der Bräutigam selbst aber bleibt daheim. Die Brüder des Bräutigams schlachten eine Kuh vor der Hütte der Braut, dann wird gekocht, gefestet und getanzt. Oft wird nur Wasser getrunken, und wenn in seltenen Fällen Bier, so doch so, daß keine Betrunkenheit folgt. Die Braut darf während dieser Zeit die Hütte nicht verlassen, doch leisten ihr ihre zukünftigen Schwäger und Schwägerinnen Gesellschaft und verkünden ihr das Lob des Bräutigams. Am dritten Tage ist wieder ein Festschmaus, zu dem der Vater der Braut die Kuh liefert. Erst jetzt darf die Braut die Hütte verlassen und sich am Feste und den Tänzen beteiligen. Nach einem oder zwei weiteren Festtagen kommt der Bräutigam an, geht in die Hütte der Braut und nimmt sie in Besitz. Acht Tage bleibt das junge Paar zusammen im Dorfe der Braut; während dieser Zeit errichtet der Vater des Bräutigams eine neue Hütte für seinen Sohn. Erst wenn die junge Frau schon in Hoffnung ist, zieht das Paar definitiv in das Dorf des Bräutigams.

Ehescheidung ist nicht allgemein und kommt, selbst wenn die Frau unfruchtbar ist, selten vor. Sie kann aber stattfinden, wenn die Frau sich ihrem Manne, ihren Freunden und Verwandten unausstehlich macht, und ebenso im Falle ihrer Untreue, die aber selten ist[1]. Findet die Ehescheidung aus einem nach der herrschenden Ansicht gerechten Grunde statt, so wird die Frau ihrem Vater zurückgeschickt und der größere Teil des Viehes von ihm wieder zurück-

[1] Felkin, Notes on the Madi 322.

gegeben. Wird eine Frau geschieden, die ein Kind hat, so gehört das Kind dem Vater, wenn Ehebruch Ursache der Trennung ist, sonst behält sie das Kind. Geschiedene Frauen dürfen wieder heiraten, tun es aber selten; sie stehen im Preise sehr niedrig.

Polygamie ist gestattet, aber nicht sehr verbreitet; sie hängt vom Reichtum des Mannes ab. Mehr als vier Frauen scheint kein Mann zu haben; jede von ihnen erhält eine eigene Hütte. Kurz vor der Niederkunft und einige Zeit nachher ist der Frau das Essen von Fleisch verboten. Wenn dem Kinde ein Name gegeben werden soll, töten der Vater und der Großvater vor den versammelten Freunden ein Huhn. Sie schlagen ihm den Kopf ab, gießen etwas von dem Blut auf das Kind und sprechen dabei seinen Namen aus. Das Kind wird zwei Jahre gesäugt, der Mann hält sich aber nur sechs Monate von der Frau fern.

Die Erziehung der Kinder wird bei den Madis nicht vernachlässigt; man unterrichtet sie fleißig in der Art und Weise, wie sie sich zu benehmen haben, z. B. nicht beim Essen zuzugreifen, bevor sich die älteren Leute bedient haben, nach dem Essen sich die Hände zu waschen und etwas zurückzuziehen, in der Versammlung älterer Leute sich ruhig zu verhalten und nicht zu schwätzen, die vorübergehenden Leute zu grüßen, alten Leuten und Kranken Rücksicht zu erweisen. Die Mädchen werden in den häuslichen Verrichtungen unterrichtet, die Knaben in der Handhabung der Waffen, der Behandlung der Feinde usw. Die Erziehung gilt aber nicht als vollständig, wenn die Kinder nicht auch kleine Reisen gemacht haben. Man läßt sie deshalb, sobald sie etwa zehn Jahre alt geworden, Freunde, Verwandte und benachbarte Stämme besuchen, und zwar während der schönen Jahreszeit. Kehrt das Mädchen nach einigen Monaten heim, so begleitet es der Bruder, geht dann aber wieder auf Reisen, um fremde Sitten kennen zu lernen und sich auszubilden.

Zuweilen finden Familienversammlungen statt, bei denen sich alle Söhne, Töchter und Enkel im Hause des Vaters einfinden. Die Liebe zu Kindern bewirkt, daß sie besonders den kleinen Säuglingen großes Interesse entgegenbringen. Bei solchen Gelegenheiten lenkt der Vater die Aufmerksamkeit aller auf die verstorbenen Großeltern und alten Freunde und ermahnt sie an ihre Pflicht, kranke Freunde und Verwandte aufmerksam zu behandeln und sie nach dem Tode, da man ihnen nicht mehr helfen kann, zu betrauern[1]. Jede Abteilung eines Stammes hat eine bestimmte Zahl, durch die ihre Glieder bekannt sind. Deshalb sagt man, jeder trage so und so viele Steine, aber das ist nicht wörtlich zu verstehen, sondern symbolisch. Beim Begräbnis eines Mannes werden so viele Erdschollen in das Grab geworfen, als seinen Steinen (seiner Zahl) entsprechen.

Begräbnis. Sobald bekannt ist, daß ein Mann tödlich verwundet wurde, teilt man die Kunde davon seiner Frau mit, die sofort mit ihren Kindern herbeieilt. Dann folgt eine rührende Szene. Die kleinen Kinder werden dem Sterbenden auf den Schoß gesetzt, die andern stehen im Kreise herum. Der Vater gibt jedem seinen „Segen", indem er ihm die Hände auf den Kopf legt und dabei

[1] Ebd. 326.

die Lippen wie zum Spucken bewegt. Nachdem er sie ermahnt, gut zu sein und nicht zu viel um ihn zu trauern, wendet er sich feierlich an seinen ältesten Sohn und überträgt ihm die Sorge für seine Mutter, seine Brüder und Schwestern und auch für seine Felder und Kühe. Er unterläßt es auch nicht, ihm zu sagen, welcher Stamm seinen Tod verschuldet habe, damit er seinerzeit Rache an ihm nehmen solle durch Tötung eines oder zweier Männer dieses Stammes. Hierauf nimmt er rührenden Abschied von seiner Frau.

Der Leichnam wird gewöhnlich einen Tag nach dem Tode in der Nähe der Hütte des Verstorbenen oder seines Vaters begraben. Eine tiefe runde Grube wird ausgehöhlt und mit einem geräumigen Loch an der Seite versehen. In dieser Nische wird die Leiche auf ihre rechte Seite gelegt, so daß das Haupt auf der rechten Hand ruht. Dann werden von den Kindern Erdschollen in die Grube geworfen, und zwar so, daß sie zuerst dem Grabe den Rücken, dann das Antlitz zuwenden. Die Zahl der Erdschollen entspricht der Stammeszahl des Verstorbenen. Die Mädchen werfen eine Scholle weniger in das Grab als die Knaben. Ein Pfahl oder Baumstrunk wird dann auf dem Boden des Grabes aufgestellt, das nicht mit Erde zugeworfen, sondern mit zwei großen, gegen den Pfahl gelegten Steinen zugedeckt wird. Über den Steinen wird ein kegelförmiger Hügel errichtet. Der Pfahl reicht gewöhnlich über den Erdhügel hinaus und trägt an der Spitze die Hörner der Kühe, die am Grabe getötet werden. Vier Kühe werden von den Freunden getötet als Ehrenerweis für den Toten, und der älteste Sohn tötet oft einen Lieblingsochsen. Die Trauer dauert häufig einen ganzen Monat. Nach Ablauf dieser Zeit wird ein Lamm geschlachtet, das von den Freunden gegessen wird, wie das bei den am Begräbnistage getöteten Kühen geschah. Der Sohn führt das Lamm zum Grabe; es wird aber nicht von ihm, sondern von einem Manne halbpriesterlichen Amtes, der zu solchen Verrichtungen bestimmt ist, geschlachtet. Dieser besprengt mit dem Blute des getöteten Tieres das Volk und das Grab; dann redet er ausführlich über die Tugenden des Verstorbenen, besprengt das Volk mit Wasser und ermahnt alle, jetzt die Trauer abzulegen und gegeneinander liebevoll zu sein. Die Freunde nehmen hierauf Abschied von den Verwandten, aber nach einem Jahre kommen sie wieder am Grabe zusammen und feiern ein Fest mit Tänzen[1].

Nach der Trauerzeit werden die Kinder, wenn sie noch klein sind, zu der Familie ihres Vaters gebracht, und es findet eine Beratung darüber statt, was mit ihnen zu geschehen habe. Sind sie alt genug, so werden sie gefragt, ob sie in der Familie des Vaters bleiben oder mit der Mutter gehen wollen. Die Mutter wird gedrängt, im Dorfe zu bleiben; sie zieht es aber meist vor, mit den Kindern zu ihren Verwandten zu gehen.

Politisch ist jedes Dorf ganz unabhängig und steht unter einem Vorsteher oder Unterhäuptling; nur zur Zeit des Krieges müssen sich die Männer aus den verschiedenen Dörfern unter einem Oberhäuptling vereinigen, der in der größten Stadt wohnt. Mit den Dorfvorstehern und selbst den Häuptlingen geht man sehr familiär um, ohne Furcht und knechtische Gesinnung.

[1] Felkin, Notes on the Madi 327—328.

Die Gastfreundschaft wird eingeschärft und allgemein geübt, selbst gegen Fremde und Feinde. Ein Vorübergehender wird unfehlbar zur Teilnahme am Mahle eingeladen, und eine Nichtannahme dieser Einladung würde als ein Schimpf empfunden. Kinder bringen ihm Wasser, um die Hände zu waschen. Jede Familie hat eine eigene Hütte für Besucher; ist diese schon besetzt, so werden die Kinder auslogiert und ihre Hütte den Fremden zugewiesen.

Die Frauen werden artig und achtungsvoll behandelt. Die Männer lassen ihnen den Vortritt und geben ihnen die besten Plätze. Männer und Frauen essen zusammen, aber nicht aus derselben Schüssel. Eine Beschimpfung der Frauen wird geächt und ist oft Ursache eines Krieges. Trunkenheit ist wenig bekannt; beschimpft aber ein betrunkener Mann seine Frau, so wird er gestraft, indem man ihn festbindet, bis er nüchtern ist. Den alten Leuten wird große Achtung entgegengebracht und man respektiert ihre Ratschläge und Lehren. Die Kranken und Schwachen werden sorglich gepflegt, und die Männer lassen ihren kranken Frauen große Sorgfalt angedeihen. Die Arbeit beider Geschlechter ist gebührend geteilt. Der Frau liegt die Haushaltung und Erziehung der kleinen Kinder ob. Sie kann bei den leichteren Feldarbeiten in der Kühle des Morgens mithelfen, muß aber vor Mittag heimkehren, während die Männer die Arbeit fortsetzen. Jagen, Fischen, Landbau, Herbeischaffung von Holz für Bogen und Pfeile und für Heizung ist Sache der Männer; sie bauen auch die Hütten; wenn sie an einen andern Ort ziehen, tragen sie alle schweren Lasten und auch die Dächer der Hütten, die sie aufrichten, bevor sie die Frauen holen. Bei der Jagd tragen die Frauen den Männern Krüge mit Wasser nach[1].

Religion. Über die Religion der Madis wagt Felkin[2] nichts Sicheres zu behaupten, da ihre Ideen so vag sind, daß man nur nach langem Aufenthalt bei ihnen volle Sicherheit über ihren Glauben erlangen kann. Folgendes glaubt er sagen zu können: „Sie scheinen eine unbestimmte Idee von einem Großen Wesen zu haben, das die Welt und die Menschen gemacht hat. Sie glauben auch an isa = die Seele oder den denkenden Teil des Menschen, der jedoch mit seinem Leibe untergeht. Sie haben keinen Glauben an eine Auferstehung oder an ein Leben des Menschen nach dem Tode, obwohl sie sich gern mit Gedanken und Spekulationen über diesen Gegenstand abgeben." Diese Behauptung ist sicher nicht richtig. Das folgt schon aus dem, was wir über das Begräbnis gesagt haben. Noch deutlicher ergibt es sich aus dem, was Felkin weiter berichtet. „Der erste Mensch soll vom Himmel herabgekommen sein, aber von verstorbenen Freunden meint man, daß sie unter der Erde seien, und von ihren Leibern nimmt man an, daß sie sich in weiße Ameisen verwandeln oder als Gras oder Schwämme usw. aus dem Boden wachsen. Wie mir gesagt wurde, glauben zuweilen die Leute zu hören, wie die verstorbenen Freunde zu ihnen sprechen, und wenn sie dann aufschauen, um ihre bekannte Gestalt zu sehen, so bemerken sie nichts als Rauch. Wenn dieses vorkommt, entsteht allgemeine Klage unter den Freunden, und ein Lamm wird geschlachtet und sein Blut über alle gesprengt." Alles das setzt doch offenbar den Glauben voraus, die Verstorbenen lebten noch in irgend einer Weise. Doch

[1] Ebd. 332—333. [2] Ebd. 333.

weiter. „Nach der Überlieferung sah ein Mann im Traume, wie seine isa seinen Leib im Schlafe verließ und hinauf zum Himmel zog. Es ist etwas Häufiges, daß verstorbene Freunde in Träumen gesehen werden und sich in Löwen oder irgend ein anderes schreckliches Ding verwandeln." Das läßt sich nur durch ihren Glauben an die Fortexistenz der Verstorbenen erklären.

„Wie vag auch immer ihre Begriffe von einer Gottheit und von sich selbst als geistigen Wesen sein mögen, sie lehren und üben gesunde Grundsätze über das Gute. Ein guter Mann ist für sie, wer tapfer ist und nicht vor dem Kampfe und dem Tode zurückschreckt, wer das Wohlergehen anderer sucht und stets bereit ist, ihnen Gutes zu erweisen, wer die alten Leute achtet, den Kranken und Schwachen hilft und die unterstützt, welche in Not sind." [1]

Beachtenswert besonders ist die Gewohnheit, zu bestimmten Zeiten — wie es scheint, wenigstens jährlich einmal — öffentlich ein Lamm zu schlachten. Felkin sagt, er habe die eigentliche Bedeutung dieser Zeremonie nie genau erfahren können. „Sie scheint aber das Herz des Volkes zu erleichtern, denn vorher legen sie große Trauer an den Tag, und nach richtig vollzogener Zeremonie scheinen sie sehr freudig zu sein." Wir zweifeln nicht, daß es sich um ein Opfer handelt, durch das sich das Volk von seinen Sünden reinigen und Gnade und Schutz oder Befreiung von Übeln erlangen will. Man höre nur: „Leute von allen Altern versammeln sich in großer Zahl und setzen sich rings um einen Kreis von Steinen am Rande einer Straße (oder besser eines engen Weges). Ein sorgfältig ausgesuchtes Lamm wird von einem Knaben herbeigebracht, der es einmal um das versammelte Volk führt. Wie es vorübergeht, ziehen ihm alle etwas Wolle aus und legen sie in ihr Haar oder auf sonst einen Teil des Leibes. Das Lamm wird dann zu den Steinen geführt und dort von einem Manne aus einer Art Priesterstand getötet. Dieser Mann nimmt etwas Blut vom Lamme und sprengt dasselbe viermal über das Volk. Hierauf berührt er mit dem Blute jeden einzelnen. Den Kindern macht er einen blutigen Kreis auf das untere Ende des Brustbeines, den Frauen und Mädchen macht er Striche oberhalb der Brüste und den Männern berührt er (mit dem Blute) die beiden Schultern. Dann erklärt er die Zeremonie und ermahnt das Volk, sich gütig zu erweisen, z. B.: Seid ihr reich, so verweigert nicht eine Kuh oder ein Schaf dem armen Manne, der darum bittet. Seid ihr beim Essen, so tut nicht, als ob ihr den Vorbeigehenden nicht bemerkt hättet, sondern ladet ihn zur Teilnahme am Mahle ein. Sehen die Kinder einen Fremden, so sollen sie bei ihrer Mutter Wasser holen, um es ihm anzubieten; sehen sie eine alte Frau fallen, so sollen sie nicht lachen, sondern ihr helfen."

Nach Beendigung dieser Rede, die oft sehr lange dauert, erhebt sich das Volk; jeder legt ein Blatt auf oder neben den Steinkreis, und alle gehen mit Zeichen großer Freude fort. Der Schädel des Lammes wird in der Nähe der Steine an einem Baume aufgehängt, und sein Fleisch wird von den Armen gegessen. Diese Zeremonie wird in kleinerem Maßstabe auch zu andern Zeiten abgehalten. Ist eine Familie in einer Bedrängnis infolge von Krankheit oder Not, so kommen ihre Freunde und Nachbarn zusammen, und ein Lamm wird

[1] Felkin, Notes on the Madi 333—334.

geschlachtet; man hofft dadurch fernere Übel abzuwenden. Dasselbe geschieht auch am Grabe gestorbener Freunde und ebenso bei freudigen Ereignissen, wie z. B. wenn jemand nach sehr langer Abwesenheit heimkehrt[1].

Der afrikanische Aberglaube fehlt bei den Madis nicht. Ein sehr verbreiteter abergläubischer Gebrauch besteht darin, durch Ordalien den Schuldigen zu entdecken. Wird jemand eines Verbrechens angeklagt und er leugnet, so geht er zum Ankläger, und der Streit wird durch ein Ordal geregelt. Ein Ordal besteht darin, daß beide Streitenden eine rote Feder von großem Werte erhalten und durchbeißen müssen. Das gilt als sehr gefährlich, denn nach einigen Wochen wird der Schuldige krank werden und sterben. Nur die, welche ihrer Unschuld ganz sicher sind, wagen das Ordal. Bei einem andern Ordal wird beiden Streitenden ein Samen zu essen gegeben, der dem Schuldigen den Tod bringen wird. Vor allen diesen Ordalien schauen die Männer in die Höhe und rufen feierlich ein unsichtbares Wesen an, es möge den Schuldigen strafen und dem Unschuldigen helfen[2]. Dieses unsichtbare Wesen ist wohl kein anderes als der schon erwähnte Schöpfer aller Dinge, und diese Anrufung beweist, daß ihn die Madis wenigstens dunkel als Beschützer der Unschuld und Bestrafer des Bösen anerkennen und daß er nach ihnen die Herzen der Menschen durchschaut. Ebenso geht der Glaube an die Macht des Gebetes und an die Macht des Schöpfers aus dieser Anrufung hervor.

Sieht man einen Mann ein Unrecht tun und leugnet er es nicht, so fordert ihn die beschädigte Person heraus, und sie kämpfen miteinander, bis der eine stirbt oder übel zugerichtet ist. Zuweilen kommen die Männer des Dorfes zusammen und trennen die Kämpfenden; dann findet eine Art Verhör statt, und der Schuldige wird zur Wiedererstattung an Gütern verpflichtet; er muß z. B. für eine beschädigte Kuh eine Kuh und eine Ziege bezahlen, für eine zerstörte Hütte eine andere Hütte und eine Kuh hergeben usw.

Es gibt in den Dörfern drei Klassen von Menschen, die eine Art höhere religiöse Autorität besitzen: die erste Klasse leitet die Ordalien; die zweite besitzt die Macht, Personen zu richten, die des Mordes oder sonst eines schweren Verbrechens angeklagt sind; die dritte Klasse endlich, vielleicht die mächtigste von allen, besteht aus den Männern, die bei besondern Gelegenheiten die Lämmer töten, wie schon beschrieben wurde.

Wahnsinnige werden gehängt. Fressen Vögel die Leiche auf, so gilt das als Beweis, daß die Person wirklich irrsinnig war; bleiben sie weg, so ist das ein Beweis, daß man sie zu Unrecht getötet hat. Vielleicht wird der Irrsinn in den meisten Fällen als Folge eines Verbrechens angesehen.

Es scheint auch der Glaube an Elfen oder Gespenster (odi) zu existieren. Diese Odis sollen im Boden leben, und man sucht in der Krankheit der Kinder ihre Hilfe zu erlangen. Der weibliche Zauberdoktor untersucht zuerst das Kind, dann zieht er sich an einen abgelegenen Ort zurück und baut ein kleines Hüttchen aus Stöcken und Stroh. Die Mutter und einer ihrer Knaben folgen ihm an diesen Platz. Die Doktorin fleht dann die Odis an, zu erscheinen, gibt aber oft an, sie könnten erst am andern Tage kommen, da sie beschäftigt seien.

[1] Ebd. 336—337. [2] Ebd. 334.

Endlich erscheinen sie, sind aber nur der Zauberin sichtbar, die andern hören sie bloß reden. Gewöhnlich kommen die Odis zu zweien, als Mann und Frau, in größerer Zahl wollen sie nie auf einmal erscheinen. Sie haben menschliche Gesichter und Schlangenleiber. Die Zauberin gibt ihnen zu essen, befragt sie über das Los der Kinder und schüttelt dabei ihre Rassel. Plötzlich sagt sie, die Mutter und das Kind sollten nach Hause gehen und schnell die Türe schließen, dann fällt sie in Krämpfe, gerät in Ohnmacht und geht, sobald sie zum Bewußtsein zurückgekehrt, zum Kinde, betastet es von allen Seiten und erklärt, ob es wieder gesund werde oder nicht. Sie läßt sich dann gut bezahlen.

Der Kannibalismus hat bei den Madis nie existiert, und sie verabscheuen diese bei ihren Nachbarn, den Niam-Niam, früher herrschende Sitte.

Bei den Madis besteht auch das Privateigentum an Grund und Boden. Ein Grundstück kann durch Übereinkommen vom Nachbar erworben werden oder auch dadurch, daß man ein Stück vom Walde urbar macht. Das so erworbene Grundeigentum vererbt sich vom Vater auf den Sohn, und der Häuptling hat kein Recht auf irgend ein Grundstück als auf sein eigenes Grundeigentum. Es bestehen auch Grenzsteine, welche die verschiedenen Grundbesitzungen voneinander trennen.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Moralphilosophie

Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung

von Viktor Cathrein S. J.

Fünfte, neu durchgearbeitete Auflage

Zwei Bände

gr. 8° (XXVIII u. 1398 S.) *M* 20.—; geb. in Leinw. *M* 23.—

Seit langem ein bewährter Führer durch die einschneidendsten sittlichen Probleme, zeichnet sich dieses große Moralwerk durch eine seltene Klarheit aus. In ganz besonderer Weise versteht es Cathrein, die zahlreichen sogenannten modernen Fragen nach Ursprung, Ausbreitung und Bedeutung zu erklären.

„Die umfassendste und zeitgemäßeste wissenschaftliche Darlegung der gesamten sittlichen Ordnung, die wir von einem katholischen Philosophen besitzen, Viktor Cathreins S. J. kompendiöse ‚Moralphilosophie', hat nun bereits die fünfte Auflage erreicht, ein augenscheinlicher Beweis dafür, wie sehr dieses ausgezeichnete Werk bei aller systematischen Gedankenentwicklung auch die fesselndste Wohllesbarkeit und Verständlichkeit zu wahren weiß. Als sein größter Vorzug erweist sich bei eindringenderer Lektüre immer wieder die folgerichtig durchgeführte Prinzipienklarheit. . . ." (Hochland, München 1911/1912, 3. Heft.)

„. . . Klarheit der Darstellung, Gründlichkeit der Beweisführung, ein gewisser irenischer Zug, der durch das Ganze geht, Berücksichtigung der neuesten Bewegungen und Streitfragen, eine angenehme Wärme und Frische bei aller Wissenschaftlichkeit, gelegentliche Ausblicke auf die Ethik der Offenbarung, ohne den philosophischen Standpunkt des Buches zu verlassen — sind Charakterzüge, die das Werk zu einem erstklassigen stempeln. Weitere Kreise machen wir auf die trefflichen Kapitel über Bestimmung des Menschen mit Glückseligkeitslehre, das Gewissen, das Moralprinzip, den Sozialismus, das Eigentumsrecht, Staat, Kirche und Schule aufmerksam. Die neueste Auflage bringt manche Umarbeitungen, Ergänzungen, Tilgungen einzelner Einseitigkeiten, Stellungnahmen zu neuesten Kontroversen usf." (Schweizerische Kirchenzeitung, Luzern 1911, Nr 33.)

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Viktor Cathrein S. J.

Philosophia moralis in usum scholarum. Editio octava. (Cursus philosophicus, pars VI.) 8° (XVIII u. 520 S.) *M* 4.80; geb. in Leinwand *M* 5.80

Recht, Naturrecht und positives Recht. Eine kritische Untersuchung der Grundbegriffe der Rechtsordnung. Zweite, beträchtlich vermehrte Auflage. 8° (VIII u. 328 S.) *M* 4.—; geb. in Leinwand *M* 4.60

Die katholische Weltanschauung in ihren Grundlinien mit besonderer Berücksichtigung der Moral. Ein apologetischer Wegweiser in den großen Lebensfragen für alle Gebildete. Dritte und vierte, durchgesehene Auflage. 8° (XVI u. 582 S.) *M* 6.50; geb. in Leinwand *M* 7.50

Der Sozialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. Zehnte, bedeutend umgearbeitete und vermehrte Auflage. (21. bis 23. Tausend.) 8° (XVIII u. 520 S.) *M* 4.50; geb. in Leinwand *M* 5.20

Religion und Moral oder **Gibt es eine religionslose Moral?** Zweite, vermehrte Auflage. 8° (X u. 212 S.) *M* 2.40; geb. in Leinwand *M* 3.20

Inhalt: I. Zur Geschichte der unabhängigen Moral. — II. Verhältnis von Moral und Religion vom christlichen Standpunkt. — III. Unhaltbarkeit der unabhängigen Moral.

Durch Atheismus zum Anarchismus. Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart. Allen, denen ihr Christentum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet. Zweite, erweiterte Auflage. 12° (VIII u. 194 S.) *M* 1.40

Glauben und Wissen. Eine Orientierung in den religiösen Grundproblemen der Gegenwart für alle Gebildeten. Vierte und fünfte, bedeutend vermehrte Auflage. 8° (X u. 306 S.) *M* 3.—; geb. in Leinwand *M* 3.60

Kirche und Volksschule, mit besonderer Berücksichtigung Preußens. 12° (IV u. 182 S.) *M* 1.20

Die Grundbegriffe des Strafrechts. Eine rechtsphilosophische Studie. 8° (VIII u. 172 S.) *M* 2.—

Die Frauenfrage. Dritte, umgearbeitete Auflage. (Die soziale Frage, 17. Heft.) 8° (VIII u. 240 S.) *M* 2.40; geb. in Leinwand *M* 2.90

Das Privatgrundeigentum und seine Gegner. Eine kritische Auseinandersetzung mit den agrarsozialistischen Theorien von Emile de Laveleye und Henry George. Vierte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Die soziale Frage, 5. Heft.) 8° (VIII u. 162 S.) *M* 1.60; geb. in Leinwand *M* 2.—

Die englische Verfassung. Eine rechtsgeschichtliche Skizze. (15. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8° (IV u. 124 S.) *M* 1.60

Die Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen. Eine staatsrechtliche Abhandlung. (21. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8° (IV u. 148 S.) *M* 1.90

Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik Herbert Spencers. gr. 8° (XII u. 146 S.) *M* 2.—

(Auch 29. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".)

Aktenstücke betreffend den preußischen Kulturkampf, nebst einer geschichtlichen Einleitung. Von Nikolaus Siegfried (Viktor Cathrein S. J.). gr. 8° (CXII u. 442 S.) *M* 4.50

170.9
C.287

182

CAHEIN, V.

AUTHOR

Die Einheit Des Sittlichen Bewusztseins Vol I.

TITLE

DATE LOANED	BORROWER'S NAME	ROOM NUMBER
	DONNELLY	

182